DEUTSCHE RUNDSCHAU

...




THE PENNSYLVANIA STATE UNIVERSITY
1855

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band C. -101.

(Juli — August — September 1899.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. C. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.


THE PENNSYLVANIA STATE UNIVERSITY
Library

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertsten Bande (Juli — September 1899).

(Fortsetzung umstehend.)

Das Vermächtniß der Tante Susanne.

Von

Isolde Kurz.

[Nachdruck untersagt.]

Das kleine Städtchen, wo ich meine Kindheit verbrachte, wimmelte von wunderlichen Originalen.

Eines der auffallendsten war das alte Fräulein Susanne Gutbrot, pensionirte Lehrerin an der Mädchenschule, eine Gestalt von so beängstigender Häßlichkeit, daß sie noch Jahre lang, nachdem ihre Leiblichkeit schon vom Erdboden verschwunden war, als böser Geist durch meine Träume schlich.

Sie hatte ein Gesicht, das fast nur Nase war, dünnes, weißes Haar, ein graues, stachliges Schnurrbärtchen und pflegte im Gehen mit einer tiefen, rauhen Stimme vor sich hin zu brummen. Sommer und Winter trug sie ein schmieriges, schwarzseidenes Fransentüchlein um den Kopf und einen verschossenen, türkischen Shawl um die Schultern, beides sorgfältig nach hinten ins Dreieck gelegt, so daß sie, vom Rücken gesehen, einer wandelnden geometrischen Zeichnung glich.

Im Herbst und Frühjahr sah man sie häufig an Hecken und Zäunen hinstreichen und eifrig das ausgejätete, liegen gebliebene Unkraut in ein Körbchen sammeln. Mit diesem Unkraut bepflanzte sie einen kleinen Fleck Erde vor der Stadt, den sie ihren Garten nannte. Es war nur ein Stück umgeschortes Wiesenland von wenigen Schritten im Geviert, an einem Feldweg gelegen und von einer Berberitzenhecke umzäunt, die eine rohe Lattenthür abschloß. Ein Cornelkirschbaum stand darin, dessen säuerliche Früchte — in dortiger Gegend Dürrlitzen genannt — ihr immer von der Schuljugend weggenascht wurden, bevor sie ganz ausreiften. In diesem mit der Schere ganz unbekannten Gehege, das aus unregelmäßigen Beeten und schmalen, grasdurchwachsenen Kieswegen bestand, sproßte ein Wirrsal von Nesseln, Knöterichen, Wegwarten, der rothe Fuchsschwanz wucherte massenhaft, fast mannshoch stand der giftige Eisenhut, wilde Malwen und kleine, unschuldig lächelnde Stiefmütterchen krochen über alle Wege, denn Niemand hinderte diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, sich ganz nach ihrem Belieben auszubreiten.

Wenn Jemand die Alte beim Sammeln dieser Auswürflinge anredete, so stieß sie heiser heraus:

„Die Menschen sind ungerecht — ja ungerecht —“ als ob sie eine ganz neue Wahrheit ausspräche.

Hielt man ihr dann vor, daß das Alles nur Unkraut sei, so wurde sie zornig und antwortete:

„In der Botanik gibt es kein Unkraut, es sind Pflanzen wie andere —“ und ging weg, indem sie unverständliche, aber keinesfalls schmeichelhafte Reden vor sich hin murmelte.

Man sah sie stets allein, denn sie haßte Alles, was Menschenantlitz trug, und ihren Verwandten, deren noch verschiedene im Städtchen lebten, wich sie auf Straßenweite aus. Nur der Tod vermochte sie auszusöhnen mit aller Creatur, denn so oft Jemand starb, sei es Mann, Weib oder Kind, folgte Susanne Gutbrot in einem dreieckigen, schwarzen Kaschmir dem Geleite und stand mitten unter den Leidtragenden am offenen Grabe. War's Neugier, Schadenfreude oder wollte sie dadurch ausdrücken, daß zwischen ihr und ihren Mitmenschen nichts gemeinsam sei als die Vergänglichkeit? Ich weiß es nicht; ihr Erscheinen bei diesen Anläßen war jedenfalls eine so bekannte Gewohnheit, daß sie keiner Seele zu denken gab.

Ein gegenseitiges tiefes Mißtrauen herrschte zwischen der Jugend und dieser verbitterten Gestalt. Sie lauerte hinter ihrem Zaun und schlug nach uns mit Stecken, sobald eine Hand sich nach ihren Berberitzen ausstreckte; wir dagegen warfen ihr im Vorbeigehen Steine in ihre Unkrautrabatten und rissen aus ihrem Zaun die Latten weg.

Weshalb wir diesen Krieg mit ihr führten, hätten wir selbst nicht zu sagen vermocht. Der Hang, das wunderliche Fräulein Gutbrot zu quälen, war uns schon von der vorhergegangenen Generation vererbt. Wir wußten nichts von ihr, als daß sie eben immer da gewesen war in ihrem schwarzen Fransentüchlein und dem verschossenen türkischen Shawl, daß sie von jeher mit den Kindern auf schlechtem Fuß gestanden, und daß wir nur ein verjährtes Recht brauchten, indem wir ihr öffentlich Grimassen schnitten und ihr heimlich ihre Beete ausrauften oder ihre Dürrlitzen aufaßen, bevor sie reif waren.

Erst als ich herangewachsen war und man dieser seltsamen Gestalt schon lange nicht mehr in den Straßen begegnete, erkundigte ich mich einmal näher nach dem absonderlichen alten Wesen.

Da erfuhr ich, woran ich nie gedacht hatte, daß die alte Susanne Gutbrot einmal jung gewesen war und nicht nur jung, sondern auch hübsch, ja geradezu das hübscheste Mädchen der Stadt. Aber ein lächerliches Mißgeschick, das von den Uebelwollenden ausgebeutet und immer aufs neue in das Gedächtniß der Menschen zurückgerufen wurde, hatte ihr ganzes Leben vergiftet.

Sie war als Waise bei ihrem Halbbruder, dem Kaufmann Christian Gutbrot, aufgewachsen, der sie ihrer flinken Manieren und ihres guten Kopfes wegen gern im Laden verwendete. Dabei hatte sie Zeit, zwischen der Bedienung der Kunden Romane aus der Leihbibliothek zu lesen, die sie unter

dem Ladentisch versteckt hielt. Die paar tausend Gulden Capital — man rechnete damals noch nach Gulden —, die ihr von Muttersseite gehörten, steckten im Geschäft und hätten ihr im Fall ihrer Verheirathung herausbezahlt werden müssen, was Herr Christian Gutbrot und seine Gattin Auguste, eine böse Sieben, durchaus nicht für sehr eilig hielten.

Susanne aber dachte über diesen Punkt anders. Ein junger Provisor an der Volksschule, den sie von der Tanzstunde her kannte, hatte ihr Herz gewonnen, und beide suchten eifrig Gelegenheit, einander zu sprechen.

Dem Kaufmann fiel der starke Bedarf des jungen Provisors an Mandelseifen und Malzbonbons auf, und er fand es räthlich, seine Schwester vom Ladentisch zu entfernen.

Aber erfinderisch, wie Liebende sind, wußte das Pärchen sich zu helfen. Zwischen des Provisors hohem Dachstübchen und der Speicherluke des Gutbrot'schen Hauses begann ein Verkehr, der bei den Nachbarn nicht unbemerkt blieb. Schräg über ein Gewinkel von Innenhöfen und niedrigeren Dächern wanderten an einem Bindfaden, der unter unsäglichen Schwierigkeiten an beiden Endstationen befestigt worden war, Briefe, Blumen und andere Liebeszeichen hin und her. Als aber die jungen Leute ihre Unvorsichtigkeit noch weiter trieben und eine nächtliche Zusammenkunft über den Dächern ins Werk setzen wollten, ereignete sich die verhängnißvolle Katastrophe.

Der Provisor sollte, wie es scheint, auf Katzenwegen von dem anstoßenden Dachvorsprung eines Nachbarhauses aus die Bodenluke erklimmen; aber es war dabei ein, wenn nicht hoher, so doch steiler Giebel zu übersteigen, wo er den Muth verlor. Er blieb, vom Schwindel gepackt, stecken und stieß ein jämmerliches Hülfegeschrei aus, das die schlafenden Nachbarn aus den Betten trieb. Der unglückliche Romeo mußte unter allgemeinem Halloh mit einer Feuerwehrleiter herabgeholt werden. Er schützte freilich vor, daß er an Mondsucht leide und im Schlafwandel sich auf den Dachfirst verstiegen habe, aber man glaubte ihm nicht; denn Viele wollten im Mondschein das tapfere Susannchen an der Dachluke erkannt haben, wie sie sich anschickte, ihrem furchtsamen Liebhaber zu Hülfe zu kommen.

Die Nachricht von diesem Vorfall flog wie Feuer durch die kleine Stadt, der jeder Skandal eine hochwillkommene Abwechselung war. Am Morgen strömte Groß und Klein hinter dem Gutbrot'schen Laden zusammen, um den Schauplatz des Ereignisses zu besichtigen. Man zeigte sich unter Gejohle das Dach, an dem der Provisor sich schreiend mit Händen und Füßen angeklammert hatte, und Susanne's Bodenluke, von der noch ein zum Heraufziehen des Ritters angeknüpftes Seil herab hing.

Der Lärm war ungeheuer. Die Familie Gutbrot gebärdete sich wie bei einem Trauerfall. Die Krämerin lief selber von Haus zu Haus, um den Klatsch recht breit zu treten und mit heuchlerischem Gesicht heuchlerische Condolenzen entgegen zu nehmen. Am nächsten Sonntag spielte sogar der Pfarrer von der Kanzel herab auf das große Aergerniß an, daß Susanne vor der ganzen Gemeinde dasaß wie eine Geächtete.

Der Provisor und Susannchen getrauten sich nicht mehr über die Straße, denn wo eins von beiden sich blicken ließ, sang ihnen die Gassenjugend ein plötzlich entstandenes Spottlied nach, das sich bis auf unsere Tage erhielt, nur daß wir seine ursprüngliche Bedeutung nicht mehr verstanden. Es hob an:

„Der Provisor auf dem Dach
Ach, ach, ach!"

und es war ein besonderer Trumpf, dieses „Ach", das bald die Sehnsucht der Liebhaberin, bald die Todesfurcht des Ritters, bald das Gelächter der Zuschauer darstellen mußte, mit immer wechselndem Ausdruck zu moduliren.

Da der Lärm sich nicht beruhigen wollte, beschloß ein Familienrath, die Zerknirschte auf ein ganzes Jahr von der Vaterstadt zu entfernen, und Susannchen wurde in einer Genfer Pastorenfamilie untergebracht, wo sie in sich gehen, zugleich aber auch das Französische gründlich erlernen sollte.

Dieser verfehlte Schritt, zu dem die Verwandten sie drängten, entschied über ihr ganzes künftiges Schicksal. Es saß damals in dem kleinen Städtchen eine heilige Vehme von älteren Frauen, den Müttern heirathsfähiger, aber häßlicher Töchter beisammen, deren Ziel es war, den Ruf und die Zukunft hübscher junger Mädchen zu untergraben. In geheimen Sitzungen, bei Strickzeug und Kaffeetasse, wurden die Opfer ausgewählt, und von dort aus verbreitete sich die Verleumdung durch unsichtbare Kanäle über die ganze Stadt. Diese Vehme saß jetzt zu Gericht über die abwesende Susanne, die durch kein Familieninteresse gedeckt war, und der man ohnehin nicht traute, weil sie für klüger galt als andere; man stellte fest, daß ihr Leben sittenlos und ihr Charakter verwerflich sei. Aus dem einen verunglückten Stelldichein machte man eine gewohnheitsmäßige Liebelei auf dem Dachboden, und der darauf folgenden Abreise gab man durch Achselzucken und halbe Worte die bedenklichste Deutung.

Als Susanne nach einem Jahre zurückkam, etwas abgemagert durch die dürftige Kost und eingeschüchtert von der strengen Behandlung in dem Pastorenhause, tauschte man in der Stadt heimliche Blicke und Winke. Gesprochen wurde nichts, und das Gerücht, das umging, hatte weder Form noch Namen, aber die anderen Mädchen zogen sich von Susanne zurück, und in die guten Familien wurde sie nicht mehr eingeladen. Jeden jungen Mann, der sich ihr zu nähern suchte, schreckte die Vehme durch geheimnißvolle Andeutungen zurück, und wer nicht verstehen wollte, wurde geradezu gewarnt oder erhielt anonyme Briefe. Der Provisor war schon lange aus der Stadt verschwunden, und dieser verdächtige Umstand kam der Verleumdung zu Hülfe. Wenn Einer nur auf der Straße den Kopf nach ihr drehte, so erzählte man ihm die schreckliche Geschichte von dem Stelldichein auf dem Dachboden und brach dann bedeutungsvoll ab, als ob noch viel zu sagen wäre, was man aus Nächstenliebe besser verschweige.

Susanne konnte sich nicht wehren, denn sie wußte gar nicht, welche Gerüchte über sie im Umlauf waren. Um sich in der Achtung der Leute wieder herzustellen, behielt sie die puritanische Haltung bei, die man ihr in dem

Pastorenhaus angewöhnt hatte, und schreckte dadurch die jungen Männer vollends ganz von sich ab, ohne bei den Frauen etwas zu gewinnen; denn nun hieß es: „Sie wird wohl wissen, warum sie Buße thut." oder „Merkt ihr das schlechte Gewissen?" — Die Dummen und Bösartigen, die in der Stadt die Oberhand hatten, hielten den Klatsch aufrecht, und die verständige Minderheit gab sich keine Mühe, ihn zu widerlegen. So blieb Susanne in der Acht, und als sie sich nach vielen vergeblichen Bemühungen, wieder einen Anschluß zu finden, mißtrauisch und verbittert in sich selbst zurückzog, wurden ihr die Leute erst recht aufsässig. Ihr Bruder gab ihr längst kein gutes Wort mehr, und die Schwägerin behandelte sie mit heuchlerischer Sanftmuth wie eine Verirrte, während sie insgeheim die üble Nachrede am Einschlafen verhinderte.

Unter dieser allgemeinen und fortgesetzten Mißhandlung verwandelte sich Susanne's ganzer Charakter: sie wurde scheu und mißtrauisch wie ein Elephant, der aus der Herde ausgestoßen ist, und würgte schweigend die ganze Dosis Gift hinunter, die sie in ihrem späteren Leben tropfenweise wieder von sich gab.

Sobald sie großjährig war, brach sie mit ihren Verwandten, zog allen Vorstellungen zum Trotz ihr Geld aus dem Geschäft und ließ der habgierigen Schwägerin das Nachsehen. Schon damals miethete sie sich in der dürftigen Mansardenwohnung ein, in der sie ihr Leben lang mutterseelenallein ohne Hund, Katze oder Vogel gehaust hat.

Dann kündigte sie im Wochenblättchen an, daß sie die Agentur eines großen Modewaarengeschäfts aus der Residenz übernommen habe, und daß in ihrer Wohnung eine reichhaltige Musterkarte von Kleiderstoffen sowie die neuesten Hutformen zur Ansicht aufgelegt seien. Dies war ein Ereigniß in der kleinen Stadt, denn bisher hatten die Honoratiorenfrauen ihren Bedarf aus dem Gutbrot'schen Ellen- und Kurzwaarengeschäft bezogen, das Jahr für Jahr die gleichen Artikel auf Lager hatte, oder mit ihren Einkäufen auf die große Frühjahrsmesse gewartet, wo ihnen der Ausschuß der Fabriken verhandelt wurde.

Alles, was weiblichen Geschlechtes war, stieg die abgetretene Holztreppe zu Fräulein Gutbrot hinauf, um ihre Musterauslage zu sehen. Auch die heilige Vehme kam und sparte nicht mit freundlichen Reden; denn die Neugier war doch noch stärker als die sittliche Empfindung.

Das Geschäft erforderte eine grenzenlose Geduld, denn die Kunden waren sparsame Leute, und oft, wenn sie alle Muster durchgeblättert und sich umständlich nach Preis und Breite der Stoffe erkundigt hatten, entschlossen sie sich am Ende, mit dem Kauf des neuen Kleides bis zur nächsten Saison zu warten. Doch Susanne blieb immer höflich und dienstfertig, und ihr bittersüßes Lächeln verließ sie nie. Ihr war es nicht um den Gewinn, sie wollte nur das Gutbrot'sche Kurz- und Ellenwaarengeschäft schädigen.

So winzig demnach ihr Erwerb aus den Procenten war, sie setzte es durch, die Zinsen ihres Capitals zurückzulegen, und es blieb nicht unbekannt, daß sie bei ihren Geschäftsreisen in die Residenz zuweilen Papiere ankaufte, die sie auf einer dortigen Bank deponirte.

Als endlich nach Jahren die Stelle einer französischen Lehrerin an der Mädchenschule frei wurde, gab man sie Fräulein Gutbrot, die seit der Genfer Reise für eine Autorität im Französischen galt, und meinte, sie dadurch für das erlittene Unrecht entschädigt zu haben. Denn die Verleumdung war zum Schweigen gekommen, sobald Susanne über die Jahre hinaus war, in denen sie ihr schaden konnte. Seit ihr verblühtes Gesicht keinen Mann mehr anzog, wurde sie wieder mit Achtung gegrüßt, und man erkannte sie für eine Persönlichkeit an, mit der man verkehren konnte, ohne an seinem moralischen Charakter Einbuße zu erleiden. Auch das „Ach, ach, ach" verstummte mit den Jahren, nachdem Susanne unzählige Male den Griff ihres Sonnenschirms an den kleinen Schreiern zerschlagen hatte; wer es noch einmal in Gang zu bringen suchte, der wurde durch heftige Ohrfeigen von Seiten der Eltern oder Lehrer still gemacht.

Aber die zerstörten schönen Jahre konnte man ihr nicht zurückgeben, und ebenso wenig konnte Susanne vergessen, was ihr widerfahren war. Unauslöschlicher Groll und Gram erfüllten jeden Winkel ihrer Seele.

Jeden Abend, wenn ihre Rechnungen eingetragen und ihre Schulhefte corrigirt waren, legte sie sich bei herabgelassenen Rouleaux die Karten und befragte ängstlich das Schicksal, ob noch ein Glück für sie auf Erden blühen wolle. Aber die Tage flossen trüb und gleichmäßig vorüber, wie das Flüßchen vor ihrem Fenster, und Jugend, Hoffnung und Sehnsucht rannen allmählich mit hinab.

Am Ausgang der zwanziger Jahre kam noch eine Art Nachsommer über sie. Der muntere Oberförster, der seiner Frau bei der Auswahl der Hüte und Kleider half, sagte der Einsamen zuweilen ein artiges Wort, und der Principal der Firma, für deren Rechnung sie die Stoffe verkaufte, behandelte sie, wenn sie nach der Residenz kam, mit einer gewissen Auszeichnung. Sie blühte wieder auf und wurde sogar vorübergehend etwas menschenfreundlicher, doch kam auch ihre erzwungene Resignation ins Wanken. Sie hatte mystische Stunden, wo sie sich in einen geheimnißvollen Seelenrapport mit älteren verwittweten Notaren oder hagestolzen Kanzleisecretären hinein träumte. Aber diese hatten nur Augen für die jüngste Jugend und würden Susanne's stille Wünsche sehr anmaßend gefunden haben. Dann schlug das dreißigste, und unerbittlich fiel die Pforte des Paradieses zu. Jetzt wurde ihre Verbitterung zum Menschenhaß.

Es lebte zwar in der Nachbarschaft ein pensionirter Major, der jeden Tag durch ihre Straße ging und sich seit zwölf Jahren mit dem Vorsatz trug, einmal früher oder später um Susanne zu werben; denn es lag auch jetzt noch, wenn sie gerade etwas milder gestimmt war, ein wehmüthiger Schimmer der Jugend über ihr. Der Major war der einzige vorurtheilsfreie Mann im ganzen Städtchen und hatte nie auf die Verleumdung hingehört. Aber leider war er so umständlicher Natur, daß bei ihm zwischen Vorhaben und Ausführung eine unübersteigliche Kluft lag.

Hätte Susanne nur von seinen Gefühlen gewußt, so wäre vielleicht ihre Herbigkeit in etwas gelindert worden, auch wenn der Vorsatz ewig ein Vorsatz

blieb. Aber der Major starb, und Susanne folgte seiner Leiche, ohne von der unwandelbaren Verehrung, deren Gegenstand sie gewesen, jemals eine Ahnung gehabt zu haben. Hoffnungslos und unversöhnlich brütete sie über den Trümmern ihres Lebens.

Zwischen ihr und ihren Schülerinnen wurde ein heimlicher Krieg mit bissigen Redensarten geführt; der Anblick der jungen Mädchen war der alternden Lehrerin ein quälender Stachel, und diese zahlten ihr jede Bosheit mit Zinsen zurück. Susanne's einziger Trost war die Gewißheit, daß auch diese prangenden Blüthen in kurzer Frist hinwelken und einem neuen Mädchenfrühling Platz machen mußten, der dereinst ebenso rücksichtslos über ihre Ansprüche weggehen würde, wie sie selbst mit den ihrigen von diesem anmaßenden Nachwuchs zur Seite geschoben worden war. Mit grausamer Lust beobachtete sie an Anderen die Verwandlung, die sie selber hatte durchmachen müssen, und es war jedesmal ein Fest für sie, wenn eine der Jüngeren unverheirathet in das dreißigste trat.

Der ohnmächtige Haß, der sich in ihr wand und krümmte, verzehrte Alles, was ihr noch von Anmuthsresten geblieben war; sie mergelte bis auf die Knochen ab, ihre Nase zog sich in die Länge, und die Augen verkrochen sich hinter ein Netz von Runzeln. Mit vierzig wuchs ihr das Bärtchen, und mit fünfzig war der Kinderschreck vollends fertig, als den wir alle das Fräulein Susanne Gutbrot gekannt haben.

Die bösen Weiber, denen sie ihr Unglück dankte, waren mit Ausnahme ihrer Schwägerin schon alle vom Leben zerquetscht ins Grab gesunken; ihre Altersgenossen gingen denselben Weg, aber Susanne fuhr fort zu hassen, als ob die Beleidigung von gestern wäre.

Alle fünf Jahre kam eine neue Generation, die in die Geheimnisse der französischen Grammatik eingeführt werden mußte, und Susanne ergrimmte, daß die Welt nicht aussterben wollte. Der bloße Anblick der Kinder erregte ihre Galle, was ihr von den Kleinen durch instinctmäßige Abneigung vergolten wurde.

Sobald sie pensionirt war, gab sie auch ihr Mustergeschäft auf, denn die Concurrenz, die sie ihren Verwandten machte, war schon längst überflüssig geworden. Eine Reihe neuer stattlicher Läden hatte sich aufgethan und die Gutbrot'sche Kurz- und Ellenwaarenhandlung in den dritten oder vierten Rang herabgedrückt.

Susanne schloß sich vor aller Welt in ihrer Mansarde ab. Was sie da trieb, wußte Niemand, und die Menschen fragten auch nicht nach ihr. Wenn man sie vor Gärten und Aeckern stehen und abgeschnittene Stecklinge oder anderes Grünzeug zusammenlesen sah, schüttelte man den Kopf über die närrische Alte und ging vorüber. Erst der Ankauf des Gärtchens machte ihre Mitbürger wieder auf Susanne Gutbrot aufmerksam, und dieser und jener war jetzt der Meinung, die Alte müsse bei ihrer sparsamen Lebensweise doch nach und nach ein ganz hübsches Sümmchen zurückgelegt haben.

Die Frau Steuerrathsschreiberin vertraute es der Frau Cameralverwalterin an, und durch diese kam es unter die Leute, daß das alte Fräulein eine

Capitalsteuer bezahlte, die sie den wohlhabendsten Personen der Stadt nahezu gleich stellte. Neugierige Nachbarinnen machten sich mit Fragen an Susanne heran, und je ängstlicher diese sich ereiferte, daß sie gar kein Geld habe, und über ihre Armuth klagte, desto höher schätzte man insgeheim ihr Vermögen.

Der Familie Gutbrot fiel es jetzt ein, daß es doch nicht christlich sei, die alte, gebrechlich werdende Person so ganz sich selber zu überlassen. Die Schwägerin Auguste, die unterdessen Wittwe geworden war, that den ersten Schritt. Sie schickte ihre Fanny mit einem großen, vom Gärtner gebundenen, in steife Papierspitzen gehüllten Blumenstrauß zu der Tante Susanne und ließ ihr zum Geburtstag gratuliren.

Susanne sah sich die Nichte an, die sie noch gar nicht kannte, denn es war der Nestling des Hauses und lang nach ihrem Zerwürfniß mit der Familie geboren. Sie gewahrte zu ihrer Ueberraschung, daß Fanny ihr selber glich; es war, als habe sie ihr diese röthlichblonden Zöpfe und das weiße, lächelnde Gesicht gestohlen. Da erwachte ihr Ingrimm mit verstärkter Gewalt; sie stellte sich taub, hieß die Nichte nicht einmal sitzen und warf, sobald sie gegangen war, die Blumen in den Straßenkehricht.

Die Schwägerin ließ sich jedoch nicht so leicht abschrecken. Wenige Tage später sah man sie selbst in eigener corpulenter Person keuchend die steilen Treppen zu Susanne's Mansarde hinaufsteigen mit einem Körbchen am Arm, zu dem der Zipfel einer weißen Serviette heraushing, und das angenehm nach süßer Speise duftete. Aber sie erhielt gar keinen Einlaß. Susanne, die mittelst einer am Fenster angebrachten Spiegelscheibe die ganze Straße überblickte, hatte sie von Weitem kommen sehen und in Erkenntniß ihrer Absicht die Thür verriegelt. Als die alte Gutbrot klopfte und zu öffnen suchte, gebärdete sich Susanne wie besessen, sie rannte im Zimmer auf und ab und schrie mit ihrer rauhen Stimme: „Hülfe! Diebe! Man will mich morden!" daß die Hausbewohner zusammenliefen, und Frau Gutbrot genöthigt wurde, unverrichteter Sache abzuziehen.

Darauf ließ Susanne vom Schlosser eine starke eiserne Sperrkette für ihre Thür anfertigen, und diese in dortiger friedlicher Gegend noch ganz unbekannte Vorrichtung erregte allgemeines Aufsehen. So oft künftig Jemand klopfte, legte Susanne ihre Kette vor, öffnete die Thüre einen Zoll breit und behandelte den Ankömmling, den sie nicht sehen konnte, als einen Einbrecher. Besonders wenn Eines aus ihrer Verwandtschaft sie besuchen wollte, tobte sie mit Schimpfreden wie ein böser alter Papagei hinter seinem Käfig. Ueberall sprach man davon, daß Susanne Gutbrot steinreich sei und sich vor Dieben fürchte.

Das Gerede kam auch dem Stadtschultheißen zu Ohren. Dieser war ein noch jüngerer, sehr thatenlustiger Mann, in dem sich natürlicher Fortschrittsdrang und etwas Streberthum dergestalt mischten, daß er die Geschicke der Stadt liebend im Herzen trug und dabei auch sein eigenes Interesse nicht vergaß. Er hatte gleich nach seinem Amtsantritt unter Mitwirkung des Pfarrers, des Oberförsters und anderer Honoratioren einen Verschönerungsverein gegründet, dessen vornehmste Obliegenheit bis jetzt gewesen war,

romantische Waldpfade anzulegen und die schöne Natur mit grün angestrichenen Bänken zu versehen. Aber dem Stadtschultheißen standen die Gedanken höher. Der alte, geschmacklose Röhrenbrunnen, der vor dem Rathhaus stand, war ihm längst ein Dorn im Auge. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, ihn abzureißen und an seiner Stelle einen Monumentalbrunnen zu errichten; daneben sollte der ganze öde Platz, den nur an zwei Tagen der Woche die Stände der Marktweiber zu zieren pflegten, mit Bäumen bepflanzt und in eine öffentliche Anlage verwandelt werden. Von diesem Plane versprach sich der Stadtschultheiß nicht allein die Förderung des Geschmacks und der Bildung unter der Bürgerschaft, sondern auch einen vermehrten Zustrom von Sommergästen nach der kleinen, hochgelegenen Stadt und damit die Hebung des städtischen Wohlstands. Für ihn persönlich knüpfte sich noch die Hoffnung daran, zur Belohnung für außerordentliche Verdienste den Titel eines Bürgermeisters zu erhalten. Doch das Unternehmen, das ein Zusammenwirken aller Kräfte verlangt hätte, stieß in der Stadt auf Widerstand und verursachte auch im Schoße des Verschönerungsvereins eine Spaltung. Ein Theil der Mitglieder, der sich auf so tiefgreifende Veränderungen nicht einlassen wollte, schied aus, an ihrer Spitze der Pfarrer, was der Sache von vornherein einen empfindlichen Stoß versetzte.

Zwar stand der Gemeinderath wie ein Mann zu seinem Oberhaupte, es wurden öffentliche Vorträge und Concerte veranstaltet, deren Ertrag dem Brunnenprojecte zufiel, und das Tagblatt, das an die Stelle des alten Wochenblättchens getreten war, veröffentlichte inspirirte Artikel über die veredelnde Wirkung der Kunst und über die Nothwendigkeit, sich den Nachbarstädten, die ihre öffentlichen Anlagen und Monumentalbauten besaßen, gleichzustellen. Aber eine starke Gegenströmung, die ihren Ursprung im geistlichen Lager hatte, hemmte diese fortschrittliche Thätigkeit. Aus welcher Ursache, war den Tieferblickenden nicht verborgen.

Der Pfarrer strebte schon seit Jahren eine Verschönerung seiner Kirche an, die mit ihren trüben Fenstern und nackten Wänden allerdings ein Unicum an nüchterner Werktäglichkeit war.

Vom Consistorium, dem die Mittel fehlten, war er an die Opferwilligkeit seiner Gemeinde verwiesen worden. So hatte er denn mit Bewilligung des Oberamts eine Sammlung zu Gunsten gemalter Kirchenscheiben veranstaltet und nahm häufig in seinen Predigten Anlaß, von dem würdelosen Zustand des Gotteshauses zu reden und die Anwesenden zu Spenden aufzufordern, wäre es auch nur das kleinste Scherflein. Eine Sammelbüchse war immer an den Sonntagen vor der Kirchenthüre aufgestellt. Aber die Gemeinde, die großentheils arm und schon mit anderen Lasten überbürdet war, nahm des Pfarrers Wort vom „kleinsten Scherflein“ allzu buchstäblich, und seit nun gar die zweite, mit der ganzen Rührigkeit des Stadtschultheißenamts betriebene Sammlung im Gange war, versiegten die Spenden für die Kirchenscheiben mehr und mehr. Weil er dies vorausgesehen, hatte sich der Pfarrer von allem Anfang an dem neuen Unternehmen feindlich entgegengestellt. Zwar kam es nicht zum öffentlichen Zerwürfniß, aber die geistlichen

Waffen trafen im Verborgenen, und mit all seiner Energie konnte es der Stadtvorsteher nicht hindern, daß fromme Seelen an dem geplanten plastischen Brunnenschmuck, der, wie man sich zuraunte, in einer nur halbbekleideten weiblichen Figur bestehen sollte, Aergerniß nahmen und aus der öffentlichen Anlage einen Rückgang der öffentlichen Sittlichkeit prophezeiten.

Die Partei des Stadtschultheißen dagegen kämpfte mit offenem Visier und hatte die Presse auf ihrer Seite. Sie zog das Project der Kirchenverschönerung und besonders die gemalten Scheiben ins Lächerliche und behauptete, solche wären durchaus stilwidrig, da sie dem ganzen Charakter der alten, ehrwürdigen Kirche widersprächen, deren Schönheit gerade in ihrer ernsten, schmucklosen Einfachheit liege. Diese Auslassungen der städtischen Presse übten eine für die Hoffnungen des Pfarrers geradezu verheerende Wirkung aus, denn sie wurden in den Zeitungen der Hauptstadt nachgedruckt und fanden ihr Echo sogar im Landtag, an den das Consistorium, der ewigen Klagen des Pfarrers müde, den Antrag gestellt hatte, die Verschönerung der Kirche aus Staatsmitteln zu bewilligen. Den gedruckten Beweis, daß die Gemeinde mit ihrer Kirche ganz zufrieden war, benutzte die Opposition, um den Antrag mit Glanz zu Falle zu bringen, und der übereifrige Pfarrer erhielt noch obendrein von seinem Consistorium eine Rüge.

Der Streit um Monumentalbrunnen und Kirchenscheiben brannte eben lichterloh, als der unternehmende Stadtvorsteher seine Augen auf Susanne Gutbrot warf. Wenn es ihm gelänge, die alte, mit ihren Anverwandten zerfallene Rentnerin zu einer ausgiebigen Stiftung für das Brunnenproject zu bereden! Bei ihrer „Vergangenheit“, von der sich eine dunkle Sage unter der jüngeren Generation erhalten hatte, konnte man sie von vornherein unter die Vorurtheilslosen rechnen. Und da sie keine natürlichen Erben hatte, mußte ihr eine Gelegenheit, sich das dankbare Andenken ihrer Mitbürger zu sichern, am Ende ganz willkommen sein. Es kam nur darauf an, ihr die Sache im rechten Lichte zu zeigen.

Der Oberförster, ihr Freund von altersher, wurde zuerst ins Treffen geschickt. Er hatte ihr schon vor etlichen Jahren, als er sie einmal beim Unkrautsammeln vor seinem Garten traf, ein paar Ableger von seinen Obstbäumen geschenkt, nach deren Ergehen er sich schicklich erkundigen konnte. Dann begann der alte Jäger sein Wild vorsichtig zu umschleichen. Ob sie schon die neue Aussichtsbank auf dem Schafbühl gesehen habe mit dem schönen Blick ins Lauterthal, die kürzlich von dem Verein dort aufgestellt worden sei? — Nein, Susanne hatte nichts gesehen; sie ging nie weiter als bis zu ihrem Gärtchen. — Das sei schade; die Umgegend mache sich jetzt recht stattlich heraus, und auch das Städtlein dürfe nicht mehr lange dahinter bleiben. So kam er allmählich auf das Brunnenproject.

Susanne hatte wieder von gar nichts gehört, obwohl sie täglich das Amtsblatt las. Also einen großen Brunnen wollte man bauen, wie die in der Residenz, mit fließendem Wasser und einem schönen Weiher rund umher, mit Bäumen eingefaßt und mit Bänken zum Sitzen dabei? — Das sei gewiß ein schöner Gedanke; wo denn aber all das mächtig viele Geld hernehmen? Ob denn der Verschönerungsverein so reich sei?

Leider **nein**, war die Antwort; aber eben darum müssen Alle, die Sinn fürs Schöne **haben**, zusammenstehen, und auch von ihr erwarte man einen Beitrag. Es sei ja an leitender Stelle nicht unbekannt, daß sie ein Stück Welt gesehen habe und über einen hierorts beim weiblichen Geschlecht nicht gewöhnlichen Bildungsgrad verfüge, weshalb von ihr vorausgesetzt werde, daß sie die Bestrebungen des Verschönerungsvereins zu würdigen wisse.

Susanne knurrte geschmeichelt, ließ sich aber auf keine Versprechungen ein.

Jetzt rückte der Stadtschultheiß selber zur Verstärkung heran. Er kannte das alte Fräulein nur vom Ansehen; auf seinen Abendspaziergängen vor die Stadt hatte er zuweilen ihr Treiben hinter der Berberitzenhecke beobachtet.

Als sie eben einmal zwei Gießkannen voll Wasser aus dem nahen Bach über den Weg schleppte, redete er sie leutselig an und lobte ihre Sorge für das kleine Eigenthum, wobei er bemerkte, wenn Alle wären wie Fräulein Gutbrot, so hätte die Obrigkeit nicht so viel Unordnung und Schlendrian zu bekämpfen.

Trotz ihres Menschenhasses war Susanne nicht unempfindlich für die Ehre, die ihr widerfuhr. Wenn sie einmal wollte, konnte sie auch ganz milde und demüthig sein. Sie zog ihre aufgekrempelten Aermel herunter und stand dem Gestrengen geziemend Rede.

Dieser rückte ihr in liebenswürdiger Zudringlichkeit ohne Weiteres auf den Leib. Mit einer Beredsamkeit, die ihn selbst und Andere zu berauschen pflegte, entwickelte er ihr sein Lieblingsthema von dem Einfluß schöner Monumente und Anlagen auf die Volksbildung, und in das Spiel der künftigen Wasserwerke, das er vor ihrem Geiste aufführte, mischte er persönliche Schmeicheleien, die stark mit geheimer Ironie unterlegt waren. Er verstieg sich bis zu der Bemerkung, daß sie Ehrenmitglied des Verschönerungsvereins werden müsse, denn man brauche nicht nur ihre materielle, sondern auch ihre moralische Unterstützung, und was dergleichen Reden mehr waren, die sie mit einem stillen, boshaften Gesicht anhörte. Da sie aber in ihren Antworten dem Stadtschultheißen seine eigenen Meinungen und Behauptungen wieder zu hören gab, erreichte sie, daß der Hochmögende ganz angeregt nach Hause kam und die alte Susanne Gutbrot für eine der gebildetsten und verständigsten Damen erklärte, die er in seinem Leben kennen gelernt habe.

Er setzte über die Berberitzenhecke hinweg seine Belagerung fort. Wenn sie ihn kommen sah, trat Susanne von innen ans Gehege, wie eine Nonne an ihr Sprechgitter; denn das Gärtchen betreten durfte Niemand. Sie sonnte sich in der Auszeichnung, die ihr auf ihre alten Tage erwiesen wurde, und nickte eifrig zu allen Reden des Stadtschultheißen. Nur wenn er geradezu in sie drang, mit ihrem Gelde herauszurücken, schrumpfte sie zusammen und versicherte kläglich, daß man ihr Vermögen in ganz unbegreiflicher Weise überschätze. Sie besitze nur ein ganz geringfügiges Capital von ihren Eltern her und wisse nicht, wovon sie weiter leben sollte, wenn sie diese kleine Summe angriffe.

Auf solche Reden antwortete der Stadtschultheiß nur mit einem Lächeln, denn er kannte die Geheimnisse des Steueramts.

Kaum wurden seine Absichten ruchbar, als auch sein geistlicher Gegner sich zum Wettkampf rüstete. Zwar gehörte Susanne nicht zu den frommen Schafen der pfarrherrlichen Hürde. Seit jenem Sonntag, wo er als junger Prediger in seinem Uebereifer die Unglückliche vor versammelter Gemeinde an den Pranger gestellt hatte, war sie dem Gotteshaus fern geblieben. Sie mied es noch immer, nachdem das Ereigniß und seine Veranlassung längst aus dem öffentlichen Andenken geschwunden waren. Ihr Wegbleiben aus der Kirche war eine verjährte Gewohnheit geworden, die Susanne sogar während ihrer Thätigkeit an der Mädchenschule durchzuführen gewußt hatte. Denn nachdem sie einmal als Original gestempelt und geaicht war, konnte sie sich ungestraft jede Abweichung von der allgemeinen Regel erlauben. Dagegen lief sie, wie bekannt, zu jedem Begräbniß, und in pfarrherrlichen Kreisen neigte man, wenigstens neuerdings, der Ansicht zu, daß die regelmäßige Theilnahme an dieser religiösen Handlung dem ständigen Besuch des Gottesdienstes gleich zu achten sei.

Ein paar fromme Seelen aus der Nachbarschaft trugen Susanne zu, welch gute Meinung man von ihrem Charakter und Wandel im Pfarrhaus hege, und daß dort stets, wenn von christlichen Beispielen die Rede sei, ihrer zuerst gedacht werde. Danach ergab es sich ganz von selbst, daß die Pfarrerin Susanne gelegentlich auf der Straße stellte, um ein paar Worte mit ihr zu wechseln, und daß sich dann auch der Pfarrer einmal hinzufand.

Er versicherte ihr mit väterlichem Ton, daß es seinem Herzen jedesmal eine Genugthuung sei, sie zu sehen; denn man lebe jetzt in einer Zeit, wo alle Guten gegen den neuen, gefährlichen Geist der Weltlichkeit und des Materialismus zusammentreten müssen. Sie gehöre ja auch zur alten Garde und werde doch gewiß keine sittengefährlichen Bestrebungen unterstützen. Ob es denn wahr sei, daß sie einen Beitrag für den Brunnenbau des Verschönerungsvereins gegeben habe?

Susanne konnte mit gutem Gewissen das Gegentheil versichern, denn soeben war die Stadtschultheißin, eine ihrer ehemaligen Schülerinnen, in eigener Person mit der Sammelliste bei ihr erschienen und war zwar nicht wie Susannes Verwandte vor die Thür gesetzt worden, hatte aber die gewesene Lehrerin so taub und unbeweglich gefunden, daß sie unverrichteter Dinge abgezogen war, im Glauben, die Alte sei gar nicht mehr zurechnungsfähig.

Doch blühte auch dem Küster, als er sich im Auftrag des Pfarrers wegen einer Beisteuer für die Kirchenscheiben zu Fräulein Gutbrot begab, kein besseres Glück. Susanne verfügte bei solcher Gelegenheit über eine Verstocktheit und Schwerfälligkeit, die dem Stumpfsinn des Greisenalters täuschend ähnlich sah. Es gab kein Mittel, sich ihr verständlich zu machen. Nicht einmal durch das Gesicht war ihr beizukommen; denn sie hatte stets in solchen Fällen die Brille verlegt und wußte daher auch mit dem Geschriebenen nichts anzufangen. Sobald man aber kein Geld mehr von ihr wollte, kam sie wieder in Fluß und verstand es, die geknickten Hoffnungen gleich aufs Neue zu beleben.

Wie eine ausgelernte Kokette hielt sie die Nebenbuhler am langen Faden. Die Herren vom Comitee des Verschönerungsvereins fingen an, ihr sammt und

sonders den Hof zu machen. Die geistlichen Interessen wurden dagegen mehr vom weiblichen Geschlecht, besonders von ihren Hausgenossinnen, zwei alten Jungfern gleich ihr selbst, vertreten, aus deren Kramladen sie ihren kleinen Bedarf bezog, und die ihr dabei jedesmal die Kirchenscheiben zu Gemüth führten.

Der Nimbus ihres Reichthums und das Beispiel der Anderen zog auch solche an, die gar nichts von ihr zu erwarten hatten, und die nicht einmal etwas bei ihr suchten. So wurde Fräulein Susanne Gutbrot eine der gefeiertsten Persönlichkeiten im ganzen Städtchen.

Seit ihr Weizen blühte, war sie auch viel zugänglicher, so daß jetzt Jedermann an sie heran konnte. Nur aus ihren Gewohnheiten trat sie nicht heraus. Sie blieb trotz der Freundlichkeiten, die ihr Pfarrer und Pfarrerin erwiesen, von der Kirche fern, und ebenso widerstand sie den Einladungen zum Kaffee, mit denen die Frau Oberförsterin sie beehrte.

Damit der Wettlauf um ihre Gunst nicht erlahmte, ließ sie sich gelegentlich vernehmen, sie sei alt, sie habe keine Erben; wenn sie einmal sterbe, so wisse sie jetzt wenigstens, wem ihr Geld lassen. Nur etwas Baares durfte man nicht von ihr verlangen, sonst fiel sie in einen weinerlichen Ton. Man solle doch Geduld haben, sie werde es ja so nicht mehr lange treiben; wenn sie todt sei, werde man sehen, wie sie an ihrer Vaterstadt gehangen und nur für Andere gespart und gedarbt habe.

Mit solchen Reden erzielte sie schon deshalb einen Eindruck, weil man sie ihrem Aussehen nach für bedeutend älter halten mußte, als sie war. Und nebenbei erkundigte sie sich immer heimlich, aber an Stellen, wo es weitergesagt wurde, nach einer sicheren Geldanlage in Staatspapieren.

Unterdessen waren auch ihre Verwandten nicht müßig. Ihr Neffe Albert, der jetzt das Gutbrot'sche Kurz- und Ellenwaarengeschäft führte, hatte dem Fiasco seiner Mutter und Schwester zuerst ganz ruhig zugesehen, denn bei seiner phlegmatischen Gemüthsart hielt er es gar nicht für möglich, daß das Vermögen der Tante Susanne, deren natürlicher Erbe er war, in fremde Hände fallen konnte. Erst als er die Anstrengungen sah, die von anderer Seite gemacht wurden, überzeugte er sich, daß Gefahr im Verzuge war, und eines Tages stieg auch er langsam und gewichtig die drei Treppen zu Susanne's Wohnung hinauf, um sich der Tante in Erinnerung zu bringen.

Albert war ein Kind von sechs Jahren gewesen, als Susanne das Haus verließ, und sie hatte damals den feisten, rothwangigen Jungen gut leiden können. Als er jetzt in ihrem gepolsterten Lehnstuhl saß, die Beine von sich gestreckt und die breiten Daumen über einander geschlagen, hatte er fast noch dasselbe feiste, rothe Gesicht und dieselben langsamen Bewegungen wie damals. Eine kleine weiße Schramme auf der Stirn erinnerte die Tante daran, wie sie ihn einst aus dem Arm in das Schuheisen vor der Hausthür hatte fallen lassen. Etwas wie Wehmuth schien sie bei dieser Betrachtung zu überkommen. Sie behandelte ihn nicht mit offener Feindseligkeit wie die Anderen, sondern nur mit einem abwartenden Mißtrauen, das durch sein dickes Fell gar nicht bis in sein Bewußtsein drang. Auch ihre Schwerhörigkeit bildete

für ihn kein Hinderniß, da er ihr nichts zu sagen hatte. Er ließ nur in langen Zwischenräumen einige gemeinplätzliche Reden vernehmen und musterte mit bedächtigen Blicken den aufgestapelten Altjungfernkram. Besonders zog eine messingbeschlagene Schatulle, die auf der Commode stand, seine Augen auf sich, und er wog die zwei Möglichkeiten gegen einander ab: entweder mit dem Inhalt dereinst sein Geschäft wieder in die Höhe zu bringen oder den Handel ganz aufzugeben und sich nur noch mit dem Abschneiden der Coupons zu beschäftigen. Nachdem er eine halbe Stunde in Susanne's Polsterstuhl gesessen, empfahl er sich, aber nur, um schon nach wenigen Tagen mit seiner Gattin Elise wiederzukommen. Diese war eine Auswärtige, deren Anblick die Tante an keine erlittene Unbill erinnern konnte, denn sie hatte das alte Fräulein nie als Kind mit Steinen verfolgt, noch sie als junges Mädchen bei der französischen Grammatik geärgert. Aber erst als die Zwei auf den glücklichen Gedanken kamen, ihr Märzchen mitzubringen, einen drallen, blauäugigen Bengel von drei Jahren, begann das Eis zu thauen.

Tante Susanne setzte ihre Brille auf, um den Großneffen genau zu betrachten, sie wollte ihm sogar ein freundliches Gesicht machen; da aber ihre Gesichtsmuskeln das Lächeln seit lange verlernt hatten, kam nur eine Grimasse heraus, über die der Kleine in lautes Geschrei ausbrach.

Doch die Mutter beschwichtigte ihn mit einem Stück Kandelzucker, und beim nächsten Besuch ließ er sich sogar durch einen Apfel bewegen, eine halbe Minute auf dem Schoß der Großtante zu sitzen. An diesem Tage fiel ein Sonnenblick in das verknöcherte Herz der Alten, und als sie mit runzligen Fingern die glatten, runden Wänglein des Kindes streichelte, verspürte sie ein Behagen, das ihr selber unverzeihlich erschien. Wenn Märzchen von nun an mit seinen Eltern kam, fand er immer schon einen Apfel, der auf ihn wartete, und den er nach einem stillschweigenden Uebereinkommen auf dem Schoß der Tante Susanne verzehrte.

Von dieser Annäherung war es nur noch ein Schritt bis zur völligen Aussöhnung. Es gab ein Friedens- und Freudenfest, als Susanne nach beinahe vierzig Jahren zum erstenmal wieder den Schauplatz ihrer Kindheit betrat. Im Hause war noch Alles, wie sie es damals verlassen hatte, nur etwas herabgekommen und unordentlich. Der Ladentisch, hinter dem sie die Malzbonbons zu verkaufen pflegte, stand an der alten Stelle, Kisten versperrten wie damals das Magazin, aber sie waren verstaubt und leer, und allenthalben roch es nach Dürftigkeit. In Susannes einstigem Schlafstübchen unter dem Giebel ging der Schatten ihrer eigenen Jugend in Gestalt der blonden Fanny aus und ein.

Zwischen Frau Gutbrot senior und ihrer Schwiegertochter herrschte ein etwas gespanntes Verhältniß, weshalb die zwei Parteien genöthigt waren, getrennte Wirthschaft zu führen. Aber in Gegenwart der Tante Susanne war Alles Eintracht und Liebe. Wenn sie erschien, war auch gleich ihre Nichte Fanny da und half bei der Aufwartung, denn die Gutbrot'schen griffen sich mächtig an, um die Tante Susanne zu ehren. Selbst die verwittwete Krämerin schleppte ihre Corpulenz herunter in den ersten Stock und redete

seufzend von den schönen Zeiten, wo sie mit ihrem Seligen und ihrer lieben Susanne so glücklich hier zusammen gehaust hatte.

Es versteht sich, daß jetzt auch in Susannes eigenem Haus die Schranke fiel, und daß die Sperrkette völlig außer Gebrauch kam. Es verging kaum mehr ein Tag, an dem nicht das eine oder das andere ihrer Angehörigen mit einem Körbchen am Arm oder einer verdeckten Schüssel ihre Treppen heraufstieg. Bald gab es einen Topf Eingemachtes von der Schwägerin, bald ein Gebäck Elisen's zu versuchen. Fanny stickte ihr Pantoffeln und Brillenfutterale, und an den Sonntagen aß Susanne regelmäßig in der Familie. Wenn ihre guten Freunde sie besuchen wollten, so fanden sie die Alte von ihren Verwandten wie von einer Leibwache umgeben, und an ein Gespräch über Stadtbrunnen oder Kirchenscheiben war nicht mehr zu denken.

Doch auch für die Angehörigen war der Verkehr mit dem alten Fräulein nicht leicht. Was man ihr mittheilen wollte, das mußte ihr mehrmals in die Ohren geschrieen werden, und dann gab sie meist noch eine verkehrte Antwort. Natürlich nahm man sich bald nicht mehr vor ihr in Acht, und es fielen häufig Bemerkungen, die nicht für ihre Ohren berechnet waren. Besonders Fanny, die eine spitze Zunge hatte, ließ ihrer Spottsucht den Lauf, wozu das Aussehen der Tante, ihr Unkrautgärtlein und vor Allem ihr Geiz immer reichlichen Anlaß gaben. Denn die Alte nahm zwar Alles an, was man ihr brachte, und speicherte es in ihren Schubladen auf, aber sie gab niemals auch nur stecknadelsgroß dagegen. Märchen allein bekam regelmäßig seinen Apfel, aber in weitere Unkosten stürzte sie sich auch um seinetwillen nicht.

Sich selber gönnte sie freilich ebenso wenig. Sie lebte noch genau so sparsam wie zu Anfang, sie ließ sich das Essen aus einem nahen Wirthshaus holen, wusch selber die Teller auf und trug noch immer das gleiche schmierige Fransentüchlein auf den schneeweißen Haaren.

Auch sonst behielt sie ihre alten Gewohnheiten bei. Sie legte sich noch immer nach dem Abendessen ihre fettgewordenen Karten, um die Zukunft zu befragen, und wenn ihre Nichte sie bei dieser Beschäftigung fand, gab es regelmäßig für die Umstehenden einen Riesenspaß.

Das junge Mädchen sah ihr über die Schulter und sagte, ohne die Stimme zu erhöhen:

„Ist der Bräutigam schon unterwegs, Tante Susanne?"

„Was sagst Du, Fanny?"

„Ich frage, ob die Karten gut stehen?" schrie nun diese aus vollem Halse.

„Ich hörte doch etwas von ‚unterwegs'," sagte die Tante mißtrauisch.

„Ich fragte, ob heute keine schlechten Karten um den Weg sind," schrie die Nichte abermals.

„Freilich, die da, die schwarze, war mir immer im Weg." Dabei zeigte sie auf Piquedame und schoß zugleich einen tückischen Blick nach der schwarzgekleideten Schwägerin.

„Sie wird eifersüchtig auf Dich sein, alte Vogelscheuche," antwortete das Mädchen wieder mit seiner natürlichen Stimme und setzte unter dem heim-

lichen Kichern der Anderen diese Posse fort, bis Susanne ihr Spiel zusammenpackte und ärgerlich sagte:

„Es geht nicht auf. Soll ich Dir die Karten legen, Fanny?"

Nun reckte Alles die Hälse. Susanne breitete ein neues Spiel aus, legte mit unendlicher Geduld die Karten von rechts nach links und von links nach rechts und orakelte dabei von einer Heirathsaussicht, der noch Schwierigkeiten im Wege stünden. Aber gewöhnlich kamen die glücklichen Rothen dazwischen und brachten eine große Erbschaft oder einen Geldbrief, wodurch sich Alles nach Wunsch gestaltete.

„Wenn nur die Tante wollte," pflegte alsdann die alte Krämerin, die nicht die Zartfühlendste war, zu äußern, „so hätten wir bald eine Hochzeit im Hause."

Es verkehrte seit einiger Zeit ein eleganter junger Assessor in der Familie, der der hübschen Fanny die Cour machte und offenbar nur auf den Tod der Tante wartete, um sich zu erklären. Fanny war über Hals und Kopf in des Assessors feine Wäsche und gewandte Manieren verschossen und wollte von keiner anderen Partie etwas wissen. Tante Susanne fragte häufig in wohlwollendem Tone nach ihm, als ob sie die jungen Leute in ihren Hoffnungen bestärken wollte. Deshalb war die alte Gutbrot, die sich in den Assessor mit verliebt hatte, sobald sie der Tante unter vier Augen habhaft werden konnte, mit Anspielungen hinter ihr her, daß sie ihrer Nichte noch zu Lebzeiten eine Mitgift aussetze — Anspielungen, die trotz ihrer Deutlichkeit nie verstanden wurden.

Nur Frau Elise verstand sie und lebte in beständiger Furcht, Fanny könnte bei der Theilung vor ihrem Bruder bevorzugt werden. Daher lag sie immer auf der Lauer, um ihre Schwiegermutter nicht mit Susanne allein zu lassen, und wenn sie diese der Alten schönthun sah, äußerte sie halblaut in bissigem Ton:

„Meint Ihr, wir haben für Euch die Kastanien aus dem Feuer geholt?"

Susanne mit dem Strickzeug in der Hand ließ gute und böse Reden über sich hinweg gehen. Sie saß hinter ihrer Brille, ihren Runzeln und ihrer Schwerhörigkeit wie hinter einer dreifachen Schanze und beobachtete still.

Der Einzige, der in seinem Verkehr mit der Tante Susanne einen Schein von Uneigennützigkeit wahrte, war ihr Neffe Albert. Er lachte auch niemals mit, wenn Fanny ihre Späße machte; sein feistes unbewegliches Gesicht war gar nicht im Stand, eine humoristische Regung auszudrücken. Auf diesem Gesicht ruhten die Augen der Tante Susanne oft mit einem forschenden Ausdruck.

Das Innere der Tante Susanne durchschaute Keiner. Man wußte nicht, wen sie bevorzugte, noch wer ihr mißfiel, man wußte überhaupt nicht, was in ihr vorging.

Oft schien es, als ob sie mißtrauisch die Mienen ihrer Anverwandten beobachte und tückische Gedanken spinne; dann wieder saß sie da, als könnte sie kein Wässerlein trüben. Mitunter konnte man glauben, es mache ihr ein boshaftes Vergnügen, die Leute sich blau schreien zu lassen; denn es kam vor, daß sie sich ein und dasselbe Wort ein halbes Dutzend Mal wiederholen ließ, ein andres Mal aber, als Fanny mit ihrer natürlichen Stimme gegen Dritte eine gleichgültige Bemerkung gemacht hatte, drehte sie sich um und sagte: „So!"

„Hast Du mich denn verstanden, Tante?“ fragte Fanny verblüfft.

„Ja freilich, bei Ostwind verstehe ich Alles,“ antwortete Susanne gelassen.

Fanny wurde roth und blaß, denn sie wußte nicht, ob sie nicht auch zuweilen bei Ostwind eine ihrer impertinenten Bemerkungen gemacht hatte; aber das runzlige Gesicht der Alten blieb undurchdringlich.

Die viele Pflege, die sie jetzt genoß, schlug ihr sichtlich an, ihre Gesundheit besserte sich, und sie sah zuweilen aus, als könnte es ihr einfallen, achtzig Jahre alt zu werden.

Eines Tags, als Märchen allein bei ihr in der Mansarde saß, hörte der Kleine plötzlich zu spielen auf und sagte:

„Tante!“

„Was willst Du, Märchen?“ fragte sie.

„Wann wirst Du denn abkratzen, Tante?“

„Was verstehst Du unter Abkratzen, liebes Märchen?“ fragte die Tante, indem sie herzutrat.

Das Kind sah sie mit starren Augen an und vermochte keine Erklärung zu geben. Endlich sagte es:

„Papa hat neulich gesagt: Wann wird denn die alte Schachtel einmal abkratzen?“

Der Apfel, den die Tante soeben vom Schrank herunter gelangt hatte, wanderte wieder unter den Vorrath zurück.

„So, so,“ sagte sie mit ihrem boshaften Lächeln und sah den Kleinen aufmerksam an, um in dem kindlichen Gesicht die ihr so tief verhaßten Gutbrot'schen Familienzüge zu suchen.

„So, so,“ wiederholte sie noch ein paar Mal ganz befriedigt, wie wenn sie etwas sehr Angenehmes vernommen hätte. Es war, als wäre sie durch Märchens Mittheilung erst so recht mit sich selber in Harmonie gesetzt worden.

„Wird es Dir nicht leid thun, Märchen,“ fragte sie dann im freundlichsten Ton, den sie aufbringen konnte, „wenn die schwarzen Männer Deine arme alte Tante auf den Kirchhof tragen?“

Doch der Kleine zeigte keinerlei Bewegung, sondern fragte begierig dagegen:

„Nimmst Du alle Deine Sachen mit, wenn Du in dem schwarzen Koffer auf den Kirchhof fährst?“

„Jawohl, alle,“ antwortete die Tante.

Am Morgen nach jenem Gespräch legte Tante Susanne ihren schwarzen Kaschmir an und fuhr in die Residenz.

Als sie von dort zurück war, änderte sie ihre ganze Lebensweise. Sie nahm ein Dienstmädchen, richtete sich eine Küche ein und ließ das Essen nicht mehr tragen, sondern kochte selbst. Auch ein neues Fransentüchlein nebst einem guten warmen Castormantel hatte sie mitgebracht, und — worüber ihre Bekannten fast auf dem Kopf standen — sie hatte sich in der Residenz beim ersten Photographen photographiren lassen; in ganz großem Cabinetformat, mit ihrer langen Nase und ihrem Bärtchen, mit Shawl und Fransentüchlein, den Regenschirm in der Hand stand sie da, wie sie leibte und lebte. Sie zeigte

das Bild Jedem, der es sehen wollte, und erzielte damit im ganzen Städtchen einen unerhörten Heiterkeitserfolg.

Nur der Familie Gutbrot verging das Lachen. Sie rechneten sich aus, was alle diese Neuanschaffungen gekostet hatten, und jammerten laut über die Extravaganzen der alten Närrin; „denn," sagten sie, „es geht ja Alles vom Unsrigen." Die Frauen lagen ihrem Albert in den Ohren, daß er die Verschwenderin unter Curatel stellen lasse, bevor sie ihr Geld vollends gar für die Hirngespinnste des Verschönerungsvereins oder für die Erfüllung pfarrherrlicher Wünsche verplempere. Und da Albert der unvernünftigen Forderung seinen passiven Widerstand entgegensetzte, kehrten die Drei, die ohnehin von seiner Energie nicht die günstigste Meinung hatten, ihre ganze Galle gegen ihn und redeten von dem Familienhaupt nur noch als „Dummerjahn" und „Schlafmütze".

Unter Susannen's Bekannten wollte man ganz bestimmt wissen, daß ihr jetzt noch zu all' ihrem Reichthum hin eine große Erbschaft zugefallen sei. Die jüngeren Leute, die weiter gar nichts von ihr wußten, als daß sie einen Flecken in ihrer Vergangenheit und sehr viel Geld habe, brachten diese beiden Dinge mit einander in Verbindung und erzählten, der Besitzer jener Firma, deren Agentur sie innegehabt, sei in früheren Jahren ihr Geliebter gewesen und habe sie bei seinem Tode zur Universalerbin gemacht.

Sie selber ließ sich auf keine Erklärung ein; sie sagte bloß, wenn ihr Jemand auf den Zahn fühlen wollte, sie sei jetzt, Gottlob, so gestellt, daß sie sich etwas erlauben dürfe.

Aber die Aenderung all' ihrer Lebensweise kam ihr schlecht zu statten, und noch hatte sie es nicht lange so getrieben, als es mit ihrer Gesundheit bergab ging.

Eines Morgens fand man sie auf einer Seite gelähmt, aber bei klarem Bewußtsein. Sie verlangte, ins Spital gebracht zu werden, doch die Familie widersetzte sich. Der Gedanke an den Arzt und die Krankenschwestern flößte den guten Leuten einen wahren Schrecken ein, und jede Person, die das Zimmer der Kranken betrat, stand bei ihnen im Verdacht der Erbschleicherei. Sie trieben die herbeigeeilten Freunde fast mit Gewalt von hinnen und quartierten sich in einer Kammer der elenden Mansardenwohnung ein, um abwechselnd bei der Kranken zu wachen.

Und das muß man ihnen lassen: was nur die zärtlichste Liebe vermocht hätte, das thaten die drei Frauen für die zänkische alte Tante. Ihre Schwägerin schleppte sie mit Fanny's Hülfe von einem Bette zum anderen und gab ihr löffelweise die Nahrung ein. Aber auch Elise pflanzte sich am Krankenlager auf und war nicht zu vertreiben. Sie köchelte für die Patientin und brachte ihr feine Weine. Und indem Susanne immer die Eine gegen die Andere ausspielte, nährte sie eine stete Eifersucht, die sich zwar in ihrer Gegenwart nur durch den Wettstreit der Aufmerksamkeiten äußerte, aber hinter der Thür des Krankenzimmers oft genug in scharfen Worten und feindseligem Betragen losbrach.

Nur wenn von außen Jemand erschien, um nach Susannen's Ergehen zu fragen, standen die Drei zusammen und wehrten wie Löwinnen jeden Ein-

dringling ab. Keine fremde Hand durfte ihre Patientin berühren, ja sie duldeten nicht einmal die Handreichungen des Dienstmädchens. Den Pfarrer, dessen Besuch sie nicht verhindern konnten, beobachteten sie unter tausend Aengsten und erschwerten es ihm wenigstens durch fortgesetzte Unterbrechungen, von seinen Kirchenscheiben zu reden.

Die Frage, wem Tante Susanne ihren Besitz vermachen werde, beschäftigte die ganze Stadt, am meisten, wie begreiflich, die Familie Gutbrot. Die messingbeschlagene Schatulle, die auf der Commode stand, war das Ziel aller Gedanken und häufig genug der Gegenstand wechselseitiger feindseliger Anspielungen der Verwandten. Keines gönnte dem Anderen sein Theil, und doch mußte, nach den Zinsen zu schließen, die jeden Ersten aus der Residenz eintrafen, das Kapital groß genug sein, um Alle glücklich zu machen. Diese Zinsen schloß Susanne, sowie sie ankamen, eigenhändig in der Schatulle ein, die man ihr vors Bett stellen mußte, und beim Oeffnen konnte man sehen, wie hoch die Schatulle mit Werthpapieren angefüllt war, lauter wohlsortirten einzelnen Päckchen in blauen Umschlägen.

Susanne schwelgte jetzt förmlich in Bosheit und genoß ihre Macht noch einmal aus dem Vollen. Sie war mit nichts zufrieden, klingelte hundertmal des Tags, warf die Kissen auf den Boden, goß die Suppe um, ließ sich auskleiden, ankleiden, vom Bett aufs Kanapee und vom Canapee nach dem Bette tragen, daß ihre Umgebung der Mühsal beinahe erlag. Die alte Gutbrot brach auch wirklich zusammen und wurde selber bettlägerig, aber die Jungen setzten ihren Wettlauf fort, ohne sich um ihre Mutter und Schwiegermutter zu kümmern, die jetzt hülflos zu Hause lag.

Durch die ständige Drohung: „Ich lasse mich ins Spital tragen," erhielt Susanne ihre Pflegerinnen willfährig. Aber nicht nur gepflegt wollte sie sein, sondern auch unterhalten. Sie ließ sich von Elise die Zeitung vorlesen vom ersten bis zum letzten Wort, und Fanny mußte mit ihr Damen ziehen oder die schmutzigen Karten auf der Bettdecke ausbreiten, und sobald das Geringste versehen wurde, gab es die schnödesten Reden.

Dabei durfte man keinen Gegenstand im Zimmer berühren, sonst schrie sie gleich, man wolle sie bei lebendigem Leibe beerben. Das baare Geld nahm sie recht auffällig wieder aus der Schatulle, als ob es dort nicht sicher wäre, und versteckte es unter ihr Kopfkissen. Durch dieses Gebahren machte sie die beiden Wärterinnen so mißtrauisch gegen einander, daß immer eine der anderen auf die Finger sah.

Sie lag wie ein Teufel in ihrem Bett mit ihren Runzeln und ihrer spitzigen Nase, daß, wer sie sah, sich vor ihr fürchtete.

Der Assessor kam täglich, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und brachte ihr Blumen, an denen sie sich zu ergötzen schien.

Da noch eine vorübergehende Besserung eintrat, ließ sie sich eine Krücke anfertigen, mit der sie durchs Zimmer gehen wollte; aber ihre Wärterinnen duldeten es nicht, und vier jugendliche Arme waren immer bereit, sie zu heben und zu stützen.

Eines Tages endlich, als sie sich etwas besser fühlte, begehrte sie ihr Testament zu machen. In aller Stille wurde der Notar mit den Zeugen geholt, und sie bestand darauf, daß auch der Arzt zugegen sei, um die geistige Gesundheit der Erblasserin zu beglaubigen. Denn, sagte sie jeder Partei geheimnißvoll, es müsse bei Zeiten ein Riegel vorgeschoben werden, daß nicht der andere Theil nach ihrem Hingang sich herausnehme, das Testament anzufechten.

Als das vorüber war, schien sie eine große Erleichterung zu empfinden. Sie ließ die Familienmitglieder nach einander vor ihr Bett kommen, dankte Allen und versicherte Jedem einzeln, daß sich die Größe ihrer Dankbarkeit erst nach ihrem Tode offenbaren werde.

Zu Fanny sagte sie:

„Du bist zu edel, ich verdien' es gar nicht um Dich, denn ich habe Dich nie leiden können."

Worauf diese gutmüthig erwiderte: „Ach, Tante, mach Dir doch keine Gedanken darüber," denn ihr eigenes Gewissen war auch nicht rein.

Darauf rief sie Albert und Elise und führte mit diesen die gleiche Scene auf.

Nachdem sie ihre Umgebung noch wochenlang bis aufs Blut gequält hatte, verschied sie einmal ganz plötzlich über ihren Karten.

Ein zahlreiches Geleit folgte ihrer Bahre. Der Verschönerungsverein legte durch die Hand des Oberförsters seiner Gönnerin einen schönen Kranz aufs Grab. Unter den vielen Blumenspenden fiel auch ein sinniges, aus weißen Rosen gebundenes Bouquet des Assessors mit reichen Schleifen auf. Als der Pfarrer am offenen Grabe, wie gewöhnlich, den Lebensgang der Verblichenen erzählte, streifte er schonend über das Mißverständniß hin, das sie eine Zeitlang ihren Mitbürgern entfremdet hatte, und verweilte um so eingehender bei der Darstellung ihrer Tugenden und Verdienste.

„Wie oft haben wir sie hier stehen sehen," sagte er „bei Wind und Wetter, bei Sonne und Regen, in ihrem bescheidenen schwarzen Trauergewand, wenn es galt, einem Mitbürger die letzte Ehre zu erweisen, und ihre Thräne fehlte auch dem Aermsten nicht. Wir werden sie hier nie wieder stehen sehen. Aber freuen wir uns, meine Geliebten, daß wir sie dereinst wiedersehen werden im Glanze, dort, wo die irdischen Gebrechen verschwunden sind und die Seele in fleckenloser Reinheit ihrem himmlischen Bräutigam entgegenschwebt."

Unserem guten Pfarrer war es ohne Zweifel Ernst mit dem, was er sagte; denn der Glanz, in dem er die verewigte Susanne stehen sah, ging von den gemalten Kirchenscheiben aus, die sie ihm noch auf dem Todtenbette vorgespiegelt hatte.

Aber für uns Kinder war es eine schwere Aufgabe, uns die böse, zänkische Alte im weißen Unschuldsgewand mit Flügeln an den Schultern vorzustellen. Ich erinnere mich noch genau des Eindrucks; denn ich war aus Neugier heimlich von Hause weggelaufen, um beim Begräbniß der alten Susanne zuzusehen. Und noch etwas Anderes ist mir ganz lebhaft im Gedächtniß: als die erste Erdscholle, von der Hand des Herrn Albert Gutbrot geworfen, auf Susannen's Sarg niederkollerte, da scholl es wie ein rauhes, polterndes Ge=

lächter aus dem offenen Grabe, und ich lief in hellem Schrecken davon, bevor die Ceremonie zu Ende war.

Einige Tage nach der Beerdigung wurde auf dem Amtsgericht das Testament verlesen. Dasselbe war dem Notar in Gegenwart der Zeugen von der Erblasserin verschlossen übergeben worden, und keine Seele hatte von dem Inhalt Kenntniß. Nur die gesetzlichen Erben waren geladen. Aber eine Anzahl Neugieriger, die durch die Geschwätzigkeit des Amtsdieners den Termin erfahren hatten, drängte sich in den Vorraum ein, und einige von ihnen wußten es bei der mangelnden Aufsicht einzurichten, daß sie hinter der Thür die Verlesung des Testaments mitanhörten. Durch diese verbreitete sich der Inhalt blitzschnell über die ganze Stadt und wurde zu allererst dem Assessor mitgetheilt, der in dem gegenüber liegenden Kaffeehaus die Zeitung las.

Das Testament lautete:

„Ich, Anna Susanna Gutbrot, pensionirte Lehrerin an der Mädchenschule, setze bei voller geistiger Gesundheit nachstehend meinen letzten Willen auf und bedaure nur, daß ich nicht persönlich zugegen sein kann, wenn dieses Schriftstück verlesen wird.

„Nachdem ich mein kleines, von den Eltern ererbtes und durch meine Sparsamkeit verdoppeltes Baarvermögen in eine Rente verwandelt habe, die mit meinem Tode erlischt, wäre ich der Mühe enthoben, noch ein Testament zu machen, wenn ich nicht zum Dank für erwiesene große Liebesdienste einige Legate auszusetzen gedächte.

„Zuvor aber habe ich noch ein Wort mit meinen Mitbürgern und Verwandten zu reden.

„Durch Euren Neid und Geiz, Eure Bosheit und Dummheit habt Ihr mich um meine Jugend betrogen und mein Leben vergiftet. Als ich jung und hübsch war, habt Ihr mich verleumdet und verfehmt. Als ich alt und häßlich wurde, habt Ihr mich verfolgt und verspottet. Weil ich blonde Haare hatte und ein feines Gesicht, wurde ich aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen. Weil ich weiße Haare und eine spitzige Nase bekam, warf man mit Steinen nach mir.

„Ihr Junge werdet sagen: das war lange vor unserer Zeit. Aber das ist mir gleichgültig. Ihr zwitschert ja doch nur, wie Eure Alten gesungen haben, denn Neid und Geiz, Bosheit und Dummheit sind unter Euch unsterblich, sie wechseln nur die Person. Darum habt Ihr meinen Haß in gerader Linie von Euren Eltern geerbt. Ich habe ihn vierzig Jahre lang in mir angesammelt und Zinsen zu Zinsen geschlagen. Vom Haß gegen Euch habe ich mich genährt, wenn ich darbte, und wenn eine Krankheit mich niederwarf, der Haß machte mich wieder gesund. Man hat mir vorgeworfen, daß ich nicht einmal die Thiere liebte, wie es einer rechtschaffenen alten Jungfer zukommt, und es ist wahr: ich konnte sie nicht leiden, weil sie Euch ähnlich sind. In Katzen und Möpsen, in Papageien und Affen sah ich immer Eure Züge und Eure Art. Nur die Pflanzen habe ich geliebt, die stillen, unschuldigen, und am meisten die, von denen ihr nichts wissen wollt. Mein einziges Glück war mein Gärtlein, das Ihr so lächerlich fandet: das Asyl für die verstoßenen Kinder der Pflanzenwelt.

„Ich habe gelebt von der Hoffnung auf eine späte Genugthuung, die ich mir langsam vorbereitet habe, und Eure Habsucht hat sie mir glänzender beschert, als ich erwartete. So wisset denn: die falschen Gerüchte von meinem Reichthum habe ich selber in Gang gebracht. Fragt nur auf dem Steueramt, wo ich Kapitalien fatirte, die ich nie besaß. Uebrigens habe ich Euch nie über meine Vermögensverhältnisse belogen. Man täuscht Euch ja am besten, wenn man Euch die Wahrheit sagt. Euer eigener Geiz hätte es Euch bestätigen müssen, was ich Euch immer wiederholte, daß eine alte, unglückliche Person nicht in der Lage ist, Reichthümer zu sammeln. Aber Ihr seid dumm und blind ins Garn gelaufen, und es war mir ein königliches Vergnügen, mich so in meinen späten Jahren umschmeichelt und umkrochen zu sehen.

„Die Herren vom Verschönerungsverein und der Herr Pfarrer werden es vielleicht nach dem Gesagten verstehen, warum ich für gut fand, mein bißchen Geld einer Leibrentenanstalt zu schenken. An den paar Tagen Wohlleben lag mir nichts mehr, und ohnehin sorgte die späte Zärtlichkeit meiner Verwandten für meine Bedürfnisse. Aber es könnte ja sein, daß die Menschen wirklich durch den Anblick eines schönen Brunnens und gemalter Kirchenscheiben besser würden, und das thäte mir leid. Ich wünsche, daß Dummheit und Bosheit weiter blühen wie bisher, denn ich sehe nicht ein, warum Andere glücklicher sein sollen als ich. Vielmehr hoffe ich zu Gott, daß Ihr fortfahren werdet, Euch gegenseitig all' das Leid anzuthun, das ich Euch von ganzem Herzen wünsche.

„Damit aber doch meine Freunde nicht völlig leer ausgehen, hinterlasse ich dem löblichen Verschönerungsverein meine Photographie, die er aufstellen mag, wo er es für gut findet, und meinen verehrten Seelsorger bitte ich, meine Brille anzunehmen, damit er Menschen und Dinge etwas deutlicher erkennen lernt.

„Zur Bestreitung der Leichenkosten wird die noch vorhandene kleine Baarschaft nebst dem Erlös aus meinen Möbeln genügen.

„Und jetzt zu Euch, meine lieben Angehörigen!

„Mein Gehör, das, Gottlob, immer vortrefflich gewesen ist, hat mich in den Stand gesetzt, Euch gründlich kennen zu lernen. Es freut mich, sagen zu dürfen, daß Ihr Einer des Anderen würdig seid und Keiner unter Euch war, der mich gezwungen hätte, meine Meinung von den Menschen im Allgemeinen und von den Gliedern meiner Familie insbesondere zu ändern.

„Ueber den Rest meiner Habe verfüge ich zu Euren Gunsten wie folgt:

„Die Schatulle, die auf meiner Commode steht, und die Euch Alle so viel beschäftigt hat, soll mit ihrem ganzen Inhalt an meinen Neffen Albert als das jetzige Haupt der Familie übergehen. Doch stelle ich die ausdrückliche Bedingung, daß er die darin befindlichen Papiere nicht zu persönlichen Zwecken, sondern nur in das Geschäft verwenden darf.

„Und damit er sich den Kopf nicht zu zerbrechen braucht, will ich ihm sogleich sagen: er findet in der Schatulle die alten Schulhefte meiner französischen Classe, die ihm zum Einwickeln von Pfeffer und Schnupftabak gute Dienste leisten werden.

„Für die gefällige Elise, seine Gattin, habe ich ein gesticktes Tüchlein ausgesucht, um sich daran den Mund zu wischen.

„Meiner witzigen Nichte Fanny hinterlasse ich mein altes Kartenspiel und wünsche, daß es Ihr einmal an den einsamen Abenden, die nicht ausbleiben werden, die Zeit so gut vertreiben möge wie mir selber.

„Jetzt ist noch meine Schwägerin Auguste zu bedenken, die ich stets als die erste Ursache meines Unglücks betrachtet habe. Ihr wünsche ich zur Vergeltung nichts als ein langes Leben in der Mitte der Ihrigen. Zum Andenken an mich soll sie die Krücke erhalten, die ihr an ihrem Lebensabend nützlicher sein wird als mir, da sie schwerlich so viele Hände bereit finden wird, sie zu heben und zu tragen.

„Auch der Herr Assessor, dessen zartsinnige Aufmerksamkeiten mir so wohl gethan haben, soll nicht vergessen sein. Ich habe eine Strähne meiner Haare für ihn abgeschnitten, die man in meinem Schrank mit den anderen legirten Gegenständen finden wird. Er kann sie zu einem Ringe flechten lassen oder in einem Medaillon auf der Brust tragen — zum dauernden Andenken an die gemeinsam zugebrachten schönen Stunden.

„Mein Gärtlein aber vermache ich den Schmetterlingen und den Vögeln des Himmels. Keines Menschen Fuß soll es betreten, Niemand soll von seinen Früchten genießen. Zum ewigen Wahrzeichen soll es stehen bleiben und meinen Haß noch den späten Geschlechtern ansagen. Verflucht sei die Hand, die es wagt, meinen Boden umzugraben, verflucht sei der Mund, der von meinen Beeren nascht, verflucht, wer nur eine Latte von meinem Zaune bricht. Und wenn es eine Wiederkehr von jenseits des Grabes gibt, so werde ich sicher kommen, um den Uebertreter meines Verbots zu peinigen.“

So schloß das Vermächtniß der Tante Susanne.

Ich weiß nicht, was die Erben für Gesichter dazu gemacht, noch ob sie ihre Legate angetreten haben. Ich weiß nur, daß das Gutbrot'sche Geschäft trotz der geerbten Schatulle vollends ganz zu Grunde gegangen ist, und daß die Glieder der Familie sich dürftig und gedrückt durchs Leben schlagen mußten. Die alte Gutbrot lebte noch viele Jahre, von der Gicht gequält und noch mehr von den Launen der alternden Fanny, die später als Stütze der Hausfrau in eine fremde Familie eintrat.

Der Assessor heirathete eine reiche Fabrikantentochter und wurde bald nach auswärts in eine höhere Stelle berufen.

Was Monumentalbrunnen und gemalte Kirchenscheiben betrifft, so gehören sie noch heutigen Tages unter die frommen Wünsche der Bürgerschaft. Der Pfarrer starb über seinen Bemühungen weg, und der Stadtschultheiß, der die nöthigen Summen noch immer nicht auftreiben konnte, behilft sich nach wie vor ohne den Bürgermeisterstitel.

Das Gärtchen blieb als Wahrzeichen stehen, wie Susanne es verlangt hatte. Der Zaun zerfiel, aber die Berberitzen- und Stachelbeerhecken wucherten immer dichter und bildeten schließlich ein fast undurchdringliches Geflecht. Niemand wagte mehr den Fuß hinein zu setzen, nachdem einmal ein fürwitziger Junge sich dort vor Schreck beinahe den Tod geholt hatte. Er wollte bei Nacht die kleine, von

Gestrüpp umwachsene Lattenthür umreißen, um zu den Cornelkirschen zu gelangen, — da richtete sich im Innern des Gärtchens eine gebückte weibliche Gestalt aus den Rabatten empor und schwebte mit flatterndem Gewande dem Störenfried entgegen, der von dem Schrecniß eine Krankheit davontrug und lange Zeit brauchte, um sich zu erholen.

Zwar suchten ihn später aufgeklärte Geister zu überzeugen, daß er nur einen vom Winde bewegten Zeuglappen gesehen habe, der von der Seligen noch bei Lebzeiten als Diebs- und Vogelscheuche dort aufgehängt worden war, aber er ließ es sich nicht nehmen, die Tante Susanne sei ihm in eigener Person erschienen, mit dem Fransentüchlein auf dem Kopf, vom langen Shawl umflattert, und habe ihn von ihren Cornelkirschen zurückgescheucht. Dieses Abenteuer hatte zur Folge, daß das Gärtlein unangetastet blieb als Tummelplatz für Schmetterlinge und Vögel, wodurch das Vermächtniß der Tante Susanne buchstäblich in Erfüllung ging.

Endlich kam der Staat, der nicht viel Federlesens macht, und legte seine Eisenbahn mitten durch das verwunschene Gärtlein, wobei es dem Erdboden gleich gemacht wurde. Da dem Ingenieur, der die Niederreißung anordnete, kein rächendes Gespenst erschienen ist, darf man annehmen, daß der Geist der Tante Susanne jetzt versöhnt sei und Ruhe habe. Auch ihr Fluch scheint endlich von der Bürgerschaft genommen zu sein, denn Kleinlichkeit und Klatschsucht sind im Rückgang begriffen, seitdem das Städtchen durch seine Zweigbahn dem großen Schienennetz des Landes angeknüpft ist.

Poesie und Politik im Elsaß.

[Nachdruck untersagt.]

Seit achtundzwanzig Jahren ist das Elsaß ein Theil des Deutschen Reiches, sind seine Bewohner der deutschen Staatsgewalt unterworfen. Sie gehorchen deutschen Gesetzen, dienen im deutschen Heere und müssen, soweit sie in ihrem Innern gegen diesen Thatbestand protestiren, ihren Gefühlen Schweigen gebieten. Aber gerade diese Nothwendigkeit erschwert das Urtheil über die Frage, auf die doch Alles ankommt: ob nämlich die Elsässer begonnen haben, in einem höheren als dem Rechtssinne Deutsche zu werden, lebendige Glieder am Leibe unseres Volkes, bewegt von denselben Kräften und Trieben, welche die deutsche Volksseele bewegen, ob wenigstens Anfänge einer solchen inneren Umbildung festzustellen sind. Die Antworten auf diese Frage, die man im Reichslande erhält, sind unsicher und widersprechend, wie es bei einem exacter Beobachtung unzugänglichen Objecte nicht anders sein kann. Jeder Urtheilende ist auf die Sammlung und Verwerthung von Symptomen angewiesen und daher nicht nur von seinen persönlichen aber beschränkten Erfahrungen, sondern auch von seinem Temperament und seiner Stimmung abhängig. Die Elsässer selbst, die doch allein wissen können, wie ihnen zu Muthe ist, sind naturgemäß zurückhaltend. Furcht vor materiellen Nachtheilen, die eine unwillkommene Gefühlsäußerung nach sich ziehen könnte, die Besorgniß, nicht verstanden zu werden, wo man sie ohne Wohlwollen und Nachsicht ausfragen möchte, andererseits die Scheu vor der Mißbilligung der eigenen Landsleute, wenn man sich zu weit mit den Altdeutschen einläßt — alles das sind Momente, welche in einer unterworfenen Bevölkerung den Charakter verderben, einerseits Heuchelei, andererseits mißtrauische Verschlossenheit erzeugen. Am allerwenigsten sind die eigentlich politischen Vorgänge, Verhandlungen der Landesvertretung, Preßerörterungen, Wahlen, officielle Feiern geeignet, von der wahren Gesinnung des Volks ein richtiges Bild zu geben. Denn die Politik ist das Gebiet der Interessenkämpfe, auf welchem geschäftliche Bestrebungen, äußere Einflüsse, Ehrgeiz und Furcht herrschen, lauter Motive, die mit dem inneren Denken und Fühlen gerade der Besten im Volke nichts zu thun haben. Vielmehr ist die bedeutsamste Quelle für die Erkenntniß der Volksseele die nichtpolitische Literatur, vor Allem die Poesie. Denn das

ist ja gerade der ethische Werth aller Poesie, daß sie die Verstellung ausschließt, daß sie nach ihrer innersten Natur nicht anders als wahr sein kann. Der politische Redner und Schriftsteller hat immer Absichten und zeigt von seinem Innern nur so viel, als für die Erreichung dieser Absichten dienlich ist. Der Dichter aber muß wahr sein, wenn er überhaupt productiv sein will. Wenn er aus irgend welcher Berechnung schaffen wollte, würde er die Quellen seiner Kraft verschließen und sich die Möglichkeit der poetischen Wirkung abschneiden.

Nun darf man es gewiß als ein sehr erfreuliches Symptom für die nationale Entwicklung des Elsaß begrüßen, daß seit einigen Jahren überhaupt wieder eine poetische Production stattfindet. Denn die erste Folge einer großen Umwälzung, mit der sich das Volksgemüth nicht abfinden kann, ist das Schweigen der Poesie, das traurige Zeichen einer allgemeinen Verstimmung. Es ist eine Wohlthat für alle Theile, daß dieses Schweigen gebrochen ist, daß eine Anzahl begabter junger Elsässer ihre Stimmen laut werden lassen und in ernsten und heiteren Tönen ihr Empfinden kundgeben. Ludwig Spach[1]) hat uns ein lebendiges, ergreifendes Bild davon gegeben, wie der um die Mitte des Jahrhunderts sich entscheidende Sieg der französischen Sprache und Cultur die Todesglocke für die elsässische Dichtung war, wie die letzten Laute echter Poesie, die im Elsaß erklungen sind, Töne der Trauer um das verlorene Vaterland waren. Die tiefgründende Verschiedenheit französischen und deutschen Geisteslebens brachte den Schriftsteller, der diese Krisis durchlebte, in einen inneren Zwiespalt, der seine Productivität lähmte. Und da die Poesie die Kunst des Worts ist, so mußte der Kampf der Sprachen in dem häuslichen und öffentlichen Leben für Jeden, der den inneren Beruf zur Poesie fühlte, verhängnißvoll werden. „Der alsatisch-deutsche Sänger", schreibt Spach, „konnte sich den Verpflichtungen des täglichen Lebens nicht entziehen und mußte bald versuchsweise, bald mit ganzem Willen, Gutes zu leisten, sich des gallischen Idioms bedienen . . . Eine unvermeidliche Zersplitterung der geistigen Kräfte war die Folge." Jeder, der durch die Macht des Worts wirken will, muß sein Ziel verfehlen, wenn in ihm die Geister zweier Sprachen ringen. Denn die Poesie ist ja nichts Anderes als gehobene, künstlerisch verklärte Sprache. Der Genius der Sprache selbst muß den Dichter erzeugen und vollenden. Darum ist jedes Dichten in fremder Sprache und Zweisprachigkeit in der Dichtung nothwendig eine kalte, herzlose Verstandesarbeit, keine Poesie.

Nun ist die nationale Rückbildung im Elsaß noch lange nicht so weit gediehen, daß diese sachgemäße und in normalen Verhältnissen selbstverständliche Beurtheilung der Sprachenfrage in den gebildeten Kreisen Eingang gefunden hätte. Noch erscheint gerade die Zweisprachigkeit dem Elsässer als das höchste intellectuelle Gut. Jeder Bauer und Handwerksmann, der für die Erziehung seiner Kinder mehr thun will, als wozu das Gesetz ihn verpflichtet, schickt sie mit vierzehn Jahren nach Frankreich, um dort, meist in einem französischen

---

[1]) Moderne Culturzustände im Elsaß. Bd. I. Straßburg, Karl J. Trübner. 1873.

eine möglichst rasch und energisch wirkende Sprachkur durchzumachen. Der junge Geistliche, der es zu etwas bringen will, eilt nach Paris oder Genf, um sich die Fähigkeit eines französischen Vortrags anzueignen, um den französischen Sympathien des kleinen, aber auserwählten Kreises, der den französischen Gottesdienst besucht, zu huldigen. Der Wirrwarr der Sprachen, welcher die Folge der politischen Ereignisse war, hat gerade die Folge gehabt, das Verständniß für die Bedeutung der Sprache abzustumpfen, die wunderbare, geheimnißvolle Beziehung zwischen Geist und Wort zu verhüllen. Nur dadurch ist es begreiflich, daß man in der Zweisprachigkeit, die ein wirthschaftliches Gut für Oberkellner und Handlungsreisende ist, ein Ideal von Geistesbildung sieht, und daß der Genius des elsässischen Volks von dieser Herrschaft eines falschen Bildungsideals noch nicht frei geworden ist. Bei dieser eigenthümlichen Lage der Sprachenfrage ist es ein Glück, daß die gesunde Kraft der elsässischen Volkssprache die französische Zeit überdauert hat, und daß diese Volkssprache, infolge des innigen Heimathsgefühls der Elsässer, auch die volle Sympathie der gebildeten Kreise besitzt, welche in den höheren Gebieten des geistigen Lebens französisch denken und sprechen. Darum mußte sich die neu erwachende poetische Production, einer inneren Nothwendigkeit gehorchend, der Dialectdichtung zuwenden. Der reiche Beifall, den das neue elsässische Theater in Straßburg gefunden hat, ist ein schlagender Beweis dafür, daß die jungen Elsässer Dichter auf dem rechten Wege sind. Dazu kann gerade auf dem Gebiete der Dialectdichtung der gesunde Realismus der modernen Dramatik seine volle Kraft entfalten. Gerade die Gegenstände, die im vollsten Sinne modern sind, lassen sich nicht besser als in der Volkssprache behandeln und empfangen dadurch den poetischen Reiz des Heimischen und Altvertrauten. Von den dramatischen Productionen dieser Richtung sei hier nur die bedeutendste genannt: „Der Herr Maire"[1]) von Stoskopf, dasjenige Stück, welches in diesem Winter die „elsässische Bühne" beherrscht hat. Ueber den ästhetischen Werth und die politische Bedeutung dieses Stücks ist viel gestritten worden. Unzweifelhaft kann man weder als Freund des elsässischen Volkes noch als Deutscher die Tendenz des Lustspiels unbedingt loben. In seiner Schilderung des Bauernstandes verräth Stoskopf stark französische Einflüsse. Er steht ihm als kalter Beobachter ohne jede Sympathie des Herzens gegenüber. Er hat keinen Sinn für die herzerfreuenden Züge des Landlebens, für die Naivetät und Frische eines engbegrenzten, aber innerlich gesunden Zustandes. Vielmehr sind dem Verfasser, wie den französischen Witzblättern, „nos paysans" das geeignete Object für den muthwilligen Spott des großstädtischen Literaten. Und diese seine Stellung zum Bauernstande verräth zugleich seine politische Gesinnung. Es ist ja eine unbestrittene Thatsache, daß gerade das elsässische Landvolk mit der deutschen Verwaltung des Landes auf dem besten Fuße steht und für eine französische Politik im Elsaß nicht zu haben ist. Wo die Bauern oppositionell gestimmt sind, da sind

---

[1]) „Der Herr Maire". Luschtspiel in drey Akt von G. Stoskopf. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 1898.

wirthschaftliche Motive und confessionelle Einflüsse wirksam, aber kein nationaler Gegensatz. Wenn nun Stoskopf den Bauernbürgermeister als eine schlechthin lächerliche Person schildert, dumm und pfiffig zugleich, wenn der Herr Maire in verächtlicher Servilität dem Kreisdirector schmeichelt und jedem Winke von oben blind folgt, um das höchste Ziel seines Strebens, den Kronenorden IV. Classe, zu erlangen, so merkt Jedermann die Absicht, den Deutschen zu sagen: „Seht, solcher Art sind die Leute im Elsaß, die es mit Euch halten! Ihr habt keine Ursache, auf diese Eroberungen stolz zu sein!" Aber man muß dem Verfasser zugeben, daß der von ihm gezeichnete Typus existirt, der Typus des ordinären Strebers, der zu jeder Erniedrigung und Heuchelei bereit ist, um irgendwelche fictiven oder materiellen Vortheile zu gewinnen. Dieser Typus ist eine Naturnothwendigkeit auf dem Boden eines eroberten Landes. Wenn daher der Dichter nach seiner Gemüthsrichtung und Gesinnung sich gedrungen fühlt, gerade diese Gestalt dramatisch darzustellen, so kann man ihn nicht der Unwahrhaftigkeit bezichtigen; und wenn er dieses Sittengemälde mit unzweifelhaftem Talente und echter poetischer Kraft auszuführen weiß, so ist er in seinem Recht und verdient Anerkennung auch von Denjenigen, die nach ihrer Gesinnung und politischen Stimmung lieber ein weniger unerfreuliches Bild aus dem elsässischen Volksleben dargestellt sähen. Denn ein gerechtes Urtheil über einen Dramatiker ist doch nur insoweit möglich, als man prüft, nicht was er will, sondern was er kann. Daß aber hier wirklich eine werthvolle dramatische Leistung vorliegt, wird nicht nur durch den großen Erfolg des Stücks bewiesen, der auch der Sympathie des Publicums mit der Tendenz des Verfassers entstammen könnte. Eine vorurtheilslose Kritik muß diesen Erfolg als sachlich und künstlerisch gerechtfertigt anerkennen. Und wenn wir es für einen politischen Fortschritt halten, daß die jungen Elsässer überhaupt wieder Lust bekommen, zu dichten, so müssen wir uns auch bescheiden, wenn Geist und Tendenz ihrer Dichtungen nicht immer unserer patriotischen Empfindung entsprechen.

Während der „Herr Maire" ein, wenn nicht unwahres, doch unzweifelhaft einseitiges Bild der elsässischen Zustände gibt, kann man Schneegans' Lustspiel „Der Pfingstmondâa vun hitt ze Dâa"[1]) ohne Vorbehalt einem Jeden empfehlen, der von dem Gährungsprocesse, welchen die elsässische Gesellschaft durchmacht, ein objectives und erschöpfendes Bild gewinnen möchte. Schneegans zeichnet keine Caricaturen, sondern er gibt ein lebensvolles Bild der Wirklichkeit, dessen packende Aehnlichkeit seiner Wahrheitsliebe und seiner poetischen Gestaltungskraft gleicherweise Ehre macht. Die Dichtung bewegt sich auf dem Boden des Straßburger Bürgerthums, dessen solide Tüchtigkeit der Dichter mit warmer Heimathsliebe darstellt, während er uns zugleich begreiflich macht, wie die harten Forderungen einer Uebergangszeit bei Leuten, deren Bildung diesen Forderungen nicht gewachsen ist, allerlei seltsame Verzerrungen und Mißbildungen hervorrufen müssen, die auf nachsichtige Beurtheilung den

---

[1]) „Der Pfingstmondâa vun hitt ze Dâa". Dramatisches Culturbild aus dem Elsaß am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Heinrich Schneegans. Straßburg, Karl J. Trübner. 1899.

gegründetsten Anspruch haben. In der Mitte dieses Volksbildes steht der würdige Pastetenfabricant, der zwar sehr gern den Titel eines Hoflieferanten annimmt, aber doch zu sehr unter dem Einflusse der Tafelrunde steht, in der er seinen Abendschoppen zu trinken pflegt, um nicht die Klage um das verlorene Vaterland für das selbstverständliche Attribut des Elsässers zu halten. Von seinen beiden Töchtern ist die eine das Muster des echt deutschen reichsstädtischen Bürgermädchens, das uns wie so Vieles im Elsaß an die Zeiten von Holbein und Hans Sachs erinnert; die andere passionirte Französin, welche nur als Gattin eines französischen Capitäns ein würdiges Ziel finden kann. Der einzige Sohn des Pastetenbäckers ist nicht ausgewandert, um nicht die Vortheile der Heimath einzubüßen, hat sich aber mit seiner französischen Gesinnung dadurch abgefunden, daß er seiner Dienstpflicht in einem Trainbataillon genügt, wo ihm der Schmerz erspart bleibt, die Waffen gegen Frankreich zu tragen. Entschiedener als er, ist sein Vetter Franzose geworden, um an dem bevorstehenden Einmarsch der französischen Armee persönlich Theil zu nehmen. Er spricht über Politik im Stile von Déroulède und ist der echte Vertreter des Franzosenthums deutscher Abkunft, das alle Uebertreibungen des französischen Temperaments mit deutscher Gründlichkeit nachmacht. Das Carikirte und Unwahre dieser Typen konnte der Dichter nicht besser zum Ausdruck bringen, als indem er neben diesen künstlichen einen echten Franzosen stellte, der die feinen und gewinnenden Züge seiner Nationalität trägt, welche durch übertriebenen Haß gegen Deutschland nicht erworben und nicht ersetzt werden können. Endlich führt uns der Dichter ein viertes männliches Mitglied der Familie vor, einen gescheidten, berufsfreudigen Gymnasiallehrer in Straßburg, der in seiner Abneigung gegen alles Scheinwesen und alle hohle Uebertreibung ein echter Vertreter des nüchternen und tüchtigen alemannischen Charakters ist. Seiner überlegenen Bildung und seinem geschichtlichen Blicke ist es nicht zweifelhaft, daß das Elsaß nur auf dem Wege der Versöhnung mit Deutschland einer glücklichen Zukunft entgegengehen kann, und daß das Wirken für diese Versöhnung die Forderung des Tages ist. Aber er muß es an seinem eigenen Leibe erfahren, daß es ein undankbares Geschäft ist, bei dem Widerstreit zweier Geistesmächte, die beide Antheil am eigenen Herzen haben, Gerechtigkeit üben zu wollen, daß große, entscheidende Umwälzungen in dem Geschick und der Cultur des Volks nicht ohne Opfer und Leiden des Einzelnen sich vollziehen. Der Mehrzahl seiner Landsleute und seiner eigenen Familie ist er als Ueberläufer verdächtig, während er den patriotischen Forderungen seiner altdeutschen Freunde nicht genug thun kann und sich der Halbheit und Unentschiedenheit bezichtigen lassen muß. Der Dichter spricht als Elsässer und als Freund der deutschen Sache die Ueberzeugung aus, daß nur eine langsame und allmähliche Entwicklung zu dem Ziele führen kann, nach welchem wir streben, daß diese Entwicklung durch absichtliche Eingriffe nur wenig gefördert, dagegen schwer und nachhaltig gestört werden kann. Die Fehler, zu welchen patriotischer Eifer bei mangelndem Verständniß verführt, hat Schneegans in dem Regierungsassessor Böller geschildert, der in sich einen entschiedenen Beruf fühlt, zu germanisiren, und nichts als Dummheiten macht. Er versucht zunächst, durch

ein tactloses Aufdrängen seiner Person und seiner Ueberzeugungen Herzen zu gewinnen, und da dies, wie nothwendig, mißlingt, so ruft er nun nach der Polizei, um die widerwilligen Geister mit Zwang zu bekehren. Es ist ein schönes Zeichen für die Gerechtigkeit des Dichters, daß er die Vorstellung, als solle diese satirische Schilderung dem gesammten deutschen Beamtenthum gelten, in nicht mißzuverstehender Weise ausschließt. Denn dies ist doch wohl der Sinn der feinen und warm empfundenen Huldigung für den hochverdienten Bürgermeister von Straßburg, der durch seine Verwaltung den besten Beweis dafür geliefert hat, daß auch in schwierigen Uebergangszeiten und inmitten heftiger Parteikämpfe weder Schneidigkeit noch geriebene Schlauheit, sondern allein Gerechtigkeit und Wohlwollen Erfolge erreichen.

Wie das Verhalten der Personen des Dramas, so gibt auch deren Sprache in ihrem wunderlichen Durcheinander von Deutsch, Elsässisch und Französisch ein lebendiges Bild von dem Kampfe zwischen den Geistern zweier Nationen, der der gegenwärtigen Periode der elsässischen Geschichte ein so hohes dramatisches Interesse verleiht. Aber der Dichter entläßt uns mit der ruhigen Zuversicht, daß dieser Kampf mit dem Siege des deutschen Genius endigen muß, daß im Elsaß noch viel zu thun, vor Allem noch viel Geduld zu üben ist, daß man aber nur grobe Mißgriffe, die nach einer bald dreißigjährigen Erfahrung für Jeden, der lernen will, leicht erkennbar sind, zu vermeiden braucht, um einer glücklichen und versöhnten Zukunft sicher zu sein. Wir müssen die Hoffnung aussprechen, daß die elsässische Bühne in Straßburg, welche in diesem Winter dem „Herrn Maire“ zu einem großen, wohlverdienten Erfolge verholfen hat, die Darstellung des „Pfingstmontags“ als die erste und wichtigste Aufgabe der nächsten Spielperiode betrachten wird.

Das Bild der modernen Dichtung im Elsaß, das diese Zeilen geben möchten, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aber es würde in unentschuldbarem Maße unvollständig sein, wenn nicht auch an dieser Stelle desjenigen Elsässer Dichters gedacht würde, bei welchem der Kampf zwischen Deutsch und Welsch bei seinem ersten literarischen Auftreten zum Segen seines reichen Talentes entschieden war. Die Dichtung in der Volkssprache ist bei allem ihrem Werthe doch in ihrer Leistungsfähigkeit beschränkt. Die endgültige Ueberwindung der Gegensätze der Bildung kann durch die Dialectdichtung nicht herbeigeführt werden. Denn sie ist nothwendigerweise auf das Gebiet des alltäglichen Lebens beschränkt und muß sich gegenüber den höheren Regionen des Geisteslebens zurückhalten. Das aber ist gerade die gegenwärtige Calamität im Elsaß, daß das Geistes- und Gemüthsleben des Volkes, das in den vertrauten Formen der Volkssprache seine ersten Schritte thut, bei höherem Aufschwunge nach dem französischen Ausdruck verlangt. Daher der Zwiespalt der Volksbildung, die traurige Schranke zwischen den höheren und niederen Bildungsschichten, daß nicht, wie es sein sollte, ein geistiges Band besteht zwischen dem ersten Lesebuche in der Volksschule und den höchsten Erzeugnissen der Literatur, daß vielmehr der Uebergang in die Regionen freierer und tieferer Bildung erkauft werden muß durch den Bruch mit dem Erbe der Kindheit und dem geistigen Schatze des Volkes. Fritz Lienhard ist der erste unter den neuen

Elsässer Dichtern, der dies begriffen hat. Seine reiche Begabung und sein Schaffensdrang forderten ein Instrument, das für alle Register menschlichen Denkens und Empfindens brauchbar ist, das sich der einfachsten lyrischen Stimmung so gut bequem wie der tiefsinnigsten Reflexion. Lienhard hat nicht nur instinctiv sich der deutschen Sprache zugewendet. Er hat in ernster geistiger Arbeit sich die innere Klarheit errungen über das Problem, das im Elsaß gelöst werden muß, und er hat die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser reich begabte Stamm nur durch entschlossenen und freudigen Anschluß an das große Vaterland zur vollen Entwicklung seiner geistigen Kräfte kommen kann. Lienhard ist ein geborener Idealist, und diese Richtung seines Geistes auf das Unsichtbare, Ideale, das doch in Wahrheit das eigentliche Reale ist, macht ihm einen Patriotismus möglich, der nicht auf bequemer Gewohnheit, nicht auf plötzlichen und vorübergehenden Stimmungen beruht, sondern die Nüchternheit und Festigkeit einer geklärten sittlichen Ueberzeugung besitzt. „Auch das Vaterland," sagt Lienhard, „muß vom verklärenden Standpunkte aus idealisirt werden. Dann nur kann es erzieherisch wirken. Denke Dir unter Vaterland, ebenso wie die Kirche von einer Gemeinde der Heiligen spricht, die sich gleichfalls auf Erden nicht versichtbart, denke Dir unter Deinem Volke die Edelsten und Besten, ob im armen Handwerkskittel, ob im Fürstengewand! Sie sind Dein unsichtbares Vaterland mitten im sichtbaren, das so viele schlechte und dumpf-gleichgültige Kinder erzeugt. An ihnen läutere Dich, mit ihnen umpanzere Dich als mit einer Gefolgsschar, die so leicht kein Trivialismus der Alltäglichkeit niederzwingt. Ja, wem es gelingt, fern von allem Hurrahpatriotismus seinen Vaterlandsbegriff so hoch zu stellen, daß er ihn mühelos mit seinem Religionsbegriff vereinigen kann, daß ihm Pflichten gegen das himmlische und Pflichten gegen das irdische Vaterland mühelos in einander fließen, der hat sich einen Idealismus errungen, der hoch erhaben ist über die Alltäglichkeit und doch nicht in Schwärmerei verflüchtigt. Gib mir, gib uns Allen, ewiger Gott, dies durchgöttlichte Deutschthum!" Es ist von hohem Interesse für die Psychologie und die Ethik des Patriotismus, die Eigenthümlichkeiten patriotischer Empfindung bei einem Manne zu beobachten, dem diese Empfindung nicht angeboren und nicht als eine selbstverständliche Form des inneren Lebens unbewußt überliefert ist, sondern der ein Deutscher werden mußte aus freiem Entschlusse. Man kann gerade da, wo der Patriotismus weniger als in normalen Verhältnissen Natur und mehr Sittlichkeit ist, klar erkennen, wie diese mächtigste Tendenz menschlichen Gemeinschaftslebens ihre volle innerliche Kraft nur dann entwickeln kann, wenn sie mit den höchsten Tendenzen reiner Humanität, mögen diese religiös oder philosophisch formulirt werden, Hand in Hand geht. Es ist eine Herabsetzung des Patriotismus, wenn man ihn so zu steigern versucht, daß er Gleichgültigkeit gegen die obersten Forderungen der Sittlichkeit und die höchsten Ideale allgemein-menschlicher Natur zuläßt oder gar fordert. Und gerade auf dem Boden des Elsaß, wo es darauf ankommt, nicht eine beliebige Masse, sondern die Besten des Volkes für deutsches Wesen zu gewinnen, muß auch der deutsche Patriotismus sich in der reinen und hohen Gestalt offenbaren, die wir in unseren Classikern

bewundern, nicht in der fratzenhaften Abart, die man nur mit dem französischen Ausdruck „Chauvinismus" bezeichnen kann, weil unsere Sprache kein Wort dafür hat.

Wer Lienhard kennen lernen will, muß neben seinen lyrischen und dramatischen Dichtungen[1]) seine „Wasgaufarten"[2]) lesen. Die farbenreiche Schilderung der herrlichen Gebirgslandschaft, die der Dichter in schönen Sommertagen durchwandert, ist nur der sonnige Hintergrund, auf dem sich ein mächtig bewegtes Innenleben abspielt. Mit einer Kunst, die den echten, geborenen Dichter kennzeichnet, ist Aeußeres und Inneres, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Landschaft mit der Fülle wogender Empfindungen, die sich in der Brust des Dichters drängen, zu einem ergreifenden Bilde verwoben. Ueberall führen die zahlreichen Denkmäler vergangener Zeiten, welche jede Wanderung durch das Elsaß zu einer Wanderung durch seine Geschichte machen, unmittelbar in die großen Fragen, welche die Gegenwart des Landes bewegen. Bei dem Dichter, der sein deutsches Vaterland wiedergefunden hat, steigert sich seine leidenschaftliche Heimathsliebe zu der begeisterten Aussprache des Glücksgefühls über die Befreiung von einer innerlich fremden Geistesmacht. Nirgends in dieser Dichtung in Prosa begegnen wir einer politischen Absicht. Wir sehen einen heilenden Naturproceß in der Seele des Dichters sich vollziehen und athmen mit ihm auf, daß die glückliche und befreiende Lösung des Conflicts erreicht ist.

Aus dieser inneren Freudigkeit des Dichters folgt seine Anschauung von der Aufgabe und dem Wesen der Poesie. Er hält es für ein Unrecht, wenn die Poesie die „Freudlosigkeit des Werktages", die Härte und den Druck wirthschaftlicher Nöthe schildert und es dann „dem armen, geschundenen, gedankenkurzen Sohne des Werktags überläßt, sich die Erlösung aus diesen Bitternissen selbst zu suchen". Gerade hier fange der Beruf des „Poietes", des Erschaffers, des Lebensspenders an. „Die körperliche Noth zu enden, ist er nicht berufen, das ist Sache der Socialpolitik und liegt außerhalb der Literatur. Wohl aber könnte er durch eigenes Vorbild den Seelen und Herzen Frieden und Klarheit schaffen, als wärmende Frühlingssonne in den Welten des Empfindens, des Denkens und der Anschauung." Jeder echte Dichter gestaltet sich sein poetisches Ideal nach der Natur seiner eigenen Begabung. Was er kann und leistet, erscheint ihm zugleich als Aufgabe der Poesie. Objectiv und allseitig gerecht soll die Kritik sein; von den schaffenden Künstlern kann man dies nicht fordern. Aber wie man auch Lienhard's Stellung zu der modernsten deutschen Dichtung beurtheilen mag, jedenfalls ist es ein Segen, wenn inmitten der Fülle von Dichtungen, auf denen die „Freudlosigkeit des Werktags" lastet, auch die Sonntagsklänge ertönen, welche dem jungen Elsässer Dichter eigen sind. Vor Allem aber dürfen wir uns als Deutsche freuen, daß gerade aus dem Elsaß endlich einmal Töne des Friedens und der Freude zu uns dringen,

---

[1]) Lieder eines Elsässers. Zweite Auflage. 1897. Gottfried von Straßburg 1897. Odilia 1898. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt.

[2]) „Wasgaufarten". Ein Zeitbuch. Zweite Ausgabe. 1897. Dieselben Verleger.

[illegible] Antwort auf die reingestimmten Klänge tiefer Empfindung, mit
nun bald dreißig Jahren die Nation das wiedergewonnene Grenz=
[illegible]ßte. Ein junger Elsässer, mit dem ich vor einigen Jahren über
Politik correspondirte, schrieb mir in Bezug auf Fritz Lienhard:
„[illegible] Herr Lienhard, dem Erfahrungen, Geistesrichtung und Verhältnisse
[illegible] beneidenswerther Weise den Entscheid leicht machten, der nicht, wie
[illegible] unsereins, aus dem von ihm verpönten welschelnden Kleinstädtermilieu hervor=
gegangen, sondern ein kräftiger Sproß jenes kräftigen Hanauer Bauernschlages
ist, welcher, wie seine goldbeknöpften rothen Westen und blumenumrandeten
grünen Röcke, wie seine gediegene Rechtgläubigkeit, auch das Bewußtsein seiner
deutschen Stammesverwandtschaft am zähesten von allen Reichsländern sich
bewahrte.“ Ich citire diese Worte, damit man nicht aus der Thatsache von
Fritz Lienhard's Dichtungen die Berechtigung ableite, alle Elsässer Dichter, die
in politischer Beziehung zurückhaltender sind oder gar unfreundliche, kalte
Stimmungen gegen deutsche Sprache und deutschen Geist erkennen lassen, zu
verurtheilen und der gesammten Bewegung in der elsässischen Literatur den
Proceß zu machen. Schneegans hat ohne Zweifel Recht, wenn er die Gesundung
des elsässischen Volksgeistes nicht von einer methodistischen Bekehrung, sondern
von einem allmählichen, heilenden Naturproceß erwartet. Darum müssen wir
auch in der Literatur das höchste und letzte Ergebniß der Entwicklung nicht
von einem plötzlichen, gewaltsamen Umschwunge erwarten, sondern Geduld
üben und uns einstweilen darüber freuen, daß die Bewegung der Geister
überhaupt in Fluß gekommen ist und nicht mehr gehemmt werden kann.
Das Ende dieser Entwicklung kann für keinen denkenden Beobachter zweifel=
haft sein.

Colmar, im März 1899. Friedrich Curtius.

Aus dem Jugendleben des weil. Unterstaatssecretärs C. A. Busch.

[Nachdruck untersagt.]

Bereits vor dem historisch gewordenen 30. Juli 1898 hatte sich der Kreis Derjenigen, die Theilnehmer und directe Zeugen der großen Erfolge des Fürsten Bismarck gewesen waren, von Jahr zu Jahr gelichtet. Roon und Moltke, seine Waffenbrüder im Kampfe für Deutschlands Einheit, ruhten in ihren Gräbern, als der größte Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts noch in frischer Kraft wirkte — von den Namen, die sonst neben dem seinigen genannt und in den diplomatischen Generalstabslisten unserer großen Zeit aufgeführt worden sind, begannen die meisten bereits vor zehn Jahren legendarisch zu werden und dem nachwachsenden Geschlecht Vorstellungen von zweifelhafter Deutlichkeit zu erwecken. Wer Bucher, Abeken, C. A. Busch u. s. w. in Wahrheit gewesen sind, schienen nur noch Freunde und jüngere Collegen dieser ausgezeichneten Arbeiter zu wissen. Seit Veröffentlichung von Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen", der ganzen, sich daran knüpfenden Literatur und einer Anzahl gleichzeitiger, unseren sechziger und siebziger Jahren gewidmeter Memoirenwerke ist das allerdings anders geworden, und beginnt die öffentliche Aufmerksamkeit sich aufs Neue den Begünstigten zuzuwenden, die zu ihren Lebzeiten für Depositäre der Geheimnisse Bismarck'scher Politik gegolten hatten. Von diesen Geheimnissen sind freilich nur einzelne gelüftet worden; über das Beste, was sie wußten, haben die Vertrauten des großen Kanzlers im Tode dasselbe Schweigen beobachtet, das sie sich während des Lebens zur Regel gemacht hatten. Der Hauptttheil dessen, was neuerdings bekannt geworden, bezieht sich demgemäß auf Personen und auf Verhältnisse, die zu der Thätigkeit des deutschen Reichsgründers in mittelbarer Beziehung gestanden und dieselbe in der einen oder anderen Weise bedingt hatten. „Enthüllungen", die die Zeitgeschichte in verändertem Lichte hätten erscheinen lassen, haben nicht vorgelegen, weil die Bestunterrichteten eine Zurückhaltung geübt haben, die zu der Indiscretion der untergeordneten Gehülfen des großen Mannes in ausgesprochenem und wohlthuendem Gegensatz stand. — Zu den in dieser Rücksicht getäuschten unberechtigten Erwartungen gehört unter Anderem diejenige, daß der im Jahre 1895 verstorbene ehemalige Unterstaatssecretär

[illegible]s August Busch Aufzeichnungen über die Geschichte seiner Zeit hinterlassen habe. Erwartungen solcher Art hatten freilich nur da gehegt werden können, wo man den vieljährigen Freund und Collegen Bucher's verkannt oder von ihm nichts mehr gewußt hatte, als daß er vom Philologen zum Dragoman geworden und nach wohlbestandenen Lehrjahren im Orient und mehrjähriger consularischer Thätigkeit in St. Petersburg fast ein Decennium lang Berather des leitenden Staatsmannes in orientalischen und occidentalen Dingen gewesen war. Busch's Freunden hatte allerdings niemals zweifelhaft sein können, daß die dem Wesen des einstigen Unterstaatssecretärs eigenthümliche Zurückhaltung posthume Aufschlüsse über seine Thätigkeit ebenso vollständig ausschließe, wie sie vertraute Eröffnungen von Mund zu Munde unmöglich gemacht hatte. Von der eigenen Person und von Dingen zu reden, die mit dieser zusammenhängen, war Busch's Art niemals gewesen. Kam er einmal auf Erlebnisse vergangener Tage zu sprechen, so beschränkten seine Mittheilungen sich in der Regel auf Erörterungen allgemeiner Natur oder auf die Zeiten, zu denen er selbst ein Lernender und Empfangender gewesen war. Dann konnte es wohl geschehen, daß der ehemalige Bonner Privatdocent auf seine rheinischen Studienjahre, die damals gepflegten Interessen, auf die ersten im Orient empfangenen Eindrücke einging, oder daß er des Abstandes zwischen den Bedingungen seiner Entwicklung und denjenigen der späteren Thätigkeit gedachte. Was darüber hinaus ging, sah er als fremdes Eigenthum und als nicht zu seiner Person gehörig an.

Busch gehörte zu den Menschen, die in die herkömmlichen Kategorien nicht wohl untergebracht werden können, und die dadurch leicht in Vereinzelung gerathen. Unter den Genossen seines Berufes war er der einzige, der als Gelehrter begonnen und in die Praxis des Lebens eine philosophische Betrachtungsweise der Dinge mitgebracht hatte. In mehr als einer Rücksicht hat sich das geltend gemacht. Ohne ungesellig zu sein, war Busch kein Gesellschaftsmensch und trotz vollendeter Herrschaft über die Formen des Verkehrs wenig geneigt, diesen zum Haupttheil seiner Berufsthätigkeit zu machen. Wie er von der anspruchsvollen äußeren Art landläufiger Durchschnittsdiplomaten nichts angenommen hatte, so war er auch der bürgerlichen Anschauung treu geblieben, daß es bei der diplomatischen wie bei jeder anderen Berufsthätigkeit zuerst und vor Allem auf Leistungen ankomme, und daß das Uebrige von nur beiläufigem Werthe sei. Immerdar auf das Wesentliche der Dinge gerichtet, nahm er deren Arabesken und Verzierungen für das, was sie sind, und was sie unter allen Verhältnissen bleiben: für Gegenstände zweiter Ordnung, die weder vernachlässigt noch zu Hauptsachen gemacht werden dürfen. In seinem Wesen lag eine stille, unbewegliche Sicherheit, die dafür sorgte, daß er derselbe blieb, in welchen Kreis er immer trat, und daß er der Kategorie derjenigen Männer, die man als Weltleute unter den Philosophen und als Philosophen unter den Weltleuten zu bezeichnen pflegt, ebenso wenig angehörte, wie irgend einer anderen Kategorie. Wo intellectueller und sittlicher Ernst für Abnormitäten angesehen werden, gilt für einen Philosophen freilich schon,

wer über sich selbst und über die Welt ernsthaft nachgedacht hat. Solcher Ernst war Busch ebenso eigenthümlich wie diejenige Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit im äußeren Verkehr, welche manche Leute allein bei sogenannten Gemüthsmenschen finden zu können glauben. Trat man ihm näher, so wurde man gewahr, daß er auch in diesen Beziehungen aus einem Stücke geformt war, und daß keines von den herkömmlichen Epitheten auf ihn paßte. Der angeblich philosophische Unterstaatssecretär des Auswärtigen Amtes war politischen Abstractionen gerade so unzugänglich wie sein berühmter Chef und bewies sich alle Zeit als nüchterner, auf greifbare Ziele gerichteter Praktiker. Im Uebrigen war die conciliante und humane Weise, die man ihm nachrühmen durfte, mit einer Schärfe und Kälte des Urtheils gepaart, die Gedanken an gemüthliche Velleitäten ein für alle Male ausschloß. Einfach und ungezwungen im amtlichen wie im persönlichen Verkehr und zu guter Stunde geneigt, eine gemüthlich-warme Atmosphäre um sich zu verbreiten, entbehrte er gleichwohl dessen, was die Franzosen mit einem unübersetzbaren Ausdruck „abandon“ nennen.

Dem inneren Wesen des Mannes entsprach die äußere Erscheinung. Der verschleierte Blick des tiefliegenden Auges, das maßvolle Tempo der Geste, der gedämpfte Klang des weichen Organs, das nur eine Modulation zu kennen schien — alles Das ließ auf eine Persönlichkeit schließen, die ihr Bestes für sich behielt, und der abweisende Strenge und impulsive Hingabe gleich weit ab lagen. Nicht alle Menschen, die „zu viel gedacht haben“, sind gefährlich — unter ihnen gibt es auch solche, die die Ergebnisse ihres Denkens vornehmlich gegen sich selbst wenden. Zu diesen möchte Busch gehört haben. Allem Scheinwesen abgeneigt und allein durch die Sicherheit und Unbeweglichkeit seines Auftretens imponirend, hatte Busch niemals nöthig, die Bedeutung seiner Stellung oder die Ueberlegenheit seiner Person geltend zu machen. Seine Ueberlegenheit beruhte auf genauer Selbsterkenntniß und eminenter Wahrhaftigkeit; man hatte die Empfindung, daß er niemals mehr übernahm, als er durchführen konnte, und daß er nur urtheilte, wo die in Betracht kommenden Momente genau geprüft und abgewogen worden waren. Wenn er die Grenzen des Könnens Anderer mit ungewöhnlicher Sicherheit zu bemessen vermochte, so rührte das wesentlich davon her, daß er sich selbst kannte, und daß er das Maß der eigenen Fähigkeiten genau ausgemessen hatte. Unermüdlicher Fleiß, natürlicher Scharfsinn, angeborene Gründlichkeit und in der Schule der Wissenschaft erworbene strenge Methodik hatten ihn in den Stand gesetzt, der eigenen Begabung die denkbar größte Summe von Leistungsfähigkeit abzugewinnen und daraus das Recht zu gleichem Anspruch an Andere abzuleiten. Wer wie Busch wußte, daß volle Berufstüchtigkeit allein um den Preis steter Selbstzucht, nie befriedigter Strebsamkeit und selbstloser Dreingabe der eigenen Neigungen und Interessen erworben werden kann, stellt naturgemäß Ansprüche, die ihn innerhalb der Sphäre, in die er sich begeben hatte, isoliren mußten.

Zu nicht unerheblichem Theil beruhte diese Isolirung freilich noch auf einem anderen Umstande. Zwischen dem ehemaligen Gelehrten und seinen

nossen bestand eine gewisse Differenz der Anschauungen, die dadurch ufen war, daß Busch die wissenschaftlichen Interessen, denen er di ler Jugend zugewendet hatte, niemals außer Augen verlor und in ine Gelehrter blieb. In den Kreisen der Collegen gern gesehen, als rad bereit, an dem, was der Tag mit sich brachte, Theil zu nehmen in seiner Umgebung doch nicht voll aufgehen, nicht verleugnen, daß er noch ein anderes als ein empirisches Leben führe. Die Gewohnheit einer sozusagen doppelten Existenz war ihm schließlich so in Fleisch und Blu übergegangen, daß er an ihr festhielt, auch wo er es anders hätte machen können, und daß die zarteren Seiten seiner Natur eher errathen als auf gespürt werden konnten. Welcher Art diese Seiten gewesen, und wie reich der Inhalt von Busch's Gemüthsleben sich gestaltet hatte, erhellt am besten aus den Aufzeichnungen, welche er über die ersten Jahre seiner praktisch diplomatischen Thätigkeit hinterlassen hat. Wir schicken diesen, auch in rein sachlicher Beziehung ausgiebigen Bekenntnissen einige Notizen aus den Er innerungsblättern voraus, welche Busch's Jugendfreunde seinen Angehöriger zur Verfügung gestellt haben: sind doch intime Verbindungen, welche der nicht besonders zugängliche Mann einmal geschlossen hatte, von ihm stets mit Treue festgehalten worden.

Zu Köln im Jahre 1834 geboren und auf dem dortigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium für die wissenschaftliche Laufbahn vorgebildet, nahm Clemens August Busch schon als Knabe und Jüngling die Stellung eines Vertrauensmannes seiner Freunde und Genossen ein. Als fleißiger Schüler hervorragender Kopf und guter Geselle gern gesehen und stets bereit, an der Leiden und Freuden seiner Gefährten Theil zu nehmen, hielt er sich schon frühe von dem Schwarm der Altersgenossen zurück, um in einem erlesener und vertrauten Kreise zu verkehren. Wie wir von einem seiner ältesten Freunde, Herrn Dr. Wilhelm Fischer (Bückeburg) erfahren, wurden in diesem eng geschlossenen Zirkel nicht nur die Freuden harmloser Jugend genossen, sondern mit besonderem Eifer künstlerische und wissenschaftliche Interessen gepflegt. Busch, dem eine sentenziöse Ausdrucksweise schon früh eigenthümlich gewesen war, hieß bei den Freunden „Selim der Weise", und wurde wegen der stillen, äußerlich niemals zur Geltung gebrachten Ueberlegenheit seiner Art als das Oberhaupt des kleinen Kreises angesehen. Den geborenen Philologen verrieth der früh geweckte Sinn für sprachlichen Wohllaut, die echte Gelehrtennatur die Energie, mit welcher der für das Alterthum begeisterte Gymnasiast auch diejenigen Werke der Classiker bewältigte, die auf der Schule nicht gelesen wurden. Nach gethaner Arbeit war er dafür stets bereit, an Allem Theil zu nehmen, was des Lebens Lust und Würze bildet.

Kaum neunzehnjährig bestand Clemens August das Abiturientenexamen, um im Herbst 1853 die Universität Bonn zu beziehen. Obgleich der Wunsch, in den auswärtigen Dienst zu treten und dadurch in den Orient geführt zu werden, schon damals in ihm rege geworden war, ließ er sich als Philosoph einschreiben und warf sich mit voller Kraft auf philologische Studien, die zugleich den classischen und den orientalischen Sprachen galten, und neben

denen die Beschäftigung mit juristischen und staatswissenschaftlichen Disciplinen herging. Sein vornehmlichstes Augenmerk aber war den orientalischen Sprachen zugewendet, von denen er drei (das Arabische, Türkische und Koptische) vollständig genug erlernte, um in der Folge Vorlesungen über dieselben halten zu können. — Von Bonn wandte er sich nach Berlin, wo die begonnenen Studien eifrig fortgesetzt und durch die Doctorpromotion zum äußeren Abschluß gebracht wurden; Busch's Inauguraldissertation „De particulis linguae copticae“ legte seinen Freunden die Meinung nahe, daß er sich der Gelehrtenlaufbahn widmen werde. Auf eine solche war es aber nur für den Fall des Mißlingens von Busch's Lieblingsplan abgesehen. Bereits während des damaligen Berliner Aufenthalts (1858) suchte Busch den Ministerpräsidenten von Manteuffel auf, um sich für den Dragomanatsdienst im Orient zu melden; das Türkische konnte er geläufig sprechen, da er Gelegenheit gefunden hatte, durch den Verkehr mit in Berlin lebenden türkischen Officieren seine theoretischen Kenntnisse praktisch auszubauen. Herr von Manteuffel zeigte sich geneigt, dem ihm vorgetragenen Wunsche zu entsprechen, sobald eine Vacanz eintrete, kam aber nicht in die Lage, sein Versprechen halten zu können, weil er am 5. November 1858 sein Amt niederlegen und die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten dem Minister der „neuen Aera“, Freiherrn von Schleinitz, übergeben mußte. Busch, dem Beziehungen zu diesem Staatsmann fehlten, wandte sich an den zeitweilig in Berlin anwesenden Gesandten Grafen Robert v. d. Goltz, konnte von diesem indessen keine bindende Zusage erhalten und stellte demgemäß seine Pläne zurück. Im Jahre 1859 nach Bonn zurückgekehrt, habilitirte er sich an der dortigen Universität als Privatdocent für die orientalischen Sprachen. Inmitten dieser Anfänge ersprießlicher Lehrthätigkeit erhielt der junge, jetzt siebenundzwanzigjährige Docent aber bereits die Aufforderung, nach Berlin zu kommen und wegen seines Eintritts in den Auswärtigen Dienst zu verhandeln. Gründe, die im weiteren Verlauf dieses Berichtes eingehender erörtert werden sollen, hatten die Regierung bestimmt, für die bisher ausschließlich von Levantinern besorgten Dragomanatsgeschäfte des orientalischen Dienstes deutsche Kräfte zu gewinnen. Der günstige Eindruck, den der jugendliche Bewerber den maßgebenden Personen machte, führte zu so schleunigem Abschluß der Verhandlungen, daß Busch die bisherige Stellung schon zu Ende des Sommers 1861 niederlegte und wenig später an das Goldene Horn absegelte. —

Ueber das Folgende lassen wir ihn selbst berichten.

Im Sommer 1861 ging mir ein Wunsch in Erfüllung, um den sich in den letzten Jahren alle meine jugendlichen Lebenspläne gedreht hatten. Ich wurde der damaligen preußischen Gesandtschaft in Constantinopel attachirt, um für den Dragomanatsdienst ausgebildet zu werden. — Am 5. September 1861 Abends gegen 6 Uhr traf ich in Constantinopel ein; es war mein erster Gang in die weite Welt und nachdem ich das gastliche Schiff, das mich von Triest nach dem Bosporus gebracht, verlassen hatte, fühlte ich mich so recht

und im vollen Sinne des Wortes in der Fremde. Nicht nur das Land, das ich betrat, sah ich zum ersten Mal, mich erwartete dort auch keine einzige bekannte Seele, — nur meinen zukünftigen Chef, den Grafen von der Goltz, hatte ich einmal in Berlin flüchtig gesehen. — Das Gefühl der Verlassenheit wurde noch dadurch gesteigert, daß ich von dem Berufe, dem ich mich widmen sollte, keine rechte Vorstellung hatte, ja, daß sich der Gedanke an ihn mit bangen Befürchtungen mischte, von deren Grund ich später erzähle. Mein bisheriges Leben war in kleinen Verhältnissen, in den letzten Jahren fast ausschließlich unter Büchern und studentischem Umgang verlaufen. Die große Welt und ihre Formen waren mir unbekannt und ungeläufig, und ich litt in hohem Grade an jener Schüchternheit, welche der deutschen kleinstädtischen Jugend eigen ist, im Gegensatz zu den Kindern des Südens, die meist ein unbefangenes Selbstbewußtsein und eine natürliche Findigkeit besitzen. So war die vorherrschende Empfindung bei dem Eintritt in die fremde Stadt ein Gefühl der Beklemmung und Unruhe, gesteigert durch die Eindrücke der Außenwelt: das massenhafte Licht, den bunten Farbenwechsel und den wirren Lärm, der auf den Ankömmling im Süden einzustürmen pflegt. Ich nahm mein Absteigequartier in dem Hôtel d'Angleterre, an der Ecke der dunklen, engen Großen Pera-Straße und machte, sobald ich mein Gepäck abgelegt, einen Gang nach dem Gesandtschaftshôtel, welches nur von einem einzigen Beamten bewohnt wurde, da der Gesandte und alles übrige Personal sich auf dem Sommersitze in Bujukdere befanden. Nachdem ich Erkundigungen eingezogen, wie ich am folgenden Tage dorthin gelangen könne, um dem Grafen Goltz meine Meldung zu machen, trat ich am Abend meinen Rückgang nach dem Gasthofe an. Das Bett untersuchte ich vor dem Niederlegen noch ängstlich nach Scorpionen, ließ trotz des Durstes das Trinkwasser, welches mir wegen seiner gelben Lehmfarbe Mißtrauen einflößte, unberührt und gab mich dem jugendlichen Schlafe hin, der mich bald von aller Beklemmung und den erwartungsvollen Gedanken an meine Zukunft befreite. —

Am folgenden Morgen in der Frühe befand ich mich in dem lächerlichen Frackcostüm, das man in Deutschland für geboten hält, wenn es sich darum handelt, seinen Vorgesetzten die erste Aufwartung zu machen, auf der Brücke, welche Pera mit Stambul verbindet; denn von da gehen die Dampfboote nach dem Bosporus ab. Ich hatte theils aus übertriebener nordischer Vorsicht, theils um meinen Frack zu verbergen, einen Mantel übergeworfen, der mir jetzt in der ungewohnten Hitze sehr beschwerlich fiel und mich bewog, in der Bude eines Brückenwärters Schutz vor dem Sonnenbrand zu suchen, bis das Dampfboot abführe. Der Mann empfing mich freundlich, wie es den Orientalen eigen ist, erkundigte sich in homerischer Weise nach meiner Heimath, meinem Reiseziel und meinen Angehörigen; die ungezwungene, theilnehmende Art eines einfachen Menschen aus dem Volke, des ersten Wesens, das mir in der Fremde freundlich begegnete, ist mir immer in dankbarer Erinnerung geblieben. In der Folge hat der Verkehr mit dem niederen Volke, dessen natürliche Liebenswürdigkeit, Verständigkeit und ungezwungene Art, sich zu geben, so sehr gegen die Plumpheit der Nordländer absticht, für mich eine nie ver-

siegende Quelle des Genusses gebildet; die Erinnerung daran nimmt in dem Bilde, das mir von meiner orientalischen Zeit geblieben ist, eine der lichtesten und heitersten Stellen ein, und kaum habe ich nach meiner Rückkehr nach dem Norden etwas so sehr entbehrt als den Umgang mit der bunten Schar der Schiffs- und Landleute, der Pferde- und Kameeltreiber, der Soldaten, Krämer, Gaukler, Pfaffen, kurz des profanum vulgus, das sich im Lichte des Südens harmlos und fröhlich tummelt. Der Verkehr mit den „oberen Zehntausend“ kann für diesen Genuß nicht entschädigen, und das Bild des Brückenwärters als des ersten Vertreters dieser Menge, die mich bei meinem Eintritt in die orientalische Welt empfing, ist mir deshalb immer lieb und willkommen geblieben. Ich wurde aus dem Gespräch mit dem Manne durch den grellen Pfiff des Dampfboots abgerufen, das mich in zwei Stunden nach Bujukdere bringen sollte. Von dieser ersten Bosporusfahrt ist mir eine bestimmte Erinnerung nicht geblieben, wohl weil der neuen Eindrücke zu viele waren. Dagegen steht mir noch lebhaft das Bild vor Augen, das sich beim Eintritt in die Sommerresidenz der preußischen Gesandtschaft darbot. Die weite Halle mit dem Blick auf den von der Sonne vergoldeten, tiefblauen Golf von Bujukdere und die gegenüberliegenden asiatischen Berge, die Baulichkeit des Hauses, das neben hohen Wohnräumen überall weite Corridore besaß, in denen der Seewind Kühlung verbreitete — die ganze Einrichtung und Lage hatte etwas von vornehmer Behaglichkeit.

Später haben mich einzelne Paläste in Venedig an diese Bauart alter levantinischer Häuser erinnert; das Charakteristische an ihnen ist Weite und Geräumigkeit; die an sich schon sehr breite und hohe Treppe mündet in große, saalartige und möblirte Räume, an die sich die eigentlichen Zimmer schließen, deren meist offenstehende Thüren auf diese Mittelräume einmünden. Die Folge dieser Einrichtung ist ein Reichthum an Licht, Luft und Kühlung, wie wir ihn in unseren nordischen Schachtelhäusern nicht kennen; selbst ein langer, heißer Sommer wird dadurch erträglicher als eine einzige Hundstagswoche in einer Berliner Wohnung. Freilich setzt diese Bauweise Billigkeit des Bodens und des Baumaterials voraus, sie ist daher in dem engen Pera, wo der Bodenwerth alljährlich steigt und der billige Holzbau namentlich seit dem letzten großen Brande von 1870 immer mehr durch Steinbau ersetzt wird, im Verschwinden begriffen oder wird bloß en miniature nachgeahmt. Nur Stambul und die Bosporus-Dörfer besitzen noch solche weiten Holzpaläste im alten Stile, die von den Einheimischen für gesünder als die Steinhäuser gehalten werden; wohl mit Recht, da die Feuchtigkeit, die das Klima in hohem Grade mit sich bringt, sich in den Steinhäusern mehr festsetzt, als sie es in den weiten, luftigen Holzbauten vermag. —

Bei meinem Eintritt in das Haus befand ich mich plötzlich unter Landsleuten und machte die Bekanntschaft mehrerer Personen, mit denen mich mein späterer Lebensweg in vielfache, zum Theil enge Beziehungen gesetzt hat. Ich traf dort den späteren Botschafter in St. Petersburg, Herrn von Schweinitz, den (seitdem verstorbenen) Grafen Keyserling, der damals als Legationssecretär fungirte und in späteren Jahren als Gesandter in Constantinopel mein Chef

wurde, dann meinen späteren langjährigen Freund und Mitarbeiter Herrn von Radowitz [1]), der als Attaché im Anfange seiner diplomatischen Laufbahn stand. Der Empfang bei dem Grafen von der Goltz [2]) war freundlich und theilnehmend; der Graf gab mir einige allgemeine Weisungen für mein Verhalten, und nachdem ich mit ihm und den anderen Herren gefrühstückt hatte, trat ich meinen Rückweg an, wohlgemuth und fröhlich, mein erstes ceremonielles Debüt hinter mir zu haben. Als guter und bereitwilliger deutscher Fußgänger hatte ich die Absicht, den Weg zur Stadt zu Fuß zu machen. Allein ich hatte nicht berechnet, daß die Entfernung in der Wasserlinie zwar nur zwei Meilen beträgt, daß aber der Weg das Ufer entlang, hinter Landhäusern her und durch die verschlungenen, engen Gassen der Bosporus-Dörfer viele Stunden in Anspruch genommen hätte, und daß im Süden die abendliche Dunkelheit früher eintritt als bei uns. Ich folgte daher landeskundigem Rath und wählte für meine Rückreise eine Fahrt in einem jener leichten, gondelartigen türkischen Ruderboote, die zu Tausenden den Bosporus beleben und zu den beliebtesten Vehikeln gehören. Unter den unglaublich mannigfachen Bildern, welche Constantinopel je nach Tages- und Jahreszeit, nach Beleuchtung und Standort bietet, ist mir immer als das entzückendste dasjenige erschienen, das der Beschauer genießt, wenn er in sommerlicher Abendsonne den Bosporus auf einem solchen offenen Boote hinabgleitet und sich langsam der Sieben-Hügelstadt nähert. Während zu den Seiten die Ufer der beiden Welttheile mit ihren zahlreichen Gärten, Büschen, Häusern, Moscheen in wechselnden Farben, erst in hellstem Licht, dann in allmählich verdunkelnden Tinten vorüberziehen, wächst vor dem Beschauer in einem Meer von goldenem Glanze schwimmend, nach und nach die große Linie der Hauptstadt mit ihren Kuppeln und Häusermassen hervor, das Bild einer Chalifenstadt, wie sie das Kind bei seinen Märchenbüchern oft geträumt hat; dies Bild genoß ich hier zum ersten Male.

Die folgenden Tage waren mit der Sorge um die äußere Einrichtung ausgefüllt. Es galt zunächst, eine Wohnung ausfindig zu machen; dies war nicht ohne Schwierigkeit. Denn Constantinopel, oder vielmehr seine Vorstadt Pera, war damals noch weit entfernt von dem fränkischen Comfort, der sich seitdem dort entwickelt hat. Häuser, in denen unverheirathete junge Leute hätten Unterkunft finden können, waren viel seltener als heutzutage. Levantinische Familien geben sich mit dem Vermiethen gar nicht ab; einen jungen Mann in sein Haus aufzunehmen, hätte als unpassend gegolten, wie denn überhaupt bei den Orientalen, namentlich in früherer Zeit, gegen alleinstehende, unverheirathete Männer eine ungünstige Präsumption herrschte. Ich erinnere mich aus Reisebeschreibungen und Erzählungen älterer Leute, welche Schwierigkeiten einzelnstehende europäische Reisende hatten, um sich in orientalischen Städten zeitweilig häuslich niederzulassen, wenn sie nicht die zur Aufnahme von Reisenden bestimmten Hans oder Karawanserais mit ihren primitiven, nur für Orientalen berechneten Einrichtungen benutzen wollten;

---

[1]) Zur Zeit Botschafter in Madrid, früher in Constantinopel.
[2]) Als Botschafter zu Paris Ende der sechziger Jahre verstorben.

einen solchen Fremdling zwang man, der Sicherheit halber, wenigstens zeitweise eine schwarze Sklavin als Hausgenossin zu nehmen, und lachend berichtete mir einmal ein im Orient ergrauter deutscher Abenteurer, daß, als er sich als unverheiratheter Mann vor vielen Jahren in der Nähe eines türkischen Stadtviertels habe häuslich niederlassen wollen, er von dem türkischen Quartiergeistlichen ein Zeugniß über sein moralisches Verhalten, gewissermaßen eine Bürgschaft, habe beibringen müssen. So strenge Anschauungen herrschten nun allerdings im Jahre 1861 nicht mehr, allein deren Nachwirkungen ließen sich doch noch in der abschließenden Lebensweise erkennen, welche die einheimischen Christen führten, wie denn überall in socialen Dingen, in Gebräuchen, Sitten und Anschauungen des gewöhnlichen Lebens die verschiedenen Rassen des Orients viel Gemeinsames haben, so sehr sie sonst durch Religionsbekenntniß und Politik geschieden sind. Doch davon später. — Nach einigem Suchen fand sich in dem Hause eines deutschen Tapezierers ein kleines, möblirtes Zimmer, das ich auf einige Wochen zu beziehen gedachte, bis durch einen im Gesandtschaftsgebäude vorzunehmenden Umbau zwei Zimmer für mich verfügbar würden. Einstweilen war mir schon das Gefühl, bei Landsleuten untergebracht zu sein, erfreulich; zudem hatte das Haus von seinen Hinterzimmern aus, deren Benutzung mir gestattet war, die prachtvollste Aussicht auf den Hafen, die Serailspitze, Scutari und die asiatische Küste. In diesen Räumen verbrachte ich manche Abende und genoß der Kühlung und des immer von Neuem anziehenden Schauspieles, welches der Ausblick bot, wenn Tausende von glitzernden Lichtern sich über die beiden Erdtheile, über Stadt und Hafen verbreiteten. Es ist mir auch noch erinnerlich, wie ich von hier aus zum ersten Male einer jener großartigen Beleuchtungen beiwohnte, in der die Türken Meister sind, und für die auch kaum eine geeignetere und empfänglichere Ortslage gedacht werden kann als die Constantinopels und des Bosporus. Es war das Geburtsfest des Propheten. Alle Minarete in Europa und Asien, die Kuppeln und Thürme Stambuls, die Schiffe im Hafen waren mit Laternenguirlanden überschüttet und spiegelten sich, mit dem sanften Sternenlichte wetteifernd, in der dunklen Meerestiefe wider.

Ich fing allmählich an, mich an die Eindrücke meiner neuen Umgebung zu gewöhnen, an das intensive und massenhafte Licht, das Getümmel und Gelärm der Straßen, selbst an das Gehen auf dem abscheulichen Pflaster, das ein beständiges Balanciren erforderte. — Die Witterung war im September, wie gewöhnlich, am Tage noch sehr heiß, da gerade um jene Zeit die periodischen Südwinde zu wehen pflegen. Die ungewohnte Temperatur rief bei mir jene lästigen Hitzpusteln hervor, an denen Neulinge im Süden zu leiden pflegen, die aber im Allgemeinen als ein günstiges Zeichen für die Acclimatisation angesehen werden. Dagegen war ich in diesem und auch in den nächsten Jahren noch unempfindlich für die erschlaffende und abspannende Wirkung des Südwindes, den ich im Gegentheil damals als eine angenehme, laue Luft genoß. Nach Jahre langem Aufenthalt in der Levante wurde dies anders, und ich unterlag, gleich allen Nordländern, dem ermüdenden und be-

drückenden Einfluß des Scirocco, dessen plötzlichen Eintritt ich selbst im Halbschlafe merkte, noch ehe ich den Kopf an die Luft gestreckt hatte. Später steigerte sich diese Empfindlichkeit so, daß ich nach jahrelanger Abwesenheit vom Orient, in Deutschland, z. B. in Baden und später selbst in dem viertehalbtausend Fuß hohen Gastein, das Eintreten des Scirocco verspürte; hinterher wurde mir von kundiger Seite bestätigt, daß allerdings der Südwind sich bis in jene Gegenden ab und zu fühlbar mache, und Krankheitserscheinungen, auch bei Einheimischen, hervorrufe.

Nachdem ich meine häuslichen Einrichtungen einigermaßen in Ordnung gebracht hatte, fing ich an, mich meinen dienstlichen Obliegenheiten zu widmen oder vielmehr mich für deren Uebernahme vorzubereiten. Ich war, wie gesagt, der Gesandtschaft attachirt worden, um für den Dragomanatsdienst ausgebildet zu werden, und will hier gleich ausführlicher von diesem meinen nächsten Beruf reden, um das, was ich später über meine Lehrjahre und Erlebnisse zu sagen habe, verständlicher zu machen.

Im Orient werden und wurden früher, und zwar in noch ausgedehnterem Maße als jetzt, alle diplomatischen Unterhandlungen durch Dolmetscher geführt. Ihren Ursprung hatte diese Einrichtung, wie auf der Hand liegt, in dem Bedürfniß nach sprachlicher Verständigung mit den der europäischen Sprachen unkundigen orientalischen Behörden. Bedeutung und Einfluß gewann aber das Dragomanatswesen hauptsächlich dadurch, daß der Dolmetscher, der Natur der Sache nach, nicht auf die bloß sprachliche Vermittelung beschränkt bleiben konnte, sondern durch seine besondere Vertrautheit mit den eigenartigen Sitten, Gebräuchen und Gesetzen des Landes und durch die ebenso schwer zu erwerbende, als für den Geschäftsgang wichtige Personalkenntniß sich auch in sachlicher Beziehung zu dem unentbehrlichen Berather des diplomatischen Vertreters, zum unabweisbaren Theilnehmer an allen Verhandlungen mit den orientalischen Behörden herausbildete. Diese letztere Seite seiner Thätigkeit ist mit der Steigerung des internationalen Verkehrs immer mehr in den Vordergrund getreten, und noch zu meiner Zeit, als die Kenntniß europäischer Sprachen bei türkischen Ministern und Würdenträgern keine Seltenheit mehr war, und die wichtigsten Verhandlungen meist in französischer Sprache geführt wurden, waren die Dragomans die Vermittler des diplomatischen Verkehrs, der sich viel mehr, als dies in den europäischen Staaten geschieht, wo der schriftliche Weg der gewöhnlichere ist, in mündlicher Verhandlung bewegte. Es lag in der Natur der Dinge, daß die ersten Dolmetscher aus den Landeseingeborenen genommen wurden, da in Europa selbst die Kenntniß orientalischer Sprachen und Verhältnisse selten war, und zwar boten sich die christlichen Unterthanen der Pforte: Griechen, Armenier und Levantiner, wie geschaffen für diese Verwendung dar. Denn neben der Kenntniß der Sprachen, Sitten und Personen besaßen sie einen Grad von angeborner Anstelligkeit, von Leichtigkeit der Auffassung, feiner Beobachtungsgabe, Menschenkenntniß, Ueberredungs- und Umgangskunst, wie er bei Europäern selten gefunden wird.

Diese natürliche Begabung der Orientalen, die im Unterschied zu der Schwerfälligkeit der Nordländer schon altgriechischen Schriftstellern aufgefallen ist [1]), hatte aber auch ihre Kehrseiten. Es fehlte den Levantinern nur allzu häufig jene Festigkeit und Zuverlässigkeit des Charakters, jene Entschiedenheit des Auftretens und jene treue Hingabe an die Pflicht, die sich unter der Unbeholfenheit und Ungelenkigkeit namentlich des Nordeuropäers birgt; seit den frühesten Zeiten sind die Berichte der Diplomaten und Reisenden von Klagen über die Dolmetscher erfüllt. — Costantinopoli a tre malanni: peste, cani e dragomanni sagte ein italienisches Sprüchwort, und der Constantinopler Aberglaube erblickte in den Alcyonenvögeln, welche unstet, Tag aus, Tag ein, den Bosporus herab- und hinaufflattern, ohne daß, wie es heißt, je ein menschliches Auge sie rasten gesehen hätte, die Seelen der wegen ihrer Ränke zu ewiger Ruhelosigkeit verdammten Dragomans. Ein scharfsichtiger Beobachter, der französische Diplomat und Reisende Chevalier d'Arvieux, faßte vor zweihundert Jahren die Mißstände des Dragomanatswesens in einem an Ludwig XIV. gerichteten Mémoire zusammen und zeichnete sie in Zügen, die noch zu meiner Zeit ihre Wahrheit nicht verloren hatten. — Nicht minder zutreffend ist, was vor hundert Jahren der Venetianer Pietro Businello, der als Secretär der venetianischen Botschaft in Constantinopel fungirt hatte und 1768 als Staatssecretär der Republik starb, in seinen historischen Nachrichten über die Türken vom Dolmetschwesen sagt. Nachdem er eine Reihe von Verhaltungsmaßregeln zum Nutzen der bei der Pforte residirenden fremden Diplomaten zusammengestellt, schließt er seine praktischen Rathschläge mit folgender eindringlicher Mahnung: „Die letzte und wichtigste Regel ist diese, daß man seine eigenen Dolmetscher wähle und gebrauche. Es werden in der That allzu viele Eigenschaften erfordert, um einen Dolmetscher zu bilden, den man mit Grund gut nennen kann. Muth, Herzhaftigkeit, Beredtsamkeit, Weisheit, Geschicklichkeit sind lauter unumgängliche Eigenschaften, damit er die Gesinnungen seines Ministers mit Standhaftigkeit zu erklären wisse. Es wird aber unmöglich sein, diese Eigenschaften zu finden, solange die Fürsten nicht den Grundsatz aufstellen, ihre eigenen Unterthanen zu gebrauchen und Leute von guter Herkunft mit einer so wichtigen Bedienung zu versehen" u. s. w.

In der That ist die Wahrheit der von Businello so nachdrücklich betonten Mahnung bereits vor seiner Zeit von denjenigen europäischen Regierungen, die einen lebhaften diplomatischen Verkehr mit der Pforte unterhielten, empfunden worden; sie zeigen frühzeitig das Bestreben, sich von dem einheimischen Dolmetscherwesen loszumachen. Die französische Regierung pflegte zu diesem Behufe schon zu d'Arvieux' Zeiten junge Franzosen ihrer Botschaft in Constantinopel beizugeben, die dort in den orientalischen Sprachen ausgebildet wurden, um später im Gesandtschafts- und Consulardienste in der Levante verwandt zu werden. Solche jungen Eleven nannte man „jeunes de

---

[1]) *Δριμύτεροι δ' ὡς πρὸς τὰς ἐννοίας οἱ ὑπὸ τὴν ἀνατολὴν ἄνθρωποι* sagt Herodian III, 8. Dieselbe Anschauung liegt der Frage in Aristotelis Problem. XIV, 15 zu Grunde: *διὰ τί οἱ ἐν τοῖς θερμοῖς τόποις σοφώτεροί εἰσιν ἢ ἐν τοῖς ψυχροῖς.*

langue". Dieselbe Einrichtung hatte schon früh Oesterreich angenommen; die von Maria Theresia in Wien begründete orientalische Akademie, welche die theoretisch-praktische Ausbildung junger Leute in den orientalischen Sprachen und in der Rechtswissenschaft zum Zwecke hatte, bereitete die nach dem Orient zu entsendenden Eleven für ihren späteren Beruf vor und liefert auch heute noch einen großen Theil von Beamten nicht nur für den levantinischen, sondern auch für den allgemeinen diplomatischen Dienst. Mehrere der jetzigen österreichischen Diplomaten sind aus der Dragomanatslaufbahn hervorgegangen; so fungirte z. B. der nachmalige österreichisch-ungarische Botschafter in Rom, Baron Haymerle (später, seit 1879, Minister des Auswärtigen, starb 1881), noch kurz vor meiner Ankunft in Constantinopel dort als Dragoman bei der Internuntiatur. Die Mehrzahl der fremden Gesandtschaften blieb aber nach wie vor auf die landeseingebornen Dolmetscher angewiesen, theils aus Indolenz, theils weil trotz der schwer empfundenen Mängel die Beschaffung nationaler Beamten schwierig war. So lagen diese Verhältnisse auch noch, als ich in Constantinopel eintraf. Den eigentlichen Stamm der Dolmetscher lieferte damals eine Anzahl eingeborner Familien, die alle, mehr oder minder mit einander verwandt, verschwägert oder durch sonstige Interessen verbunden, seit Generationen schon bei den verschiedenen europäischen Mächten Dienst zu finden gewohnt waren. Diese Familien waren meist italienischen Ursprunges, allein seit Jahrhunderten schon in der Levante ansässig. Mit ihnen haben sich vielfach durch Heirath verschmolzen und in Sitte und Sprache assimilirt allerlei Abkömmlinge, von Europäern: Franzosen, Holländer, Deutsche und Slaven, und diese Mischbevölkerung ist es, welche man mit dem Sammelnamen „Peroten" oder dem allgemeineren „Levantiner" zu bezeichnen pflegt. Von den übrigen christlichen Unterthanen der Pforte hielten sie sich ziemlich getrennt; schon der katholische Glaube, dem sie meist eifrig zugethan waren, schied sie von den Griechen und Armeniern; ihre jahrhundertelangen Beziehungen zu den europäischen Gesandtschaften, die dadurch hervorgerufene Annäherung an europäische Sitten und Gebräuche, die privilegirte Stellung, die sie Dank ihres Dienstes einnahmen, ließen sie auf die anderen christlichen Eingeborenen herabsehen. Letztere entgalten ihrerseits, namentlich seitdem das Nationalitätsbewußtsein auch im Orient erstarkt ist und cultivirt wird, diese Mißachtung mit Spott über die Vaterlandslosigkeit der „Peroten". Denn bereits lange vor meiner Zeit hatten die eingebornen Gesandtschaftsbeamten aufgehört, formell Unterthanen des Großherrn zu sein. Ein Jeder war in den Unterthanenverband desjenigen Staates übergetreten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, und auch seine Nachkommen waren unter fremdem Schutze geblieben. Daher zeigte die Genealogie der einzelnen perotischen Familien ein wahres Mosaik solcher Nationalitäten. Durch das Schutzverhältniß war einem Mißstande in der Stellung der einheimischen Dolmetscher, der in allen Berichten so häufig klagend hervorgehoben wird, einigermaßen entgegengewirkt, insofern nämlich der Eingeborne, der formell einem fremden Staatsverbande angehörte, bei Verhandlungen mit den Türken mehr Selbständigkeit und Sicherheit erlangte als derjenige, der, in allen seinen persönlichen Verhältnissen von der

willkürlichen Landesgewalt abhängig, beständig das Schwert über seinem Nacken fühlte. Allein im Ganzen und Großen zeigte das einheimische Dolmetschercorps auch in meinen Tagen dieselben Schwächen wie vor Jahrhunderten. Dazu trat, daß die meisten meiner Collegen von den politischen und allgemeinen Verhältnissen ihres Adoptivvaterlandes keine unmittelbare und lebendige Anschauung hatten und daher geneigt waren, in der Beurtheilung der türkischen Vorgänge und Zustände immer eher einen localen Maßstab als den ihrer Regierung anzulegen. Selbst die besten unter den einheimischen Beamten waren den Türken gegenüber immer auf eine solche Behandlung der Geschäfte bedacht, welche die Herren des Landes so wenig als möglich verletzte, und hatten von der Macht der Pforte und der Bedeutung ihrer Staatsmänner eine übertriebene Vorstellung, die der Wirklichkeit nicht entfernt entsprach. Außerdem galt die Annahme von Geschenken als etwas durchaus Unverfängliches. Der Sultan pflegte z. B. — wie mir noch mein Amtsvorgänger erzählte, — irgend einem Dragoman, der sein Wohlgefallen erworben hatte, einen Zollfreischein für eine Schiffsladung, gleich viel welchen Werthes, zu schenken, worauf dann der Betreffende ein Schiff, mit den kostbarsten Waaren oder Stoffen befrachtet, frei einführte oder die Erlaubniß dazu an einen Großhändler verkaufte. Eine unversiegbare Quelle des Gewinnes boten ferner Verwendungen für Rajahs, die große Summen aufgehen ließen, sei es, um in schwierigen Prozessen zu ihrem Rechte zu kommen, sei es, um Posten im türkischen Staatsdienste, z. B. die Hospodarenwürde in den Donaufürstenthümern, zu erlangen. Eine steinalte perotische Dame, die durch Familienbeziehungen mit den einflußreichsten Dragomansfamilien verbunden war, pflegte mir stundenlang mit sichtlichem Behagen von den Herrlichkeiten der vergangenen Zeiten zu erzählen, wo Griechen und Armenier, die ihre Köpfe nicht mehr sicher fühlten, demüthig zu ihren Verwandten gekommen wären und mit Haufen Geldes deren Unterstützung erkauft hätten. In der Kenntniß der maßgebenden Persönlichkeiten des Landes und der Mittel, sie zu behandeln, in der Vertrautheit mit den Traditionen des diplomatischen Verkehrs, wie er sich unter den eigenthümlichen Verhältnissen Constantinopels ausgebildet hatte, konnte ihnen freilich ein Fremder kaum gleichkommen. Mit dem ersten Fuß, den der Gesandte auf türkischen Boden setzte, war er an sie gebunden. Wen er von den Würdenträgern zu besuchen, welche Sprache er jedem einzelnen gegenüber zu führen, welche Etikette er zu beobachten, welche Geschenke er zu geben, wie er sein äußeres Auftreten einzurichten habe, Alles erfuhr er durch sie. Welche Präcedenzfälle bei einzelnen Schritten in Betracht kamen, welche Phasen einzelne politische und handelspolitische Fragen zu durchlaufen hatten, wußten nur sie; denn das Meiste, was im europäischen diplomatischen Verkehr schriftliche Wege geht, war in Constantinopel der mündlichen Behandlung vorbehalten. So befanden sich die Dragomans gewissermaßen in dem Besitze des unentbehrlichen Archivs.

Noch zur Zeit meines Eintreffens in Constantinopel war die Mehrzahl der europäischen Gesandtschaften in Allem, was das Dolmetscherwesen und die laufenden Geschäfte anging, auf einheimische Kräfte angewiesen. Auch mit

der damaligen preußischen Gesandtschaft war dies der Fall. Sie hatte das betreffende Personal seit Generationen aus Peroten und in Pera ansässigen Dalmatinern genommen. Als erster Dragoman fungirte Herr Bosgiovich, aus einer alten Ragusaer Familie stammend, deren Abkömmlinge, soviel ich weiß, mehrfach in gesandtschaftlichen Diensten Verwendung gefunden; so hatte ein Bruder des Genannten lange Jahre der damaligen sardinischen Gesandtschaft als Dolmetscher gedient. Unser Bosgiovich, bereits ein Sechsziger, stand seit mehr als vierzig Jahren in preußischen Diensten, hatte als Dragomanatseleve den Verhandlungen des Adrianopeler Friedens beigewohnt und wußte von allen hervorragenden Personen der älteren Zeit, von Sultan Mahmud, Müffling, Diebitsch, Moltke aus eigener Erinnerung zu erzählen. Schon sein Vater hatte zu Beginn des Jahrhunderts der preußischen Regierung als Dragoman gedient, und so stellte Bosgiovich gewissermaßen die lebendige Chronik der Gesandtschaft seit zwei Generationen dar. Er war trotz seines vorgerückten Alters überaus rührig und insbesondere unermüdlich in dem Zutragen von kleinen Nachrichten und Anekdoten aus den türkischen Regierungskreisen. Eine allgemeinere und tiefere Auffassung der Verhältnisse war ihm, seiner vorwiegend praktischen Natur und seinem ganzen Bildungsgange nach, nicht gegeben.

Weit bedeutender durch allgemeine Kenntnisse und Bildung war der zweite Dragoman, Baron Theophil Testa; in Pera geboren, hatte er eine sorgfältigere Erziehung genossen als die meisten seiner Landsleute. Er hatte unter Reschid Pascha zuerst bei den Türken Dienst genommen und war in dem Uebersetzungsbureau thätig gewesen, dann zur toscanischen Gesandtschaft übergetreten und hatte sogar zeitweilig als Geschäftsträger fungirt. Er besaß eine gründliche Kenntniß der türkischen Gesetzgebung und Verwaltung und sprach und schrieb insbesondere das Türkische besser als irgend einer der einheimischen Dragomans. In seinen äußeren Formen und in seinem stets zuvorkommenden und ansprechenden Wesen hatte er viel von der älteren Diplomatenschule, wie er sich denn überhaupt in seinen Beziehungen zu der europäischen diplomatischen Welt, die er durch mehrfache Reisen und durch Familienverbindungen (sein Bruder war österreichischer Gesandter) gewonnen hatte, gefiel. Er sprach und schrieb das Französische sehr schön und frei von Idiotismen und zeichnete sich bei alledem durch peinlichste Gewissenhaftigkeit in der Behandlung der ihm anvertrauten Geschäfte aus. Ich verdanke seiner theoretischen und praktischen Unterweisung die meiste Förderung und war ihm später bis zu seinem Tode in Freundschaft verbunden. Als dritten levantinischen Beamten habe ich noch den mit den beiden Obengenannten verwandten Kanzler Testa zu nennen, der mit der Wahrnehmung der consularischen Geschäfte betraut war. Man erkennt aus dieser Aufzählung des Beamtenpersonals, wie eigentlich der ganze laufende Geschäftsbetrieb der Gesandtschaft in den Händen dieser Beamten war; denn die specifisch diplomatischen Beamten, die Attachés und Legationssecretäre, blieben meist zu kurze Zeit, um in die Geschäfte hineinzuwachsen, und fanden, da das Meiste ohne sie geschah und die Dragomans eifersüchtig über die Bewahrung ihres Ressorts wachten, weder Anreiz noch Anleitung zu den laufenden

Geschäften. War nun auch die preußische Gesandtschaft hinsichtlich der persönlichen Qualification ihrer einheimischen Beamten sehr viel günstiger gestellt als manche andere — denn an der Ehrenhaftigkeit dieser Beamten war nicht zu zweifeln —, so machten sich die Mißstände dieser fremden Einflüsse doch immer fühlbarer. Es lag dies an den veränderten Zeitumständen. Seit dem Krimkriege hatten unsere Handelsbeziehungen zu der Levante einen größeren Aufschwung genommen; die Zahl der deutschen Handel- und Gewerbetreibenden mehrte sich beständig und damit auch ihre Berührungen mit den türkischen Behörden. Unser Consulatswesen wurde umgestaltet, neue Gesetze und Verordnungen für die im Auslande lebenden Schutzgenossen erlassen. Nun verstand der erste Dragoman der Gesandtschaft gar kein Deutsch und war den vaterländischen Verhältnissen und Einrichtungen überhaupt gänzlich fremd; der zweite war der deutschen Sprache auch nur in geringem Maße mächtig, und der mit der Wahrung der consularischen Functionen betraute Kanzler, ein schon bejahrter Mann, war in den preußischen Gesetzen, die er jetzt häufig anzuwenden hatte, wenig erfahren. Es machte auf den aus dem Vaterlande Ankommenden einen sonderbaren Eindruck, wenn er die preußische Gesandtschaftskanzlei betrat und hier als die gewöhnliche Geschäftssprache der Beamten unter sich das Französische fand.

Wie in den laufenden Geschäften, so machte sich auch in der Behandlung der politischen Fragen der Umschwung der Zeit fühlbar und stellte neue Anforderungen. Der Pariser Frieden hatte der Pforte eine Menge neuer Beziehungen zu den europäischen Mächten gegeben und einen empfindlichen Zusammenhang zwischen dem Osten und Westen geschaffen; das allgemeine politische Verhalten der Mächte zu einander übte seine Rückwirkung in Constantinopel und spiegelte sich dort nicht nur in den großen, sondern auch in den kleinsten Fragen ab. Die türkische Reformbewegung nahm immer größere Ausdehnungen an; die neuen Einrichtungen berührten die rechtliche und wirthschaftliche Lage der an Zahl stets wachsenden europäischen Einwanderer in einschneidender Weise und nöthigten die Gesandtschaften, deren Zustimmung und Beirath die Pforte damals noch bei ihren Umgestaltungen einzuholen pflegte, sich mit gesetzgeberischen und wirthschaftlichen Fragen aller Art zu beschäftigen. Kurz, die alte patriarchalische Zeit war vorüber, da ein Gesandter mit seltener, vielleicht alle Monate einmal abgehender Postgelegenheit einen Neuigkeitsbrief über Serailintriguen, über die Rivalitäten und Etikettenstreitigkeiten seiner Collegen, über allerlei kleinliche Vorkommnisse einsandte und damit für gewöhnlich seiner Pflicht genug gethan hatte. Die neue Gestaltung der Dinge hatte schon früher unserer Regierung den Gedanken nahegelegt, vaterländische Kräfte für den laufenden Dienst der Gesandtschaft heranzuziehen und auszubilden. Ende der vierziger Jahre war der bekannte deutsche Orientalist Dr. Georg Rosen der Gesandtschaft zu diesem Behufe beigegeben worden; allein er hatte mehr Neigung zu dem selbständigeren Consulardienst als zu den gesandtschaftlichen Geschäften gefühlt, war deshalb früh aus dem Dragomanat geschieden und bekleidete schon seit Jahren den Posten eines preußischen Consuls in Jerusalem. Graf Goltz, der überhaupt die Verhältnisse mit einem großen

und freien Blick ansah und seiner ganzen Auffassung nach gewissermaßen dem größeren preußischen Zukunftsstaate angehörte, hatte den Plan, einheimische Kräfte heranzuziehen, wieder aufgenommen; ich war ihm in Berlin während meiner Studienzeit bekannt geworden, und seinem Betreiben hatte ich es zu verdanken, daß ich im Jahre 1861 nach Constantinopel berufen wurde. Der erste Dragoman stand, wie bereits erwähnt, in vorgerücktem Lebensalter, der zweite lag an einem unheilbaren Leiden schwer darnieder, und Graf Goltz bezeichnete es von vornherein als den Zweck meiner Verwendung, daß ich dermaleinst die Functionen des ersten Dragomans, dem die Vermittlung der politischen Verhandlungen oblag, übernehmen solle. Es ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben, wie er mich bei meiner ersten Meldung in Bujukdere ermahnte, darauf bedacht zu sein, ein selbständiges Urtheil über die Verhältnisse zu gewinnen und mich ihnen freier gegenüberzustellen, als dies den perotischen Beamten gegeben sei. Er warnte mich, die Bedeutung der türkischen Staatsmänner und ihrer gerade damals in Blüthe stehender Reformbestrebungen zu überschätzen, wie dies nicht nur bei den einheimischen, sondern selbst bei fremden Diplomaten (er nannte dabei den damaligen englischen Botschafter Sir Henry Bulwer) Mode geworden, und drang darauf, daß ich mich von localen Einflüssen unabhängig halte, stets die Dinge im Ganzen und Großen sehe. Für einen unerfahrenen jungen Menschen, der in der einfachsten Umgebung unter lauter Freundschaft und in unbegrenztem Vertrauen zu seinesgleichen aufgewachsen war, blieb es ein unbehagliches Gefühl, plötzlich und dazu in wilder Fremde mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens in Berührung zu kommen, Worte und Schritte behutsam überlegen, Menschen und Dinge vorsichtig beobachten, das natürliche Vertrauensbedürfniß einschränken, kurz an dem häßlichen Kampf um das Dasein Theil nehmen zu müssen. Indeß die glückliche Lebendigkeit des jugendlichen Alters half bald über diese bösen Stimmungen hinweg, und ich ward durch die neue Welt, die mich umgab, bald zu sehr in Anspruch genommen, um düsteren Gedanken nachhängen zu können. —

Meine nächste Aufgabe war, mich mit der türkischen Sprache vertrauter zu machen. Theoretisch war ich zwar im Arabischen und Türkischen vorgebildet und hatte mich des letzteren auch praktisch insoweit bemächtigt, daß ich mich bei meiner Ankunft in Constantinopel in der gewöhnlichsten Conversation ziemlich geläufig auszudrücken vermochte. Allein um in der Sprache geschäftlich zu verhandeln, wie es mein Beruf erforderte, bedurfte es doch noch einer eindringlichen Beschäftigung gerade mit dem geschäftlichen Stile. Ich machte mich zu diesem Behufe zunächst über die Lectüre großer Stöße türkischer Noten und Depeschen, die politische sowohl als laufende Verwaltungsgegenstände behandelten und zugleich durch ihren sachlichen Inhalt Belehrung gewährten. Eine besondere Schwierigkeit bot mir dabei die Entzifferung der türkischen Handschrift, denn obgleich ich Gedrucktes ziemlich fließend las, so wich doch die einer Stenographie ähnliche, vielfach verschlungene und abgekürzte Handschrift so sehr von den gedruckten Charakteren ab, daß ich zuerst auch keine halbe Zeile zu enträthseln vermochte und mit meiner ganzen Gelehrsamkeit verblüfft und beschämt

vor lauter Geheimnissen stand. Man kann sich die Schwierigkeit einigermaßen verdeutlichen, wenn man sich einen des Deutschen mäßig Kundigen und nur in der gedruckten Schrift Bewanderten plötzlich vor die Aufgabe gestellt denkt, ein mit Auslassung aller Vokale in gewöhnlicher Currentschrift sehr flüchtig geschriebenes Blatt zu entziffern. Ich fand indeß ein ergötzliches Mittel, der Sache näher zu kommen. Auf den öffentlichen Plätzen, meist vor den Moscheen, sitzen Schreiber, die den Leuten aus dem Volke gegen Entgelt Briefe, Eingaben und dergleichen zu Papier zu bringen pflegen. Ein kleiner Schemel, unter freiem Himmel auf einen Teppich gestellt, ein Kasten mit Papier, ein Tintenfaß und einige Schreibrohre bilden das ganze Handwerkszeug dieser Schriftgelehrten, die, ihre Knie als Schreibpult benutzend, vor ihren Auftraggebern ihre Arbeiten ausführen. Zu diesen Leuten nahm ich meine Zuflucht und ließ mir irgend einen mir bereits bekannten, gedruckten Text in Currentschrift umsetzen. Zu Hause verglich ich dann die erlangte Umschrift sorgfältig mit dem Gedruckten, vergegenwärtigte mir die Abweichungen zwischen beiden Schriftarten und löste so allmählich die Räthsel, die mir anfänglich unentwirrbar erschienen waren. Den größten Theil meiner Vormittage brachte ich mit Lectüre und solchen Uebungen zu; ein paarmal in der Woche besuchte mich auch der türkische Schreiber der Gesandtschaft, der die Reinschriften aller türkischen Noten zu besorgen hatte, die wir an die Pforte zu richten pflegten. Denn da die Orientalen einen größeren Werth auf Kalligraphie legen als wir, und ein Europäer es doch nie zu einer schönen orientalischen Handschrift bringt, so bedurfte jede Gesandtschaft eines solchen Schreibers. Er unterwies mich in dem Schneiden des orientalischen Schreibrohrs, des Calamus, in der Mischung der Tinte, die schwärzer und dicker ist als unsere und der Tusche ähnlich sieht, in der äußeren Form der Schriftstücke. Auch auf dem Knie zu schreiben lernte ich bei ihm und überzeugte mich von der Richtigkeit seiner Behauptung, daß es dabei leichter gelinge, der Schrift den specifisch orientalischen Zug zu geben. Er hielt strenge darauf, daß oben auf die Mitte des Bogens ein kleines Zeichen gesetzt würde, welches „bismillah“, d. h. „im Namen Gottes“ bedeutete, ferner, daß ein winzig kleines Stück aus der rechten Ecke des Blattes geschnitten würde, wodurch dem Adressaten seitens des Schreibers eine Respects- oder Höflichkeitsbezeugung erwiesen werden sollte. Ueberhaupt war er ein guter Moslem und strenger Formalist, und ich erinnere mich, daß, als er einmal einen Koran bei mir zu unterst auf einem Stuhle unter anderen Büchern und Papieren liegen sah, er ihn mit ernster Miene aus dieser unwürdigen Lage befreite und mir einschärfte, das gottgesandte Buch immer hoch und über die anderen Bücher an einen Ehrenplatz zu legen.

Gegen Mittag pflegte ich mich auf der Gesandtschaftskanzlei einzufinden, wo ich, ohne gerade durch meine Stellung verpflichtet dazu zu sein, mich freiwillig bei Erledigung der Consulatsgeschäfte nützlich zu machen suchte, so weit dies bei meinen geringen Vorkenntnissen möglich war. Das Formelle der bureaukratischen Arbeit war mir ein Buch mit sieben Siegeln; ich hatte einen großen Respect vor Denen, die es sicher zu handhaben verstanden, fürchtete immer,

mich durch meine naturalistische Art des Ausdrucks und der Behandlung von Geschäftssachen lächerlich zu machen, und war desto eifriger bemüht, mir diesen unentbehrlichen Schliff anzueignen. Ich drängte mich deshalb lebhaft dazu, allerlei Uebermittlungsschreiben und kleine Berichte, bei denen besondere sachliche Kenntnisse nicht erforderlich waren, anzufertigen, und es ist mir später diese Ausbildung von der Pike auf sehr zu statten gekommen. Ueberhaupt war der Aufenthalt auf der Gesandtschaftskanzlei auch in anderer Beziehung lehrreich und durch den Umgang mit dem Publicum selbst ergötzlich, wie ich denn von daher stets eine Vorliebe für den lebendigen Verkehr mit den Menschen und ihren Interessen behalten und mich später von dem grünen Tische aus oft danach zurückgesehnt habe. Auf unserer Kanzlei strömte nämlich in den Dienststunden Alles zusammen, was Gesuche, Anträge, Beschwerden bei der Gesandtschaft und durch ihre Vermittelung bei den türkischen Behörden anzubringen, Erkundigungen einzuziehen und Rath zu holen hatte. Deutsche Schiffscapitäne und Matrosen, Kaufleute und Handwerker, Türken, Armenier, Perser und Griechen, Beamte der Pforte und der fremden Gesandtschaften lösten sich in buntem Wechsel ab. Die mündliche Verhandlung mit diesen Leuten und die Erörterung ihrer verschiedenen Anliegen gab Gelegenheit, sich über mannigfaltige Verhältnisse zu unterrichten. Da erschien ein deutscher Kaufmann, der sich beschwerte, daß sein Schuldner, ein Armenier, von den türkischen Gerichten rechtskräftig verurtheilt und zur Haft gebracht, zur Feier des Osterfestes nach alter biblischer, von den türkischen Behörden übernommener Sitte, aus seinem Gefängnisse entlassen sei; er werde nun nicht mehr dingfest gemacht, weil er die Beamten bestochen habe. Ein Mohr aus dem Serail verlangte Stundung der Zahlung, die seine Herrin, eine verschwenderische Nebensultanin, einem deutschen Lieferanten für Schmuck und Juwelen schuldete; die Zeiten seien schlecht, die Apanage seit Langem rückständig, auch werde sie in entwerthetem Papiergelde gezahlt. Gerichtsboten der Pforte beschwerten sich über deutsche Unterthanen, die sich der Gestellung bei den Proceßterminen hartnäckig entzogen hatten. Ein Schiffscapitän meldete, daß ihm ein Junge entlaufen, der sich in der Stadt umher treibe und Böses im Schilde führe; dabei wurde erzählt, wie vor einigen Jahren ein solcher deutscher Schiffsjunge zum Islam übergetreten und es später im türkischen Dienst zu hohen Würden, bis zum Pascha, gebracht habe. Er hat noch im letzten russisch-türkischen Kriege, als Mehemed Ali Pascha, eine Rolle gespielt. Zahllos flossen die Beschwerden unserer Unterthanen über türkische Verwaltung und Rechtspflege; neben begründeten Ansprüchen trat oft recht sichtbarlich die Sucht hervor, aus den Rechtskränkungen, die man erfahren, wenn immer möglich eine Entschädigungsforderung gegen die türkische Regierung abzuleiten und aus der Protection der Gesandtschaft ein gewinnbringendes Geschäft zu machen. Da trug ein deutscher Handwerker vor, wie er sich in der Mittagshitze in seinem Hause bei offenen Thüren und Fenstern dem Schlafe überlassen, wie Diebe diesen Umstand benutzt und ihm eine fabelhafte Summe entwendet hätten, die er natürlich nie besessen. Er hielt die türkische Regierung für verpflichtet, ihm diesen Schaden zu ersetzen, und drohte, die Gesandtschaft bei dem preußischen Landtage zu ver-

klagen, wenn sie seinen Anspruch nicht bei der Pforte vertreten werde. Zahlreiche Reisende aus allen Theilen des Reiches meldeten sich bei uns und wußten über die Zustände im Innern manche lebendige Kunde zu bringen. Unter den Unterstützungsuchenden spielten deutsche Handwerksburschen eine große Rolle; manche hatten Aegypten, Palästina, Syrien und die unsichersten Gegenden Kleinasiens ungefährdet zu Fuß durchzogen und waren deshalb der Gegenstand meines stillen Neides. Wie viele merkwürdige und unbekannte Stätten hatten diese Burschen gesehen, nach denen sich der Freund des Alterthums vergeblich sehnte, ja, die nie der Fuß eines gebildeten Europäers betreten hatte! Sie rühmten die Gastfreundschaft der Mohammedaner und meinten, es sei mit dem guten Leben aus, sobald sie erst ihren Wanderstab ins Oesterreichische setzten. Unter diesen Vagabunden lebte übrigens eine Art geheimer Tradition; sie wußten in allen Levantestädten, von Aegypten bis nach Constantinopel, über Herbergen und namentlich darüber Bescheid, wer von den Consuln, Pastoren, Kaufleuten freigibig war, wer nicht. Auch traditionelle Reiseziele hatten sich bei ihnen ausgebildet. Neben Jerusalem und seinen heiligen Stätten galt namentlich der „steinerne Wald" bei Kairo als ein Wunder, das zu sehen jeder brannte. Sie pflegten sich auch durch Inschriften an sehenswerthen Punkten zu verewigen, wie denn ein Landsmann mir erzählte, daß er auf einer großen Reise in Aegypten, Syrien und Kleinasien an allen denkwürdigen Stätten immer wieder einem Sprüchlein wie dem folgenden begegnet sei: „Martin Ehinger aus Reutlingen, bin auch in Assuan, bin auch im steinernen Wald gewesen."

Die ersten beiden Monate vergingen mir in den eben geschilderten Beschäftigungen recht schnell; ich wurde nach Ablauf dieser Zeit für genugsam vorbereitet erachtet, um meinen ersten Schritt in die officielle türkische Welt zu thun, d. h. eigentliche Dragomanatsgeschäfte zu übernehmen. Natürlich konnte es sich nur um leichte und geringfügige Sachen handeln, und zwar fiel mir zunächst die Assistenz bei Verhandlungen vor dem türkischen Polizeigerichte zu. Die Geschäfte des Dragomanats waren nämlich dreifacher Art: politische, administrative und gerichtliche. Die politischen Geschäfte lagen dem ersten Dragoman ob, der demnach auch als die vornehmste und mächtigste Person galt; er suchte, wie das gebräuchlich war, fast Tag für Tag die türkischen Minister und höchsten Würdenträger auf, theils mit bestimmten Aufträgen des Gesandten, theils auch auf eigene Hand, um im Gespräche mit maßgebenden Persönlichkeiten den Stand der gerade schwebenden Fragen zu erkunden und Stoff zur politischen Berichterstattung zu sammeln. Denn da es in Constantinopel an socialen Beziehungen, wie sie in anderen Ländern den fremden Diplomaten mit den leitenden Männern und ihrem Anhang in Berührung bringen, gänzlich fehlte, die türkischen Kreise vielmehr ein abgesondertes Leben für sich führten, so bedurfte es, um von dem, was geschah, unterrichtet zu bleiben, einer Mittelsperson, die mit jenen Kreisen beständig Fühlung behielt, die tagtäglich gewissermaßen Reisen in die abgeschlossene türkische Welt unternahm. Die administrativen und handelspolitischen Unterhandlungen über Fragen, welche sich an die Interpretation der Verträge und Gesetze

knüpften, auch die größeren Reclamationen gehörten in den Geschäftsbereich des zweiten Dragomans. Der dritte endlich und seine Gehülfen hatten allen gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, bei denen ein deutscher Unterthan, sei es als Kläger, sei es als Beklagter, betheiligt war. Die Aufgabe bestand nicht so sehr darin, die Verhandlungen zu verdolmetschen — dazu war der Gerichtsdolmetsch da — als vielmehr in der Ueberwachung der Procedur. Der Dragoman hatte darauf zu achten, daß Alles dem Gesetze gemäß vor sich gehe, daß der Schutzgenosse mit seinen Anträgen und Einwendungen gehört und keines seiner vertragsmäßigen Rechte verletzt werde. Denn nach den Capitulationen sind die von einem türkischen Gerichte mit einem Fremden aufgenommenen Verhandlungen nur gültig, wenn ihnen ein Delegirter der betreffenden Gesandtschaft beigewohnt hat. Die hauptsächlichsten Gerichte, mit denen deutsche Unterthanen in Berührung kamen, waren: das Handelsgericht, dessen Competenz sich auf Handelssachen, zum Theil auch auf Civilsachen erstreckte, und das Polizeigericht, welches über Contraventionen, Vergehen und Verbrechen aburtheilte. Da die deutsche Colonie zum überwiegenden Theil aus friedfertigen und ruhigen Leuten bestand, diese auch durch die Natur ihrer Geschäfte mit den Landeseingebornen nicht in so häufige Conflicte kamen, wie dies bei den durch Grundbesitz, Heirath und Gewerbebetrieb mit dem Lande verwachsenen Südeuropäern, den Italienern, Griechen, Dalmatinern u. s. f. der Fall, so war unsere Praxis an den Polizeigerichten eine unbedeutende; sie beschränkte sich meist auf die Verhandlung über geringfügige Contraventionen und dergleichen. Die Assistenz bei solchen Sachen war also wohl geeignet, auch einem Anfänger anvertraut zu werden, der dadurch, ohne eine zu schwere Verantwortung zu übernehmen, in das Formelle des Geschäftsbetriebes eingeführt wurde und zunächst im Kleinen die Kunst des Umganges und der Verhandlung mit den türkischen Behörden lernte.

Das Polizeigericht lag, wie die meisten türkischen Amtsgebäude, in dem eigentlichen Stambul, in der Nähe der Hohen Pforte. Die Gerichtssitzungen fielen in die Nachmittagsstunden, und man pflegte um Mittag von Pera aufzubrechen und sich zu Pferde nach Constantinopel zu begeben. Wie lebhaft stehen mir diese Ritte, die ich von nun ab fast täglich jahraus jahrein zu unternehmen hatte, vor den Augen! Es war jedesmal wie eine Reise aus einem Erdtheil, aus einem Culturgebiet in ein anderes, wenn man aus dem modernisirten Pera mit seinen Pariser Läden, seinen Gesandtschaftspalästen, seinem europäischen Straßenleben in das Labyrinth von Stambul hinein tauchte. — Den steilen Perahügel (den jetzt ein Tunnel durchbahnt, und dessen Mühsale und Gefahren die heutige Generation nicht mehr kennt) stieg man auf halsbrechenden Stufen hinab und gerieth dann in einen breiten Menschenstrom, der sich zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde unter sinnverwirrendem Lärm der Brücke zuwälzte, welche Pera und Galata mit dem eigentlichen Stambul verbindet. Hier das gleiche Wirrsal und Getöse, gesteigert durch das schrille Pfeifen und betäubende Geprassel von zahllosen Dampfern, die, im Hafen circulirend, an der Brücke ihre Anlandungsstätten hatten und neue Menschenknäuel ausströmten. Es war keine leichte Aufgabe, durch diese Menge un-

gefährdet sich durchzuarbeiten, zumal bei regnerischem Wetter. Da die türkische Etikette strenger als die unserige auf reine Stiefel hält (wahrscheinlich der allgemein verbreiteten Teppiche wegen), so mußte man sich bei dem unergründlichen Koth mit gewaltigen, bis an die Kniee reichenden, eigens für die Constantinopler Verhältnisse construirten Ueberstiefeln ausrüsten und war durch diese und einen schweren Regenmantel auf dem Sattel eingeklemmt. In diesem unbehülflichen Zustande galt es dann, der Menge auszuweichen und zugleich die auf den nassen Brückenbohlen leicht strauchelnden Pferde stets im Auge und im Zügel zu halten. — Zum Trost erzählten mir ältere Collegen, daß diese Fahrten zu ihrer Zeit viel bedenklicher gewesen wären, namentlich wenn eine herrschende Pestepidemie sie nöthigte, mit einem großen, bis zu den Füßen reichenden Mantel von Wachstaffet einher zu gehen und sich mit einem langen Stock der Berührung mit dem Gedränge zu erwehren.

In Stambul angelangt, theilt sich die Menge; ein Theil wendet sich nach dem Bazar und der Geschäftsgegend, nach den großen in der Nähe des Bazars liegenden Hans, in welchen fremde und einheimische Kaufleute ihre Waaren niederlegen und Comptoirs zu haben pflegen; ein anderer, dem wir folgen, zieht sich nach der Hohen Pforte, dem Sitz der höchsten türkischen Behörden, und den Gerichtsgebäuden hin, welche letztere sich in geringer Entfernung von der Pforte befinden. Schon aus den ab und zu das Ohr treffenden Reden und Ausrufen der Menge erkennt man, wie deren hauptsächlichste Sorge sich um Rechtshändel dreht; „der schuldet mir so und so viel Piaster", „ich habe einen Bürgen verlangt", „ich habe eine Sentenz in Händen", „pfui der Betrüger; bei Allah! ich schwöre, er hat falsche Zeugen gehabt!" — so schallt es von hier und da; lebhafte Gesticulationen, zuweilen, wenn auch nur selten, von Thätlichkeiten begleitet, illustriren diese ambulanten Auseinandersetzungen. Als ich fünfzehn Jahre nach meiner ersten Wanderung durch jene Straßen wieder einmal den Fuß dorthin setzte, fand ich bei aller Aenderung, die die Oertlichkeit erfahren hatte, den Menschenstrom dort ganz mit denselben Dingen beschäftigt wie ehemals, und alle Kunstausdrücke der türkischen Gerichtssprache tönten mir wieder ins Ohr.

Sonst trug jener Theil Constantinopels im Jahre 1861 noch ein stark alterthümliches Gepräge; er mochte seit Jahrhunderten sich wenig verändert haben, denn das Aeußere stimmte wohl mit den Bildern, welche alte Reisebeschreiber von Stambul entworfen. Da stand noch als Wahrzeichen vergangener Zeiten eines jener Binnenthore, wie sie ehemals in den orientalischen Städten die einzelnen Quartiere abzuschließen pflegten. Durch seine engen Bogen sah ich noch die Mekkakarawanen ziehen mit den Kameelen, welche die Geschenke des Sultans für die heilige Stadt trugen. Die kostbaren Gaben waren auf den Höckern thurmhoch aufgepackt, so daß sie die Pforte nicht zu passiren vermochten, ohne daß vorher deren Schwelle aufgerissen und der Boden vertieft worden wäre; diese Operation wurde alljährlich jedesmal von Neuem vorgenommen und hatte so den Charakter einer Ceremonie erlangt, welche die im Munde des Volkes laufende Hyperbel wahrmachen sollte: „Die Gaben des Herrschers der Gläubigen sind so zahlreich gewesen, daß sie die

Thore der Stadt nicht passiren konnten." — Die Straßen jenes Stadttheils waren überhaupt damals noch eng, gewunden und winkelig; stumme, vergitterte Wohnhäuser wechselten mit allerlei Handwerksstätten und bunt ausstaffirten Kaufläden ab: in jenen ein geschäftiges Hantiren, das sich bis in die Straße selbst herein zog; in diesen still-beschauliche Verkäufer, die mit einer gewissen Verachtung auf das Gewühl herab zu sehen schienen. Als Sinnbild orientalischer Stabilität ist mir ein beturbanter Greis in Erinnerung, den ich wenigstens zehn Jahre lang tagtäglich genau in derselben Positur, an derselben Stelle seines Ladens, stets mit demselben Gesichtsausdruck, mit derselben Bernsteinspitze im Munde so unbeweglich sitzen sah, daß er fast einem jener gemalten Aushängeschilder glich, wie sie unsere Tabaksläden zu zieren pflegen. Weniger beständig als der menschliche ist der örtliche Charakter jenes Quartiers geblieben; der steigende Verkehr und die periodischen Feuersbrünste, von denen die vom Jahre 1865 dem alten Stambul besonders verderblich war, haben das Labyrinth der Gassen hinweg geräumt. Das sogenannte Gartenthor mit seiner Erinnerung an die Mekkakarawane ist vom Erdboden verschwunden; eine breite, staubige, in der Mitte von den Schienen einer Pferdebahn durchschnittene Straße hat die malerischen, im Sommer stets schattigen und kühlen Gassen ersetzt, und ein starres, kahles Alignement von kleinen Steinhäusern herrscht jetzt, wo früher eine Mannigfaltigkeit von großen und kleinen Holzbauten, Butiken und Erkern das Auge erfreute. Wer heute noch Alt-Constantinopel sehen will, muß in abgelegene Quartiere wandern. Nur das Polizeiministerium hat trotz seiner Baufälligkeit dem Zahn der Zeit widerstanden: ein mächtiger, verwahrloster Holzbau, mehr einem Karawanserai als dem Sitze der strafenden Gerechtigkeit ähnlich. Den Vorhof bedeckt ein dichtes Gewimmel, zum Theil der Auswurf der Constantinopler Menschheit. Montenegriner, Kroaten und Arnauten, Gestalten, denen man nicht gern in der Einöde begegnen möchte, sitzen neben schwarzäugigen, ernsten Persern; hier und da kauern Derwische, zerlumpte türkische Weiber und geschminkte Dirnen aus dem Matrosenviertel von Galata. Im Hintergrunde des Hofes ein bretterner Verschlag, wenig mehr als manneshoch über der Erde, ohne Fenster, mit einem ochsenaugigen Ausschnitt, durch den ein Gewirr von Köpfen und gesticulirenden Gliedmaßen sichtbar wird. Dieser Käfig ist das erste Depot, welches die Delinquenten aufnimmt, bis ihre Abführung in die eigentlichen Gefängnisse erfolgt. Die Treppen hinauf, bis zu den weiten Corridoren, steht, sitzt, kauert und liegt unübersehbar eine bunte Masse; dazwischen circuliren Verkäufer von Wasser, Limonaden, Bretzeln und dergleichen; Gensdarmen, die ihre Opfer abschleppen, Beamte, die Papiere tragen oder aus den großen, auf dem Corridor unter der Menge herum stehenden, mit rother Kuhhaut überzogenen Kisten, den Gerichtsarchiven, Acten hervor suchen. — Diesem Gewühle gegenüber boten die eigentlichen Gerichtssäle verhältnißmäßig den Eindruck der Ruhe und Ordnung. Um einen großen, hufeisenförmigen Tisch (der auch hier die Amtsfarbe Grün trägt) saßen oder kauerten die würdigen Richter, theils mit überschlagenen Beinen, theils in anderen verschlungenen Stellungen, wie sie der Orientale liebt, und die er

immer bequemer findet als das steife Sitzen nach unserer Art. Eine besondere Amtstracht gab es nicht; nur der Mollah, der zu jener Zeit in keinem richterlichen oder verwaltenden Collegium fehlen durfte und darüber zu wachen hatte, daß nichts dem religiösen Gesetz Zuwiderlaufendes vorkomme, stach durch seinen weißen Turban und seine bauschige alttürkische Tracht von dem langen Schwarzrock ab, der das gewöhnliche Costüm der neutürkischen Beamten bildete. Die Sitzung wurde gewöhnlich mit einem gemeinsamen Trunke schwarzen Kaffees eröffnet, den die Diener dem gesammten Collegium präsentirten, und den ich, auf einem Sessel neben dem Präsidenten installirt, mit einzunehmen pflegte.

An diesen Genuß schloß sich ein Geplauder über allerlei Vorfälle des Tages und Stadtneuigkeiten; Erkundigungen über den Gesundheitszustand leiteten gewöhnlich die Conversation ein; diese wurde durch Herzählung von allerlei Beschwerden und Gebrechen weit ausgesponnen, wie denn überhaupt die Türken halbmediciniſche Unterhaltungen sehr lieben. Namentlich die Vornehmeren ergehen sich gern in solchen Gesprächen und sind fast immer, wenn nicht Hypochonder, so doch sehr weichlich und wehleidig. Nachdem dieser Klatsch erledigt war, wurden die ersten Parteien eingeführt und an der Oeffnung des hufeisenförmigen Tisches aufgestellt, geleitet durch einen Gerichtsdiener, der zwischen beiden Stellung nahm und die Aufgabe hatte, etwaige allzu heftige Gesticulationen und Ausrufe zu mäßigen. Bei besonders aufgeregten Charakteren pflegt er die Hände auf die Schultern beider Theile zu legen, sie durch meist höfliche Zurufe, als: „ruhig, mein Lamm,“ „warte, meine Seele,“ zu besänftigen. Der Kläger beginnt alsdann seine Sache auseinanderzusetzen, der Verklagte antwortet mit seinen Einwendungen. Ich habe bei dieser Gelegenheit oft bewundert, welche natürliche Meisterschaft die Orientalen, selbst die Leute aus den unteren Volksklassen, in der Rede besitzen. Sie sind geborene Erzähler und Darsteller; die geringfügigste Anekdote, die kleinste Auseinandersetzung eines Sachverhältnisses gewinnt in ihrem Munde einen eigenen Reiz durch die Lebendigkeit, Klarheit und greifbare Faßlichkeit ihrer Darstellung. Ich habe in späteren Zeiten einer der ersten Sitzungen des neugeschaffenen türkischen Parlaments beigewohnt und war erstaunt, bei diesen Deputirten, die ohne jede geschäftliche und rednerische Vorbildung aus dem Stillleben asiatischer Landstädtchen zum ersten Male eine Rednerbühne betraten, eine Gewandtheit, Sicherheit und Gefälligkeit des Ausdrucks und des äußeren Auftretens zu finden, wie man sie unter gleichen Bedingungen in anderen Ländern nicht antreffen würde. Nachdem die Parteien sich in Rede und Gegenrede erschöpft, wurden sie von dem Gerichtsdiener abgeführt; oft mußte der Schwung der Beredtsamkeit bei dem Einen oder dem Anderen gehemmt werden, aber es geschah dies immer, auch den kleineren Leuten gegenüber, in höflicher Weise, und regelmäßig genügte der Ausruf: „haben Sie die Güte,“ ohne weiteren Zusatz, um selbst Aufgeregte zum Rückzug zu bewegen. Dann trat das Collegium in die Berathung ein; auch hier war es zu verwundern, mit welcher Klarheit und Präcision der Referent, meist ein Mann ohne jede juristische Bildung in unserem Sinne, die verwickeltsten Sachen auseinander-

zulegen und ein deutliches Bild des in Betracht kommenden Herganges zu entwerfen verstand. Eine feine und scharfe Beobachtungsgabe und ein hoher Grad von Menschenkenntniß pflegen allen Orientalen eigen zu sein; dabei sind sie von Jugend auf so sehr daran gewöhnt, ihre Gedanken und ihre Affecte zu verbergen und deren Ausdruck den Umständen und Personen anzupassen, sie sind so vollendete Meister in der Verstellung, daß sie nicht leicht von ihresgleichen hintergangen werden. Ich war oftmals enttäuscht und überzeugt zugleich, wenn ein Untersuchungsrichter durch schlagende Zusammenstellung kleiner Züge und Umstände nachwies, wie dieser oder jener, dessen Auftreten mich für seine Unschuld eingenommen hatte, vor dem schärferen Auge des Richters die Prüfung nicht bestehen konnte. Dem Referat folgte die Discussion, an der sich die einzelnen Mitglieder des Collegiums je nach Lust betheiligten.

Der Gerichtshof bestand in seiner Mehrheit aus türkischen Richtern, doch hatten auch einzelne christliche Unterthanen der Pforte, Griechen und Armenier, Sitz und Stimme; sie zeichneten sich vor den Türken durch größere Arbeitsamkeit und Bildung aus, und daher kam es, daß in allen wichtigeren und verwickelteren Verhandlungen ihnen thatsächlich die Hauptrolle zufiel. Freilich waren sie vorsichtig genug, den Türken immer den Ehrenplatz und die scheinbare Leitung zu überlassen, ähnlich wie man auf türkischen Kriegsschiffen dicht hinter dem Capitän, einem Türken, den Dalmatiner oder Griechen als eigentlichen Leiter des Schiffes stehen sieht. Uebrigens bildeten diese Berathungen die schwächste Seite des Verfahrens; der türkische Präsident, der zudem durch einen Schwarm von gehenden und kommenden Beamten mit allerlei Anfragen und Aufträgen abgezogen wurde, war unfähig, die Discussion einzuschränken und zu leiten; man kam vom Hundertsten ins Tausendste, und häufig wurde ein neuer Kaffee befohlen, um das gesammte Gerichtspersonal zu erquicken: „unser Geist ist ins Schweifen gerathen, wir müssen einen Kaffee nehmen," hörte ich oft einen alten türkischen Richter ausrufen, dessen Thätigkeit sich auf solche gemeinnützige Schlußanträge der Debatte zu beschränken pflegte. Es ging überhaupt sehr harmlos zu. Ab und zu empfing einer der Richter einen Gast als Besuch, der ohne Weiteres an der Gerichtstafel Platz nahm und sich ungenirt in die Discussion mischte. Ich erinnere mich, daß einstmals ein schwarzer Eunuch aus dem Palast des Sultans mitten in der Sitzung unserem Präsidenten einen Freundschaftsbesuch abstattete; Alles erhob sich ehrerbietig vor dieser wandelnden Ofenröhre, welcher der Ehrenplatz neben dem Präsidenten angewiesen wurde; natürlich wurde wieder Kaffee und Tabak herum gereicht, und dann gab der Schwarze lachend und scherzend auch seine juristische Weisheit über den gerade vorliegenden Fall zum Besten, die mit gebührender Verehrung und dem Rufe: „Bravo! Sie haben sehr treffend zu bestimmen geruht," aufgenommen wurde.

Bei diesen Berathungen des Gerichtshofs war es, wo ich meine eigentliche Thätigkeit zu entfalten hatte; die Aufgabe des Dragomans bestand darin, die Richter auf etwaige Lücken im Verhör, auf Punkte, die zu Gunsten des fremden Unterthans sprechen konnten, aufmerksam zu machen, falsche Anwendung der

Gesetze oder Mängel der Procedur zu verhüten, kurz, als Advocat seines Schutzgenossen aufzutreten. Diese Aufgabe war nicht leicht; zunächst erforderte sie eine große Beherrschung der Sprache, denn wer des Conversationsstils einer Sprache noch so mächtig ist, vermag darum noch nicht ohne Weiteres über geschäftliche Dinge zusammenhängend Vortrag zu halten. Dann waren die türkischen Richter gar nicht sehr geneigt, sich von den Dragomans hineinreden zu lassen; sie empfanden überhaupt deren Controlle als eine Fessel und Kränkung ihrer Würde. Aus diesem Gefühl ergab sich, daß sie von vornherein für den türkischen Kläger oder Verklagten, der sich ja nicht eines privilegirten Beistandes bei Gericht erfreute, wie ihn der Fremde an seinem Dragoman hatte, gegen den Fremden eingenommen waren und den Dragoman dadurch erst recht in die Rolle eines advocatus diaboli hineindrängten. Denn da dieser immer die Ungunst der türkischen Richter mit in Rechnung ziehen mußte, so pflegte er bei seinen Anträgen zu Gunsten seines Clienten nun ein gut Theil über das, was er wirklich erreichen wollte, vorzuschlagen, etwa wie es ein Verkäufer mit einem feilschenden Kunden zu machen pflegt. So handelte es sich schließlich zwischen Richter und Dragoman weniger um Schuld oder Unschuld des betreffenden fremden Unterthans als für den Einen darum, ihm etwas am Zeuge zu flicken, für den Anderen, ihn möglichst glimpflich aus der Sache zu ziehen. Dabei wurden seitens der durch ihre Privilegien verwöhnten Fremden die übertriebensten Anforderungen an den gesandtschaftlichen Schutz gestellt; sie schrieen auch in den Fällen über Unrecht der türkischen Justiz — weil es nun einmal die türkische war — wo sie sich einem härteren Urtheil ihrer heimischen Gerichte schweigend gefügt hätten. Das Schwierigste war bei dergleichen Verhandlungen, den Richtern gegenüber den rechten Ton zu treffen. Grobheit oder gewaltsames und heftiges Auftreten hätte die Verhandlung sofort zum Conflict entwickelt, der dann erst einen Recurs an höhere Behörden nöthig gemacht und die Erledigung der meist schleunigen Sachen zum Schaden unserer Unterthanen endlos in die Länge gezogen haben würde. Auch ging es nicht immer an, die Gesandtschaft, welche ohnehin tagaus tagein zahlreiche andere Streitfälle mit der Pforte auszufechten hatte, wegen geringfügiger Sachen in principielle Discussionen mit der Pforte zu verwickeln. Man mußte also mit den äußersten Mitteln sparsam sein, zumal es nicht zweckmäßig war, sich bei den Gerichten, mit denen man immer wieder zu thun hatte, von vornherein in den Geruch einer intraitabeln Persönlichkeit zu bringen. Sanftmuth und Nachgiebigkeit waren auch wiederum nicht angebracht, denn es herrschte, wie bemerkt, eine Voreingenommenheit gegen die Fremden, die weniger aus Rassenhaß als aus dem Hange entsprang, ihnen ihre privilegirte Stellung streitig zu machen. Dazu trat, wie sehr bald auch dem Neuling offenbar wurde, daß in allen Angelegenheiten, wo höhere oder einflußreiche Personen ins Spiel kamen, oder wo es sich um ein Interesse der Regierung handelte, das Gericht sich jeglicher Unabhängigkeit bar und ledig erwies. Einen Pascha zur Gestellung zu bringen war geradezu unmöglich; es genügte die Empfehlung irgend einer mächtigen Person, um die ganze Procedur zu beeinträchtigen oder zu sistiren. Auf Gerechtigkeit und rein sachliche Ent-

scheidungen war daher annähernd nur in den kleinen und unbedeutenden Händeln zu rechnen, welche die misera contribuens plebs unter sich hatte. Namentlich die christlichen Richter spielten überall, wo es sich darum handelte, dem bestehenden Recht zu Gunsten eines Mächtigen Gewalt anzuthun, eine verächtliche Rolle; sie waren es, die den schwerfälligeren Türken erst auf die Sprünge halfen und durch ihre größere Bildung, ihre Sprachkenntniß, ihre verhältnißmäßige Bekanntschaft mit europäischen Rechtsformen und Gedanken sich stets bereit finden ließen, wo es galt, eine Rechtsverdrehung zu beschönigen und zu drapiren. Was mir als Anfänger die größten Schwierigkeiten bereitete, war, zwischen Wahrheit und Lüge zu unterscheiden; es ist mir das auch nach jahrelangem Verkehr mit den Orientalen immer noch schwer geblieben, und das Schwanken zwischen Vertrauen und Mißtrauen hat mir manche unbehagliche Stunde bereitet. Diese Leute wußten in Ausdruck, Sprache und Gebärde einen solchen Schein von Ehrenhaftigkeit, Offenheit und Uneigennützigkeit zu zeigen, sie verstanden es, ihrer sittlichen Entrüstung über Bestechung und Lüge eine so lebhafte Aussprache zu geben, daß ich immer wieder zum Vertrauen geneigt und häufig getäuscht wurde. Ich schämte mich dann meiner eigenen Thorheit und wurde in Folge dieser Erfahrungen auch mißtrauisch in solchen Fällen, wo, wie sich nachträglich zeigte, es nicht angebracht gewesen war.

Kurz, ich lebte in einem beständigen Kampf zwischen vertrauenden und mißtrauenden Empfindungen, in den sich dann noch häufig selbstquälerische Zweifel mischten, ob ich in dem gegebenen Falle auch die Interessen meiner Landsleute kräftig genug wahrgenommen hätte, ob ich nicht noch dieses und jenes zu ihren Gunsten hätte vorbringen oder thun können. Oft sehnte ich mich in solchen Lagen nach den Hyperboräern zurück, deren Wesen zwar steif und unliebenswürdig, bei denen aber ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann ist; so lernte ich früh den ärgsten Fluch des Orients kennen, der in der schrankenlosen Herrschaft liegt, welche die Lüge dort über die Menschen ausübt, so daß, wie ein feiner Beobachter bemerkt hat, die Grenzen von Wahrheit und Lüge dort fast immer in einander verschwimmen.

* * *

Mit dieser Apostrophe über den schlimmsten Fluch des Orients brechen Busch's Aufzeichnungen aus den Anfängen seiner orientalischen Lehrzeit ab. Die schlichte Beschaulichkeit der vorstehend aufgerollten Bilder macht Hinzufügungen überflüssig: die Art der Betrachtung ist für den Verfasser und den Ernst seines Wesens, die Durchsichtigkeit der Schilderung für die Zustände bezeichnend, unter denen er das folgende Decennium verbrachte, um sodann die Stellung des ersten, vornehmlich mit politischen Verhandlungen beschäftigten Dragomans in Constantinopel mit derjenigen des Consuls in St. Petersburg zu vertauschen und dadurch eine Kenntniß osteuropäischer Menschen und Zustände zu erwerben, deren Umfang allein durch ihre Gründlichkeit übertroffen wurde.

Auf die ersten am Goldenen Horn verbrachten Jahre hat Busch stets mit der Dankbarkeit zurückgeblickt, die „Werdenden“ eigenthümlich ist. Und

ein „Werdender", d. h. ein unaufhaltsam Vorschreitender war der jugendliche Dragoman im eminenten Sinne des Worts gewesen. Wenige Jahre hatten hingereicht, ihn über Land und Leute am Bosporus und über die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen unter türkischer Herrschaft lebenden Rassen und Bekenntnisse so genau zu orientiren, daß er — ohne es selbst zu wissen — für seine Umgebung zur Autorität geworden war. „Während er fortfuhr, in seinem Innern Gelehrter zu bleiben," so schreibt einer von Busch's vertrautesten Genossen der ersten Constantinopolitaner Jahre, der schwedisch-norwegische Generalconsul in Hamburg, Herr Ankar Bödker, „entwickelte er sich zum sicheren Beobachter der ihn umgebenden Welt, zum scharfsichtigen Menschenkenner und damit zum praktischen Diplomaten. Wissenschaft und Erfahrung gingen in ihm eine Verbindung ein, wie sie nur selten vorkommt. Während seiner gesammten Laufbahn aber blieb er derselbe, mild und human denkende, sichere und dabei einfache Mann, der er von Hause aus gewesen war. Das Vertrauen zu ihm mußte von selbst kommen, weil er wahrhaft menschenfreundlich war und die ihm eigenthümliche geduldige und wohlmeinende Art niemals verleugnete. Wenn er in der Türkei mehr als Andere ausrichtete, so kam das nicht zum geringsten Theil auf Rechnung des feinen, auf echter Humanität ruhenden Tacts, mit welchem er unnöthige Reclamationen unterließ und allein wichtige Dinge wichtig behandelte. Die Freundschaft mit ihm ist mir eine der allertheuersten Erinnerungen meines Lebens geblieben."

Nationale Gegensätze im heutigen Finnland.

Von

Th. Pezold.

[Nachdruck untersagt.]

Als vor wenigen Jahren die jetzt verwittwete russische Kaiserin Maria an der Seite Alexander's III. den kleinen finnländischen Ort Willmanstrand am Südufer des Saimasees besuchte, da stellte sich dem kaiserlichen Paar ein denkwürdiges Schauspiel dar. Mitten aus den bewaldeten Eilanden des Landsees sah man ein vergoldetes Fahrzeug sich der Stelle nähern, wo die kaiserlichen Gäste Platz genommen, ein Ruderboot, in regelrechtem Tacte fortbewegt von zwölf finnländischen Damen, den schönsten, vornehmsten, besten Ost-Finnlands, gekleidet in die bunt gewirkten Nationalcostüme aller Landschaften, die das weit gestreckte Becken des Saimasees umgeben; ein blitzendes Lanzengitter, richten sich die vergoldeten Ruder auf, das Boot legt an, und seine schöne Besatzung nimmt das Kaiserpaar in ihre Mitte, um ihm die Reize ostfinnischer Natur, die dioramaartig beim Durchkreuzen des Sees vorüber gleiten, auf erneuter Wasserfahrt zu weisen. Was hier vor sich ging, war kein bloßes Schaustück, kein erkünstelter Operneffect. Wie alle Lebensäußerungen, die man in Finnland zu sehen bekommt, den Charakter des Hergebrachten an sich tragen, so stellte sich in dem improvisirten Prachtschiff ein Stück uralter finnländischer Tradition dar: war dieses im Grunde doch nur die durch Kunst und Herrlichkeit aller Art gleichsam geadelte Riesenbarke, mit der die örtliche bäuerliche Commune den Gerichts- oder Pfarrherrn abzuholen pflegt, wenn Ersterer in dem Insellabyrinth des Landes seine Rundreise macht, um Streitigkeiten zu entscheiden, oder Letzterer, um ihnen vorzubeugen. Gibt es ein Land, wo die Sitte in treuer Nachahmung der Natur mit deren Beharrungsvermögen die Fähigkeit vereint, jene durch Reich und Arm, Vornehm und Gering bedingten socialen Unterschiede doch immer in den Grenzen eines Gesammttypus zu halten, so ist es das arme, entlegene und wenig beachtete Finnland, welches in dieser Beziehung gewiß ästhetisch beachtenswerth ist für jeden westeuropäischen oder russischen Culturekklektiker. Auf wenige Typen nur beschränkt sich hier, was die Natur geschaffen: der föhrenumsäumte Landsee, die blumenbesäte Halde, das Meer, bestreut mit unzähligen Granitsplittern, die Stromschnelle,

der Wasserfall, allüberall vom Blaugrün des Nadelholzes mit seinen bräunlichen Säulenschaften beschattet. — Und Hütte, Haus und Prachtbau, selbst im anspruchsvollen Heimwesen statt der Tapeten die rund hervorragenden, ungeschälten Stämme junger Kiefern oder braune, glänzend gefirnißte Bretterwände, die Farbe dem thaubefeuchteten Jungwald nachgeahmt; an der Decke, da, wo die eigentliche Täfelung fehlt, die ausgemalten geometrischen Formen, die die beherrschende Holzcultur des Landes so leicht an die Hand gibt. Am Fußboden der Teppich, aus bunt geblümten Bändern zusammengefügt, in den blauen, rothen, gelben Streifen, wie sie der Wechsel der Jahreszeiten in die Flur des Landes webt. In den Nationaltrachten der Bäuerinnen dieselbe Vorliebe für das Holzmodell, wie sie Wand und Decke des Hauses zeigen. Am Saum des Rockes und am Aermel, an Schulter und Busen, schwarz, roth, blau, jene spitzwinkligen Gebilde, deren kunstreiche Ineinanderschaltung in Form und Farbe ihren malerischen Reiz bedingt.

Wo die gesammte Erscheinungswelt, Schöpfung und Nachschöpfung, ein derartig immer wiederkehrendes, einheitliches Gepräge tragen, da pflegt man wie unwillkürlich geneigt zu sein, auch auf Einheitlichkeit und Harmonie der socialen Gestaltungen zu schließen, jene Kämpfe für ausgeschlossen zu erachten, die jedes Erwachen des freien Menschenbewußtseins im Gefolge hat; und doch gehört Finnland zu den Ländern, wo nationale und sociale Gegensätze in consequenter und oft erbitterter Fehde einander gegenüber stehen, und es verlohnt sich wohl, einen orientirenden Blick auf jene Westeuropa so fern liegenden Verhältnisse zu werfen.

I.

Eine nach Osten ausstrebende Curve, vom Istrischen Golfe über Central-Europa hin bis zum nördlichen Ufer des Bottnischen Busens gezogen, dürfte annähernd die Richtung jenes Ländergürtels bezeichnen, wo zumal im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sich die nationalen Bestrebungen geltend machten, welche der Reihe nach als Slawismus, Magyarismus und Finnismus zu bezeichnen wären und an die sich, zwischen Preußischer Seenplatte und Finnischem Busen, die einer späteren Zeit angehörigen nationalen Velleitäten des Litthauer-, Letten- und Esthenthums, das geometrische Bild vervollständigend, anschließen lassen.

Früh schon, bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte sich das auch nach der Reformation seinen hierarchischen Charakter nicht einbüßende Episkopat Finnlands des Studiums der einheimischen Volkssprache angenommen, deren Laut- und Formgesetze seiner schwedisch-lateinischen Vorbildung so manches schwer zu lösende Räthsel aufgaben; ihm folgten in ähnlichen Bestrebungen die Lehrer der 1640 gegründeten Universität Abo, der Pflege von Seelenheil und Jugendbildung die Ergründung der Vergangenheit und psychischen Geartung des fremdstammlichen Landvolkes beigesellend. Der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts von Schweden her auch in Finnland eingedrungene Rationalismus mag zuerst ein trennendes Moment hinein getragen haben in das Verhältniß der bäuerlichen finnischen Bevölkerung zu dem einzigen

örtlichen Träger westeuropäischer Cultur, dem schwedischen Seelsorger, und daß auch in Finnland das äußere Leben dieser Letzteren während der ersten Jahrzehnte unseres Säculums selbst mäßigen Ansprüchen moralischer Art nicht immer entsprochen habe, läßt sich auf dem Wege der Analogie schon aus den amtlichen Berichten annehmen, die der bekannte Jesaias Tegnèr über ihre Amtsgenossen in der ehemaligen schwedischen Heimath seinen kirchlichen Vorgesetzten zukommen ließ. — So sind denn die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts durch eine tief greifende pietistisch-sectirerische Bewegung unter dem finnischen Landvolk bezeichnet, das sich von jeher, nicht ungleich dem russischen, durch einen stark ausgesprochenen subjectiven Mysticismus ausgezeichnet hatte. Sectirerische Propheten, oft von großer Herzenswärme und hervorragendem Opfermuthe und zugleich mit zündendem Worte ausgestattet, treten aus seiner Mitte hervor, mit ihrem Appell an das Landvolk das Band lockernd oder gar zerreißend, welches das Letztere bisher mit der schwedischen Geistlichkeit verknüpft hatte, und damit zugleich in ihm die Keime eines Stammesbewußtseins zeitigend, das sich dem Aristokratismus des herrschenden Schwedenthums gegenüber nicht frei von demokratisirenden Tendenzen zu erweisen begann. — Ungefähr gleichzeitig mit dieser religiösen Bewegung nimmt die in ihren Anfängen rein wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Beschäftigung mit finnischer Sprache und finnischem Volksthum einen publicistisch-agitatorischen Charakter an und erweitert sich zugleich der Kreis derer, die dieser Beschäftigung oblagen. Das gelehrte Forschen auf dem Gebiete finnischer Sprache und Alterthumskunde erleidet keine Unterbrechung, aber es gesellt sich ihm ein reflectirendes Element im Dienste eines zu individueller Selbsterkenntniß und Selbstschätzung erst zu weckenden Volksthums, ein Element, das, wie leicht begreiflich, seine Förderung bald auch in ungelehrten Kreisen findet. Hatten bisher nur wenige periodische Blätter, ausschließlich in schwedischer Sprache erscheinend, den bescheidenen Bedürfnissen nach Publicität Rechnung getragen, so konnte man jetzt ihnen zur Seite Organe finnischer Zunge entstehen sehen. Im Jahre 1832 wird die gelehrte finnische Gesellschaft in Helsingfors gegründet, der eigentliche Stamm ihrer Mitarbeiter, ursprünglich dem zünftigen schwedischen Gelehrtenthume angehörig, erweitert und ergänzt sich bald sowohl aus der eifrig für die Sache Partei ergreifenden studirenden Jugend, wie ganz besonders noch aus ungelehrten finnischen Kreisen, in denen sich mancher kleine Grundeigenthümer und Handwerker findet, dessen Mitschaffen am gemeinsamen Werk mit Freuden begrüßt werden kann. Wenige Jahre nach Gründung jener Gesellschaft, 1835, gibt Elias Lönrot seinen „Kalewala" heraus[1]), finnischen Runen-Denkmälern entnommene Dichtungen, in ihrer national-politischen Wirkung nicht ganz unähnlich jener, die Hanka's Königinhofer Handschrift, wie man sich auch ihrem Texte gegenüber verhalten mag, auf die derzeitigen nationalen Bestrebungen des Czechenthums ausübte[2]).

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1899, Bd. LXXXVII, S. 374: „Volkslieder und Volksglaube der Finnen". Von Alfred Gercke.

[2]) Vergl. Deutsche Rundschau, voriges Heft, S. 309: „Die Anfänge der slawischen Bewegung in Oesterreich-Ungarn".

Es dürfte vielleicht eine dankbare Aufgabe für eine künftige Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts abgeben, jenen individuell so verschiedenen Wirkungen nachzugehen, die die Hegel'sche Deutung des weltgeschichtlichen Processes in Prag, Moskau bis in das bescheidene Helsingfors hin gefunden, welches seit 1827 die von Abo dorthin verlegte Hochschule Finnlands barg. Mochte das Slawenthum in jener jeder individuellen Phantastik so außerordentlich Rechnung tragenden Restaurationsperiode mit halb orientalischer Einbildungskraft dem Hegel'schen Gedanken seine politische Epopöe nachdichten; es war ein Sprößling der nüchtern verständigen Geistesrichtung des damaligen Skandinavien, der den Satz von der engen Bedingtheit des Sittlichen vom Nationalen auf das Volksthum Finnlands anwandte, mit den Mitteln Hegel'scher Dialektik dessen Recht und Pflicht, der Eigenart die spontane Entwickelung zu geben, formulirte. Sich je nach dem Leserkreis, an den er sich wandte, zweier Sprachen, des Schwedischen sowohl wie des Finnischen, bedienend, verstand es Snellmann bei seiner publicistischen Propaganda des Finnophilismus, den Bedürfnissen des Höchstgebildeten, wie des kleinen Mannes zugleich gerecht zu werden und neben dem speculativen Moment, wie es vorzugsweise in seiner Theorie vom Staate zu Tage tritt, auf rein praktischen Gebieten, in Landwirthschaft und Geldwesen, fördernd einzuwirken. Im wesentlichen Unterschied von der Mehrzahl der heutigen Finnophilen hielt er fest an der Bedeutung und Tragkraft des schwedischen Culturerbes; was irgend Keimfähigkeit in letzterem verhieß, sollte treu bewahrt werden als Geistesferment einer vielleicht ferner Zukunft angehörigen genuin finnischen Cultur. Einstweilen gelte es wohlwollende Anerkennung der Eigenart beider Stämme, die durch die Ethik und den Ideengehalt des beiden gemeinsamen Protestantismus geeint und, durch manche Charaktereigenthümlichkeit sich gegenseitig ergänzend, in der Pflege von Geistesbildung und Gesinnungstüchtigkeit Ersatz suchen sollten für die sonst so bescheidenen Verhältnisse, in die Mutter Natur sie gestellt.

Um jene Bestrebungen der Finnophilen, oder — wie sie nicht ohne einen gewissen Anflug von Spott schwedischer Seits im Lande genannt werden — der Finnomanen recht zu verstehen, ist es nöthig, sich über die politische Situation Finnlands Rechenschaft zu geben und zugleich den stark entwickelten Sinn des Finnländers für eine politische Sonderexistenz zu berücksichtigen, wie solcher bereits in den Zeiten der schwedischen Herrschaft zu Tage getreten. Nachdem zuerst Peter der Große und nach ihm die Kaiserin Elisabeth den südöstlichen Theil Finnlands dem russischen Kaiserreiche einverleibt hatten, war die Gefahr, mit welcher die unmittelbare Nachbarschaft des damals für Rußland noch immer in nicht ganz geringem Grade berücksichtigenswerthen Schweden dem neu gegründeten Petersburg drohte, allerdings beseitigt; immerhin aber mochte bei den beträchtlichen Verschiedenheiten, die zwischen dem schwedisch gebliebenen westlichen Theile Finnlands und Schweden selbst bestanden, russischer Seits der Gedanke nahe liegen, jenes westliche Finnland zu einem autonomen Staate unter russischer Oberhoheit umzugestalten, ein Gedanke, der in der That die russische Diplomatie am Ende des vorigen Jahrhunderts dauernd beschäftigte und insofern nicht allzu schwer zu verwirklichen schien,

als das absolutistische Gebahren Gustav's III. von Schweden diesem zum Theil auch die Sympathien des einstweilen noch schwedisch gebliebenen Theiles von Finnland geraubt und die Bande der Anhänglichkeit an das Mutterland selbst in einigen finno-schwedischen Kreisen gelockert hatte. Als daher Kaiser Alexander I. auf dem Landtage von Borgo 1809 den finnländischen Ständen die aus der Zeit schwedischer Herrschaft stammenden Rechte des Landes feierlich bestätigte, es mit fast allen Attributen staatlicher Sonderexistenz versah, war seine Handlungsweise neben anderen Motiven, die zu bekannt, als daß sie hier noch weiter zu berühren wären, ganz wesentlich auch durch die traditionelle russische Politik eingegeben, während die Finnländer selbst, trotz des hartnäckigen Widerstandes im Kriege von 1808, der durch blutige Partisanenkämpfe der finnischen Bauernschaft gegen die eindringenden Russen bezeichnet ist, dem Nimbus von Güte und liberaler Denkweise gegenüber, der Alexander I. im Jahre 1809 umgab, sich seinen freigebigen Zusicherungen zugänglicher erwiesen, als sich aus den vorausgehenden Kriegserfahrnissen schließen ließ. Bei aller Loyalität nun, die der Finnländer seit den Tagen von Borgo unentwegt seinen russischen Großfürsten-Kaisern entgegen getragen, einer Loyalität, der die persönlichen Sympathien dieser Letzteren für finnländisches Wesen vollauf zu entsprechen pflegten, konnte man sich in Finnland doch nicht verhehlen, daß eine wirkliche Bürgschaft nationaler Sonderexistenz nur in einer mindestens bis zu einem gewissen Grade verwirklichten nationalen Einheitlichkeit zu gewinnen sei, um so mehr, als die fortschreitende Entwicklung der europäischen Dinge das Bewußtsein wach rief, daß die großen, auf nationaler Basis errichteten Staaten der Neuzeit ihrem ganzen Wesen nach sich jenen staatlichen Bildungen abhold erweisen mußten, die eine ältere Zeit ihnen durch die Bande der sogenannten Real- oder Personalunion angeheftet. Ein stark entwickelter Drang nach persönlichem Dasein im staatlich gesellschaftlichen Sinne stellte dem Finnländer hier die Alternative: entweder an eine Schwedisirung der genuin finnischen Bevölkerung zu schreiten oder ihr durch Ausgestaltung der entwicklungsfähigen Keime ihrer Eigenart jene Widerstandskraft und jenes Beharrungsvermögen mitzutheilen, die allein eine gemeine Cultur zu geben im Stande war. Die Hindernisse nun, welche sich ersterem Verfahren entgegen stellten, konnten mit gutem Recht für unüberwindlich gelten. Die schwedischen Bevölkerungsbestandtheile des Landes, dem Küstensaume des Finnischen und Bottnischen Busens entlang gelagert, waren schon durch die in einer älteren Zeit schier unüberwindlichen Communicationsschwierigkeiten, welche das ausschließlich finnische Landesinnere bot, von letzterem wie durch eine unbezwingbare Kluft geschieden. Hier fehlte ferner jenes zusammenhängende System großer Rittergüter, die, wie in den baltischen Provinzen Rußlands das deutsche, so in Finnland das schwedische Culturelement von Adel und Ritterschaft mit der bäuerlichen Masse in dauernden Contact zu bringen vermocht hätte. Der Predigerstand, in Finnland schon früh von der Bauernschaft selbst gewählt und seine Interessen mit ihr rasch identificirend, unterlag selbst allmählich der Finnisirung und konnte, was die Verbreitung schwedischen Einflusses betraf, um so weniger für maßgebend gelten, als der bäuerliche Wohlstand,

dank sorgsamer Pflege der materiellen Interessen durch die Landesregierung, in steter Zunahme begriffen, zugleich das bäuerlich finnische Selbstgefühl steigerte. Endlich konnte es dem herrschenden Schwedenthum kein Geheimniß sein, daß der zähe Conservatismus und die eingewurzelte Abneigung gegen alles Fremde, wie sie einmal dem Finnen zu eigen sind, den Gedanken an eine Entnationalisirung desselben durchaus unausführbar machen würden.

Es hat sich solcher Gestalt, ursprünglich von rein literarischen Bestrebungen, ja Liebhabereien ausgehend, und von den russischen Generalgouverneuren unter Kaiser Nicolaus I. vielfach gehemmt, später im Interesse der Ausgestaltung eines von der schwedischen Culturheimath wesentlich unterschiedlichen Finnland gefördert, die finnophile Bewegung zu einer Macht und Bedeutung entfaltet, die dem heutigen Schwedenthum des Landes jene ursprünglichen schwedischen Inspiratoren des Finnophilismus nur zu häufig im Lichte des Zauberlehrlings erscheinen läßt. Die beschränkten Grenzen, die diesen Betrachtungen gestellt, gestatten es nicht, auf das reichlich gebotene Zahlenmaterial einschlägiger Art genauer einzugehen. Während im Jahre 1820 auf 3 schwedische Zeitungen eine einzige finnische kam, 1840 den 10 schwedischen 3 finnische gegenüber standen, 1860 Parität der periodischen Editionen mit 14 gegen 14 zu constatiren war, konnte man 1892 auf 61 schwedische Blätter 85 finnische, 1896 auf 73 schwedische 99 finnische rechnen. Ein Aehnliches, wiewohl nicht in gleich hohem Maße gilt für die Mittelschule, hinsichtlich deren beide Gruppen der Bevölkerung einen wahren Feuereifer, sich auf diesem Gebiet einander zu übertreffen, an den Tag legen. Während am Anfange des Jahrhunderts das finnische Idiom, soweit es an die Oeffentlichkeit heran trat, sich auf die ländliche Kanzel beschränkt sah, ist jetzt die gesammte Administration und Justiz, den höchsten Verwaltungs- und Gerichtshof des Landes, den Kaiserlichen Senat in Helsingfors ausgenommen, was ihre amtliche Correspondenz betrifft, doppelsprachig, bei örtlichem Verwalten der finnischen Bevölkerung ausschließlich finnisch. Die Vorlesungen an der Universität Helsingfors werden zu einem großen Bruchtheil, selbst in Fächern, die wie die philosophischen Disciplinen ein hervorragend reiches und bildsames Idiom vorauszusetzen scheinen, in finnischer Sprache gehalten; das finnische Theater stellt sich in den Städten als anscheinend völlig gleich berechtigt dem schwedischen zur Seite, und eine von Jahr zu Jahr an Zahl der Bücher und Autoren zunehmende finnische Belletristik erobert sich neben den alt bewährten schwedischen Dichtern Finnlands, den Runeberg und Topelius, einen immer umfangreicher werdenden Leserkreis. Daß dieses gewaltig erstarkte Finnenthum einem gewissen unduldsamen Radicalismus gegen die örtlichen Vertreter schwedischer Cultur nur allzu häufig die Zügel schießen läßt und dabei seinen plebejen Ursprung oft nicht verleugnet, dürfte ebenso wenig in Frage stehen, als eine robuste Tüchtigkeit, die der Jugendlichkeit und dem Charakter des Volkes entspricht und der namentlich ein großes Maß von Widerstandskraft und Zähigkeit eignet, ihm unter allen Umständen nicht abzusprechen ist. Ein folgender Abschnitt dieser Betrachtungen soll der Parteigruppirung in Finnland gelten, wie sie namentlich heute auf dessen Landtagen zu Tage tritt, wobei einige einleitende Bemerkungen statistischer

Art über die wirthschaftlich-socialen Vorbedingungen finnischen Lebens nicht wohl zu vermeiden sind.

II.

Das Großfürstenthum Finnland, nach territorialer Ausdehnung und Bevölkerungsziffer Norwegen um ein Geringes übertreffend (370000, resp. 320000 Quadratkilometer und 2,5, resp. 2 Millionen Bewohner), kann ökonomisch als ein bei dürftiger Städteentwicklung vorzugsweise dem Ackerbau und seinen Nebengewerben obliegendes Gebiet bezeichnet werden, dessen in jüngster Zeit rasch fortschreitende Industrie und Metallgewinnung dem landwirthschaftlichen Grundcharakter einstweilen noch wenig Abbruch gethan haben. Zur Charakteristik der socialen Verhältnisse wäre hervorzuheben, daß sich der im Besitz des Adels befindliche Grund und Boden zu dem bäuerlichen wie 1,4 zu 58,9 verhält, und letzterer wiederum eine beträchtliche Parcellirung aufweist, indem 77% der bäuerlichen Grundeigenthümer 25 Hektaren und weniger besitzen. Am meisten tritt die Einheitlichkeit der Bevölkerung auf confessionellem Gebiete und zwar mit 98% der evangelisch-lutherischen Kirche Angehöriger zu Tage, während im Hinblick auf Sprach- und Stammesverhältnisse 86% dem sogenannten ugrischen Stamm angehörige Finnen 14% Schweden gegenüberstehen. Diese Letzteren, durch späteren Zuzug aus der Heimath verstärkte Nachkommen der schwedischen Eroberer und Colonisatoren des Landes, bewohnen in compactem Zusammenschluß, von den durchweg finnischen Binnengebieten abgesehen, vorzugsweise die bedeutenderen Städte, sowie einige im Süden und Westen belegene Landbezirke. Obschon heut zu Tage vielfach mit finnischen Elementen durchsetzt, zumal in ihren städtischen Bestandtheilen, sind sie der stark und stetig fortschreitenden Finnisirung gegenüber als die Träger jener nordgermanisch-skandinavischen Cultur anzusehen, die noch heute dem Lande ihr Siegel aufdrückt, und zu deren Wahrung sie Wohlstand, Bildung und geschichtliche Traditionen vorzugsweise befähigen, lauter Waffen, die in gewissem Grade wenigstens die numerische Inferiorität ausgleichen.

Angesichts des Umstandes, daß auch die bäuerliche Bevölkerung Finnlands schwedische Elemente enthält, andrerseits die den schwedischen Küstenplätzen an Bedeutung allerdings weit nachstehenden Binnenstädte nicht nur in der niederen, sondern auch in der notablen Gesellschaftsschicht eine in ihrer Majorität finnische Bevölkerung aufweisen, fällt zwar die Gruppirung nach Sprache und Stamm nicht derartig mit der socialen zusammen, wie das beispielsweise in den russischen Ostseeprovinzen mit ihrer, wir können ohne großen Rechenfehler sagen, ausschließlich esthnisch-lettischen Bauernschaft der Fall ist. Doch dürfte es dem Sachverhalt am nächsten kommen, als Hauptträger dieser Gegensätze der Sprache und des Stammes in Finnland das Großbauernthum und Großbürgerthum zu bezeichnen, von denen ersteres die finnische, letzteres die schwedische Sache vertritt, wobei der Adel des Landes, seinem Ursprunge nach wohl am unverfälschtesten schwedisch geblieben, aber local von geringem Einflusse, in der landständischen Vertretung, dem begüterten und gebildeten Bürgerthum der vorzugsweise maßgebenden städtischen Küstenplätze zur Seite steht. Nach ihrer

Entstehung und weiteren Entwicklung sich zur Zeit noch wesentlich als Kampf um die Sprache manifestirend, ermangeln die beregten nationalen Gegensätze in Finnland nicht weiterer Tendenzen, die von finnischer Seite dahin gehen, jene autonomen Ordnungen, deren das Land bisher unter russischem Scepter genoß, statt ihres bislang schwedischen Inhalts mit einem im Wesentlichen noch erst zu schaffenden finnischen anzufüllen; die schwedische Cultur, an der im Grunde heut zu Tage noch jeder gebildete Finne ausschließlich zehrt, durch eine genuin finnische zu ersetzen — Bestrebungen, die insofern an Bedeutung und Vielgestaltigkeit zunehmen müssen, als sich der gegenwärtig noch hauptsächlich großbäuerlich-conservativen Partei der sogenannten Alt-Finnomanen Bestandtheile zu entringen beginnen, die, durch Universitätsbildung und städtische Berufszweige zu größerer Rührigkeit erzogen, nicht übel geneigt sind, das demokratisirende Element des modernen Nationalismus zu betonen. Eine eifrige Agitation, durch die beständig an Zahl und Einfluß zunehmenden Preßorgane angefacht und unterhalten, macht sich nun bei diesen Parteibestrebungen in Communalverwaltung, Vereinswesen und landständischer Vertretung geltend und läßt Schweden und Finnen, so lange es sich um rein interne Dinge handelt und die Grundordnungen finnländischer Sonderexistenz unangetastet bleiben, mit einer Hartnäckigkeit und Consequenz sich gegenseitig befehden, die nun einmal, sofern ihr das eigentliche Herrenthum als socialer Machtfactor abgeht, nordischer Art eigen zu sein scheinen und ein zutreffendes Analogon in der Leidenschaftlichkeit finden dürften, mit der das zeitgenössische Norwegen seine Zwecke verfolgt.

So sehen wir im heutigen Finnland drei Parteirichtungen, die sich als die alt-finnische, jung-finnische und schwedische bezeichnen lassen, und von denen ohne Uebertreibung gesagt werden kann, daß sie es sind, die das gesammte Geistesleben des communal und politisch ungemein regsamen Landes ausfüllen.

Das sogenannte Alt-Finnenthum ist die Partei des großen und mittleren bäuerlichen Grundbesitzes und der mit ihm eng verbundenen lutherischen Geistlichkeit, welche, wie ersterer, im Besitz der Landstandschaft und zugleich, weil selbst meist bäuerlich finnischer Abkunft und von der bäuerlichen Landgemeinde auf Grund des Gemeindecensus gewählt, in confessionellen Dingen aber fast durchgängig einem recht derben Lutherthum huldigend, sich local und landespolitisch eines Einflusses zu erfreuen pflegt, wie er heute dem geistlichen Stande wohl sonst nur in katholischen Ländern eigen sein dürfte. Neben dem starren Festhalten an der finnischen Sprache und nicht unbeträchtlicher Opferwilligkeit, wo es ihre weitere Verbreitung auf Kosten des Schwedenthums gilt, ist für diese Partei ein Ultra-Conservatismus charakteristisch, der dem westeuropäischen in vielen Stücken nahe steht, seinen bäuerlichen Ursprung aber nie verleugnet. Als ihr eigenthümlich wäre zuvörderst ein stark hervortretender Antisemitismus zu nennen, welchem zu Folge Finnland wohl das einzige Land Europa's ist, das den Juden jedes Bürgerrecht beharrlich verweigert. Handelspolitisch erscheint sie als Vertreterin des Landinteresses, auf industriellem Gebiet als eifrige Widersacherin der seit den siebziger Jahren im Lande zu Recht bestehenden Gewerbefreiheit, deren Einführung Finnland vorzüglich dem

liberal gearteten städtischen Schwedenthum verdankt. Endlich kann als wesentlich ihr Werk eine jedem ferner Stehenden überaus rigoros erscheinende Sittenpolizei gelten, die beispielsweise die in Finnland in die Kategorie der Criminalverbrechen rubricirte Trunksucht mit verschiedenen Strafen ahndet, den Genuß geistiger Getränke durch Ausschankverbote auf dem flachen Lande fast gänzlich aufhebt, in den Städten mannigfaltigen Beschränkungen unterwirft und nach dem Beispiele der Neu-England-Staaten dahin geht, was irgend alkoholhaltig, ausschließlich auf die Apotheke zu beschränken. Derartige Bestrebungen und Bestimmungen erinnern bisweilen an das schottische Puritanerthum des 16. und 17. Jahrhunderts, zumal es vornehmlich die Kirche und der ländliche Gemeindeverband sind, die hier die Hand im Spiele haben. Wie unsympathisch diese Maßregeln dem Durchschnittsurtheil des heutigen Liberalismus auch erscheinen mögen, so ist doch nicht abzuleugnen, daß ihnen in Anbetracht der eigenthümlichen Beschaffenheit der Rasse, zu deren Gunsten sie gehegt und ins Werk gesetzt werden, eine gewisse relative Berechtigung nicht abgeht.

Wer erinnert sich nicht, in Schiller's Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gelesen zu haben, wie die braven und frommen Soldaten Gustav Adolph's, als nach des gottesfürchtigen Königs Tode ihre Disciplin auf fremdem Boden sich zu lockern begann, gar bald der ärgsten Verwilderung anheimfielen und zu den schlimmsten jener schlimmen Gesellen gerechnet wurden, die das unglückliche Deutschland jener Zeit heimsuchten. Und jede Geschichte Schwedens erzählt uns, daß ein großer Theil jener Mannschaft, und zwar die Kerntruppe der blauen und gelben Reiter von Breitenfeld und Lützen ausschließlich, aus Finnen zusammengesetzt war. Was aber von dem finnischen Nationalcharakter, als der große Gustav über den Norden gebot, seine Geltung hatte, daß er in vorzüglichem Maße von den Verhältnissen abhängig, in die der Einzelne gestellt ward, das gilt, wie jeder Kenner Finnlands zugeben wird, auch heute noch.

Aesthetisch leicht verletzbare Naturen mögen sich bisweilen von dem beim Finnen stark entwickelten Eigenthumssinn, seiner Halsstarrigkeit und wenigstens anscheinenden Schwerfälligkeit abgestoßen fühlen: so lange eine fest gefügte Tradition über ihm waltet, pflegt er vielleicht den vollendetsten Typus bürgerlicher Rechtschaffenheit in des Wortes bester Bedeutung abzugeben, in hohem Grade wahrhaftig, ehrlich und treu zu sein. In Verhältnisse gesetzt, die mit den gewohnten grell contrastiren, der Autorität, die Kirche, Gemeinde, Gesellschaft üben, plötzlich enthoben, kann er leicht äußerster Ruchlosigkeit verfallen. Zumal im östlichen Finnland, rund um den Saimasee, sind heute noch Gegenden anzutreffen, wo der Gebrauch von Thür- und Ladenverschluß so gut wie unbekannt ist, und doch weiß fast jede Nummer einer finnländischen Zeitung von entsetzlichen Verbrechen und nicht zuletzt gerade Eigenthumsverbrechen zu erzählen, die von der vagirenden finnischen Classe, nicht etwa allein den berufsmäßigen Vagabunden, sondern auch dem lediglich nach Arbeit sich umthuenden Tagelöhner, zumal in den größeren Centren des Verkehrs verübt sind. Es kann dieser Umstand für die besitzenden und regierenden Classen des Landes kein Geheimniß sein, und daraus erklärt sich zum Theil jene eifrige Förderung, welche sie Allem angedeihen lassen, was einerseits vorbeugend und behütend,

andrerseits positiv veredelnd und bessernd auf die breite finnische Volksschicht wirken kann. Der liberal denkende Russe der gebildeten Gesellschaft, welcher etwa von Petersburg aus das nicht allzu ferne finnländische Städtchen Willmanstrand aufsucht und von dem dortigen Arbeits- und Besserungshause Notiz nimmt, ist sehr geneigt, die Achseln zu zucken, wenn er erfährt, daß hier gewohnheitsmäßige Landstreicher lediglich auf discretionäre Verfügung des Administrators der Provinz oft wohl für Jahresfrist zu allerlei Arbeit angehalten, für etwaige Renitenz mit Einzelhaft in schwarzer Kammer bestraft werden; er weiß nicht, daß das befolgte System sich keineswegs auf Maßnahmen gegen Trunksucht und Vagabundage beschränkt, sondern ungezählte Vereine neben der Staats- und Gemeindeverwaltung thätig sind, um nicht nur an Ort und Stelle die Mittel zu Geistesbildung und unschädlichem Frohsinn dem kleinen finnischen Manne zu beschaffen, sondern auch jenseits des Meeres, in England und Amerika, durch Missionsstationen und Seemannsheime seiner Verwilderung vorzubeugen.

Kehren wir nun zu dem sogenannten Alt-Finnenthum zurück, so dürfte es nicht allein der social-ethische Standpunkt sein, von dem aus seine vorzugsweise auf die Mächte des Beharrens gestützte Politik ihre Erklärung findet. Man erinnere sich des Ausspruches Heinrich von Treitschke's, daß kleine Staatengebilde, denen die weltgeschichtliche Tradition und Bedeutung mangelt, sich gern in einem Cultus rein socialer Bestrebungen zu ergehen pflegen, der, vom humanitär-kosmopolitischen Standpunkte aus betrachtet, gewiß jedes Lobes werth, in nationaler Beziehung jedoch jene stetige und bewußte Richtung auf das Ganze, wie sie jede Pflege eigentlicher Machtfactoren bedingt, auf die Dauer nicht unwesentlich abzuschwächen vermag. Der reichen Individualisirung von Einzel- und Gruppenzwecken, wie solchen in Finnland namentlich schwedischerseits mit großer Vorliebe Rechnung getragen wird, sucht jene Partei ein compactes Volksbewußtsein durch Betonen des conservativen Gedankens als eine Art Damm entgegenzusetzen, der zugleich Hort und Unterpfand für Dasjenige sein soll, was man als nationale Errungenschaft wirklich in Händen hat. Wie auch das Urtheil über die Culturbefähigung des finnischen Mannes ausfallen mag, ein ähnlicher Gedanke dürfte es sein, der die eigentlichen Führer der alt-finnischen Partei, die, wie wohl nicht besonders hinzugefügt zu werden braucht, nicht mit der großen Menge ihrer örtlichen Vertreter zu verwechseln sind, bei Aufrechterhaltung ihres ganz wesentlich nationalen Programms bestimmt, das, bei allem mit unterlaufenden Classeninteresse, den Volksgedanken mit großer Energie festhält.

Zählt die Partei des Alt-Finnenthums im höchsten Justiz- und Verwaltungshof Finnlands, dem kaiserlichen Senate von Helsingfors, nicht wenige Vertreter, unter denen hier nur der jetzt baronisirte Historiker Yrjö-Koskinen, früher persona grata bei Alexander III. und Begründer des finnischen Volksschulwesens, genannt werden mag, so ist die Partei der Jung-Finnen oder finnischen Socialreformer einstweilen noch weit entfernt, es zu irgend einer officiellen Machtstellung gebracht zu haben; desto rühriger aber bethätigt sie sich in Presse und Vereinswesen, in der Hoffnung, daß eine Herabsetzung des hohen

Wahlcensus ihren Vertretern, die vorzugsweise für die Interessen des kleinen Mannes einstehen, in Zukunft eine regere Betheiligung in Communalverwaltung und Landstandschaft ermöglichen werde. Eines der socialen Gebrechen, an welchen das heutige Finnland leidet, besteht in der großen Anzahl des arbeitssuchend das Land durchstreifenden Proletariats, dem die niedrigen Tarife der Staatseisenbahnen und der durch das ausgedehnte Seensystem erleichterte Dampferverkehr die Mittel an die Hand geben, bis in den hohen Norden des weit gestreckten Gebietes hinein nach zeitweiliger Arbeitsgelegenheit bei Landbau und Fabrikation, Fischerei und Rhederei zu fahnden. Der eigentliche Fabrikbetrieb und die Metallgewinnung können einstweilen nur eine geringe Anzahl von Händen beschäftigen — man rechnet für ganz Finnland nur etwa sechzigtausend eigentliche Fabrikarbeiter — desto dringlicher stellt sich die Aufgabe, jener nomadisirenden (lösa) Bevölkerung zu eigenem Landbesitz zu verhelfen. In dieser Frage kann dem sogenannten Jung-Finnenthum das Verdienst nicht abgesprochen werden, seinen guten Theil an den beträchtlichen, zumeist mittelst Einräumung solidarischen Credits ermöglichten Erleichterungen gehabt zu haben, die die neuere Gesetzgebung des Landes für Landerwerb zu Erb und Eigen einräumt. Auch hinsichtlich der Gewerbs- und Fabrikverhältnisse, des Arbeiterschutzes und der Arbeiterassociation gebührt jenen Reformern und ihrer hier und da vielleicht zweischneidigen Agitation Anerkennung. Ein eigentlich socialistisches Programm schließt hier schon die durchweg auf unmittelbare Zwecke gerichtete und jeder Systemsucht und Speculation abholde Veranlagung der Rasse aus.

Der eigentliche Kern der schwedischen Partei Finnlands ist, wie bereits hervorgehoben, neben dem Adel des Landes, vor Allem in dem begüterten und gebildeten Bürgerthum seiner bedeutenderen Städte zu suchen. In stark hervortretendem Gegensatze gegen die großbäuerlich-priesterlichen Alt-Finnen vertritt diese Partei wesentlich die Grundsätze des modernen westeuropäischen Liberalismus, auf confessionellem Gebiete für Toleranz, auf wirthschaftlichem für möglichst unbehinderte Bewegung der Kräfte eintretend und in Fragen der Volksbildung, nach dem Vorbilde des heutigen Schweden, vielleicht allzu starken Nachdruck auf die sogenannten Realien legend. So weit dieses sogenannte „Swekomanenthum" durch die begüterte Bürgerclasse der größeren Städte vertreten ist, ward ihm namentlich seitens der radicalen jung-finnischen Partei der Vorwurf nicht erspart, allzu hartnäckig an Aufrechterhaltung der sogenannten „Röstscala" (Stimmenscala) festzuhalten, welche die Zahl der Voten für Gemeinderath und Landtag vom Maße der communalen Steuerlast abhängig macht und, nach Steuereinheiten messend, dem Höchstbesteuerten beispielsweise ein Pluralitätsstimmrecht von fünfundzwanzig Stimmen einräumt. Was auch gegen eine derartige plutokratische Ordnung der Wahlbefähigung — die übrigens, wenngleich in bescheidenerem Maße, auch für die bäuerlichen Communen gilt — vorgebracht werden mag, sie muß trotzdem im Interesse der schwedischen Culturbestandtheile des Landes aufrecht erhalten werden, um der immer zahlreicher in die Städte strömenden unbegüterten

finnischen Bevölkerung die Herrschaft im Municipalkörper und Landtag zu verwehren.

Es konnte hier von der Wiedergabe dieses Details nicht wohl Abstand genommen werden, weil dasselbe besonders geeignet erscheint, das Wesen finnländischer Stammesgegensätze zu kennzeichnen. Das legislative Organ des Großfürstenthums, der seit 1863 zuerst alle fünf, später alle drei Jahre berufene Landtag setzt sich aus vier ständischen Curien: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, zusammen, wobei drei übereinstimmende Curialstimmen als ausschlaggebend gelten und Stimmenparität jeden Fortschritt der Gesetzgebung ausschließt. Dieses Zahlenverhältniß macht es erklärlich, daß Angesichts der dem Finnenthum dauernd gewonnenen zwei letzteren Stände das Zünglein der Wage bei der städtischen Vertretung liegt, deren Uebergehen in finnische Hände mit dauernder Majorisirung des Schwedenthums durch das Finnenthum gleich bedeutend wäre. Das örtliche Schwedenthum ist sich nun der Gehässigkeit des Monopols, über welches es in jener sogenannten „Röstscala" verfügt, recht wohl bewußt, und sein Streben geht wesentlich dahin, die politischen Prärogativen, die ihm die Verfassung des Landes in die Hand gespielt, in einer Weise zu nutzen, die der Gesammtheit desselben zu Gute kommen dürfte, was schon aus dem Grunde sich als unerläßlich erweist, als jede einseitige Betonung rein ständischer Interessen durch das im Lande zu außerordentlicher Verbreitung gelangte Princip der Oeffentlichkeit, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch sehr erschwert ist. Neben den Anregungen, die hier das zeitgenössische Skandinavien mit seiner utilitar-reformatorischen Geistesrichtung bietet, ist es beim Adel und Bürgerthum schwedischer Zunge hauptsächlich das erstgenannte, allmählich zu einer Art dauernden Bedürfnisses gewordene Motiv, das die überaus rege Fürsorge dieser Stände für die Vereinsthätigkeit zu materiellen, philanthropischen und Bildungszwecken erklärte. Wer das gesellige Leben zumal von Helsingfors aus einer dortigen Wintersaison kennen gelernt hat, ist erstaunt darüber, wie fast jede Soirée, jede Vereinigung der dortigen maßgebenden Gesellschaft gar bald den Charakter eines Discutirvereins annimmt und Liebhabertheater und Lotterie als gefällige Mittel sich daran schließen, um das Geld für die Zwecke genannter Art flüssig zu machen. Einen eigenthümlichen Charakter gewinnt dieser Umstand dadurch, daß die Frauenwelt Finnlands, der eine geraume Weile bereits fast jeder Weg zur Bildung, der Besuch der Landesuniversität mit eingeschlossen, wie fast jeder Beruf offen steht, sich auf berührtem Gebiete besonders thätig erweist und zusammt der männlichen studirenden Jugend selbst da, wo beide auf eigenen, selbst kärglichen Broderwerb angewiesen sind, doch Zeit genug erübrigen, um ihre Hülfsleistung unentgeltlich philanthropischen und verwandten Bestrebungen zu widmen. Die immer mehr an Verbreitung gewinnenden „Samskolorna" oder Gemeinsamkeitsschulen, in denen Knaben und Mädchen gemeinschaftlich auch dem höheren Schulunterrichte folgen — Institute, die seitens des Alt-Finnenthums oft beanstandet, von Schweden und Jung-Finnen eifrig gefördert werden — mögen in genannter Richtung von Ausschlag gebender Bedeutung gewesen sein. Im gleichen Sinne thut die Centralverwaltung des

Landes das Ihre, wenn sie beispielsweise der studirenden Jugend beiderlei Geschlechts noch vor beendeter Studienzeit und Erlangung der endgültigen Autorisation durch das Schlußexamen die Möglichkeit bietet, in einstweiliger Mühewaltung bei irgend einem Verwaltungszweige ihr Wissen praktisch zu verwerthen.

Es soll hier nicht weiter untersucht werden, ob dieser frühzeitige Hinweis auf bestimmte praktische Ziele, dies durch Gesellschaft und öffentliche Gewalt bewerkstelligte Einreihen des Einzelnen in das Zwecksystem des Ganzen, ehe er noch zu voller Reife gekommen, menschlichen Idealen allseitig Rechnung trägt. Man hat hier eine Erscheinungsform Desjenigen vor sich, was das autonome Walten Finnlands vorzugsweise charakterisirt und an letzter Stelle durch die natürlichen Verhältnisse des Landes, durch Bodenbeschaffenheit und Klima bedingt ist: jene Sparsamkeit nämlich, die, mit dem Kleinsten und Geringfügigsten anhebend, keine Krume, keinen Keim verloren gehen oder feiern läßt, und der es daher vorzugsweise darum zu thun ist, auch das geistige Gut, sobald es irgend dazu tauglich, in sociale Werthe umzusetzen.

Antiquitäten.

Ein offener Brief an die Frauen.

Von
Julius Lessing.

[Nachdruck untersagt.]

Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, in Sachen des Kunstbesitzes an einer weithin sichtbaren Ecke steht, den fragen die Suchenden gern, welches der kürzeste und vor Allem der sicherste Weg zum erstrebten Ziele sei. Sie meinen, wer es täglich sieht, müsse auch leicht Auskunft ertheilen können, und wundern sich, wenn man weit ausholt und Bedenken auf Bedenken häuft. Jede dieser Anfragen ist verschieden, aber im Grunde sind sie einander sehr verwandt, und auf die dräuende Gefahr hin, weniger oft die mir so werthvolle Unterredung über die Grundprincipien der Antiquitäten führen zu sollen, will ich versuchen, einige der am häufigsten berührten Punkte im Zusammenhange darzulegen.

Wenn ich mich hierbei zunächst an die Frauen wende, so geschieht dies einerseits, weil diese bevorzugten Wesen stets Zeit haben, sich auf Rücksprachen und eine freundschaftliche Erkundigung von ein- bis zweistündiger Dauer einzulassen; andererseits, weil die Frauen diejenigen sind, die den schönen Muth haben, ohne irgend welchen Ballast von Vorkenntnissen in die wogende Galeere einzusteigen.

Wenn ein Mann anfangen will, Alterthümer zu sammeln, so kann man ihn zwar auch nicht ohne Weiteres wissend machen, aber man kann ihm doch wenigstens klar legen, welche Mühen und welcher Aufwand von Mitteln nöthig sind, um zu einem Ziele zu gelangen, das seinen Wünschen und seiner gesellschaftlichen Stellung entspricht. Bei den Frauen handelt es sich dagegen fast immer um eine instinctive Lust nach der schwer erreichbaren Frucht, eine dem Forschen abholde, eingeborene Freude am Schönen und Seltenen, also um eine Neigung, die wir nicht mit kühlem Lächeln ablehnen, sondern im Grunde als werthvollen Bundesgenossen für die Vermehrung des heimischen Kunstbesitzes werthschätzen müssen.

Also nicht als Abweisung, sondern als ehrfurchtsvolle Huldigung wünsche ich diesen offenen Brief über Antiquitäten angesehen zu wissen.

Daß Frauen sich fachwissenschaftlich mit künstlerischen oder culturhistorischen Alterthümern beschäftigen, wird nur selten vorkommen. Am Provinzial-Museum in Kiel ist Fräulein Mesdorf ein angestellter, rühmlichst bewährter Custos und neuerdings sogar zum Professor ernannt.

Am Kunsthandel sind Frauen vielfach betheiligt, als Gehülfen des Mannes und auch selbständig, besonders für die Gebiete der Kleinkunst. Alle diese finden ihren Weg und erwerben ihre Kenntnisse wie die Männer.

Unsicherer ist der Weg für die Frauen vornehmerer Kreise, welche für den Schmuck ihres Hauses Altsachen zu erwerben wünschen. Man ist vielfach geneigt, diese Sammelei, die sich gelegentlich zur Leidenschaft steigert, als Modenarrheit anzusehen. Sie mag es in manchen oberflächlichen Köpfen sein, aber sie hat doch ihren guten Grund. In allen großen Culturepochen haben die Vornehmen und Reichen, vor Allem die Künstler selbst, die Kunstwerke früherer Zeiten eifrig gesammelt.

Lassen wir an dieser Stelle die Werke der eigentlichen hohen Kunst, Statuen, Oelgemälde und die Reste weit entlegener Culturgebiete, an die man nur auf Grund eingehender Sonderstudien herangehen kann, bei Seite. Die Frauen werden sich an Derartiges nur wagen, wenn sie ähnliche Studien wie die Männer gemacht haben. Dagegen fühlt sich so ziemlich jede Frau von gesellschaftlicher Stellung, mit hinreichendem Vermögen und gelegentlicher Anregung gereizt, zum Schmuck des Hauses neben neuem Geräth auch einiges Alte zu erwerben, ja, schließlich diesem den Vorzug geben, und ist es nicht wirklich Altes, so doch etwas Exotisches, Werke von Persien, Indien, China, Japan; und selbst Frauen, die mit des Lebens Nothdurft ringen, streben nach solchem Gut, sei es auch nur ein Läppchen von altem Seidenzeug, das man um ein Bild schlingt, einige alte Theetassen auf dem Schränkchen, ein japanischer Papierfächer hinter dem Spiegel.

Was gibt den Altsachen diesen eigenthümlichen Reiz? Zunächst haben sie einen wirklichen, von neuen Stücken nicht erreichbaren Reiz der F a r b e und der Weichheit, den nur die Zeit mit ihrer langsam fortschreitenden Zerstörung hervorbringt. Stoffe von grellen, harten Tönen werden durch Zersetzung in Licht und Staub zu zauberhaftem Schmelz zusammengestimmt; die scharfen Ecken von Holz und Metall werden unter dem ständigen Darübergleiten der menschlichen Hand geschmeidig und fühlen sich an wie etwas Lebendiges; Bronze und Silber erhalten durch Oxydation eine tief glühende Farbe, die Patina, welche selbst das plastisch Werthlose verklärt; der kreidige Marmor wandelt sich in glühendes Goldgelb, der zunächst flaue Holzton in tiefgründiges, sattes Braun, und selbst eine sogenannte Patina, die nichts ist als eine Schicht von Staub und Kerzenruß, adelt die ungeschickte Holzfigur einer Dorfkirche, indem sie wie eine körperliche Verdichtung vielhundertjähriger Verehrung auf ihr ruht. Derartige Stücke sind durch ihr bloßes Erscheinen für eine feinere Art des künstlerischen Empfindens geweiht. Wer für sie nichts übrig hat als eine spöttische Bemerkung oder gar das Putzzeug, an dem blickt die Gemeinde der Eingeweihten als hoffnungslosem Barbaren achselzuckend vorbei.

Ein weiterer Reiz der Altsachen, einschließlich der exotischen Stücke, liegt in einer Ausführung, welche die moderne Technik nicht erreichen kann oder will, weil die individuelle Arbeit der menschlichen Hand zu theuer wird und daher von schematischer Fabrikarbeit so vollständig abgelöst ist, daß sich Niemand mehr findet, der die mühselige alte Technik noch übt. Dahin gehören Werke der Drechslerei, gekröpfte Tischlerarbeiten, miniaturartig ciselirter Goldschmuck, aber nicht bloß derartig feine, auch früher schon kostbare Stücke, sondern auch Stücke ganz grober Arbeit. Ein alter Kupferkessel ist mit der Hand gehämmert (martelé) und zeigt hunderte von lichtbrechenden Flächen, während das mit dem Fallwerk gestanzte neue Geräth eine öde Spiegelfläche bietet. In der Behandlung der Metalloberfläche entfalten ältere, auch neuere, japanische Arbeiten eine Mannigfaltigkeit, von der die europäische Technik keine Ahnung hat. Hierhin gehören auch die Stickereien des Mittelalters, die man zumeist Klosterarbeiten nennt, weil man es gar nicht für möglich hält, daß sie anders als mit völlig werthloser Arbeitszeit hergestellt seien. Aber die Zeit der Frau hatte in früheren Jahrhunderten auch im Bürgerhause nur einen geringen Werth; so konnte man sich in Techniken ergehen, Nähen über einzelnen Fäden u. dergl., für die heute eine Arbeiterin überhaupt nicht mehr zu gewinnen ist.

Ueber diese Bewunderung der Farben und Techniken hinaus geht nun aber bei den Altsachen der Genuß, den uns das Versenken in den Formenkreis, in die künstlerische Empfindungsweise einer früheren Zeit gewährt. Alte Kaffeetassen mit verschnörkelten Schäferbildchen können uns eine Stimmung lächelnden Behagens erwecken, wie eine Symphonie von Haydn; bei dem alterthümlichen Spinnrad träumt man sich in Gretchenstimmung hinein; Butzenscheiben und bunte Glasbilder führen in den Dunstkreis mittelalterlicher Kemenaten; der romanische Reliquienkasten mit seinen starren Heiligen redet von religiöser Askese, und die vergoldete Buddhafigur auf der Lotosblume von den schönen, stillen Menschen am Ufer des Ganges. Ein modernes Gemälde könnte jede dieser Perioden weit deutlicher schildern, aber die Verehrung der Altsachen quillt aus demselben Born, wie die Verehrung der Reliquien; man will etwas Körperliches aus der weihevollen Zeit; die Berührung, der Besitz wirken wie ein magisches Band. Hieran schließt sich nun unter besonderen Verhältnissen etwas Persönliches, etwas, das dem Ahnencultus der Chinesen entspricht. Man schätzt unter den Altsachen am meisten das, was man ererbt hat, es spricht laut von der Familie, von ihrer alten Cultur, ihrem alten Wohlstand und gesellschaftlichen Rang. Sind von dem alten Besitze nur noch Trümmer vorhanden, so vervollständigt man sie gern durch Zugehöriges, alte Stücke mit Wappen und Namen, welche die Ungunst früherer Zeiten zerstreute, werden der noch blühenden Familie für keinen Preis zu theuer sein, und selbst eine im Kunsttrödel gefundene Tasse mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben des eigenen Namens zwischen flammenden Herzen erscheint höchst begehrenswerth, gleichsam wie eine holde Vorahnung eigener Existenz.

Wo ein wirklicher Erbgang nicht vorhanden, wird er oft genug geheuchelt; eine Frau bürgerlicher Familie, welche sich auf Familiensilber hinausspielen

will, wird hierfür Empirestücke wahrscheinlicher finden, als Stücke des sechzehnten Jahrhunderts.

Zu diesen in der menschlichen Natur und in der modernen Gesellschaft wohl begründeten Sammelgelüsten kommt die Freude am Absonderlichen, selbst Monströsen, welche sich bei Frauen gelegentlich krankhaft steigert. Fratzenhafte Porzellanfiguren, die china monsters der Engländer, werden fast nur von Frauen gesammelt.

Mehr äußerlich ist das Sammeln auf die Seltenheit des Gegenstandes hin. Bei der Freude an den übrigen Altsachen spielt bereits die Befriedigung mit, etwas zu besitzen, was man nicht in jedem Laden kaufen kann, was nur dem feineren Verständniß, dem geläuterten Geschmack, der internationalen Lebensführung zugänglich ist. Spitzt man aber das Sammeln lediglich auf Seltenheiten zu, so ist dies in letzter Linie eine besondere Form des Protzenthums, das Hochgefühl, mehr bezahlen zu können als ein Anderer.

Wo finden sich die Sammlerinnen unter den Frauen? Ueberall, wo ältere Bildung vorhanden ist. Jede Frau, die alte Dichter liest, ja auch nur von Julius Wolf sich romantisch rühren läßt, wird Lust an Stücken empfinden, die sie „altdeutsch" anmuthen. Die Stücke, die sie sich einzeln zusammengetragen hat, bei deren jedem sie an das Suchen und glückliche Finden denkt, machen einen Theil ihres Lebens aus und nicht bloß ihres Besitzes, wie die im Geschäftshaus beliebig erworbenen neuen Stücke. Und sind die Altsachen auch wirklich nur bei Händlern gekauft: ein damit hergerichteter Raum verwächst allmählich mit der Person der Eigenthümerin und wird für die folgende Generation ein Bindeglied zum Verständniß alter Cultur.

Die deutsche Frau bleibt zumeist dabei stehen, die Zimmer zu schmücken, und wagt es nur selten, im eigentlichen Sinne mit Aufwendung größerer Summen zu sammeln. Die Engländerin kauft in England selbst nur selten, dagegen findet sie es selbstverständlich, auf der Reise in Dresden Alt-Meißen, in Italien Majolika, in Constantinopel türkische Teppiche zu kaufen. Als man in Berlin bereits seit Jahrzehnten aufgehört hatte, Schmucksachen aus Eisen zu fertigen, forderten die Fremden noch fer de Berlin und erhielten eine eigens für diesen Zweck eingeführte thüringische Waare. Die eigentlichen Sammlerinnen in der Frauenwelt sind die Pariserinnen, nicht etwa nur neuerdings in einer Art von Modenarrheit, sondern genau so im vorigen Jahrhundert und früher. Aus kürzlich veröffentlichten Geschäftsbüchern Pariser Curiositätenhändler des vorigen Jahrhunderts ersehen wir, daß die Pompadour und Damen dieser Zeit noch weit tollere Summen für Antiquitäten, besonders Altchinesisches, ausgegeben haben als ihre heutigen Nachfolgerinnen. Für die Damen der Pariser Welt, auch die der Bretter, ist es eine Art von Jagdvergnügen, auf Antiquitäten auszugehen. Sie suchen nur selten Bilder oder große Stücke, sondern kleine, elegante Kostbarkeiten, die bibelots, die man in feine Glasschränke stellt, objets de vitrine. Auf den Kunstauctionen trifft sich das weibliche tout Paris wie bei den Rennen; auch hier bildet sich eine Art von Gemeinsamkeit, die den Emporkömmlingen jüngsten Reichthums selbst für phantastische Summen nicht zu theuer ist.

Man schafft um jeden Preis eine Sammlung, die zu besuchen Kunstfreunden vornehmer Lebensstellung wichtig genug ist, um die Besitzer mit in den Kauf zu nehmen. Für derartigen Betrieb muß ein Stück theuer, schwer theuer sein, wenn es gekauft werden soll. Es gibt in Paris Damen der haute finance, denen man keine Einrichtungsstücke, keine Diamanten und keine Villa schenken kann, denen man aber im Geburtstagsstrauß ein niedliches Etwas überreichen will, das anständiger Weise nicht unter 10 000, aber gern 50 000 oder 100 000 Fr. kosten darf. Das läßt sich nur mit Antiquitäten erzielen, und daher kostet auf einer Pariser Auction eine goldene Tabaksdose, die zur Bonbonnière wird, das Fünf- oder Zehnfache von einem Reliquienkasten gleicher künstlerischer Güte, und wenn im Kreise der Geldmagnaten eine Hochzeit bevorsteht, gibt es für einige Wochen eine wilde hausse in Salon-Antiquitäten.

Durch die allgemeine Verbreitung künstlerischer Kenntnisse, die vielfachen Reisen aller Gebildeten, sowie durch die internationalen Beziehungen des Großcapitals hat diese Sucht nach altem Kunstbesitz sich überall hin verbreitet, wenn sie auch nirgends einen so fruchtbaren Boden findet als in Paris. Nun ist der Vorrath der Stücke, welche der vornehmen Welt sammelnswerth erscheinen, an sich beschränkt, jährlich wandert immer mehr in die Museen und in die Paläste der unerschütterlich Reichen, und so müssen die mäßig Reichen sich mit immer geringeren Qualitäten begnügen; man sammelt jetzt schon Waaren, die vor einem Menschenalter kaum die Trödler übernommen hätten. Bei so starkem Bedarf setzt naturgemäß die Fälschung ein. Es gibt überhaupt kein Gebiet der Kunst- oder Cultursammlungen, auf dem der Fälscher nicht arbeitete, und das Lohnendste ist ihm der elegante Salonbedarf, auf welchen die Frauen ausgehen, Frauen, welche ohne besondere Vorbildung zufrieden sind, etwas zu finden, was ihrem ungeschulten Auge ebenso erscheint wie das Stück, das sie am Tage vorher im Salon einer Freundin oder Nebenbuhlerin haben bewundern sehen.

Man darf mit voller Bestimmtheit erklären, daß in den Läden mit Salonantiquitäten, wie sie in eleganten Badeorten, in den für Fremdenverkehr bestimmten Läden hauptstädtischer Galerien, in Städten mit Spielhöllen hergerichtet sind, sich so gut wie nichts wirklich Altes und Werthvolles befindet, sondern daß alle diese Porzellane, Dosen, Fächer, Kästchen, Schmucksachen u. s. w. Fälschungen sind oder im besten Falle Bruchstücke alter Waaren, die durch moderne Ergänzungen zu scheinbaren Werthstücken umgearbeitet sind. Und bliebe es nur bei den Läden! Dem etwas vorsichtigen Fremden sagt der Händler mit Augenzwinkern: „Das hier im Laden ist nichts für eine Dame wie Sie, für eine so feine Kennerin. Das ist für die Amerikaner. Ich weiß schon, Sie suchen etwas Frisches aus erster Hand. Da oben im alten Schlosse wohnt die Wittwe von X. oder im Fischerhause hinter der Düne die Capitänswittwe, die verkauft nichts an mich, weil es dann ruchbar würde, aber wenn ein Fremder kommt, dann eher. Ich will nur 5 Procent Provision." — Nun also siegesgewiß zur entlegenen Wittwe und dann lebenslang das Hochgefühl: das habe ich selbst von dem alten Bordbrett herunter geholt! — Es fragt sich nur, wann es hinauf gestellt ist.

Aber das ist ein langes Capitel, und als Ende vom Lied muß man immer bedenken, daß es ein Fälscher und Betrüger leichter hat, schlau zu sein, als ein ehrlicher Mann.

Wie kann man sich nun gegen Fälschungen schützen? Vollkommen fast nie. Unter den Gruppen des Kunstgewerbes gibt es Arbeiten, bei denen das eigentlich Charakteristische, die im Handgriff sich äußernde Individualität des Künstlers nicht mitspricht, Stücke, die aus Formen gepreßt oder sonst halb mechanisch hergestellt sind. Auf diesem Gebiete kann die Fälschung so hart an das Original heran reichen, daß man sie schließlich nur aus Nebenumständen, nur durch eine Art von glücklichem Zufall entdeckt. Auch ein tüchtiger Kenner kann, wenigstens eine Zeit lang, getäuscht werden.

Was soll also eine Frau thun, der die Möglichkeit fehlt, sich eine Kennerschaft zu erwerben? Sie soll sich zunächst an einen zuverlässigen Händler wenden, einen Mann, dem sein guter Ruf sein Vermögen bedeutet, und soll von diesem unter Garantie — wenn nöthig schriftlich auf der Quittung — für Alter und Güte des Stückes kaufen. Sollte sich das Stück später doch als falsch erweisen, so darf der Händler nicht seinen guten Glauben vorschützen, sondern wird es ohne Weiteres zurücknehmen.

Zu einem solchen „großen" Händler zu gehen, dazu entschließt eine Frau sich schwer; sie findet ihn zu theuer und kauft lieber bei einem „kleinen Mann", der ihr gar keine Sicherheit bietet. Der kleine Mann sagt ihr, „ich habe es für alt gekauft", oder sagt ihr auch gar nichts, und die Frau meint nun, sie habe etwas Gutes gefunden, dessen Werth der „kleine Mann" nicht ahne, und auf den sie ihn also nicht durch zu vieles Fragen hinweisen dürfe. Bei dem Hofantiquar würde diese Porzellanfigur 400 Mark kosten, also echt sein; der kleine Mann fordert nur 100, aber werth ist das Stück vielleicht 20 Mark! Dieser Versuchung, etwas zu finden, „trouvailles" zu machen, zu einem ungerecht niedrigen Preise zu kaufen, widerstehen die Männer selten, die Frauen fast nie.

Das Alles wissen die Händler sehr genau, und wenn die Suchenden kommen, wird das betreffende Stück, auf das sie hineinfallen sollen, in eine Ecke geschoben und kommt nachher scheinbar zufällig zu Tage.

Um wirklich mit Erfolg zu sammeln, dazu muß man Kenner sein, und das wird man nur ebenso, wie man etwa ein Virtuose in der Musik wird. Dazu gehört natürliche Anlage und unablässige Uebung. Von einem wirklichen Kenner verlangen, er solle einem angeben, wie man falsche Sachen von echten unterscheide, heißt ebenso viel, als von Joachim verlangen, er solle einem freundlichst mittheilen, wie man das Beethoven'sche Concert spielen könne.

Wer sich bis zum gewissen Grade bilden will, ohne die Alterthumskunde zum Berufe zu machen, wird gut geordnete Museen studiren, Handbücher nachlesen und — sich zunächst die Finger verbrennen müssen. Dann wird er lernen, das heiße Eisen behutsam anzufassen. Das Alles gilt natürlich auch für die Männer, aber für das Spielen mit den Altsachen haben die Frauen mehr Zeit und mehr naives Selbstvertrauen als die Männer.

Nun also zum Schluß einige Rathschläge, so weit sich solche geben lassen:

Oberster Satz: Man kaufe nie eine Altsache für 100 Mark, von der man nicht hofft, daß sie einem dauernd so viel Vergnügen bereiten werde als der Besitz von 100 Mark. Wer eine Altsache für 100 Mark kauft, weil er meint, daß sie 200 werth sei, oder auch nur, daß er sie immer wieder für mehr als 100 Mark los werden könne, ist ein Händler ohne Gewerbesteuer, dem es gebührt, daß er Buße zahlt.

Ferner: Hat man ein Stück mit ehrlichem Gemüth, aus Freude an der Sache erworben, so lasse man sich diese Freude nicht vergällen. Sollte es wirklich nicht alt oder an anderer Stelle für geringeren Preis erhältlich sein, so kann es rein sachlich den Besitzer, der sich damit sein Zimmer schmücken will, genau ebenso weiter erfreuen als beim Erwerb.

Ferner: Wenn der Geschmack sich ändert und klärt und einem das Stück wirklich nicht mehr gefällt, so gebe man es stillschweigend in eine Versteigerung. Eine Sammlung von minderwerthigem Gute befreien, erhöht stets den Werth dessen, was man behält.

Specialfragen: In welchen Gruppen kann man mit einiger Aussicht auf Erfolg Altsachen erwerben? Hier sind nur ganz allgemeine Andeutungen, weniger Belehrungen als Warnungen, möglich, wobei ich an Frauen von mittlerer Vermögenslage denke und an Altsachen nur in so weit, als sie zum Schmuck des Hauses bestimmt sind.

Möbel. Aeltere Stücke geben dem Hause einen ungewöhnlichen Reiz, auch solche von mäßigem Kunstwerth wirken durch die satte Schönheit der Holzfarbe. Die alten Möbel sind aber selten ohne Weiteres zu gebrauchen, besonders nicht in den engen Wohnungen der Großstadt; die Schränke sind zu groß, zumeist für die uns fehlende Diele, nicht für die Zimmer berechnet, sie öffnen sich nicht in voller Weite, der Sockel mit seinen zwei Schubladen ist wenig, das große Kopfstück fast gar nicht nutzbar, die Schlüssel sind ungefüge.

Tische sind schwer beweglich, meist zu groß.

Stühle sind fast immer brüchig.

Schreibtische des vorigen Jahrhunderts mit Schubladen, schräger Klappe und Aufsatzschrank sind noch leicht zu haben und für denjenigen, der einer großen Platte nicht bedarf, recht behaglich.

Im Ganzen mag es als Regel gelten, daß man sich nicht darauf versteifen soll — was den Meisten als das höchste Ziel erscheint — ein Zimmer gleichmäßig mit Stücken derselben Epoche zu füllen. Natürlich heben sich die historisch zusammengehörigen Stücke gegenseitig, aber solcher Plan ist fast nie durchführbar und, wenn strenge gehandhabt, wird das Zimmer unbenutzbar, da die Ansprüche unserer Zeit eben andere sind. Man hilft sich schließlich, indem man die uns unentbehrlichen Stücke annähernd in gleichem Stile mit Benutzung alter Theile zusammen baut. Nun hat man sicher etwas Falsches.

Wer auf Gothik hinaus will — und dies ist ja die modernste Liebhaberei — kann ganz sicher sein, daß er damit nicht zu Stande kommt, es sei denn auf Grund schmählichster Täuschungen. Weltliche Möbel des Mittelalters

gibt es kaum noch; was als solche verkauft wird, sind Stücke, in denen kaum einzelne Brettchen alt sind, oft nur Tiroler Küchenschränke, die nachträglich mit gothischer Schnitzerei versehen sind. Sowohl im Mittelalter, als auch in der Renaissance waren Möbel im wörtlichen Sinne, also mobilia, bewegliche Stücke, wenig im Gebrauch, die Schränke, die Credenzen, selbst die Sitzbänke waren in das Getäfel eingebaut, der Tisch unbeweglich, die wenigen Stühle schwer.

Eher verwendbar für wirkliche Benutzung in unserer Zeit sind die Möbel des vorigen Jahrhunderts, deren Formen wir ja auch noch zum Theil beibehalten haben. Nur hüte man sich, Stücke „finden" zu wollen, die auf sehr vornehme Einrichtung hinweisen. Möbel mit guten Bronzebeschlägen findet man nicht mehr. Was man der Art findet, sind im besten Falle alte Möbelkörper mit neu hinzugefügten reichen Beschlägen. Dagegen findet man wohl noch bürgerliches Mobiliar von guter Tischlerarbeit, hübschen, leicht geschweiften Formen und sehr behaglicher Farbe. Derartiges gibt es auch noch zu mäßigen Preisen, da es als Gebrauchsmöbel angesehen wird, das modernen Ansprüchen nicht recht genügt. Ganz neuerlich schenkt man auch den Mahagonimöbeln aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erhöhte Aufmerksamkeit. Sind es echte, steife Empirestücke, so haben sie bereits höheren Sammlerwerth. Die vortrefflich gearbeiteten, meist sehr einfach, aber gut profilirten Mahagonimöbel von 1820—1840 kann man noch gelegentlich von alten Tanten überwiesen erhalten. Man nehme sie!

Aber selbst aus einer uns so nahe liegenden Zeit ist die Gesammteinrichtung nicht direct zu verwenden. Wir wollen kein großes Sopha mit großem Tisch davor, keinen Kleiderschrank, keine Chiffonnière in der Stube, keine schmalen Betten und kleine Waschtische. Und nun gar erst die Lebensgewohnheiten der um Jahrhunderte zurückliegenden Zeiten!

Wer überschüssige Zimmer für seine Liebhabereien zur Verfügung hat, mag sie nach seiner Laune ausstaffiren, das ist dann ein kleines Privatmuseum. Wer aber in seinen Zimmern wirklich leben will, soll sie stets und unverbrüchlich nach modernem Bedürfniß frisch einrichten und mag dann einzelne alte Stücke einfügen, die coloristisch oder durch schöne Formen wirken, aber nur Stücke, von denen man keine praktische Leistung verlangt, also eine überschüssige Commode, ein Zierschränkchen u. dergl., allenfalls eine kleine Nische mit alten Sesseln und Getäfel. In das Eßzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, überhaupt alle Räume mit festen gesellschaftlichen und hygienischen Ansprüchen gehören alte Möbel überhaupt nicht. Aus Alterthümelei sich ein Schweizer Bauernbüffet statt eines brauchbaren hinzustellen, ist Thorheit; das alterthümliche Büffet darf höchstens Ziermöbel, eine Art Credenz für Schaugeräth sein, wenn man Platz für ein solches hat. Ein großer, alter Wäscheschrank kann wie eine Art von Wandvertäfelung in den großen Berliner Eßzimmern, welche die alte Diele in sich verschlungen haben, schön wirken, ebenso die alte Kastenuhr.

Im Zimmer der Frau sollte man sich die Freiheit der Bewegung und des Umstellens je nach Bedarf (Gesellschaften, Wochenvisiten, Kinderkrankheiten) niemals durch schwerfällige Altsachen verkümmern.

Die Pflege der alten Möbel ist umständlich, der Wurmfraß ist nur schwer durch Tränken mit Terpentin zu beseitigen, man gibt die befallenen Stücke am besten einem erfahrenen Tischler auf einige Wochen in Pflege. Ein solcher wird auch anweisen, ob und wie man die Möbel waschen, abreiben oder poliren soll. Man sollte ein altes Stück niemals in Gebrauch nehmen, ohne es außen und vor Allem innen auf das Gründlichste durcharbeiten und frisch auskleiden zu lassen. Die Schlösser muß man meistens ändern, oder man läßt die alten, schönen Schlüssel als Griffe und Zierrath stecken und macht in einer Ecke verborgen ein neues Hülfsschloß mit kleinem Gang.

Teppiche älterer orientalischer Arbeit haben einen Reiz, der sich durch absolut nichts Anderes erreichen läßt, und werden daher auch von Denen begehrt, die sich im Uebrigen auf Altsachen nicht einlassen. Sie sind in großen Geschäften leicht zu finden. Die alten Muster und scheinbar die alten Farben werden jetzt im Orient vielfach nachgeahmt, aber in billiger Ausführung in Gefängnißarbeit (daher in England kurzweg jails, Zuchthäuser, genannt) und in unhaltbaren Farben. Diese immerhin noch hübsche Waare wird von Hausirern und in Ausverkäufen vertrieben. Vorsicht! Man soll einen alten Teppich nie in Gebrauch nehmen, ohne ihn ganz gründlich reinigen zu lassen, auf den Tisch im Eß- und Wohnzimmer gehört er auch dann nicht. Höchstens auf den Büchertisch. Der flockige Knüpfteppich gehört nicht an die Wand, höchstens als Abschluß hinter den Divan.

Als Portièren und dergl. dienen die Zeltvorhänge, Kelims, in Gobelinweberei oder gestickte Decken.

Wirkliche alte Wandteppiche in Gobelinwirkerei, nur im eigenen Hause verwendbar, wird eine Frau in Verbindung mit dem Architekten besorgen. Aufbringung, Pflege u. s. w. bedürfen ungewöhnlicher Mittel und besonderen Rathes.

Alte Stoffe, als Decoration verwendet, können einen großen Reiz abgeben, aber sie dürfen höchstens wie für den Augenblick ausgebreitet erscheinen, auf einem Stuhl, an einer Staffelei; dagegen sind solche Lappen und Fetzen als ständige Decoration der Wand, des Spiegels, der Bilder und anderer feststehender Stücke etwas sehr Verkehrtes und erwecken in einem gesunden modernen Menschen die Vorstellung einer Trödelwirthschaft.

Schlußsatz über Möbel und Zubehör: Ein bewohnter Raum darf niemals aussehen wie ein Atelier. In einem Atelier ist jede Decoration gestattet, welche eine besondere Wirkung in Form oder Farbe hervorbringt. Im Wohnzimmer darf nichts stehen, was die gesunde Brauchbarkeit auch nur anscheinend beeinträchtigt. Altsachen haben hier also nur eine ganz beschränkte Verwendung.

Porzellane und Fayencen sind ein besonders beliebtes Material für das Sammeln der Frauen. Figuren und Vasen auf einer hierfür bestimmten Commode oder Zierschrank oder auch auf Consolen, die über Schulterhöhe angebracht sind, geben dem Zimmer einen großen Reiz, ebenso zierliche Glasschränkchen mit besonders kostbaren Stücken. Aber niemals sollte derartige zerbrechliche Waare auf den Tischen oder an Stellen herumstehen, deren

Flächen man anderweit gebraucht, oder die man bei naturgemäßer Benutzung des Zimmers leicht streift; auch nicht auf losen, wackelnden Fächergestellen. Nichts Widersinnigeres als ein Salon, in dem der Besucher sich fürchten muß, sich frei zu bewegen oder seine Tasse abzustellen. Im Eßzimmer wird man gern altes Schmuckgeschirr an Wänden, auf Credenzen und Bordbrettern aufstellen, hier mag man auch Teller an die Wand hängen, nicht aber im Wohnzimmer.

Daß Porzellane und Fayencen massenhaft gefälscht werden, ist bereits erwähnt. Der Anfänger glaubt zunächst, daß eine Kenntniß der Marken, d. h. der unter der Glasur eingebrannten Fabrikzeichen, ihn schützen könne, aber er weiß ja nicht, ob nicht das ganze Stück sammt der Marke neu ist. Bei Meißen besagen die gekreuzten Schwerter gar nichts, denn Meißen hat sie seit Anbeginn bis heute geführt, einige seltene Besonderheiten, wie das AR des Augustus Rex, werden mit Vorliebe gefälscht. Eine Meißener Figur, deren Modell im vorigen Jahrhundert geschaffen, die aber erst jetzt in der nämlichen Fabrik hergestellt ist, ist an sich keine Fälschung, aber es ist eine billige Marktwaare. Wenn sie von der Fabrik selbst (dies geschieht in Meißen gewöhnlich nicht) oder von einem Händler genau in alter Art bemalt ist, so erscheint sie dem Anfänger wie eine alte. Ist die Figur als weißes Porzellanstück alt und nur die Bemalung neu, so wird schon der Kenner scharf hinsehen müssen. Was der alten Waare ihren Reiz gibt, ist die Nachmodellirung, welche bei jedem aus einer Form gepreßten Stück unerläßlich ist. Bei den alten Figuren ist diese mit großer Sorgfalt und im Formgefühl der Zeit, bei den neuen meist oberflächlich und ohne Verständniß ausgeführt. Das Gleiche gilt von der Bemalung, sie mag der alten zum Verwechseln ähnlich sein, schließlich bleibt ein Letztes Feinstes, was nicht nachahmbar ist. Ganz gute Stücke haben jetzt enorme Preise, Gruppen in Rococotracht 10 000 Francs und mehr. Völlig unverletzte Exemplare sind sehr selten. Man reparirt vorzüglich, setzt Arme und Beine an, von wirklichem Porzellan, hierfür bestehen in Dresden eigene Werkstätten. Bei diesem Verfahren bekommen allerdings Frankenthaler Figuren Meißener Hände. Reparaturen in Gipsmasse, mit Lackfarben bemalt, täuschen nur, wenn sie ganz frisch sind, sehr bald wird die Lackfarbe gelb.

Für lediglich decorative Zwecke, das Besetzen von Consolen und anderen dem Staubbesen ausgesetzten Stellen sollten Stücke genügen, die so gut nachgebildet sind, daß sie auch der Kenner nicht ohne Weiteres vom Original unterscheidet. Im Eßzimmer mit seinen meist dunkeln Möbeln ist Blaugeschirr, d. h. weißes Porzellan oder Fayencen mit Cobaltblau unter der Glasur gemalt (Chinesisches, Delffter, Zwiebelmuster u. s. w.) am wirksamsten.

Alte Fayencen, ebenso die braunen und grauen Steinzeugkrüge, welche modernen Trinkgebräuchen nicht mehr entsprechen, sollte man für Blumen verwenden; die eigenthümliche Form und Farbe des Gefäßes führt zu reizvollen Anordnungen, jenseits von Gut und Böse des gewöhnlichen Bouquets.

Zinn schließt sich dem an. Das alte Zinn war, mit Ausnahme der sehr seltenen, im Relief gegossenen Geräthe (Briot, Enderlein), glatte, gelegent-

lich etwas gravirte Gebrauchswaare, absichtlich glatt, um leicht geputzt werden zu können. Diese billige Waare wird jetzt massenhaft von Händlern aufgekauft, nachträglich durch Treiben und Graviren geschmückt und alsdann theuer verkauft; der eigentliche Reiz der blank spiegelnden Fläche geht hierbei verloren. Reiche Stücke mit Reliefs und Figuren, Schiffe u. dergl. sind fast durchgängig völlig modern.

Kupfer ist weniger auf dem Markt, man hat Wasserkufen und große Kübel mit Deckeln, ursprünglich Brodkessel, die als Kühleimer gut wirken. Die napfförmigen gebuckelten Geräthe sind meist alte Kuchenformen. In Italien arbeitet man noch an vielen Stellen kupferne Kannen und Kessel völlig in alter Art, eine sehr brauchbare Schmuckwaare mäßigsten Preises.

Messing ist durch das überladene moderne cuivre poli etwas in Mißachtung gerathen. Die alten getriebenen Stücke, Schüsseln, Becken, Wandleuchter, haben breite, leicht putzbare Flächen und Buckel. Die gegossenen Stücke, Kronleuchter, Kandelaber, wirken in gutem Nachguß fast ganz wie die Originale. Die Wirkung, welche die Spiegelung von Wachskerzen auf blankem Messing erzielt, ist in ihrem goldigen Reiz durch keine andere Art von Beleuchtung zu erzielen.

Alte Fächer sind nur für feine Schaukästen geeignet. Die Furcht, ein wirklich kostbares Stück in einer Gesellschaft zu gefährden, wiegt die Befriedigung des Stolzes selten auf. Die häufigen Reparaturen können zum Theil nur bei den Specialisten in Paris gemacht werden.

Dosen, Uhren, Miniaturen, Ringe und ähnliche Kostbarkeiten für Schaukästen sind oben erwähnt. Sie sind ein Material für Sammlerinnen im engeren Sinne und bedürfen ganz besonderer Studien. Frauen, die nur zufällig Einiges der Art besitzen, pflegen es als Nippeswaare auf Schreibtische oder Etagèren zu stellen. Dies sollte man vermeiden, wenn man mit seinem Dienstpersonal in Frieden zu leben wünscht. Gut verwendbar sind kleine Tische, in deren Platte ein verglaster Kasten eingelassen ist. Die Deckplatte aus Spiegelglas trägt so sicher wie das Holz; für gewöhnlich schützt ein Deckchen gegen Verschrammen und Verblassen.

Alte Spitzen bedürfen ebenfalls einer soliden, in Deutschland sehr seltenen Kennerschaft. Wer eine alte beschädigte Spitze kauft, soll darauf rechnen, daß die Reparatur das Doppelte oder Vierfache des Preises kosten kann, und daß sich nach jeder Reinigung wieder arge Schäden zeigen. Die jetzt in Murano nach alten Mustern gefertigten Spitzen sind für wirklichen Gebrauch den antiken Stücken vorzuziehen. Die rührende Weichheit der alten Waare haben sie allerdings nicht.

Alter Schmuck wird von der Besitzerin, und gewiß mit Recht, gern getragen werden. Die im Handel vorkommenden Stücke des 16. bis 17. Jahrhunderts sind stets verdächtig. Aus dem 18. Jahrhundert finden sich eher Originalstücke, weil es nicht lohnt, die nach heutigem Geschmack zu unregelmäßig und zu flach geschliffenen Diamanten herauszubrechen. Bauernschmuck, in alter Tradition gut gearbeitet, kommt aus den österreichischen Alpen und Friesland, aber wird jetzt auch schon vielfach für Badereisende frisch fabricirt.

Orientalischer Schmuck, alter und neuer (oft Genfer Fabrikat), ist meist unhaltbar. Ehe man ihn benutzt, sollte man stets die Nadeln, Verbindungen und Verschlüsse nacharbeiten lassen.

Letztes Wort: Man erwerbe, wenn man nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgt, nur solche Stücke, welche einem direct und unzweifelhaft durch ihr Erscheinen Freude machen, wobei man anmuthenden Eigenschaften zu Liebe mancherlei Fehler übersehen mag. Man ordne die Stücke der Art in die Wohnung ein, daß sie das Gesammtbild veredeln und deutlich zeigen, daß sie für diesen Zweck hingestellt sind; dann ist es auch gar nicht so wichtig, daß alle Stücke alt sind, wenn sie nur annähernd so wirken.

Wenn man zu einer tieferen Kenntniß der Alterthümer gelangt, so wird man daraus reine Freuden schöpfen; man verlange aber nie von einem Andern, daß er diese Freude theile. Gleich gestimmte Seelen werden sich schnell finden, aber ein verständiger Mensch von rein modernem Denken kann nicht genöthigt werden, sein Formengefühl auf den Standpunkt einer früheren Epoche zurück zu schrauben und wird abgestoßen, zum Mindesten gelangweilt durch den Anspruch der Hausherrin, ihre letzten Errungenschaften auf dem Antiquitätenmarkt zu bewundern. Der Kenner oft noch mehr.

Man frage sich also ernstlich, ob es nicht verständiger ist, für die verfügbaren Mittel Zierstücke neuer Arbeit zu erwerben, bei denen man Werth und Wirkung im Raum genau abschätzen kann. Gefallen sie einem nach einigen Jahren nicht mehr, so gibt man sie fort und freut sich neuen Erwerbes.

Der Anspruch, daß Kunstwerke alt sein müssen, um wirklich zu erfreuen, ist falsch, unter allen Umständen falsch und verkehrt. Dieser Anspruch entspringt nur in den allerseltensten Fällen einem seelischen Bedürfniß, das bei jedem Besitzstücke auf mitklingende Accorde alten Culturlebens lauscht, ein derartig fein organisirter Geist wird aber auch innerhalb des modernen Schaffens des Erstrebens Werthes finden. Wer sich grundsätzlich darauf versteift, nur Altes schön zu finden, deckt hiermit kümmerlich eine Lücke seiner Urtheilskraft und verfällt mit gutem Grunde jetzt, wie zu allen Zeiten, dem Spotte seiner Zeitgenossen.

Man begnüge sich damit, die Reste der Vergangenheit, so weit sie uns als liebes Gut überkommen sind, oder wie sie uns Zeit und Gelegenheit zugeführt haben, treu zu pflegen, im Wesentlichen aber behandle man seine Wohnung als moderner Mensch und bedenke, daß einstmals in unseren Villen und Schlössern kommende Geschlechter Das suchen sollen, was unser Jahrhundert Gutes geschaffen, was unsere Zeit als erstrebenswerth angesehen hat. Hiervon das Edelste und Beste nach Maß seiner Kräfte liebevoll zusammen zu tragen, ist eine würdige Aufgabe, in deren Erfüllung man sich selbst und seine Mitmenschen fort bildet, eine Aufgabe, für die der feine Sinn der Frauen, der Hüterinnen des Hauses, in erster Reihe einzutreten hat.

Die Philosophie des Friedens.

Ein Wort an die Friedensconferenz im Haag

von

Ludwig Stein in Bern.

Eine militärische Autorität, General A. von Boguslawski, hat in der „Deutschen Rundschau" (Novemberheft 1898) alle jene Bedenken zusammengefaßt und auf einen knappen Ausdruck gebracht, welche von den Männern des Schwertes gegen die von Männern der Feder von jeher verfochtenen Friedensideen ins Treffen geführt worden sind. Wie nicht anders zu erwarten war, verfocht der zu einer anderen Waffengattung — der Armee der geistig Bewaffneten — übergetretene General seinen Standpunkt mit Geschick und Bravour. Was nur irgend von streng militärischer Seite gegen den Abrüstungsvorschlag des Zaren an philosophischen Argumenten aufgeboten werden konnte, wurde hier zusammengetragen und mit dem Pathos einer gefesteten, unbeirrbaren Ueberzeugung zum Vortrag gebracht. Der Verfasser des Buches „Der Krieg und seine wahre Bedeutung für Staat und Volk" (1892) war in der That geeignet, die dem Zaren-Manifest abgünstigen Gedankentruppen zu sammeln und gegen die Vertreter der Abrüstungsidee aufmarschiren zu lassen, zumal sich jenes Buch als eine förmliche „Philosophie des Krieges" darstellt. Dieser Philosophie des Krieges möchten wir nun eine Philosophie des Friedens gegenüber stellen.

Unumwunden gestehen wir dem bewährten Militärschriftsteller tactische Ueberlegenheit in allen Fragen zu, welche die Organisation schon bestehender Truppen angehen. Die Frage aber, ob der Krieg in der „Natur des Menschengeschlechtes" begründet sei, von welcher Herr von Boguslawski seinen Ausgangspunkt nimmt, ist keine militärische mehr, sondern eine philosophische. Hier müssen nun die Philosophen das gleiche Recht der Competenz für sich in Anspruch nehmen, welches sie den berufenen Vertretern aller Wissenschaften und Künste uneingeschränkt zubilligen. Wie jede anhaltende, ausdauernde Beschäftigung mit einem Gegenstand zur sichereren Beherrschung desselben führt als eine bloß zufällige und vorübergehende, so hat auch das

philosophische Denken seine eigene Technik, die ebenso gut geübt und erlernt sein will wie etwa die Zielsicherheit im Gebrauch der Schußwaffe.

In der Technik des philosophischen Denkens unserer Tage gilt nun der Satz, daß die Berufung auf Autoritäten, die argumentatio ad hominem, welche in früheren Daseinsstufen des Menschengeschlechts, im sogenannten Mittelalter zumal, das ausschlaggebende Beweismittel zu sein pflegte, zwingender Ueberzeugungskraft durchaus entbehrt. Das frühere Beweismittel: dieser oder jener Satz muß wahr bezw. richtig sein, denn dieser oder jener Gelehrte, Denker, Dichter, Religionsstifter u. s. w. hat es gesagt (αὐτὸς ἔφα), oder in diesem oder jenem Buch (Altes bezw. Neues Testament) steht es so geschrieben —, diese Art von Motivirung hat den Credit logischer Beweisfähigkeit so ziemlich eingebüßt. Die Berufung auf die Alten vollends gilt uns nur wenig oder nichts. Seit Telesius und Bacon haben wir uns vielmehr daran gewöhnt, die Wahrheit als eine Tochter der Zeit zu betrachten. Wie der Sprachgebrauch heute noch, Copernicus zum Trotz, täglich die Sonne untergehen läßt, so sprechen auch wir gedankenlos von den Griechen, Hebräern und Römern als von den Alten, während doch in Wirklichkeit wir die Alten sind und jene die Jungen. Was wir am Alter an Autorität schätzen, ist ja nur ein aufgehäufter Erfahrungsschatz. Darin ist aber doch jedes Geschlecht dem vorangegangenen unbedingt überlegen; denn wir wissen das Wesentlichste von dem, was die sogenannten Alten wußten, während Jene noch nicht einmal einen Schimmer dessen ahnten, was wir heute wissen.

Nach alledem scheint es mißlich, sich heute noch des brüchig gewordenen argumentum ad hominem in so ausgiebigem Maße zu bedienen, wie es seitens v. Boguslawski's geschieht. Gewiß haben große Dichter, welche ebenso im Banne kriegerischer Zeitalter standen, wie v. Boguslawski heute noch im Banne seines kriegerischen Standes steht, das Waffenhandwerk in Versen von unvergänglicher Schönheit besungen. Aber was beweist dies für den Satz — das eigentliche thema probandum einer „Philosophie des Krieges" — daß der Krieg „in der Natur des Menschengeschlechts" begründet sei? Die Weinlieder können an Zahl und poetischem Gehalt mit den Kriegsliedern aller Völker und Zeiten getrost wetteifern, wird man darum vom Weine aussagen dürfen, er sei in der Natur des Menschengeschlechts begründet? Was will es besagen, daß Luther, Schopenhauer und Treitschke sich zuweilen zu Gunsten einer Philosophie des Krieges ausgesprochen haben oder gar Moltke sich zu der Aeußerung verstieg: „Der Krieg ist ein Element in Gottes Ordnung?" Wollte ich mich des gleichen argumentum ad hominem bedienen, so könnte ich Hunderte von Autoritäten aufzählen, die sich gegen die Philosophie des Krieges aussprechen, ja ich könnte Moltke selbst gegen Moltke ausspielen. Vom gleichen Moltke nämlich, der einmal in einem Briefe an Bluntschli den Krieg als ein „Element in Gottes Ordnung" hingestellt hat, stammt auch der denkwürdige Ausspruch: „Wir bekennen uns offen zur vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Ist nicht der große Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sehen wir nicht Anfangs die Hand eines Jeden wider Jeden erhoben? Die Kriege werden immer

seltener werden, weil sie übermäßig theuer geworden!" Dieses typische Beispiel, daß nämlich die höchste von ihm zu Gunsten der Philosophie des Krieges herangezogene Autorität nunmehr mit gleichem, wenn nicht besserem Recht von mir als classischer Zeuge zu Gunsten der Philosophie des Friedens vorgeführt werden kann, mag v. Boguslawski zeigen, wie verfänglich die Anwendung des argumentum ad hominem ist. Die Technik des Denkens gebietet daher, diese Art von gedanklicher Strategie als veraltet und überwunden bei Seite zu schieben. Wir werden deshalb in unserer „Philosophie des Friedens" nicht Autorität gegen Autorität ausspielen, sondern Argument gegen Argument.

In der Gruppirung unserer Argumente zu Gunsten einer Philosophie des Friedens befolgen wir die von der Technik des Denkens vorgezeichnete classificirende Methode. Die Methode in der Logik ist nichts Anderes als die Taktik in der Strategie. Wir verlangen für die Ordnung der Gedanken das Gleiche, was die Kriegswissenschaft für die Truppen: Taktik und Disciplin. Eben deshalb ist es unsere vornehmste methodische Pflicht, den wirren Gedankenhaufen von Gründen und Gegengründen, welcher von Anhängern und Bekämpfern einer Philosophie des Friedens in chaotischer Regellosigkeit aufgeschichtet worden ist, nach bestimmten Gesichtspunkten zu sichten und in feste Kategorien zu gliedern. Wer die Friedens- und Unfriedensliteratur der letzten Monate berufsmäßig herunter zu würgen die verzweifelte Aufgabe hatte, wird mir das dürstende Verlangen nach logischer Disciplin nachfühlen. Die Broschüren für und wider den Frieden haben bei der fast grenzenlosen Mannigfaltigkeit der Behandlungsweise im Wesentlichen nur ein Gemeinsames: die Confusion. Fixe Ideen bei dem Einen, Ideenfluß bei dem Anderen, pathetische Declamation fast bei Allen, logische Zucht bei den Wenigsten. Mir war bei der gezwungenen Beobachtung dieser papiernen Schlacht häufig genug zu Muthe, als wäre ich unversehens mitten in einen Trupp gedanklicher Freischärler gerathen. Ohne gerade herculische Kraft der Dialektik in mir zu verspüren, mache ich mich doch anheischig, diesen Wust von Gründen und Gegengründen sichtend zu überschauen und ihn so zu bewältigen, daß ich die überreiche Argumentation für und gegen eine Philosophie des Friedens nach folgenden Gesichtspunkten gruppire: 1. Die philosophische bezw. sociologische Grundfrage nach dem Wesen der menschlichen Natur, in welcher der ewige Krieg angeblich begründet sein soll. 2. Sittliche bezw. socialpädagogische Seite, wobei der sittlich-erziehliche Werth des militärischen Gesellschaftstypus zu untersuchen sein wird. 3. Politische bezw. staatsrechtliche Erwägungen, ob und in wie weit nämlich Staatsverträge, Staatenbündnisse und internationale Schiedsgerichte Autorität und Souveränetät der einzelnen Staaten unangetastet lassen, oder untergraben. 4. Technische Bedenken, welche sich aus dem Umstande ergeben, daß „die Vervollkommnung der Zerstörungsmittel seit dem Jahre 1870 eine größere ist als alle Fortschritte auf diesem Gebiete seit Erfindung des Schießpulvers" (v. Bloch). 5. Oekonomische Motive, welche die Fragen der Weltwirthschaft, der Unterbindung des Industrielebens und Handelsverkehrs, der anderweitigen Unterbringung der im Dienste des kriegerischen Typus des Menschengeschlechts angelegten Capitalien zum Ausgangspunkte nehmen.

Sollte es uns vermittelst der hier befolgten gedanklichen Taktik gelingen, die Tendenzen unseres Zeitalters aufzuspüren, d. h. an der Hand der genauen Prüfung des Für und Wider den offenkundigen Sinn der uns bisher nur schattenhaft umschwebenden socialen Fragezeichen zu enträthseln, so dürfte die Zumuthung nicht unangemessen erscheinen, daß die im Haag versammelten Friedensstifter, eingedenk der weltgeschichtlichen Mission, die in ihre Hände gelegt ist, vor ihrer endgültigen Beschlußfassung den nachfolgenden Erwägungen ihr Ohr leihen. Wie einst die Kriegsführer, bevor sie in die Schlacht zogen, die Auguren und Vates über den voraussichtlichen Erfolg des Krieges befragten, so sollten die im Haag versammelten Friedensführer, bevor sie die zu treffenden Vereinbarungen unterzeichnen, auf die modernen Auguren, die Philosophen, hören, deren größter die heute noch, ja heute erst recht beherzigenswerthen Worte niederschrieb: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rathe gezogen werden.“ (Kant.)

I.

Das Hauptargument der Befürworter einer Philosophie des Krieges ist die niemals bewiesene, weil unbeweisbare, eine petitio principii in sich bergende Behauptung: „der Krieg ist in der Natur des Menschengeschlechts begründet,“ oder gar, wie Herr von Stengel („der ewige Friede“, 1899, 2. Aufl., S. 11) aus der Bibel beweisen will, „der Krieg sei ein Bestandtheil der göttlichen Weltordnung“. Was nun zunächst die für Prof. Stengel auch in staats- und völkerrechtlichen Fragen maßgebende Autorität der Bibel anbelangt, so können wir in rein wissenschaftlichen Erörterungen ein argumentum ad hominem ebenso wenig als logisch annehmbar gelten lassen wie ein argumentum ad librum, das will sagen: „Für bewiesen gilt einem Manne der Wissenschaft nur, was mathematisch oder logisch in bündiger, schlüssiger Form unwiderleglich dargethan, nicht aber, was dieser oder jener Mann, und sei er auch der größte, behauptet, dieses oder jenes Buch, und sei es auch das größte, verkündigt hat. Wie zweischneidig diese Berufung auf Autoritäten ist, hat bereits v. Boguslawski erfahren müssen, indem wir dem von ihm citirten Ausspruch Moltke's, dem auch v. Stengel zujubelt, einen anderen gegenüber gestellt haben, in welchem Moltke als entscheidender Verfechter des Friedens erscheint. Mit gleicher Münze müssen wir v. Stengel heimzahlen. Ihm ist das Alte Testament geradezu „waffenklirrend“, und das Neue verkündigt, „daß es Kriege geben wird, so lange die Weltzeit dauert“. Aus meinem Bibelexemplar tönen mir andere Klänge entgegen. Ich lese im „waffenstarrenden“ Alten Testament die Worte: „Nicht mehr erhebt Volk gegen Volk das Schwert, und sie lernen nicht mehr den Krieg“; „Gott verkündet den Frieden den Völkern; und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer“, sowie im Neuen: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen“; endlich den Segensspruch: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.“ Man ersieht hieraus, wie verfänglich diese Art von Argumentation ist,

auf deren Gebiet ich den Vertretern der „Philosophie des Krieges“ nur gefolgt bin, um ihnen zu zeigen, daß sie selbst dann im Unrechte bleiben, wenn man sich auf ihren eigenen Standpunkt begibt und ihre petitio principii einen Augenblick zuläßt. Jetzt wenden wir uns gegen diese selbst: Ist der Krieg wirklich „in der Natur des Menschengeschlechts“ begründet? Die wissenschaftliche Antwort auf diese Frage vermag natürlich nur diejenige Disciplin zu ertheilen, welche sich mit der „Natur des Menschengeschlechts“ berufsmäßig befaßt: die Philosophie, bezw. deren jüngster, selbständig gewordener Sprößling: die Socialphilosophie. Die zahlreichen Beantwortungen der philosophischen Frage nach der Natur des Menschengeschlechts lassen sich ungezwungen auf drei Haupttypen zurückführen, welche ihrerseits alle Unter- und Spielarten von parallelen Gedankenschattirungen in sich aufsaugen.

Erstens die Gewaltrechtstheorie (Thukydides, Kallikles, Epikur, Lucrez, Macchiavelli, Hobbes und Spinoza). Danach ist die Grundnatur des Menschen „böse“. Jeder ist Jedem von Natur aus fremd und feind. Die Formel lautet: „homo homini lupus“ — der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Die kirchliche Fassung dieses Problems des „radicalen Bösen“ heißt: Sündenfall, die philosophische: Egoismus. Der Mensch wird im Naturzustande nur von einem Grundtrieb beherrscht, dem der Selbsterhaltung, dessen negative Seite ein Kampf Aller gegen Alle ist, während die positive im „Willen zur Macht“ ihren Ausdruck findet (Hobbes, Nietzsche). Diese naturalistische Theorie leugnet wohlverstanden das Vorhandensein altruistischer Gefühle keineswegs; nur sind ihr diese secundärer, nicht, wie der Egoismus, primärer Natur. Der Egoismus, der Naturzustand des Kampfes Aller gegen Alle, erzeuge eben naturnothwendig, sei es in Folge von Furcht (Kallikles, Hobbes), sei es vermittelst kluger Berechnung (Bentham, Spencer), den Altruismus aus seinem Schoße, welcher an die Stelle des Kampfes Aller gegen Alle die Arbeit Aller für Alle setzt.

Dieser Gewaltrechtstheorie steht nun zweitens die von Aristoteles und den Stoikern stammende Gefühlstheorie schroff gegenüber. Diese hält den Geselligkeitstrieb für ebenso ursprünglich wie den Selbsterhaltungstrieb. Danach ist der Mensch schon von Hause aus kein wildes Raubthier, sondern ein zahmes Herdenthier. Die socialen Instincte sind ebenso primär wie die antisocialen (Bodin, Grotius, Shaftesbury, Hutcheson). Die Sympathie, das Einstehen Aller für Alle, die Liebe mit einem Wort gehöre zur menschlichen Grundnatur (Smith, Hume). Nicht wie Wölfe im Urwalde stehen die Naturmenschen einander gegenüber, sondern umgekehrt: „homo homini deus“ (der Mensch ist dem Menschen Gott), so lehren die Gefühlsphilosophen und Romantiker. Von Natur aus sei der Mensch gut und edel; erst die Cultur hat ihn verunstaltet, verdorben, egoisirt (Cyniker, Stoa, Rousseau, Tolstoi).

Diese scheinbar unversöhnlichen Widersprüche in der Interpretation der „menschlichen Natur“ sucht nun die von mir vertretene evolutionistisch-optimistische Socialphilosophie [1]) folgendermaßen zu lösen und logisch in Eins

[1]) Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte. 1897. S. 454.

zu bilden. Epikur hat Recht für den Ausgangspunkt der socialen Evolution, die Stoa für die späteren Entwicklungsstadien derselben. Die Evolutionstheorie löst damit die Vertragstheorie, die sich vollkommen ausgelebt hat, glücklich ab. Der sociologische Fehler beider Theorien, die heute immer noch das Schiboleth rückständiger Rechtsphilosophen bilden, ist darin zu suchen, daß sie gemeinsam von der falschen Voraussetzung ausgehen, die Natur des gegenwärtigen Menschen sei ein unveränderter Abdruck von der des Anthropoiden. Allein Ursprung und gegenwärtiger Status der Menschennatur decken sich eben nicht. Die Entwicklungslehre zeigt uns vielmehr an unzähligen Fällen, daß der Entwicklungsgang des Individuums sich in langsamer, aber continuirlicher Abfolge von seinem Ursprung so weit entfernen kann, daß er kaum noch gemeinsame Züge mit seinen Urahnen aufweist. Nichts steht daher der Annahme entgegen, daß der brutale Egoismus am Anfangspunkt, der vollendete Altruismus am Schlußpunkt der socialen Entwicklung stehen könnte. Alle sympathischen Gefühle sind danach Erzeugnisse des gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Ob diese Sympathie, diese Arbeit Aller für Alle an Stelle des früheren Kampfes Aller gegen Alle der Furcht (Hobbes), dem Mitgefühl (Smith, Hume), dem Wohlwollen (Shaftesbury), der hinterlistig-egoistischen Berechnung (Schopenhauer), dem Vernunftgebot (Kant, Fichte) oder endlich der sachlichen Nützlichkeitserwägung (Bentham, Mill, Spencer) entsprungen ist, verschlägt gegenüber der vollendeten Thatsache nichts, daß aus dem angeblichen Raubthier — der „blonden Bestie“ Nietzsche's — auf der ganzen Linie der westeuropäisch-amerikanischen Cultur ein zahmes Hausthier geworden ist. Wie dem Räuberwesen in den Abruzzen, diesem letzten Ueberrest der ungezügelten Raubthiernatur innerhalb unseres Culturſystems, unfehlbar das letzte Stündlein schlagen wird, so werden mit der Zeit alle Reminiscenzen unweigerlich getilgt werden müssen, welche dem Culturmenschen als atavistische Schädlinge aus der überwundenen Zeit des Naturmenschen immer noch anhaften.

Gehört nun der Krieg zum unabtrennbaren Wesen der menschlichen Natur, wie die Vertreter der Philosophie des Krieges behaupten? Offenbar nicht. Denn von den drei möglichen philosophischen Theorien über die Natur des Menschen behaupten die beiden letztgenannten, daß Wohlwollen und Sympathie (Altruismus), wenn nicht angeboren, so doch sicherlich der menschlichen Natur eingeboren, zugewachsen, im socialen Entwicklungsproceß nothwendig hinzu erzeugt worden sind, während die erstere, die naturalistische Gewaltrechtstheorie, den Kriegszustand, den Egoismus zwar für primär hält, aber eben deshalb mit Hobbes und Spinoza folgendermaßen folgert: Gerade weil der Krieg den Ausgangspunkt menschlichen Zusammenlebens bildet, so heißt sein Zielpunkt: Friede.

Alle rechtsphilosophischen Theorien sprechen sich demnach im Sinne einer Philosophie des Friedens aus. Abgesehen vom antiken Sophisten Kallikles und dem modernen Nietzsche wüßte ich keinen Denker von eigenem Gesichtsschnitt zu nennen, welcher im Krieg mehr sähe als bloßes Mittel, als nothwendige Durchgangsmomente. Den Krieg als Selbstzweck zu begreifen, blieb in der Philosophie stets das traurige Reservatrecht der logisch Entgleisten und

der dialektisch Declassirten — der Sophisten. Eine mathematische Beweisführung gibt es in der Socialphilosophie freilich nicht oder — bleiben wir vorsichtig — noch nicht. Was zur wirklichen Grundnatur des Menschen gehöre — ob Krieg oder Frieden — läßt sich demnach augenblicklich noch nicht mathematisch, sondern nur entweder logisch oder historisch beweisen. Den logischen Beweis zu Gunsten einer Philosophie des Friedens glauben wir an der Hand der drei möglichen logischen Interpretationen der Menschennatur schon angetreten zu haben. Wir stützen diesen nunmehr durch eine geschichtliche Betrachtung.

Fremder und Feind waren, je weiter wir geschichtlich zurückgreifen, desto durchgreifender, Synonyme. Nicht bloß den Griechen war jeder Nichthellene ein Barbar; jedes antike Cultursystem sah in jedem anderen gelindestens eine Albernheit, in der Regel sogar nur Greuel. Das gegenseitige Sich-verstehen, das wechselseitige Respectiren völkerpsychologischer Besonderheiten und berechtigter Eigenthümlichkeiten, das liebevolle Versenken vollends in fremde Eigenart an Stelle der früheren, durchgängig gebräuchlichen Verächtlichmachung derselben ist — innerhalb unseres Cultursystems zumal — ein nicht wegzuleugnendes geschichtliches Factum. Die Erklärung dieser Thatsache liegt in einer Reihe von weltgeschichtlichen Momenten beschlossen: in der Begründung der auf einander folgenden „Weltreiche", am Mittelmeerbecken Assyrien (Persien, Griechenland, Rom), in der Eröffnung neuer Verkehrswege und Verkehrsmittel, besonders durch den erwachenden Welthandel, endlich in der aus allen diesen Factoren herausgewachsenen vergleichenden Betrachtung der Sitten, Religionen, Verfassungen und Regierungsformen. Sobald man eben anfängt, vergleichend-geschichtlich zu prüfen, springen nicht mehr fremde Fehler allein in die Augen, sondern auch fremde Vorzüge. Eben damit aber erweist sich mit der Zeit der nationale Ich-Wahn, die Collectiv-Aufgeblasenheit der Selbst-Beweihräucherung, das Märchen von der Einzigkeit und „Außerwähltheit" des eigenen Volksthums als — Märchen.

Aus dem allmählich sich einstellenden gegenseitigen Verstehen erwächst allgemach ein gegenseitiges Sich-dulden. Der Fremde ist jetzt nicht mehr eo ipso ein Feind oder — social gesprochen — ein Rühr-mich-nicht-an. Fremde werden unter Umständen Freunde. An die Stelle der rohen Faust, die man jedem Fremden einst entgegen hielt, tritt nunmehr der friedliche Händedruck. Das Imperium Romanum vollends schafft nicht bloß ein Kriegsrecht, sondern daneben auch ein Bündnißrecht, endlich sogar förmliche internationale Friedensverträge (Foedus und Sponsio).

Welche Fortschritte das Völkerrecht seit Gentilis und Grotius, die internationalen Vereinbarungen aller Art[1]), die Vereinigung für Völkerrechtscodificirung, das internationale Recht u. s. w. inzwischen gemacht haben, das Alles liegt so offenkundig zu Tage, daß man als Ergebniß der vergleichend-geschichtlichen Betrachtungsweise getrost den Satz aufstellen kann: Die Menschheitsgeschichte wird offensichtlich von der Tendenz beherrscht, den dauernden Frieden an die Stelle des bisherigen dauernden Kriegszustandes zu setzen.

[1]) Zusammengestellt in meiner Schrift: „Das Ideal des ewigen Friedens und die sociale Frage". Berlin, Reimer. 1896. S. 12.

Conflicte sollen, das ist der Sinn der Geschichte, künftig mehr durch Geister als durch Leiber ausgetragen werden. Statt Eifersüchteleien Bündnisse; statt Uebermachtsgelüste politisches Gleichgewicht und Gerechtigkeit; statt innereuropäischer Unruhen geschlossene Organisation der Weltdictatur des europäisch-amerikanischen Cultursystems; statt aufreibender Kriege friedliche Wettkämpfe; statt der wilden, aber unzuverlässigen Faust zahme, aber zuverlässige Verträge; statt Blut Tinte; statt Dolch Feder. So vermöchte die Friedensconferenz im Haag vielleicht in dreißig Tagen mehr Heilsames zu verrichten, als etwa der Dreißigjährige Krieg für den Rückfall in raubthierartige Wildheit Unheilsames geschaffen hat.

Das Ergebniß der geschichtlichen Betrachtung läuft also dem der logischen durchaus parallel. Die Erwägungen der Denker wie die Tendenz der geschichtlichen Handlungen der Völker zeigen die gemeinsame Richtung, daß künftig nicht mehr die Instincte, sondern die Vernunftgründe die Völkerschicksale zu lenken berufen seien. Was die Instincte durch ihr bisheriges Sprachrohr — die Kriege — nur unvollkommen zum Ausdruck gebracht haben, sollen die Vernunftgründe durch *ihr* Organ — die Verträge — vollkommen zur Darstellung bringen. Erst der Vertrag verwandelt das homo homini lupus in ein homo homini deus, das Thier in einen Menschen, die brutale Willkür in eine geregelte Rechtsordnung, die ungestümen Instincte in ruhige Verstandeserwägungen. *Und wenn im Haag die zu beschließenden Verträge keinen anderen Erfolg haben sollten, als daß die Völker durch den moralischen Druck ihrer Verträge gehalten würden, entfesselten kriegerischen Volksleidenschaften nicht sofort impulsiv nachzugeben, sondern vorerst den Schiedsspruch des zu ernennenden Areopags abzuwarten*, so wäre dieser Erfolg allein des Schweißes aller Edlen werth. Denn gegen plötzlich aufflammende Volksleidenschaften gibt es kein besseres Sicherheitsventil als Gewinnung von Zeit. Wären Völker vor der definitiven Kriegserklärung zunächst zur Anhörung des Schiedsspruchs des von ihnen gemeinsam eingesetzten Tribunals verpflichtet — und sei es auch nur moralisch — so würden mancher Conflict an Schärfe, manche momentan aufzüngelnde Gereiztheit an Heftigkeit, mancher vermeintliche Casus belli an Schroffheit erheblich einbüßen. Die Zeit heilt namentlich dort Wunden, wo nur kriegerisches Strohfeuer auflodert, wie wir dies fast täglich beobachten. Handelt es sich um wirkliche Lebensinteressen oder entscheidende Machtfragen zweier Nationen, wie vor einem Vierteljahrhundert zwischen Frankreich und Deutschland, so wird eben der kleine Aufschub seitens des Schiedsgerichts gerade der beste Prüfstein sein, ob grundmäßige Gegensätze obwalten oder nur Verletzung nationaler Eitelkeiten vorliegt. Im ersteren Falle wird es ja den Nationen immer noch unbenommen bleiben, zur ultima ratio des Schwertes zu greifen. Nur verlangt die Philosophie des Friedens, daß dieses Schwert thatsächlich die ultima und nicht die prima ratio sei.

Denn auch wir geben uns nicht dem Zauber der den Friedensfanatikern offenbar vorschwebenden Fata Morgana eines ewigen Friedens hin. Ja, auch wir halten mit Kant den „ewigen Frieden“ für eine „unausführbare Idee“. Wir

sehen in diesem Gefühlsschwarm der Friedensapostel nur Ideale. Ideale aber werden überhaupt nicht erreicht, sondern immer nur erstrebt; sie bezeichnen nicht so sehr die letzten Ziele, die verwirklicht werden sollen, als vielmehr die einzuschlagenden Richtungen, die jenem Ziele entgegenführen, ohne es je zu erreichen. Diese Endlosigkeit der Richtung ist aber kein Unsegen für die Menschheit, weil das Einschlagen des Weges an sich schon Selbstzweck ist.

Dem Utopismus der völligen Abschaffung aller Kriege oder auch nur der baldigen Aufhebung der stehenden Heere gibt sich die Philosophie des Friedens nicht gefangen. Sie ist vielmehr von der Wahrheit des heraklitischen Wortes „der Kampf ist der Vater und König aller Dinge“ tief durchdrungen. Sie übernimmt von Darwin die Lehre vom Kampf ums Dasein und von Spencer die Formel vom Ueberleben des Passendsten. Nur unterscheidet sie zwischen Krieg und Kampf. Krieg ist bloß *eine* Form des Kampfes, die um Territorialbesitz. Ist aber erst die Erde zur Zufriedenheit der führenden, inzwischen saturirten Culturvölker aufgetheilt, dann entfällt die latente Tendenz zur Kriegführung von selbst. Mit der Erfüllung der Ziele ist die Nothwendigkeit der sie herbeiführenden Mittel hinfällig geworden. Ob also der unvermeidliche Kampf auch in aller Zukunft die *Form des Krieges* beibehalten wird, hängt in erster Linie von der Intelligenz und vom Willen der Machthaber unseres Culturkreises ab.

Sobald dieser seine prädestinirte Weltherrschaft durchgeführt, die Erde aufgetheilt und somit die führenden Nationalstaaten gesättigt haben wird, dürfte der Kampf in der Form des Krieges abgeschwächt, ja zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden. *Nicht der Krieg als solcher also, sondern nur der Kampf ist in der Menschennatur begründet. Dieser allein ist unaufhebbar.*

Ob aber dieser Kampf immer und überall die Form des Krieges beibehalten, ob nicht vielmehr zwischen den geschlossenen Nationalstaaten unseres Culturſystems dermaleinst ein genereller Bündnißvertrag, ein dauernder politischer Friede eintreten wird, vermag der Philosoph nach gewissenhafter Deutung aller politischen und socialen Anzeichen der Zeit keineswegs im Sinne der „Philosophie des Krieges“ zu entscheiden.

Wird aber auch der Kampf in der Form des Krieges sich immer mehr abschwächen, so ist ein völliges Aufhören des *socialen Kampfes* weder wünschenswerth noch erfüllbar. Religion und Moral, Wissenschaft und Kunst, Sprache und Tradition, Temperament und Sitte, Handel und Gewerbe werden reichlich dafür sorgen, daß es einem fröhlichen Wettkampf, einem unablässigen Ansporn zu höchster individueller Kraftentfaltung niemals an Stoff fehle. Das letzte Wort der Philosophie des Friedens lautet also rücksichtlich der *politischen* Beziehungen der führenden Culturstaaten: *Friede durch Vertrag*; hinsichtlich der Kraftentfaltung der Individuen hingegen: *Kampf durch Wettbewerb.* Der Krieg ist eine historische Kategorie, gültig nur so lange, als der militärische Typus im Interesse der Selbsterhaltung unserer höheren Culturformen liegt. Der Krieg gehört somit nicht zum unabtrennbaren Wesen der Menschennatur als solcher, sondern nur zum auszeichnenden

Merkmal jener geschichtlichen Constellation, welche den kriegerischen Typus des Menschengeschlechts naturnothwendig aus sich heraus erzeugt hat. Bei veränderter geschichtlicher Constellation, sei es durch wachsende Intelligenz, sei es durch zunehmendes öffentliches Ethos und erstarkendes wechselseitiges Vertrauen, kann sich der kriegerische Typus des Menschengeschlechts sehr wohl abschwächen, um allmählich in den industriellen, weiterhin aber in den socialen Typus des Menschengeschlechts überzugehen, wie ihn der von mir vertretene sociale Optimismus als tiefsten Sinn der Menschheitsentwicklung begreift.

Anders hingegen verhält es sich mit dem Kampf. Dieser ist keine historische, sondern eine psychologische Kategorie, d. h. er gehört nicht dieser oder jener Geschichtsepoche an, wie der Krieg, vielmehr allen Zeiten, den künftigen nicht weniger als den verflossenen. Ohne Kriege haben ganze Völkerstämme sich Jahrhunderte behaupten können, ohne Kämpfe nicht einen Augenblick. Der Kampf also, und nur dieser, gehört, als psychologische Kategorie, der Menschennatur unabtrennbar an. Kriege unter Culturstaaten können vielleicht einmal verschwinden, Kämpfe unter Individuen aber niemals.

II.

Die sittlichen bezw. socialpädagogischen Momente bilden das zweite Bollwerk der Philosophie des Krieges. Moltke verlieh diesem Argument die Fassung: „Ohne den Krieg würde die Welt in Materialismus versumpfen"; v. Stengel nennt den Krieg „ein Element des Culturfortschritts" (S. 15), v. Boguslawski ruft aus: „Streicht den Krieg fort aus der Welt, und Ihr werdet sehen, was für eine kraft- und saftlose Schäferpoesie Ihr haben werdet. Wer würde dann noch eine ‚Marseillaise', wer noch eine ‚Wacht am Rhein' singen?" Daß dieses ethisch-ästhetische Argument auf ebenso thönernen Füßen ruht, wie das bereits behandelte sociologische, wird uns zu beweisen nicht allzu schwer fallen. Was zunächst den directen Beitrag der Kriegspoesie zur Weltliteratur anbelangt, so lohnt es wirklich nicht, davon zu reden. Hat etwa Körner's „Leier und Schwert", das den körperlichen Kampf verherrlicht, Deutschlands Stellung in der Weltliteratur begründet oder Goethe's „Faust", der nur den seelischen Kampf eines erlesenen Geistes zum Inhalt hat? Dante und Tasso, Shakespeare und Milton, Calderon und Cervantes haben ebenso wenig Kriegslieder gedichtet wie Euripides und Sophokles. Wird man deshalb ihre Dichtungen kraft- und saftlose Schäferpoesie schelten dürfen? Man sollte eben nicht übersehen, daß die Dichter ihre Inspirationen vorwiegend jenen Motiven entnehmen, welche ein Zeitalter grundmäßig bewegen. So haben auch die genannten Dichterheroen in dramatisch bewegten Scenen den Krieg zuweilen verherrlicht. Werden wir aber friedlicheren Formen des Zusammenwirkens der gesitteten Völker und Staaten entgegengehen, so wird es den Dichtern an neuen Motivationen sicherlich nicht fehlen. Wie unendlich reich ist z. B. dieses Zeitalter an neuen Inspirationen, die aus dem weltgeschichtlichen Conflict zwischen Capital und Arbeit herauswachsen. Hier sprudelt ein Jungbrunnen poetischer Eingebungen auf: die sociale Dichtung, welche darauf und daran ist, die politische — „ein politisch Lied, ein garstig

Lied" — ganz abzulösen. Und so können wir denn die ästhetischen Bedenken gegen einen Verfall der kriegerischen Poesie nicht allzu tragisch nehmen.

Nicht zu unterschätzen hingegen sind die ethischen und socialpädagogischen Erwägungen. Ohne die Befürchtung Moltke's zu hegen, daß die Menschheit durch Aufgeben des kriegerischen Typus in Materialismus versumpfen würde, müssen auch wir zugeben, daß die militärische Erziehung, wie sie die allgemeine Wehrpflicht durchsetzt, volkserziehlich nur Gedeihliches und Ersprießliches geleistet hat. Gute Körperhaltung, Genügsamkeit und zähe Ausdauer, stramme Mannszucht und unbedingte Disciplin, hingebungsvolle Opferfreudigkeit und kameradschaftliches Zusammenhalten, vor Allem aber persönliche Tapferkeit und todesverachtender Muth sind durch den militärischen Typus gepflegte psychische Eigenschaften, die nicht leicht zu theuer bezahlt werden können. Allein diese Eigenschaften sind, einmal erworben, in Fleisch und Blut übergegangen, durch Selection und Vererbung zum bleibenden seelischen Bestandstück der durch kriegerischen Typus erzogenen Völker geworden. An Muth und Entschlossenheit, an Kühnheit und militärischer Tapferkeit stehen die Engländer, die keine allgemeine Dienstpflicht kennen, oder die Schweizer, die vermöge ihrer verbürgten Neutralität schon beim Milizsystem ihr Auslangen finden, oder endlich die Skandinavier den übrigen kriegerischen Nationen durchaus nicht nach. Doch wozu in die Ferne schweifen? Die Delegirten der Friedensconferenz tagen in einem Lande, das seit Jahrzehnten im stillsten politischen Gottesfrieden lebt. Abgesehen von den tropischen Scharmützeln in Atjeh haben die Niederlande seit mehr als einem halben Jahrhundert nach außen keinen Krieg mehr geführt. Sind die Holländer darum dem „Materialismus" verfallen, mehr verfallen als die kriegerischen Staaten? Man sehe sich den kernigen, kraftstrotzenden „Mynheer" nur etwas näher an, und jeder völkerpsychologisch Geschulte wird finden müssen, daß die Tugenden des kriegerischen Typus ihm nicht abhanden gekommen sind. Behäbig und scheinbar theilnahmslos schaut er den Welthändeln zu, solange man ihn in Frieden läßt. Ginge es aber wider seine nationale Ehre oder Freiheit, dann würde der Löwe von Oranien in ihm erwachen, um dem Feinde, wie einst der spanischen Weltmacht, die im Stillen geschulten, unheimlich kernfesten Tatzen zu zeigen. Der Hinweis auf Holland und die Schweiz, besonders aber auf England, Skandinavien und Amerika zeigt, daß die Vorzüge der kriegerischen Erziehung, die wir rückhaltlos anerkennen, mit einem geringeren Aufwand an Kraft und Mitteln erreichbar sind, als die krieggerüsteten, bis an die Zähne gewappneten Staaten ihnen widmen. Die Erziehungskosten an Blut und Geld zur Erwerbung der militärischen Vorzüge stehen in keinem Verhältniß zum Gewinn. Das Princip des kleinsten Kraftmaßes, das Grundprincip der Naturwissenschaft, fordert, daß Zweck und Mittel in strenger Proportion zu einander stehen, banal ausgedrückt: daß man auf Spatzen nicht mit Kanonen schießen soll. Lassen sich die Tugenden der militärischen Erziehung mit einem geringeren Kraftaufwande erzielen, so wäre es unverantwortlich, Menschenkraft und Capital, welch' letzteres nichts weiter ist als summirte Menschenkraft, mit frevlen Händen unnütz zu vergeuden.

Daß endlich der kriegerische Typus heute noch ein „Element des Culturfortschritts" bilde, wie v. Stengel behauptet, muß ich ebenso entschieden bestreiten, wie, daß der Krieg „in der Natur des Menschengeschlechts" begründet sei; hier wie dort handelt es sich bloß um historische, nicht um psychologische Kategorien. Den Beweis hierfür liefert v. Stengel selbst. Er exemplificirt an Persien und Macedonien, vor Allem an den Kreuzzügen. Hier, aber auch nur hier trifft sein Argument zu. In früheren Daseinsstufen des Menschengeschlechtes war der Krieg in Wirklichkeit ein Element des Culturfortschritts. Es ist nämlich ein gleißender Irrthum, wenn man annimmt, die Humanität habe immer gleichen Schritt mit der Civilisation gehalten. Ein Alexander, Caesar und Napoleon haben mittelbar vielleicht mehr Blut vergossen als alle Galeerensträflinge, Zuchthäusler und Gefängnißinsassen zusammengenommen. Und doch reiht man jene Männer ins Pantheon ein und errichtet ihnen Statuen, und dies mit Recht. Denn durch sie ist die Civilisation mit einem einzigen, urkräftigen Ruck gleich um Jahrhunderte weiter gefördert worden. Lieber auf einmal Massenopfer, die eine plötzliche staatliche Integration (Vereinheitlichung) herbeiführen, als das schleichende Gift der perpetuellen Guerillakriege unter den kleinen Stämmen und Natiönchen. Denn je größer die Staatsgebilde sind, desto mehr müssen sie ihren kriegerischen Typus verlieren. Es hat darum einen tiefen sociologischen Sinn, daß die Abrüstungsidee traditionell vom größten Continentalstaat, von Rußland ausgeht, wo dieser Gedanke seit Alexander I. zum festen Bestandstück der slawischen Ideologie geworden ist. Alexander I. hat schon in einem Briefe an Lord Castlereagh vom 21. März 1816 die Linien dieses Planes gezeichnet. Alexander II. nahm die Tradition wieder auf, wie die Petersburger Conferenz zum Verbote der Explosivgeschosse in Kriegszeiten (1868), sowie die wesentlich von ihm inspirirte Brüsseler Convention vom Jahre 1874 beweisen. Es lag also durchaus in der Linie der russischen Herrschertradition, wenn Nicolaus II. jenen Völkercongreß, der Alexander I. nur traumhaft vorschwebte (vgl. Henry Dunant, „Deutsche Revue", Februar 1899), durch sein suggestirtes Machtwort zusammenberief. Gerade weil Rußland der compacteste Staat der Welt ist, mußte seinem Herrscher, sociologisch gesehen, die Abrüstungsidee früher einleuchten als Staaten von loserem Gefüge. Denn die großen Nationalstaaten haben einen doppelten Culturvorzug: einerseits ist ein mächtiges geschlossenes Staatsgebilde zu massiv und schwerfällig, um leichtfertig einen Krieg vom Zaun zu brechen; andererseits haben wenigstens diejenigen Stämme, die nunmehr zu einer compacten Masse vereinigt sind, vor einander Ruhe. So paradox es auch klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger wahr, daß die genialen Welteroberer, welche über Berge von Leichen dahinschreiten, durch die von ihnen bewirkte staatliche Integration den kriegerischen Typus der Gesellschaft immer mehr abschwächen und so der wirklichen, humanen Civilisation ungewollt durchgreifender und wirksamer vorarbeiten als ein ganzes Heer von sentimentalen Weichlingen. Der kriegerische Typus war somit ein nothwendiger Durchgangspunkt im socialen Entwicklungsproceß, weil er sich als das beste Mittel erwies, die Integration der Staatengebilde zu

fördern. Diese Culturaufgabe des kriegerischen Typus ist heute indeß erschöpft; seine geschichtliche Mission ist somit zum Abschluß gelangt. Denn die führenden Culturstaaten sind bereits nationalisirt und in großen Zügen einheitlich gegliedert. Seine ehemalige Rolle als Culturvermittler, die ihm noch in den Kreuzzügen eignete, hat der kriegerische Typus vollends ausgespielt. Denn ein Zeitalter, das alle Enden unseres Planeten mit Telegraphen- und Telephondrähten umspannt, braucht die Cultur nicht mehr durch Lanzenspitzen und Degenhiebe zu vermitteln.

Die socialpädogogische Seite der militärischen Erziehung der Völker erkennen wir also rückhaltlos an; nur fordern wir, dem Princip des kleinsten Kraftmaßes entsprechend, die Erwerbung oder wichtige weitere Ausbildung dieser Tugenden mit geringerem Kraft- und Kostenaufwand. Ein Theil dieser erziehlichen Eigenschaften — Ausdauer und Abhärtung, gute Körperhaltung und Geschmeidigkeit der Glieder — läßt sich in der Schule erwerben oder auch, wie es in England durchweg geschieht, durch Turnspiele und Wettkämpfe erreichen. Der andere Theil der militärischen Tugenden — Muth und Entschlossenheit — ist dem Culturmenschen schon durch Generationen angezüchtet und wird durch specifisch militärische Durchbildung befördert. Die Colonien werden noch für Jahrhunderte hinaus ein reiches Bethätigungsfeld zur Erprobung und Bewährung militärischer Tüchtigkeit darbieten. Daß aber die militärischen Eigenschaften durch einen halbhundertjährigen Latenzzustand nicht verkümmern, hat jüngst das unkriegerische Amerika gegen das emiuent kriegerische Spanien glänzend genug bewiesen.

III.

Gegen die internationalen Schiedsgerichte wird neuerdings geltend gemacht, daß sie „die Souveränetät der Staaten beschränken und ihnen damit einen Theil ihres Wesens nehmen würden" (v. Boguslawski). Ebenso führt Prof. Stoerk in der „Deutschen Juristenzeitung" — unter Zustimmung v. Stengel's — aus, daß Rußlands Abrüstungsvorschlag dem im heutigen Völkerrecht geltenden Princip der Unabhängigkeit und Souveränetät der Staaten im Wege stehe. Diese staatsrechtlichen Bedenken, wonach Unterwerfung unter Schiedssprüche mit dem Wesen der Souveränetät unvereinbar sein sollen, gehören zu den immer noch landläufigen Ammenmärchen der zu überwindenden Periode der juristischen Scholastik, deren staatsrechtliche Ingredienzen: Souveränetät Autorität, Absolutheit lauten. Wer soll denn der eigentliche Träger, gleichsam der symbolisirte Inbegriff dieser Souveränetät sein? Etwa der Souverän? Dagegen würden alle an der Friedensconferenz anwesenden republikanisch oder constitutionell regierten Staaten entschiedenste Einsprache erheben müssen. Oder der Volkswille (Rousseau)? Dagegen würde wieder der Einberufer der Friedensconferenz sein Veto einlegen. Der souveräne Staat? Dagegen dürfte das ebenfalls zur Conferenz zugelassene halb-souveräne Bulgarien seinen Widerspruch geltend machen.

In Wirklichkeit ist der Begriff der Souveränetät ein durchaus schwankender, also relativer. Eine absolute Souveränetät gibt es bei der gegenwärtigen geschichtlichen Phase der im Haag repräsentirten Culturstaaten überhaupt nicht

mehr. Schon Bluntschli, gewiß ein unverdächtiger und unverächtlicher Zeuge meinte: „Absolutheit ist keine nothwendige Eigenschaft der Souveränetät, vielmehr entspricht nur die verfassungsmäßig geordnete und beschränkte Souveränetät der modernen Staatsidee. Die Vervollkommnung der Staaten führt also von der absoluten zur relativen Souveränetät." Wir dürfen einen Schritt weiter gehen. Welche Form der Souveränetät man auch immer als Ausgangspunkt nimmt — Staatssouveränetät, Volkssouveränetät, Fürstensouveränetät — sie alle zeigen die gemeinsame Tendenz, ihre einstmalige starre Absolutheit abzustreifen, um sich bei einer geschmeidigeren Relativität zu bescheiden. In den heutigen Nationalstaaten haben alle Souveränetätsformen die sie beschneidende Grenze an der öffentlichen Meinung. Nicht einmal der mächtigste Souverän der Erde, der russische Zar, vermag heute consequent und hartnäckig gegen die öffentliche Meinung seines Volkes zu regieren. Die Gesellschaft und deren Organ, die öffentliche Meinung, ist und bleibt heute allüberall der Contredampf der Staatsmaschinerie. Gegen die Gesellschaft kann kein Staat unseres Culturkreises mehr auf die Dauer seinen Willen durchsetzen. Die Souveränetät ist also heute in unserem Culturkreise keine absolute mehr, sondern eine relative, durch die öffentliche Meinung eingeschränkte.

Ueberdies haben ja die Staaten selbst auf ihre absoluten Souveränetätsrechte in dem Augenblick verzichtet, da sie mit einander Bündnisse und Verträge eingegangen sind. Wir stehen aber heute unter dem Zeichen der Bündnisse und Verträge. Und daß die Friedensconferenz gerade in Holland tagt, hat eine große und tiefe symbolische Bedeutung. Die Niederlande sind nämlich wie die Wiege der Toleranzidee, so der classische Boden des beginnenden Völkerrechts. Der Holländer Erasmus von Rotterdam begründet in seinen sogenannten irenischen Schriften (Querella Pacis, Polemos sive belli detestatio) die wissenschaftliche Friedensliteratur. Der Holländer Hugo Grotius legt 1625 den Grund zum Völkerrecht, und Spinoza errichtet im „Theologisch-politischen Tractat" (1670) die Basis einer wissenschaftlichen Verständigung unter den Völkern über religiöse und politische Streitfragen. Selbst die berühmten „Briefe über Toleranz" des englischen Philosophen John Locke — das Hohelied der Versöhnlichkeit unter Nationen und Confessionen — ist auf niederländischem Boden concipirt worden und erschienen (1685—1689). Descartes und Bayle, diese beiden großen Störenfriede der mittelalterlichen Weltanschauung, verließen ihre französische Heimath, um auf dem gastlichen, jeder ehrlichen Gesinnung freistehenden Boden Hollands gegen obsolet gewordene Vorurtheile und religiöse, metaphysische oder politische Ketzerriechereien ihre vernichtenden Pfeile in die Welt hinaus zu schleudern. Es wäre daher ein Act der höchsten geschichtlichen Gerechtigkeit, wenn der krönende Abschluß der politischen Toleranz, als welchen wir die Friedensconferenz im Haag ansehen, an der gleichen, geschichtlich geweihten Stätte sich abspielte, von welcher die ersten Strahlen des Morgenroths religiöser Toleranz ausgegangen sind. Was Erasmus am Beginn des 16. Jahrhunderts traumhaft gefordert hat, soll sich im Haag am Ende des 19. zur greifbaren Wirklichkeit durchringen.

Die in der modernen Staatengeschichte sich kundgebende Tendenz zeigt uns klärlich, daß die einst für nebulos gehaltenen Ideen eines Erasmus oder Grotius in beschleunigtem Tempo fortschreiten und selbst die widerstrebendsten Staaten in ihren Bannkreis zwingen. Das Völkerrecht hat in den letzten Jahrzehnten ungeahnte Dimensionen angenommen und sich zu einem international-gleichen Recht ausgeweitet. Die jüngste Etappe dieses Weges, die Uebereinkunft zur Aufstellung einiger gemeinsamer Grundsätze des Civilproceßrechts hat sich, bezeichnender Weise, ebenfalls im Haag (14. Nov. 1896) vollzogen. Alle internationalen Vereinbarungen, wie ich sie in meiner Schrift „Das Ideal des ewigen Friedens" S. 12 aufgezählt habe, stellen die weithin leuchtenden Trophäen dar, welche der sieghaft gewordene Gedanke einer friedlichen, verträglichen Verständigung unter den Völkern über den fatalistischen Glauben an die Unentrinnbarkeit des bisherigen perpetuellen Kriegszustandes davongetragen hat. Die Logik der socialen Entwicklung drängt mit immanenter Gesetzmäßigkeit beharrlich und unbeirrt, wenn auch nur langsam und auf scheinbaren Umwegen, einer friedlichen Verständigung unter den Culturvölkern entgegen. Für gewisse Fragen internationalen Charakters bestehen heute bereits die einst für unmöglich gehaltenen Völkertribunale. Die verschiedenen internationalen Bureaux in Bern repräsentiren ja bereits in nuce einen solchen Völkerareopag für bestimmt abgegrenzte, gemeinsame Interessensphären der Culturvölker. Was bisher für einen Theil der Interessensphären möglich war, wie das Beispiel der Unterzeichnung der Congo-Acte seitens einer Reihe von Culturstaaten, übrigens auch die Unterzeichnung der Samoa-Acte deutlich genug gezeigt hat, das wird sich in Zukunft gewiß auch für immer größere Proportionen gemeinsamer Interessensphären ohne jede Revolution, sondern, wie bisher, durch vertragliche Vereinbarung herstellen lassen.

Die Periode der Cabinetskriege scheint heute geschichtlich ebenso abgeschlossen zu sein wie die der Religionskriege oder dynastischen Erbfolgestreitigkeiten, welch' letztere sogar Prof. v. Stengel für abgethan hält. Es ist daher nicht abzusehen, warum wir nicht auch die Periode der Wirthschaftskriege, in welche wir jetzt eingetreten sind, dermaleinst ebenso überwinden sollten wie die vorangegangenen, historisch obsolet gewordenen Kriegsanlässe. Alles dies ist bloß geschichtliche Kategorie, keine psychologische und muß daher, wie geschichtlich geworden, so auch geschichtlich untergehen. Wir sind heute schon auf dem besten Wege zu einem Völkerareopag, einem Weltschiedsgericht.

Seit der Beilegung der sogenannten Alabama-Streitfrage durch das Genfer Schiedsgericht hat der Gedanke, einzelne Streitfragen unter den Nationen auf schiedsrichterlichem Wege zu schlichten, mächtig Wurzeln geschlagen. Zwar hat die bei Beendigung des Krimkrieges (1856) von den Mächten angenommene Clausel, „wonach vor der Eröffnung der Feindseligkeiten von streitenden Parteien Friedensvermittlungen nachgesucht werden sollen", beim Ausbruch von Feindseligkeiten unter den Großmächten noch keine allseitige Nachahmung gefunden. Aber solche umwälzende Neuerungen, die mit der politischen Vergangenheit radical brechen, vollziehen sich auch nicht mit einem Schlage. Vieles muß erst Jahrzehnte oder Jahrhunderte lang frommer

Wunsch sein, bevor es sich endlich zur Thatsache durchringt. Aber die internationalen Schiedssprüche mehren sich — besonders unter exotischen Nationen — von Tag zu Tag. Seitdem vollends Bismarck dem Papst ein Schiedsrichteramt angeboten hat und neuerdings neben der Venezuela-Streitfrage eine Reihe anderer politischer Conflicte durch Schiedsgerichte beigelegt werden sollen, ist der Bann gebrochen und der fatale Hauch der Lächerlichkeit, der sich früher wie giftiger Mehltau um diesen Plan gelagert hatte, vollkommen gewichen. In einzelnen, vorgeschrittenen Parlamenten sind bereits Beschlüsse zu Gunsten eines internationalen Schiedsgerichts gefaßt worden. Von Jahr zu Jahr häufen sich die Fälle, in denen diese oder jene europäische Macht von anderen um einen Schiedsspruch angegangen wird. Kreta, Faschoda, Samoa — drei Kriegsanlässe peinlichster Art — sind, ungeachtet der plötzlich aufgeloderten Kriegsleidenschaften der betroffenen Völker, erst in jüngster Zeit auf vertraglichem Wege geschlichtet worden. Ueber die Auftheilung China's — ein weltgeschichtliches Ereigniß allerersten Ranges — hat man sich in aller Stille, ohne Blutvergießen, durch vertragliche Vereinbarungen verständigt. Die Karolinen hat Deutschland auf dem fraglichen Wege in aller Stille erworben, während früher wegen dieses Streitobjects bittere Feindschaft herrschte. Es liegt daher durchaus auf der Linie der bisherigen Entwicklung dieser Gedanken, an die Stelle der Zufälligkeit in der gegenwärtigen Zusammensetzung dieser Völkerschiedsgerichte eine dauernde, von dem Vertrauen der Culturvölker getragene, weil von ihnen selbst geschaffene und durch ihre begnadetsten Intelligenzen vertretende Institution zu setzen. Ob diese Consequenz, welche mit unabweislicher sociologischer Folgerichtigkeit aus dem bisherigen modus procedendi folgt, erst nach Jahrhunderten oder — bei der politischen Schnellfüßigkeit und socialen Raschlebigkeit unserer Zeit — schon nach Jahrzehnten gezogen wird, steht dahin. Aber gezogen muß sie einmal werden, da die sociologischen Prämissen auf die Dauer ein so selbstverständliches Zu-Ende-Denken fordern.

Was die Souveränetät zu alledem sagen wird? Sie ist schmiegsam und geschmeidig; sie wird sich also auch den veränderten socialen Bedingungen und staatsrechtlichen Weltanschauungen zu fügen haben. Soweit sich nicht nationaler Chauvinismus, aufbrausender Eintagszorn (Faschoda) oder rasch sich verflüchtigende Eitelkeitsverletzung (Samoa) hinter die Maske der Souveränetät verkriechen, sondern, wie seiner Zeit im deutsch-französischen Kriege, wirkliche, entscheidende Lebensinteressen der Völker auf dem Spiele stehen, wird auch die relative Souveränetät vollkommen auslangen. Hat der Schiedsspruch des Völkertribunals die Leidenschaften nicht beschwichtigt, die collidirenden Interessen nicht ausgeglichen, so wird es den souveränen Staaten nach wie vor unbenommen bleiben müssen, zum Schwert zu greifen; aber nur im äußersten Nothfall, wenn nämlich alle angewendeten Prohibitivmittel absolut versagen.

Mehr als eine Prohibitivwirkung vermögen auch wir bei gewissenhafter Deutung aller Zeichen unserer Zeit einem solchen Völkerareopag vorerst nicht in Aussicht zu stellen. Aber der moralische Druck eines solchen Schiedsspruchs auf die öffentliche Meinung der Welt ist neben dem Zeitgewinn zur Beschwichtigung der politischen Leidenschaften ein Erfolg von nicht zu unter-

schätzender Tragweite. Auch die medicinische Hygieine ist heute stärker in Präservativmaßregeln als in der Therapie schon ausgebrochener Seuchen. So muß die politische Hygieine Vorkehrungen treffen gegen die Massenpsychose der kriegerischen Stimmung, gegen das Contagium der Kriegsfurie. Hat erst die Erkrankung der Volksseele an Größenwahn, Eroberungssucht oder Revanchegelüste um sich gegriffen, dann ist's in der Regel zu spät. Den vorbeugenden Charakter der ständigen Choleracommission in Konstantinopel zum Beispiel wird auch ein solches Weltschiedsgericht für sich in Anspruch zu nehmen haben, und ebenso wenig wie jene dem berechtigten Kern der Souveränetät irgendwie Abbruch thun. Abschaffen kann man die Souveränetät ebenso wenig wie die Autorität, denn beide bilden das politische Rückgrat der Völker. Nur sollte man der Worte Bluntschli's stets eingedenk bleiben: „Der eitle Souveränetätsschwindel ist eine der schlimmsten Staatskrankheiten, der vornehmlich die Fürsten, aber zuweilen auch demokratische Versammlungen ausgesetzt sind.“ Was wir also treffen wollen, das sind nur die Abirrungen und Auswüchse der Souveränetät, nicht diese selbst. Wir sträuben uns nur gegen eine Absolutheit der Souveränetät, welche ohnehin in dem Augenblicke preisgegeben wird, in welchem Staaten überhaupt bindende Verträge oder Bündnisse mit einander abschließen. Jeder Vertrag unter Staaten bedeutet unweigerlich eine partielle Einschränkung seiner Souveränetät. Es kann sich also im Haag nicht mehr um das Princip, sondern nur um das Maß der Souveränetät handeln. Wenn die dort vereinigten Staaten etwa einen fünfjährigen Staatsgrundvertrag mit einander abschließen, so bedeutet dies keine Aufhebung ihrer Souveränetät; denn sie vollziehen den Vertrag im Gegentheil kraft ihrer Souveränetät.

IV.

„Zur Zeit der reinen Werbeheere war eine Abrüstung wohl denkbar; ..... falls wir die allgemeine Wehrpflicht aufrecht halten wollen, ist etwas Derartiges nicht denkbar“ (von Boguslawski). Die technische Schwierigkeit, welche sich der Abrüstungsidee entgegensetzt, liegt in der Herbeiführung eines Gleichgewichts der Streitkräfte. Dieses Gleichgewicht auszumitteln, ist das schwierigste Problem der Conferenz: Land- und Seemächte; Staaten mit allgemeiner Dienstpflicht, mit Werbeheeren oder Miliztruppen; Länder mit intelligenter, vorgeschrittener und solche mit zurückgebliebener, unwissender Bevölkerung; Nationen mit exponirten Grenzen und ungünstiger geographischer Constellation, wieder andere mit strategisch von der Natur bevorzugten Schanzen und Wällen; die Verschiedenheit von Klima, Bodenbeschaffenheit und somatischen Bedingungen; die mannigfach abgestuften Regierungsformen vom demokratischen Republikanismus an bis zum monarchischen Absolutismus — dies Alles läßt sich nicht künstlich egalisiren oder mechanisch schablonisiren. Wir verkennen die unsägliche Complicirtheit des Unternehmens, einen Boden der Verständigung nicht sowohl bezüglich einer allgemeinen Abrüstung, die wir selbst für verfrüht halten, wohl aber bezüglich der Einhaltung eines Status quo der augenblicklichen Rüstungen zu schaffen, durchaus nicht. Aber mit

der Höhe der Aufgabe wächst auch erfahrungsgemäß die Kraft der dazu Berufenen. Nicht umsonst hat die civilisirte Welt ihre gewiegtesten Diplomaten und Fachmänner zu gemeinsamer Berathung entsendet. An die Summe von Wissen und Macht, von vertretenen Staaten und hervorstechenden Persönlichkeiten, welche sich im Haag augenblicklich zusammenfinden, reicht keiner der früheren Congresse auch nur entfernt heran. Da die Vertreter der einzelnen Staaten symbolisch die Machtsummen der betreffenden Staaten repräsentiren, so bedeutet die Haager Conferenz weitaus die gewaltigste Concentration, welche die Menschheit jemals auf einem so kleinen Fleck versammelt sah. Dieser Areopag wird und muß einen allgemeinen Werthungsmaßstab ausfindig machen. Der numerische Maßstab, die mechanische Summirung nach Bevölkerungsziffern pro Quadratmeile gerechnet, wird sich Angesichts der erwähnten Mannigfaltigkeit bezüglich des Standard of life der verschiedenen Nationen als durchaus unzulänglich erweisen. Es wird demnach mehr das organische Wachsthum der Nationen bei der Auffindung der Schätzungsmaßstäbe zum Ausgangspunkte der Untersuchung genommen werden müssen. Die Aufgabe ist unendlich schwierig, aber sicherlich nicht unlösbar. Sind die Astronomen in der mathematischen und physikalischen Geographie mit der minutiös genauen Berechnung nicht bloß unseres Planeten, sondern des ganzen Planetensystems fertig geworden, dann sollte es den politischen Astronomen — Diplomaten, Militärs und Fachgelehrten — nicht allzu schwer fallen, einen Meridiankreis zur Messung des politischen Gleichgewichts der Völker zu construiren.

Eine Abschaffung der stehenden Heere oder auch nur eine plötzliche Abrüstung in erheblichem Umfange wird kein Vernünftiger erwarten oder auch nur für heilsam erachten. Das Preisgeben vollends der allgemeinen Dienstpflicht wäre ein Unsegen nach mehr als einer Richtung. „Das Volk in Waffen" ist fürderhin ein unentbehrlicher Schutzwall. Unser Culturkreis muß nicht bloß durch seine ausgebildeteren Intelligenzen, sondern auch durch seine nach wissenschaftlichen Grundsätzen ausgestaltete Wehrkraft das Heft in der Hand behalten, um der übrigen Welt seinen Willen zu dictiren. Und wer weiß, ob wir nicht dermaleinst die geschlossene Kraft unseres gesammten Culturkreises werden anspannen müssen, um uns gegen das Eindringen wilder Völkerhorden zu wehren! Die Fluthen der gelben und schwarzen Völkermassen könnten sich dereinst vermöge ihrer gewaltigen Ueberzahl ebenso über Europa mit elementarer Macht ergießen, wie es schon so oft bei den Völkerinvasionen der Vorzeit geschehen ist. Würden wir unseren kriegerischen Typus zu Gunsten des industriellen ganz und unvermittelt preisgeben, so liefe die von der Natur offensichtlich zur Herrschaft bestimmte weiße Rasse Gefahr, in einem gegebenen Augenblicke der Geschichte von den an Zahl ihr unendlich überlegenen gelben und schwarzen Rassen zurückgedrängt und unterdrückt zu werden. Die stehenden Heere werden daher auch bei einem etwaigen Völkerfrieden als mächtige Deiche nach außen und uneinnehmbare Bollwerke nach innen nach wie vor bestehen bleiben. Was sie an sociologischer Bedeutung verlieren, sofern Kriege alsdann immer unwahrscheinlicher, jedenfalls unverhältnißmäßig seltener werden, gewinnen sie, wie wir im letzten Abschnitt ausgeführt haben, an pädagogischem Werth.

Wir unterschätzen nach alledem die technischen Erwägungen einer Philosophie des Krieges nicht entfernt. Doch da wir hier die Methode befolgen, Argument gegen Argument zu setzen, so sollen auch die technischen Bedenken, welche sich zu Gunsten einer Philosophie des Friedens — vor Allem des Friedens unter den Culturstaaten — aussprechen, hier ihren Platz finden.

Die Technik heilt die Wunden, die sie schlägt; die Vervollkommnung in den Feuerwaffen ist im letzten Vierteljahrhundert eine größere als in allen vorangegangenen Zeiten zusammengenommen. Schon die glattläufigen Feuerwaffen sind sechsmal wirksamer als Pfeile. Die Dreyse- und Berdangewehre (in den Kriegen 1870 und 1877) sind schon dreißigmal gefährlicher. Die neuen automatischen kleinkalibrigen Gewehre vollends werden an Gefährlichkeit alle oben benannten Waffen um das Vierzigfache übertreffen (v. Bloch). Jede künftige Schlacht, welche auf der Vollhöhe der augenblicklichen Waffen- und Kriegstechnik stehen wird, muß das Dichterwort bewahrheiten: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen." Das rauchlose Pulver auf der einen Seite, welches die psychische Wohlthat aufhebt, die dem früheren, den Schreck und Graus mit einem mystischen Nebel verschleierndem Pulver eignete; die Gefährlichkeit der neuen Explosivstoffe auf der anderen, welche nicht bloß verletzen und verwunden, sondern gleich zersprengen und zersplittern: das sind technische Errungenschaften, welche den Krieg unter Culturvölkern mit der Zeit geradezu verunmöglichen müssen.

Und nun die Frage der Massenverpflegung der gesund gebliebenen wie der Massenbehandlung der verwundeten Glieder der Millionenarmeen! Selbst die hervorragendsten militärischen Autoritäten stehen hier vor den fatalsten aller Fragezeichen. Ob und wie man Millionenheere zu verproviantiren hat, ob nicht Hunger und Seuchen verheerender um sich greifen müssen als selbst die feindlichen Geschosse — darüber fehlt es an jeder Erfahrung. Das große Werk v. Bloch's: „Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirthschaftlichen und politischen Bedeutung" stellt nur die Ziffern der letzten Kriege zusammen, und schon diese Zahlen wirken lähmend. Wie wird's nun aber mit einem künftigen Weltkrieg? Hier fehlt uns jede Erfahrung.

Die Welt hat noch niemals zwanzig Millionen Menschen unter Waffen gesehen. Hier erweist sich selbst die ausschweifendste Phantasie als ohnmächtig; aber ohne Frage, der Einsatz des künftigen Weltkrieges heißt: Cultur.

Kein Culturstaat kann bei einem künftigen Weltkrieg — und jeder Krieg unter Culturnationen muß bei dem herrschenden Bündnißsystem unfehlbar zu einem solchen führen — etwas gewinnen, wohl aber Alles verlieren. Schon der bernische Chronist des Reformationszeitalters, Valerius Anshelm, sprach das goldene, an den bekannten Spruch v. Moltke's gemahnende Wort: „Das Kriegen heist mit guldinem nez fischen, do lichtlich der verlust grösser wen der gwin mag werden. Da ist der usschlag ungewis, aber überschwenklicher kosten, sorg, müeg schaden gewis" (Ausgabe Blösch, Bd. V, S. 299, 21 ff.). Zunächst riskirt jede Regierungsform im zukünftigen Weltkrieg ihre Existenz. Nicht bloß Throne werden wanken, auch Präsidentenstühle. Die social unterirdischen Elemente, das Lumpenproletariat und der

Anarchismus warten nur auf den Moment, da die Glocke der Weltgeschichte ihnen geschlagen haben wird. Und das wird geschehen, sobald in einem Lande der Krieg eine ungünstige Wendung nimmt. Die Pariser Commune ist ein geschichtliches Mene-Tekel, welches keine Regierung überhören sollte.

Wenn die Verpflegung der eigenen Truppen eine dürftige oder irreguläre, Verband und Medicamente für die eigenen Verwundeten unzulängliche, der Landescredit geschädigt, der Handels- und Seeverkehr unterbunden, Gewerbe und Industrie vollständig lahm gelegt sein werden, dann ist unweigerlich die Stunde des Anarchismus gekommen. Dieser aber wird das Problem mit spielender Leichtigkeit lösen, wie man eine durch Jahrhunderte sauer genug erworbene Cultur durch kopflosen Vandalismus gefährden, wenn nicht völlig vernichten kann.

Dieser Ruin der Cultur, der unausbleiblich wäre, wenn es zu einem Weltkriege käme, würde jedoch nur in früheren Daseinsformen der Menschheitsgeschichte, als sich der Proceß der socialen Entwicklung unbewußt abspielte, eine wirkliche Gefahr gewesen sein. Heute ist diese Gefahr eine geringere: der sociale Proceß der Culturmenschheit vollzieht sich bewußt und offenkundig unter den Augen der gesammten gebildeten Welt. Jeder Gebildete erfährt jeden Tag, was sich auf jedem Punkte der Welt von Belang begibt. Das Leben der Menschheit steht somit unter öffentlicher Controle. An die Stelle des blinden Instinctes ist die regelnde Vernunft getreten. Fachgutachten geben heute vielfach den Ausschlag. Früher lauschte man auf das, was Agenten und Spione heimlich hinterbrachten; heute richtet man sich mehr nach dem offenen, sachlichen Votum. Die Stelle der geheimen diplomatischen Camarilla früherer Zeiten nehmen heute die internationalen diplomatischen Congresse ein. Das künftige Bündniß aller Culturstaaten zur Niederhaltung der anarchistischen Gelüste im Innern wie zur Auftheilung der uncivilisirten Welttheile nach außen liegt im Zuge der Zeit. Die politische Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts, welche ihm das scheidende durch Vermittlung der Haager Conferenz überliefern wird, ist in deutlichen Umrissen vorgezeichnet. Sie heißt: Culturstaatenbund. Die Vortheile eines solchen, der nach dem Modell der schweizerischen Eidgenossenschaft alle Zungen in sich befassen könnte, zumal ja auch in der Schweiz Franzosen, Deutsche und Italiener — bei aller Schonung und Conservirung ihrer Stammeseigenthümlichkeiten — staatlich in voller Harmonie zusammen wirken, springen so sehr in die Augen, daß dieser sich auf die Dauer unbedingt wird durchsetzen müssen. Er ist die nothwendige Resultante aus den augenblicklich gegebenen sociologischen Prämissen. Ob mit oder ohne vorhergehenden Weltkrieg — er muß kommen, wie das geeinigte Italien und das Deutsche Reich gekommen sind, weil die besten Köpfe und die edelsten Herzen dieser Völker jene Nationalidee als unverlierbares Besitzthum in sich trugen und als demnächst zu verwirklichendes Ideal sehnsüchtig herbei wünschten. Wie vor einem halben Jahrhundert die Nationalidee, so liegt heute die des Culturstaatenbundes förmlich in der Luft. Es kann daher nur die Frage eines absehbaren Zeitabschnittes sein, wann dieser Culturbund zu Stande kommen wird.

Haben wir also im vorigen Abschnitt am Beispiele Rußlands gezeigt, daß gerade die Größe der nationalen Militärstaaten den kriegerischen Typus schwächen und mit der Zeit brechen muß, so glauben wir von Seiten der Technik den parallelen Beweis geliefert zu haben, daß gerade die höchste Vervollkommnung der kriegerischen Technik die ihre Geschichte mit Bewußtsein leitenden Völker nach und nach zwingen wird, den militärischen Menschheitstypus allgemach zu überwinden und in den socialen hinein zu wachsen.

V.

Das letzte Bündel von Argumenten der Philosophie des Krieges setzt sich aus nationalökonomischen Theorien zusammen. Das heutige Industriesystem, der gegenwärtige Status der Weltwirthschaft, so folgert man, ist auf den kriegerischen Typus direct zugeschnitten. Milliarden sind in Eisen- und Stahlwerken, in Gewehr- und Pulverfabriken, in Schiffswerften und Ausrüstungsindustrien investirt, welche, durch eine allgemeine Abrüstung plötzlich entbunden, eine fürchterliche Krise doppelter Natur herauf beschwören würden: eine capitalistische und eine Arbeitsmarktkrise. Joseph M'Cabe, ein Engländer, und George Darien, ein Franzose, haben in einem gemeinsamen Elaborat, betitelt „Can we disarm?" (London 1899), diese ökonomischen Erwägungen zum schärfsten Ausdruck gebracht.

Die politischen Bedenken gegen eine ernstliche Abrüstung fassen diese Autoren dahin zusammen, daß jedes Land in Europa sein Elsaß-Lothringen habe. Die heutige Karte von Europa enthalte unzählige abgerissene Fragmente, die von ihrem natürlichen Organismus durch Krieg und diplomatische Compromisse abgelöst worden sind. Um diesen ethnographisch unzuläßlichen Zustand künstlich zu erhalten, gebe es nur ein Remedium: das precäre Gleichgewicht der Gewalt.

Den Schwerpunkt ihrer Argumentation verlegen indeß die Verfasser von „Can we disarm?" in die wirthschaftlichen Interessengegensätze. Sie berechnen, daß die fünf Bündnißmächte vier Milliarden Franken jährlich für ihr Militärbudget ausgeben, England und die kleineren Continentalstaaten ungerechnet. Die Industrie hat sich nun einmal auf diesen perpetuellen Rüstungszustand eingerichtet. Würde die Conferenz im Haag hier Wandel schaffen, so müßte dies zu einer capitalistischen Katastrophe und zu einer Arbeiterrevolte führen; denn „Money is one of the strongest forces in the modern community" (p. 50). Die Bourgeoisie wolle also lieber die Kosten des Militärbudgets tragen, als das durch Abrüstung unweigerlich entstehende finanzielle Chaos riskiren. Der Militarismus sei eben ein nationaler Luxus, „an implement for the gratification of its vanity and the defence of certain fanciful geographical boundaries".

Das ist nun eine vollendete logische Don-Quixotterie. Welcher ernste Friedensfreund hat denn je von einer plötzlichen und allgemeinen Abrüstung gesprochen? Erwartet denn der optimistische, aber wissenschaftlich nüchterne Friedensenthusiast von der Conferenz im Haag mehr als im günstigsten Falle eine vertragliche Festlegung des Status quo der Rüstungen? Diese wäre aber gerade ein Segen für die Industrie! Denn ihr wichtigstes Lebens-

element ist die Stetigkeit und Sicherheit. Ist nun aber durch einen Staatsgrundvertrag die Rüstungsquote für Jahre hinaus festgelegt und der Friede zudem gesichert, dann hat die Industrie erst jene Ruhe, deren sie ebenso dringend bedarf wie der Mensch des Sauerstoffes. Gerade jetzt leben die betreffenden Industrien auf dem ständigen Qui vive. Ein unglücklicher Krieg mit seinem Gefolge, dem Staatsbankerott, und die betreffenden Industrien liegen erst recht brach. Eine nationale Katastrophe würde die ganze Militärindustrie unrettbar in ihren Trümmern begraben.

Freilich, die Verfasser jener Schrift behaupten mit dogmatischer Starrheit: „A pro rata reduction is not possible“ (p. 144). Warum nicht? Gerade in der allmählichen Herabsetzung liegt die Lösung, auch die ökonomische. Jenes Chaos, von welchem die Verfasser sprechen, wird unrettbar eintreten, nicht bei allmählicher Abrüstung, wohl aber beim Ausbruch eines Weltkrieges.

Die Kehrseite der ökonomischen Medaille heißt nämlich: wirthschaftlicher Ruin im Falle eines Weltkrieges. Setzen wir den Fall eines Krieges zwischen Dreibund und Zweibund — das übrige Europa wird unmöglich neutral bleiben können; jedenfalls müßte es ständig en vedette stehen — so ergibt dies, wie v. Bloch auf Grund statistischer Angaben ausgerechnet hat, einen täglichen Verbrauch von rund 84 Millionen Mark. Rechnet man den Verlust an Arbeitskraft von Millionen der kräftigsten Männer hinzu, ferner die Stockung der Industrie und des Handels, wodurch auf der einen Seite eine unheimliche Arbeitslosigkeit der Industriearbeiter, auf der anderen eine unverhältnißmäßige Steigerung der Lebensmittelpreise Platz greifen muß, endlich und insbesondere das Sinken aller ökonomischen Werthe, des Grundeigenthums nicht minder als aller Werthpapiere, die Erschütterung des ökonomischen Vertrauens und seines Organs, des öffentlichen Credits, so ergibt dies zusammen genommen eine ökonomische Bilanz von so überwältigenden Minusziffern, daß man getrost den Satz aufstellen kann: Die Weltwirthschaft erheischt gebieterisch ein „Bis hierher und nicht weiter“.

Gerade das ökonomische Moment spricht überzeugender und schlagender zu Gunsten einer Philosophie des Friedens als die übrigen hier behandelten Gruppen von Argumenten zusammengenommen. Das providentielle Wort v. Moltke's: „Der Krieg selbst wird den Krieg abschaffen,“ gilt besonders von dem Schwergewicht der ökonomischen Gründe. Unser Cultursystem ist jetzt auf dem Punkte, die Weltherrschaft in seine eisenfesten Hände zu nehmen. Gegen unsere Weltreiche (England und Rußland) schrumpfen die antiken, geographisch genommen, nur zu achtbaren Provinzen zusammen. Hält nun unser Cultursystem fest zusammen, dann ist uns die wahre und vollendete Herrschaft über unseren ganzen Planeten sicher. „Viribus unitis“ ist immer die tiefste Parole der Herrschaft, das höchste Geheimniß der Macht gewesen. So lange Europa und die Vereinigten Staaten freundlich, weil verträglich zusammenhalten, so lange brauchen sie der übrigen Welt nur ihren Willen zu dictiren, und sie können nach und nach das ganze Menschengeschlecht unter die Haupttypen der weißen Rasse friedlich auftheilen.

Der Zauber der Weltstellung unseres Culturſystems liegt im festen Zusammenhang und Zusammenhalt. Verlieren wir diese, so ist es um unser

Prestige geschehen. Denn Autorität ist nichts weiter als concentrirte Macht. Gelingt es der Haager Conferenz, einen Staatengrundvertrag, wie er etwa B. O. T. Schafter („Hohe Politik", Berlin 1898) und Schlief („Der Friede in Europa", Leipzig) vorschwebt, in seinen Grundzügen zu fixiren, so wäre damit eine Basis für eine neue Weltgestaltung gewonnen.

Wie der Dreibund und der Zweibund vertragliche Abmachungen zeitlich befristeter Natur sind, wie die Handelsverträge wirthschaftliche Abmachungen von zeitlich fixirter Dauer sind, aber mit einigen Modificationen stets verlängert werden können, so denken wir uns ungefähr den Erfolg der Haager Conferenz. Einen Staatengrundvertrag von fünf oder zehn Jahren auf gleicher staatsrechtlicher Basis wie die Bündniß- und Handelsverträge ziehen wir einem „ewigen Frieden" vor. Die bisherigen geschichtlichen Erfahrungen lassen von einem zeitlich begrenzten Friedensbündniß mehr erwarten, als von einem „ewigen Frieden". Das kategorische Wort des römischen Kaisers Probus: „Die Waffen sollen ruhen . . . nirgends sei Kampf, und keines Krieges wollen wir mehr bedürfen," ist ebenso echolos in alle Winde verhallt wie der feierliche Gottesfriede, Treuga Dei, vom Jahre 1041. Die „heilige Allianz" vollends macht uns die diplomatische Festlegung des „ewigen Friedens" dringend verdächtig. Wir haben aus der Geschichte gelernt, uns bei relativen Werthen zu bescheiden. Ein fünfjähriger Staatsgrundvertrag, der sich von selber verlängert, wenn er nicht von einem der Vertragsstaaten rechtzeitig gekündigt wird, dürfte von der Philosophie des Friedens lebhafter begrüßt werden als das Versprechen eines „ewigen Friedens". Der moralische Werth unterschriebener Verträge gilt bei unserem öffentlichen Ethos mehr als die feierlichsten Schwüre und Betheuerungen. Kommt nur eines von den drei Postulaten der Philosophie des Friedens — Volkstribunal, Festlegung eines Maximums der Kriegsrüstung unter Zugrundelegung des augenblicklichen Status quo der Rüstungen und entsprechender Ausbau der Genfer Convention im humanen Sinne, fünfjähriger Staatengrundvertrag — definitiv zu Stande, dann wird die Haager Conferenz nicht, wie Mommsen meint, ein Druckfehler in der Weltgeschichte bleiben, sondern umgekehrt wird der ganze bisherige Gang der Weltgeschichte sich als logischer und socialer Druckfehler herausstellen. Gelingt die Haager Conferenz, wie wir als sociale Optimisten zuversichtlich hoffen, dann bildet der Erlaß des Zaren einen Markstein in der Weltgeschichte. Werden sich die Staaten auf Grund des vom Zaren-Manifeste ausgegangenen Appells über die Grundzüge eines künftigen Staatenbündnisses einigen, dann wird dieses Manifest die Bedeutung einer Magna Charta gewinnen.

Das zu Ende gehende Jahrhundert könnte keinen glücklicheren Abschluß finden als in der Verwirklichung eines großen Theiles des im Manifest niedergelegten Programmes. Kommt vollends ein Staatengrundvertrag, wenn vorerst auch nur auf fünf Jahre — das alte römische Lustrum —, zu Stande, dann wäre dies die größte That des Jahrhunderts, und nicht bloß unseres Jahrhunderts. Könnte ein solcher Vertrag noch in diesem Jahre ratificirt werden, dann begänne mit dem Jahre 1900 politisch eine neue Zeitrechnung.

Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck.

Von

Max Lenz.

[Nachdruck untersagt.]

Zweiter Theil[1]).

Wir haben bisher einen Abschnitt behandelt, der von dem Horizont der Gegenwart und ihren Interessen schon recht entfernt liegt. Heute wende ich mich einem Capitel zu, das durch die Actualität und die Bedeutung seines Inhaltes wie durch die dramatisch sich steigernde Kraft der Erzählung die Leser des großen Werkes aufs Tiefste erregt hat und erregen muß, der Schilderung, die Bismarck von seinen Erfahrungen im Kriege gegen Oesterreich gibt, insbesondere von den Tagen in Nikolsburg, da er dem widerstrebenden König die Zustimmung zu dem Frieden entriß, der die Basis der preußischen Größe und des neuen Deutschlands werden sollte.

Den Widerstand, den seine Pläne gefunden, schreibt er einem doppelten Einflusse zu. Zunächst den Generalen in der Umgebung des Königs, deren „Ressort-Eifersucht" er gelegentlich durch militärische Rathschläge, die der König genehmigt, gereizt habe, und die ihrerseits seine politischen Berechnungen

---

[1]) Meine Vermuthung, daß Bismarck sich im Februar 1854 noch die besondere Erlaubniß seines Chefs zu der Berliner Reise erbeten habe, finde ich nachträglich bestätigt durch den Brief des Legationsrathes Wentzel an ihn vom 28. Februar (Jahrbuch, Bd. V. S. 60). Die Reise nach Putbus hatte er sich schon in Frankfurt vorgenommen, wie aus einem Brief des Grafen Prokesch an Graf Buol vom 26. August hervorgeht, auf den ich von anderer Seite aufmerksam gemacht wurde („Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten", 1896, S. 390): „Herr von Bismarck, der mich gestern mit der Versicherung verließ, erst heute abzureisen, ist gestern abgereist. Er wollte nach Putbus zum König und in acht Tagen wieder hier sein." — Es versteht sich, daß Bismarck die Worte des Prinzen Wilhelm über die bei Sebastopol gefallenen Freunde später mal gehört haben kann, z. B. am 29. September 1854, als er den Durchreisenden bei sich in Frankfurt empfing, nur nicht in dem Gespräch vom 4. März, das er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" meint. Zu den Berufungen vergl. noch Gerlach an Bismarck vom 1. Mai 1860 (Jahrbuch, Bd. IV, S. 160).

durch ihren kriegerischen Ehrgeiz gekreuzt hätten. Allen Generalen, sagt er, wäre in Nikolsburg die Abneigung gemeinsam gewesen, den bisherigen Siegeslauf abzubrechen, und der König wäre ihren Ansichten zugänglicher gewesen als den seinigen. Man habe ihm in diesen Kreisen den wenig schmeichelhaften Beinamen des „Questenbergs im Lager" gegeben. Den Keim zu diesen Conflicten zwischen der von ihm vertretenen Staatspolitik und der „militärischen Ressortpolitik" erblickt er in einem an sich unbedeutenden Vorfall, der sich gleich in dem ersten Quartier auf böhmischem Boden, zu Reichenberg zugetragen hatte. Diese Stadt, die man Abends erreicht, habe 1800 Gefangene beherbergt und sei nur von 500 preußischen Trainsoldaten mit alten Carabinern besetzt gewesen; wenige Meilen davon habe die sächsische Reiterei gelegen, die in einer Nacht Reichenberg hätte erreichen und das Hauptquartier aufheben können. Er habe sich darum erlaubt, den König hierauf aufmerksam zu machen, und es sei befohlen worden, daß die Trainsoldaten sich einzeln und unauffällig nach dem Schlosse begeben sollten, wo der König Quartier genommen habe. Die Militärs seien über diese seine Einmischung empfindlich geworden, und um ihnen zu beweisen, daß er um *seine* Sicherheit nicht besorgt sei, habe er das Schloß, wohin Se. Majestät ihn befohlen, verlassen und sein Quartier in der Stadt behalten. Wir haben über diese Thatsache eine Reihe guter Berichte, die sie im Allgemeinen bestätigen, in den Einzelheiten freilich davon abweichen. Man kam bereits gegen 5 Uhr in Reichenberg an. Es waren nur 1100 Gefangene, darunter 400 Italiener; und die Nachricht von der Nähe feindlicher Truppen war verbreitet, gehörte aber zu den leeren Gerüchten, welche die Luft durchschwirrten, als das Große Hauptquartier in Reichenberg eintraf. Schneider erzählt davon in seinen „Erinnerungen" und im „Leben Kaiser Wilhelm's". Man sprach davon, daß österreichische Truppen in den benachbarten Bergen steckten, daß ein Ueberfall beabsichtigt sei und der König ermordet werden solle, daß die Verbindung mit dem Hauptquartier unterbrochen sei; man erzählte sich von den Feindseligkeiten und Barbareien der Böhmen: preußische Soldaten wären vergiftet, andere in einen Spirituskeller gelockt, die eiserne Thür verschlossen und der Spiritus in Brand gesteckt worden. Auch Bismarck schrieb seiner Gemahlin am folgenden Tage aus Schloß Sichrow von solchen angeblichen Greuelthaten, die damals in Preußen allgemein geglaubt wurden. Die ganze Reise wäre gefährlich gewesen; die Oesterreicher hätten, wenn sie Cavallerie von Leitmeritz geschickt hätten, den König und sie alle aufheben können. Briefe Roon's und Moltke's an ihre Gemahlinnen vom 1. und vom 2. Juli belehren uns, daß die Generale jene Besorgniß kaum theilten. Roon spricht gar nicht davon; Moltke erwähnt sie kurz mit den Worten: „Es herrschte einige Besorgniß wegen feindlichen Ueberfalls bei Nacht, und außer der Stabswache biwakirte ein Bataillon auf dem grünen Rasen." Von der Stabswache, die aus vier Zügen gemischter Cavallerie, dazu auch Infanterie bestand, berichtet dasselbe Schneider. Daß Bismarck ängstlicher gewesen ist als die Generale, sieht man aus einem Briefe Abeken's aus Sichrow, der von seiner gestörten Nachtruhe in Reichenberg schreibt: Um 11½ Uhr, als er gerade höchst behaglich im

Bett gelegen, sei Keudell herein gekommen, ihm zu sagen, er gehe nach dem Bahnhof, um zu sorgen, daß die Pferde gesattelt blieben, weil der Minister sehr ängstlich sei, daß ein Handstreich vom Feinde versucht werden möge, um den König zu fangen; es könne plötzlich Alarm geblasen werden, und wir müßten fort. Abeken hatte sich dann geschwind angezogen, Alles zugeschlossen und sich mit den Kleidern auf das Bett gelegt, um auf jeden Wink bereit zu sein; am folgenden Morgen hatte der Minister ihm gesagt, daß er gut gethan habe, denn er habe dem König versprochen, daß der Geheimrath mit dem Depeschenkasten beim ersten Alarm gleich zu ihm aufs Schloß kommen solle. Hiernach mögen jene Anordnungen wohl auf Bismarck's Anregung zurückzuführen sein. Daß seine Besorgnisse unbegründet waren, brauche ich kaum zu sagen: an jenem Abend, vierundzwanzig Stunden nach Gitschin, waren die Oesterreicher und Sachsen schon im vollen Marsch nach der Bistritz begriffen und über 50 Kilometer östlich von Reichenberg.

Eine zweite Differenz mit der Generalität berichtet Bismarck vom 12. Juli aus dem Kriegsrath, der in Czernahora gehalten wurde. Es habe sich da um den Angriff auf die Floridsdorfer Linien gehandelt, und er sei es gewesen, auf dessen Rath der König sich für die Viertelschwenkung links nach Preßburg entschieden habe, die dann, wenn auch scheinbar widerstrebend, in Angriff genommen sei. Bismarck bringt diesen Rath in Verbindung mit einer weit ausschauenden politischen Berechnung. Er habe in der Voraussicht, daß Preußen die Errungenschaften dieses Feldzuges in ferneren Kriegen, wie Friedrich der Große Schlesien, vertheidigen müsse, daß ein französischer Krieg auf den österreichischen folgen werde, und daß man auch Rußlands in Zukunft keineswegs sicher sein könne, von vornherein die Schonung der österreichischen Macht angestrebt und Alles vermeiden wollen, was die Stimmung bei unseren Gegnern unversöhnlich machen müsse. In dieser Erwägung habe für ihn ein politischer Grund gelegen, einen triumphirenden Einzug in Wien, nach napoleonischer Art, eher zu verhüten als herbeizuführen. Der siegreiche Einzug des preußischen Heeres wäre für unsere Militärs natürlich eine befriedigende Erinnerung gewesen, für unsere Politik aber kein Bedürfniß; in dem österreichischen Selbstgefühl hätte er gleich jeder Abtretung alten Besitzes an uns eine Verletzung hinterlassen, die, ohne für uns ein zwingendes Bedürfniß zu sein, die Schwierigkeit unserer künftigen gegenseitigen Beziehungen unnöthig gesteigert haben würde.

In der Kritik dieses Punktes kann ich mich bereits auf die jüngste große Darstellung des Krieges durch Oberst von Lettow-Vorbeck stützen, der mit Recht darauf aufmerksam macht, daß dieser Rath in Czernahora noch gar nicht gegeben sein kann, zu einer Zeit, da die Spitzen der preußischen Armee erst bis Brünn gekommen und viel näher liegende Sachen zu beschließen waren als der Uebergang über die Donau (Bd. II, S. 651). Wir wissen von jenem Kriegsrath, der auf der Terrasse des schön gelegenen Schlosses stattfand, aus einem Bericht Benedetti's, und es ist wohl sicher, daß darin die dreitägige Waffenruhe berathen worden ist, die der König auf das Drängen Benedetti's unmittelbar danach durch den französischen Botschaftssecretär, Mr. Lefebre de

Behaine, den Oesterreichern anbieten ließ[1]). Unter den Generalen müßte man natürlich in erster Linie an Moltke und Roon denken. Aber von Jenem gibt Bismarck in dem Telegramm, das er an Goltz am 17. Juli sandte, ausdrücklich an, er sei nach Lage der Dinge in Paris mit ihm einig, nicht nach Wien zu gehen, und hoffe auf Genehmigung des Königs; es sei nur ein Vordringen bis an die Donau unter Bedrohung Wiens beabsichtigt, um dort die durch Hoffnung auf französische Hülfe gekräftigte Neigung zu weiteren Kämpfen zu überwinden. Und von Roon haben wir einen Brief aus Czernahora vom 13. Juli, worin er sich gar nicht kriegerisch ausdrückt. Der König, schreibt er, sei gestern angegriffen und beunruhigt gewesen durch die französische Einmischung: „Bismarck ist dies nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir müssen freilich nicht unbescheiden sein, sonst greift der Brand weiter, und wir sind durch die gemachten Anstrengungen in kurzer Zeit auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch, der Verbrauch der Mittel war zu rapide . . . Gott helfe zum Besten, sei es Friede, sei es Fortsetzung des Krieges." Bismarck selbst gibt ein Zeugniß für die vorsichtige Haltung Moltke's durch das, was er von der Antwort erzählt, die derselbe ihm auf seine Frage, was man thun müsse, wenn Frankreich marschire, gegeben habe: Man müsse, habe er erwidert, bis an die Elbe zurückgehen und sich hier in der Defensive halten, inzwischen den Krieg gegen Frankreich führen[2]). Dies Gutachten habe ihn dann in seinem Entschlusse bestärkt, Sr. Majestät den Frieden auf der Basis der territorialen Integrität Oesterreichs anzurathen. Er verlegt das Gespräch wieder nach Nikolsburg; aber schon Lettow-Vorbeck bemerkt sehr richtig, daß es gleich nach der Ankunft Benedetti's, ich denke eben in Czernahora, anzusetzen ist, und es paßt nach Allem nur in diese erste Zeit, wo man wirklich die Einmischung Frankreichs fürchtete. Daß Bismarck sich später, als man vor der Donau stand, für den Uebergang bei Preßburg ausgesprochen hat, ist möglich. Der Gedanke lag ja unter dem bloß strategischen Gesichtspunkt nahe genug und ist darum auch ernstlich in Erwägung gezogen worden. Angenommen ist er aber, wie aus dem Armeebefehl vom 19. Juli, den Bismarck selbst citirt, hervorgeht, nicht: man befürchtete damals noch, daß der Feind aus den Floridsdorfer Verschanzungen mit 150000 Mann offensiv hervorbrechen könnte. Man strebte daher zunächst nur die Concentration des Heeres hinter dem Rußbach an, der der Donau parallel das Marchfeld durchschneidet; demnächst sollte es entweder den Angriff auf die Floridsdorfer Verschanzungen unternehmen oder unter Zurücklassung eines Observationscorps gegen Wien nach Preßburg abmarschiren; zur Vorbereitung dieser Alternative aber ward ein überraschender Angriff auf letztere Stadt in Aussicht genommen[3]).

---

[1]) Rothan, La politique française en 1866, p. 254. Der König kündigte dies dem Grafen Benedetti gleich nach dem Kriegsrath an. — Harcourt, Les quatre ministères de M. Drouyn de l'Huys, der hier ebenfalls aus Benedetti's Briefen schöpft, sagt es ausdrücklich (S. 272). Vergl. Roon an seine Gemahlin, Czernahora 13. Juli.

[2]) S. 33. Ebenso hat Bismarck Herrn von Lettow 1895 erzählt (a. a. O. S. 598).

[3]) So urtheilt auch Herr von Lettow in einem Brief, der mir freundlichst zur Verfügung gestellt wurde.

Mehr noch als den Einfluß der „militärischen Ressortpolitiker", die in den eigenen kriegerischen Neigungen des Königs eine Stütze gefunden hätten, macht Bismarck für die Hemmungen seiner Politik den dynastischen Ehrgeiz seines königlichen Herrn selbst verantwortlich, dessen Annexionsgelüste er kaum habe mäßigen können. König Wilhelm sei von der Vorstellung beherrscht gewesen, daß die deutschen Fürsten, die er im gerechten Kampf besiegt, eines Theils ihrer Besitzthümer beraubt werden müßten; es dürfe keiner von ihnen ungestraft ausgehen: Oesterreich, Sachsen und Bayern müßten ebenso sehr daran glauben wie die Anderen, die Krieg gegen ihn erhoben hätten. Von sich selbst sagt Bismarck wiederholt aus, daß er auf die Annexionen weniger Werth gelegt habe als auf die Ausgestaltung der Bundesverfassung, aber andererseits betont er — was damit ja wohl vereinbar ist —, daß er es für viel wichtiger angesehen habe, die Fürstenhäuser, welche geschädigt werden sollten, lieber ganz von der Scene verschwinden zu lassen, als sie durch die Verstümmelung ihres Besitzes zu unzufriedenen, zur Rheinbündlerei geneigten Bundesgenossen zu gewinnen. Als den leitenden Gesichtspunkt seiner Politik und der Anträge, die er dem Könige gemacht habe, bezeichnet er die Herstellung oder Anbahnung deutsch-nationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen. Die Bedingungen, die er in den Verhandlungen mit Karolyi und Benedetti erreicht, Austritt Oesterreichs aus dem Bunde und Anerkennung seinerseits aller Einrichtungen, die Preußen in Norddeutschland treffen werde, eingeschlossen die Annexionen bis zu vier Millionen Einwohnern und vorbehaltlich der Integrität Sachsens, hätten Alles geboten, dessen wir bedurften: freie Bewegung in Deutschland. Es ist der Gegensatz zwischen preußisch-dynastischem Particularismus und deutsch-nationaler Politik, den er ausmalt. Er hat sich in sorgsamer Ueberlegung ein Bild der deutschen Zukunft entworfen. Sie steht ihm so vor Augen, wie sie sich später gestaltet hat: festes, durch gegenseitiges Vertrauen getragenes Verhältniß zwischen der hegemonischen Krone Preußen mit seiner gewaltig verstärkten Hausmacht und den verbündeten Dynastien, die im Vollbesitz ihrer Länder bleiben, und dazu ein enges, herzliches Einverständniß zu den Besiegten, Oesterreich voran, das eben nur seine rivalisirende Stellung in Deutschland aufgeben muß. Die Nation soll fortan frei athmen können, der alten Vormacht aber in treuer Freundschaft verbunden bleiben. Da stößt er nun auf den Widerstand der Militärs, der unverantwortlichen Rathgeber, die sich für den Ausfall auf irgend eine andere Autorität in Gestalt collegialischen Beschlusses oder höherer Befehle berufen können, und auf den des Königs selbst, der sich von dem kriegerischen Eifer der Generale hat anstecken lassen und überdies Alles vom Standpunkt seines Hohenzollernbewußtseins anzusehen gewohnt ist. Er, Bismarck, ist der Einzige im Hauptquartier, dem eine politische Verantwortlichkeit als Minister obliegt, der gesetzlich verpflichtet ist, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. Es kommt zu dem Kriegsrath am 23. Juli auf seinem Zimmer, an das er, von einem Anfall seiner alten Krankheit heimgesucht, gefesselt ist. Er bleibt mit seiner Ueberzeugung, daß auf die österreichischen Bedingungen der Friede geschlossen werden müsse, allein; der König tritt der Mehrheit bei: mitten im

Hafen droht seine Politik zu scheitern! Seine Nerven widerstehen nicht mehr; schweigend steht er auf, geht in sein anstoßendes Schlafzimmer und wird dort von einem heftigen Weinkrampf befallen. Während desselben hört er, wie im Nebenzimmer der Kriegsrath aufbricht. Nun macht er sich an die Arbeit, seine Gründe für den Friedensschluß zu Papier zu bringen, und fügt die Bitte bei, der König möge ihn, wenn er diesen seinen verantwortlichen Rath nicht annehmen wolle, seiner Aemter als Minister bei Weiterführung des Krieges entheben. Mit diesem Schriftstück begibt er sich am nächsten Tage zu dem hohen Herrn und entwickelt ihm noch einmal alle seine Motive; die ganze Zukunft Deutschlands, die Politik, in der er das neue Reich geleitet hat, stellt er dem Widerstrebenden vor Augen. Es ist Alles umsonst. Der König bleibt in dem engen Kreise seiner dynastischen Politik. In sein Zimmer zurückgekehrt, findet sich Bismarck in einer Stimmung, daß der Gedanke ihm nahetritt, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen, und er sieht sich nicht um, als er die Thür öffnen hört, obwohl er vermuthet, daß es der Kronprinz sei, der bei ihm eintritt. Er fühlt die Hand des Thronfolgers auf seiner Schulter, des alten Gegners, der sich dem Kriege widersetzt hat, jetzt aber ihm seine Hülfe anbietet. Und nach einer kleinen halben Stunde kommt der edle Fürst zurück mit der Nachricht, daß sein Vater nachgegeben habe, und mit jenem Marginale, in das der König das Wort von dem „schmachvollen Frieden" gesetzt hat, den er nach so glänzenden Siegen der Armee zu seinem Schmerze gezwungen sei anzunehmen, da sein Ministerpräsident ihn vor dem Feinde im Stiche gelassen und er hier außer Stande sei, ihn zu ersetzen, sein Sohn aber sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen habe.

Bekanntlich wurde in Nikolsburg nur mit Oesterreich abgeschlossen; die deutschen Gegner durften erst in Berlin um Gnade bitten. Als der Minister von der Pfordten unvermuthet in Nikolsburg eingetroffen war, empfing ihn Bismarck mit den Worten: ob er nicht wisse, daß er als Kriegsgefangener behandelt werden könne? Nach den „Gedanken und Erinnerungen" war auch daran nur der Widerstand des Königs schuld, der von der Annexion des fränkischen Hohenzollernlandes nicht ablassen wollte; deshalb habe Bismarck den bayrischen Minister fortschicken müssen. Ja, wir könnten nach seinen Memoiren beinahe annehmen, daß Bismarck den König erst in Berlin von dem Gedanken abgebracht habe, mit Hannover und Hessen auf der Basis der Zerstückelung dieser Länder und des Bündnisses mit den früheren Herrschern als Theilfürsten eines Restes zu verhandeln (S. 72).

Die Verhandlungen, die am 26. Juli zu den Präliminarien von Nikolsburg führten, hatten bereits am 5. Juli begonnen, mit dem Telegramm, in dem der König seine Bereitwilligkeit erklärte, auf die von Napoleon angebotene Vermittlung einzugehen. In Bismarck's Erzählung drängt sich dagegen fast Alles in die letzten Tage zu Nikolsburg zusammen. Er beginnt zwar auch mit dem Telegramm Napoleon's vom 4. Juli[1]), aber in dem Abschnitt, in dem

[1]) Er sagt, es sei in der Nacht vom 4. zum 5. Juli eingetroffen; es kam aber erst am 5.

man von den Verhandlungen mit Benedetti und der Pariser Regierung zu hören erwartet, ist hiervon kaum die Rede; auch da wird nur der Gegensatz zwischen der eigenen, deutsch-nationalen und der dynastischen Politik seines königlichen Herrn herausgehoben und direct in die Nikolsburger Conferenzen, die den nächsten Abschnitt ganz ausfüllen, hinüber gegriffen. Man erkennt in den klaffenden Lücken und den unmittelbar sich folgenden Wiederholungen wieder das Bruchstückartige der Composition, das die Entstehung aus unzusammenhängenden Dictaten des Fürsten mit sich brachte.

Wie sehr sich ihm in der Erinnerung die Ereignisse zusammengeschoben haben, zeigt gleich der erste Satz, der die hochdramatischen Scenen in Nikolsburg einleitet, und der die Conferenzen mit Karolyi und Benedetti in einem Athem nennt. „Inzwischen," so schreibt Bismarck in lockerster Anknüpfung an das eben von ihm Erzählte, „hatte ich in den Conferenzen mit Karolyi und Benedetti, dem es, Dank dem Ungeschick unserer militärischen Polizei im Rücken des Heeres, gelungen war, in der Nacht vom 11. zum 12. Juli nach Zwittau zu gelangen und dort plötzlich vor meinem Bette zu erscheinen, die Bedingungen ermittelt, unter denen der Friede erreichbar war." Karolyi kam mit seinen Wiener Collegen, dem General von Degenfeld, Baron von Brenner und dem Grafen Kuefstein, am 22. Juli Abends 6 Uhr in Nikolsburg an. Benedetti, der seit dem 18. Abends nach Nikolsburg aus Wien zurückgekehrt war, wohin er aus Brünn am 15. Nachmittags gegangen war, hat an den nun folgenden Conferenzen gar nicht directen Antheil genommen; er hatte von Paris her ausdrücklich die Weisung empfangen, sich ihnen nach Möglichkeit fern zu halten und den Austausch von Noten und officiellen Mittheilungen zu vermeiden (Rothan, S. 263). Jene Angabe Bismarck's könnte also nur auf die Besprechungen zutreffen, die in die erste Zeit seines Aufenthaltes im preußischen Lager in Zwittau, Czernahora und Brünn fallen. Als er in dem Hauptquartier eintraf, hatte die preußische Armee eben erst die mährische Grenze überschritten und war im Vormarsch auf Brünn begriffen; es war die Zeit, wo Alles noch im Ungewissen war und Bismarck nicht wußte, ob er Krieg oder Frieden mit Frankreich haben würde; die Oesterreicher aber kamen, nachdem ihre Regierung principiell ihre Zustimmung, aus dem Deutschen Bunde zu weichen und Preußens Hegemonie in Norddeutschland zuzulassen, kundgegeben hatte.

Der französische Gesandte hatte Berlin, der telegraphischen Weisung seines Ministers gemäß, am 9. Juli Abends verlassen; am 10. übernachtete er zu Königinhof, am 11. kam er über das Schlachtfeld von Königgrätz; vergebens hoffte er in Pardubitz, in Hohenmauth das Hauptquartier einzuholen; erst in Zwittau erreichte er es, wo er in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr eintraf. Er ließ sich von den Schildwachen das Haus zeigen, in dem der Ministerpräsident untergebracht war, und entschloß sich, ihn noch in der Nacht zu überfallen. Sein Legationssecretär, Herr Lefebvre de Behaine, der ihn anzumelden hatte, fand den Gewaltigen am Schreibtisch, die Feder in der Hand und zwei Revolver zur Seite. So berichtet Rothan nach dem Berichte Benedetti's selbst. Sybel erzählt dasselbe mit nur geringen Abweichungen und

hat wohl nur aus Rothan geschöpft. Offenbar ist diese Erzählung derjenigen Bismarck's vorzuziehen; er selbst schreibt seiner Gemahlin am 16. Juli aus Brünn, daß er nach dreitägiger Ruhe wieder ins Berliner Leben verfallen sei, bis zwei Uhr auf, bis zehn geschlafen; und ebenso klagt Roon am 17.: „Er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft.“ Nur weil er den Minister noch wachend fand, durfte doch auch Benedetti es wagen, zu solcher Stunde bei ihm einzutreten. Bismarck entgalt ihm die Zudringlichkeit nicht. Er mochte Ursache haben, mit dem Vertreter des französischen Kaisers glimpflich umzugehen. Ohne Weiteres begann er die Verhandlung, die sich bis an den frühen Morgen fortsetzte.

Mit Begier sucht man in Abeken's Briefen nach einer Mittheilung über diese merkwürdige Begegnung. Aber der schweigsame Geheimrath befriedigt unsere Neugier nicht; vorsichtig, wie immer, gleitet er in dem Brief an seine Gattin vom nächsten Tage darüber hinweg. Er bestätigt die Angabe Rothan's, daß der Minister den französischen Herren sein Quartier angeboten habe; Benedetti ward in Abeken's Zimmer untergebracht, während der Legationssecretär Keudell's Bett theilen mußte. Aber den Kern der Sache umschreibt Abeken mit der nichtssagenden Bemerkung: „Mit liebevollen Augen wird er nicht gerade angesehen; aber schaden soll er uns nicht und aufhalten auch nicht.“

Benedetti habe, das ist Alles, was Bismarck davon erzählt, für die Grundlinie der napoleonischen Politik erklärt, daß eine Vergrößerung Preußens um höchstens vier Millionen Seelen in Norddeutschland, unter Festhaltung der Mainlinie als Südgrenze, keine französische Einmischung nach sich ziehen werde. „Er hoffte wohl,“ fügt er hinzu, „einen süddeutschen Bund als französische Filiale auszubilden.“ Lettow hat bereits auf die Unvereinbarkeit dieser Angabe mit einem Bericht Benedetti's vom 15. Juli aus Brünn hingewiesen, worin dieser das gerade Gegentheil von sich aussagt; der Minister, heißt es da, habe ihm gleich Anfangs die Annexion von Sachsen, Hessen und Hannover als eine Forderung bezeichnet, die durch die Opfer Preußens wie durch die Erfolge seiner Waffen völlig gerechtfertigt seien. „Ich habe mir darauf erlaubt, gleich zu erwidern, daß ich einen solchen Anspruch nicht als ernst betrachten könne, und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß Europa sich nicht mehr in der Zeit Friedrich's des Großen befände, wo man sich zu nehmen pflegte, was Einem gefiel. Ich habe hinzugefügt, trotzdem er sich bemühte, mich zu überzeugen, daß keine Macht Grund hätte, Preußen in diesem Falle zu tadeln, daß sie im Gegentheil alle durch einen solchen Mißbrauch der Gewalt und des Sieges verletzt sein würden“ [1]). Es versteht sich, daß der Originalbericht des Botschafters, der sich mit Allem, was wir sonst von seinem Verhalten in diesen Tagen wissen, deckt, den Erinnerungen Bismarck's vorzuziehen ist. Uebrigens war die Rolle des Gesandten auch in diesen Verhandlungen nur secundär; er war ohne feste Instruction gekommen, nur mit der allgemeinen Weisung, im preußischen Hauptquartier dem ernsten Willen des Kaisers, auf Grund der Cession Venetiens den Waffenstillstand herbeizuführen, Ausdruck

[1]) Benedetti, Ma mission en Prusse, p. 187. Vergl. v. Lettow-Vorbeck, S. 636.

zu geben; mit Paris ohne Verbindung, konnte er nur die Vorschläge Bismarck's mit einer sehr reservirten Miene annehmen, im Uebrigen aber sich auf gar nichts einlassen, da er ja nicht wußte, wie seine Regierung sich zu der großen Frage eigentlich stelle. Also hat Bismarck die Bedingungen Napoleon's gar nicht von ihm erfahren, sondern aus Paris direct durch die Correspondenz, die er mit dem Vertreter Preußens am Tuilerienhofe, mit dem Grafen von der Goltz führte. In dieser liegt mehr als irgendwo anders der Schlüssel für das Verständniß seiner Politik. Von ihr also muß die Kritik seiner Angaben ihren Ausgang nehmen.

Wir sind zum Glück im Wesentlichen bereits in ihrem Besitz. Denn Sybel gründet seine Darstellung auf sie und hat die bedeutendsten Stücke in seinen Text wörtlich eingeflochten. Mag nun auch manche Lücke offen bleiben, so setzt sie uns doch in Verbindung mit anderen originalen Kundgebungen des Königs oder Bismarck's selbst und mit den rückhaltslosen und tiefdringenden Aufschlüssen, die uns die französischen Diplomaten aus ihren Portefeuilles gegeben haben, in den Stand, uns die Entwicklung des ganzen Handels und die Stellung der Parteien, Napoleon's und seiner Diplomatie wie diejenige König Wilhelm's und seines Ministers zu vergegenwärtigen.

Gleich das erste Actenstück, das Sybel mittheilt, die Aufzeichnung, die sich der König am 5. Juli nach Empfang des Telegramms Napoleon's vom Tage vorher gemacht hat, bezeichnet urkundlich genau die Höhe seiner damaligen Forderungen: „Annexion von Schleswig-Holstein; Suprematie über ganz Deutschland; Ersatz der Kriegskosten; Abdication der feindlichen Souveräne von Hannover, Kurhessen, Meiningen, Nassau zu Gunsten ihrer Thronfolger; Abtretung etwa eines böhmischen Grenzstriches, Ostfrieslands, der Erbansprüche auf Braunschweig." Zum Schluß nur die Frage: „oder abschlagen??" Also Festhalten an dem Programm vom 10. Juni, an der deutschen Bundesreform unter preußischer Leitung, aber noch nichts von ganzen Annexionen oder auch nur, von jenen kleinen Forderungen abgesehen, weitere Ansprüche auf Theilabtretungen der Gegner nördlich und südlich vom Main. Nach Paris wurde davon noch nichts mitgetheilt, weder an das französische Cabinet noch auch an Goltz. Der Brief des Königs, den der Prinz Reuß, der gern gesehene Habitué in den Cirkeln der Kaiserin, am 7. Juli nach Paris überbringen mußte, war ganz unbestimmt gehalten und stellte nur nähere Mittheilungen an den Gesandten in Aussicht. Die Angabe Bismarck's über des Königs Bedingungen weicht von dessen Aufzeichnung ein wenig ab, obschon er sie vielleicht vor sich gehabt hat: er nennt auch die Abtretung Oesterreich-Schlesiens, läßt aber den Ersatz der Kriegskosten und die Anerkennung der braunschweigischen Erbansprüche fort.

An Goltz, der unter dem Druck der Pariser Stimmungen unruhig geworden war und ungeduldig nach Instructionen drängte, ging vorerst am 8. Juli ein Telegramm des Ministerpräsidenten ab, in dem er mittheilte, daß die Dispositionen des Königs, soweit er sie kenne, nicht erheblich über die Bundesreform hinausgehen würden; doch sei einiger Unterschied in der Behandlung unserer Gegner unvermeidlich; sobald die königlichen Intentionen feste Gestalt

gewonnen, werde er sie melden. Diese Depesche kreuzte sich mit einem Telegramm des Gesandten, in dem er schrieb, er verliere in Paris alle Fühlung, wenn er nicht bald unterrichtet werde. Es waren die Tage, in denen die französischen Zeitungen und der Moniteur selbst ihren patriotischen Beklemmungen in sehr starken Worten Luft machten. Die Antwort ward — so scheint es doch — von Bismarck in den Weisungen vom 9. und 10. Juli gegeben, worin er die Bedingungen entwickelte und den Gesandten für sein weiteres Vorgehen instruirte: es ist der Brief aus Pardubitz, mit dem der Courier am Abend des 12. Juli in Paris ankam, und dazu das telegraphische Postskript, das ihm Bismarck am 10. Juli aus Hohenmauth nachsandte, eine Urkunde, die unter allen fast die wichtigste ist und zu der genauesten Interpretation herausfordert. Gleich in den ersten Worten nennt der Minister die Forderung, die er Benedetti in jener Nacht zu Zwittau entgegenhielt: die Einverleibung Sachsens, Hannovers und Hessens in Preußen. Er bezeichnet sie als das Verlangen, das die öffentliche Meinung stelle, und als die „für alle Betheiligten zweckmäßigste" Lösung. Wenn er ein Bedenken hegt, so entspringt ihm dies aus der Besorgniß, daß sie sich „ohne Abtretung anderen preußischen Gebietes" nicht erreichen lasse. Er nennt Frankreich nicht, aber es versteht sich, daß nur die Abtretung rheinpreußischen Gebietes an Napoleon damit gemeint sein kann.

In den „Gedanken und Erinnerungen" wird diese Rücksichtnahme auf Frankreich nur gestreift, und in den beiden Hauptabschnitten bleibt es fast ganz hinter der Scene. In der That aber kann kein Zweifel obwalten, daß es die Besorgniß vor Frankreich war, von der unser Staatsmann in diesem Momente ganz erfüllt gewesen ist. Darin sehe ich vor Allem den Unterschied Bismarck's zu seinem königlichen Herrn. König Wilhelm war vor dem Kriege nur allzu zaghaft gewesen und hatte die Hand seines Ministers, der die Pforten des Krieges sprengen wollte, allzu lange zurückgehalten. Jetzt aber, inmitten seiner Truppen und Officiere, in dem Gefühl, zum ersten Mal in seinem Leben sein Handwerk im großen Stile auszuüben, in dem berechtigten Stolz, eine große Schlacht in persönlicher Führung gewonnen und der Welt die Probe mit der starken und glänzenden Waffe geliefert zu haben, an deren Ausbildung er ein ganzes Leben pflichttreuer und rastloser Arbeit gesetzt hatte, glaubte der hohe Herr über die Wolken, die den politischen Horizont verdunkelten, hinwegsehen und als der Sieger das Gesetz dictiren zu können. Es waren die Tage, in denen die Ergebnisse der großen Schlacht, die man Anfangs gar nicht so hoch eingeschätzt hatte, mit jeder Stunde sichtbarer wurden: immer neue Trophäen und Gefangene wurden eingebracht; man sah, daß die Armee Benedek's zerschmettert, daß Oesterreich am Rande der Ohnmacht war. Dem verantwortlichen Leiter unserer Politik lagen solche Stimmungen naturgemäß ferner, und er mußte den sorgenvollen Blick über das Lager und den Kriegsschauplatz hinaus richten auf den weiten Horizont der europäischen Politik, auf die großen Mächte, die den Ausbruch des Krieges zugelassen hatten, die einen, weil ihre Interessen zunächst unberührt blieben, andere, weil sie in den Wechselfällen des Schlachtfeldes für sich die Gelegenheit zum Eingreifen erhofften, deren keine

aber je geahnt hatte, daß die preußische Kraft so rasch und so zerschmetternd auf den Gegner niederfahren würde. Vor Allem der französische Cäsar mußte die Sorge des preußischen Staatsmannes fesseln. Wohin gingen die Absichten der Sphinx an der Seine, deren räthselhafte Politik Bismarck seit Biarritz so oft zu ergründen versucht hatte? Er hatte nichts vor sich, als das Telegramm vom 4. Juli und etwa die ersten ängstlichen Anfragen von Goltz und die drohenden Manifestationen der Pariser Presse. Würde Napoleon jetzt seine Forderungen auf das Rheinufer anmelden, die ihm alle Welt zuschrieb? Und war er bereit, sie eventuell mit den Waffen zu vertreten? „Was sind," so hatte der Minister noch im Juni einen fremden Agenten gefragt, „die Forderungen des Kaisers? Niemand weiß sie. Während alle Welt weiß, was Preußen will, weiß Niemand, was der Kaiser Napoleon im Schilde führt"[1]). Und war man denn Englands, oder gar Rußlands sicher, das eben noch seine Unzufriedenheit mit dem Vorgehen Preußens geäußert und sich fast als Protector der deutschen Gegner gerirt hatte?

Dies ist die Stimmung des großen Staatsmannes in dem oft citirten Brief, den er an seine Gemahlin an demselben Tage richtete, da er an jener Depesche schrieb: „Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe werth ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn." Man pflegt diese Worte auf die hohen Officiere zu beziehen und für die Differenz Bismarck's mit ihnen zu verwenden; und gewiß sahen auch sie — Roon's Briefe bezeugen es —, fortgerissen durch die immensen Waffenerfolge, über die Schwierigkeiten der politischen Lage sorgloser hinweg als der verantwortliche Minister[2]); aber auf diese Herren paßt doch nicht das Wort, daß sie sonst „schnell verzagt" wären, und ich zweifle nicht daran, daß mit dem unbestimmten „Wir" an dieser Stelle nur der König gemeint ist[3]).

In der Depesche tritt die Differenz zwischen König und Minister noch kaum hervor. Ein definitiver königlicher Entschluß über diese Dinge, heißt es kurz zu Ende des ersten Abschnittes[4]), sei Bismarck noch nicht bekannt; der König denke übrigens an Thronwechsel in Hannover, Kurhessen, Meiningen.

[1]) Hansen, Les coulisses de la diplomatie. 1880. S. 84.

[2]) Vergl. Roon's Briefe vom 7., 8. und 10. Juli. In dem vom 8. schreibt er: „Die französische Vermittlungswolke für eine wetterschwangere zu halten, überlassen wir Liebhabern ängstlicher Vorstellungen aus dem Geschlecht Derer v. Piepmeier." Am 13. ist er, wie schon bemerkt, gemäßigter.

[3]) Roon wendet mehrfach dieselbe Pluralform an, wenn er von dem König schreibt. Z. B. ganz ähnlich nach dem Kronrath vom 28. Februar: „Wir sind sehr einig, aber ‚Wir' sind nicht immer zu schnellen Entschlüssen und Handlungen geneigt."

[4]) In Nikolsburg hat Bismarck sich über diese Depesche gegen Benedetti ausgelassen (s. u.); er datirt sie da zum 8. Juli. Es wäre wohl möglich, daß er sie in der Nacht vom 8. zum 9. begonnen hat; der zweite Abschnitt ist jedenfalls vom Morgen des 9., an dem das Hauptquartier nach Hohenmauth aufbrach. Dann wäre also, wofür auch der Inhalt spricht, eine Pause zwischen beiden Theilen der Instruction anzunehmen.

an eine böhmische Grenzregulirung, an Ersatz der Kriegskosten, vielleicht auch an Sicherung der ungarischen Constitution. Das wäre noch nicht einmal soviel, als was Wilhelm am 5. Juli gefordert hatte; doch halte ich es nur für Zufall, daß Bismarck hier die Abtretung Ostfrieslands und Anerkennung der braunschweigischen Erbfolge ausläßt, die er kurz vorher unter seinen eigenen Wünschen aufzählt. Wie der König zu der Idee der Beschränkung der preußischen Hegemonie auf Norddeutschland steht, sagt er nicht; es scheint doch wohl, als ob derselbe ihr noch nicht näher getreten sei. Bismarck selbst aber hatte seine Hoffnungen bereits weit herabgestimmt: „Meinestheils," schreibt er, „finde ich den Unterschied zwischen einer uns hinreichenden Bundesreform und dem unmittelbaren Erwerb jener Länder nicht groß genug, um dafür das Schicksal der Monarchie von Neuem aufs Spiel zu setzen. Unser politisches Bedürfniß beschränkt sich auf die Disposition über die Kräfte Norddeutschlands in irgend einer Form." Er spreche das Wort „Norddeutscher Bund" ganz unbedenklich aus, weil er es, wenn die uns nöthige Consolidirung des Bundes gewonnen werden solle, zur Zeit noch für unmöglich halte, auch Süddeutschland hineinzuziehen. Man werde dem preußischen Landtage eine Vorlage über die Parlamentswahlen in Preußen machen und mit der Berufung des Reichstages aus den vom Feinde nicht occupirten Theilen Deutschlands ohne Zeitverlust vorgehen.

Damit trat Bismarck von dem Programm des 10. Juni, das nichts von Annexionen, aber um so mehr von Bundesreform und deutscher Einheit enthalten hatte, einen weiten Schritt zurück. Den Gedanken an Annexionen verknüpfte er mit diesem Plan nur insofern, als er es für unthunlich erklärte, Denen, welche am 14. Juni dem Bundeskriege gegen Preußen zugestimmt hatten, dieselben Bedingungen zu bewilligen wie Denen, welche sich dem neuen Bunde freiwillig angeschlossen, zumal da Erstere zugleich die Mächtigeren und dem Bestande der neuen Schöpfung deshalb Gefährlicheren seien. Dieses Bedenken lasse sich auf zwei Wegen beseitigen, einmal dadurch, daß man Sachsen, Hannover und Hessen ungünstigere Bedingungen auferlege, oder aber dadurch, daß der Territorialbestand dieser Länder vermindert werde, der Sachsens etwa um den Leipziger Kreis, der Hannovers um Ostfriesland unter Anerkennung der preußischen Erbfolge in Braunschweig. Er denkt auch schon an die Abtretung Oberhessens, aber mit Austausch gegen Hanau, oder anderenfalls an die Einbeziehung von ganz Hessen-Darmstadt in den Norddeutschen Bund. Wie man sieht, Forderungen, die wie die des Königs auch nur auf Stücke der feindlichen Länder gerichtet sind und nur die Contiguität der zertrennten preußischen Provinzen anstreben. Von Schonung Sachsens aber, die Bismarck in seinen Memoiren als einen Ausfluß weitblickender Berechnung bezeichnet, ist zu dieser Zeit und in diesem Document noch so wenig die Rede, daß es vielmehr unter den Opfern des Krieges an erster Stelle ausersehen ist. Hingegen wird im Gegensatz zum König die directe Schädigung Oesterreichs nicht von ihm gefordert: der Ausschluß des Kaiserstaates aus Norddeutschland, der in der Hegemonie Preußens liegt, und die Annexion der Herzogthümer, die als selbstverständlich bezeichnet wird, sind die Buße, die Bismarck schon jetzt als genügend auffaßt. In diesem Zusammenhang wird zuerst der Ab-

tretung der nordschleswigschen Bezirke gedacht; Bismarck bemerkt, daß er, wenn dadurch andere Nachtheile abgewandt werden könnten, Sr. Majestät vorschlagen würde, die Bevölkerung selbst darüber zu befragen.

Beide Eventualitäten, die bloße Gründung eines norddeutschen Bundes unter der Hegemonie seines Königs und die Annexion ganzer Länder, beurtheilt der Minister in seiner Depesche lediglich von dem Interesse und Bedürfnisse Preußens aus. Ja, er scheut nicht vor dem Bekenntniß zurück, daß ihm die volle Beseitigung aller größeren norddeutschen Gegner das Allerliebste wäre — was dann einem Verzicht auf die Bundesreform so gut wie gleich gekommen wäre. In dem zweiten Theil der Depesche ergänzt er die Instruction gerade in diesem Sinne: Goltz solle zunächst versuchen, welcher Eindruck und welche außerdeutschen Compensationsforderungen bei Frankreich hervorgerufen werden, wenn wir die volle Annexion von Sachsen, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau fordern, demnächst aber die weiteren, oben entwickelten Eventualitäten in gleicher Weise sondirend durchsprechen. Diese Weisung schränkt er freilich in dem Telegramm vom nächsten Tage wieder dahin ein, daß der Gesandte die Alternative zwischen Annexion und Reform nicht in der Art aufstellen möge, daß Zwischenstufen mit Annexion einiger gegnerischer Länder ausgeschlossen wären; aber die Summe seiner Meinung faßt er doch im Schlußsatz dahin zusammen: „und halten Sie daran fest, daß jede volle Annexion, die ohne Abtretung preußischen Gebiets erlangt werden kann, besser ist als die halbe auf dem Reformwege.“

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß in dem zweiten Theil der Instruction und dem telegraphischen Postscriptum der Widerspruch des Königs gegen die bloße Reform und sein Verlangen nach directem Ländererwerb mitgewirkt haben. Immerhin ist es ganz richtig, daß Bismarck selbst die Annexionen betrieben hat, in einem Umfang, der das, was er später erreichte, weit übertraf und, wenn man noch die Erbansprüche von Braunschweig hinzunehmen will, ein Großpreußen geschaffen hätte, neben dem die Reste territorialer Selbständigkeit nördlich vom Main vollends bedeutungslos geworden wären: aber als eine Alternative, deren volle Durchführung den norddeutschen Bundesstaat für Preußen überflüssig machen mußte und — denn wie soll man die Worte anders verstehen? — in Bismarck's Augen auch zunächst überhaupt, wenn nicht ersetzen, so doch zu einer Scheinform herabdrücken sollte. Das Motiv, das ihn jedesmal leitete, war die Besorgniß vor Frankreich. Weil er das Schicksal der Monarchie nicht von Neuem aufs Spiel setzen wollte, wäre er bereit gewesen, sich mit einem Bunde nördlich vom Main unter mäßigen Annexionen, aber starken Garantien für die preußische Hegemonie zu begnügen, eventuell aber mit Napoleon eine Vereinbarung zu treffen, die unter noch weiterer Einschränkung der Reformidee die preußische Hausmacht verstärkt hätte, als das Erste, was noth that, und den Grund, auf dem er baute — die Macht der preußischen Krone. Es wäre gewiß nicht sein letztes Wort gewesen, und es war nicht Zuneigung oder Nachsicht mit den annexionistischen Schwächen Louis Napoleon's, wenn der große Realpolitiker so milde Saiten ihm gegenüber aufzog. Die Stimmung, die das

Telegramm des französischen Kaisers vom 4. Juli in ihm erregte, malt ein Wort, an das ihn sein Vetter Graf Bismarck-Bohlen in Versailles erinnert hat, als sie bei Tische der Nacht nach Königgrätz in Horsitz gedachten, wo der Minister, nachdem er dreizehn Stunden im Sattel gesessen, sich unter den Arkaden des Marktplatzes aus ein paar Kutscherkissen das Lager bereitet hatte. „Das war, wie die Depesche von Napoleon ankam," bemerkte Bohlen. — Der Chef erwiderte: „Ja, über die der König sich so freute, weil darin anerkannt war, daß er eine große Schlacht gewonnen hatte — seine erste große Schlacht." — „Und Du warst auch froh darüber" — sagte Bohlen — „und thatest das Gelübde, Du wolltest es dem Gallier vergelten, wenn sich Gelegenheit fände"[1]). Bismarck hätte bei dieser Wendung immerhin einen Trumpf in der Hand behalten, mit dem er wohl hoffen konnte, dem Partner an der Seine das Spiel zu verderben: die Karte, die er vor dem Kriege mit den Reformplänen schon mehrmals hervorgeholt hatte, freilich bisher noch unter dem Unglauben und Hohngelächter der Liberalen und unter den unwillig-ängstlichen Protesten seiner eigenen Freunde; aber die Chance, die sie bot, konnte sich für ihn nur verbessern, je mächtiger sein Preußen wurde, und je mehr es sich herausstellte, daß ganz allein der brutale Einspruch des französischen Cäsars und sein hinterlistiger Vertrag mit den Habsburgern sich der Einigung der Nation und ihrer Führung durch die Krone Hohenzollern entgegengestemmt hatte. Er vergaß sie auch in diesem Momente nicht: „Sollten," so schreibt er, „die Aussichten, welche Oesterreich uns bisher auf directe Verständigung macht . . ., sich nicht verwirklichen, Frankreich aber eine drohende Haltung gegen uns annehmen, so würden wir die Entwicklung der letzteren abwarten, dann aber auch auf der vollen Grundlage der Reichsverfassung von 1849 die nationale Erhebung Deutschlands bewirken und jedes Mittel ohne Rücksicht auf irgend einen Parteistandpunkt zur Kräftigung des Widerstandes der Nation anwenden." Das wäre also die Gelegenheit geworden, um mit dem Gallier gründliche Abrechnung zu halten. Aber es war doch nicht der Weg, den Bismarck bisher gegangen war, und er widersprach zu sehr der Haltung seiner Partei und des Königs wie seiner eigenen Politik, als daß ihm daran hätte liegen können, ihn vor der letzten, äußersten Noth zu beschreiten. Goltz sollte durchblicken lassen, daß Preußen einen im Verhältniß zu seinen Erfolgen unehrenvollen Frieden nicht anzunehmen fest entschlossen sei, aber Drohungen sollte er vermeiden. Er sei, schreibt Bismarck, bisher noch überzeugt, daß die Befürchtungen des Berliner Publicums vor Frankreich unbegründet seien, und daß man, wenn es ihm gelinge, die diesseitigen Forderungen auf das verständige und für uns ausreichende Maß herabzustimmen, sich mit dem Kaiser Napoleon einigen könnte.

Wie weit ist es dem großen Minister mit dieser Verständigung Ernst gewesen? Niemand leugnet heute noch, daß Bismarck in den Conferenzen mit den Franzosen und Italienern der gallischen Ländergier den Köder deutscher und sogar preußischer Bezirke links vom Rheine hingehalten hat. „Ich kann euch die Pfalz nicht anbieten," sagte er in Biarritz zu einem Mit-

[1]) Busch, Tagebuchblätter, II, S. 80.

glied des kaiserlichen Hauses, „aber nichts wird euch hindern, sie zu nehmen und da zu bleiben." Vor dem Ausbruch des Krieges ließ er gegen den General Govone, den italienischen Unterhändler, und sogar gegen Benedetti wiederholt durchblicken, daß er für die Abtretung des Landes zwischen Rhein und Mosel oder des Trierer Regierungsbezirkes zu haben wäre; und wenn er dazwischen einmal äußerte, daß er, im Fall man das ganze linke Rheinufer fordern werde, Mainz, Coblenz und Cöln, eher Frieden mit Oesterreich machen und auf Alles, selbst auf die Herzogthümer, verzichten, oder daß er lieber ganz von der Scene verschwinden wolle, so schien das nur zu bestätigen, daß er sich um jenen Winkel zwischen Rhein und Mosel keine großen Scrupel machen werde. Freilich war das Alles nur mündlich geschehen und so, daß er es wesentlich als seine Privatansicht hinstellte und den voraussichtlichen Widerspruch des Königs nachdrücklich hervorhob. Daß er je ernstlich daran gedacht habe, auch nur ein Dorf vom deutschen Lande abzutreten, hat er später, als es Mallinckrodt's Haß ihm ins Gesicht zu schleudern wagte, mit Entrüstung von sich abgewiesen. Und nichts spricht dafür, daß er auch nur einen Moment solche Gedanken gehegt habe. Darin lag doch der Unterschied seiner Politik zu der Friedrich's des Großen, die sonst in seinen Thaten eine so gewaltige Auferstehung gefunden hat, daß er jeden Gedanken daran ablehnen mußte: die deutsche Idee, die Entwicklung der Nation seit dem Tode des großen Königs machte es ihm unmöglich; er hätte seine Zukunft, er hätte die Wege, die er Preußen öffnen wollte, auf alle Zeiten damit versperrt. Dagegen spricht auch die vorliegende Depesche nicht; ausdrücklich faßt Bismarck darin die Annexionen ohne die Abtretung preußischen Gebietes ins Auge, und er beauftragt Goltz nur, nach den außerdeutschen Compensationen, die der Kaiser fordern könne, zu forschen. Aber hat er niemals daran gedacht, auch in jenen kritischen Tagen nicht, die Begehrlichkeiten des Nachbarn mit Luxemburg oder auch Belgien zu stillen und dafür freie Hand in Deutschland zu gewinnen? Hat er in der That auch diese Frage immer nur „dilatorisch" behandeln wollen, so wie er es vor der Welt im Juli 1870 bei der Veröffentlichung jenes Vertragsentwurfes erklärte, den sein Meisterstreich den ungeschickten Händen Benedetti's gleich nach dem Kriege mit Oesterreich entrissen hatte, und den er nun dem feindgewordenen Frankreich gleichsam wie ein Schwert in die Seite bohrte? In der Instruction an seinen Gesandten spricht er doch von der Aussicht, daß er sich mit dem Kaiser Napoleon einigen zu können hoffe. Auf welchem Wege aber wäre das anders möglich gewesen, als daß er die Wünsche desselben nach Annexionen erfüllte, die viel weniger in persönlicher Eroberungsgier, als weil der Kaiser den wankenden Thron seinem eigenen Volke gegenüber nicht anders aufrecht erhalten konnte, ihren Ursprung hatten? Er kannte ihn doch genugsam und hatte in den Besprechungen mit ihm selbst wie mit seinen Angehörigen und Ministern schon 1862 und im vorigen Herbst zu Biarritz zur Genüge verstehen können, wodurch er ihn zum Stillsitzen und zum guten Freunde gewinnen konnte. Wie oft hatte er selbst ihnen solche Entwürfe vorgetragen und die Perspective eines preußisch-französischen Bundes entworfen, der jedem von ihnen Gelegen-

heit geben würde, in Ruhe zuzugreifen, wo es ihm gut dünkte! „Herr von Bismarck", hatte Napoleon damals gescherzt, „schenkt uns Alles, was er nicht hat." Es war in der That eine Aussicht, die eine rücksichtslose und verwegene Staatskunst wohl reizen konnte. Sie hätte einen dauernden Keil zwischen die beiden Westmächte getrieben und eine Garantie geschaffen gegen die Einmischung eines europäischen Congresses. Es wäre eine Politik ganz im Stil Friedrich's des Großen geworden. Der Bund der beiden Militärmächte hätte Europa das Gesetz dictiren können. Er gab Preußen die Hoffnung, in Deutschland weiter zu wachsen, ohne von dem Alp der Coalitionen aller Geschädigten und Rivalen geängstigt zu werden, und gewährte dem Thron des Emporkömmlings die Sicherheit, die er sonst nur durch den Krieg am Rhein mit der siegreich aufstrebenden deutschen Macht zu erreichen hoffen konnte. Auf das verlorene Gut an den Vogesen freilich hätte unsere Nation verzichten müssen, und die Poesie des großen Krieges, in dem wir unsere alten Grenzen, die Einheit und die Kaiserkrone in wundervollen Siegen errungen haben, wäre uns versagt geblieben. Der heroische Charakter und die erhabene Krönung, welche die Geschichte unserer Einigung gefunden hat, und mit ihnen eine Fülle unvergeßlicher Erinnerungen, sittlich belebender Kräfte hätten uns immerdar fehlen müssen.

Ich behaupte nicht, daß Bismarck diesen und keinen anderen Plan in jenem Augenblick gehabt, oder auch nur, daß es ihm jemals vollkommen Ernst mit den französischen Verhandlungen gewesen sei. Er hatte stets mehrere Eisen im Feuer, und wußte mit unvergleichlicher Umsicht zu erkunden, wo der Markt kaufen lehrte. Seinem rastlos thätigen und erfinderischen Geist schwebten in jedem Moment eine Reihe von Möglichkeiten vor, zwischen denen er zu wählen entschlossen war, je nachdem sie sich ihm präsentirten und dem *einen* Interesse, das ihn beherrschte, der Macht seines Staates, dienten. Noch war Alles im Fluß, ungewiß, was England, Rußland und vor Allem, was Frankreich im Sinne hatte; täglich und stündlich wandelte sich die Lage, und die Befürchtungen des Ministers mußten mehr und mehr zurücktreten, je weiter die preußischen Colonnen gegen Donau und Main hin vordrangen. Jene Instruction an Goltz zeigt uns, wie die verschiedenen Combinationen in dem Kopf des Ministers noch neben einander lagen, einander schoben und verdrängten; ihre Unbestimmtheit sollte den Gesandten noch in arge Verlegenheit bringen und zu einem Schritt veranlassen, mit dem er sich wenig Dank bei seinem Chef verdient hat.

Wie man nun auch Bismarck's Stellung beurtheilen mag, von seinem Hauptpartner in dem Pariser Intriguenstück, dem Grafen Robert von der Goltz, wissen wir heute bestimmt, daß er die Verbindung mit Frankreich ganz ernstlich betrieben hat; um so sicherer und täuschender hat er die Rolle, die Bismarck ihm zugewiesen, vor dem Parkett der Tuilerien durchführen können. Er hat sich noch am 12. September in einem ganz intimen Schreiben an seinen Chef mit warmen Worten für die französischen Anträge, die Benedetti am 20. August vorgelegt hatte, ausgesprochen. Für Napoleon konnte es offenbar nichts Erwünschteres geben als das Schutz- und Trutzbündniß mit der norddeutschen

Militärmacht, das ihm das sprachverwandte, reichste Land Europa's ohne Schwertstreich in die Hände liefern sollte. Er hätte dann wieder einmal vor der Welt erklären können, daß er dem Princip seiner Dynastie und der Basis seines Thrones, der Anerkennung des Rechtes der Nationalitäten, auch nach außen treu bleibe; alle Parteien hätte er befriedigen können, die Arkadier ebenso sehr wie seinen Vetter Jérome und den linken Flügel seiner Gefolgschaft; ja auch die verdrängten Parteien, Radicale und Royalisten, hätten sich stille halten müssen, wenn es ihm gelang, den durch Sadowa verletzten Ehrgeiz der Nation zu sättigen, ohne einen Kampf wagen zu brauchen, der für ihn und sein Haus Sein oder Nichtsein bedeutete; es gab keinen besseren Schutz für das, was ihm am Herzen lag: die Sicherung seiner Krone. Es kam nur darauf an, ob Bismarck die weit ausgestreckte Hand des Nachbarn ergreifen würde. Als Goltz jenen Brief schrieb, war der Moment der Entscheidung gekommen. Schon hatte Bismarck den Vertragsentwurf in der Hand, den ihm der gefällige Benedetti selbst geschrieben hatte, und seine sonst so freundlichen Mienen waren gegen den Gesandten bereits recht frostig geworden; er hatte sich nach Paris hin über dessen inopportunes Drängen und Drohen beschwert. Goltz, der eben in Berlin gewesen war[1]) und im Sinne des Vertrages mit dem Minister wie mit dem König und auch dem Kronprinzen gesprochen hatte, zeigt sich in dem Brief bemüht, die conciliante Gesinnung der Franzosen ins hellste Licht zu stellen; auch Benedetti habe sich nie anders ausgedrückt; man habe in Paris keine Ahnung davon, daß eine Erkältung zwischen dem Minister und dem Botschafter eingetreten sein könne, welchen man nach wie vor als eine uns gratissima persona ansehe. Er erlaubte sich, den Chef an die Aussichten zu erinnern, die er den Franzosen früher selbst gemacht habe: „Namentlich sagte mir Rouher, welcher an die ihm von Ew. Excellenz in zahlreichen früheren Gesprächen, insbesondere auch noch im vorigen Jahre, gemachten ausdrücklichen Hinweisungen auf Belgien und Luxemburg erinnerte, daß der Entwurf eine gemeinsame Arbeit Ew. Excellenz und Benedetti's und mindestens ebenso Ihr Werk wie das des Letzteren sei. Er sowohl wie der Kaiser hätten daher mit Zuversicht erwartet, daß ich die Zustimmung des Königs zu dem Vertrage mitbringen würde." Aber er wies zugleich darauf hin, daß man hier sehr ungeduldig sei und nicht länger warten könne; der Kaiser müsse vor seiner Abreise nach Biarritz wissen, woran er sei; er könne das politische Programm, auf dessen Erscheinen im Moniteur alle Welt wartete, nicht länger zurückhalten. Indem Goltz die Entscheidung des Königs mit Ja oder Nein fordert, deutet er auf die Zukunft hin, der man entgegensehe, wenn man nach so langen Verhandlungen und wiederholten Zusicherungen die Hand Napoleon's zurückstoße: daß das Vertrauen in die Absichten des Ministers oder in das Gewicht seiner dem Könige ertheilten Rathschläge erschüttert und die preußische Politik im Gegensatze zu der Consequenz, welche man bisher an ihr bewundert, als unberechenbar betrachtet werden würde,

[1]) Nach den Zeitungen war er dort vom 2. September Morgens bis zum 7. Abends; der Kronprinz kam am 7. Morgens aus Erdmannsdorf herbei, wohin er am 8. Abends zurückkehrte. Täglich fanden oft mehrstündige Conferenzen statt.

daß Napoleon kaum eine andere Wahl als zwischen der Allianz mit und Coalitionsversuchen gegen Preußen habe, daß es ihm an Elementen dafür weder in Petersburg noch in Wien fehlen werde, und daß Oesterreich Italien ebenso gut wie wir durch Abtretung von Südtirol desinteressiren könne.

Zu dieser Zeit hatte Bismarck den vollen Frieden in seiner Hand: die Armee war wieder im Lande, jeden Moment zum Ausmarsch bereit, und die im Kriege mit Oesterreich völlig entblößten Westmarken in sicherer Obhut, während Napoleon, wie man jetzt wußte und Goltz selbst zugab, den Krieg weder führen konnte noch wollte; die Bundesverträge mit den Süddeutschen stellten die Einigung der Nation gegen Frankreich in Aussicht, und in Petersburg war die Stimmung freundlicher geworden, seitdem man dort Kenntniß von den französischen Aspirationen erhalten hatte. Auch mit der liberalen Partei hatte der Minister seinen Frieden gemacht, und die Nation, die immer stürmischer nach Einheit verlangte, begann zu ihm als zu ihrem Helden und dem Vollender ihrer Geschicke emporzusehen. Dennoch war der Abbruch der langgepflegten Beziehungen zu dem Kaiser und die beleidigende Enttäuschung, die Bismarck ihm dadurch zufügte, ein Entschluß, zu dem die stählerne Energie und die unerschütterliche Furchtlosigkeit des großen Staatsmannes gehörte: er sah so gut wie sein Gesandter, daß er damit neuen Gefahren entgegensteuerte, daß nun die Besiegten und Enttäuschten, und vielleicht der Bundesgenosse südlich der Alpen mit ihnen, ihre Complotte und Intriguen schmieden, daß die Coalitionen, vor denen seine Meisterhand den Staat glücklich behütet, seinen Weg aufs Neue bedrohen würden. Aber er sah einen Preis des Sieges vor sich, der Alles, was er je erreicht, zurückließ, und so beschloß er, der Bahn zu folgen, auf der er die Größe Preußens und der gesammten Nation erblickte.

Um wie viel gefährlicher aber mußte dem Minister die Lage in den böhmisch-mährischen Quartieren erscheinen, als die deutschen Feinde noch aufrecht standen, die Westgrenze entblößt war, die Seuche drohte, England und Rußland den Siegeszügen der preußischen Heere mit schelen Blicken nachsahen, und Napoleon's bösartige Note ihrem mächtigen Vordringen plötzlich ein Halt gebot! Den Italienern traute er so wenig wie sie ihm. Und wie hätte er ahnen können, daß hinter dem brüsken Vorgehen der Pariser Regierung so gar nichts steckte, daß dort nur Angst und Zwiespalt herrschten statt der Entschlossenheit, die das Telegramm athmete, daß der Lärm ihrer Zeitungen eitel Wind war, und daß das stolze Frankreich gar nicht im Stande war, den Krieg am Rhein auf sich zu nehmen! Bismarck hat noch lange nach 1870 im deutschen Reichstage es ausgesprochen, daß selbst die 40000 Mann, über die Napoleon damals allein unmittelbar verfügt habe, in Verbindung mit den Süddeutschen ausgereicht haben würden, um Preußen zu zwingen, sich auf Berlin zurückzuziehen und alle Erfolge in Oesterreich aufzugeben. Und wenn dies Urtheil auch übertrieben sein mag — denn dann hätte er doch wohl aus jener Drohung mit dem Appell an die deutsche Idee und an die Verfassung von 1849 Ernst gemacht — so zeichnet es doch den tiefen Eindruck, den ihm die Ankündigung Napoleon's, Schiedsrichter oder auch nur Vermittler sein zu wollen, gemacht hat.

Im Juli 1866 aber rechnete er gar nicht mit einer so schwächlichen Aufstellung der großen Militärmacht; die Berichte, welche der Militärbevollmächtigte Herr von Loë und andere Officiere, die Frankreich bereist, eingesandt hatten, lauteten nicht so günstig, wenn sie auch die Verluste und Lücken, die Mexico in die französische Armee gerissen hatte, schildern mochten[1]). Und dazu nun die besorgten Depeschen seines Pariser Gesandten und die steife Haltung Benedetti's, der seinen Vorwürfen, Forderungen, Anerbietungen immer nur ernste und halb drohende Verwahrungen entgegenstellte, aber mit der Sprache nicht herausrückte. Wie konnte Bismarck denn vermuthen, daß der Botschafter damit nur seine eigene Blöße bedecken wollte! Er ging gegen ihn vor so wie er es Goltz für seine Verhandlungen in Paris vorgeschrieben hatte. Nachdem er gleich Anfangs die großen Annexionen, Sachsen, Hessen, Hannover verlangt und unter bitteren Klagen über die Intervention des Kaisers, die dem preußischen Heere die Thore Wiens versperre und es zu einer zweiten Schlacht zwinge, mit den Annexionsabsichten des Königs und dem kriegerischen Ehrgeiz seiner Generale gedroht hatte, brachte er später dennoch zunächst nur die Forderungen an, zu denen er Goltz in dem ersten Theil seiner Depesche angewiesen hatte: „Das Wort des Kaisers," sagte er, „genügt uns; möge er uns persönlich die Contiguität unserer Provinzen und den Bund nördlich vom Main garantiren, und der König wird befriedigt sein". Dann aber, während der Verhandlung über die dreitägige Waffenruhe, die Benedetti in Czernahora durchsetzte, kam ihm der Minister wieder mit seinem alten, ihm so geläufigen Liede: die Instructionen an Goltz sollten gar nichts Bindendes enthalten, der Botschafter solle vor Allem eine Verständigung mit dem Kaiser zu erreichen suchen, er solle, mit einem Wort, seine Bedingungen dem Preise anpassen, den Frankreich für das Verständniß mit Preußen fordere. Dabei ließ er aber ein Wort von gewissen Klauseln mit einfließen, von denen der König nicht abzubringen sei. Worauf mochten sich diese beziehen? Auf die Annexionen? Oder etwa auf eine Grenzrectification am Rhein? Er ließ es völlig im Unklaren. Als der Franzose immer stumm blieb und Alles nur zur Kenntniß nahm, ging Bismarck noch weiter heraus. Er ließ es nicht zu, daß Benedetti sich hinter dem Mangel an Befehlen und Vollmachten verschanzte, und forderte ihn auf, eine gemeinsame Basis für den Stillstand mit ihm festzustellen, für die er sich anheischig machte, die Zustimmung des Königs zu erlangen. Und alsbald demonstrirte er, ohne daß ihm sein Partner irgendwie Ursache dazu gab, wie die Niederlagen Oesterreichs es Frankreich und Preußen erlauben würden, ihre Grenzen nach Belieben zu verändern und alle Schwierigkeiten, die den Frieden Europa's bedrohten, zu lösen. Vergebens hielt der Botschafter ihm die bestehenden Tractate entgegen, und daß die nächste Folge der Krieg sein würde, den er damit vermeiden wolle. Bismarck antwortete: „Ihr irrt euch; wenn Frankreich und Preußen, durch feierliche Verträge verbunden, dazu schreiten werden, ihre Grenzen zu berichtigen, so werden sie in ihrer Vereinigung stark genug sein,

[1]) Vergl. Rothan, S. 216 ff., und das Memoire des französischen Kriegsministers Marschall Randon bei Pradier-Fodéré, S. 65 ff.

um diese Fragen zu entscheiden, ohne einen bewaffneten Widerstand fürchten zu müssen, sei es von England oder von Rußland!"

So die Mittheilungen Benedetti's, an deren Echtheit in ihrer Uebereinstimmung nicht bloß mit anderen Urkunden französischer Herkunft, sondern vor Allem mit der Instruction Bismarck's an Goltz und mit dessen Bericht vom 12. September ein Zweifel nicht mehr gestattet ist. Der König ist offenbar dieser Wendung der Verhandlungen ganz fern geblieben; er legte in der Audienz, die er dem Botschafter am 12. Juli gewährte, den Nachdruck auf die Annexionen; Benedetti erhielt den Eindruck, daß er alle seine Beschlüsse diesem Interesse unterordnen würde, und daß auch die Generale sich mit den ehrgeizigsten Absichten trügen; es sei, erklärte er seinem Minister, unumgänglich, eine noch viel schärfere Sprache zu führen als wie sie ihm vorgeschrieben sei. Aber die Instructionen, auf die er hoffte, kamen nicht; statt dessen erhielt er in Brünn, wo er am 13. Nachmittags den Einzug in Bismarck's Wagen mitmachte, am 15. eine Depesche Drouyn's de l'Huys, die ihn nach Paris einlud, um Bericht über seine ersten Eindrücke im preußischen Lager abzustatten. Sie war schon am 9. Juli geschrieben, also volle sechs Tage unterwegs gewesen[1]). Noch an demselben Tage reiste er ab, wie man im preußischen Hauptquartier nicht anders glaubte nach Paris, blieb dann aber, da er nun auch dort überflüssig geworden war (denn am 14. hatte bereits Napoleon das von Goltz formulirte Friedensprogramm genehmigt), fürs Erste in Wien.

In allen diesen umfassenden und wechselnden Combinationen Bismarck's steckte ein Fehler: er überschätzte die Kraft, die Festigkeit, und die Entschlossenheit der französischen Regierung. Man war in Paris längst von dem Gedanken an die bewaffnete Intervention zurückgekommen, als er sich noch mit der Eventualität der Compensationen quälte und zwischen Annexions- und Reformideen schwankte. Das Schreckbild, vor dem man in den Tuilerien zurückbebte, mehr noch weil man die öffentliche Meinung im eigenen Lande als weil man die Gefahr von Außen fürchtete, war die deutsche Einheit. Eine Theilung Deutschlands in zwei Interessensphären betrachtete Napoleon fast schon als einen Sieg, zumal da er hoffte, dann eben den Süden unter die eigene Obhut nehmen zu können; und er war gleich Anfangs geneigt, die Einziehung ganzer Länder, wie Kurhessen und Hannover, durch Preußen nördlich vom Main mit in den Kauf zu nehmen. Das konnten Reuß und Goltz bereits in ihren Audienzen bei dem Kaiser und der Kaiserin am 10. und 11. Juli merken. Sie blieben noch, ihren Weisungen gemäß, auf dem Programm vom 10. Juni stehen, wenn sie auch beide betonten, daß darin die Zweitheilung des Heerbefehls zwischen Preußen und Bayern vorgesehen sei und nur innere, wirthschaftliche und rechtliche Fragen der gemein-

[1]) Man könnte darin, wie auch Rothan andeutet, einen beabsichtigten Zufall erblicken; indessen war man thatsächlich im Hauptquartier bei dem Vormarsch tagelang ohne telegraphische Verbindung mit der Heimath geblieben. Vergl. Graf v. Wartensleben, „Erinnerungen" (1897), S. 55.

samen Berathung unterliegen sollten; Goltz erwiderte, als der Kaiser andeutete, ob man nicht zwei Parlamente statt des einen ins Leben rufen könnte, eine solche Theilung würde die öffentliche Meinung drüben auf das Höchste empören. Das war die Macht, welche Napoleon am meisten fürchtete, obschon er sie am häufigsten anrief; es war die Basis, oder besser gesagt der wunde Punkt seiner Existenz, die Stelle, von wo sein System am leichtesten aus den Angeln gehoben werden konnte, und die er daher am sorgfältigsten schonen mußte. Das wußten die Preußen; darum eben konnte Bismarck den Kaiser an die Revolution und an die nationale Idee, an die Mächte, die der Cäsar fürchtete, obschon er doch seinen Ursprung aus ihnen ableitete, warnend erinnern lassen, und ihn mit dem Appell an die Leidenschaften bedrohen, welche er selbst erst benutzt und dann enttäuscht hatte, und die er jetzt daheim wie in der Fremde mit Mühe bändigte. Das war der Punkt, an dem ihn sein Vetter Jérôme jetzt anfaßte, als er ihn an diese „letzte große Karte" des Herrn von Bismarck erinnerte und ihn beschwor, das große Werk von 1859 nicht vernichten, Italien nicht abermals an Oesterreich ausliefern zu wollen, und nicht für einen Krieg das Schwert zu ziehen, der gegen den Grundsatz der Nationalität und die liberalen Ideen verstoßen würde. Die bleiche Furcht, die den von quälender Krankheit Erschöpften schüttelte, kam rückhaltslos heraus, als er den Botschafter am Morgen des 11. Juli empfing, seinen Fehler mit der Annahme Venetiens unumwunden eingestand, die tiefste Reue über die Thorheit seiner Politik bekannte und darauf den Vertreter der Macht, die er soeben bedroht hatte, förmlich anbettelte, er möge ihn gegen sein eigenes Volk schützen, ihm die tiefe Demüthigung vor seinem Lande ersparen und ihn nicht in eine Politik hineintreiben, welche allen seinen Neigungen und den seit Jahren beharrlich verfolgten Ansichten widerspreche. An diesem Tage konnte ihm Goltz noch nicht zu Willen sein. Sobald er aber die Weisungen vom 9. erhalten hatte und sie in die Tuilerien überbrachte (13. Juli), war Napoleon gewonnen. Fortan zeigte er sich durchaus gleichgültig, ob Annexion oder nur militärische Unterordnung, sei es aller, sei es einzelner norddeutscher Staaten gewünscht werde, und ob die alten Herren blieben oder gingen; er stellte auch keine Compensationsforderungen, als Goltz leise andeutend die Rede darauf brachte; wenn er für die Integrität Oesterreichs eintrat, so meinte er doch, kleine Grenzberichtigungen seien dadurch nicht verboten; und wenn er die Einbeziehung Sachsens in den Südbund vorschlug, so erklärte er gleich, das geschähe nur im Interesse des Gleichgewichtes, das Schicksal der Albertiner sei ihm ganz gleichgültig; und daß er auch über Sachsen noch mit sich reden lassen würde, offenbarte er in der Frage, mit der er den Anwurf von Goltz wegen der Compensationen beantwortete: ob man nicht dem Könige von Sachsen die Rheinprovinz geben könnte?

Wodurch ist es bei diesem Entgegenkommen Napoleon's, das fast einem Sich-selbst-aufgeben gleich kam, denn noch zu den Weiterungen gekommen, die zu so großen Reibungen und Verstimmungen in dem Hauptquartier geführt haben? Ich sehe den Grund dazu doch wesentlich in einer Reihe von Mißverständnissen, theils von Goltz, theils von Bismarck selbst, welche beide

hinter den französischen Manifestationen schlimmere Absichten vermutheten, als dahinter waren. Dadurch ward der Botschafter dazu gebracht, in dem Programm vom 14. Juli, das von ihm selbst entworfen und von Napoleon sogleich gebilligt war, die Annexionen völlig zu übergehen und sich im Uebrigen ganz an den ersten Abschnitt seiner Instruction zu halten; er fürchtete, mit den großen Annexionen auf Ablehnung oder Gegenforderungen zu stoßen, und verließ sich übrigens auf die sonst entgegenkommenden Aeußerungen des Kaisers über die Gestaltung der norddeutschen Verhältnisse. Im Hauptquartier aber, wo man den Grad des französischen Kleinmuthes noch viel weniger ahnte und des Königs Wünsche sich immer mehr auf die Grenzerweiterungen gerichtet und gesteigert hatten, war man außer sich, als man zunächst nichts als dies Schriftstück in die Hände bekam. Bismarck glaubte sich durch den Gesandten bloßgestellt und vergaß ganz, daß es eigentlich das Programm war, zu dem er sich, der Gefahr eines Krieges am Rhein gegenüber, zunächst selbst bekannt hatte; er hat seinen Zorn über den ja auch sonst eigenmächtigen und mit ihm rivalisirenden Collegen gegen Benedetti selbst ausgeschüttet, als dieser nach Nikolsburg zurückgekehrt war, und hat ihm dabei, indem er den zweiten Theil seiner Instruction wiederholte, erzählt, daß dieser Goltz sich schon früher, 1864 und gelegentlich der Gasteiner Convention, zweideutig benommen habe; daß sein jetziges Benehmen aber an Hochverrath grenze[1]).

In dieser Stimmung sandte Bismarck seinem Vertreter die zwei Depeschen vom 17. Juli, in denen er das Pariser Programm zwar annehmen zu wollen erklärte, aber nur im Vertrauen auf die Unterstützung Napoleon's bei dem Ländererwerb, den er in der zweiten Depesche auf drei bis vier Millionen norddeutscher Einwohner normirte. Er sagt nicht, an welche Annexionen er dabei denke, ob an Stücke aus allen größeren feindlichen Staaten oder an wenige ganze Länder. Es ist eine Zahl, die den späteren Annexionen beinah entspricht, ohne daß man deshalb annehmen müßte, daß Bismarck schon diese und keine andern im Auge hatte; Sachsen, Kurhessen, Hannover umfaßten mehr, wohl an fünf Millionen. Daß der Minister noch unsicher war, und er selbst vielleicht die Summe, nur um aufzuschlagen, so hoch machte, glaube ich aus der nächsten Weisung, vom 20. Juli, folgern zu dürfen, worin Bismarck wieder gemäßigter auftritt. „Der König," so heißt es da, „schlägt die Bedeutung eines norddeutschen Bundesstaates geringer an als ich, und legt demgemäß vor Allem Werth auf Annexionen, die ich allerdings neben der Reform als Bedürfniß ansehe, weil sonst Sachsen, Hannover für ein intimes Verhältniß zu groß blieben"[2]). Also noch an dem Tage, wo die Waffenruhe, die zum Frieden führte, bereits feststand, hat Bismarck noch nicht von dem Gedanken, Sachsen zu zertheilen, abgelassen, und ist keineswegs der Meinung gewesen, daß die Staaten, die er der preußischen Leitung unterwerfen wollte, nothwendig erhalten bleiben müßten. Dasselbe gilt aber von seiner Stellung zu Oesterreich, von dem er sagt: „Noch bemerke ich, die

[1]) Rothan, S. 265 f.

[2]) Zum Text vergl. Lettow-Vorbeck, S. 677.

französischen Punkte würden uns, vorausgesetzt eine Grenzregulierung mit Oesterreich, auch als Präliminarien für Separat-Frieden mit Oesterreich genügen, wenn Oesterreich einen solchen schließen will.“ Auch bei dieser Depesche wird man zugeben dürfen, daß darin der Einfluß des Königs zu starker Geltung kam; aber immerhin hat Bismarck sich ihm unterworfen, und es ist klar, daß er die Schonung Oesterreichs, die ja ohne Frage ein Programmpunkt seiner Politik war, noch nicht absolut durchzuführen entschlossen war.

In Paris aber sollte es sich zeigen, daß man noch viel schüchterner aufgetreten war, als es die Lage erheischte. Als Goltz dem Kaiser am 19. den Antrag vom 17. vorlegte, war dieser gleich einverstanden und erklärte nur, das sei eine Detailfrage, womit man die sonstigen Verhandlungen nicht von vorneherein verwickeln dürfe, war dann aber, als Goltz am 22. Juli, jener letzten Weisung Bismarck's folgend, forderte, daß er die Erwerbungen, die er auf vier Millionen abgerundet hatte, ausdrücklich billige und empfehle, auch dazu ohne Schwierigkeit bereit. Er verstand darunter nicht nur ganz Hannover und Kurhessen, sondern concedirte ohne Weiteres auch die Abreißung des Leipziger und Bautzener Kreises von Sachsen, das er sonst zu schonen bat, ja er bezeichnete noch einen großen Thüringer Landstrich auf einer vorliegenden Karte als geeignet zur Annexion, und schlug ebenso von sich aus vor, für Oberhessen, das Preußen ja haben wolle, den Großherzog mit Rheinbayern zu entschädigen; er warf den preußischen Freunden ganze Länder nördlich vom Main so zu sagen an den Kopf. Und das Alles, ohne auch nur die Frage nach Compensationen zu erwähnen; nur daß er vielleicht, wie Goltz vermuthete, mit Rheinbayern auf ein Tauschgeschäft für sich hoffte. Erst als Alles so gut wie abgemacht war, ist bekanntlich Benedetti, den jetzt Drouyn de l'Huys mit letzter Kraftanstrengung dazu anstiftete, mit Forderungen für Frankreich selbst hervorgetreten. Nur die schier unglaubliche Schwäche, Verwirrung und Haltlosigkeit der kaiserlichen Politik machen solche verschwenderischen Concessionen erklärlich; dadurch vor Allem ist die über jedes Erwarten für Preußen günstige Entscheidung herbeigeführt, mehr noch als durch die Unterhandlungskunst seiner Diplomatie. Das haben unsere Nachbarn längst erkannt und mit unwiderleglichen Actenstücken bewiesen; und es ist Zeit für uns, einzugestehen, was doch auch für unsere Politik wahrlich keine Schande ist. Goltz hat seine Kenntniß des Terrains und der Personen meisterhaft ausgenutzt, und die Kaltblütigkeit, die Bismarck in den kritischen Tagen bewahrte, die Entschlossenheit, mit der er, gedrängt durch den König und die Verwirrung in dem Pariser Cabinet gewahrend, am 17. Juli zugriff, ist bewundernswerth; aber es läßt sich nicht leugnen, und er selbst hat es damals zugegeben: Das Glück ist dem Kühnen hold gewesen in einem Maße, wie es auch sein stolzer Wagemuth beim Ausbruch des Krieges nicht hatte hoffen können. Der tiefere Grund für diese klägliche Niederlage der französischen Diplomatie liegt nicht sowohl in der Krankheit des Kaisers, welche allerdings den letzten Rest seiner Energie verzehrte, sondern in der Stellung zu seinem Volke, und in dem System, mit dem er Frankreich beherrschte. Die Stürme, welche das preußische Hauptquartier damals erfüllten und in den leidenschaft-

lichen Scenen zwischen dem König und seinem Minister zum Ausdruck kamen, bewegten doch nur den Wipfel der königlichen Gewalt, die, in den Tiefen des deutschen Erdreiches wurzelnd, durch beide gemeinsam in den Stürmen der Jahre des Conflikts aufrecht erhalten war und eben erst in nie gesehenen Siegen ihre Kraft und ihr Recht zur Führung der Nation bewiesen hatte. Allen Erschütterungen, welche diese Monarchie erlebt, dem Ansturm der modernen Ideen und zerschmetternden Niederlagen im Felde der Waffen zum Trotz war sie nur immer mächtiger emporgestiegen und immer tiefer eingedrungen in das innerste Gefüge des deutschen Lebens. Auch König Wilhelm vergaß nie die Rechte und die ehrgeizigen Gedanken seines Hauses, und es fehlte ihm noch viel von jenem Ideal, das jetzt auf der Höhe der preußischen Siege sein großer Minister für ihn und die zukünftigen Träger seiner Krone ergriff, „sich sättigen zu lassen von der Meinung der Nation". Aber jeder Schritt, den er für sich und sein Haus in Deutschland vorwärts that, näherte ihn diesem Ziel, und es nahte mit gewaltigem Dröhnen die Zeit, die den von den „Denkenden in der Nation" selbstlos genährten Idealen die herrlichste Erfüllung bringen sollte. Den Emporkömmling in den Tuilerien aber brachte jeder Schritt, den er für die Festigung seines Thrones vorwärts thun wollte, in immer tiefere Nöthe. Kein Plan, den er nicht nach der Stimmung der Nation einrichtete; Tag für Tag fühlten er und sein weltkluger Staatsminister, und das Heer der Agenten, das ihnen diente, der öffentlichen Meinung an den Puls. Nichts lag dem Kaiser mehr am Herzen, als sie zu befriedigen. Seine Herrschaft, sein Recht, die Traditionen seines Hauses gründete er erst auf den Willen der Nation, als deren Erwählten er sich ausgab, und die glänzenden Erfolge, die er in früheren Jahren errungen, bauten sich alle, sei es wirklich oder scheinbar, auf der Anerkennung dieses Principes auf. Wenn er jetzt zögerte und schwankte, und endlich der Politik untreu wurde, an die ihn und die Nation sein liberaler Gegner, der alte Minister des Bürgerkönigs, scheltend erinnerte, so geschah es, weil er den Widerspruch erkannte, in den er durch die Intervention in Deutschland mit jener Basis seiner Existenz unrettbar verfallen mußte. Die beiden Strömungen, die den Abenteurer emporgetragen und an die Spitze der Nation, ja zur Führerstellung auf dem Festlande gebracht hatten: die ganz Europa durchfluthende Idee der Nationalität und die Nöthigung, den nationalen Ehrgeiz zu sättigen, die Frankreich von dem Neffen des großen Kaisers als den Sold dafür, daß es ihn ertrug, und als die Garantie seines Thrones forderte, begannen sich miteinander zu verwirren, und in ihren Fluthen sehen wir den Kranken, den Ohnmächtigen vergeblich ringen. Das ist das psychologische Moment, das die Lage Napoleon's im Juli 1866 bezeichnet und den Wirrwar seiner Politik erklärt; und dasselbe erklärt uns seine Politik im Juli 1870 und seine Katastrophe.

Am 23. Juli, dem Tage, da in Nikolsburg die Conferenzen mit Oesterreich begannen, am Morgen, noch vor der Sitzung, erhielt Bismarck das Telegramm seines Botschafters, das ihm die Unterwerfung des Kaisers unter

alle seine Wünsche verkündigte. Auf denselben Tag verlegt er in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ auch den Kriegsrath, in dem der Kampf mit den Generalen und dem Minister in seine Krisis getreten sei. War aber der Conflikt, so wie er ihn erzählt, in dieser Stunde überhaupt noch möglich? Ist es denkbar, daß die Generale noch jetzt für den Abbruch der Verhandlungen und die Fortführung des Krieges nach Ungarn hinein eingetreten seien, und daß der König sich ihnen, der Majorität der unverantwortlichen Rathgeber, unterworfen habe? Die Quellen, soweit sie uns vorliegen, wissen, so viel mir bekannt, nichts von einem Kriegsrath. Weder Abeken noch Boyen[1]), weder Roon noch Moltke sprechen in ihren Briefen, die sie an diesem oder den folgenden Tagen schrieben, von etwas Anderem als von der Conferenz, in der die Oesterreicher und die Preußen, unter diesen Moltke selbst, die Friedensbedingungen discutirten; auch in dem Tagebuch des Kronprinzen und in den Erinnerungen seines Freundes, des Herzogs Ernst von Coburg, oder in den Aufzeichnungen des Ablatus von Moltke, des Grafen von Wartensleben, finden wir nichts der Art. Bismarck selbst hat einmal die Scene Busch erzählt: „Im Kriegsrath zu Nikolsburg,“ so lautet dessen Aufzeichnung, „der auf meiner Stube gehalten wurde, wollten die Andern den Feldzug weiter fortsetzen nach Ungarn hinein. Ich aber war dagegen. Die Cholera, die ungarischen Steppen, die bedenklichen Frontveränderungen, politische Rücksichten — Anderes, was ich zu bedenken gab. Sie blieben aber dabei, und vergebens sprach ich noch einmal gegen den Plan. Da ging ich aus der Stube heraus in die Kammer, die bloß durch einen Bretterverschlag getrennt war, schloß ab und warf mich aufs Bett, wo ich laut weinte vor nervöser Aufregung. Da wurden sie drüben nach einer Weile ganz still, und die Sache ist danach unterblieben“[2]). Die Aehnlichkeit beider Berichte ist auffallend, aber der Schluß differirt, und vor Allem, es fehlt bei Busch die Hauptsache, die directe Beziehung auf die Friedensverhandlungen; diese Geschichte könnte auch früher passirt sein. Bei den Generalen, deren Urtheil sich der König unterwirft, müßte man, wie sich versteht, wieder in erster Linie an Moltke und Roon denken. Wir haben von beiden Briefe an ihre Frauen. Jener schreibt am 23. Juli, noch vor der Conferenz: „Heute eine erste Conferenz. Ich hoffe, wir werden gute Erfolge erzielen und alle Erwartungen übertreffen. Empfiehl' mich dem Fürsten, ich habe sein Schreiben erhalten und danke für die Mittheilungen wegen der Donau, bin aber sehr dafür, die erreichten Erfolge nicht wieder aufs Spiel zu setzen, wenn das irgend vermieden werden kann. Und das hoffe ich, wenn man nicht Rache üben, sondern den eigenen Vortheil ins

[1]) Der übrigens wenig eingeweiht war, und dessen Urtheil darum nicht schwer wiegt.

[2]) Tagebuchblätter, Bd. II, S. 467. Unmittelbar daran knüpfte Bismarck die Erzählung von der Unterredung mit Moltke über die französische Gefahr: „Moltke wollte sich, als französische Einmischung drohte, an die Elbe zurückziehen, die Oesterreicher lassen und sich gegen die Franzosen wenden, die damals schwach waren. Ich überzeugte ihn aber, daß das ein Fehler sein würde, da die hunderttausend Süddeutschen mit höchstens fünfundzwanzigtausend Rothhosen uns sehr unbequem werden könnten.“ Also wieder ganz abweichend von den „Gedanken und Erinnerungen“. Vergl. Busch, Bd. III, S. 229.

Auge fassen will." „Danken wir Gott aus vollem Herzen," schreibt er am 26., nach dem Abschluß. Der Kriegsminister berichtete über die Verhandlungen, die „Friedensaussichten!", wie er frohlockend beginnt, erst am zweiten Tage darauf: „Am 23. Juli war hier eine Conferenz mit Karolyi und Graf Degenfeld, in welcher man sich über sehr günstige Friedensbedingungen verständigte; der König war gleichwohl nicht ganz befriedigt; Niemand wird uns Schwachheit und Neigung für einen ‚faulen Frieden' Schuld geben mögen; der Herr hat aber, wiewohl keine Passion für die Fortsetzung des Krieges, einen solchen Respect vor ‚faulem Frieden', daß er immer noch ein bißchen mehr verlangt, als billig und möglich." Diese beiden Votanten sind also jedenfalls nicht gegen Bismarck gewesen. Daß der Kronprinz zu ihnen gehörte, braucht keines Wortes. Wer waren da noch die Generale, die in dieser Angelegenheit mitzusprechen hatten? Abeken, der Alles weiß und Nichts sagt[1]), erzählt wieder mit heiterem Humor allerhand Hübsches von dem, was äußerlich vorging. „Der Minister sitzt," so schreibt er mitten aus den Verhandlungen heraus, „mit Majestät und Kronprinz in meiner Stube, er kommt auf einen Augenblick hinein und sagt mir, ‚Le Roi se repose sur la chasteté de votre lit!' Der französische Botschafter und sein Sekretär hatten bei uns dinirt, deshalb war das Diner in der Empfangsstube des Ministers; während wir noch bei Tische sitzen, lassen König und Kronprinz sich melden, und der Minister läßt sie in meine Stube führen und geht zu ihnen; wir vollenden unser Diner, trinken unsern Kaffee, dann schleicht sich Einer nach dem Andern weg, Keudell, Bismarck-Bohlen, der französische Secretär, nur ich konnte mich nicht wegschleichen, da ich keine Stube hatte, und bleibe mit dem Botschafter allein, der sich auf den Tisch setzt und mit den Beinen baumelnd mir ägyptische Geschichten erzählt. Der Minister kommt ab und zu herein, um uns zur Geduld zu ermahnen; endlich fällt es dem Bene-Maledetti glücklicherweise ein, daß er noch an seine Frau schreiben wollte, und daß er, um den Minister zu sprechen, auch nachher mit ihm spazieren fahren könne; er läuft davon, und während die hohen Herrschaften noch meine Stube occupiren, kann ich wenigstens am Tisch des Ministers ein paar Zeilen an Dich schreiben." Wo bleibt in all' diesem Hin und Her die Zeit zu einem Kriegsrath in der „Krankenstube" Bismarck's? An demselben Morgen hatte Se. Majestät Karolyi eine Audienz ertheilt, und am Abend vorher Bismarck empfangen, und nach einem Rückblick auf seine ganze Vergangenheit und alle Schwierigkeiten seiner Regierung von dem späten Abendroth gesprochen, das seinem Alter noch zu Theil geworden, und dann den Minister unter Thränen umarmt.

Dürfen wir nun auch hier wieder eine Datenverschiebung vermuthen? Von einem Kriegsrath am 20. Juli hat einmal der Kronprinz, der an jenem Tage von seinem Hauptquartier auf Schloß Eisgrub herbeigerufen war, einem Vertrauten erzählt: als er damals in Nikolsburg den steilen Schloßberg hinaufgegangen, sei ihm auf der halben Höhe der General von Moltke begegnet und habe ihm gesagt: „Sie finden oben Alles in der schlimmsten

[1]) Doch könnte hier etwas Wichtiges ausgelassen sein, S. 340.

Bagarre; der König und Bismarck sehen sich nicht, der Kaiser von Oesterreich hat durch die Vermittlung des Kaisers Napoleon Frieden angeboten, aber die Integrität Sachsens als Bedingung gestellt. Das will der König nicht zugeben." Als er hinauf gekommen, habe er es wirklich so gefunden: „Der König und Bismarck hatten sich eingeschlossen, und keiner wollte zum Anderen. Ich machte nun den Vermittler. Es wurde ein Kriegsrath berufen und die Sache verhandelt. Da wandte sich der König, das einzige Mal, wo er das gethan hat, an mich und sagte: ‚Sprich Du im Namen der Zukunft'." [1])

Ich gestehe, daß ich zwischen diesen verschiedenen Angaben nicht ein noch aus weiß, daß ich mich aber auch nicht entschließen kann, den Bericht Bismarck's so anzunehmen, wie er dasteht.

An demselben 23. Juli nun, unmittelbar nachdem die Generale fortgegangen, will er das Memoire niedergeschrieben haben, in dem er alle seine Gründe für den Frieden zusammengefaßt und seine Entlassung angeboten habe, wenn der König diesen seinen „verantwortlichen Rath" nicht annehmen wolle. Er selbst sagt, daß es identisch sei mit dem Actenstück, das Sybel S. 294 wiedergegeben habe; doch habe dieser nur einen Theil abgedruckt. Der Abdruck bei Sybel macht aber durchaus den Eindruck, daß es die ganze Eingabe Bismarck's war. Sybel verlegt dieselbe auf den 24. Juli, und aus dem Inhalt ist mit Sicherheit zu schließen, daß diese Angabe richtig ist [2]). Ferner aber ist darin nichts deutlicher ausgesprochen, als daß der Minister gar nicht an seinen Abgang gedacht hat. Er schreibt nur: „Ich fühle die ganze Verantwortlichkeit gegen Ew. K. Majestät für den Rath, welchen ich zu ertheilen berufen bin, und habe daher das Bedürfniß, amtlich zu constatiren, daß, wenn ich auch jede von Ew. Majestät befohlene Bedingung in den Verhandlungen pflichtmäßig vertreten werde, doch jede Erschwerung des schleunigen Abschlusses mit Oesterreich behufs Erlangung nebensächlicher Vortheile gegen meinen ehrfurchtsvollen Antrag und Rath erfolgen würde." Und demgemäß ist denn auch weiter verhandelt worden: der König ist nicht unmittelbar darauf eingegangen, sondern hat in einem Marginale, das Sybel mittheilt, und nach dem Bismarck am nächsten Tage beschieden sei, erklärt, er gebe zu, daß, wie der Minister darin gesagt, das erlangte Resultat n i e vorhergesehen und bei der Congreßidee, auf die Bismarck, besonders nach Petersburger Nachrichten, warnend hingewiesen hatte, wieder problematisch sei. „Aber," hatte er hinzugesetzt, „es kommt darauf an, wieviel man an Geld oder Land erlangen k a n n, o h n e das Ganze aufs Spiel zu setzen." Indem er sonst die Richtigkeit aller Vordersätze der Erörterung seines Ministers bestätigte, schloß er mit den Worten: „daß, wenn trotz Bismarck's pflichtmäßiger Vertretung der preußischen Ansprüche vom B e s i e g t e n nicht das, was Armee und Land erwarten dürften, zu erlangen sei, ohne das Hauptziel zu gefährden, so müsse

[1]) H a n s D e l b r ü c k, „Erinnerungen an Kaiser Friedrich und sein Haus". Preuß. Jahrb. 1888. Vergl. auch Abeken, Brief vom 20. Juli, in dem die Stimmungen der leitenden Kreise sich in der sanften Art des Briefstellers abspiegeln.

[2]) Vergl. die Worte S. 295: „Es ist in Folge der auf Befehl Ew. Majestät dem Grafen Goltz ertheilten Instructionen gelungen" 2c.

der Sieger vor den Thoren Wiens sich eben fügen und der Nachwelt das Urtheil überlassen".

Ist es nun möglich, daß Bismarck, wie er sagt, an der Hand dieses Schriftstückes so gesprochen hat, wie er ausführlich berichtet? Von den national-deutschen Gesichtspunkten, die er im Gegensatz zu den dynastisch-preußischen Sr. Majestät entwickelt haben will, ist darin gar nicht die Rede; sondern, indem er die Errungenschaften des Feldzuges als ein Ziel bezeichnet, „so groß, wie es bei dem Ausbruch des Krieges niemals gesteckt werden konnte", und die Gefahren erläutert, die man von Frankreich und dem vereinigten Europa zu erwarten habe, betont er den gemeinsamen Wunsch Oesterreichs und Frankreichs, Sachsen zu erhalten, und fragt, ob der König, zumal nach dem Ausbruch der Cholera, um einige Quadratmeilen oder wenige Millionen mehr das ganze Resultat wieder in Frage stellen wolle? Es handelte sich also gar nicht einmal mehr um Abtretungen Oesterreichs, sondern neben Geldzahlungen von dessen Seite nur um die Unversehrtheit Sachsens, die der König noch nicht zugeben wollte. Auch entspricht das Schriftstück nicht ganz der Angabe Bismarck's, daß Karolyi, und zwar bereits vor Beginn der Conferenzen, zugegeben habe, alle Einrichtungen, die der König in Norddeutschland treffen wolle, vorbehaltlich der Integrität Sachsens, anzuerkennen. Vielmehr heißt es darin nur, Oesterreich scheine seine anderen Verbündeten in Norddeutschland völlig aufopfern zu wollen. Das Alles paßt genau in den Zusammenhang, wie ich ihn skizzirt habe, und wie man bei Sybel des Näheren nachlesen kann, während der Vortrag, den Bismarck gehalten haben will, völlig davon abweicht.

Hiernach scheint mir die Annahme unwiderleglich, daß es sich bei den Differenzen jenes Tages wirklich nur noch um die Integrität Sachsens, welche Napoleon ja allerdings, jedoch mit der von Goltz soeben gemeldeten Einschränkung, empfohlen hatte, und daneben um die Höhe der österreichischen Kriegsentschädigung gehandelt habe, d. h. um die beiden Punkte, um die sich in der That, wie wir wissen, die Verhandlungen der nächsten Tage noch drehten.

Daß sich an diesen Conflict die Scene, in der der Kronprinz an jenem Tage intervenirte, anknüpfte, steht außer Frage. Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der mit Sr. Königlichen Hoheit zu dem Diner in Nikolsburg befohlen und aus Eisgrub herbeigekommen war, hat in seinen Erinnerungen, die sonst, wie überall, so auch über jene Tage schwere Irrthümer enthalten und den hohen Verfasser als wenig eingeweiht zeigen, davon erzählt, freilich weit abweichend von den „Gedanken und Erinnerungen". Er habe, sagt er unter Anderem, mit Bismarck in den Vorzimmern der Entscheidung geharrt, „und ich erinnere mich recht deutlich, wie die schwerwiegenden Augenblicke träge zu verlaufen schienen". Bismarck selbst hat mehrfach darüber berichtet, aber auch seine Erklärungen stimmen nicht überein. Zumal, was er über die Randnote des Königs, die der Kronprinz ihm überbracht habe, sagt, klingt jedesmal verschieden. In den „Gedanken und Erinnerungen" erklärt er, sie sei auf einer seiner „letzten Eingaben" aufgezeichnet gewesen. Unruh erfuhr von ihm auf einem Diner am 25. Januar 1873, an dem auch Miquel als der andere Tisch-

nachbar des Kanzlers theilnahm, daß sie auf dem Rande des Entwurfs zu den Friedenspräliminarien gestanden habe. Sie habe ungefähr so gelautet: „Ich habe diese wenig ehrenvollen, den erfochtenen Siegen nicht entsprechenden Bedingungen nicht genehmigen wollen. Nachdem ich dieselben aber meinem Sohn und Thronfolger vorgelegt und dieser sich auf die Seite meines Ministerpräsidenten gestellt hat, bleibt mir nichts übrig, als meine Genehmigung zu ertheilen.“ [1]) Hier fehlt also die Angabe über die Entlassung. Herrn von Lettow hat Bismarck im October 1895 Mittheilungen gemacht, die inhaltlich mit den Erinnerungen, nur mit einigen Abweichungen, übereinstimmen; als Inhalt gibt Lettow an: „Mein Ministerpräsident verläßt mich, mein Sohn steht auf seiner Seite; unter den Umständen muß ich auf den schmachvollen Frieden eingehen.“ Jedoch haben danach die Worte in einem „Handbillet“ des Königs gestanden. Nun ist eine Randnote des Königs da, an der Stelle, wo man sie am ersten suchen würde, auf dem Memoire vom 24. Juli selbst; wir lernten jene andere soeben nach Sybel's Wiedergabe kennen. Wäre es am Ende gar möglich, in ihr, in dem Schlußsatz, worin der König seiner Abweichung einen scharf prononcirten Ausdruck gibt, das Wort zu sehen, das Bismarck im Gedächtniß zu haben glaubte?

Schwierigkeiten auf Schritt und Tritt. Und ich wage kaum, eine feste Ansicht auszusprechen. Das Controlmaterial, das für den Krimkrieg so gediegen war und es gestattete, das Problem wie im Schraubstock festzulegen und zu zergliedern, ist hier ganz locker und brüchig, und der Kritiker muß auf diesem Boden mit größter Vorsicht auftreten. Daß die Dinge nicht so verlaufen sind, wie der Fürst sie erzählt, ist freilich sicher, und Niemand kann uns zumuthen, seinen Bericht in irgend einem Punkte ohne Weiteres als festen Boden für die Darstellung anzusehen. Es würde eine eigene Aufgabe sein, nachzuforschen, wie sich allmählich das Bild der Ereignisse und unter welchen Eindrücken abgeschwächt und verändert hat. Es beginnt dies schon zu einer sehr frühen Zeit. Schon Anfang August 1866, noch in Brünn, sprach er sich zu General von Hartmann, dem Hannoveraner, darüber aus, daß er gegen die Halbierung von Sachsen und Hannover gewesen sei: „Es hieß erst,“ so läßt ihn wenigstens Hartmann sprechen, „wir wollten halb Sachsen und halb Hannover haben — ich war dagegen. Ein beraubtes Gemeinwesen bleibt immer unzufrieden; man muß das Gemeinwesen zusammenlassen, dann gewöhnt sich das Ganze an das neue Regiment. Man mußte die südlichen Provinzen Hannovers haben wegen der Verbindung; das sind aber gerade alte Provinzen; auch Bremen, Verden, das Land Hadeln und Kehdingen sind alte Provinzen, und auch diese mußten wir der Nordsee wegen haben. Es blieb nach allen Erwägungen nichts übrig, als zuzugreifen. Ein Königthum von 800 000 Einwohnern dort bestehen zu lassen, wäre ein entsetzlicher Fehler gewesen.“

[1]) Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier. Bd. I, S. 282. Vergl. auch die Mittheilungen des österreichischen Ober-Kirchenraths Dr. Franz über ein Gespräch mit dem Fürsten im Sommer 1888. Bei Unger, Unterredungen mit Bismarck. S. 219.

Ich glaube wohl, daß Bismarck diese Reflexion gemacht und daß er in der That früher und schärfer als der König die Alternative „Ganz oder Nichts“ ins Auge gefaßt hat, sowie auch, daß König Wilhelm sich in seinen Zerstückelungsabsichten von dynastischen Gesichtspunkten und dem Empfinden, daß die Gegner, die ihn unschuldig zum Kriege gebracht, bestraft werden müßten, hat leiten lassen. Auch darf man, wie bemerkt, in den Weisungen an Goltz nicht lediglich Bismarck's Auffassung erblicken, sondern muß sie als Compromisse zwischen seiner und des Königs Ansicht auffassen. Immerhin aber muß schon diese Aussage nach der Instruction vom 9. und selbst noch derjenigen vom 20. Juli modificirt werden. Ebenso wenig soll in Abrede gestellt werden, daß der Minister mit den Generalen an einander gerathen ist und sich als der verantwortliche Leiter der Politik durch ihre militärischen Gesichtspunkte und ihren kriegerischen Ehrgeiz, denen der König so zugänglich war, in seinen Combinationen gestört und geärgert gefühlt hat. Er hat auch darüber schon in früher Zeit Klage geführt, so z. B. 1868 gegen Bluntschli [1]). Ich möchte diesen Gegensatz als besonders lebendig um den 8. und 9. und wiederum um den 19. und 20. Juli annehmen, wo die Briefe der hohen Officiere eine sehr gehobene Stimmung athmen. Doch läßt sich eben mit dem bisherigen Material wenig ausrichten. Wir werden ja wohl mit der Zeit bessere Quellen in die Hand bekommen, vor Allem die Correspondenz der Hauptbetheiligten, des Königs, des Kronprinzen und Bismarck's selbst, von dessen Briefen an seine Gemahlin zwischen dem 19. Juli und 2. August noch nichts heraus ist.

Doch ist es Thorheit, zu verlangen, daß wir bis dahin warten oder gar die Erzählungen des greisen Staatsmannes auf Treu und Glauben hinnehmen sollen. Wir haben zu ihrer Kritik und zur Darstellung seines Lebens und seiner Zeit schon heute eine Fülle echtester Quellen und sind schon jetzt in der Lage, an mehr als eine Stelle des unsicheren Bodens, den wir in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ betreten, das solide Fundament unparteiischer Forschung zu setzen. Noch weniger aber kann die Auffassung gebilligt werden, als dürften wir überhaupt nicht an dem Denkmal, das Bismarck sich darin errichtet hat, rütteln, als begingen wir eine Sünde wider den heiligen Geist, wenn wir nachweisen, daß er Thatsachen vergessen und verschoben hat, oder daß sein Urtheil über Personen und Ereignisse oft fehlerhaft ist. Ganz abgesehen davon, daß wir damit Denen, über die er uns falsch unterrichtet, das Unrecht anthun, dessen wir uns gegen ihn enthalten wollen, so würden wir gerade seinem Andenken dadurch Unehre erweisen.

Denn wir sind es in erster Linie ihm selbst, dann aber der Nation, der er den Athem seines Wesens, das stolze Kraftgefühl, das ihn durchdrang, erst eingehaucht hat, schuldig, das Bild seiner Persönlichkeit in der vollen Ursprünglichkeit seiner Kraft und in der stürmisch fortschreitenden Entwicklung seiner Tage dem Gedächtniß der Nachwelt „dauernder als Erz“ zu überliefern.

---

[1]) Siehe Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, cit. nach Unger 52.

Eine Aufgabe, die wir Zeitgenossen des Gewaltigen nicht bewältigen werden, sondern die auch die nach uns kommenden Generationen zu immer neu andringender Forschung antreiben wird. Soll es uns, in deren Mitte er wandelte, die wir seine Stimme hören, ihm in das tiefglühende Feuer seines Auges blicken durften, darum verwehrt sein, daran mitzuarbeiten?

Was ich in dieser Studie geboten, konnte ja nur Bruchstück sein, eine kleine Vorarbeit zu dem Werke, dessen Vollendung mehr als eines Mannes Kunst und Arbeit erfordern wird; nur zwei Stellen des Bodens habe ich mit ein paar Handgriffen der Methode lockern wollen, mehr um die Lücken sichtbarer zu machen und zur Forschung anzuregen, als daß ich damit Großes erreicht zu haben glaubte. In derselben Weise, hoffentlich auch mit besseren Mitteln, womöglich mit neuen Quellen, muß das ganze Werk durch die kritische Hechel gezogen werden. Marcks, Delbrück, Bamberger und Andere haben bereits an mehr als einer Stelle auf falsche Berichte oder Urtheile hingewiesen; ich brauche nicht zu wiederholen, wie wenig die Angaben über den Ursprung des Krieges gegen Frankreich, den Conflict mit den „Halbgöttern" im Generalstab vor Paris, über die Entstehung und den Abbruch des Culturkampfes, den Bruch mit den Nationalliberalen und Anderes zuverlässig sind. Auch das Motiv, das er seiner Rede vom 3. December 1850 zu Grunde legt, die er auf eine Verabredung mit dem Kriegsminister, nur um den Beginn des Kampfes mit Oesterreich hinauszuschieben, zurückführt, kann ich mich nicht entschließen einfach zu übernehmen[1]). Dort wie überall haben die Empfindungen und Anschauungen der späteren Zeit auf die Erinnerungen des Fürsten eingewirkt.

Der Werth des Buches kann dadurch in meinen Augen nicht sinken, selbst wenn man zu dem Ergebniß käme, daß auf jeder Seite gleich starke Irrthümer, wie wir sie nachgewiesen, stehen; man muß ihn nur nicht da suchen wollen, wo er nicht liegt. Und man braucht an der Größe des Mannes nicht irre zu werden, weil sein Buch keine zweifellose Urkunde ist für die Thatsachen und die Personen, die er darin schildert. Er hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen" ein Werk geschaffen, das sich sehr wohl mit Goethe's Autobiographie vergleichen läßt. Wer aber möchte unter dessen Werken „Dichtung und Wahrheit" vermissen, oder wer möchte dies Buch auch nur tadeln, weil es die in Poesie und Leben verklärte Gestalt des Dichters ist, die es schildert? Und wer empfindet nicht, daß gerade in dem Hauch der Dichtung, der über dem classischen Werke ausgebreitet ist, die Wahrheit, der Hauch des Ewig-Schönen liegt, dem der Träger dieses hohen Lebens diente? So hat auch Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" ein Selbstporträt entworfen, das gerade die echten, die heroischen Züge seiner Persönlichkeit widerspiegelt, den gewaltigen Willen, die heiße Leidenschaft, den bis zum

---

[1]) Was an der Haltung Bismarck's, die allerdings von der der Camarilla abwich, richtig ist, glaube ich in der Anmerkung zu dem Nekrolog auf den Fürsten (Schmoller, Lenz, Marcks, Zu Bismarck's Gedächtniß, S. 81) nachgewiesen zu haben. S. auch den großartigen Artikel Bismarck's vom 19. November 1850 in der Kreuzzeitung, „Zur schwebenden Frage", den es sehr lehrreich ist mit der Rede zu vergleichen.

Haß sich steigernden Zornmuth, das jede Blöße des Gegners erspähende Auge des Staatsmannes, die Macht der Phantasie, die Sicherheit des historisch-politischen Urtheils, auch wohl bittere Menschenverachtung, und das Alles doch wieder verschmolzen mit der unerschütterlichen Hingabe an die Krone und der freien Liebe zu dem königlichen Herrn, dem er diente: das Löwenartige mit einem Wort tritt nirgends so concentrirt hervor als in dem Werk, das der Greis in der Waldeinsamkeit, in der Verbannung schuf. Und ich fürchte mich nicht vor dem Vorwurf, um dieser Kritik willen zu den Verkleinerern des Schöpfers von Kaiser und Reich gezählt zu werden; so wenig etwa wie Herman Grimm als ein Verächter Goethe's gilt, weil er mit fein abwägender Empfindung der Willkür in der Composition und den Schilderungen von „Wahrheit und Dichtung" nachgespürt hat.

Freilich wäre es möglich, ein Bild von Bismarck zu entwerfen, das in dem Fluß der Linien, der Bewegtheit aller Züge noch überwältigender wirken müßte: wenn wir erst das Leben dieses Reformators unseres Staates in seinem ganzen Reichthum, unbeirrt durch die immer geschäftige Legende, dargestellt, wenn wir den Nimmermüden, den Immerlernenden durch alle Tage seines Lebens und durch alle Stürme der Zeit vorurtheilslos begleitet haben werden. Dazu ist die nothwendigste Vorarbeit die kritische Richtigstellung seiner Memoiren. Sie sind das Werk seines Alters: der finstere Geist, der den alten Löwen im Walde von Friedrichsruh so oft überschattete, ist in ihnen zu Worte gekommen, und das Verlangen, den Gegnern, die ihn gestürzt, den „Kleinen unter den Seinen", die sich an den Platz gesetzt, den er leer gelassen, den Neidern und Rivalen, von denen er sich verdrängt glaubte, und den „unverantwortlichen Rathgebern", die den Officiersgehorsam an Stelle des staatsmännischen Pflichtbewußtseins setzten, das Bild seiner Thaten und seines Wollens entgegenzuhalten.

Wollten wir das Alles annehmen, so würden wir die Anschauung dieser seiner letzten Zeit zu der unsrigen machen müssen; wir müßten dann seine Gegner hassen wie er, und jene Verachtung der Parteien und der Ideale mit ihm theilen, zu der ihn die bitterlich empfundene Kränkung getrieben hat; wir müßten an die Entwicklungslosigkeit seiner politischen Ideen glauben, die in seiner Apologie unwillkürlich hervortritt, und das große Problem seines Lebens, die Wandlung des preußischen in den deutschen Staatsmann, würde ganz ungelöst bleiben. Nur wer in gemessener Entfernung und vorurtheilslosen Blickes sich der Gestalt dieses Giganten, der kein Heiliger war und es nie hat sein wollen, gegenüberstellt, wird im Stande sein, ihn nach dem Maße seiner Umgebung zu beurtheilen; und nur so werden wir die Männer, mit denen er verbündet war und die er bekämpfte, alle Ideale und Interessen, mit denen er rang, gerecht beurtheilen, und die Wahrheit des Wortes verstehen, dem auch dieser Gewaltige sich unterworfen fühlte, daß es höhere, zwingende Mächte waren, von denen er sich tragen ließ. Wer aber nichts anderes weiß, als ihm huldigend zu den Füßen zu hocken, wird ihm kaum über die Kniee hinwegsehen.

Kleefeld.

Von
Ernst Heilborn.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

X.

In einem der westlichen Vororte von Berlin, in Steglitz, auf dem Fichteberg, steht wie ein vorgeschobener Posten ein einstöckiges Haus mit grünen Fensterläden und hohem, schiefergedecktem Dach. Von großem Garten ist's umgeben, und aus den Fenstern sieht man weit hinüber bis zu der Windmühle von Dahlem, bis zu den Ausläufern des Grunewalds. Ein etwas steifer, früh gealterter, mürrischer Herr arbeitet vom frühen Frühjahr bis in den späten Herbst eifrig im Garten, während eine große deutsche Dogge beweglich um ihn herum schnuppert. Geht der Briefträger vorüber, so greift er an die Mütze: „Guten Morgen, Herr Geheimrath. Wieder nichts angekommen, Herr Geheimrath. Guten Morgen, Herr Geheimrath." Manchmal tritt auch eine etwas corpulente, immer noch stattliche Dame mit reichem, lichtbraunem Haar auf die Veranda, äußert ihre Wünsche betreffs Anlage von Beeten oder Gemüsepflege, oder sie ruft zum frühen Abendessen. Vorn aber an dem Thürpfosten des grünen Zaunes sind zwei Klingelzüge angebracht, und neben jedem prangt ein Porzellanschild. Auf dem einen steht „Kleefeld", auf dem andern „Frl. Lindner".

Es ist ein seltsames Arbeitszimmer, das sich der Herr Geheimrath im Erdgeschoß dieses Landhauses eingerichtet hat. Nur das eine der beiden Regale ist mit Büchern bestellt; sie stehen da in doppelten Reihen hinter einander, eng zusammengepfercht. Auf dem andern sind in bunter Gesellschaft ausgestopfte Vögel, Schachteln mit Blumensamen, Kästen mit Schmetterlingssammlungen, ein ausgestopfter Fuchs und kleine Kisten mit allerlei seltsamen Steinen vereint. Zwischen den beiden Regalen steht ein Gewehrschrank mit einer Lefaucheux- und einer Centralfeuerflinte, beide zweiläufig, und einem leichten Mauser-Jagdgewehr. Im geschlossenen Unterbau sind allerlei Fischereigeräthe zusammengeworfen; denn die Jagd, die der Herr Geheimrath gepachtet hat, ist gleichzeitig

wasser- und fischreich. Ueber dem Schreibtisch hängen Geweihe, darunter ein ungerader Achtender, alle mit einem Datum sorgsam versehen. An den beiden Fenstern sind Blumenbretter angebracht, die mit Setzlingen bestellt sind, und ein Aquarium und ein Terrarium stehen davor — so oft Cäsar, die große deutsche Dogge, ins Zimmer kommt, schnuppert er besorglich an ihren Glaswänden und winselt dabei schmerzlich.

Ueberhaupt, Cäsar's Dasein ist nicht dornenlos. Steigt sein Herr die Treppe zu den Zimmern des Fräulein Lindner hinauf, so bellt Cäsar kriegerisch mit kurzem Blaffen, ehe er ihm folgt. Es sind peinlich sauber gehaltene Zimmer da oben, mit weißen Gardinen, weißen Decken auf Tisch und Nähtisch und weißen Nippesfiguren. Auf dem Bücherschrank mit den sauber gebundenen Bänden steht eine weiße Büste. Cäsar fühlt es, er ist dort oben nicht gern gesehen. Und schlimmer als das, es erwartet ihn da sein ärgster Feind. Und trotz seiner kriegerischen Drohungen, dieser Feind weicht nicht. Prätentiös sitzt Peter, nun schon hoch bejahrt, auf der Seitenlehne des Sophas und zupft an dem weißen, gehäkelten Sophaschoner. Und er wirft ihm einen Blick zu, so voller Verachtung, wie nur feige, grüne Katzenaugen blicken können. Und das erinnert ihn an den einen großen, kritischen Moment seines Lebens. Es war in der ersten Zeit seiner Installirung, und Peter saß auf der Verandastufe und sonnte sich. Ein Nichts fehlte, und er hatte ihn am Genick. Aber eben dieses Nichts genügte Peter, um auf den nächsten Baum zu springen. Und diesem fatalen Augenblick war ein fatalerer zweiter gefolgt, in dem er Bekanntschaft mit der ledergeflochtenen Knute machte — auch vor- und nachher war ihm das passirt — nie aber in so durchdringender Intimität. Und was das Schlimmste war, zu den Mahlzeiten stieg Peter herab in Cäsar's ureigenstes Revier. Er kam die Treppe herunter, mit erhobenem Schweif, kokett und selbstgefällig tänzelnd. Neben dem Zimmer seines Herrn lag das gemeinsame Eßzimmer mit den blanken Eichenmöbeln und der goldenen Hängelampe und dem Bild des Sturms auf die Düppler Schanzen: da saß Peter neben seiner Herrin, wie er neben seinem Herrn saß. Jeder mit seinem Napf. Wahrlich, es konnte ihm die Lust am wohlbereiteten Mahle vergehen, wenn er zufällig einmal dabei in die grünen Katzenaugen blickte. Was das Empörendste war, das Kätzisch-Gemeine, dieser Peter prätendirte ihm gegenüber wohlwollendes Gönnerthum und Freundschaft. Und servirte einmal statt seines lieben Franz, Fanny, die Köchin, mit stolzen Gesten, wenn auch gründlich abgeblüht, so streichelte sie im Vorübergehen Peter, der es ihr schnurrend quittirte, während sie ihm recht absichtlich auf den Schwanz trat. Ueberhaupt, es mochten da unlautere Beziehungen zwischen dieser Fanny und diesem Peter bestehen. Hatte er ihn neulich nicht, den weißen Bart behaglich leckend, aus der Küche kommen sehen? Nachträgerische, kleinliche Person, diese Köchin! Sie wollte es ihm nicht verzeihen, daß er in der Küche einmal, es war schon lange her, einen gespickten Hasen erbeutet hatte.

Nein wirklich, Cäsar's Dasein war nicht dornenlos. Kam sein Herr von seinen Reisen heim, so trug er einen Geruch von fremden Hunden mit sich. Was mochten das für Geschöpfe sein? Cäsar begrüßte ihn wohl wie immer,

sprang ihm freudig entgegen, winselte, legte die Vorderpfoten auf seine Schultern, aber — er wußte.

Daheim freilich durfte Cäsar immer um seinen Herrn sein. Der ging nicht in Gesellschaften und mied die fremden Leute; arbeitete er im Garten, so war Cäsar da, wollte er spazieren gehen, so pfiff er Cäsar. Grüßten ihn die Leute in den engen Straßen des kleinen Vororts, so lüftete er kaum den Hut und sagte bärbeißig: Guten Morgen. Und die Leute, die ihm begegneten, machten einen scheuen Bogen um ihn und seinen Cäsar. „Ein mürrischer, alter Herr," sagten sie.

Es war ein stilles Leben in dem kleinen Hause des kleinen Vororts. Vormittags arbeitete Kleefeld im Garten oder beschäftigte sich zur Winterzeit mit seinen Mineralien und Schmetterlingssammlungen. Fräulein Lindner machte sich übersorgsam mit der Wirthschaft zu schaffen. Gemeinsame Mahlzeiten, gemeinsame weite Spaziergänge Nachmittags, gemeinsame Abende, so doch, daß jedes, mit seinem Buch oder seiner Arbeit beschäftigt, in seiner Sophaecke saß. Sie waren beide im Grunde ihres Herzens stille Naturen, und was sie sich zu sagen hatten, war mit wenigen Worten abgethan. Von Zeit zu Zeit aber huschte ein zärtlicher Blick vom Einen zum Andern.

Zuerst, als die Beiden das Häuschen am Fichteberg kauften, hatten die guten Steglitzer viel über sie geredet. Daß ein unverheiratheter Mann, doch immer noch in den besten, allerbesten Jahren, mit einem unverheiratheten Mädchen zusammenzog, war unpassend, es war geradezu verletzend. Und ihr war der Ruf vorangegangen, daß sie eine Emancipirte sei. Aber wie man die Beiden zusammen beobachtete, fand man sich darein; schließlich, er war doch Geheimer Oberregierungsrath und war Vortragender Rath im Cultusministerium gewesen. Man änderte die Tactik und versuchte, Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. Als auch das mißlang, gab man sich zufrieden. „Ein mürrischer, alter Herr," sagten die Leute. Und dieser „alte Herr" war eben fünfundvierzig Jahre alt.

Aeußerlich genommen, hatten die Leute Recht. Kleefeld sah weit über seine Jahre alt aus, war abweisend und verschlossen und setzte ein griesgrämiges Gesicht auf; er setzte es auch auf, wenn er mit sich selbst allein war. Aber innerlich war er, wenn er es sich selbst auch nicht eingestehen wollte, so gar unzufrieden nicht. Und an Winterabenden, wenn die Jalousien herabgelassen waren, die Lampe gelblich stille Kreise zog, die ausgestopften Vögel in seinem Zimmer groteske Schatten warfen, und er in seiner Sophaecke saß und in Brehm's Thierleben las (man konnte das Buch immer wieder lesen), dann sah Martha oftmals, daß er, sich selbst unbewußt, wie in guter, alter Jugendzeit den grauen Schnurrbart emporzwirbelte und höchst befriedigt den Scheitel glatt strich. Und dann glänzte etwas wie ein glückliches Leuchten aus ihren Augen.

* * *

Es hatte die Beiden Kämpfe gekostet, bis sie sich in ihr stilles Steglitzer Idyll hineingefunden hatten.

Anfänglich war es mit Kleefeld bergauf gegangen. Der Rothe Adler-Orden dritter hatte sich in den zweiter Classe mit Eichenlaub verwandelt. Bei einem Ministerwechsel wurde er der vertraute Rathgeber des neuen Chefs, wie

er der des alten gewesen war. Seine Arbeiten zum Diöcesal-Gesetzentwurf galten als musterhaft, und er hatte die Freude, daß das Gesammtministerium den Entwürfen, die zum guten Theil die seinen waren, beitrat. Es galt für ausgemachte Thatsache, daß er zum Unterstaatssecretär ernannt werden würde, sobald Excellenz, der gegenwärtige Inhaber der Stellung, ihm den Gefallen erwiese, sich pensioniren zu lassen oder zu sterben. Er, der simple Vortragende Rath, war zu einem Ministerdiner befohlen worden, und Fürst Bismarck hatte sich lange und eingehend mit ihm unterhalten. Man plante einen neuen, diesmal vernichtenden Feldzug gegen die Socialdemokratie, und der Fürst geruhte anzudeuten, daß Kleefeld dabei eine Rolle zu spielen haben würde.

Und dann, an einem frostigen Märztage, war Kaiser Wilhelm zur letzten Ruhe gebettet worden. Und dann war das Unmögliche geschehen. Fürst Bismarck hatte seine Entlassung erhalten.

Aber es hörte nicht auf Saat und Ernte. Der Diöcesal-Gesetzentwurf war veröffentlicht worden. Er hatte die Mehrheit des Abgeordnetenhauses für sich. Kleefeld vertrat ihn neben seinem Minister vom Regierungstisch, und er vertrat ihn mit ungewöhnlicher Schärfe. Das Schiff war im Hafen, der Lootse stand am Steuer.

Da, im Hafen, brach der Sturm los. Ein Sturm der Entrüstung in der Presse und im Volk. Kleefeld war rastlos thätig. Er lancirte officiöse Artikel, er sprach wiederholt in der Commission, er versuchte ein Einverständniß mit den Nationalliberalen anzubahnen. Der Sieg schien entschieden. Da trat die letzte Wendung ein. Majestät desavouirte das Gesetz. Der Minister bekam seine Entlassung.

In der allgemeinen Erregung war es kaum beachtet worden, daß auch der Vortragende Rath Kleefeld seine Entlassung nachgesucht und erhalten hatte. Die Wenigen, die es anging, sagten: „Er spielt sich auf; das wäre noch schöner, wenn jeder Regierungswechsel auf die Ministerialbeamten zurückwirken sollte. Verantwortlich sind die Minister und sie allein." Nur eben die „Hamburger Nachrichten" traten lebhaft für Kleefeld ein und brachten eine eingehende Würdigung seiner Thätigkeit als Beamter; sie citirten eine sehr schmeichelhafte Aeußerung des Fürsten über ihn. Und die „Kreuzzeitung" brachte immerhin eine längere Notiz über seinen Rücktritt. Der Zufall wollte es, daß in derselben Nummer desselben Blattes eine ironische Abfertigung eines Vortrages zu lesen war, den ein Frl. Lindner auf einem allgemeinen Frauentag über die Stellungnahme der Regierung dem Frauenstudium gegenüber gehalten hatte. Der Referent schlug Frl. Lindner für den erledigten Posten des Cultusministers vor.

Nach der aufreibenden Arbeitslast der letzten Wochen die absolute Arbeitslosigkeit. Wie lang die Tage waren! Kleefeld stand später auf als er gewohnt war, er tadelte Franz ausgiebig nach allen Richtungen hin, er unterwies ihn, wie er ihn eigentlich zu rasiren habe, so daß diese nothwendige Toilettenleistung nahezu eine volle Stunde in Anspruch nahm; er versuchte die Zeitungen zu lesen, obwohl sie alles Interesse für ihn verloren hatten, er nahm die Mahl-

zeiten in einem ersten Restaurant ein, in dem sie sehr langsam servirt wurden, vor allen Dingen, er ging sehr lange und sehr andächtig spazieren. Trotzdem — wie langsam, bleischwer die Zeit verging.

Acht Tage waren so verflossen, — dahingeschlichen, meinte er. Es war ein Sonntag-Vormittag und er bereits so rasirt, wie irgend möglich. Da überreichte ihm Franz eine Karte. Er las den Namen und fuhr erstaunt zurück. „Bitte eintreten lassen," sagte er.

Und dann stand er Martha gegenüber.

Sie streckte ihm lächelnd die Hand entgegen und sagte: „Ich gratulire Dir."

Seine steife, abgemagerte Gestalt wurde steifer. „Das muß wohl ein Irrthum sein." Und er lud sie ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

„Nein, es ist kein Irrthum," sagte sie, und das Lächeln blieb auf ihren Zügen, und der Ton ihrer Stimme wurde warm. „Ich habe mich gefreut, daß Du Deinen Abschied nahmst. Du warst wieder ganz Du selbst, als Du es thatest."

Und wie sie weiter sprach, sah er sie sich genauer an. Es war lange her, daß er sie nicht gesehen hatte. Wie lange eigentlich? Sehr lange. Nach der Beerdigung seiner Mutter hatte er sie noch einmal besucht, und sie hatten die Erbschaft geregelt und sonst sich nichts zu sagen gehabt. Jetzt war es mit ihrer Schönheit oder sogenannten Schönheit gründlich vorbei. Nur die Augen und die lichtbraunen Haare leuchteten wie ehedem. Aber sie hatte einen Ansatz zur Korpulenz bekommen, und ihre Züge hatten ganz den Ausdruck gewechselt; um ihren Mund lagen scharfe und schmerzliche Falten. Und überhaupt, sie war alt geworden. „Ja, ja," sagte er, als sie geendet hatte.

Dann aber blickte er auf seine blanken Stiefelspitzen und sagte kühl: „Du irrst Dich dennoch, wenn Dein Irrthum auch sehr schmeichelhaft für mich ist. Als ich um meinen Abschied einkam, that ich es in der festen Zuversicht, er würde mir verweigert werden oder wenigstens, man würde mir einen anderen Posten in der Verwaltung anbieten. Das ist nicht geschehen."

Sie hatte sich im Lauf der Jahre oft gefragt, was sie an diesem eitlen und gefühlskargen Mann einst überhaupt geliebt hatte. Jetzt wußte sie es wieder: seine Wahrhaftigkeit. Und als sie aufstand, um ihn vielleicht wieder auf Jahre hinaus nicht zu sehen, war es ihr beinahe leid um ihn. Was das Leben verspricht, wird doch über kurz oder lang zur Lüge; Wahrheit ist nur in der Erinnerung an den kurzen, seligen Traum der Jugend.

Er hatte gedacht, ihr in vierzehn Tagen etwa den Besuch zu erwidern, aber da er nichts zu thun hatte, machte er sich früher auf den Weg. Es war ein regnerischer Herbstnachmittag, und die Straßenlampen waren früh angezündet worden. Er ging langsam. Er sah das Spiel der vielfarbigen Lichter in den Wasserlachen und das melancholisch grau-feuchte Glänzen der Trottoirs und der Häusermauern. Und es war ihm seltsam ums Herz, als er die weiße Holztreppe in dem Mauerstraßenhause hinauf stieg.

Zunächst Fanny's Erstaunen und Freude. Er fand Martha an ihrem Schreibtisch sitzend, den sie in das Zimmer seiner Mutter hinein gerückt hatte. Sonst Alles unverändert. Und wie Martha die Schiebelampe auf den Sopha-

tisch stellte, fiel das volle Licht auf das Bild seines Vaters, des militärisch strammen Küsters Kleefeld, und er sah den alten Arbeitsplatz seiner Mutter, ihren Thron, wieder und den Spion vor dem Fenster, in dem das Lampenlicht jetzt reflectirte.

Es wurde ihm schwer, auch nur einigermaßen eine Unterhaltung zu führen. Und als er aufstand, sich zu verabschieden, sagte er: „Erlaube mir doch, die alte Wohnung wieder einmal anzusehen."

Sie nahm die Lampe und führte ihn in das Eßzimmer, in dem sein Arbeitstisch gestanden hatte, der Tisch, den sie so sorgsam gestäubt und gesäubert hatte. Da waren die kleinen Gesellschaften versammelt gewesen, unter der goldenen Hängelampe zu seiner Mutter Geburtstag. Da hing noch der Sturm auf die Düppler Schanzen und das Bombardement des Kriegsschiffes in Buntdruck. Und sie führte ihn weiter über die Galerie, auf der sie so oft gesessen hatten, führte ihn in das Sterbezimmer seiner Mutter. Sie waren beide auf diesem Rundgang ganz still geworden.

Und dann, als sie wieder in Martha's Zimmer kamen, nahm er nicht Abschied, sondern ließ sich, ganz in sich versunken, in einem Lehnstuhl nieder. Er sprach kein Wort, und sie auch schwieg. Er dachte an einen Abend, der weit zurück lag, an jenen Abend, da er aus der Gesellschaft bei Günthers wiederkehrte und sie ihn spät erwartete, um ihm zu seiner Verlobung zu gratuliren. Den Abend war er sich bewußt geworden, daß Martha zu ihm gehörte.

Er schrak aus seiner Versunkenheit auf, entschuldigte sich, blieb aber dennoch sitzen. Als er endlich ging, bat er wieder kommen zu dürfen.

Ein müder, vorzeitig gealterter Mann, ging er heim. Er sah wieder die Lichter in tausend Lachen spielen, wie Schatten huschten die Menschen an ihm vorüber; wie traurige, müde, seelenlose Schatten. Und wie ein seelenloser Schatten lag sein Leben hinter ihm. Was hatte es ihm gebracht? Ein früh bei Seite geschobener, vorzeitig gealterter, einsamer Mann, ging er jetzt heim in seine einsame Wohnung, um da — was zu thun? Und was würde er morgen thun und was übermorgen? Und warum hatte ihn das Leben so betrogen? Er sann und sann und fand es nicht. Es hatte ihm mehr versprochen als Anderen, und er hatte mehr geleistet als Andere, und er hatte das große Vorbild seiner Zeit, den Schöpfer Deutschlands, fest ins Auge gefaßt und hatte in seinem Sinn das Leben verstanden und gestaltet. Und nun? Er wußte nur das Eine, daß er mit seinen vierzig Jahren am Ende stand, wo Andere auf der Höhe stehen. Und noch als er zu Hause in seinem Zimmer saß, sann er darüber nach, als gälte es ein Problem zu lösen. Wie ein seelenloser Schatten stand die Zukunft vor ihm.

Und es kam ihm vor, als hätte er heute von fern in den Jugendgarten seines Glückes zurück geblickt. Warum hatte er damals dies Paradies nicht erobert? Sie hatten sich beide lieb gehabt, und doch war sie nicht die Seine geworden — warum nicht? Wie er auch sann, er konnte keinen vernünftigen Grund dafür ausfindig machen, es sei denn, daß diese thörichten Emancipationsideen ihr damals schon im Kopf gesteckt hatten.

Aber das bißchen Liebe — du lieber Gott! Es mußte noch eine andere Macht in sein Leben getreten sein, die es zerstört hatte.

Er kam jetzt oft zu Martha und blieb eine stille Nachmittagsstunde bei ihr, während das Licht der Lampe auf das Bild seines Vaters fiel. Sie sprachen wenig; sie hatten wieder gelernt, mit einander zu schweigen. Einmal, wie sie so da saßen und ihren Gedanken nachhingen, sagte er:

„Es hat auch viel früher begonnen. Damals, als der Fürst ging, fing es an. Es kam eine Unsicherheit über uns Alle. Früher thaten wir, was wir thun mußten, und es ging. Jetzt fingen endlose Berathungen an. Das Für und Wider wurde überlegt; von allen Seiten wurden die Fragen betrachtet; Utilitätsrücksichten sprachen mit. Mit einem Wort, wir wurden skeptisch. Das ist es, skeptisch wurden wir."

„Warst Du das nicht immer?"

„Vielleicht — in manchen Dingen. Nie in Berufssachen. Da durchdrang uns Alle sein Wille."

„Und der ist todt."

„Ja, der ist todt."

„Aber Ihr habt doch Euren eigenen Willen?"

„Der gemeinsame Wille fehlt — der Leitstern, das — wenn es nicht so pathetisch klänge — das Ideal."

„War's nicht vielleicht ein Fehler, in einem Menschen, und sei er noch so groß, sein Ideal zu suchen?"

„Das — verzeih', aber das verstehst Du nicht. Du bist zwar für Gleichberechtigung der Frauen — aber vielleicht doch nicht in politischen Dingen? Doch —? Nun, dann um so schlimmer. Du klammerst Dich an das Wort ‚Ideal'. Ich habe es nur so zu sagen vergleichsweise gebraucht. ‚Ideal' ist immer eine Sentimentalität. Sage, Richtschnur."

„Es ist auch falsch, sich einen Menschen zur Richtschnur zu nehmen."

„Nicht, wenn man erkannt hat, daß er der überlegene Geist und Charakter ist. Der Mann, der die Zeit prägt."

„Ich meine, wenn Du Dein eigenes Leben ansiehst, solltest Du mir Recht geben. Was in dem Einen Stärke ist, kann in Andern Schwäche werden."

Sie schwiegen beide. Nach einer Weile sagte Kleefeld: „Ich werde mir ein Thier anschaffen. Vielleicht einen Hund. Solch ein Thier hat etwas Beruhigendes, Freundliches an sich."

Sie überhörte seine Bemerkung und sagte: „Ich habe auch Reue, meinen Lehrerinnenberuf aufgegeben zu haben."

„Wieso? Du hast doch Deine Frauensache. Füllt die Dich nicht mehr aus?"

Sie schwieg.

„Oder sind Dir endlich doch Zweifel entstanden? Haben wir Euch doch mürbe gemacht?"

„Ihr — uns? Nein, den Ruhm kann ich Euch nicht zuerkennen. Was kann uns die Regierung anhaben? Sie kann die Entscheidung auf ein paar Jahre verschieben. Sie kann uns Hindernisse in den Weg legen, die uns auf-

10*

halten, uns aber innerlich nur fördern. Nein, lieber Freund, unsere Feinde haben wir anderswo zu suchen."

„Nämlich wo?"

„In uns selbst. In den Frauen, wie sie heute sind. Du kennst die Geschichte des Gefangenen von Chillon, der die Freiheit zurückwies, als man sie ihm endlich bot? Es ist die Geschichte der heutigen Frau. Sie hat ihre Ketten lieben gelernt. Sie fürchtet sich vor der Selbstverantwortlichkeit. Es ist ihr recht, wenn der Mann für sie sorgt. Sie ist ganz zufrieden so."

„Man soll Niemandem seine Zufriedenheit rauben, glaube mir das."

„Nur daß es ohne Unzufriedenheit keinen Fortschritt gibt."

„Fortschritt — wohin?"

Sie überhörte die Frage und sagte: „Ich bin müde; ja, ich bin müde. Säen, und keine Ernte finden; reden, beklatscht werden und nicht wirken, nicht vorwärts kommen. Es ist Zeit, daß Andere für mich eintreten. Andere sind auch widerstandsfähiger als ich. Ich aber bin müde."

Er sah sie prüfend an: „Du hast Recht. Du bist eigentlich eine Siegernatur; wo Du nicht siegen kannst, kannst Du auch nicht kämpfen. Aber der Kampf ist doch schön an sich, wenn ich selbst jetzt auch unfähig bin, nur daran zu denken. Der Kampf ist eigentlich noch besser als die Macht."

Ein andermal, als sie wieder so beisammen saßen, sagte sie:

„Was uns eigentlich fehlt, ist so etwas wie ein neuer Rousseau. Jemand, der uns zum Frieden, zur natürlichen Einfachheit zurückführte. Ein Rousseau der Zukunft. Er müßte der Menschheit eine glückliche, sanfte Zukunft vor Augen stellen können."

„Es könnte auch eine Vergangenheit sein," sagte er, und es zuckte um seinen Mund. „Sie brauchte nicht einmal weit zurück zu liegen. Ich wäre schon ganz zufrieden, wäre es nur die Zeit unseres alten, lieben Kaisers."

„Wie verschieden unsere Ansichten sind. Keiner von uns beiden ist mit der Jetztzeit zufrieden. Du siehst zurück, ich vorwärts. Und doch hat Keiner von uns und von den Vielen, die wie wir denken, den Muth, dieser qualvollen Zeit den Rücken zuzukehren."

„Du willst doch nicht etwa dem Selbstmord das Wort reden?"

Sie lächelte: „Im Gegentheil, dem Leben. Dem wahren Leben, das von allen Zeitverhältnissen unabhängig ist."

„Aber das gibt es doch nicht."

„Ich habe," sagte sie, den Kneifer putzend, dessen sie seit einiger Zeit benöthigte, „in diesen Tagen, da ich den Entschluß, mich zurück zu ziehen, ernst erwog, oft darüber nachgedacht. Es gibt das doch. Nur wir in der Großstadt haben ganz vergessen, daß es möglich ist. Aber w i r leben doch nur ein Scheinleben. Wenn wir des Morgens nicht die neueste Zeitung sehen, in den Bücherläden nicht die neuesten Bücher, nicht die neuesten Toiletten, Kunstgegenstände, nicht die neuesten Ansichten, Entdeckungen, Probleme hören, dann glauben wir nicht leben zu können. Und doch ist das Alles meiner Meinung nach nur Schein, der trügt, und der Einen die innere Ruhe, den Frieden kostet."

„Und das Alles entbehren, ist das — wie sagtest Du? — wahre Leben? Ausgezeichnet!" Wie er das sagte, klang es, als hätte der Assessor Kleefeld in seinem Uebermuth das Wort gesprochen.

Sie setzte den Kneifer auf und sah ihn an: „Es ist die Vorbedingung. Denn das Alles macht nicht klug, sondern eben nur müde. Man nimmt so viel Falschgeld ein, daß man es gar nicht gewahr wird, wie sehr man dabei verarmt."

Er schnippte ein Stäubchen von seinem Rockärmel und sagte nichts.

„In einer kleinen Stadt kann man leichter die Zeit, in die Einen der Zufall gesetzt hat, gering achten. Man kümmert sich weder um Tagesklatsch noch um Zeitereignisse. Man läßt Regierung und Reichstag ihre Maulwurfsarbeit thun und nimmt keine Notiz davon. Man liest keine Zeitung. Man geht einfach und seelensicher seiner Beschäftigung nach."

„Ich habe keine Beschäftigung mehr." Er sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf und nieder.

„Du meinst, Du hast keinen Beruf mehr, aber das ist gerade die Vorbedingung. Beschäftigung findet man immer."

„Ich nicht. Für mich ist es aus. Du denkst Dir das auch leichter als es ist. Wenn nun für Dich Alles, was Dich jetzt ausfüllt, fortfiele, welche Beschäftigung würdest Du Dir wohl schaffen können?"

Ein Lächeln spielte um ihren Mund. „Ich habe natürlich darüber nachgedacht. Du weißt ja, ich gehe mit dem Gedanken um, meinen Beruf aufzugeben." Und dann, wie ein Lehrer, der einem Schüler die rechte Antwort in den Mund legen will, sagte sie: „Ich würde in eine kleine Stadt ziehen, vielleicht auch nur in einen Vorort, das ist schon etwas. Ich würde mir ein Haus kaufen mit einem Garten. Ich würde den Garten selbst anlegen, bepflanzen, pflegen. Ich würde Blumen und Gemüse ziehen. Und dann die einfachsten, geregelten Verrichtungen: Haushalt, Hausarbeit. Wär' ich ein Mann, ich ginge auf die Jagd, triebe Fischfang und Landarbeit. Da ich ‚nur' eine Frau bin" — sie lächelte — „muß ich mir schon Jemanden suchen, für den ich sorgen kann. Vor zehn Jahren noch hätt' ich gesagt, Einen, den ich lieb habe; jetzt sag' ich ganz bescheiden, Einen, der meiner bedarf." Sie betonte den Gegensatz leichthin.

Er schwieg, in sich versunken.

„Du wirst sagen," und wieder lächelte sie fein, „das klingt nicht nach Frauenemancipation. Es wäre eben der Frieden nach dem Kampf."

Ihm war zu Muthe wie Einem, der in finsterem Gange von fern einen Lichtschimmer sieht. Sie beobachtete sein Mienenspiel und sah, was in ihm vorging. Nach einer Weile raffte er sich auf und sagte: „Ich habe den Muth nicht."

„An Muth pflegte es Dir sonst nicht zu fehlen."

„Hier hab' ich ihn nicht. Ich müßte immerhin das Letzte aufgeben, was mir noch geblieben ist. Ich bin für solches Neuanfangen auch zu alt — innerlich zu alt. Und dann, ich würde die Einsamkeit fürchten."

„Ja," sagte sie, „die Einsamkeit . . ."

Da fing er an, zu begreifen. Er wurde verlegen, wie er es nie gewesen war. „Wenn Du Dich entschließen könntest — in meiner Nähe — so daß Du mir erreichbar bliebest —.“

Sie sprach ganz unbefangen: „Da uns der Zufall auf den gleichen Weg geführt hat, ließe sich das ja überlegen.“

Sie brachen das Gespräch ab und sprachen von gleichgültigen Dingen. Als er nach Hause ging, fühlte er sich innerlich verjüngt und hoffnungsfreudig.

Sie aber saß da, die Hände lässig in den Schoß gelegt, und blickte auf die Thür, durch die er gegangen war. Sie stand im Begriff, ihm viel zu opfern — im Grunde Alles, was sie hatte. Aber das Gefühl quälte sie nicht. Er bedurfte ihrer, und das war ihr genug.

Und wie sie ihn heute geführt hatte, so führte sie ihn weiter, Schritt vor Schritt. Sie besprachen alle Einzelheiten, sie trafen gemeinsam die Vorbereitungen zu ihrer neuen Lebensführung. Eine Zeit lang quälte ihn der Gedanke, ob er ihr noch einmal seine Hand antragen sollte, aber es kam ihm wie eine Verhöhnung ihrer selbst vor. Sie waren zu alt zur Ehe. Sie hatten die nöthigen Illusionen nicht mehr. Und schließlich, er konnte sie mit diesem Antrag ganz verlieren.

Im Frühjahr darauf bezogen sie das kleine Haus am Fichteberg in Steglitz. Zwei Schilder prangten an der Thür des grünen Gartenzaunes: „Frl. Lindner“ und „Kleefeld“ stand darauf. Und wenn das Wetter es einigermaßen erlaubte, arbeitete ein steifer, griesgrämiger, früh gealterter Herr im Garten, der — im Grunde seines Herzens mit seinem Schicksal recht zufrieden war.

So hatte sie den lieben Schiffbrüchigen im Augenblick der Noth bei beiden Händen ergriffen und hatte ihn, ohne daß er ihrer Hülfe gewahr wurde, sanft ans Land gezogen.

* * *

Sie gingen der untergehenden Sonne entgegen, die Landstraße von Steglitz auf Dahlem zu. Cäsar sprang ihnen voraus, machte Halt, umschnupperte sie. Es lag ein Erdgeruch in der Luft, wie ein Locken zur Heimkehr in den Erdenschoß. Sommerkühle und das Hacken des Spechts an den Bäumen.

„Aeh,“ sagte er „bei der Arbeit im Garten lernt man sich mit dem Tod beschäftigen. So ein Großstädter hat eigentlich gar kein Verhältniß zum Tod. Sein ganzes Leben über denkt er nicht ans Sterben, und kommt es so weit, bekommt er's mit der Angst zu thun. Aber die rechte Todessehnsucht, das Begehren, in der feuchten Erde auszuruhen, wieder zu Erde zu werden, kennt er gar nicht.“

„Und doch hat das Leben nur Werth, wenn man es Angesichts des Todes lebt.“

„Meine ich auch; natürlich. Und man könnte sich mit dem Tod auch ganz aussöhnen, wenn“ — er seufzte und sah in die untergehende Sonne — „wenn das Eine nicht wäre.“

„Welches Eine?"

„Ja, ja Marthachen" — er hatte den überlegenen Ton längst wieder gefunden, und sie ließ ihn lächelnd gewähren, „wir beide müssen hinunter, ohne eine Spur zu hinterlassen."

„Das, lieber Freund, möcht ich bestreiten. Du in Deinem Beruf, ich in meiner Thätigkeit —"

Er machte eine abwehrende Bewegung mit dem Arme. „Die Kinder, die Kinder. Wir haben keine Kinder."

Sie war etwas prüde geworden, merkwürdiger Weise erst, seit sie mit ihm zusammen lebte, und, um das Thema zu wechseln, sagte sie: „Ich dächte —"

Er ließ sie nicht zu Worte kommen. „In seinen Kindern lebt man fort. Wir haben keine. Merkwürdig, schon als junger Fant hab' ich mir immer Kinder gewünscht, auch die Ehe immer unter dem Gesichtspunkt angesehen — in Jahren, in denen andere junge Leute auf solche Gedanken gar nicht kommen. Und nun muß ich kinderlos von hinnen."

Ihr fehlte das Wort, ihn zu trösten, denn sie empfand wie er.

„Ich habe heut' bei der Gartenarbeit wieder darüber nachgedacht, ich denke oft darüber nach. Vielleicht will Gott, der Herr, es so. Vielleicht sind wir nur Uebergangsgeschöpfe, die Letzten einer Species. Vielleicht hat unsere Art in einer kommenden Zeit keine Mission."

„Du nimmst es doch zu äußerlich," sagte sie. „Man kann in einem Wort, das man gesprochen oder geschrieben, weiter leben. Ich habe heut' in alten Familienbriefen gelesen —"

„Das ist ja neuerdings Deine Passion."

„Und vergangene Zeiten sind so deutlich vor mir aufgetaucht. Auch Deine Mutter sah ich wieder wie leibhaftig vor mir ... Weißt Du noch, die Feste, die sie zu ihrem Geburtstag gab?"

„Ich hatte damals kein Verständniß dafür; heut' hätt' ich's vielleicht eher. Man müßte vielleicht" — er lachte — „auch die andern Menschen Angesichts des Todes sehen; man würde sie höher schätzen."

„Oder sich selbst wenigstens nicht über sie stellen."

„Da hast Du Recht. Die Jugendthorheit hab' ich auch Gott sei Dank überwunden."

Sie sah ihn lächelnd an. Nach einer Weile sagte sie: „Ich hätte beinahe Lust, die alten Freunde wiederzusehen. Wenn wir sie einmal zu uns bäten?"

Er zuckte die Achseln. „Aeh, wenn Du Lust hast, ich will Dir nicht im Wege stehen. Das heißt, muß ich dabei sein?"

„Natürlich müßtest Du das."

„Ich wüßte nicht recht, was ich mit Ihnen sprechen sollte. Na, vielleicht wissen sie's. Aber hast Du ihre Adressen?"

„Das laß nur meine Sorge sein. Wirklich, ich freue mich, sie wiederzusehen."

Sie traten in den Grunewald. Die Sonne war untergegangen. Wie sie zurückblickten, lag leis ein blauer Abendnebel über der Landschaft. — „Keine Spur zurücklassen," sagte er.

* * *

Am folgenden Sonntag — es war ein heiterer, milder Tag — stand Martha im Eßzimmer vor dem gedeckten Tisch und gab Franz allerlei Anweisungen. Sie waren nicht auf Gesellschaften eingerichtet, und es sollte doch Alles ein wenig festlich aussehen. Die Tafel war ganz mit blühenden Blumen bedeckt.

Dreiviertel Zwei war es eben — die Gäste waren zu zwei Uhr gebeten, als die Klingel draußen im Vorflur anschlug. Martha warf einen Blick auf die Uhr und lächelte. „Unsere Gäste kommen früh, sie kommen hoffentlich auch gern."

Hahns traten ins Wohnzimmer, von Kleefeld und Martha bewillkommnet. Hahn hatte seinen alten Frack hervorgesucht, und der erzählte schlotternd von wohlbeleibteren, besseren Tagen; der Greis war sichtlich abgemagert. Sie, im schwarzseidenen Fähnchen, einem bereits historisch gewordenen Costüm, mit weißem Häubchen auf den weißen Haaren.

Er küßte Martha auf die Stirn und sagte: „Mein liebes Kind;" Kleefeld streckte er beide Hände entgegen. Und wie sie nun saßen, sagte er: „Ich habe Euch beide seit dem schmerzlichen Tage nicht wiedergesehen, da wir unserer lieben Freundin, Deiner Mutter, das letzte Geleit gaben. Das ist nun auch schon lange her."

Frau Hahn rutschte unruhig auf ihrem Sophaplatz hin und her. Endlich faßte sie Muth und sagte: „Du wirst Dich erkälten, Lieber. Du bist warm geworden bei dem Weg hier herauf. Für uns alte Leute ist das ein beschwerliches Steigen. Soll ich Dir nicht Deinen Shawl holen?"

„Wenn Du meinst? Unsere Freunde werden ja nichts dagegen haben."

Sie ging hinaus und kehrte mit einem wollenen, gestrickten Shawl zurück, den sie ihm fürsorglich um den Hals band. Er küßte sie dafür dankbar. Nun saß der alte Mann da, im Frack und mit dem rothen Shawl um den Hals.

„Wie der Kögel damals sprach," sagte Hahn, „hat's mich nicht wenig verdrossen. Was er da sagte, das Alles traf auf unsere Freundin gar nicht zu. Heut' ist er selbst ein schwerkranker Mann, den sie in einem königlichen Wagen spazieren fahren; er wird's wohl so gut gemacht haben, sag' ich mir heut', wie er konnte."

„Er schilderte sie eben so, wie er sich eine gute Christin denkt," sagte Martha.

„Und das mußt' er auch", setzte Hahn bedächtig hinzu. „Jeder sucht im Andern sich selbst. Erst wenn man alt wird, sieht man die Dinge anders an. Dann meint man, 's wird schon Jeder wissen, was ihm frommt. Es könnte Vieles besser sein, aber im Grunde ist Alles gut; Alles ist gut."

Sie streichelte die Hände ihres Mannes: „Er ist immer so zufrieden."

„Du hast uns ja damals," sagte Hahn zu Kleefeld gewandt, „ein sehr strenges Gesetz geben wollen. Ich habe das seiner Zeit Alles verfolgt. Es muß Dir nahe gegangen sein, daß Du Dein Werk nicht durchführen durftest."

„Ich denke," sagte Kleefeld ohne alle Bitterkeit, „es ist gut, wenn man nur für sich selbst zu sorgen und zu bestimmen hat."

Nun klingelte es wieder draußen im Vorflur, und nach erwartungsvoller Pause und vielen Complimenten um den Vortritt erschienen Provisor Beetzens nebst Postsecretär Hofmeisters mit Frau Heinrich, die als echte rechte Schwiegermutter nach dem Tode ihres Mannes zu ihnen ins Haus gezogen war.

Frau Heinrich richtete sich hoch auf und sah sich um: „Lehweß's noch nicht hier? Natürlich, sie müssen immer etwas Besonderes haben und zu spät kommen.“ Und dann wandte sich die alte Dame an Kleefeld und machte ihm einen sehr jugendlichen Knix.

Sie wurde aber Lügen gestraft, denn eben hielt eine Droschke vor der Gartenthür und kurz darauf traten Lehweß's ein. Herr Lehweß, jetzt alleiniger Inhaber der Firma J. A. Heinrich, Materialwaaren en gros und en détail, nebst Frau Gemahlin konnten ihrem Entzücken über die freundliche Einladung kaum genug thun.

Er wurde aber von seiner Schwiegermutter brüsk zur Seite gezogen: „Droschke?“ sagte sie.

„Liebe Mutter,“ erwiderte er, „ich hoffte, es wäre Dir bequemer für die Rückfahrt, wenn ich Dir einen Platz in meinem Wagen anbieten könnte.“

Sie ließ ihn stehen, und Kleefeld sah lächelnd, daß sie zu ihrem andern Schwiegersohn, dem Postassistenten, ging und ihm vorhielt, wie schlecht er für sie sorge und wie aufmerksam Lehweß wieder gewesen sei. Sie drohte ihm sogar, endgültig zu Lehweß's überzusiedeln; Jedermann aber wußte, daß das nicht ihr Ernst sein konnte, denn in dem Punkte verstand Lehweß, der allzeit Gefällige, keinen Scherz.

Und Kleefeld sah Martha wieder vom Einen zum Andern gehen, freundlich und mittheilsam. Wie damals, wie damals . . .

Die Einrichtung des Zimmers mit all' den ausgestopften Vögeln, den Setzlingen, dem Terrarium erregte allgemeines Erstaunen und Entzücken.

„Mich heimelt das an,“ sagte Hahn. „Was uns aus Händen der Natur kommt, ist immer liebenswerth. Ich habe das mein ganzes Leben hindurch erfahren. Denn Kinder sind ja wohl auch ein Stück Natur. Und alte Leute auch.“

Nun bat Martha zu Tisch, und die Gesellschaft begab sich ins Eßzimmer. Man sprach viel von vergangenen Tagen, und Beetz, der rosige Wänglein und ein Bäuchlein angesetzt hatte, wurde mit seiner Rede über den Muth geneckt. Frau Susanne war das peinlich, und Lehweß trat für ihn ein: „Wir haben alle Gelegenheit gehabt, auf die eine oder andere Weise unseren Muth zu beweisen. Wenn auch anders, als wir damals dachten.“

„Denken Sie sich,“ sagte Frau Heinrich, die links neben Kleefeld saß, „er hat sich nicht taufen lassen.“

„Und es ist auch so gegangen, wie ich sehe,“ lachte der. „Ich glaube, er hat ganz recht gethan. Seine Frau hat er auch so glücklich gemacht, wie mir scheint.“

„Ich will nichts gegen ihn sagen, er ist ein guter Mann und soweit auch ein guter Sohn. Und aufs Geschäft versteht er sich. Der Andere aber ist ein Duckmäuser. Und die Art läßt in der Ehe immer zu wünschen übrig.“

Und nun war der Braten gekommen und mit ihm ein guter Rothwein (darauf hielt Kleefeld), und Hahn band seinen rothen Shawl ab, erhob sich und schlug ans Glas. „Liebe Freunde,“ sagte er, „und Festgenossen. Ja wohl, Festgenossen. Denn so lange man lebt, soll man das Leben immer als ein Fest betrachten, und das ist es auch. Aber heut' haben wir ganz besondere

Veranlassung dazu. Wir haben uns endlich Alle wiedergesehen und uns versichert, daß wir die Alten geblieben sind. Und die Schlacht von Düppel hängt auch wieder an der Wand, und die schöne Krone erkenn' ich auch wieder. Und doch, nicht Alle haben wir uns zusammen finden können. Die Tante Kruschki und unser lieber Heinrich sind uns vorauf zur letzten Ruh gegangen. Und auch unsere liebe, liebe Freundin Kleefeld ist von uns geschieden. Ich könnte ja sagen, sie lebt in ihrem Sohn weiter, aber nein, in uns Allen lebt sie fort. Sie hat sich zu Zeiten wohl über uns Alle lustig gemacht, denn sie hatte ihre Freude am Komischen und fand es überall heraus, aber — das wissen wir: sie hat uns lieb gehabt. Und wir Alle hatten sie lieb. Ich bin ja ein alter Mann, und es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich mein Glas erheben darf. Darum möchte ich sagen: es lebe die Freundschaft. Sie überlebe uns. Denn die Freundschaft ist das Beste im Leben. Die Freundschaft — — meine Frau sieht mich strafend an. Laß gut sein, Gustchen. Unsere Liebe ist ja auch lange schon zu Freundschaft geworden und ist darum nicht schlechter bestellt. Und so ist's wohl in jeder rechten Ehe. Also, meine Freunde: die Freundschaft!"

Sie stießen an. „Das sagt er jedesmal, schon seit drei Jahren," sagte Lehweß zu Martha.

„Weil er Recht hat," sagte sie. Als aber Kleefeld mit ihr anstieß, zitterte ihr die Hand.

Und mochte es nun die Zusammensetzung der Gesellschaft sein, mochte Hahn's Rede Schuld daran tragen, alle Gespräche kreisten um das eine Thema: „es war einmal." Und alle sagten, es waren schöne Tage. Auch Kleefeld sagte das.

Und als die Gesellschaft gegangen war, nicht ohne vorher ein häufigeres Zusammenkommen verabredet zu haben — Herr Lehweß hätte am liebsten eine Landpartie zu Stande gebracht — als sie gegangen waren, war Kleefeld nachdenklicher noch als sonst. Der Abend war warm, und sie saßen beide, Kleefeld und Martha, auf ihrer Veranda. Der blaue Nebel der Tagesneige lag auf den Feldern.

Er brach das Schweigen und sagte: „Hahn hat ganz recht. Es ist doch ein Fest. Und wenn der liebe Gott die Menschen so ansieht, wie wir alten Leute, dann wird er nicht viele zu verdammen haben."

In der Ferne tönte ein Vogelruf, und Peter, der auf dem Geländer saß, hob den Kopf und schnupperte in die Luft. Dann aber ließ er sich wieder behaglich nieder, alter Bursche, der er war.

* * *

Am andern Morgen, als Kleefeld im Garten dem Kohl Erde häufte, trat Martha auf ihn zu und sagte: „Denke Dir, Fanny hat eben beim Kaufmann gehört, der Reichskanzler hat seinen Abschied bekommen."

Er ließ den Spaten in der Erde stecken und stützte die Hände darauf: „Der Reichskanzler? — Aeh, ich gönn's ihm. Er hat sich lange genug gequält ... Uebrigens," sagte er, „müssen wir für nächstes Jahr ganz energisch gegen die Raupen vorgehen."

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juni.

Als ein Erfolg der auswärtigen Politik darf der zwischen der deutschen Regierung und derjenigen Spaniens vereinbarte Staatsvertrag bezeichnet werden, durch den die Carolinen-, die Palau- und die Marianen-Inseln an Deutschland abgetreten werden. In der am 2. Juni in den Cortes verlesenen Thronrede wurde die erste officielle Mittheilung davon gemacht, daß Spanien, da die Erhaltung der noch übrigen Colonien im Stillen Ocean nicht mehr rathsam sei, die bezeichneten Inseln an Deutschland überlassen habe, und daß die Unterzeichnung des Vertrages demnächst erfolgen werde. Der Königin-Regentin von Spanien und der von ihr berufenen Regierung gebührt ebenso wie dem früheren Cabinet volle Anerkennung dafür, daß sie nach den schweren Schicksalsschlägen, von denen das Land betroffen worden, zu dem Entschlusse gelangten, eine Politik der Sammlung und Zusammenfassung aller inneren Kräfte zu befolgen. Spanien birgt einen solchen Reichthum werthvoller Naturerzeugnisse, daß deren Erschließung und Verwerthung für Industrie und Handel als die wichtigste Aufgabe einer ihre Ziele klar bewußten Regierung erscheinen muß. Wer in den letzten Jahren zu wiederholten Malen die catalonischen und die baskischen Provinzen besucht hat und insbesondere in der Hauptstadt Cataloniens, Barcelona, oder in Bilbao, der durch ihre Eisen- und Stahlindustrie sich in überraschender Weise entwickelnden Hauptstadt der Provinz Viscaya, verweilte, weiß aus eigener Wahrnehmung, wie leistungsfähig die spanischen Nordprovinzen sind. Ebenso weisen andere Gebiete im Westen und im Süden Spaniens einen solchen Ueberfluß an Naturproducten auf, daß der Ausfuhrhandel Spaniens noch einer beträchtlichen Steigerung fähig ist. Im Interesse Spaniens sowohl als auch Deutschlands könnte es daher nur mit Genugthuung aufgenommen werden, wenn sich zwischen den beiden Ländern auch ein regerer Handelsverkehr entfaltete. Die freundliche Gesinnung, die von der spanischen Regierung durch die Vereinbarung des Staatsvertrages über die Abtretung der Inseln in der Südsee bethätigt worden, gestattet den Schluß, daß es an wechselseitigem guten Willen nicht fehlen wird, auch in Bezug auf die Gewährung von Conventionaltarifen, in denen die Interessen beider Länder gleichmäßig aufrecht erhalten werden, eine Verständigung zu erzielen.

Die Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands hat sich bei der Vorbereitung des Staatsvertrages mit Spanien in solchem Grade bewährt, daß sicherlich nichts unterlassen worden ist, zugleich mit den politischen auch die wirthschaftlichen Interessen ihrem vollen Werthe nach abzuwägen. Daß die diplomatischen Verhandlungen mit Tact und Umsicht geführt werden mußten, leuchtet ohne Weiteres ein.

Indem die leitenden deutschen Staatsmänner durch ihren von den Regierungen der Vereinigten Staaten und Englands angenommenen Vorschlag, eine Obercommission mit der Regelung der Verhältnisse auf Samoa zu betrauen, eine friedliche Lösung der bestehenden Schwierigkeiten anbahnten, verhüteten sie zugleich, daß diese Regierungen sich in anderen Fragen übelwollend erwiesen. Die englische

Presse äußerte sich denn auch sogleich überwiegend in dem Sinne, es läge für Großbritannien keine Veranlassung vor, Einwendungen gegen die neuen Besitzerwerbungen Deutschlands zu erheben, und ebenso erklärte Staatssecretär Hay, daß die Abtretung der Carolinen-Inseln an Deutschland nicht zu denjenigen Angelegenheiten gehöre, in Bezug auf die die Regierung in Washington befragt werden müßte. In der französischen Presse ließ sich bereits vor einiger Zeit eine berufene Stimme vernehmen, die, als die ersten Gerüchte über die Erwerbung der Carolinen durch Deutschland auftauchten, darauf hinwies, daß Frankreich ebenfalls nichts gegen eine solche Besitzveränderung einzuwenden habe.

Naturgemäß gelangte in den maßgebenden spanischen Blättern von Anfang an Zustimmung zu dem Staatsvertrage mit Deutschland zum Ausdrucke. Das bei strenger Wahrung der Neutralität doch für das im Kriege vom Unglück schwer heimgesuchte Spanien sympathische Verhalten Deutschlands mußte ebenfalls dazu beitragen, die öffentliche Meinung günstig zu stimmen, um so mehr, als der Rest des Colonialbesitzes für Spanien selbst nach dem Verluste der Antillen und der Philippinen an Werth verloren hatte. Immerhin kommt für den Erwerber in Betracht, welche Bedeutung der neue Besitz für ihn erhält. Sachverständige Beurtheiler stimmen nun darin überein, daß die Carolinen gute Häfen haben, von denen aus durch die Schaffung neuer maritimer Stützpunkte im Stillen Ocean der Zusammenhang der deutschen Colonien befestigt wird. Dies gilt insbesondere auch in Bezug auf Neu-Guinea. Daß zugleich die deutschen Handelsinteressen Förderung erfahren sollen, ist ein weiteres Moment zu Gunsten des deutsch-spanischen Staatsvertrages. Zunächst bedarf dieser noch der Genehmigung durch die Cortes. Da das Ministerium Silvela sowohl in der Deputirtenkammer als auch im Senate über eine geschlossene Mehrheit verfügt, kann angenommen werden, daß diese die Abtretung der Inseln an Deutschland genehmigen wird. Die Opposition, die sich zumeist auf die Republikaner beschränken wird, muß auch dadurch abgeschwächt werden, daß der liberale Parteiführer Sagasta selbst den Staatsvertrag mit Deutschland vorbereitete. Nach der Genehmigung des Vertrages durch die Cortes wird dieser dem deutschen Reichstage vorgelegt werden. Die Regierung wird jedenfalls in der Lage sein, nicht bloß die politischen und wirthschaftlichen Vortheile der Ausdehnung des Colonialbesitzes zu begründen, sondern auch den Nachweis zu erbringen, daß der zu entrichtende Kaufpreis von 25 Millionen Pesetas in angemessenem Verhältnisse zum Werthe des Kaufobjectes steht.

Der deutsche Botschafter in Madrid, Herr von Radowitz, hat durch seine ebenso tactvolle wie umsichtige diplomatische Wirksamkeit nicht bloß in den Regierungskreisen Spaniens, sondern auch in der öffentlichen Meinung dieses Landes wesentlich dazu beigetragen, daß die freundschaftlichen Gesinnungen für Deutschland dort Wurzeln faßten. Wenn es seiner Thätigkeit zu verdanken ist, daß die handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien sich in den letzten Jahren überhaupt gebessert haben, so wird die wechselseitige Gewährung der Conventionaltarife, die den Wünschen und Interessen des deutschen sowie des spanischen Handels entspricht, neben dem Abkommen über die Abtretung der Inseln sicherlich das gute Verhältniß zwischen beiden Ländern noch befestigen. Wie König Alfonso XII. in Deutschland seiner Zeit sympathische Aufnahme fand, sind diese Sympathien auch auf dessen Sohn, Alfonso XIII., übertragen worden, dessen Mutter, die Königin-Regentin Marie Christine, in vollem Maße der Anerkennung werth ist, deren sie seit einer Reihe von Jahren sich im eigenen Lande erfreut.

Die einzelnen Commissionen der Friedens-Conferenz im Haag lassen es an Eifer, die ihnen gestellten Aufgaben zu lösen, nicht fehlen. Nur sind die amtlichen Bulletins, die über die Berathungen der einzelnen Commissionen zur Veröffentlichung gelangen, zumeist so farblos gehalten, daß sich sehr bald die Nothwendigkeit herausstellen wird, vollständige sachgemäße Berichte zu publiciren. Auf keine andere Weise kann dem Uebelstande abgeholfen werden, daß insbesondere in der

englischen Presse Indiscretionen vorkommen, die keineswegs ausschließlich den englischen Delegirten zugeschrieben werden müssen, wohl aber eine ausgesprochene Tendenz bekunden, so daß es sich unter allen Umständen empfiehlt, die öffentliche Meinung durch ebenso authentische wie vollständige Mittheilungen aufzuklären.

Der französische Cassationshof hat in seiner Sitzung vom 3. Juni das gegen den Capitän Dreyfus vom Kriegsgerichte am 22. December 1894 gefällte Urtheil aufgehoben und für nichtig erklärt, sowie den Angeklagten vor das Kriegsgericht in Rennes verwiesen. Dieses soll darüber entscheiden, ob der Capitän Dreyfus schuldig ist, im Jahre 1894 geheime Anschläge hervorgerufen oder Beziehungen mit einer fremden Macht oder einem ihrer Agenten unterhalten zu haben, um diese zu Feindseligkeiten oder zum Kriege gegen Frankreich zu veranlassen, indem er die Mittel dazu durch die Auslieferung der im „Bordereau" verzeichneten Documente gewährte. Da dieses Urtheil auf der Grundlage des vom Präsidenten der Civilkammer des Cassationshofes, Ballot-Beaupré, erstatteten Berichtes gefällt wurde, in dem der frühere Commandant Esterhazy als der wirkliche Verfasser des Bordereau bezeichnet wird, kann nach dem ganzen Verlaufe der zunächst von der Criminalkammer und dann den vereinigten drei Kammern des Cassationshofes geführten Untersuchung an dem freisprechenden Verdicte des Kriegsgerichts von Rennes kaum noch gezweifelt werden. Von dem höchsten französischen Gerichtshofe darf jetzt bereits gesagt werden: „Il y a des juges à Paris", wie denn schon vor diesem der Untersuchungsrichter Bertulus in vollem Maße seine Pflicht gethan hatte. Die französischen Militärgerichte, in denen es allerdings an rechtserfahrenen Auditeuren nach deutschem Vorbilde fehlt, sind dagegen bisher den Beweis schuldig geblieben, daß die unbedingte Wahrung der Gesetzlichkeit der Leitstern ihres Verhaltens ist. General Mercier, der frühere Kriegsminister, wird denn auch in dem Urtheile des Cassationshofes ausdrücklich als Derjenige genannt, der dem Kriegsgerichte im Jahre 1894 geheime Actenstücke unterbreiten ließ, von denen weder der Angeklagte noch dessen Rechtsbeistand Kenntniß erhielt. Ueberdies ist längst erwiesen, daß eines dieser Actenstücke, das die Worte enthält: „Ce canaille de D. . ." sich gar nicht auf den Capitän Dreyfus bezieht. Als classischer Zeuge für die Thatsache der Unterbreitung dieses Documentes im Berathungszimmer des conseil de guerre wird der frühere Präsident der Republik Casimir-Perier angeführt, der vor dem Cassationshofe seine Aussage in solchem Sinne machte. Freilich fügte der frühere Chef der Executivgewalt hinzu, er selbst habe angenommen, daß Capitän Dreyfus und dessen Rechtsbeistand gleichfalls von dem Actenstücke Kenntniß erhalten haben.

Daher rechtfertigen sich die Besorgnisse, die an das Verfahren französischer Kriegsgerichte geknüpft werden. Ueberdies braucht nur an das Vorgehen gegen Oberstlieutenant Picquart erinnert zu werden, denjenigen höheren Officier der französischen Armee, der als ein leuchtendes Vorbild der Ueberzeugungstreue und ausgezeichneter Begabung mit Anerkennung genannt werden muß, sobald es darauf ankommt, den Nachweis zu erbringen, daß die Aufopferungsfähigkeit nicht bloß in den bürgerlichen Kreisen Frankreichs aus Anlaß der Dreyfus-Angelegenheit sich bethätigt hat. Welches Unheil andererseits Officiere vom Schlage des Oberstlieutenants Henry, des Oberstlieutenants du Paty de Clam und des Commandanten Esterhazy angerichtet haben, läßt sich noch gar nicht absehen. Auch bleibt abzuwarten, ob die Verhaftung du Paty's und das gegen diesen eingeleitete militärgerichtliche Verfahren ernstere Folgen haben werden als der kriegsgerichtliche Proceß gegen Esterhazy, der, wie Emile Zola in seiner bekannten Philippika mit Recht ausführte, sich lediglich zu einer vorher in allen Einzelheiten festgestellten Posse gestaltete. Zola ist inzwischen aus dem freiwilligen Exil nach Frankreich zurückgekehrt, um nach der Fällung des Urtheils des Cassationshofes fernerhin die Sache der Gerechtigkeit zu vertreten.

Mittlerweile waren allerdings neue Verwicklungen in der inneren Lage Frankreichs eingetreten. Der Führer der Patriotenliga, Paul Déroulède, der am Tage

der Beisetzung des früheren Präsidenten, Félix Faure, einen Handstreich gegen die Republik versucht hatte, ist vom Pariser Schwurgerichte freigesprochen worden. Da Paul Déroulède in den maßgebenden politischen Kreisen Frankreichs längst nicht mehr ernst genommen wird, viemehr als moderner Don Quijote gilt, dem es bei seinem Handstreiche auch nicht an einem Sancho Panza fehlte, konnte das auf Nichtschuldig lautende Verdict der Pariser Geschworenen durchaus nicht überraschen. Was aber in Erstaunen setzen mußte, war das Verhalten des Generaladvocaten Lombard und des Vorsitzenden Tardif, die es ruhig geschehen ließen, daß der frühere Präsident der Civilkammer des Cassationshofes, Quesnay de Beaurepaire, in jenem Schwurgerichtsprocesse die ärgsten Beschimpfungen gegen den Präsidenten der Republik, Loubet, wegen dessen angeblichen Verhaltens in der Panama-Affaire vorbrachte. Quesnay de Beaurepaire hat sich seit geraumer Zeit bereits als bösartiger Querulant erwiesen, bei dem man nur eine Zeit lang annehmen durfte, daß er seiner Phantasie allzu sehr die Zügel schießen ließ. Die tumultuarischen Vorgänge, die sich am 4. Juni auf der Rennbahn von Auteuil abspielten, haben dann gezeigt, daß die schmählichen Verdächtigungen, die der frühere Präsident der Civilkammer des Cassationshofes vorbrachte, ohne von dem Generaladvocaten Lombard und dem Vorsitzenden Tardif zurückgewiesen zu werden, sehr bald ihre Wirkung ausübten. Die Freisprechung Déroulède's machte zugleich den „weißen Nelken“, den Mitgliedern eines monarchistischen Clubs, Muth, so daß sie den als Gast eingeladenen Chef der Executivgewalt auf der Ehrentribüne der Rennbahn von Auteuil in empörender Weise beleidigten. Allerdings ließen die royalistischen Stutzer gleichzeitig den Ruf: „Vive l'armée“ vernehmen, in der Hoffnung, durch dieses Schlagwort die große Masse zu bethören.

Als einer der Rädelsführer des Tumultes erwies sich Baron Christiani, der einen thätlichen Angriff auf den Präsidenten der Republik unternahm, jedoch nur dessen Hut mit dem Stocke traf. Da ein Theil des diplomatischen Corps sich in der Nähe befand, der türkische Botschafter sogar einer der Ersten war, die Herrn Loubet zu Hülfe eilten, darf der Pariser Mob in vornehmen Kleidern sich versichert halten, seine „Heldenthaten“ auf der Rennbahn von Auteuil den ausländischen Regierungen in Botschafter- und Gesandtschaftsberichten verkündet zu sehen. Die Pariser Blätter waren bereits am Tage nach den tumultuarischen Vorgängen in der Lage, authentische Mittheilungen der Gemahlin des italienischen Botschafters, der Gräfin Tornielli, zu veröffentlichen, aus denen erhellte, wie feig und jeden gesellschaftlichen Tactes bar die „weißen Nelken“ sich benommen hatten. War es doch dieselbe „fine fleur de la chevalerie“, die vor einigen Jahren beim Brande eines Pariser Wohlthätigkeitsbazars so rücksichtslos die Flucht ergriff, daß eine Anzahl Damen niedergetreten und dem sicheren Flammentode überliefert wurde. In dem Pariser Gemeinderathe, der aus Anlaß der Vorgänge vom 4. Juni dem Präsidenten der Republik seine achtungsvolle Sympathie und sein Vertrauen aussprach, erklärte der Polizeipräfect Blanc, der Angriff sei so feig gewesen, daß Baron Christiani nicht ein Mal den Muth hatte, seine Handlungsweise zu vertreten, sondern die thörichte Ausrede vorbrachte, er habe beim Suchen nach einem Ausgange den Präsidenten zufällig getroffen, als er mit seinem Stocke fuchtelte. Hätte Baron Christiani nur nicht das Mißgeschick erfahren, daß er auf der Ehrentribüne, die er als Angehöriger eines inzwischen geschlossenen „Athletenclubs“ sehr geschickt zu erklimmen wußte, bewährten Mitgliedern des diplomatischen Corps sich gegenüber befand. Ehe die Gerichte sich mit den Thaten dieser traurigen Helden befaßten, hatten Deputirtenkammer und Senat bereits mit überwältigenden Stimmenmehrheiten ihrem tiefen Unwillen Ausdruck gegeben. Die Deputirtenkammer hat am 5. Juni zugleich mit 532 gegen 32 Stimmen ein Vertrauensvotum für die Regierung beschlossen und dann dem Antrage zugestimmt, daß das Urtheil des Cassationshofes in der Dreyfus-Angelegenheit in allen Gemeinden Frankreichs durch öffentlichen Anschlag verkündet werde. So zeigte sich, daß die von den „weißen Nelken“ in-

scenirten Kundgebungen das Gegentheil von dem bewirkt haben, was sie anstrebten. Allerdings durfte von Anfang an angenommen werden, daß Herr Loubet, dessen staatsmännische Begabung bereits bei früheren Gelegenheiten zur deutlichen Erscheinung gelangt ist, sich nicht durch eine Handvoll „fainéants“ einschüchtern lassen würde. Bezeichnend für diese ist, daß in der Namensliste der verhafteten Grafen und Vicomtes, der Marquis und Barone sich fast bei jedem der Vermerk findet: „sans profession“. Ohne jeden Beruf, hofften diese Vertreter des „monde où l'on s'ennuie“ wohl, daß der Präsident der Republik ohne Weiteres dem orléanistischen Prätendenten das Feld räumen würde, so daß ihnen dann für ihre „Heldenthaten“ auf der Rennbahn Aemter und Würden an dem neuen Königshofe gesichert wären. Sollten doch die Koffer des Prinzen „Gamelle“ bereits eingetroffen sein. In Wirklichkeit ist die französische Republik durch die jüngsten Vorgänge befestigt worden. Vor Allem kann die moralische Bedeutung des Urtheils des Cassationshofes gar nicht hoch genug bewerthet werden, da Frankreich dadurch wie von einem schweren Alpdrucke befreit worden ist. Andererseits ist es durch die royalistischen Treibereien der Deputirtenkammer wesentlich erleichtert worden, ihren früheren Beschluß, die Rede des damaligen Kriegsministers Cavaignac mit der Fälschung des Oberstlieutenants Henry im ganzen Lande durch öffentlichen Anschlag zu publiciren, in feierlicher Form zu widerrufen. Der nunmehr in derselben Weise verkündete Urtheilsspruch des höchsten Gerichtshofes wird im entlegensten Gebirgsdorfe der Republik seine Wirkung nicht verfehlen, wie er denn auch zugleich dem Kriegsgerichte in Rennes genau bezeichnet, worauf sich dessen Entscheidung ausschließlich zu erstrecken hat: das Bordereau, auf Grund dessen Dreyfus im Jahre 1894 verurtheilt wurde, darf diesem vom Kriegsgerichte in Rennes nicht mehr zur Last gelegt werden.

Durchaus nicht einwandfrei war trotz dem der französischen Regierung am 5. Juni ertheilten Vertrauensvotum das Verhalten des Ministerpräsidenten Dupuy, der in seiner Eigenschaft als Minister des Innern verabsäumt hatte, auf dem Rennplatze von Auteuil die erforderlichen Maßregeln zum Schutze des Chefs der Executivgewalt treffen zu lassen. Dies war um so mehr geboten, als die Gerüchte von einem geplanten Handstreiche vorher allgemein verbreitet waren. Am 11. Juni, dem Tage des großen Wettrennens in Longchamps, verfiel nun Herr Dupuy in den entgegengesetzten Fehler, indem er eine so unverhältnißmäßig große Militär- und Polizeimacht aufbieten ließ, daß die Popularität des Präsidenten der Republik gefährdet worden wäre, wenn nicht gerade das Volk durch freiwillige sympathische Kundgebungen betont hätte, wie sehr es das muthige Verhalten des Herrn Loubet zu schätzen weiß. Andererseits fehlte es in Longchamps nicht an Uebergriffen der Polizei, die acht Tage zuvor durch ihren Mangel an Energie gesündigt hatte. Als in der Kammer diese Vorgänge zur Erörterung gelangten, versuchte Herr Dupuy vergebens, ein neues Vertrauensvotum zu erlangen. Vielmehr unterlag das Ministerium, dessen Leiter sich längst berechtigte Vorwürfe wegen seines zweideutigen Verhaltens in der Dreyfus-Angelegenheit zugezogen hatte. Daß Herr Loubet sich zunächst an Poincaré mit dem Auftrage der Neubildung des Cabinets wendete, schien um so mehr der inneren Lage Frankreichs zu entsprechen, als gerade Poincaré in der Revisionsfrage sich aufs Freimüthigste für Recht und Gesetzlichkeit ausgesprochen hatte. An Stelle Poincaré's, der auf die Ausführung dieses ihm zuerst ertheilten Auftrages verzichtete, wurde dann Waldeck-Rousseau mit dieser Mission betraut.

Die Transvaal-Angelegenheit wurde insbesondere in der englischen Presse in besorgnißerregender Weise erörtert, als in der Conferenz zu Bloemfontein Präsident Krüger in Bezug auf das Wahlrecht der Uitlanders nach englischer Auffassung nicht genügende Zugeständnisse gemacht hatte. In unterrichteten Kreisen wird jedoch nach wie vor nicht an unmittelbar bevorstehende weitere Verwicklungen in Südafrika geglaubt.

Literarische Rundschau.

Die Lebenserinnerungen des Generals della Rocca.

[Nachdruck untersagt.]

1. Autobiografia di un veterano. Ricordi storici e aneddotici del Generale Enrico della Rocca. Vol. II. 1859—1893. Con due ritratti. Bologna, Nicola Zanichelli. 1898.
2. General della Rocca. 1807—1870. Lebenserinnerungen zur Geschichte der Einigungskämpfe Italiens. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und bearbeitet von L. von Bodenhausen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Am Schlusse der Besprechung, welche der im Jahre 1897 erschienene erste Band der Autobiographie des italienischen Generals Enrico della Rocca im Aprilheft 1898 der „Deutschen Rundschau" gefunden hat, war es als zweifelhaft bezeichnet worden, ob die verheißene Fortsetzung des werthvollen Memoirenwerks nicht durch das inzwischen erfolgte Dahinscheiden des Verfassers verhindert werden würde. Dieser Zweifel ist durch das Erscheinen des zweiten Bandes widerlegt worden, in welchem die Erinnerungen des Veteranen, seinem anfänglichen Plane gemäß, bis zum Einzuge der Italiener in Rom fortgeführt und durch eine reizende Schilderung seines Greisenalters aus der Feder seiner Gemahlin zum Abschluß gebracht worden sind.

Es ließ sich erwarten, daß die Fortsetzung der Memoiren ihren ersten Band an Werth und Interesse des Inhalts nicht erreichen würde. Denn die Jugend und das Mannesalter des Generals della Rocca fallen mit dem Entstehen, der Ausbreitung und dem Siege der Einheitsidee überein, der Italien seine politische Wiedergeburt verdankt. Der heroisch-epische Zug, der dieser Entwicklung bis zum Jahre 1859 ihren eigenthümlichen Reiz verlieh, machte bald nach der Erreichung des Gipfelpunktes einer nüchternen Alltags- und Werktagsprosa Platz, mit der sich Volk und Regierung der neu geeinten Nation seitdem in mühevoller Arbeit abzufinden suchen. Die Koryphäen der großen Zeit der italienischen Wiedererstehung sind, den politischen Schöpfer Italiens, Camillo Cavour, an der Spitze, frühzeitig unter der Last der ungeheuren Anstrengungen erlegen, die ihnen die Leitung des Einigungswerkes aufgebürdet hatte. Dem Parteitreiben, das nach Cavour's frühem Tode in das italienische Parlament eingezogen ist, hat sich General della Rocca als Soldat und Hofmann stets fern gehalten; der Kreis der Personen, welcher im zweiten Bande seiner Selbstbiographie eingreifend und handelnd vorgeführt wird, verengt sich mehr und mehr und deckt sich nicht, wie im ersten Theil, mit den Kräften, die das Leben der Nation bewegen. Auch sind die großen politischen und militärischen Ereignisse, an denen der General bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst (1867) noch selbstthätig theilgenommen hat, der Einmarsch der Italiener in den Kirchenstaat und das Festland des neapolitanischen Bourbonenstaates, die Auf-

richtung des Königreichs Italien, endlich aber der für die Italiener so unglückliche Feldzug von 1866, so oft und so gründlich geschildert worden, daß die Aufzeichnungen della Rocca's dem darüber bereits Bekannten Wesentliches nicht hinzuzufügen haben.

Aber die vortrefflichen Eigenschaften, die dem Veteranen auf Grund des Anfanges seiner Autobiographie nachgerühmt werden durften, sind ihm auch in der Fortsetzung treu geblieben und reichen hin, ihr ebenfalls eine ehrenvolle Stelle in der Memoirenliteratur der Gegenwart zu sichern. Die Loyalität, die Wahrheitsliebe, die männliche Offenheit und der Freimuth, die aus jeder Zeile dieser Aufzeichnungen sprechen, verdienen um so lautere Anerkennung, als sie landläufige Vorurtheile widerlegen, die über den italienischen Volkscharakter (freilich bei Denen, die ihn am wenigsten gründlich kennen) weit verbreitet sind. Als altpiemontesischer Edelmann und Officier ist della Rocca für Garibaldi nicht gerade eingenommen; er nennt ihn wiederholt den „Condottiere" und tadelt die politische Kurzsichtigkeit, mit welcher der Volksheld auf seine Ziele loszugehen gewohnt war. Allein er ist unbefangen genug, die edle Uneigennützigkeit, die Seelengröße und den Patriotismus zu rühmen, die Garibaldi's Haltung nach dem wunderbaren Zuge seiner Tausend gegenüber dem König und dem nationalen Staat auszeichnen. Mit antiker Schlichtheit trat der von Millionen vergötterte Dictator ins Privatleben zurück, als er begriff, daß in der neu aufzurichtenden Ordnung der Dinge für ihn kein seiner würdiger Platz vorhanden sein konnte. Ebenso verschleiert der General bei der ausführlichen Darstellung des Feldzuges von 1866 keineswegs die militärische und politische Unzulänglichkeit des damaligen Leiters, Alfonso della Marmora. Aber die alte Abneigung, die zwischen beiden bestand, verhindert ihn nicht, die Schwierigkeiten zu würdigen, die dem unglücklichen General entgegenstanden, und nach dem Unglück Sympathie für ihn zu empfinden.

Was indessen dem Schlußband dieser Selbstbiographie das charakteristische Gepräge gibt, das sind nicht politische und militärische Erlebnisse, auch nicht die auch ihm mehrfach eingewebten, nicht uninteressanten Erinnerungen aus dem Hofleben, z. B. die Theilnahme des Verfassers als Botschafter an der Krönung unseres Königs Wilhelm in Königsberg, sondern das ist das Bild des glücklichen Familienlebens, das uns aus ihm in anmuthender Harmonie entgegentritt. Bereits zweiundvierzigjährig, hatte sich General della Rocca nach seinem Rücktritt aus der Stellung als Kriegsminister im Herbst 1849 mit der Gräfin Irene Castiglione vermählt. Er hat das Glück gehabt, in der mehr als zwanzig Jahre jüngeren Gattin eine Lebensgefährtin zu finden, welche nicht nur mit vollstem Interesse an Allem theilnahm, was ihn bewegte, und ihm in seinen Obliegenheiten als Generaladjutant, als Chef des militärischen Hofstaates König Victor Emanuel's und später als Inhaber eines der großen Militärcommandos in Italien bei Erfüllung seiner repräsentativen Pflichten vortrefflich zur Seite stand, sondern die auch als Hausfrau dem geliebten Mann im Kreise der Familie ein trauliches Heim und ein sonniges Alter bis zu der äußersten Grenze menschlicher Jahre zu bereiten gewußt hat. Man kann nicht leicht etwas Schlichteres und menschlich Ansprechenderes lesen als das kurze Capitel, mit welchem die Gräfin della Rocca nach dem Tode des Veteranen seine Lebenserinnerungen, zu deren Aufzeichnung sie die Anregung gegeben hatte, abgeschlossen hat. Ihrer wiederholten Mahnung, diese Erinnerungen auch auf die Zeit nach seinem Uebertritt in den Ruhestand auszudehnen, pflegte der alte General galant und wohlgelaunt stets die Erwiderung entgegenzusetzen: „Glückliche Völker haben keine Geschichte." Wie Sonnenglanz ruht es auf den einfachen Worten, mit denen die Gattin die innige Freude des Generals am Landleben schildert. Er hatte bald nach seiner Verheirathung ein kleines Besitzthum am Ostabhang der Alpen, in einem jener von Waldensern bewohnten Thäler erworben. Hier widmete er sich im Alter mit voller Hingebung dem Landbau und empfand die naivste Freude, als seine Bemühungen um die Verbesserung der Rebenzucht durch

ein Diplom einer landwirthschaftlichen Ausstellung Anerkennung fanden. Als Mitgründer und langjähriger Vorsitzender der Erziehungsanstalt für Officierstöchter besaß der General bis zu seinem Tode einen Wirkungskreis, in welchem er, wie von seiner eigenen Familie, gleich einem Patriarchen verehrt worden ist. Die letzte Seite des Buches schließt, einem ausdrücklichen Wunsche des Verfassers gemäß, mit dem Ausdrucke seiner begeisterten Huldigung vor Königin Margherita, der er einen Gruß und ein Lebehoch sendet, indem er sie für die volksthümlichste und anmuthigste aller Herrscherinnen erklärt.

Von der Fülle pessimistischer Aeußerungen, in denen die Italiener der Gegenwart, der großen Erfolge uneingedenk, die ihnen das scheidende Jahrhundert gebracht hat, sich zu ergehen pflegen, heben sich die Erinnerungen des Generals Enrico della Rocca wie ein Vermächtniß aus der besten Zeit ihrer Vergangenheit und wie eine glückverheißende Zukunftsstimme erfreulich ab. Sie seien allen Freunden Italiens aufs Neue nachdrücklich empfohlen! Wem der Genuß versagt bleibt, die Erinnerungen in dem charakteristischen, durch Schlichtheit und Natürlichkeit ausgezeichneten italienischen Urtext des Verfassers zu lesen, dem wird durch die vor Kurzem erschienene, oben angezeigte deutsche Bearbeitung des Werkes von L. von Bodenhausen Gelegenheit geboten, seinen hauptsächlichen Inhalt in einem geschickt zusammengefaßten Auszuge kennen zu lernen. Die mehr als 800 Seiten enthaltenden beiden Bände des Originals sind in der deutschen Bearbeitung auf 264 Seiten eingeschmolzen, aber dieser Proceß ist durch eine so feinfühlige Hand vollzogen worden, daß von dem, was an der Autobiographie des Veteranen allgemeines und für deutsche Leser besonderes Interesse hat, nichts Wesentliches dabei in Verlust gerathen ist. Vielfach ist es sogar gelungen, den Ton freimüthiger und ungezwungener Conversation, der den Erinnerungen des alten Generals eine liebenswürdige Eigenthümlichkeit verleiht, auch in der deutschen Wiedergabe festzuhalten. Die langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zur Familie della Rocca, auf welche das Vorwort der deutschen Bearbeitung hinweist, sind hierbei ohne Zweifel von besonderem Werth für die glückliche Lösung der nicht leichten Aufgabe gewesen.

P. D. Fischer.

Berichtigung.

Auf Wunsch des Herrn George Stockhausen in Berlin, des Uebersetzers von Maeterlinck's „Pelleas und Melisande", theilen wir mit, daß der auf S. 295 im Maiheft der „Deutschen Rundschau" erwähnte Vortrag des Herrn Maximilian Harden nicht vor, sondern nach der Aufführung genannten Dramas gehalten wurde.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

γ. **Weltgeschichte.** Unter Mitarbeit von Georg Adler u. s. w. herausgegeben von Hans F. Helmolt. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Die mit diesem ersten Bande ans Licht tretende „Weltgeschichte" erhebt den Anspruch, diesen Namen in ganz anderem Sinne zu verdienen als alle Werke, welche bisher „Weltgeschichte" genannt wurden. Sie soll wirklich eine Geschichte der ganzen Menschheit sein, nicht bloß eine Geschichte eines Theils der Menschheit: deshalb erhält sie eine ethnogeographische Grundlage und bezieht die gesicherten Ergebnisse der paläontologischen Forschungen und die Entwicklung der sog. Wilden zu Halbculturvölkern ein. Der hier vorliegende Band, an welchem außer dem Herausgeber Helmolt noch Joseph Kohler, Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Konrad Häbler, † Graf Eduard Wilczek und Karl Weule mitgearbeitet haben, bringt eine Einleitung über den Begriff der Weltgeschichte, über die Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte und über die Vorgeschichte der Menschheit, um dann zur Geschichte Amerika's überzugehen, welche bis zur Gegenwart herab verfolgt wird; den Schluß macht eine Betrachtung der Bedeutung des stillen Oceans. Die Illustration des Bandes sieht von Bildern im Text selbst, wohl erfreulicher Weise, ab, bietet dagegen auf ganzen Blättern drei Karten und zwanzig Tafeln, worunter vier in Farbendruck, alle in hervorragender Ausführung. Der zweite Band soll Oceanien und Ostasien umfassen, der dritte Westasien und Afrika, der vierte die „Mittelmeervölker", der fünfte bis achte Europa und den Atlantischen Ocean. Wie man schon aus diesen wenigen Angaben entnehmen kann, ist diese Weltgeschichte allerdings etwas Anderes als ihre Vorgängerinnen. Sie macht sich von der Vorstellung los, als ob es schlechthin Herrschervölker und Herrscherculturen gebe; sie hält das für Ausgeburten einer Ueberschätzung augenblicklicher Verhältnisse, deren Dauer keineswegs verbürgt ist; sie geht davon aus, daß die Ansichten v. Treitschke's und Ernst v. Baer's, welche die Massenaristokratie der europäischen Völker zur Weltherrschaft berufen glauben und in dieser Aristokratie wieder den Germanen den Vorrang einräumen, keine bleibende Geltung haben werden. Der teleologische Gedanke hat in dieser Weltgeschichte, wie sich von selbst ergibt, keine Stätte; sie verfährt rein beschreibend und sieht in der Anlegung eines Werthmessers an die gesammte Culturentwicklung einen Ausfluß der Willkür. Es versteht sich von selbst, daß über ein solches Werk erst geurtheilt werden kann, wenn es abgeschlossen vorliegt. Wir werden uns also vorerst auf eine objective Berichterstattung über das Fortschreiten des Werkes beschränken müssen, welches nach dem Versprechen des Herausgebers und des Verlags ein rasches sein wird; aber wir erkennen unumwunden an, daß der erste Band eine hervorragende Leistung ist und eine unermeßliche Fülle von Anregung und Belehrung bietet. Auch wer den Grundgedanken des Herausgebers und seiner Mitarbeiter verwirft und am altväterischen Begriff der Weltgeschichte als einem bewährten festhält, wird doch diesen Band mit großem Nutzen studiren.

λβ. **Kaiser Wilhelm I.** Von Erich Marcks. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1899.

Die erste Auflage der Biographie Kaiser Wilhelm's I. von E. Marcks haben wir vor einem Jahre in diesen Blättern so eingehend gewürdigt, daß wir uns jetzt begnügen können, die Veröffentlichung der dritten Auflage hier kurz zu registriren. Wie sich versteht, hat der Verfasser die Ergebnisse der neuesten Publicationen bis zu Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" und Busch's „Some secret pages" in seine Darstellung verwoben, mit derselben Feinheit und Besonnenheit des Urtheils, die seine hier veröffentlichte Werthung der letzten Bismarck-Literatur aufweist, und mit Vergnügen folgt der aufmerksame Leser den Spuren dieser Umarbeitung, die sich oft nur in einem leise eingeschobenen „wohl" oder „vielleicht" verrathen, oft aber auch in längeren und bedeutungsvollen Ergänzungen stark zu Tage treten. Schärfer zugleich und voller ist namentlich immer die Darstellung der großen Wendepunkte und Schicksalstage in Wilhelm's Leben herausgearbeitet: der innere Kampf im Winter 1863/64 vor dem Eingreifen in Dänemark, die Verhandlung in Nikolsburg, die Entscheidung in Ems. Der äußere Umfang des Buches ist dadurch nicht unerheblich gewachsen; in allen wesentlichen Punkten jedoch ist der Charakter dieser besten Biographie Kaiser Wilhelm's unverändert geblieben.

γ. **Directorium, Consulat und Kaiserreich.** Von Paul Lacroix. Uebertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt und Günther. 1898.

Das Werk von Lacroix enthält eine aus sehr vielen Schriften mosaikartig zusammengefügte Schilderung Frankreichs in den Jahren 1795—1815 und unterstützt den Text durch zahlreiche bildliche Darstellungen. So bietet es einen angenehmen und unterrichtenden Lesestoff dar, und wird gewiß, wenn man auch manchmal etwas mehr kritische Verarbeitung des Gebotenen wünschen möchte, bei den Freunden der Geschichte wohlwollend aufgenommen werden. Die Bilder scheinen zum Theil unter dem Gesichtspunkt der Kostümkunde ausgewählt, kommen aber auch anderen Wünschen entgegen; neben einem Bildchen des Königs von Rom stehen Darstellungen von Gesellschaftsspielen, neben Scenen aus dem Handwerkerleben Wiedergaben großer historischer Vorgänge.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bellermann. — August Eduard Grell. Von Heinrich Bellermann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Berlepsch. — Heimat. Schweizer Novellen von G. von Berlepsch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Biedermann. — Zeit- und Lebensfragen auf dem Gebiete der Moral. Von Dr. Karl Biedermann. Breslau, S. Schottlaender. 1899.

Blöhbaum. — Christus redivivus, d. i. Wie der Stifter unserer Religion sein religiöses System dem heutigen geistigen Entwicklungsstande der gebildeten Welt entsprechend darstellen würde. Von Emil Blöhbaum. — Theil I. Die Voraussetzungen aller Wissenschaft. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1899.

Brandes. — Julius Lange. Von Georg Brandes. Uebersetzt von Alfred Forster. Leipzig, H. Barsdorff. 1899.

Braumüller's Badebibliothek. — Klimatischer Curort Arco in Südtirol von Dr. Oskar Gerke. — Die warmen Quellen Gasteins. Von Dr. Ludwig Wick. Zweite Auflage. — Curort Giesshübl-Sauerbrunn von Dr. Josef Löschner und Dr. Wilh. Gastl. Dreizehnte Auflage. — Schlammbad Pistyan (Pöstyén) in Ungarn von Dr. Coloman von Fodor. Dritte Auflage. — Curort Rohitsch-Sauerbrunn in Steiermark von Dr. J. Hoisel. Vierte Auflage. — Johannisbad im Riesengebirge, Böhmen. Von Dr. Fritz Knaur. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1897. 1898. 1899.

Brink. — Geschichte der englischen Literatur von Bernhard ten Brink. Erster Band. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Alois Brandl. Straßburg, Karl J. Trübner. 1899.

Büchner. — Die sociale Frage. Von Prof. Dr. L. Büchner. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Cappelletti. — Napoleone I. Di Licurgo Cappelletti. Con XXIII foto-incisioni. Milano. Ulrico Hoepli. 1899.

Cleß. — Theoretischer Anarchismus. Von Alfred Cleß. Verlags-Magazin. J. Schabelitz (Commissions-Verlag) in Zürich. 1898.

Collection „Brillant“. — Band 1: Der Schreiber. Eine Geschichte aus Mecklenburg von Ludwig Stave. Band 3: Wanda. Eine Novelle von O. Eugen Thossan. Dritte Auflage. — Band 8: Der Stellvertreter. Erzählung von Dubut de Laforest. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig. C. F. Tiefenbach. O. J.

Conrad. — Grüße an meine Freunde in New York. Von Dr. L. Conrad. New York, Tyrsen & Pfeiffer. 1899.

Deiters. — Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand. Von Heinrich Deiters. München, Josef Seiling. O. J.

Deutscher Sprache Ehrenkranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen. Berlin, Allgemeiner Deutscher Sprachverein (F. Berggold). 1898.

Durkheim. — L'année sociologique publiée sous la direction de Emile Durkheim. Deuxième année (1897—1898). Paris, Félix Alcan. 1899.

Ernst. — Dem Leben zurückgegeben. Roman von B. Ernst. Sechstes Tausend. Berlin, A. Schall. O. J.

Ernst. — In der Oase. Von H. Ernst. Oppeln, Georg Maske. 1899.

Esmarch. — Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Von Friedrich von Esmarch. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit einem Anhang: Der Samariter auf dem Schlachtfelde. Mit mehreren Abbildungen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Fischer. — Schleiermacher. Zum hundertjährigen Gedächtniß der Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1899.

Frapan. — Hamburger Bilder für Hamburger Kinder von Ilse Frapan. Hamburg, Otto Meißner. 1899.

Frei. — Lebensfluth. Gedichte von Leonore Frei. Berlin, Ferd. Dümmler. 1899.

Fumagalli. — Chi l'ha detto? Tesoro di citazioni italiane e straniere di origine letteraria e storica, indicate, ordinate e annotate da Giuseppe Fumagalli. Terza edizione riveduta ed arrichita. Milano. Ulrico Hoepli. 1899.

Geffcken. — Fehde und Duell. Vortrag von Dr. Heinrich Geffcken. Leipzig. Veit & Comp. 1899.

Gribojedoff. — Weh dem Klugen! Schauspiel in vier Aufzügen und in Versen von A. S. Gribojedoff. Aus dem Russischen metrisch übersetzt von Dr. O. A. Elliffen. Einbeck, H. Ehlers. 1899.

H. — Kleine Wahr- und Bosheiten von O. H. Stettin. H. Dannenberg & Cie. 1899.

Haushofer. — Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman. Von Max Haushofer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Hedin. — Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Von Sven Hedin. Mit 256 Abbildungen, 4 Chromotafeln und 7 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1899.

Heinemann. — Goethe. Von Karl Heinemann. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 1899.

Helldorff. — Schloß Pretzsch. Leben und Leiden am Hofe der Gemahlin August des Starken. Von J. von Helldorff. Schwerin i. M., Fr. Bahn. 1899.

Herrmann. — Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung von Paul Herrmann. Mit 11 Abbildungen im Text. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1898.

Histoire des variations de l'état-major. — I. Dreyfus. Paris. Georges Bellais. 1899.

Jacobowski. — Neue Lieder der besten neueren Dichter, fürs Volk zusammengestellt von Dr. Ludwig Jacobowski. Berlin, M. Liemann. O. J.

Jahrbuch, Erstes, der deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft. 1899. Wien, Carl Graeser. 1899.

Joesten. — Literarisches Leben am Rhein. Zwei Studien von Dr. Joesten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1899.

Ißleib. — Die Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen (1547). Vortrag von Dr. S. Ißleib. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Kafemann. — Die Erkrankungen der Sprechstimme, ihre Ursachen und Behandlung nebst einer kurzen Hygieine für Lehrer, Geistliche, Advokaten und Offiziere von Dr. R. Kafemann. Danzig. A. W. Kafemann. 1899.

Krauss. — Lucretia. Roman in zwei Büchern von Gustav Johannes Krauss. Illustrirt von F. von Klein und Willy Werner. Erstes bis zehntes Tausend. Berlin. Rich. Eckstein Nachf. O. J.

Kurnig. — Der Pessimismus der Anderen. Pessimistische „geflügelte“ Worte und Citate. Gesammelt von Kurnig. Leipzig. Max Spohr. 1899.

Kürschner. — Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reiches und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch), herausgegeben von Joseph Kürschner. 1899. Vierzehnte Ausgabe. Eisenach, Verlag von Kürschner's Staatshandbuch.

Larisch. — Ueber Zierschriften im Dienste der Kunst. Von Rudolf von Larisch. Mit mehreren Abbildungen. München. Jos. Albert. 1899.

Lévy. — L'inquisition. Par Louis-Germain Lévy. Paris. Librairie Durlacher. 1899.

Liebmann. — Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien von Otto Liebmann. Zweites und drittes Heft. Straßburg, Karl J. Trübner. 1899.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Jahres-Supplement 1898/99. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1899.

Meyer's Reisebücher. — Norwegen, Schweden und Dänemark von Dr. Yngar Nielsen. Siebente Auflage. Mit 21 Karten und 9 Plänen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1899.

Meysenburg. — Memoiren einer Idealistin. Von Malvida von Meysenburg. Vierte Auflage. Drei Bände. Berlin und Leipzig. Schuster & Löffler. 1899.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.



Goethe in freier Luft.

Zu seinem hundertundfünfzigjährigen Geburtstage.

Ende August tritt der Tag ein, an dem Goethe vor einem und einem halben Jahrhundert geboren ward. Er wird vielleicht diesmal nicht so festlich begangen werden als im Jahre 2749 seine tausendjährige Wiederkehr. Oder wie die Welt den dreitausendjährigen Geburtstag Homer's in den nächsten Jahrhunderten gern begehen würde, wenn sie ihn kennte. Und wie auch Bismarck's tausendjährigem Geburtstage einst die verehrende Erinnerung der Völker nicht fehlen wird, dessen „Gedanken und Erinnerungen" ein Werk zurückblickender, gestaltender Phantasie sind.

Die Höhe des Standpunktes, von dem ein Dichter auf das menschliche Thun herabblickt, verleiht seinem schriftlichen Werke Werth und irdisch-unsterbliches Bestehen. Goethe's wirklicher Geburtstag liegt uns noch zu nahe, als daß die germanischen Völker die Größe des idealen Nutzens zu fassen vermöchten, den dieser einzige Mann uns gebracht hat. Und doch glauben heute Manche vielleicht, es werde zu viel gethan, ihn zu ehren. Er wird zu sehr im Kleinen heute betrachtet. Man wird an zukünftigen säcularen Goethe-Tagen kaum noch Neuigkeiten über ihn selbst vorbringen können, und vermag es schon heute nicht, es müßten denn zufällig sich darbietende Reliquien oder dergleichen sein. Neue Schicksale aber wird von hundert zu hundert Jahren das deutsche Volk gehabt haben, in deren Widerscheine Goethe wie ein neuer Mann ihm erscheinen muß. Gedenken wir heute nur der Thatsache, daß wir diesen Goethe-Tag zum ersten Male als ein einiges, freies Volk begehen. Ich will an Einiges erinnern, das diesem Gedanken entfließt.

I. Goethe und die freie Luft.

Jacob Grimm hat zu Goethe's hundertjährigem Geburtstage nicht öffentlich gesprochen, zehn Jahre später jedoch, am 10. November 1859, über Schiller in der Berliner Akademie der Wissenschaften und Goethe dabei mitgefeiert. Indem er Schiller und Goethe neben einander betrachtet, sagt er von diesem: „Bei Goethe überwog die Anziehungskraft der Natur, und er hat auf Pflanzen, Steine, Thiere und auf die Physiologie insgemein lange, ernste Studien gerichtet.“ Viel weiter ist diese Wahrnehmung hier nicht von ihm verfolgt worden. In den Worten braucht nur zu liegen, daß Goethe gelehrte Theilnahme für natur-wissenschaftliche Probleme hegte. Dies ist sicherlich wahr: ein viel näheres Verhältniß hatte er zur Natur schlichthin. Er bedurfte dessen, was wir im besonderen Sinne die freie Natur nennen. Auch die dem Menschen dienenden Herden der Hausthiere bringen ihr Leben auf der Weide hin und sind mit Sonne und Nachtwind und fließendem Wasser vertraut: wie ganz anders aber Wild und Vögel und Fische.

Goethe hat in der freien Luft gelebt. Am natürlichsten empfand er sich auf dem Ritte durch Sicilien, auf der Jagd mit dem Herzoge in Thüringen, wo sie ein Zeltleben führten und Nachts am Feuer lagerten, in dem Feldzuge nach Frankreich und vor Mainz, auf den Fahrten durch Böhmen, durch Hessen nach Süddeutschland, in der Schweiz und am Rheine. Da reitet und schreitet er dahin wie ein junger Herrscher, der den vollen Bereich seiner Herrschaft persönlich kennen lernen möchte. All seine Berge möchte er bestiegen, all seine Wälder durchpürscht, mit jedem seiner Unterthanen Zwiesprache gehalten haben. Goethe's Studirstube und Schlafzimmer waren nur armselige Unterschlupfe, versehen mit dem Nothwendigsten; sein Gärtchen hinter dem Hause und der Garten an der Ilm sind seine Wohnstuben gewesen. Das steht uns vor Augen, wenn wir Goethe's und Weimar's gedenken. Dazu der Park selber, Belvedere und Tiefurt und der Weg dahin, der Weg nach Jena und nach Erfurt, die Wege zu seinem Landgute, nach Berka, nach dem Gute der Frau von Stein. Ganz Deutschland liegt in Regen und Sonnenschein um Goethe herum und um seine Statuen.

Und wie Goethe sind Luther und Bismarck Männer der frischen Luft gewesen. Die ersten Bilder, die unsere Phantasie producirt, wenn wir Luther's gedenken, haben freie Luft um sich. Wie er als armer Schüler Nächtens umherzieht, um vor den Thüren zu singen, wie er durch Deutschland und Italien wandert, um Rom zu besuchen, und wieder zurück, immer in derselben Kutte, wie er im Thüringer Walde überfallen, aus dem Wagen gerissen und auf die Wartburg gebracht wird — ans Reiten war er nicht gewöhnt, spät Abends trifft er zu Pferde todmüde da ein — und wie er, während die Vögel auf den Aesten singen, dort mit den Blicken die Wälder überfliegend, liest und schreibt. Das steht in seinen Briefen von da. Dazu gehörte die Welteinsamkeit um die Wartburg, fern von Lärm und Geschwätz, das Luther bis dahin stetig umgab: daß er in der Stille des rauschenden deutschen Waldes die herrliche Sprache in sich und aus sich klingen hörte, in die er da oben jetzt die Bibel übersetzte. Dieselbe Sprache, in der Goethe Jahrhunderte später dann die Lieder dichtete,

die er Nachts in demselben Thüringen, durch Wald und Feld streifend, der inneren Stimme nachschrieb, die sie ihm vorsang. Zwischen Luther und Goethe läuft eine unsichtbare einsame Straße, auf der sie einander begegneten.

Und Bismarck. Von dem man das Gefühl hat, als habe er als Wächter seines Vaterlandes immer zu Pferde gesessen, wie der uralte Theodorich ohne das Pferd nicht zu denken war, auf dem er einherritt. Zum Deutschen gehört bei vielen Gestalten das Schlachtroß wie ein Theil von ihnen. In der Heldensage spielt es neben den Göttern seine eigene Rolle. Die griechischen Götter und Helden Homer's fahren in Wagen dahin, die germanischen reiten. Das Roß Friedrich's des Großen hieß Condé, das Kaiser Wilhelm's I. Sadowa, der Name von Pferden, die Bismarck ritt, würde auch wohl zu erfahren sein.

Die höchste Ehre, die Völker ihren Herrschern anthun, sind Reiterstatuen. Kann man sie in Erz nicht bilden, so setzt man sie in Gedanken einstweilen. Schon jetzt ist Bismarck den Süddeutschen der hoch zu Roß thronende Herzog der Germanen. Bismarck war immer unterwegs. Wer erinnert sich seiner nicht auf seinen Ritten im Thiergarten, wenn er in Berlin war? Er bedurfte, wie Luther und Goethe der freien Luft, um nachzudenken. Der Garten hinter dem Palais war sein Aufenthalt. Busch erzählt, wie er Nachts Bismarck im Garten seines Hauses zu Versailles auf und nieder gehen sah. Ein Wald wurde ihm geschenkt nach 1870. Zwischen seinen Wäldern und Feldern hat er seine letzten Jahre verbracht. Im Freien empfing er die Abordnungen des Volkes und sprach zu ihnen. Mitten im Sachsenwalde werden einstige Generationen ihm einmal sein Denkmal errichten, wo er mit den Gestirnen, die über seinem Vaterlande walten, Zwiesprache hält.

Die Gestalten, die Goethe's Phantasie entsprangen, sind in der freien Luft einher geschritten. „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde“ beginnt eins seiner frühesten Lieder. Götz erscheint in allen Umgebungen, welche freie Luft uns bietet. Iphigenie hat die ewigregen Wipfel des heiligen Waldes über sich. Tasso irrt in den italienischen Gärten umher, in die das Schicksal ihn hinein verleitet hat. Und Faust! — was alle Länder und alle Zeiten an Landschaft bieten, betritt sein Fuß, oder auf den Wolkenritten hat er es unter sich.

II. Goethe's geistiges Vordringen in immer freiere Luft.

Goethe's Lebensgang war ein unablässiges sich Abmühen nach weiter sich erstreckenden Gebieten. Für seine sich ausdehnende Seele verlangte Goethe Freiheit. Ein wunderbarer Anblick, wie sie ihm gewährt wird. Der Uebergang nach Leipzig ließ ihn den ersten Schritt thun. Ueber Gellert hinaus erhob er sich dort nicht. Lessing und Winckelmann klangen nur wie fernes Geläute in seine dortige Stille hinein. In Straßburg fand er Herder und Shakespeare: eine Ahnung höherer Kritik eröffnete sich hier. Dann in Frankfurt das Zusammentreffen mit einem Gedränge aufstrebender Kräfte. Dann in Weimar das Emporsteigen in höhere Geselligkeit und in eigenes verantwortliches Thun. Alles noch, ehe er das dreißigste Jahr erreichte. Dann die ungeheure innere Fortbildung und ihr Abschluß in Italien. Stufenweise sehen wir ihn

emporsteigen. Dann Schiller, zugleich das Alterthum und die Frucht bewußter künstlerischer Arbeit in „Hermann und Dorothea". Und so sehen wir die wechselnden Ereignisse Goethe's Horizont erweitern, und mit sechzig Jahren ist er der geistige Regent seines neuen, kleinen Vaterlandes, in dem jeder Winkel ihm bekannt ist. Immer weiter jedoch dehnt über ganz Deutschland seine Interessensphäre sich aus. Völlig aus eigener Kraft erschließt ein Territorium nach dem anderen in stiller Unterwerfung sich ihm. Seine Reisen fangen an, Triumphzüge zu werden. Unablässig arbeitet er daran, seine innere Macht zu erweitern. Weibliche Zärtlichkeit, die ihn zu umgarnen und an die Stelle zu fesseln versucht, durchreißt er. Gesindel, das sich ihm hindernd in den Weg zu stellen sucht, weicht, ohne daß er die Hand hebt, zurück. Dieser Weg Goethe's zu sich immer mehr befreiendem Einflusse über die alten Grenzen hinaus ist ein stolzer Genuß für den, der ihn zu verfolgen fähig ist. Das Stille, Geräuschlose dieser Eroberungen erfüllt uns selber mit eigener Kraft, die wir diesen Gang beobachten. Das Ueberwältigende des langsamen Vorschreitens Goethe's in immer höhere Kreise geistiger Freiheit rührt, bekräftigt, begeistert. Wir fühlen, daß, wenn Goethe ging, der Schauplatz seines Thuns geblieben sei. Je weiter diese Entwicklungen in die Ferne zurückweichen, um so einfacher, organisch verständlicher werden sie. Lauter Fügungen! Ein Mann von so überwältigendem Einflusse auf die Geschicke der Welt konnte nicht anders zu dem werden, was er war, als durch unbegreifliche Gunst der weltverwaltenden Mächte.

So weit wir umher sehen, um neue Gelegenheiten zu entdecken, den Begriff Freiheit mit Goethe in Verbindung zu bringen, immer wieder bieten sich neue Gesichtspunkte dar.

III. Die wachsende Verbreitung der Schriften Goethe's.

Goethe fing ärmlich an. In engen Grenzen bewegte sich, was er der Welt zu schenken wünschte. Er erzählt selbst von seinen anfänglichen Versuchen, gedruckt ins Publicum einzudringen. Auf eigene Kosten ließ er den „Götz" erscheinen. Buchhändler wiesen Angebote zurück. Fast als Erfolg durfte gelten., daß Nachdrucke seiner Dichtungen erschienen. Der Himburg's machte neben allem Aerger ihm selber Freude. Seine erste umfassende Ausgabe der Werke von 1787 flößte jedoch weder dem Buchhändler noch ihm selbst großes Vertrauen ein.

So stand es mit ihm, als er auf die Fünfzig losmarschirte. Erst im Anfange des neuen Jahrhunderts erschien bei großer Subscription die neue Ausgabe von Goethe's Werken, die eine beherrschende Stellung einnahm. Diese zuerst gab ihm Uebermacht in Deutschland. Das Publicum und die Schriftsteller und Dichter neigten sich ihm. Er war fast sechzig Jahre alt. „Hermann und Dorothea" und „Faust" bilden von jetzt an die Basis des Postamentes, auf dem er steht. Ein neuer, freier Mann; alles Frühere ist bloße Vorstufe. Von da ab erst zählen die Stufen der tieferen Einwirkung Goethe's auf Deutschland. Siebzig Jahre aber hat er bereits, als die „Ausgabe letzter Hand" unternommen wird, die bis zu seinem Tode und

darüber hinaus sich hinzieht. Auf dieser Ausgabe beruht, Scherer's und Loeper's Machtwort zu Folge, die der Großherzogin Sophie. Halten wir diese Epochen buchhändlerischen Emporkommens wohl im Auge: alle diese Ausgaben sind nur Vorstufen. Erst 1862, dreißig Jahre nach Goethe's Tode, werden seine Werke gesetzlich freies Eigenthum des deutschen Volkes, und er beginnt die ungeheure Position voll einzunehmen, die heute Gegenstand unserer historischen Betrachtung ist.

IV. Freie Luft für Goethe's Werke.

Die so gewonnene Freiheit des Verhältnisses Goethe's zu Deutschland aber ist auch wieder nur eine Epoche.

Mit dem Freiwerden der Werke erhoben diejenigen Mächte, die Goethe's Einfluß zu beschränken suchen, ihr Haupt. Hier beginnt die heutige Arbeit des Sich=frei=machens von der Uebermacht von Parteien, die sich zwischen uns und Goethe's Werke drängen möchten. Goethe wird nun so genommen, als biete er seine Erfindungen, Träume und Gedanken frisch wie jeder Andere dem Publicum dar. Warum soll er günstiger behandelt werden als andere, heutige Autoren, denen er bei ihrem Fortkommen nicht hinderlich sein darf? Wenn ein Schriftsteller zuerst mit Werken eintritt, welche Aufsehen erregen, so bilden sich sofort zwei Parteien: die Einen, unzufrieden mit dem bisherigen Stande des das Publicum beherrschenden Geschmackes, glauben in ihm den Mann der Zukunft gefunden zu haben; die Anderen, erschreckt über die drohende Antastung der Meisterwerke, die wir besitzen, die wir bewundern, und die unserem geistigen Bedürfnisse noch genügen, wenden sich gegen ihn. Leidenschaftlich kann hier gekämpft werden. Goethe muß noch einmal heute die Stelle oft sich erobern, auf der er steht.

Goethe hatte bei seinem ersten Auftreten bald kampflustige Gegner und Anhänger gehabt. Immer ging man dabei im Fortschritte seiner Production von seinem letzten Werke aus. Immer ward zu beweisen gesucht, er habe nun wieder sich selbst übertroffen, oder aber es gehe nun in der That mit ihm zu Ende, oder wenigstens es sei ein Stillstand eingetreten. Schiller selbst trat in seinen Anfängen als Angreifer hier mit ein. Schiller aber auch that das Seinige dann, um zu bewirken, daß Goethe, etwa im fünfzigsten Jahre, Alles in Allem als der vornehmste deutsche Dichter anerkannt wurde, und die Schlegel machten dieses nationale Urtheil zu einem literarisch unantastbaren.

Goethe hatte wenig Mittel, den Kampf aufzunehmen. Er bot jener Zeit nichts, was unter dem Namen „Goethe's Werke" einen Ueberblick seiner Arbeit geliefert hätte. Die von ihm bei seinem Aufenthalte in Italien mit Hülfe der Weimarer Freunde fast zu Ende gebrachte Gesammtausgabe seiner Dichtungen enthält, dem heutigen Stande der Dinge nach, doch nur Fragmente der Goethe'schen Production; die Ausgabe von 1808 lieferte zuerst „Goethe's Werke" in brauchbarerem Zusammenhange, und in dieser Gestalt sind die späteren Ausgaben weiter geführt worden, bis endlich die Cotta'sche sogenannte „Ausgabe letzter Hand" kam. Wie wenig aber die Cotta'sche „Ausgabe letzter Hand" enthalte im Vergleich zur neuesten Weimaraner, dies zu erblicken setzt ebenso in Erstaunen, wie einst der Reichthum der Cotta'schen

„Ausgabe letzter Hand" Staunen erregte. Diese haben Jacob und Wilhelm Grimm vor der Arbeit am Wörterbuche gar nicht besessen! Erst beim Beginn des Wörterbuches wurde sie von Hirzel dafür beschafft. Sie ist heute, wo die weimarische Ausgabe in Jahren erst vollendet sein wird, neben der ganzen Fülle des einstweilen nur in separaten Editionen vorliegenden Stoffes immer noch die einzige umfassende Edition der Werke Goethe's, von denen der dem Umfange nach größere Theil ja erst nach Goethe's Tode ans Licht trat, hier und da, wie der Zufall es fügen wollte.

Bei unserer heutigen Betrachtung ist der bis in Goethe's höchstes Alter nie verstummende tägliche Widerspruch gegen ihn und gegen seine Schriften als völlig abgethan anzusehen, und was dem Einzelnen in ihm und an ihm mißfällt, ist nicht mehr geeignet, den historischen Werth des Mannes zu beeinträchtigen. Wohl aber hat Goethe in immer größerem Maße jetzt nicht nur die zu überwinden, die überhaupt nichts von ihm wissen wollen, als die, welche thatsächlich ihn nicht kennen. Viele gehen an ihm vorüber. Viele aber auch möchten ihn kennen lernen und wissen nicht, wie dies möglich zu machen sei. Es tritt heute eine Schwierigkeit bei der Betrachtung dieser alles menschliche Maß überschreitenden Production zu Tage, an die früher nicht gedacht worden war: die Unmöglichkeit, neben dem übermächtigen Inhalte des übrigen allgemeinen literarischen Vorrathes der Menschheit, Goethe's Werke zu lesen. Die geistige Aufnahme des Inhaltes der in der Wohnung eines heutigen Menschen kaum unterzubringenden Werke Goethe's, ein Band aussehend wie der andere, würde lange Jahre angestrengter Thätigkeit erfordern. Nach Vollendung der Weimaraner Ausgabe wäre zwischen hundertundfünfzig und zweihundert Bänden bloßen Textes durchzunehmen.

Die Nothwendigkeit einer Auswahl wird eo ipso eintreten und hierüber sich wohl eine nationale Verständigung erzielen lassen. Von der bisherigen Anordnung aber wäre nun durchaus abzusehen. Die Frage muß so gestellt werden: Was hat der junge Lebensanfänger der Zukunft für Wege einzuschlagen, um der Dichtungen Goethe's froh zu werden? Meinem Gefühle nach müßte den ersten Band der Goethe-Ausgabe des zwanzigsten Jahrhunderts „Faust" einnehmen. Dann „Hermann und Dorothea", dann „Iphigenie", dann „Götz", dann „Wahrheit und Dichtung", dann eine Reihe von Gedichten. Die übrigen Stücke nachzulesen, bliebe Denen überlassen, denen diese Arbeit als eine innerlich unentbehrliche sich aufdrängte. So natürlich und durchführbar nun aber es scheinen könnte, das Wichtigste auszuwählen, so tritt hier ein Bedenken ein, das in Goethe's Person liegt: Goethe, wenn er schreibt, kennt keine Nebensachen, weder in der Form noch im Inhalte. In gleichgültigen Briefzetteln oder Notizen finden sich inhaltreiche, monumental gefaßte Gedanken. Wie zufällige Anregung ihm diese Einblicke in das innerste Wesen der Dinge eingibt, zeichnet er sie auf. Wer alle Bände seiner Werke durchsähe, würde in den Besitz dieses Reichthums gelangen, Denen aber, denen hierfür Zeit und Gunst des Schicksals sich nicht darbietet, dürfen sie doch nicht verschlossen sein. Wie sollen diese Gedankenschätze dem Volke dargeboten werden? In Gestalt eines Goethe-Wörterbuches müssen sie ausgezogen und zugänglich gemacht werden. Dieses zu gestalten, liegt uns ob.

Unsere Aufgabe oder, enger gefaßt, unsere Pflicht besteht darin also:

Durch die Ausgabe der Großherzogin Sophie wird Goethe's gesammtes literarisches Dasein in einen noch unvollendeten, kostbaren Palast internirt. Früher haben viele Blätter seiner Hand, handschriftlich oder gedruckt, ein landstreicherhaftes Leben geführt: auch diesen allen ist mit den edelsten Werken zugleich dieselbe ehrenvolle Wohnung zubereitet worden. Der deutschen Nation hat die deutsche Fürstin ein Geschenk höchster Art damit gemacht. Prachtvolles, festes Gewand ist gleichmäßig allem aus Goethe's Geiste sichtbar Entsprossenen verliehen worden. Ein Gewand aber, das sich allmählich in Gefängnißkleidung verwandeln wird. Die Zukunft hat den beflügelten Gedanken Goethe's eine neue, höhere Freiheit zu schenken.

In Goethe's Werken, „Ausgabe letzter Hand", war der Unterschied des Zufälligen und der Hauptwerke schon beinahe aufgehoben worden, unter Goethe's eigenem Zuthun. Dennoch hielt man fest an dem Unterschiede der „Werke" und des „Nachlasses". Heute bildet Alles für den Anblick ein gleichwerthiges Ganzes. Fast könnte den Bewohnern des zwanzigsten Jahrhunderts die Idee auftauchen, all' diese Bände als Ganzes successive herzustellen, sei Goethe's Lebensarbeit vorsätzlich gewesen. Es handelt sich jetzt darum, dieser Auffassung vorzubeugen. Das Goethe-Wörterbuch wird jedem Gedanken Goethe's seine Freiheit zurückgeben. Dies Wörterbuch wird die Worte und die Gedanken umfassen. Es wird bereits daran gearbeitet. Es wird auf die geistige Theilnahme aller Deutschen, auch Derer außerhalb unseres Kaiserreiches, dabei gerechnet. —

Das Deutsch Goethe's wird die Sprache des neuen germanischen Weltreichs sein. So ist die Sprache Homer's die des griechischen Weltreiches gewesen, deren uranfängliches Denkmal Ilias und Odyssee, und deren abschließendes das Evangelium des Johannes war. Wie weit das Reich der deutschen Sprache Goethe's einmal werden wird, weiß Niemand. Der erste Nachfolger Goethe's ist Bismarck als Verfasser seines eigenen Lebens, ein Werk, das als das erste deutsche Kunstwerk genannt werden darf, welches in der Sprache Goethe's geschrieben wurde, ohne doch eine Spur von Nachahmung zu zeigen. Wie „Hermann und Dorothea" ohne Homer aber nicht möglich gewesen wäre, so wären Bismarck's „Erinnerungen und Gedanken" ohne Goethe nicht denkbar. Goethe verlieh Deutschland die Atmosphäre, in der allein diese Frucht zur Reife gelangte.

Deutschland ist von der Vorsehung bevorzugt worden, Männer wie Luther, Goethe und Bismarck hervorgebracht zu haben. Und wenn, was Gott verhüten möge, im Treiben der Zeit zeitweilig der deutsche Geist zu Schaden käme, immer würde sich ein Historiker finden, der diese drei Namen nennt mit dem Zusatz: „canuntur apud barbaras gentes". Und wäre die schaffende, aber auch wieder zerstörende Zeit, die mit Tausenden von Jahren als Einheiten rechnet, unerbittlich: in Dichtern urmäßig zukünftiger Gesänge würden namenlos dann und unter neuen Namen geistige Gestalten auftauchen, deren anfängliche Träger Luther, Goethe und Bismarck waren.

Herman Grimm.

Begegnungen eines Engländers mit Goethe.

Goethe an den Kanzler von Müller.
(5. Januar 1831.)

„Wer meine Schriften und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen.“ —

I.

Henry Crabb Robinson's Tagebücher[1]) haben gleich bei ihrem Erscheinen in Deutschland Aufsehen erregt. Es finden sich in ihnen Berichte über Begegnungen mit Goethe, die als wichtig und inhaltsreich von Herrn von Biedermann in dessen Sammlung aufgenommen worden sind. Auch an anderen Stellen sind sie erwähnt und besprochen worden[2]).

Die Verfasserin des vorliegenden Aufsatzes, die Gelegenheit hatte, das umfangreiche, eigenhändige Originalmanuscript Crabb Robinson's mit dem Drucke zu vergleichen, hält es für erlaubt, auf den Inhalt der „Tagebücher“ noch einmal zurückzukommen, denn diese sind, was Goethe anlangt, dem deutschen Publicum nicht vollständig bekannt geworden, da der Herausgeber, Mr. Th. Sadler, Ph. D. bei der Redaction des Buches zunächst nur das eng-

---

[1]) Diary, Reminiscences and Correspondence of Henry Crabb Robinson, Barrister-at-law, F. S. A. selected and edited by Thomas Sadler Ph. D. 3 vol. London, Macmillan & Co. 1869. — Das Material, das der Herausgeber der „Tagebücher“ verarbeitete, setzte sich zusammen aus flüchtigen Tagebuchnotizen, die bis zum Jahre 1810 reichen; ausführlichen Tagebüchern, 1811 begonnen, bis wenige Tage vor Robinson's Tod fortgesetzt; Reiseaufzeichnungen; Lebenserinnerungen, bis 1843 fortgeführt; Niederschriften mannigfacher Art; und schließlich einer ausgebreiteten Correspondenz. Jene ersterwähnten kurzen Aufzeichnungen hat Robinson in Mußestunden zu den „Lebenserinnerungen“ erweitert.

[2]) Karl Eitner, „Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel unseres Jahrhunderts“. Weimar 1871. — Das Goethe-Jahrbuch 1890 (Robinson's Brief an Goethe vom 31. Januar 1829). — W. Freiherr von Biedermann, „Gespräche mit Goethe“. Band I und VII. Leipzig 1889 und 1890. — Otto Planke, „Die Erinnerungen Henry Crabb Robinson's“. „Vossische Zeitung“ 25. Juli und 1. August 1897 (Sonntags-Beilage Nr. 30 und 31). — Th. A. Fischer, „Drei Studien zur englischen Literaturgeschichte“. Gotha 1892.

lische Publicum im Auge hatte. Außerdem enthalten die „Tagebücher“ Urtheile über deutsche Literatur, die dem Leser an der Wende des 19. Jahrhunderts den Standpunkt Crabb Robinson's und seiner Zeit erklären. Zu statten kam der Verfasserin die Erlaubniß, ungedruckte Briefe des Goethe- und Schiller-Archivs zu benutzen, deren Durchsicht Geheimrath Dr. Suphan zu Weimar gütigst bewilligte. Auch Goethe's Zeilen an Ottilie vom 12. August 1829 gelangen, mit Genehmigung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen, hier zum ersten Mal zum Abdruck.

Carlyle schildert (Crit. and misc. Essays, I) das Eindringen deutscher Literatur in England. Er erinnert daran, wie im 16. Jahrhundert Uebersetzungen aus dem Deutschen verhältnißmäßig häufig waren, und wie es dann von den frühen Anfängen des 17. bis Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland kaum eine Literatur gab, die ins Ausland drang. Als aber Goethe durch „Werther“ der deutschen Literatur neuen Odem einblies, war der Eindruck auch in England[1]) ein überwältigender. In Uebersetzungen und Nachahmungen fand das Buch dort eine große Verbreitung, auch die bildende Kunst bemächtigte sich des Vorwurfs. Seitdem hat Deutschland nie aufgehört, England literarische Anregung zuzuführen. In den zwanziger Jahren wurde Carlyle zu einem beredten Interpreten unserer Classiker, der als Uebersetzer und Essayist bemüht war, seine Landsleute mit deutscher Dichtung und deutscher Denkungsart vertraut zu machen.

Aber bevor Goethe im Auslande eine geistige Grenzverschiebung bewirkt, und sich die Welt auch in diesem Sinne zu eigen gemacht hatte — es war ganz zu Anfang unseres Jahrhunderts — lernte ein junger Engländer ihn kennen, fuhr ein Menschenleben über fort, sich mit deutscher Literatur, speciell mit Goethe zu beschäftigen, und sah ihn dann nach vielen Jahren als Greis wieder. Das war Henry Crabb Robinson.

Goethe war als mächtiger Bildungsfactor in sein Leben getreten, bestimmend für seine sittliche und ästhetische Entwicklung. Wie ein rother Faden — um uns des Goethe'schen Bildes zu bedienen — zog sich hinfort die Denkweise dieses größten Geistes durch Betrachtungen, Vergleiche, Urtheile, zu denen ein bewegtes Leben Robinson die Anregung bot. Er reifte heran zu einem seiner überzeugtesten Bewunderer, wohl gewappnet gegen die mannigfachen Angriffe, die die großen britischen Zeitgenossen nicht müde wurden gegen Goethe zu richten. Er hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Goethe in England Zutritt zu verschaffen, und wahrte die Selbständigkeit seines Urtheils auch gegen Solche, deren geistiges Uebergewicht er sonst unbedingt anerkannte.

Als derselbe Robinson zum alten Manne geworden war, und das Leben die Erinnerung an so Manches zerstört hatte, haftete Goethe's Bild als un-

---

[1]) Vergl. Goethe's Venetianische Epigramme (34b I, 316 Weimarer Ausgabe): „England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.“ — Der zerrüttete Gast ist doch wohl Werther?

vergänglicher Eindruck in seiner Seele. Dieser Mann, der kein Schriftsteller war, auch keinen literarischen Ehrgeiz hegte, gehört zu den Engländern, die für Goethe's Reception in ihrem Vaterlande von Wichtigkeit sind. Einmal, weil er an sich selbst zeigt, wie die in eigenthümlicher Weise nach Wahrheit strebende englische Charakteranlage, mit der die Gabe, sich einfach auszusprechen, verbunden ist, in ihm einen Typus Derer geschaffen hat, die als Goethe-Verehrer in England längst eine Gemeinde bilden; dann auch, weil er das Verständniß unseres großen Dichters in England zu verbreiten immer noch beiträgt.

Robinson, geboren 1775, war von Haus aus Jurist. Seine ganze Geistesrichtung, dem Innern zugewandt, begünstigte seine Neigung zu literarischen Studien. Ein gewisser Hang zum Uebersinnlichen macht sich schon in früher Jugend geltend, vertieft sich mit den Jahren und sucht seine Befriedigung in der Beschäftigung mit religiösen und philosophischen Problemen.

In den Jahren 1800—1805 lebte Robinson an verschiedenen Orten des mittleren Deutschlands und trat in Weimar in Beziehungen zum Goethe'schen Kreise. Nach seiner Rückkehr in die Heimath verband ihn mit Knebel, den er unter seinen deutschen Freunden am meisten schätzte, und Professor Voigt [1]), ein lebenslänglicher brieflicher Austausch. Durch beide war das Andenken Robinson's bei Goethe wach erhalten worden, der ihn 1829 Ottilie mit den folgenden Zeilen empfahl: „Ich habe Dir einen Engländer zugeschickt, welchen Du, wenn auch nicht von jüngsten Jahren, wohl aufnehmen wirst, da er etwas Enthusiastisches in seiner Natur hat und eher für einen Italiener könnte gehalten werden" [2]).

Und in einem Briefe an Zelter heißt es: „Zu gleicher Zeit war ein Engländer bei uns, der im Anfang des Jahrhunderts in Jena studirt hatte und seit der Zeit der deutschen Literatur gefolgt war auf eine Weise, von der man sich keinen Begriff machen könnte. Er war so recht in die merita causae unserer Zustände initiirt, daß ich ihm, wenn ich auch gewollt hätte, und wie man wohl gegen Fremde zu thun pflegt, keinen blauen phraseologischen Dunst vor die Augen führen durfte. Aus seiner Unterhaltung ging hervor, daß seit diesen zwanzig Jahren und darüber viele gebildete Engländer nach Deutschland gekommen sind und sich von den Persönlichkeiten, ästhetischen und moralischen Verhältnissen unserer jetzt Vorfahren zu nennenden Männer genau unterrichteten. Von Klopstock's Verknöcherung erzählte er wunderbare Dinge. Sodann zeigte er sich als einen Missionär der englischen Literatur, las mir und meiner Tochter zusammen und einzeln Gedichte vor. Byron's ‚Himmel und Erde' war mir höchst angenehm mit Auge und Ohr zu vernehmen, da ich ein zweites Exemplar in der Hand hatte. Zuletzt machte er mich auf Milton's ‚Samson' aufmerksam und las ihn mit mir. Es ist merkwürdig, hier den Ahnherrn Byron's kennen zu lernen. Er ist so grandios

---

[1]) Friedrich Siegmund Voigt (1781—1850), Professor der Medicin und Director des botanischen Gartens zu Jena.

[2]) Weimar 12. August 1829.

und umsichtig wie der Genannte, aber freilich geht der Enkel ins Grenzenlose, ins wunderlichst Mannigfaltige, wo Jener einfach und stattlich erscheint.
Weimar, 20. August 1829."

So Goethe an Zelter in hohem Alter. Mehr als zwanzig Jahre früher (1807) finden wir Robinson als politischen Correspondenten der „Times" in Altona, und ein Jahr darauf in der gleichen Eigenschaft in Spanien. 1813 ließ er sich dauernd in London nieder, und erhob die praktische Ausübung des Rechts zu seinem Lebensberuf. In ungewöhnlichem Grade stand ihm das Wort zu Gebote, auch wußte er seinen Reden durch ausdrucksvolle Gebärden erhöhte Wirkung zu verleihen. Dieser Gabe, verbunden mit Geistesgegenwart, verdankte er wohl seine raschen Erfolge im Berufsleben, die ihn bald zum unabhängigen Manne machten.

Sein Haus ward der Mittelpunkt einer geistig angeregten Geselligkeit. Da Robinson umfassende Bildung mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt zu Gebote stand, und Witz, Feinheit, ein vortreffliches Gedächtniß, der Blick für das Charakteristische nicht fehlten, so erscheint sein Ruf als eines glänzenden Plauderers gerechtfertigt. Der Herausgeber seiner „Lebenserinnerungen" entsinnt sich gar wohl der geheimen Freude, die er empfand, sobald Robinson in die Gesellschaft trat, und der Gefühle, die die Nachricht seines Todes, als eines in seiner Art unwiederbringlichen Verlustes, in ihm erweckte.

Wie es wohl innerlichen Naturen eigen zu sein pflegt, legte er wenig Gewicht auf die Aeußerlichkeiten des Lebens. Als er allmählich über große Mittel zu verfügen begann, änderte er nur wenig an den eigenen Gewohnheiten. Aber seine Sparsamkeit erstreckte sich nicht auf Andere: ihm wird eine offene Hand nachgerühmt. Indeß soll er mehr im Sinn eines Großherzigen als eines Mildthätigen gegeben haben. Er konnte Solchen, die er um geistige Güter hart mit dem Leben ringen sah, große Summen zuwenden. In religiösen Dingen gehörte seine Sympathie Denen, die für Gedankenfreiheit eintraten.

Robinson's schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich auf seine Berichte als „Times"-Correspondent, auf die Uebersetzung deutscher Literaturproben, einige Essays und die Führung seiner Tagebücher. „Ich fand bald," sagt er, „daß ich nicht die literarischen Fähigkeiten besaß, die mir unter den englischen Schriftstellern den Platz, der mir begehrenswerth erschienen, gesichert hätten; aber da das Leben mich mit einigen der hervorragendsten Männer meines Zeitalters in Berührung brachte, glaubte ich, daß eine Aufzeichnung meiner Eindrücke von Nutzen sein könne."

Es ist schwer, sein politisches Glaubensbekenntniß zu formuliren. Nirgendwo bekennt er sich offen zu einer Partei. Der Drang nach Freiheit, ein Grundzug seines Charakters, ließ ihn gegen Napoleon I., wenn er seiner erwähnt, eine scharfe Sprache gebrauchen, und auch zum Manne gereift schämt er sich nicht der Begeisterung, die die französische Revolution einst im Knaben erweckt hatte. Als aber sein Wesen feste Gestalt gewann, reagirte dieser Freiheitsdrang nur gegen mißbrauchte Gewalt, machte ihn zu

einem erbitterten Feinde der Sklaverei, und ließ ihn allenthalben für gefährdete Menschenrechte eintreten.

Von Robinson's Abneigung gegen den großen Corsen zeugt, wie er die Begegnungen der Herzogin Luise mit Napoleon nach der Schlacht bei Jena schildert. Wir lassen hier den Auszug des Artikels folgen, den Henry Crabb Robinson in der „Times" veröffentlichte, und der im Wesentlichen das Ergebniß dieser Unterredung enthält[1]). „Als die Geschicke des Tages," heißt es in der „Times"-Nummer vom 26. December 1807, „sich entschieden hatten, wurden die Preußen, die sich in die Stadt zurückgezogen, von den Franzosen verfolgt und in den Straßen niedergemetzelt. Auch einige der Einwohner fielen zum Opfer, und eine allgemeine Plünderung begann. Abends näherte sich der siegreiche Kaiser der Stadt und nahm Besitz vom herzoglichen Schloß, das nun nach Kriegsrecht sein eigen geworden. Die Herzogin verließ ihre Gemächer und stellte sich, indem sie den Moment wahrnahm, in welchem er die Halle betrat, auf die oberste Stufe der Treppe, ihn mit all' der Etikette höfischen Empfanges zu begrüßen. Bei ihrem Anblick blieb Napoleon erstaunt stehen. ‚Qui êtes-vous?' fragte er in der für ihn so charakteristischen, abgebrochenen Art. — ‚Je suis la Duchesse de Weimar.' — ‚Je vous plains,' erwiderte er stolz, ‚j'écraserai votre mari.' Er fügte noch hinzu, daß er in seinen Gemächern speisen werde, und ging an ihr vorüber.

„Bei einer zweiten Begegnung am nächsten Morgen begann er sogleich mit einer Frage, seiner beliebten Redefigur: ‚Madame, wie konnte Ihr Mann so toll sein, gegen mich Front zu machen?' — ‚Ew. Majestät hätten ihn verachtet, wenn er es nicht gethan,' war die edle Antwort. — ‚Wieso?' die hastige Entgegnung. Woraufhin dann die Herzogin langsam, und als wöge sie ihre Worte, erwiderte: ‚Mein Mann hat während fast dreißig Jahren in den Diensten des Königs von Preußen gestanden, und der Augenblick, in welchem der König gegen einen so mächtigen Feind wie Ew. Majestät zu kämpfen hatte, war nicht der geeignete, ihn zu verlassen.' Eine so vortreffliche Antwort — die Sprecherin, ohne sich etwas zu vergeben, befriedigte die Eitelkeit des Gegners — war unwiderstehlich. Napoleon wurde milder und fuhr, ohne auf die erhaltenen Antworten weiter zu achten, fort: ‚Aber wie kam der Herzog dazu, sich mit dem König von Preußen zu verbinden?' — ‚Ew. Majestät werden bei näherer Nachfrage erfahren, daß die jüngeren Linien der herzoglich sächsischen Häuser immer dem Beispiel des kurfürstlichen gefolgt sind, und Ew. Majestät wissen, welche politischen Beweggründe den Dresdener Hof dazu vermocht haben, sich Preußen und nicht Oesterreich anzuschließen.' — Hierauf folgten Fragen und Antworten so ausgezeichnet, daß Napoleon nach einigen Minuten mit Wärme ausrief: ‚Vous êtes la femme la plus respectable que j'ai jamais vue, vous avez sauvé votre mari!'

„Jedoch konnte er nie eine Gunst gewähren, ohne ihr eine Beleidigung auf dem Fuße folgen zu lassen. Indem er die Herzogin nochmals seiner Hochachtung versicherte, fügte er hinzu: ‚Je lui pardonne, mais c'est à cause de

[1]) Vergl. Robinson's Diary etc., vol. II, p. 101 f.

vous seulement, car pour lui, c'est un mauvais sujet.' Die Herzogin erwiderte nichts, ergriff aber den glücklichen Moment, um mit Erfolg ein Wort für ihr heimgesuchtes Volk einzulegen. Napoleon gab sogleich Befehl, die Plünderung einzustellen.

„Als der Friedensvertrag, der die Unabhängigkeit Sachsen-Weimars feststellte und seine Lande für Theile des Rheinbundes erklärte, von Napoleon durch einen französischen General dem Herzog übersandt ward, verweigerte dieser die Annahme und sagte mit mehr als gewöhnlicher Ritterlichkeit: ‚Geben Sie ihn der Herzogin, ihr hat der Kaiser ihn zugedacht'." [1])

Die folgenden Blätter nun sind Robinson's Tagebüchern und Briefen entnommen:

In Frankfurt am Main machte er 1801 die Bekanntschaft der Servières und Brentano's: „Sie schlugen mir vor, ihnen Englisch vorzulesen, und wollten mich in die deutsche Literatur einführen. Das bedeutete, ich sollte Goethe, der ihnen befreundet war, und den sie verehrten, kennen lernen.

„Während der ersten Monate 1801 vertiefte ich mich in das Studium von Goethe's Werken, und erwarb mir die Vorliebe für deutsche Literatur, die mir seitdem geblieben ist. Die Kritiker der neuen Schule sind der Ansicht, es habe seit dem Bestehen der Literatur nur vier sogenannte ‚Männer von Genie' gegeben, auf die Natur und Kunst gemeinsam ihre Gaben ausschütteten, um jene Blüthe des Geistes — den Poeten hervorzubringen. Virgil, Milton, Wieland, Klopstock, Ariost, Ossian, Tasso u. s. w. möchten als Dichter von großer Trefflichkeit nach verschiedenen Seiten hin gelten — das echte heilige Feuer der Poesie aber brenne doch nur in Homer, Cervantes, Shakespeare und Goethe. Von einigen Vertretern dieser Richtung wird sogar behauptet, die drei großen Ereignisse des eben abgelaufenen Jahrhunderts seien: die französische Revolution, Fichte's Philosophie und Wilhelm Meister's Lehrjahre"[2]).

Bald sollte Robinson Goethe von Angesicht sehen[3]). „Der erste Anblick des großen Mannes muß in dem Leben eines Jeden, der sich mit Ernst dem Studium der Literatur und Philosophie hingibt, einen neuen Abschnitt bedeuten. Ich hatte zu Seume gesagt, mit Wieland wünschte ich mich zu unterhalten, Goethe aber nur zu sehen, — und mein Wunsch ward buchstäblich erfüllt. Das Gefühl der Größe Goethe's war so überwältigend in mir, daß, selbst wenn die Gelegenheit eines Gespräches sich geboten hätte, ich mir unfähig zu sein schien, mich mit ihm zu unterhalten, und so fügte es sich, daß ich ihn stillschweigend betrachten durfte. Goethe wohnt in einem für weimarische Verhältnisse großen, schönen Hause. Auf der Schwelle seines Studirzimmers befindet sich ein „Salve" in Mosaik. Bei unserem Eintritt

---

[1]) Vergl. Friedrich von Müller, „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813". S. 1 ff. Braunschweig 1851.

[2]) Vergl. Fr. Schlegel, „Athenäum", Juni 1798: „Die französische Revolution, die Wissenschaftslehre und Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Jahrhunderts."

[3]) Es geschah in Gesellschaft Seume's, des Spaziergängers nach Syrakus, und Professor Meyer's.

erhob er sich und bedeutete uns mit kühler und zurückhaltender Gebärde, Platz zu nehmen. Als er sein brennendes Auge auf Seume, der die Führung übernommen hatte, richtete, wandte er mir sein Profil zu, und verblieb in dieser Stellung während der zwanzig Minuten unseres Besuches.

„Er war damals etwa zweiundfünfzig Jahre alt. Eine leichte Neigung zum Starkwerden fing an, sich bemerkbar zu machen. Mir ist kaum je ein Mann von so überwältigender Schönheit begegnet. Die Unterhaltung war unbedeutend. Seume erzählte von den seltsamen Erlebnissen seiner kummervollen Jugend. Goethe lächelte, mit herablassender Freundlichkeit, wie mir schien. Als wir uns verabschiedet hatten und wieder im Freien athmeten, hob sich mir eine Last von der Brust. Nicht lange, so sah ich Goethe unter günstigeren Auspicien. Man hat ihm oft ‚hauteur' vorgeworfen. Bürger machte ein von Neidern und Schmähern gern wiederholtes Epigramm darauf. Mir erschien sein Verhalten als eine Art Selbstvertheidigung, als der einzige Schutz dem Zudrang von außen gegenüber, der ihm und somit der Welt einen Theil seines Lebens geraubt hätte."

Ueber Wieland, den Robinson und seine Gefährten am selben Tage aufsuchten, berichtet das Tagebuch: „Wieland empfing uns mit der höflichen Würde eines Weisen, der ohne ‚hauteur' den Tribut seiner Bewunderer entgegennimmt. Aeußerlich schon ein ganz alter Mann. Sein feines, bleiches Gesicht hat etwas Satyrähnliches." Die Unterhaltung bewegte sich vorzugsweise auf philosophischem Gebiete; Wieland bekennt sich als einen Anhänger Locke's, und geschworenen Feind der Kantischen wie jeder anderen Metaphysik. Robinson lenkt das Gespräch auf Wieland's „Agathodämon", und äußert sein Bedauern über die düstern Folgerungen, zu denen der Dichter schließlich gelangt. Wieland gibt zu, daß er eine große Fortentwicklung der Menschheit kaum annehme.

„Auf einem Spazierritt nach Tiefurt (einige Jahre später) sprach Wieland mit einer Offenheit, die mir auffiel, über seine eigenen Werke. Für sein bestes hielt er ‚Musarion'. Wieland war sich dessen bewußt, daß das Charakteristische seines Prosastiles in dem liege, was die Griechen mit *στωμυλία* bezeichnen, nicht eigentlich Geschwätz, aber ein angenehmes ‚Sich-verbreiten' über den Gegenstand."

Ueber Herder urtheilt Robinson: „Seine äußere Erscheinung ist die eines feinen Weltgeistlichen. Er bekleidet das höchste geistliche Amt im kleinen Staate Sachsen-Weimar, Goethe's Größe aber stellt ihn doch in den Schatten. Dieser Umstand vielleicht hindert Herder an einer richtigen Würdigung Goethe's."

Bei einer flüchtigen Begegnung mit Schiller hat Robinson nur Gelegenheit, sein Urtheil über Coleridge's Wallenstein-Uebersetzung zu erbitten. Schiller entgegnet, der Uebersetzer sei ein genialer Mensch, habe aber einige lächerliche Versehen gemacht. „Schiller hatte etwas Unbeständiges im Blick und sah krank aus. Seine Art war die eines Menschen, der sich nicht behaglich fühlt, ein Gemisch von Genie und studentischer Unbeholfenheit. Er hatte große, unregelmäßige Gesichtszüge."

Als Robinson Schiller bei einer anderen Gelegenheit aufsucht, ist er erstaunt, unter seinen Büchern Shakespeare in deutscher Uebersetzung zu finden: „Ich habe Shakespeare wohl im Original gelesen, aber aus Princip nicht viel. Meine Lebensarbeit ist, deutsch zu schreiben, und ich bin der Ueberzeugung, daß Niemand viel fremde Sprachen lesen kann, ohne den Tact für die feinen Abstufungen der eigenen, ein wesentliches Erforderniß für einen guten Stil, einzubüßen."

Bald darauf sind durch Schiller's Tod alle Gemüther tief erschüttert. Robinson zieht es nach Weimar; hier bilden des Dichters Tod und Charakter den einzigen Gegenstand der Unterhaltung. „In einer Abendgesellschaft bei Fräulein von Göchhausen gab eine meiner Aeußerungen Veranlassung zu einem thörichten Mißverständniß. Ich bemerkte ganz unbefangen: ‚Der Ruhm Weimars ist im Niedergang begriffen.' Einer der anwesenden Kammerherren fühlte sich beleidigt. ‚Alle Dichter mögen sterben,' sagte er ganz aufgebracht, ‚der Weimarer Hof wird doch bestehen bleiben.' Die Damen schlugen sich auf meine Seite: es läge ja auf der Hand, daß ich nicht den Ruhm des Hofes im Auge gehabt, vielmehr bezöge sich meine Anspielung auf das, was Weimar allein zu eigen sei, wodurch es Berlin, St. Petersburg, Wien in den Schatten stelle."

Robinson hatte sich 1802 an der Jenaer Universität immatriculiren lassen, und wandte sich in erster Linie dem Studium der alten Sprachen zu, besuchte philosophische und naturwissenschaftliche Collegia, hörte Schelling, ohne indeß ein Anhänger seiner Philosophie zu werden, und vertiefte sich namentlich in Kant. Diese Studien wurden der Anlaß zu seinem Verkehr mit Frau von Staël, als sie sich in Weimar aufhielt. Frau von Staël sagt dem Herzog, der eines Nachmittags unerwartet eintritt und Robinson bei ihr findet: „J'ai voulu connaître la philosophie allemande, j'ai frappé à la porte de tout le monde, Robinson seul me l'a ouverte."

„Wenn wir allein waren, bemühte ich mich, ihr für Goethe's außerordentliche Größe das Verständniß zu erschließen. Aber sie schien unfähig, zu begreifen, worin sie besteht. Unter die Vorzüge, für die sie absolut unzugänglich war, gehörte Goethe's Naivität. Ich machte sie mit einer Auswahl seiner Epigramme bekannt, wie z. B.:

> Alle Neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
> Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
>
> Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
> Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
>
> Doch von Göttern ist voll der Olymp; Du kamst, mich zu retten,
> Langeweile! Du bist Mutter der Musen gegrüßt[1]).

„Ein anderes Mal, nachdem er die Künste, die er betreibt, aufgezählt, heißt es:

> Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
> Deutsch zu schreiben: Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
> In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst[2]).

[1]) Epigramm 27, Gedichte I, 313. Weimarer Ausgabe.

[2]) Epigramm 29, Gedichte I, 314. Weimarer Ausgabe.

„Hierfür fehlte Frau von Staël der Sinn. Sie war — was Charles Lamb bei allen Schotten voraussetzt — unfähig, Scherz zu verstehen. Nachdem ich ihren Geschmack mit einer Reihe dieser ironischen Epigramme geprüft hatte, las ich ihr ein ganz gewöhnliches, an die deutschen Großen, die an ihren Höfen Französisch sprechen, gerichtetes vor:

Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken,
Zürnet, Mächtige, nicht! Was Ihr verlangtet, geschieht —[1])

— darunter die Sprache und die Ansichten der Republikaner verstehend. Das fand sie vortrefflich und merkte es sich."

Der Bericht über Frau von Staël läßt Robinson auf Napoleon kommen.

„Als der jugendliche Buonaparte in Italien seine Siege gewann, ward Frau von Staël ihm vorgestellt. Er hatte schon damals die Allüren eines Prinzen von Geblüt, sprach, als sei es ganz gleichgültig, was er sage. Anmaßend und unverschämt aufzutreten, gewährte ihm augenscheinlich Vergnügen. Nach Jahren — ihr Ruhm als Schriftstellerin war bereits begründet — sagte er ihr, seiner Meinung nach sollten Frauen keine Bücher schreiben. Sie entgegnete: ‚Nicht jede Frau kann durch eine Verbindung mit General Buonaparte Auszeichnung gewinnen.'

„Buonaparte sagte einst zu Frau von Condorcet, der Wittwe des Philosophen, einer wahrhaft bedeutenden Frau auch in Dingen der Politik: ‚Ich liebe nicht Frauen, die sich mit Politik befassen'. Worauf sie sogleich erwiderte: ‚Ach, mein General, solange die Männer es sich einfallen lassen, uns hie und da um einen Kopf kürzer zu machen, interessirt es uns doch, zu wissen, warum das geschieht.'

„Im März 1804," fährt Robinson zu erzählen fort, „ward ich Goethe ein zweites Mal vorgestellt, und zwar in weniger formeller Weise. Es war im Theater. Goethe pflegte in einem Lehnstuhl in der vordersten Reihe des Parquets zu sitzen. Ich hatte mir wiederholt einen Platz in seiner Nähe gesichert, um gelegentlich die Blicke auf ihn richten zu dürfen, niemals mich aber bemüht, seine Aufmerksamkeit zu erregen. An dem Abend nun saß ich gerade hinter ihm. Benjamin Constant, der mit ihm war, flüsterte, nachdem er mir die Hand gedrückt, meinen Namen Goethe ins Ohr. Sogleich kehrte dieser sich um und sagte mit einem Lächeln, das um so überzeugender war, als es mit dem gewöhnlichen kühlen und zurückhaltenden Ausdruck seines Gesichtes contrastirte: ‚Wissen Sie, Herr Robinson, daß Sie mich beleidigt haben.' — ‚Wie ist das möglich, Herr Geheimrath?' — ‚Sie haben bei Jedermann in Weimar Besuch gemacht und mich übergangen.' — Ich fühlte, daß ich erröthete, und entgegnete: ‚Sie mögen als Ursache hierfür annehmen, was Ihnen beliebt, Herr Geheimrath, nur nicht, daß es aus mangelnder Achtung geschah.' — Er lächelte und sagte: ‚Sie sollen mir jederzeit willkommen sein.' Natürlich gab ich am nächsten Morgen meine Karte ab, erhielt am darauf folgenden Tage eine Einladung zu Mittag, und speiste dann noch mehrere Male bei Goethe, bevor ich die Umgegend von Weimar verließ.

[1]) Epigramm 58, Gedichte I, 321. Weimarer Ausgabe.

„Irre ich nicht, so fragte ich ihn an jenem Abend im Theater, ob unser ‚Venice Preserved'[1]) ihm bekannt sei? — ‚Gewiß,' erwiderte er, ‚die komischen Scenen sind besonders gelungen.' Ich war erstaunt über dieses seltsame Urtheil. ‚Ist es möglich?' sagte ich. ‚In England gelten diese Scenen für so schlecht, daß sie bei der Aufführung ausgelassen werden.' — ‚Ich kann das wohl verstehen,' versetzte er, ‚aber bei näherer Betrachtung werden Sie gewahr werden, daß gerade diese Scenen wesentlich zum Stücke gehören, daß sie allein über die Verschwörung Aufschluß geben und sie rechtfertigen, und daß wir aus ihnen ersehen, wie vollkommen unfähig der Senat ist, das Ruder zu führen.' — Ich erkannte sogleich die Richtigkeit dieser Kritik und war beschämt, nicht früher daran gedacht zu haben. In der Unterhaltung war Goethe einfach und ohne jegliche Anmaßung; aber was er sagte, war von besonderer Bedeutung — eine stille Kraft, die der Anstrengung nicht bedurfte und mich an ein Gemälde erinnerte, von dem ich gelesen, daß es einen Menschen und einen Engel, mit einander ringend darstelle. „Ein Unwissender verurtheilte das Bild, weil an dem Engel keinerlei Anstrengung sichtbar sei — keine Muskel angespannt erscheine. Die Absicht, die hier zu Grunde lag, war, die Natur des Engels zum Ausdruck zu bringen. Wir finden dasselbe in der griechischen Sculptur, wenn sie Götter darstellt.

„Als Frau von Staël aus Berlin zurückkehrte, mit A. W. von Schlegel in ihrem Gefolge, speiste ich mit Schlegel, dem Bildhauer Tieck und Riemer bei Goethe zu Mittag. Niemand außer Frau von Goethe war anwesend. Ich war betroffen durch den Gegensatz zwischen Schlegel und Goethe. Nichts konnte Goethe's edler Ruhe gleichkommen, während Schlegel sich augenscheinlich bemühte durch Witz und Wortspiele zu glänzen.

„Einige Aussprüche Goethe's von tiefer Bedeutung sind mir aus jener Zeit im Gedächtniß geblieben. Zu Schlegel sagte er: ‚Ich freue mich, daß Ihr Bruder die „Sacontala" zu übersetzen beabsichtigt. Es wird mir interessant sein, dieses Gedicht, wie es wirklich ist, kennen zu lernen, anstatt dargestellt von einem m o r a l i s c h e n Engländer.' Und er legte einen sarkastischen Nachdruck auf das Wort ‚moralischen'. — ‚Eigentlich hasse ich alles Orientalische.' Womit er wahrscheinlich meinte, daß er dem griechischen Geiste vor dem orientalischen unendlich den Vorzug gebe. ‚Ich freue mich, daß es Dinge gibt, die ich hasse, denn anderenfalls liegt die Gefahr, jedes Ding an seinem Platze gut zu finden, nahe, und sie wirkt vernichtend auf alles echte Gefühl.' Das wirft einiges Licht auf Goethe's Empfindungen gegen die zwei Religionen, die ihren Ursprung im Orient hatten. Und doch mag dieses Gefühl ein vorübergehendes gewesen sein; denn kaum zehn Jahre später nahm er aus dem Elend, das ihn umgab, seine Zuflucht in das Studium orientalischer Literatur. Das Ergebniß enthält der ‚Westöstliche Divan'.

„Wäre ich jünger, und hielte ich mich der Aufgabe gewachsen, so würde ich Alles, was Goethe über Judenthum und Christenthum geschrieben hat, sammeln und übersetzen. Es sollte dann ohne Anmerkungen oder Commentar

[1]) Tragödie von T. Otway (1652—1685).

veröffentlicht werden. Denn es ist verschieden von Allem, was ich sowohl von Gläubigen als Ungläubigen über den Gegenstand gehört habe, und durchaus einzig in seiner Art. In einem Briefe an Lavater heißt es: ‚Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidirter Nichtchrist bin,‘ u. s. w. u. s. w.“ [1]).

„Ungefähr damals war es, daß ich Goethe aufsuchte, und ihn um seine Vermittlung in einem Streite zwischen dem Herzog und den Studenten anging, der gerade die besten unter den jungen Leuten mit Ausschluß bedrohte [2]). Nachdem Goethe meiner Darstellung gefolgt, sagte er kühl: ‚Das ist immer der Fall in Sachen der bürgerlichen Ordnung, wenn beide Theile Recht haben. Die Studenten sind durchaus im Recht, aber der Herzog ist es gleichfalls. Er hat seine eigene Art, die Dinge zu betrachten, vom Standpunkt des Monarchen.‘

„Während dieser gelegentlichen Besuche lernte ich Goethe's Gefährtin, die Mutter seiner Kinder, kennen, die er, wie allgemein bekannt, später heirathete. Sie hatte ein angenehmes Aeußeres und etwas Verbindliches in ihrer Art, war einfach und frei in ihrem Betragen. Seltsame Gerüchte cursirten über die unwürdige Art ihres Verkehrs mit Goethe, wie sie jung war. Als ich sie sah, war sie diesen Excentricitäten längst entwachsen.“

Major von Knebel nennt Robinson 1804: „eine schöne, soldatische Erscheinung. Gemüthsart und Charakter qualificirten ihn mehr zum Kriegsmann als zum Gelehrten, aber alle seine Interessen lagen auf philosophischem und literarischem Gebiete.“

Als Knebel und Robinson sich nach Jahren der Trennung wiedersahen, bemerkt Robinson: „Knebel ist unverändert in Charakter und Wesen; derselbe gütige, hochherzige, lebhafte alte Herr, den ich früher gekannt habe. Noch hat er das gleiche rasche Empfinden für Alles, was gut und schön, die etwas komische Reizbarkeit, den heftigen, leidenschaftlichen Ton in der Sprache, der aber auch nicht für einen Augenblick sein liebevolles Gemüth verbirgt.“

Durch Fräulein von Göchhausen und andere hochgestellte Personen, die Robinson am dritten Orte traf, ward seine Vorstellung am Hofe Anna Amalia's angebahnt. „Die Herzogin ist jedenfalls eine der hervorragendsten unter den deutschen Fürstinnen, und keine unwürdige Nichte Friedrich's II. Die deutsche Literatur ist ihr tief verpflichtet. Sie ist Herder's und Wieland's besondere Beschützerin und wird von Goethe und Schiller hoch verehrt — — — — —

„Im Theater (2. März 1805) sah ich das Wunder des Nordens, die Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, eine Tochter Kaiser Paul's und Schwester Alexander's I., die hier der Gegenstand einer allgemeinen Vergötterung ist. Jedermann ist voll ihres Lobes, und sie scheint in der That eine außerordentliche Persönlichkeit zu sein. Sie ist jung, besitzt einen reichgebildeten Geist und eine vollendete fürstliche Haltung. Ich mußte über mich selbst lächeln, als ich eine Weile neben ihr stand und die Wirkung empfand, die sie auf mich aus-

---

[1]) Band VI, vierte Abtheilung, S. 20 ff. Weimarer Ausgabe.

[2]) In Folge einer großen Rauferei der Studenten mit dem Militär in der Neujahrsnacht 1803/4.

übte. Wenn ich auch an ihrer Vortrefflichkeit keineswegs zweifle, so bin ich mir doch bewußt, daß der seltsame Eindruck, den ich empfing, als ich sie ganz gewöhnliche Dinge sagen hörte, hauptsächlich auf den Zauber ihres Titels und Namens zurückzuführen ist.

„Die Herzogin Anna Amalia zeigte mir Goethe's ‚Winckelmann und sein Jahrhundert‘, einen Band in Großoctav, den ihr der Dichter eben überreicht hatte. Ich nahm das Buch in die Hand, und es entglitt ihm ein Streifen Papier mit einem Distichon darauf; nie habe ich eine stärkere Versuchung empfunden, Diebstahl zu begehen. Aber ich unterlag ihr nicht, schrieb die Zeilen jedoch für mich ab:

„Freundlich empfange das Wort laut ausgesproch'ner Verehrung,
Das mir die Parze fast schnitt von den Lippen hinweg"[1].

Bei einem Aufenthalt in Weimar, während dessen er Goethe nicht begegnete — im Jahre 1818 —, ward Robinson zur Großherzogin Luise beschieden. „Ich nahm Bezug auf ihre Begegnung mit Napoleon nach der Schlacht bei Jena, sagte, auch in England wisse man darum, fügte aber nicht hinzu, durch mich." Auch dem Großherzog wurde Robinson vorgestellt. Der erste Eindruck war kein vortheilhafter für den Engländer. Der Großherzog sprach in Ausdrücken starker Mißbilligung über die Einrichtungen an englischen Gerichtshöfen, die es den Beamten ermöglichen, mehrere Monate in einer Folge auf Reisen zuzubringen. „Wir erlauben das nicht." — „Ich entgegnete: ‚Ist der Arzt abwesend, so bessert sich der Patient‘." Ein schlechter Witz war hier mehr am Platze als Widerspruch; überdies war der Großherzog im Recht. „Die intimen Beziehungen," fügt Robinson hinzu, „in denen er zu Goethe gestanden, und das Urtheil, das der große Dichter über seinen Charakter fällt — kein Lob von der gewöhnlichen Art —, beweisen mir zur Genüge, daß er ein ungewöhnlicher Mann war. Im Ganzen trug dieser Besuch von 1818 nicht dazu bei, mir Weimar in erfreulichem Lichte zu zeigen. Goethe's Abwesenheit war ein Verlust, für den nichts Anderes mir Ersatz schaffen konnte."

II.

Um die Lücke zwischen Crabb Robinson's erster Begegnung mit Goethe und seiner letzten Rückkehr nach Weimar auszufüllen, seien hier Eindrücke mitgetheilt, die er während dieser Jahre aus der Lectüre Goethe'scher Schriften empfing.

Zuerst über „Iphigenie":

„Ich habe ‚Iphigenie‘ innerhalb eines Monats dreimal gelesen, ich glaube, diese Dichtung enthält keine fehlerhafte Zeile. Iphigenien's feierliche Haltung, die himmlische Ruhe ihres Charakters ist nicht weniger großartig, als es die Begebenheiten selbst sind. Goethe's beste, seine vollkommenen Dichtungen sind ohne Unruhe, ohne Verwirrung, sie erinnern an Claude Lorrain's Landschaften

[1]) Weimarer Ausgabe 4, 124. Hempel, neue, dritte Ausgabe der Gedichte 3, 264 von Strehlke. (Bezieht sich auf die Gefahr, in der Goethe's Leben zur Zeit von Schiller's Tod schwebte.)

und Raffael's historische Gemälde. Seine Lieder, Balladen, Elegien haben alle den gleichen Charakter. Goethe kennt seinen Werth, aber in seinen sämmtlichen Werken ist kaum eine Vorrede noch Einführung, in der er von sich spricht. Seine Werke reden für ihn, das genügt." (1801.) Sodann über „Wahrheit und Dichtung":

„Ich habe mit großem Genuß Goethe's Selbstbiographie gelesen. Es ist ein herrliches Buch, will aber ernsthaft studirt, nicht bloß um der Lebensgeschichte willen gelesen sein. Sein Bericht über das ‚système de la nature' und seine theologischen Anschauungen sind von besonderem Interesse. Alles, was auf sein eigenes Leben und Empfinden Bezug hat, ist wunderbar wiedergegeben. Es ist ein Buch, das das Leben Demjenigen, der noch nicht erfahren hätte, was Leben heißt, wohl wünschenswerth machen könnte. Goethe lebte so intensiv, die Freuden der Sinne und des Geistes, der Phantasie und des Herzens scheinen ihm in höherem Grade zugänglich gewesen zu sein als irgend Jemandem sonst, der sein Leben autobiographisch aufgezeichnet hat. In seiner Jugend empfand er sogar etwas wie religiöse Schwärmerei. Es wäre interessant, zu wissen, wodurch sie sich verlor, aber uns wird wohl kaum je eine Fortsetzung dieser unvergleichlichen Lebenserinnerungen zu Theil werden . . . Wie anschaulich sind die Vorgänge bei der Kaiserkrönung Josef's II. geschildert. Neben der Anmuth und Kunst des genialen Schriftstellers klingt hier ein Rest des kindlichen Enthusiasmus durch, den dieses Ereigniß einst im Dichter entzündet hatte. Ich kenne keinen Zweiten, der wie Goethe, die Empfindungen der Jugend mit den Erfahrungen und der Reife des Alters zu verschmelzen wüßte. Hier nun hat dieses schöne Talent ein Meisterstück geliefert. Die Erzählung seiner unschuldigen, knabenhaften Neigung zu Gretchen ist reizend. Die Freunde des Vaters erwecken im Leser den Eindruck von Porträts alter Bekannter, und wie lebendig sind Vater und Großvater! Eine Aeußerung, die Wordsworth in Bezug auf Burns that: ‚Der Dichter schreibt menschenfreundlich', trifft hier zu. Nicht ein einziger Charakter, der Empfindungen des Hasses in ihm wachgerufen hätte, sicher nicht der Schelm, der kleine, verlogene, französische Schauspielerknabe. Vielleicht sind unter den Nebenpersonen Gretchens Verwandte die am wenigsten angenehmen." (1812—1823.)

Die „Campagne in Frankreich" (1823):

„In der ‚Campagne in Frankreich' und noch mehr in der ‚Belagerung von Mainz' sind einige langweilige Details, aber trotzdem ist es ein wundervoller Band. Spätere Generationen werden diese Schilderungen als ein von Meisterhand entworfenes Bild der öffentlichen Meinung, zu Beginn der Revolution, betrachten."

Der „Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller" (1829):

„Der ‚Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller' ist vorzugsweise interessant durch die Verschiedenheit der Briefsteller. Herrliche Eindrücke empfängt der Leser durch Schiller's zärtliche Verehrung für Goethe, und so tief Schiller, was Intellect und poetische Schaffenskraft anbelangt, unter Goethe steht, so hat er doch als Mensch allen Anspruch auf unsere Zuneigung. Goethe scheint zu groß selbst, um für Einen, so groß wie Schiller, ein Gegenstand der Liebe

zu sein. Wollte man ihrem poetischen Glaubensbekenntniß nachforschen, so könnte sich wohl ein gleiches ergeben, aber in der Praxis standen sie sich gerade entgegen. Schiller ward durch Goethe gehoben und Goethe durch Schiller gestützt. Ohne Schiller hätte Goethe trauernd Pope's —

Condemned in business as in life to trudge
Without a second, without a judge

citiren können. Schiller war in diesem Verhältniß kein vollkommener Richter; denn das bedingt einen geistig Ueberlegenen, wenigstens Einen, der übersehen kann, aber er besaß einen anregenden Geist. Goethe konnte ihm seine Arbeiten vorlesen, und der Eindruck, den Schiller empfing, klärte sein eigenes Urtheil. Das Buch wird für den zukünftigen Literarhistoriker, bei Beurtheilung der glorreichsten Epoche, unschätzbar sein"[1]).

III.

Anfang 1828 empfing Robinson von Professor Voigt folgende Zeilen:

„Jena, 4. März 1828.

„Lieber Robinson!

„Seine Excellenz der Geheimrath von Goethe, den ich seit meiner Rückkunft schon mehrmals zu sehen das Glück gehabt, theilt mir soeben das Geschenk mit, das er Dir zugedacht hat. Ich äußerte letzthin in seiner Nähe das Bedauern, Dir nicht diejenige Denkmünze, die ich für eine der merkwürdigsten halte, habe mittheilen zu können — — — — — — — — — — — — — —"

Robinson bemerkt dazu unter dem 22. April: „Ich war sehr erfreut, von Goethe zwei Medaillen, ihn selbst und den Großherzog und die Großherzogin von Sachsen-Weimar darstellend, zum Geschenk zu erhalten. In dem Kästchen befindet sich eine autographische Inschrift:

‚Herrn Robinson zu freundlichem Andenken von W. Goethe. März 1828.'

Das erachte ich als hohe Ehre."

Henry Crabb Robinson an Goethe:

„Ich mache mir Herrn des Voeux'[2]) höfliches Anerbieten zu Nutze, Ihnen meine Erkenntlichkeit für die hohe Ehre, die Sie mir im verflossenen Jahr haben zu Theil werden lassen, zu übermitteln. Ich habe mir wohl jeden Abguß, jedes Bildniß und Medaillon, von dem ich Kenntniß erhielt, verschafft, indeß ist, was Sie mir zugehen ließen, mir ebenso willkommen als äußerst schmeichelhaft. Halten Sie alles Andere, nur nicht Undankbarkeit, für den Grund meines verspäteten Dankes.

---

[1]) Damit der Leser nicht etwa den Eindruck empfange, als habe Robinson die rechte Würdigung für Schiller's Dichtergröße gefehlt, sei erwähnt, daß er „Die Jungfrau von Orleans" eine herrliche Dichtung nennt und 1803 einer Aufführung der „Braut von Messina" beiwohnt, die ihn tief bewegt und zu der brieflichen Aeußerung veranlaßt, diese Tragödie übertreffe wohl alle früheren Werke Schiller's. Indessen gesteht er an anderer Stelle, dieser Eindruck sei nur ein vorübergehender gewesen.

[2]) Uebersetzer Goethe'scher Dichtungen ins Englische. Vergl. auch „Goethe's und Carlyle's Briefwechsel", S. 21 und 44. Berlin 1887.

„Vierundzwanzig Jahre sind es her, seit ich mein Studium der deutschen Literatur gegen den Beruf eines Geschäftsmannes, eine sehr andersartige Bethätigung, vertauschte. All' diese Zeit über sind Ihre Werke für mich der beständige Gegenstand eifriger Bewunderung gewesen; an ihnen habe ich meine Liebe für deutsche Literatur wach erhalten. Daß meine Landsleute nur sehr allmählich der rechten Schätzung Ihrer Werke entgegenreifen, ist mir eine Quelle ganz nutzlosen Bedauerns. Taylor's ‚Iphigenia in Tauris' ist die erste und beste Uebertragung aller Ihrer größeren Dichtungen.

„Ganz kürzlich haben des Voeux und Carlyle andere Ihrer großen Schöpfungen unserem Publikum zugänglich gemacht. Da es ihnen an Begeisterung, Eifer und Fleiß nicht gebricht, so hoffe ich, wird es ihnen gelingen, unsere Literatur, nicht Ihren Namen, nachdrücklich von der Schmach derartiger Publicationen zu befreien wie Holcroft's ‚Hermann und Dorothea', Lord Leveson Gower's ‚Faustus', und das nur um pecuniären Vortheils willen veröffentlichte Büchlein aus dem Französischen ‚The Life of Goethe', lächerlich auf jeder Seite, nicht einmal den Titel ausgenommen.

„Ich ersehe aus Ihrem ‚Kunst und Alterthum', daß Ihnen die Verbreitung Ihrer Werke im Auslande nicht gleichgültig ist, und vermisse eine Bemerkung über die vorzüglichen ‚Faust-Fragmente' des genialen Shelley, eines Freundes Lord Byron's. Der Mißbrauch seiner herrlichen Gaben und sein früher Tod sind gleich beklagenswerth. Coleridge, unser einziger lebender Dichter von anerkanntem Genie, ein Kenner deutscher Sprache und Literatur, hatte sich an eine Faust-Uebersetzung gewagt, den Versuch aber in Verzweiflung aufgegeben. Daß die Einen vor der Schwierigkeit einer Aufgabe zurückschrecken, über die sich die Anderen ohne viele Scrupel hermachen, bringt Einem die Worte:

„For fools rush in, where angels fear to tread"

in die Erinnerung.

„Da unsere Journalliteratur Ihnen nicht fremd zu sein scheint, dürfte Ihnen nicht entgangen sein, daß unsere vornehmste Zeitschrift plötzlich in beredter Weise Ihr Lob verkündet [1]).

„Mir ist schon vor einem Jahr die Nachricht zugegangen, Ihr Herr Sohn beabsichtige mit seiner Frau England zu bereisen. Könnte man Sie bewegen, sich ihnen anzuschließen, so würden Sie hier eine kleine, aber unwandelbar treue Gemeinde von Freunden und Bewunderern, aus Ihren Landsleuten sowohl als aus Engländern bestehend, vorfinden. Diese würden es sich zur hohen Ehre anrechnen, Ihnen all' das, was Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth wäre, vorzuführen. Wir besitzen die Werke unseres Flaxman und haben die ‚Elgin Marbles', die sich jetzt hier befinden, vor Zerstörung gerettet.

„Ich beabsichtigte voriges Jahr meinen alten Freund, Herrn von Knebel, zu besuchen. Da ich aber für den Herbst eine Reise nach Italien plane, habe ich meinen Besuch in Jena bis auf das nächste Frühjahr verschoben. Ich

[1]) Gemeint ist die „Edinburgh Review". — Vergl. „Goethe's und Carlyle's Briefwechsel". Berlin 1887. Carlyle an Goethe, 18. April 1828.

hoffe, Sie gestatten mir dann, Ihnen persönlich meinen Dank für Ihre schmeichelhafte Aufmerksamkeit auszusprechen. Ich habe die Ehre, zu sein, geehrter Herr,

In tiefster Hochschätzung
H. C. Robinson.

3, King's Bench Walk,
Temple, 31. Januar 1829."

Einige Monate später berührte Robinson auf dem Weg nach Italien Deutschland:

„Jena, 2. August 1829.

„Ein goldener Tag! Ich schäme mich meiner Unfähigkeit, ihm in einer Schilderung gerecht zu werden. Voigt und ich brachen früh vor sieben Uhr von Jena auf und waren in drei Stunden in Weimar. Zwischen zehn und elf ließen wir unsere Karten in Goethe's Stadthaus, begaben uns nach dem Gartenhaus und wurden sogleich zu dem großen Manne geführt.

„Ich war bedrückt durch die Herzlichkeit des Empfanges, die sich während zweier interessanter Unterhaltungen noch steigerte. Der alte Herr vertauscht das Stadthaus gern mit der Abgeschiedenheit des Gartenhauses, seine Mahlzeiten nimmt er gewöhnlich allein ein, und wenn er Freunde einladet, so ist es zu einem tête-à-tête. Das ist weises Haushalten mit seiner Kraft.

„Vor siebenundzwanzig Jahren beschrieb ich ihn folgendermaßen: ‚Goethe ist ein älterer Mann, seine Würde hat etwas ‚Erdrückendes‘, ein durchdringendes und unerträgliches Auge: «The eye like Jove to threaten or command», eine Adlernase, sehr ausdrucksvolle Lippen, die, wenn geschlossen, scheinbar eine Anstrengung machen, sich zu öffnen, als könnten sie nur mit Mühe den verborgenen Schätzen den Ausgang verwehren. Seine Bewegungen sind leicht, seine Art hat etwas ‚Zündendes.‘ Jetzt gewahrte ich dasselbe Auge, aber wie dünn waren die Brauen, die Wangen gefurcht, die Lippen nicht mehr sich kräuselnd in stolzem Druck. Die vornehme, aufrechte Haltung von ehedem hatte einer leichten Neigung des Körpers nach vorne Platz gemacht[1]). Damals würdigte er mich nach der ersten, kühlen Begrüßung kaum eines Blickes, jetzt war er ganz Höflichkeit. ‚Sie kommen endlich,‘ sagte er; ‚wir haben seit Jahren auf Sie gewartet. Wie geht es meinem Freunde Knebel? Ich zweifle nicht, daß Sie ihn wieder jung gemacht.‘

„In seinem Zimmer befand sich ein französisches Bett ohne Vorhänge. An der Wand hingen zwei Stiche, von denen der eine das allgemein bekannte Landschafts-Panorama von Rom darstellte, und der andere eine Ideal-Restauration der alten öffentlichen Gebäude. Goethe sagte, der Stich sei ihm interessant, weil er die Ansichten der Gelehrten des 15. Jahrhunderts über diesen Gegen-

[1]) Vgl. Bericht des Freih. Otto Magnus von Stackelberg im Goethe-Jahrbuch 1892, Bd. XIII, S. 90: „Goethe's Gesicht ist, den festen, ernsten Charakterausdruck abgerechnet, nicht mehr schön zu nennen; die Nase ist sehr stark geworden, denn die Haut hat sich hügelig erhoben, die Augen stehen schräg, denn die äußeren Augenwinkel haben sich stark gesenkt, die Augensterne sind kleiner geworden, weil sich eine staarartige Verbildung, ein weißer Rand umher gegossen hat. Er geht mit den Füßen schurrend auf dem Boden, aber dennoch über die Treppen herunter, ohne sich anzustützen oder den Arm eines Begleiters zu brauchen." — Goethe's Tagebuch zufolge besuchte O. M. von Stackelberg ihn am 9., 10., 11. und 12. August 1829.

stand wiedergäbe. Die Gelehrten haben seitdem ihre Ansichten sehr geändert. Gleichermaßen eingenommen sprach er sich über das Landschafts-Panorama aus, obgleich es der Wirklichkeit nicht entspricht, weil es Gegenstände einschließt, die von dem gleichen Standpunkt aus nicht gesehen werden können.

„Wir sprachen über Byron's ‚Vision of Judgment‘. Goethe erklärte sie für erhaben. Nach einer Stunde verabschiedeten wir uns und erhielten eine Einladung Nachmittags zum Thee. Wir speisten bei Frau von Goethe zu Mittag. Ich unterhielt mich auf das Angenehmste mit ihr. Es wird behauptet, Goethe habe sie einen ‚verrückten Engel‘ genannt. Die Bezeichnung ist glücklich gewählt. Ihre Kinder erinnern alle an ihren großen Ahnen, ein kleines Mädchen[1]) von drei Jahren hat die sprechendste Aehnlichkeit mit ihm.

„Gegen sechs ging ich wieder zu Goethe. Er forderte mich auf, einige Tage in Weimar zu bleiben, sagte, er habe allerhand Fragen an mich zu richten, beim Abschied küßte er mich.

„Goethe kennt Burns' ‚Vision‘ nicht. Eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht zwischen diesem Gedicht und der ‚Zueignung‘ (zu Goethe's eigenen Gedichten). Er erkundigte sich nach der Verbreitung deutscher Literatur in England. Ich erzählte von den verschiedenen Uebertragungen seiner Werke und auch von der plötzlichen Schwenkung der ‚Edinburgh Review‘[2]) zu seinen Gunsten. Er schien sich an der immer weiteren Ausbreitung seines Ruhmes lebhaft zu freuen, und war scheinbar niedergedrückt durch meinen Bericht über Lord Leveson Gower's ‚Faustus‘, obgleich ich den Ausspruch dieses hochgeborenen Uebersetzers, den er gleichsam entschuldigend that, er habe die Uebersetzung als eine Uebung zur Erlernung der deutschen Sprache gemacht, wohlweislich verschwieg. Als ich sagte, Lord Leveson habe nicht gewagt, den ‚Prolog im Himmel‘ zu übersetzen, schien er überrascht: ‚Gegen den Prolog läßt sich nichts sagen, die Idee ist dem Buche Hiob entlehnt.‘ Er schien nicht zu begreifen, daß das der Anstoß und keine Entschuldigung sei. Irgend eine Wendung des Gesprächs gab ihm Gelegenheit, sich mit Verachtung über Ossian zu äußern. Ich bemerkte: ‚Sie selbst haben den Geschmack für Ossian geweckt, Werther brachte ihn in Mode‘. Er lächelte und entgegnete: ‚Das ist theilweise wahr, aber es ist niemals von den Kritikern bemerkt worden, daß Werther sich mit gesunden Sinnen für Homer begeisterte und für Ossian, da er anfing, dem Wahnsinn zu verfallen. Recensenten beachten dergleichen nicht.‘ Ich erinnerte Goethe an Napoleon's Vorliebe für Ossian. ‚Bedingt durch den Contrast mit seiner eigenen Natur,‘ erwiderte Goethe. ‚Er liebte weiche, melancholische Musik; auf St. Helena[3]) war Werther mit unter seinen Büchern.‘

---

[1]) Alma von Goethe, geboren 1828, gestorben 1844. Robinson hat sich offenbar in der Altersangabe geirrt.

[2]) Vergl. „Goethe's und Carlyle's Briefwechsel“. Carlyle an Goethe, 18. April 1828.

[3]) Offenbar liegt hier eine Verwechslung mit Aegypten vor. Vergl. „Mémoires de M. De Bourrienne sur Napoléon. Paris 1829. Tome II, p. 52. Bemerkenswerth ist indeß in Sir Walter Scott's „Life of Napoleon“, vol. IX, chapter VII, „Account of his sojourn at

„Wir kamen auf die Emancipation der Katholiken zu sprechen, als Goethe plötzlich sagte: ‚Meine Tochter wird gern mit Ihnen hierüber reden; ich interessire mich nicht für diese Fragen.‘ Ich citirte eine Stelle aus Lamennais' Werken, des Inhalts, daß alle Wahrheit von Gott komme und uns durch die Kirche zugänglich gemacht werde. Goethe hielt eine Blume in der Hand, ein schöner Schmetterling flatterte im Zimmer umher. ‚Ohne Zweifel,‘ sagte er, ‚kommt alle Wahrheit von Gott, aber die Kirche, das ist der „Haken“. Gott spricht zu uns durch diese Blume, diesen Schmetterling, aber das ist eine Sprache, die diese ‚Spitzbuben‘ nicht verstehen."

„Goethe's Stimme, obgleich das Gesicht die Runzeln des Greises hat, zeugt von durchaus gesunden Lungen. Ein blühendes Alter! In einigen Monaten wird er achtzig Jahre, das Gehör ist im Abnehmen, das Gedächtniß aber unverändert, noch keine Zeichen des Verfalls.

„Er äußerte seine Freude, daß ich mich der schönen Weimarer Zeit, in der Herder, Schiller, Wieland lebten, noch so gut erinnerte."

„13. August.

„Ich verbrachte anderthalb Stunden bei Frau von Goethe, schenkte ihr ein Autograph von Wordsworth, einen interessanten Brief von Coleridge und einen von Charles Lamb, und las ihr aus der ‚Vision of Judgment‘ und einige von Wordsworth's philosophischen Sonetten vor. Sie zeigte eine rasche Auffassung für die Schönheiten jeglicher Art, und ich konnte mit Befriedigung wahrnehmen, durch meine Lectüre die gewünschte Wirkung erzielt zu haben. Obgleich Wordsworth Byron [1]) nie aus ihrem Gemüth verdrängen wird, so ist ihr doch ein Licht über seine Bedeutung aufgegangen.

„Um sechs Uhr ging ich mit Frau von Goethe zum Dichter. Mir ward derselbe herzliche Empfang zu Theil. Eine zweistündige sehr interessante Unterhaltung. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß Goethe sehr gealtert habe. Der Ausdruck seines Empfindens war beständig tolerant und sehr gütig. Es war ihm augenscheinlich angenehm, daß ich in seinen Werken so gut Bescheid wußte. Ich äußerte meine Bewunderung für sein ‚Römisches Carneval‘, eine der treffendsten und anschaulichsten Schilderungen, die je geschrieben wurden, und in der die wilde Extravaganz römischen Pöbels mit offenbarem Wohlgefallen wiedergegeben ist. ‚Ich werde im nächsten Winter dort sein und mich freuen, wenn ich an dem wirklichen Schauspiel halb so viel Vergnügen finde

---

St. Helene", die Stelle: „He (Napoleon) retained his admiration for Ossian and other books, that had fascinated his early attention." — Vergl. auch „Gespräche mit Eckermann", 7. April 1829 (Eckermann, 6. Aufl., 2, 78 f): „Aber," fuhr Goethe heiter scherzend fort, „habt Respect! Napoleon hatte in seiner Feldbibliothek was für ein Buch? — Meinen Werther!" — „Daß er ihn gut studirt gehabt," sagte ich, „sieht man bei seinem Lever in Erfurt." — „Er hatte ihn studirt wie ein Criminalrichter seine Acten," sagte Goethe, „und in diesem Sinne sprach er auch mit mir darüber."

[1]) Vgl. Bericht des Freih. Otto Magnus von Stackelberg im Goethe-Jahrbuch 1892, Bd. XIII, S. 88: „. . . übergab mich seiner geistgebildeten Schwiegertochter, welche er mich einzunehmen lehrte, indem ich Lord Byron gesehen und gekannt hatte und ihr, als einer Anglomanin und Gräcomanin, willkommenster Berichterstatter werden sollte."

als beim Lesen Ihrer Beschreibung.' — ‚Ach, mein Lieber,' entgegnete Goethe, ‚das wird nicht der Fall sein. Ich muß Ihnen gestehen, nichts ist langweiliger als ein Carneval. Ich schrieb diesen Bericht, um mich selbst zu befreien. Meine Zeit war kostbar, ich hatte viel Arbeit, und es war unmöglich, etwas zu thun. Meine Zimmer lagen am Corso, ich stand auf dem Balcon und notirte Alles, was ich sah, das Wunderlichste und Absurdeste wurde zu Papier gebracht, es ist Alles genau der Wirklichkeit entnommen.' Lächelnd fügte er dann hinzu: ‚Wir Dichter halten uns viel mehr an Thatsachen, als Laien sich vorstellen können, und es ist die Wahrheit und Realität der Schilderung, die dieses Schriftstück so populär gemacht hat.' In Bezug auf Gelegenheitsgedichte bemerkte er, sie seien mit die besten, wenn es dem Dichter gelänge, den Geist der Situation, die ihn inspirirte, festzuhalten.

„Ich erinnerte Goethe an meine erste Einführung bei ihm, er konnte sich nicht mehr darauf besinnen, aber sein vortreffliches Gedächtniß für Alles, was des Erinnerns werth ist, erregte meinen Neid. Der Anblick eines Menschen wie Goethe ist ein unvergänglicher Eindruck. Ich lenkte das Gespräch auf Marlowe's ‚Faust'. Goethe brach in Lobeserhebungen aus. ‚Wie groß ist das alles angelegt!' Er hatte daran gedacht, ihn zu übersetzen. Er wußte es wohl, daß Shakespeare in seinem Zeitalter nicht allein dagestanden habe. Die Unterhaltung wandte sich dann wieder Lord Byron zu. Goethe mußte mir zugeben, daß Byron nicht viel Charakter hat, und daß die Idee, seine Seele dem Teufel zu verkaufen, um eine Leidenschaft, wie Manfred sie nährte, zu befriedigen, nicht poetisch sei. Aber er rühmte Manfred's Tod, und daß es dem Teufel nicht gelang, seiner habhaft zu werden. Goethe hatte Anerkennung für die Kraft in jeglicher Gestalt.

„Es freute mich, daß Goethe Byron's ‚Heaven and Earth' und den beiden ersten Acten des ‚Deformed Transformed' vor allen anderen Dichtungen den Vorzug gab, weil ich ihm darin ganz beistimme. Goethe tadelte Schiller's Wiedergabe der Hexenscenen in ‚Macbeth', sagte aber, es sei nun einmal seine Art gewesen, und man müsse Jedermann seine Eigenart zugestehen. Große Toleranz zeichnete Goethe aus.

„Ich erzählte ihm, daß ich im Besitze der Schadow'schen Wieland-Büste [1]) sei. Er entgegnete: ‚Sie ist ein verlorenes, wiedergefundenes Kind. Die Herzogin Amalie gab Schadow den Auftrag, sie anzufertigen, und schenkte sie Wieland; nach seinem Tode soll sie in den Besitz eines Engländers übergegangen sein. Vestigia nulla retrorsum.' Ich sagte ihm, wie ich sie auf Flaxman's Empfehlung, der sie als etwas Vollkommenes bezeichnete, gekauft hätte. Worauf Goethe erwiderte: ‚Sie müssen wohl empfinden, daß sie eigentlich hierher gehört; es wird eine Zeit kommen, wo Sie sich nicht mehr an ihr erfreuen können, treffen Sie Anstalten, daß sie dann hierher zurück-

---

[1]) „1848 kaufte ich in Dove Court, St. Martins Lane, eine Büste Wieland's von Schadow für £ 10.10. Der mit einem Käppchen bedeckte Kopf ist leicht geneigt, der Blick zu Boden gerichtet. Unter dem Käppchen lockt sich das Haar, Stirn und Schläfen sind vollendet gemodelt, die Gewandung legt sich in gefällige Falten."

kommt.' Das versprach ich und habe sie in meinem Testamente dem Großherzog, für die Großherzogliche Bibliothek in Weimar, bestimmt'[1]).

„14. August.

„Ich verbrachte wohl eine Stunde bei Goethe, traf Riemer dort. Aus unserer Unterhaltung will ich nur erwähnen, daß, als ich Charles Lamb's Namen nannte, Goethe sogleich fragte: ‚Schrieb er nicht ein hübsches Sonett' auf seinen eigenen Namen?' Charles Lamb, der immer vorgab, Verachtung für Goethe zu empfinden, schien doch sehr erfreut, daß sein Name ihm bekannt war.

„Goethe sammelte mit Eifer Porträts seiner Freunde[2]). Diesem Umstande allein schreibe ich es zu, daß er mich veranlaßte, zu einem Manne, Namens Schmeller, zu gehen, der meinen Kopf in Kreide zeichnete — abscheulich häßlich und sehr ähnlich[3])."

„15. August.

„Frau von Goethe ging mit den Kindern zum Vogelschießen, ich blieb mit Goethe allein, las ihm die ‚Vision of Judgment' vor und erklärte einige Anspielungen. Er freute sich daran wie ein Kind, sagte aber nichts weiter als wie ‚Toll! gar zu grob! himmlisch! unübertrefflich!' Die neunte Stanze lobte er wegen ihrer klaren Darstellung, er wiederholte die zehnte, namentlich die beiden letzten Zeilen mit Empfindung, und erinnerte daran, daß er selbst achtzig Jahre alt sei. Die vierundzwanzigste erklärte er für erhaben, und stimmte mir in meiner Bewunderung der dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten bei: ‚Byron hat sich selbst übertroffen!' Von seinen Versen auf Georg IV. sagte er, sie sprächen Haß in erhabener Weise aus."

„16. August.

„August von Goethe, den ich nur flüchtig sah, gleicht äußerlich seinem Vater. Er sagte, er habe schon früh im Leben den Entschluß gefaßt, nie eine Zeile von sich drucken zu lassen; er wolle die Vergleiche, die man nothwendigerweise zwischen ihm und seinem Vater anstellen würde, vermeiden.

„Um sechs Uhr fuhr ich mit Frau von Goethe zum Dichter. Ich las ihm Coleridge's ‚Fire, Famine and Slaughter' vor und erntete nur geringen Beifall. Dem ersten Theil von ‚Heaven and Earth' zollte er großes Lob, nannte Noah einen Philister und Abel einen Landprediger, sagte, Byron hätte leben sollen, um seine Mission zu erfüllen. ‚Und die wäre gewesen?' fragte ich. — ‚Dramatisirung des Alten Testaments; der Thurm zu Babel wäre ihm ein herrlicher Vorwurf gewesen.' Er erklärte Byron für unnachahmbar. Seines-

[1]) Diese Wieland-Büste steht in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

[2]) Vergl. „Das Goethe-National-Museum zu Weimar". Von Dr. Carl Ruland, Geh. Hofrath. Erfurt 1898. S. 15: „In den letzten Jahrzehnten seines Lebens ließ Goethe durch Joh. Joseph Schmeller die weimarischen Freunde wie hervorragende, ihn besuchende Fremde nach dem Leben zeichnen. Gegen 150 solcher Blätter haben sich erhalten, lebensgroße Köpfe, auf gelbem Thonpapier, mit schwarzer Kreide gezeichnet; Schmeller hat ihnen allen eine leise Familienähnlichkeit gegeben, aber ohne Zweifel hat er doch die Gabe gehabt, zu ‚treffen'; — der ganze Kreis des Goethe-Hauses lebt in seinen fleißigen Arbeiten vor uns wieder auf."

[3]) Eine Porträtzeichnung Robinson's von Schmeller befindet sich im Goethe-National-Museum zu Weimar.

gleichen sei nie gewesen, auch werde es nie wieder seinesgleichen geben. ‚Selbst Ariost war nicht so keck wie Byron in der „Vision of Judgment".‘ Bei Erwähnung des Alten Testaments pries Goethe Byron's Anschauungen der Natur. ‚Nicht gleich mir,‘ sagte er, ‚hat Byron ein langes Leben dem Studium der Natur gewidmet, und doch finde ich in seinen sämmtlichen Werken kaum zwei bis drei Stellen, die ich geändert wünschte.‘

„Goethe widersprach nicht, als ich ihm sagte, daß ich Byron's satirischen Gedichten den Vorzug gebe, und daß die Worte des Mephistopheles —

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen —

dem ‚Manfred‘ hätten als Motto dienen können.

„In Moore's Biographie Byron's [1]) ist sein Verhältniß zu Goethe berücksichtigt. Während ich diese Unterredungen mit Goethe hatte, war Moore mit Abfassung der Biographie beschäftigt. Goethe war keineswegs gleichgültig gegen den Bericht, der der Welt von seinen Beziehungen zum britischen Dichter gegeben wurde, und wünschte, soweit es in seiner Macht stände, zu seiner Vollständigkeit beizutragen. Zu dem Zwecke legte er die an ihn gerichtete lithographirte Widmung zu ‚Sardanapalus‘ und alle Papiere im Original, die er mit Byron ausgetauscht hatte, in meine Hände. Er erlaubte mir, sie mit in mein Hôtel zu nehmen und mit ihnen zu machen, was mir beliebte; mit anderen Worten, ich sollte sie abschreiben, und hinzufügen, was mir von seinen Bemerkungen über Byron in der Erinnerung geblieben. Alles das fand, gedrängt geschrieben, in einem Briefe von Folioformat Platz, den ich nach England richtete. Moore versicherte mir später, ihn nie erhalten zu haben."

„17. August.

„Am Nachmittag war ich wohl eine Stunde bei Goethe und las ihm aus ‚Heaven and Earth‘ vor. Er äußerte eine fast übermäßige Bewunderung. ‚Sie dürfen es ihm nicht verargen, aber Byron verdankte seine tiefen Anschauungen der Bibel, der Langenweile, die sie ihm in der Schule bereitete. Die Ungereimtheiten müssen ihn sehr gestört haben; er bewegte sie in seinem Geiste neugestaltend.‘

„18. August.

„Ich ging zum letzten Mal in Goethe's Gartenhaus, einen Ort, der wohl von Jedermann heilig gehalten werden sollte, und ich hoffe, heilig gehalten werden wird. Es hat ganz den Charakter eines Cottage. Goethe lebt hier in kleinen, kaum möblirten Zimmern und empfängt Besucher zu bestimmten Stunden. Fremde machen seiner Schwiegertochter ihre Aufwartung; das bewahrt ihn vor lästigen Eindringlingen. Hier ist er jetzt beschäftigt, die Aufzeichnungen seines zweiten römischen Aufenthalts [2]) auszuarbeiten, aber er sagt, sie würden denen seiner ersten italienischen Reise nicht gleich kommen.

---

[1]) Vgl. Th. Moore, „Letters and Journals of Lord Byron" etc. vol. II, p. 670 ff.

[2]) Vgl. Goethe-Jahrbuch 1892, Bd. XIII, S. 88. Bericht des Freiherrn Otto Magnus von Stackelberg: „Ich bekam seine Kunstsammlung zu sehen, das Manuscript seiner ‚Italienischen Reise‘ zu lesen, welches jetzt zum Druck vorbereitet wird."

„Ich nahm die Gelegenheit wahr, Milton's Erwähnung zu thun. Goethe kannte ‚Samson Agonistes' nicht. Ich las ihm den ersten Theil bis zum Ende der Scene mit Delilah vor. Er drang vollkommen in den Geist der Dichtung ein, pries Milton aber nicht mit derselben Wärme wie Byron. Trotzdem meinte er, Samson's Bekenntniß sei in einem besseren Geiste geschrieben als irgend etwas in Byron. ‚In all seinen Reden ist Gehalt und feine Logik. Delilah ist groß aufgefaßt.' Delilah's Selbstrechtfertigung veranlaßte ihn zu dem Ausruf: ‚Das ist vortrefflich, er hat sie gerechtfertigt, das Bild ist vollständig.' Ein anderes Mal rief er: ‚Ach, der Pfaffe!' Er dankte mir, ihn mit der Dichtung bekannt gemacht zu haben. ‚Sie gibt mir eine höhere Meinung von Milton, als ich sie bisher gehabt; sie verschafft mir mehr Zutritt in die Natur seines Geistes, als irgend eines seiner anderen Werke.'

„Beim Abschied küßte er mich, sagte, er wünsche dann und wann, etwa alle drei Monate, wenn ich an einen interessanten Ort käme, etwas Interessantes erlebte, von mir zu hören. Ich habe von dem Anerbieten keinen Gebrauch gemacht, aber darum gebeten zu werden, war sehr erfreulich.

„Um acht Uhr kehrte ich in mein Gasthaus zurück"[1]).

IV.

„In einem Briefe an Zeller erzählt Goethe von meinem Besuch in Weimar, und nennt mich einen ‚Missionar der englischen Literatur'. Er merkte nicht, daß es mir an Muth fehlte, ihm den Namen des Dichters zu nennen, der es mir am meisten angethan hat — nämlich Wordsworth. Ich war mir der mangelnden Uebereinstimmung zwischen beiden nur zu wohl bewußt."

Einige Monate später berichtet das Tagebuch aus Rom (Januar 1830):

[1]) Vergl. Goethe's Tagebuch 1829. August.

13. — Um 11 Uhr Ottilie, wegen Herrn Robinson verabredend . . . Ottilie und Herr Robinson kamen zum Thee. Fuhren um 8 Uhr weg.

14. — Einiges dictirt am römischen Aufenthalt . . . Herr Robinson auf einen Augenblick, sich wegen des Mittags entschuldigend . . . Mittag für mich . . . Dr. Herzog von Jena, Robinson und Ottilie. Sodann Professor Riemer. Jene beiden Ersten fuhren aufs Schießhaus, wohin die Frau Großherzogin kam. Mit Letzterem (Riemer) den Abend zugebracht.

15. — Abends Herr Robinson. Wir lasen die Vision des Todtengerichts von Byron. Er blieb bis 8 Uhr.

16. — Gegen Abend Ottilie, Herr Robinson und Walter. Wir lasen „Himmel und Erde" oder „die Sündfluth" von Lord Byron. Ich las nachher den 13. und 14. Gesang des „Don Juan", nicht ohne erneute Bewunderung des außerordentlichen Dichtergeistes.

17. — Frühstück in der Stadt (d. h. im eigenen Hause). Frau von Wahl und Tochter. Zwei Italiener, einer aus Como, einer aus Brescia, Herr Robinson und Graf Hohenthal . . . Um 5 Uhr spazieren gefahren. Später im Garten Herr Robinson, lasen Lord Byron's „Himmel und Erde", ferner . . .

18. — Schmeller, Porträt ankündigend, ward in die Stadt bestellt . . . (Nachmittag). Zurück in den unteren Garten. Kam Herr Robinson. Wir lasen „Samson" von Milton. Wurde manches Englische und Deutsch-Literarische besprochen.

„W., ein junger deutscher Gelehrter, führte mich an einen interessanten Ort, den jeder ästhetisch gebildete Deutsche als Heiligthum verehren sollte — in die Kneipe[1]), in der Goethe jene Zusammenkünfte hatte, die so wunderbar in den ‚Römischen Elegien' beschrieben sind. Wir nahmen unser Mahl in einem Gewölbe des Theaters des Marcellus ein. Die Steinmauer geschwärzt vom Rauch der Jahrhunderte — Tische und Stühle von Holz bildeten die einzige Einrichtung der Höhle. Der Contrast zwischen dieser Spelunke — Goethe's eigene Bezeichnung — und dem Genius, der Dichtungen schuf, die das Entzücken der Gebildetsten aller Zeiten sein werden, gab mir Anlaß zu ernsten Betrachtungen.

„Die deutschen Künstler sollten hier eine Inschrift stiften, die, obgleich der Menge unverständlich, einigen Wenigen Quelle der Belehrung sein würde. Für den Archäologen sicher eine neue Lehre, aber in Uebereinstimmung mit Niebuhr und seinen Schülern, die so gern das Gleichartige an antiken und modernen Anschauungen betonen. Es dürfte eine Anspielung auf die Elegie, in der Amor die Lampe schürt und sich der Zeiten erinnert, da er denselben Dienst seinen Triumvirn geleistet, nicht fehlen:

Amor schüret die Lamp' indessen und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan[2]).

Unter „London 2. April 1832" enthält das Tagebuch folgende Notiz: „Früh am Morgen las ich einen Canto im Dante, als mein Neffe eintrat und mir die Nachricht von Goethe's Tod brachte. Obgleich bei seinem hohen Alter dieses Ereigniß nicht fern sein konnte, so erweckt doch das Scheiden des mächtigsten Geistes, den es seit Jahrhunderten gegeben, die ernstesten Gedanken . . . . Goethe begann in seinem vierundsechzigsten Lebensjahr, sich mit orientalischer Literatur zu beschäftigen, und schrieb den ‚Westöstlichen Divan'. Er starb im dreiundachtzigsten, im Vollbesitze seiner Geisteskraft, wenn auch nicht seiner Phantasie. Bis zuletzt hatte er Interesse an der zeitgenössischen Literatur Europa's."

„Als ich 1834 in Frankfurt war, erzählte mir Charlotte Servière — und augenscheinlich glaubte sie daran —, daß Frau ***, eine gebildete und sehr intelligente Dame, zur Zeit, da Goethe starb, in seinem Hause anwesend war, und daß sie und Andere Musik in den Lüften vernahmen. Niemand konnte angeben, woher sie sonst käme. In den Augen der Gläubigen war Goethe keineswegs ein Heiliger, wohl aber ein Belial, ein böser Geist, den die Verbindung von Genie, großer Gelehrsamkeit und dämonischem Einfluß sehr gefährlich machte."

In späteren Jahren bot die Beschäftigung mit Goethe Robinson Anregung zu weiteren Betrachtungen:

---

[1]) Die „Goethe-Kneipe" zu Rom, in der der Dichter angeblich die erste Anregung zu den „Römischen Elegien" empfangen haben soll.

[2]) Band I, erste Abtheilung, S. 239. Weimarer Ausgabe.

„Unter Goethe's bedeutungsvollen Dichtungen mit häufig dunklem, räthselhaften Inhalt, ist eines ‚Die Geheimnisse‘. Es enthält zwei Zeilen, die man ebensowohl seinen sämmtlichen Werken als Aufschrift setzen könnte:

Doch glaube Keiner, daß mit allen Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde[1].

„Nur Theile des Gedichtes sind dem Leser, je nach Maßgabe seiner geistigen Reife, zugänglich.“ (1835.)

„Es will mir scheinen, als beeinträchtige die fleißige Ausbildung einer bestimmten Form des Talents den Sinn für die Werthschätzung verwandter künstlerischer Bethätigung. Selbst das Genie hat hier seine Achillesferse. Voltaire und Rousseau haßten einander, Fielding verachtete Richardson, Petrarca Dante, Michelangelo hatte für Raffael Hohn. Goethe ist vollkommen frei von dieser Schwäche, und nichts an ihm erregt mehr meine Bewunderung. Jede Art von Vortrefflichkeit ward von ihm empfunden und anerkannt; er haßte nur Halbheit und Unfähigkeit .... Das Princip, das alle kritischen Schriften Goethe's kennzeichnet, ist ein Betonen des Guten, des Positiven und ein Uebergehen von Irrthum und Mangel, als nicht existirend, als bloße Verneinung.“ (1836.)

„Goethe's Briefwechsel mit Knebel (1856) bringt die herablassende Liebe des geistig Ueberlegenen und die ehrfürchtige Bewunderung des geistig niedriger Stehenden in einer Weise zum Ausdruck, die für beide Theile gleich ehrenvoll ist. Meine persönlichen Erinnerungen erhöhten den Genuß. Obgleich meiner in keiner irgendwie schmeichelhaften Weise Erwähnung geschieht, so empfinde ich es doch als Ehre, daß mein Name von den großen Männern meines Zeitalters — begleitet von einem mehr oder minder deutlichen Ausdruck des Wohlwollens — genannt wird.“

Danksagungen eines Achtzigjährigen.

„Wenn es meine letzte Stunde wäre — und die eines Achtzigjährigen kann nicht fern sein — so würde ich Gott danken, daß er mich so viel menschliche Vortrefflichkeit hat schauen lassen. Ich habe mit Begeisterung Coleridge's träumerischen Monologen gelauscht — ‚that old man eloquent‘. Ich bin gereist mit Wordsworth, dem größten unserer lyrisch-philosophischen Dichter. Ich habe mich an Charles Lamb's Witz und Pathos ergötzt. Ich durfte mich mit Goethe frei an seinem eigenen Tisch unterhalten — mit Goethe, dem ohne Zweifel ausgezeichnetsten Geiste seines Landes und Zeitalters. Er sagte, er fühle sich nur Shakespeare, Spinoza, Linäus verpflichtet. Verglichen mit Goethe ist meine Erinnerung an Schiller, Wieland, Herder, Tieck, die Schlegel's und Schelling ganz verblaßt.“ (1856.)

---

[1]) Band XVI, S. 171. Weimarer Ausgabe.

„Anfang April 1832 erhielt ich von William Fox, dem Herausgeber des ‚Monthly Repository‘, die Aufforderung, ihm einen Essay über Goethe zu liefern. Mir war der Antrag schmeichelhaft, obgleich der Schreiber hinzufügte, er könne mir kein Honorar bieten. Ich machte mich sogleich an die Arbeit, die etwa ein Jahr in Anspruch nahm, und stellte eine übersichtliche Tabelle von Goethe's sämmtlichen Werken zusammen; einige der bedeutenderen sind in längeren Betrachtungen charakterisirt. Bald nach Vollendung dieser Aufgabe ersuchte Bellenden Ker mich um einen biographischen Beitrag für die ‚Useful Knowledge Society‘. Ich schrieb einen Essay über Goethe, der die Aufsätze im ‚Monthly Repository‘ in verkürzter Form wiedergab. Diesem folgte dann bald ein biographischer Essay über Schiller.“

Robinson erreichte ein Alter von zweiundneunzig Jahren — die Herrschaft über Geist und Körper versagte erst wenige Tage vor seinem Tode. Er starb am 5. Februar 1867, unverheirathet, tief betrauert von zahlreichen Freunden.

Sein tiefes Eindringen in deutsche Dichtung und deutsche Eigenart, seine literarische Feinfühligkeit, die sich an der Quintessenz poetischen Schaffens herangebildet hatte, der Umstand, daß er Goethe persönlich gekannt, verleihen seinen Aufzeichnungen Bedeutung und Werth; Goethe's eigenes Urtheil über ihn drückt aber seiner Persönlichkeit den Stempel auf.

Vor Robinson's von Vorurtheilen freien Gesinnung, seiner geistigen Anpassungsfähigkeit fielen alle Schranken nationalen Unterschiedes, und so mußte seine Bewunderung für Goethe, dem Boden verwandter Denkungsart entsprungen, nothwendig in dem Maße wachsen, wie sein eigenes Leben immer weitere Kreise zu beschreiben anfing. Als es ihm 1829 endlich vergönnt war, seine Ehrfurcht für den Dichter in Worte zu fassen, würdigte Goethe ihn vertrauten Gedankenaustausches. Sollte nicht vielleicht Robinson im Besitze jener inneren Freiheit gewesen sein, der nach Goethe wohl Solche theilhaftig werden, die seine Schriften und sein Wesen überhaupt verstehen gelernt haben?

Möchten diese Darlegungen dazu beitragen, dem Andenken eines Ausländers Dauer zu verleihen, dem Deutschland zu einer geistigen Heimath wurde. Da unsere Literatur wieder einmal einen ihrer Höhepunkte erreicht hatte, war es ihm vergönnt, sich die königlichen Schätze edelster Bildung anzueignen, wie sie eben nur hie und da ein Zeitalter — und auch nur für Auserwählte — reift.

Ellen Mayer.

Mephistopheles.

Von
Friedrich Paulsen.

I.

Will man den Charakter des Mephistopheles mit einer Formel aussprechen, so kann man sagen: sein innerster Kern ist die Lust am Gemeinen, oder, in negativer Fassung, die vollständige Unempfänglichkeit für alles Reine, Hohe und Edle. Im Gemeinen ist ihm wohl, und er zieht Alles ins Gemeine, die Dinge mit spöttischem Witz oder höhnischer Grimasse ins Gemeine herabdeutend, die Menschen mit allerlei Berückungs- und Lügenkünsten die Straße zur Gemeinheit sachte herabführend. Er *ist* gemein, er *sieht* gemein, er *macht* gemein. Ich zeige diese drei Stücke nach einander.

Zuerst, er *ist* gemein, und im Gemeinen ist ihm wohl. Drei Scenen des ersten Theils zeigen ihn uns in diesem seinem Element: Auerbach's Keller, die Hexenküche, die Walpurgisnacht.

Der erste Ausflug, den er mit dem neu gewonnenen Gesellen unternimmt, geht in die *Kneipe*. Hier herrscht die Gemeinheit in der alltäglichsten Gestalt, die Gemeinheit des im sinnlichen Behagen aufgehenden müßigen Schlemmerlebens. Ohne Arbeit, ohne Ziele, ohne Gedanken wälzen sich die platten Bursche alle Tage, die Gott werden läßt, in dem öden Einerlei des stumpfsinnigen Kneiplebens, mit denselben dürftigen oder schweinischen Späßen, Anzapfungen, Rundgesängen die geringen Kosten der Unterhaltung bestreitend. Es ist kein Ruhm für die deutschen Universitäten, daß ihr Studentenleben dem Dichter das Vorbild für das mit schrecklicher Treue entworfene Bild bot. Während Faust sich abseits hält (in der vollendeten Dichtung; in der ersten Bearbeitung, dem sogenannten „Urfaust", spielt er eine activere Rolle, besonders ist dort, nach Anleitung der Faust-Sage, der Weinzauber sein Werk), mischt sich Mephistopheles sogleich in die Gesellschaft. Er findet sich hier ganz heimisch, es ist Geist von seinem Geist, den er antrifft, so überlegen sein Spott und seine Bosheiten sind. Ein Lied, das er auf Verlangen zum Besten gibt, das Lied von „dem großen Floh", den der König in Hosen steckt und zum

Minister macht, trifft so sehr den Ton dieser Gesellschaft, daß es mit johlendem Beifallsgebrüll aufgenommen wird. Als die animirte Stimmung unter dem Einfluß des Feuertranks ihren Höhepunkt erreicht hat:

Uns ist so kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen,

da wendet sich Faust, den das ganze Treiben anwidert, mit Ekel ab: „Ich hätte Lust, nun abzufahren." Mephistopheles aber hält ihn zu neuem ergötzlichen Schauspiel fest: „Jetzt wird sich erst die Bestialität gar herrlich offenbaren." Er sieht mit innigem Vergnügen den letzten Wirkungen des in maniakalische Zustände übergehenden Rausches zu.

In der Hexenküche, die sich unmittelbar anschließt, tritt uns das Gemeine in neuer Gestalt entgegen: in der Gestalt des Häßlichen, Fratzenhaften, Abergläubischen, Absurden, das mit dem Unzüchtigen in engster Verbindung steht. Im Gaunerleben und in der Gaunersprache, wie sie Avé-Lallemant geschildert hat, spielen diese beiden Elemente, innigst gesellt, eine hervorragende Rolle; Aberglaube und Unzucht in jeder Gestalt sind hier einheimisch. Faust steht auch hier abseits: „Mir widersteht das tolle Zauberwesen." Wogegen Mephistopheles wieder mit vollem Behagen diese Luft athmet: er zeigt dem Freund die Meerkatzen, „die zarten Thiere"; mit der alten Hexe hat er ein zärtliches Verhältniß, er verabschiedet sich mit einer Verabredung auf Walpurgis. Dagegen will ihm Helena nicht ganz gefallen; „hübsch ist sie wohl," so bekennt er bei ihrem Erscheinen, „doch sagt sie mir nicht zu" (6480). Die nackte Schönheit des Antiken ist ihm nicht recht — „ich liebe mir was auszukleiden" — ebenso wenig die reine Schönheit der Engel. Es fehlt ihnen Allen dasselbe, das Element des Lüstern-Unzüchtigen, das in der Hexenküche und auf dem Blocksberge die ganze Atmosphäre erfüllt. Und wie das Häßliche und Obscöne ihm sympathisch ist, so auch das Absurde; mit dem Buch, aus dem die Hexe ihr kauderwelsches Ein-mal-Eins liest, hat er viel Zeit verbracht; „ein Discurs, wie hier," bekennt er dem mißmuthig zuhörenden Freund, „ist gerade der, den ich am liebsten führe."

Endlich in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg ist Junker Voland ganz bei sich; wir sind mitten im höllischen Reich, das hier auf seinem Hoftag in Gala sich darstellt. Das Schmutzig-Unzüchtige ist die Gestalt, worin hier vornehmlich das Gemeine erscheint. Der Höhepunkt des Ganzen ist eine Scene, wozu nur in den Paralipomenen einige Ausführungen vorliegen. Seine höllische Majestät selbst (Mephistopheles ist ein untergeordneter Teufel) sitzen auf dem Thron und empfangen diejenige Bezeugung der Verehrung, die vom Papst mit dem Pantoffel entgegengenommen wird, mit der Kehrseite ihrer Leiblichkeit. Es ist eine Orgie der Gemeinheit, wie sie wohl nirgends sonst in der Literatur gewagt worden ist; auch Goethe wagte nicht, sie drucken zu lassen. Uebrigens ist die Scene offenbar als Gegenstück zu der Anfangs- und der Endscene des „Faust" gedacht: hier das himmlische Reich, lauter Reinheit, Klarheit, Harmonie, Friede, Liebe, Ehrfurcht; dort, im Gegenreich des Satans, Chaos, Getöse, Finsterniß, Schmutz, Stank, Hader, Frechheit, Unzucht, durch den Flackerschein unterirdischer Höllengluth blutroth erleuchtet.

Das Höchste und das Tiefste, was in des Menschen Sinn geht, ist in diesen Scenen gegen einander gestellt.

So ist das moralische Wesen des Mephistopheles durch den Gegensatz vollkommen bestimmt. Alles, was scheußlich, schamlos, schändlich ist, macht ihm Behagen; Alles, was schön und rein, hell und wohlthätig ist, Alles, was aus dem himmlischen Reich stammt, macht ihm Pein; so das klare Himmelslicht,

> Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
> Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht;

so der Gesang der himmlischen Heerscharen am Ende des zweiten Theils:

> Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper,
> Von oben kommt's, mit unwillkommnem Tag.

So endlich auch das geistige Licht, die Vernunft, wogegen Lüge, Schein und Blendwerk seiner Natur ganz gemäß sind. Seine größte Freude ist, dem Menschen den Gebrauch der Vernunft ins Gegentheil zu verkehren, daß er sie braucht, „nur thierischer als jedes Thier zu sein". Und wie das Chaos in der Natur, der Brocken im Aufruhr des Sturmes, so ist ihm chaotische Unordnung in der Menschenwelt erfreulich: Keifen und Schelten, Kratzen und Beißen, wie wir es in der Hexenküche hören, ist Musik in seinen Ohren.

Auf die kosmisch-metaphysische Seite seiner Existenz näher einzugehen, ist für unseren Zweck nicht erforderlich. Ich bemerke nur dieses. Die zu Grunde liegende allgemeine Anschauung ist die aus griechischen und biblischen Quellen zusammengeflossene phantastische Weltanschauung des ausgehenden Mittelalters: das Weltall eine begrenzte Kugel, die Erde der Mittelpunkt, um sie die Gestirne in concentrischen Sphären sich bewegend, über dem Ganzen die himmlische Welt. Jedes Gestirn hat seinen führenden Geist; so auch die Erde: der Erdgeist ist die als ein geistartiges Wesen begriffene Einheit aller ihrer bewegenden und bildenden Kräfte. Ebenso hat wieder jedes einzelne irdische Wesen seine bildende und bewegende Seele, die Menschenseele ist ein besonderer Fall der allgemeinen Beseelung aller Naturwesen. Außer diesen Naturgeistern gibt es nun noch eine andere Art von Geistern, das sind die reinen körperlosen Geister. Und zwar in zweierlei Gestalt: himmlische Geister (Engel), und höllische Geister (Teufel). Auch die Letzteren waren ursprünglich gute Geister; sie fielen aber von Gott ab und wurden darum in die irdische Sphäre herabgestoßen, wo sie nun als dämonische Mächte der Verführung und des Verderbens thätig sind, vor Allem bestrebt, Menschenseelen zum Abfall von Gott zu bringen.

Zu diesen Geistern gehört Mephistopheles. In ihrer Hierarchie, der Hierarchie der himmlischen Geister nachgebildet, nimmt er eine mittlere Stellung ein; er erkennt einen höheren Herrn über sich, den Satan selbst, wie er in der Walpurgisnacht in seiner höllischen Herrlichkeit inmitten seines Reiches sich darstellt. Andererseits hat er böse Geister und allerlei Naturgeister niederen Ranges unter sich, die seinem Wink gewärtig sind. Mit dem ganzen teuflischen Heer hat er sein Wesen in dem atmosphärischen Dunstkreis, der die Erde umgibt; daneben aber ist der eigentliche Ort dieser Geister das feurige Erdinnere (die Hölle). In einer kosmogonischen Unterhaltung mit Faust

(zweiter Theil, vierter Act) berichtet Mephistopheles: nach dem Fall habe der Herr die bösen Geister aus der oberen Welt in das glühende Erdinnere herabgestoßen; in Druck und Enge hätten aber die Teufel solche Menge „Schwefelstank und Säure“ von sich gegeben, daß die dünne Erdkruste zerbarst und sie „aus knechtisch-heißer Gruft ins Uebermaß der Herrschaft freier Luft“ entkamen; wie es denn auch in der Bibel zu lesen stehe (Eph. 6, 12). Daß nun der gewöhnliche Aufenthalt der bösen Geister die Atmosphäre ist, wird auch bei der ersten Erscheinung des Mephistopheles vorausgesetzt; Faust ruft auf jenem abendlichen Heimgang am Ostersonntag die „Geister in der Luft, die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben“; und so warnt Wagner:

Berufe nicht die wohlbekannte Schar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet.

Von hier aus ist denn auch einleuchtend, wie Faust den Mephistopheles später wiederholt als einen dem Erdgeist untergeordneten Geist bezeichnen kann, ja ihn geradezu vom Erdgeist ihm zugesellt sein läßt. Dem Erdgeist gehören alle Naturgeister und mit ihnen nun auch die in seine Sphäre hinabgestoßenen bösen Geister an; in ihm sind, wie die bildenden, so auch die zerstörenden Kräfte gesetzt.

Dieser böse Geist, der also in der kosmischen Ordnung einen untergeordneten Rang einnimmt, nicht zu vergleichen mit dem Erdgeist oder den Geistern der himmlischen Sphäre, oder gar mit dem großen, schaffenden Weltgeist selbst, ja, der auch tief unter dem Menschengeist steht, weil ihm alle productiven sittlichen und geistigen Kräfte abgehen, ist nun in anderer Hinsicht doch dem Menschen überlegen. Vor Allem ist er, als bloßer Geist, nicht an die Schranken der Leiblichkeit gebunden; Raum und Zeit halten ihn nicht, und über die niederen Naturkräfte, besonders über spukhafte und widrige Wesen aller Art, Ratten, Mäuse, Ungeziefer, Elementargeister hat er Gewalt. Auch fehlt es ihm nicht an Intelligenz, er hat einen scharfen, durchdringenden Verstand. So ist er dem Menschen ein brauchbarer Diener seiner niederen Begierden, Sinnlichkeit und Ehrgeiz. Und hierfür besitzt er noch eine schätzbare Gabe: er vermag nach Belieben Täuschung und Augenverblendung hervor zu bringen, eine Kraft, die er vor Allem in der höfischen Welt des zweiten Theils bewährt. Bei Hof scheint er sich überhaupt recht à son aise zu fühlen, vermuthlich doch eben darum, weil er hier für alle seine Künste, besonders auch für die Künste der Sinnestäuschung und Augenverblendung, einen dankbaren Boden findet. Bemerkenswerth ist auch, daß er, nach seiner eigenen Angabe, mit der Polizei sich trefflich abzufinden weiß; das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit scheint also hier auch nicht zu liegen[1]).

[1]) K. Fischer (Goethe's „Faust“, II², 190, 236) hält es für nothwendig, zwei Mephistopheles zu unterscheiden; der der ursprünglichen Faust-Dichtung ist noch „kein Satan, kein Höllengeist, sondern ein Elementargeist irdischer Art, der wohl die Rolle des Teufels spielen, ersetzen, parodiren kann, aber kein Teufel ist im eigentlichen Sinn, kein Satan, wie ihn die neue Dichtung braucht und der Prolog einführt.“ Vom Erdgeist als Bote gesendet, soll er die Art eines jener neckischen und tückischen Kobolde haben, wie sie die Sage von den Elementargeistern schildert. — Ich finde zu dieser Zweitheilung keinen Grund; Wesen und Charakter des Mephistopheles er-

Der Darlegung des Wesens des Mephistopheles lasse ich die Darlegung seiner Bethätigung in der Dichtung folgen. Sie besteht darin, daß er sein Wesen in die Dinge hinein sieht und hinein trägt.

Zuerst, er sieht seine eigene Gemeinheit in die Welt, vor Allem in die menschliche Welt hinein. Er glaubt nicht an das Gute; alles Gute und Edle, alles Hohe und Große, es ist ihm nichts als glänzender Schein, das Gemeine, das sich darunter birgt, ist das Wirkliche. Die herrschenden Triebe im Menschen sind Selbstsucht und Genußsucht, ihre gewöhnlichsten Formen Habsucht und Wollust. So verkündet es der Satan selbst in der Thronrede, worin jene schon erwähnte Scene auf dem Blocksberg gipfelt; in bloß andeutenden Versen der Paralipomenen heißt es: Gold und Wollust, das sind die beiden allbegehrten Güter, sie gibt der Herr dieses Reiches den Seinen. Diese Satansoffenbarung, gleichsam das Evangelium des höllischen Reiches, das mysterium magnum iniquitatis, bildet auch den Text zu allen Betrachtungen des Mephistopheles über das Menschenleben. Mit unermüdlichem Spürsinn weiß er jene Dinge als die wirklichen Ziele aller menschlichen Bestrebungen aufzuweisen. Mit spöttischem Grinsen hebt er die Decke des schönen Scheins (Scham, Liebe, Hingebung) auf, womit der Mensch sein Wesen vor sich und Anderen zu verschleiern sucht; es ist ihm ein Hochgenuß, mit boshaftem Witz durch die Nebel hoher Imaginationen hindurch zu leuchten, worin der Mensch seine Thierheit hüllt.

In der Liebe durchdringen sich die geistige und die sinnlich-animalische Seite der Menschennatur am Innigsten, das Höchste und Tiefste berühren sich hier. Mephistopheles läßt nur die eine Seite gelten, er denkt und redet von der Liebe als extremer „Realist“: Liebe ist dasselbe, wie bei den Hunden auch. Aller „Kribskrabs der Imagination“ geht hierauf hinaus, er dient dazu, mit allerlei Brimborium die Puppe zu kneten und zuzurichten, worin die Welschen Meister sind. Als dem deutschen Doctor die Liebe allzu sehr ins Spiritualistisch-Metaphysische ausschlagen will, da weiß Mephistopheles mit seinen Rattenfängerkünsten immer wieder die Sinnlichkeit zu erregen, und freut sich schon auf das Ende, womit die hohen Intuitionen schließen werden.

Mit der Ansicht von der Liebe hängt sein Urtheil über die Weiber zusammen; es ist auf Schopenhauer's Ton gestimmt: schön oder häßlich, jung oder alt — ihr ganzes Wesen ist auf einen Punkt gerichtet. Frau Martha ist der vollendete Typus; weitere Züge bieten die Hexen der Walpurgisnächte.

---

scheinen mir durch die ganze Dichtung als einheitlich. Im Besonderen erscheint er mir schon in der ursprünglichen Dichtung der siebziger Jahre durchaus Teufel genug, um auf die Ehre höllischer Abkunft Anspruch zu haben. Seine größten Teufeleien gehören ja doch wohl der Gretchen-Tragödie an; viel harmloser erscheint der große Zauberer im zweiten Theil. Daß er in der Rede hie und da aus der Rolle zu fallen scheint, ist zuzugestehen. Indessen auch der biblische Satan hat die Gabe, sich gelegentlich in einen Engel des Lichts zu verstellen; und er wird sie haben müssen: wenn er nicht Wahrheit in die Lüge mischte, wie sollte er Glauben finden? — Anders steht es mit dem Faust: der Faust der siebziger Jahre ist gewiß ein anderer als der der neunziger oder der von 1830; und freilich doch wieder derselbe, nämlich so wie der Jüngling, der Mann und der Greis dieselbe Person sind.

Besonders verwandt sind sie ihm noch durch die vielfachen Künste, wodurch sie „vom Sein den Schein zu trennen" wissen (10715). An Aeußerungen des enttäuschten Hamlet gegen Ophelia klingen die Verse aus der Begegnung mit den Lamien an:

> Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
> Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts!
> Nichts haben sie Gesundes zu erwidern,
> Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
> Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
> Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen.

Dieser Mephistophelischen Herabwürdigung des Weibes steht der Hymnus auf das Ewig-Weibliche gegenüber, womit die Dichtung schließt: das Weib das göttliche Werkzeug der Erlösung. Die Jungfrau-Mutter, zur Himmelskönigin erhoben, zieht den Faust zu den höheren Sphären empor; die Liebe zu Gretchen erweist sich zuletzt als das mystische Band, wodurch er der oberen Welt verknüpft ist.

Den Cynismen des Mephistopheles über die Liebe gehen die Sarkasmen über die Religion zur Seite. Sie ist eine Erfindung der Pfaffen, um sich das Gewissen und den Geldbeutel der Gläubigen unterthänig zu machen. So wissen auch die Weiber sie zu schätzen und zu benutzen, und darum halten sie es überall mit den Pfaffen; sie denken, wie Mephisto Gretchen's Sorge um ihres Heinrich's Glauben auslegt: duckt er da, folgt er uns eben auch. — Vor Gott dem Herrn duckt sich auch Mephistopheles, aber hinter seinem Rücken redet er spöttisch von dem Alten, etwa wie der Narr von dem König, dem er dienen muß und dem er sich doch überlegen fühlt. Vor Allem, die Menschen kennt er aus dem Grunde, während der Alte in seiner schwachen Gutmüthigkeit sich immer wieder etwas vormachen läßt und sich von ihnen noch, Gott weiß was, verspricht.

Nicht minder weiß er den Erkenntnißtrieb und das Wahrheitsstreben hinweg zu spotten: die viel gerühmte Wissenschaft, sie stammt aus der Eitelkeit; Schein und leerer Wortkram sind ihr Inhalt. In jener Scene mit dem Schüler, wo er in Faust's Gewand sich als Docent erbrüstet, weiß er, übrigens hier ganz im Sinne des mit der Schulwissenschaft zerfallenen Faust, im Sinne zugleich des jugendlichen Goethe, den das akademische Wesen keineswegs mit Bewunderung erfüllt hatte, redend, von jeder Fakultät ein kräftig Wörtlein zu sagen. Er persiflirt die Unfruchtbarkeit der Logik, die Leerheit der Metaphysik, wo für Alles, was in das Menschen Hirn nicht paßt, ein prächtig Wort zu Diensten steht, das Elend der Rechtsgelehrsamkeit, die Gesetz und Rechte der Vergangenheit als eine ewige Krankheit fortpflanzt; er verhöhnt die Theologie, wo man auf des Meisters Worte schwören lernt, um so zum Tempel der Gewißheit einzugehen, endlich auch die Medicin, wo die ganze Kunst eigentlich darin besteht, daß man ohne viel wissenschaftlich ringsum zu schweifen, mit einem schönen Titel, einem reputirlichen Aeußern und ein wenig Diebsgelüst sich bei den Weibern Eingang verschafft: dann ist man alsbald ein gemachter Mann. Also, was Schopenhauer der Universitäts-

philosophie nachsagt, das sagt Mephistopheles von dem ganzen gelehrten Wesen: es ist Charlatanerie und Hokuspokus, das Ziel nicht Wahrheit, sondern Befriedigung des Hungers und der Eitelkeit. — Bemerkenswerth ist übrigens, daß er bei sich über diesen Punkt etwas anders denkt, er fürchtet zugleich, worüber er spottet; eben vor dieser Scene, gleich nach Faust's Abgang, sagt er hinter diesem her:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
So hab' ich dich schon unbedingt.

Er kennt seinen Feind, die Wahrheit; eben darum stellt er sie als ein Unmögliches, alles Streben nach ihr als ein vergebliches hin.

In Summa, so lautet seine Philosophie, das Leben ist nichtig und nichtswürdig. Alle die sublimen Gefühle und hohen Gedanken, womit Poeten und Philosophie es ausstaffiren, sind Blendwerk und Selbsttäuschung. Es gibt nichts Großes und Dauerndes; vanitas, vanitatum vanitas, das ist die passende Ueberschrift zu dem Capitel der Naturgeschichte: der Mensch, zu dem Kapitel, das die Eitelkeit des Menschen Weltgeschichte überschreibt. Oder rechnest du am Ende auf Nachruhm? Faust schmeichelt sich, am Rande des Grabes stehend, mit ewiger Nachwirkung und ewigem Gedächtniß.

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Mephistopheles weiß es besser: Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen, die dir so große Genugthuung gewähren, bereitest du in Wahrheit nur Neptunen, dem Wasserteufel, einen Schmaus;

Die Elemente sind mit uns verschworen;
Und auf Vernichtung läuft's am Ende aus.

Und Nachruhm? Ein Paralipomenon zum zweiten Theil sagt, was es auf sich hat:

Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruhe;
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube.
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund bep — gleich seine Grube.

Also: Vorbei, das dumme Wort, es ist das letzte, so perorirt Mephistopheles an Faust's Leichnam:

Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ewige Schaffen?
Geschaffenes zu nichts hinweg zu raffen!
Da ist's vorbei! Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen.
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Oder glaubst du an Unsterblichkeit? Jawohl, unsterblich; zum „garstigen Wurm", wird das Seelchen, nachdem ihr die Teufel beim Tode die Flügel

(die Ideen, die großartigen Einbildungen) ausgerupft haben; als Gespenst, als Irrwisch mag sie dann durchs Leere flattern. —

So bespritzt Mephisto mit dem ätzenden Gift seines spöttischen Witzes alle Dinge. Er hat Geist, sicherlich, aber es ist ein negativer, zerstörender, nicht ein positiver, productiver, aufbauender Geist. Was die französische Sprache esprit nennt, das eignet ihm im höchsten Maße; aber ihm fehlt, was mehr ist als esprit, ihm fehlt die Seele, die Kraft zu schaffen, zu glauben, zu verehren, zu lieben [1]). Kalt und frech, ohne jede Spur von Begeisterungsfähigkeit, ist er über Alles hinaus, weiß er mit stets bereitem Witz alles Reine und Gute in den Schmutz zu ziehen, eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer", wie ihn Faust einmal in der Entrüstung über seine lästerlichen Worte über Gretchen und ihren Glauben nennt. Wie in jener Scene in Wald und Höhle schreit er auf zu dem erhabenen Geist, der ihm als Erdgeist erschienen ist, vor Schmerz über den Gefährten, den er schon nicht mehr entbehren kann, und der doch

Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.

Es ist die Philosophie des skeptischen Nihilismus, wie sie in der Sphäre der höfischen Welt gedeiht, wie sie besonders in der Gesellschaft leiblich und geistig bankerotter Cavaliere ihr Glück macht: man kennt Alles, man weiß Alles, man hat Alles gehabt, alles genossen, man hat hinter die Kulissen des Lebens gesehen, und was hat man gefunden? die Weisheit des alten, müden Salomo, des Cavalier-Königs: es ist Alles ganz eitel! Ganz eitel Glück und Glanz der Erde, ganz eitel alles, was sich mit so viel Pomp als wichtigster und würdigster Gehalt des Menschenlebens darstellt: wozu sich aufregen? Man nimmt mit, was der Tag bietet und lacht über die, die noch etwas ernst nehmen. „Je ne crois rien, je ne crains rien, je n'aime rien", der Wahlspruch jenes russischen Cavaliers könnte auch der Wahlspruch des Mephistopheles sein, dem denn nicht ohne Grund Tracht und Maske des Cavaliers von dem Dichter angelegt sind [2]).

Den Worten des Mephistopheles entsprechen endlich seine Thaten. Sein Werk auf Erden ist, nach seiner eigenen Intention, die Menschen zu der Gemeinheit seiner eigenen Gesinnung und Denkart herabzuziehen. An zwei Personen übt er in dieser Richtung seine Kunst, an Faust, dem Repräsentanten der männlichen Seite der Menschennatur, des Verstandes und Willens: er sucht ihn eben durch seinen hohen Trieb zum Erkennen und Wirken in seine Netze zu verstricken; und an Gretchen, der Vertreterin des Weiblichen, des Gemüths, der Seele: sie sucht er durch die Liebe zu verderben.

---

[1]) In einem Gespräch mit Eckermann (21. März 1831) unterscheidet Goethe: „Das französische esprit kommt dem nahe, was wir Witz nennen. Unser Geist würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken: es liegt darin zugleich der Begriff der Productivität, welchen das französische esprit nicht hat."

[2]) Vortrefflich bemerkt Schroer in seiner commentirten Faust-Ausgabe (4. Aufl., 1898, S. 129): „Mephistopheles muß dargestellt werden im Charakter verlebter Lebemänner von einem unbestimmten Alter, das aber über jene Jugendzeit hinaus ist, wo sinnliche Triebe noch vorherrschen. Er ist kühl, gemüthlos, sein stetes Lächeln zeigt nur ein spöttisches Wohlgefallen an menschlichen Schwächen."

Beide gelingt es ihm zu Fall zu bringen. Faust bringt er in alle Todsünden. Durch den übergewaltigen spekulativen Trieb seiner Natur ist Faust zuerst einem Bund mit überirdischen, dämonischen Mächten geneigt worden. Auf die vergeblichen Versuche, durch magische Künste sich zum unmittelbaren Verkehr mit der oberen Geisterwelt emporzuschwingen und in das Geheimniß des Seins und des Lebens einzudringen, erfolgt ein heftiger Stimmungsrückschlag:

> Ich habe mich zu hoch gebläht;
> In deinen Rang gehör' ich nur.
> Der große Geist hat mich verschmäht,
> Vor mir verschließt sich die Natur.
> Des Denkens Faden ist zerrissen,
> Mir ekelt lange vor allem Wissen.

In dieser Stimmung der Enttäuschung, des Mißmuths über das Fehlschlagen seiner höchsten Bestrebungen, des Ekels an dem Besitz, in der Stimmung der Gottverlassenheit und der Selbstverzweiflung

> Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
> Uns glühende Leidenschaften stillen!

da kommt Mephistopheles eben zur gelegenen Zeit. Hier weiß er Rath. Nachdem Faust in der Hexenküche durch einen kräftigen Zug aus der Unzuchtsatmosphäre zunächst etwas eingeteufelt ist, bringt er ihn mit Gretchen zusammen. Er dirigirt dann, als wohl informirter Hofmeister dem nunmehr auch als Cavalier eingekleideten Faust zur Hand gehend, die Verführung; immer wieder weiß er gegen Faust's bessere Natur, die sich in der Berührung mit der Unschuld erhebt, mit seinen Einflüsterungen — „Einbläsereien sind des Teufels Redekunst" — die Sinnlichkeit aufzuregen, bis es geschehen ist. Er ist es auch, der seines Eleven Degen bei dem Rencontre mit dem Bruder der Liebsten leitet, der ihm auch den Schlaftrunk für die Mutter in die Hände prakticirt haben wird. Das letzte Werk, das er (am Schlusse des zweiten Theils) nunmehr als Faust's, der selbst zum großen Herrn geworden ist, Majordomus ausführt, ist die Gewaltthat an Philemon und Baucis. Der Trieb zu wirken hat in Faust den Trieb zu herrschen und zu besitzen entzündet, und dieser Trieb erträgt keine Grenzen: in Faust's Auftrag unternimmt Mephistopheles, der eben von einem großen Beutezug zur See heimkehrt — „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen" — die Beiseiteschaffung des friedlichen Greisenpaars, dessen kleines Besitzthum den Besitzer des unermeßlichen Uferreiches genirt, wobei es denn der treffliche Politicus einzurichten weiß, daß es nicht ohne Brand und Todtschlag abgeht. So mit Schuld belastet sinkt Faust ins offene Grab — des Teufels Beute, so ist dieser überzeugt, er braucht sich bloß noch der Seele, die ihm verfallen ist, auch äußerlich bemächtigen.

Auch das arme Gretchen fällt in seine Schlingen. Er weiß die unschuldige Eitelkeit des jungen liebenswürdigen Geschöpfs durch den Schmuck kirre zu machen; das Kästchen, das sie der strengen Mutter nicht sehen zu lassen wagt, führt sie zur Nachbarin; die Gesellschaft der würdigen Frau Martha Schwerdtlein thut dann ein Uebriges, ihr Haus ist für Gretchen, was

für Faust die Hexenküche. Und so bringt er es endlich dahin, daß das unschuldige Ding, über das er eigentlich keine Macht hat — es ist keine Faser seines Wesens in ihr, sie ist das Gegentheil von ihm, ganz Seele, ganz Liebe, Verehrung, Vertrauen, Hingebung — als Kindesmörderin durch Henkershand stirbt.

Das ist Mephistopheles: ein Aufdecker alles Gemeinen und ein Anstifter alles Schändlichen, oder, mit dem Wort des Apostels Paulus: „ein Erfinder des Bösen" (ἐφευρέτης κακῶν, Römer 1, 30).

II.

In allem Bisherigen ist der Mephistopheles der Dichtung mit dem Teufel der Faustsage und des kirchlichen Glaubens wesenseins. Nun aber findet eine bedeutsame Abweichung statt: das ist im endlichen Erfolg oder also vielmehr Mißerfolg seiner Bestrebungen. Und von da aus erhält denn auch der Charakter einen etwas veränderten Zug: er verliert einiges von seiner Furchtbarkeit, er erhält einen Stich ins Grotesk-Komische. In der Sage erreicht der Teufel seinen Zweck, die Faustbücher sind darauf angelegt, durch das schauderhafte Ende Faust's einen heilsamen Schrecken vor dem Teufel und vor jedem sich-einlassen mit Teufelskünsten zu erregen. Und das wird auch der kirchlichen Anschauung entsprechen: Faust muß durch den einmal geschlossenen Bund mit dem Teufel und durch das heillose Leben, aus dem er ohne Buße dahinfährt, ewig verloren gehen. Dagegen ist in Goethe's Dichtung Mephistopheles zuletzt nicht erfolgreich; das Gelingen seiner Anschläge ist bloß ein vorläufiges, das Ende ist, daß ihm sein Fang aus dem Netz geht. Wie der erste, so endigt der zweite Theil mit einem: „Gerettet."

Im ersten Theil ist es Gretchen, die sein Netz zerreißt. Sie ist verführt und hat, schuldig-unschuldig, alle Todsünden begangen; und doch ist sie nicht innerlich verdorben, das Gemeine hat eigentlich keinen Augenblick Macht über sie gewonnen: selbst in der Sünde ist sie das liebende, hingebende, vertrauende Weib. Und so wie sie erwacht und erkennt, was geschehen ist, stößt sie durch die Pein der Reue die Sünde von sich, nimmt sie die Buße auf sich und reinigt sich von der Schuld. Den Liebsten, der sie aus dem Kerker führen will, von sich stoßend, scheidet sie sich für immer von Allem, was ihn mit dem teuflischen Genossen, vor dem sie immer ein Grauen empfunden hat, noch verbindet.

Und Mephistopheles selbst hilft ihr dazu. Er ist, so schlau er ist, zugleich doch der dumme Teufel; als böser Geist, in der Scene im Dom, steigert er durch seine Einflüsterungen ihre Gewissensangst, statt vielmehr ihr beruhigend zuzureden, es sei nicht schlimm, das wäre schon Anderen so gegangen, sie habe ja eigentlich nichts Schlimmes gethan, Alles, was sie dazu getrieben, sei ja so gut und lieb gewesen. So hätte es ihm gelingen mögen, sie zu beschwichtigen, ihr Gewissen abzustumpfen, und sie allmählich auf den Weg zu bringen, den ihr sterbender Bruder sie schon wandeln sieht, den Weg zu wirklicher Gemeinheit. Die Ursache seines Fehlschlagens liegt aber in seinem eigensten Wesen, es ist die Lust, sich an dem Schaden zu letzen, sich an dem Verderben seines Opfers zu weiden; er kann sich nicht bezwingen, er muß

bei ihrem Jammer dabei stehen und ihr mit höhnischem Grinsen vorhalten, was sie gethan hat. Aber eben damit treibt er sie nur tiefer in die Buße hinein und verliert damit die Seele, über die er freilich nie etwas vermocht hat, wie er es vorahnend nach der ersten Begegnung ausspricht.

Viel tiefer ist Faust vom mephistophelischen Wesen inficirt, weßhalb seine Rettung so viel schwerer ist, und vielleicht muß man sagen: sie glaublich zu machen, ist dem Dichter des zweiten Theils nicht so gelungen, wie die Rettung Gretchen's im ersten Theil. Faust ist am Eingang der Dichtung in einer durchaus negativen Stimmung; Unzufriedenheit, Unmuth, Verachtung der Welt und seiner selbst, das ist die Grundstimmung seines Gemüths, die freilich durch gelegentliche Schwankungen nach der positiven Seite der Gefühlsscala unterbrochen wird. Er ist unzufrieden mit seinem Beruf; die Gelehrsamkeit, die er erst gelernt hat, nun lehrend wiederkäut, ist ihm nichts als elender, öder, sinnloser Wortkram, der ihn anekelt. Er versucht sich durch magische Künste über die Form menschlichen Erkennens zu erheben; vergeblich, er sieht sich zurückgestoßen in die Gemeinschaft der inferioren Geister, wie sein Famulus sie darstellt. Der Ekel gegen diese seine nächste Umgebung, gegen die hohlen Köpfe, die ihm mit ihrer Bewunderung nachlaufen, die mit ihren Plattheiten ihm weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe lassen, erweitert sich zum allgemeinen Menschen- und Lebensekel. Schon war er, in der Osternacht, drauf und dran, von diesem Planeten abzuspazieren, als das Glockengeläut und der Chorgesang von dem Erstandenen mit Erregung kindlicher Andachtsgefühle ihn zurückriefen. Als er aber auf dem Spaziergang am Ostersonntag das Lob der Bauern und die Bewunderung Wagner's bis zur Erschöpfung ausgestanden hat, da gewinnt die negative Stimmung wieder die Oberhand. In dieser Stimmung macht sich der Teufel in Gestalt des Pudels an ihn heran. Faust, der sogleich das Dämonische darin erkennt, lädt ihn zur Begleitung ein, und bald schließt er mit ihm den verhängnißvollen Bund: in dieser Welt soll der Teufel ihm, in jener Welt will er dem Teufel zur Verfügung sein.

Der Teufel erfüllt seinen Pact. Dennoch entgeht ihm Faust's Seele: auch er wird gerettet.

Drei Dinge sind in Faust, die seine Rettung möglich machen. Zuerst: der Ekel vor dem Gemeinen. Er kann den Freuden des Genossen, wie schon oben angedeutet wurde, keinen Geschmack abgewinnen. Staub soll er fressen, und mit Lust, so hatte Mephistopholes in seiner anfänglichen Siegesgewißheit dem Herrn angekündigt. Faust frißt den Staub, aber nicht mit Lust. Auch kann er nicht lügen und heucheln; die hülflose Ueberraschung, in die ihn des Mephistopheles Aufforderung, Herrn Schwerdtlein's Tod zu bezeugen, versetzt, ist bezeichnend. Das Zweite ist eine edle Unzufriedenheit; er weiß es selbst, niemals wird er im Endlichen Befriedigung finden, niemals wird er sich selber genug gethan haben:

> Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
> Daß ich mir selbst gefallen mag,
> Kannst du mich mit Genuß betrügen,
> Das sei für mich der letzte Tag!
> Die Wette biet' ich.

Endlich ein Drittes: der Sinn für das Höhere, für das Reine und Schöne, das Wahre und Gute. Er offenbart sich in der echten Liebe zu Gretchen, dem reinen, einfältigen, demüthigen Naturkind; er tritt hervor in der Freude am Schönen, in der Lust an der Betrachtung der Natur und der Geschichte, endlich in dem Drang zum Wirken und Schaffen und seiner Kehrseite, der Abneigung gegen das schlaffe, passive Genießen — „Genießen macht gemein." So entgeht auch Faust als ewig Emporstrebender, nie im Genuß Befriedigter dem Teufel, trotz dessen guten Rechtstiteln. Der Zug nach oben ist stärker als der Zug nach unten.

Faust's Unzufriedenheit ist die zweite, complementäre Veränderung, die der Dichter an dem überlieferten Stoff vorgenommen hat. Die Faustbücher lassen Faust das Lotterleben mit Gelagen und Dirnen, das ihm der Teufel verschafft, mit Behagen durchschmarutzen, um dann, als das Ende naht, ihn in Verzweiflung fallen zu lassen. Goethe's Faust verschmäht diese Kost, wie der Dichter ihn denn auch des tollen Zauberspuks entladen hat, den der Faust der Sage mit allerlei Possen und Eulenspiegeleien verübt; all' das ist auf Mephistopheles übertragen. Geblieben ist ihm der mächtige Drang zum Erkennen und dazu gegeben das Verlangen zu großer Wirksamkeit. — Es sind dieselben beiden Veränderungen, die auch schon Lessing in seinem Faustdrama an der Dichtung vorgenommen hatte; das 18. Jahrhundert konnte einen gegen den hochstrebenden Menschengeist siegreichen Teufel nicht mehr denken und ertragen. So hob der Dichter den Menschen und drückte den Teufel herab, daß dieser das Spiel verlieren mußte.

Trotzdem behält, wie schon gesagt, die Rettung des Faust etwas Ueberraschendes. Man kann sich der Empfindung nicht erwehren, daß der Teufel nicht ganz im Unrecht ist, wenn er am Schluß klagt, daß er um sein wohl erworbenes Recht geprellt werde. Faust hätte innerlich gereinigt werden können entweder, wie Gretchen, durch großes, in freiwilliger Buße aufgenommenes Leiden, oder durch große, opferwillige That. Beides bleibt ihm fern, denn auch sein letztes Wirken, sein Deichen und Dämmen, hat, so löblich es sein mag, doch eigentlich keine reinigende Kraft; der Teufel hat ja auch bis zuletzt als sein Diener die Hand im Spiel. Faust wird demnach gerettet nicht durch eigenes Verdienst und Würdigkeit, sondern ganz wie es die Kirche lehrt: er wird selig aus Gnaden. Und so stellt es der Dichter selbst dar, nur daß er an die Stelle der Erlösung durch Christi Blut und Gerechtigkeit das Ewig-Weibliche treten läßt, das uns hinanzieht, mit einer Annäherung an katholische Anschauungen, die sich denn freilich durch poetische Vorzüge dem Dichter überall empfehlen[1]).

---

[1]) Aus Paralipomenen zum fünften Act (Loeper, Hempel-Ausgabe, XIII, 252; vergl. Strehlke, Paralipomena zu Goethe's „Faust", S. 133 ff.) ergibt sich, daß Goethe selbst daran gedacht hat, den Teufel noch im Jenseits seine Rechte auf Faust's Seele in einem Proceß geltend machen, diesen Proceß aber durch die Dazwischenkunft Christi, des Reichsverwesers, verlieren zu lassen. — Daß er in der ganzen Fassung des Schlusses durch die kirchlich-christliche Vorstellung von der Erlösung sich habe leiten lassen, spricht er selbst (Gespräche mit Eckermann, 6. Juni 1831) aufs Bestimmteste aus. Er bezeichnet dort die Verse:

Andererseits entspricht Faust's Rettung doch nicht ganz den Forderungen des kirchlichen Glaubens: er stirbt ohne Reue und Buße. Es wäre dem Dichter sicher ein Leichtes gewesen, der kirchlichen Anschauung etwas mehr entgegen zu kommen. Er hätte ihn wenigstens in weicher reuiger Stimmung sterben lassen können. Der gewaltsame Tod der beiden Alten hätte ein nächstes Motiv dafür geboten. Aber Faust geht mit einem bloßen Wort des Verdrusses darüber weg; unter den vier grauen Weibern ist nicht die Reue, wohl die Schuld, aber sie findet keinen Eingang. Und mit ausdrücklichen, harten Worten verzichtet Faust noch an der Pforte des Todes auf das Jenseitige:

> Der Erdenkreis ist mir genug, bekannt,
> Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
> Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
> Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet.
> Er stehe fest und sehe hier sich um!
> Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Man sieht, es ist die prometheische Stimmung, und nicht die Stimmung des versöhnten Prometheus, in der Faust die Welt verläßt. Das war nicht Goethe's eigene Lebensstimmung, als er die Faustdichtung abschloß; sie war, und nicht erst in den Tagen des Alters, viel weicher und viel weniger negativ gegen den Glauben sowohl an Gott und göttliche Mächte über uns, als an ein Fortleben und Fortwirken nach dem Tode[1]). Er hat also ohne Zweifel mit Absicht Faust als kirchlich Unbußfertigen und Ungläubigen hinübergehen lassen, um ihn erst drüben letzte Läuterung finden zu lassen. Wollte er der herkömmlichen, kirchlich officiellen Vorstellung von der Nothwendigkeit und der heilenden Kraft der Reue auf dem Todtenbett damit entgegentreten? Er hielt von dem Werth der bloßen Reue nichts; die That bessert, nicht die Reue. Und so läßt er denn Faust, wie er ihn nach dem Ende des ersten Theils durch die Naturgeister der Elfen ohne sein Zuthun von erlebtem Graus hat heilen lassen, („ob er heilig, ob er böse, jammert sie der Unglücksmann"), so nun am Ende ohne Reue und Buße durch himmlische Geister heiligen und zur Glorie emporheben. Es ist, als wollte er sagen: den ernsthaft strebenden und kraftvoll wirkenden Mann (er mochte wohl an Männer wie Friedrich den Großen oder auch an Karl August denken) den kann und wird Gott nicht von

---

> Gerettet ist das edle Glied
> Der Geisterwelt vom Bösen;
> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.
> Und hat an ihm die Liebe gar
> Von oben theilgenommen,
> Begegnet ihm die sel'ge Schar
> Mit herzlichem Willkommen

als den Schlüssel zu Faust's Rettung ganz in Uebereinstimmung mit unserer religiösen Vorstellung, „nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade."

[1]) Ich verweise auf das treffliche Buch von E. Filtsch, Goethe's religiöse Entwicklung. 1894. Die bei mannigfachen Schwankungen im Ganzen doch bleibende religiöse Grundstimmung des Dichters wird hier feinsinnig aufgezeigt.

sich stoßen, auch wenn er nicht nach dem kirchlichen Schema mit Reue und Glauben sich um Vergebung der Sünden bemüht hat. Gottes Gnade ist freier und größer als Menschengnade, die sich durch Reue und Unterwürfigkeit Gunst abbetteln läßt; sie theilt sich auch unerbeten mit. Erst drüben werden Faust die Augen aufgethan, und er spricht nun, auf dem Angesicht anbetend:

Blicket auf zum Retterblicke,
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten!
Werde jeder bess're Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Kehren wir nun zu Mephistopheles zurück, so endigt also für ihn das Drama mit einer großen Niederlage. Er ist denn auch in sehr gedrückter Stimmung, seine letzten Aeußerungen sind Ausrufe grimmigsten Unmuths:

Mir ist ein großer, einz'ger Schatz entwendet,
Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggepascht.
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht!
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich, ist verthan. —

Von hieraus gesehen, erhält die Dichtung den Charakter einer Komödie, deren Held Mephistopheles ist: sein Unternehmen, den Faust zu gewinnen, schlägt, so schlau er es anlegt und so groß anfänglich der Erfolg ist, zuletzt völlig fehl; die Wette, die er dem Herrn so zuversichtlich angeboten, ist verloren, und „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl" zieht er ab. Seine Figur erhält hierdurch jene Beimischung des Komisch-Possenhaften, die sie mildert und menschlicher, damit auch dramatisch brauchbarer macht. Er ist zwar ein abgründlich gemeiner und schlechter Gesell, er ist auch ein witziger und geriebener Bursche, aber zugleich ist er doch der „dumme Teufel", wie ihn die Teufelsgeschichten der Volkssage darzustellen lieben, der zuletzt als der Geprellte davonschleichen muß. Und er selbst hat davon ein Bewußtsein; er hat durch die ganze Dichtung hindurch Anfälle von humoristisch-ironischer Selbstverhöhnung. So vor Allem am Schluß:

Wie wird mir! Hiobsartig, Beul' an Beule,
Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut,
Und triumphirt zugleich, wenn er sich selbst durchschaut!

Aber schon am Anfang stellt er sich dem Faust, auf dessen Frage nach einem Wesen, gleich vor „als einen Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Und er fügt dem Räthselwort, freilich bei-

nahe allzu offenherzig, gleich erläuternd hinzu, daß alle seine Anschläge, der Welt beizukommen, mit Wellen, Stürmen, Erdbeben, Brand umsonst gewesen seien.

> Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
> Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
> Wie Viele hab' ich schon begraben,
> Und immer circulirt ein neues Blut.
> So geht es fort, man möchte rasend werden!

Und so theilt sich denn dem Zuschauer dieser großen Komödie von Anfang an die Zuversicht mit: was immer geschehen mag, am Ende kann es nicht schlimm ablaufen. Mag Faust unter der Anleitung des höllischen Gesellen manchen schlimmen Weg gehen — „es irrt der Mensch, so lang er strebt" — zuletzt wird er sich doch zurechtfinden und der Teufel wird am Ende beschämt bekennen müssen:

> Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Ja, der Satan gehört schließlich auch mit zu den Dienern des Herrn, auch er muß, ein Diener wider Willen, Gottes Zwecke fördern, wie er sich denn auch im Prolog zu dem himmlischen Hoftag einstellt und unter das „Gesinde" mischt. Gott kann eben allerlei Diener brauchen; als Versucher zum Bösen schafft der Satan dem Menschen die Gelegenheit, sich frei und mit ganzem Wissen und Willen für Gott den Herrn zu entscheiden. Wie einst Hiob, so wird Faust durch den Satan Anfangs dem Herrn entfremdet, zuletzt ihm ganz gewonnen. Das Gute vermag nur im Kampf mit dem Bösen sich innerlich zu vollenden.

Die Dichtung wäre demnach ein großer Lobgesang zur Ehre Gottes. Gottes Macht und Herrlichkeit, wie sie im Prolog von den Engeln an den Werken der Natur in ihrem ewigen Gang gepriesen werden, stellen sich neu und wunderbarer in der Führung des Menschen und des menschlichen Geschlechts dar. Trotz oder eben durch des Lebens labyrinthisch irren Laufe wirkt sich doch der göttliche Wesenskern zur inneren Vollendung aus; die Vereinigung mit dem Göttlichen, die Rückkehr zum Urquell bleibt bei allen Irrungen und Trübungen das Ziel des Geistes: inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te. In diesen Hymnus auf die Erlösung durch die Liebe von oben, auf den Wiedergewinn des anscheinend Verlorenen für das Reich des Reinen, Guten und Seligen klingt die Dichtung aus. Ihr Thema wäre, mit der Formel des religiösen Glaubens, die Macht der Sünde und die größere Macht der göttlichen Liebe. Die alte Faustsage, die, im 16. Jahrhundert, zur Zeit der größten Herrschaft des Teufelsglaubens auf Erden entstanden, den Teufel die Partie gewinnen läßt, ist darin umgedichtet im Sinne der allgemeinen Wiederbringung, die denn doch auch auf dem Boden des Evangeliums, der frohen Botschaft von der Ueberwindung des Teufelsreichs auf Erden durch das Gottesreich, gewachsen ist, wenn sie auch nicht unter die kirchlichen Glaubensartikel aufgenommen ist.

III.

Wir versuchen nun diese Gedanken aus der Sprache der Poesie und der Religion in die Sprache der philosophischen Prosa umzusetzen; natürlich nicht in der Meinung, als ob damit erst das Wesentliche der Dichtung ausgesprochen würde: die echte Dichtung ist so wenig als das Leben selbst hinterherkommende Illustration zu philosophischen Gedanken. Aber wie das Leben Anlaß gibt, sich Gedanken darüber zu machen, so die Dichtung. In diesem Sinne können wir nur sagen: der Gegenstand der Faustdichtung ist der Gegensatz und Kampf der beiden in der menschlichen Natur angelegten Seiten, der geistig-sittlichen und der sinnlich-begehrlichen Seite. Die letztere zieht zum sinnlichen Genießen und Behagen, sie strebt der Anstrengung, dem Kampf, dem Leiden auszuweichen. Die Andere wird von hohen Vorstellungen von Menschenwürde und Menschheitsbestimmung angezogen; sie führen zur Arbeit, zum Kampf, zur Aufopferung für Ideen und Ideale.

Den beiden Seiten des menschlichen Wesens entsprechen zwei Formen der Lebensanschauung und der Moralphilosophie: der ethische Idealismus und der ethische Materialismus. Jener setzt die Aufgabe des Lebens in die Ausbildung und Bethätigung der Kräfte des geistigen Selbst; den Geist frei und stark machen, die sinnliche Seite des Wesens und die Natur draußen dem Dienst der Vernunft unterwerfen und zubereiten, das ist es, wodurch das Leben allein wahren Werth gewinnt. Dieser ethische Idealismus läuft aus in den metaphysischen Idealismus; er treibt aus sich hervor den Glauben an die absolute Bedeutung des Guten in der Welt, den Glauben an Gott und das Göttliche. Der ethische Materialismus dagegen setzt in die Befriedigung des Sinnenwesens, in das gesättigte Wohlgefühl der Triebe das höchste Gut; die Intelligenz oder Vernunft ist ihm ein Mittel oder Werkzeug zu diesem Ziel; auch die Sitte und Sittlichkeit wird auf die Nützlichkeit für die Erhaltung und Durchsetzung des sinnlich-begehrlichen Ich zurückgeführt. Er mündet in den metaphysischen Materialismus, die Ansicht, daß die Wirklichkeit ein sinnloses Spiel sinnloser Kräfte sei, den Atheismus.

Mephistopheles ist die Verkörperung dieses ethischen Materialismus. Er stellt dar nicht die sinnlich animalische Seite der Natur, sondern ein Princip, eben jenes perverse Princip der Herabwürdigung des Geistes zum Dienst der sinnlichen Lüste. Die Sinnlichkeit als solche ist natürlich; wie die Natur überhaupt ein Wirkliches ist und als solches weder gut noch böse, so auch die Natur im Menschen: die Sinnlichkeit und ihre Triebe sind nichts Verwerfliches. Erst die Verkehrung, die das Höhere dem Niederen, den Geist der Sinnlichkeit grundsätzlich unterordnet und dienstbar macht, macht den bösen Willen aus. Diese Perversität ist verkörpert im Mephistopheles. Das Geistige, die Intelligenz, das ist seine Philosophie, ist zu doppeltem Gebrauch: einerseits die sinnlichen Lüste durch Raffinement zu steigern, so vor Allem die Geschlechtslust. So belehrt er den Faust; er selbst hat eigentlich keine Sinnlichkeit, er ist bloß Geist, sein Genuß ist die Freude an der Verführung der Menschen zur Perversität, er genießt eigentlich nur das Spirituelle an der Sünde. Andererseits dient ihm der Verstand dazu, alles Höhere weg zu sophistisieren; er braucht seinen

Scharfsinn und Witz und seine weltkundige Erfahrung dazu, die menschlichen Dinge von der Kehrseite zu zeigen: im Grunde kommt doch Alles nur darauf hinaus: ut ventri bene sit et iis quae sub ventre sunt. Die Sardanapalische Grabschrift, von einem Griechen auf den König der Schwelger gemacht, könnte den Mephisto zum Verfasser haben.

Mein ist, was ich gegessen, getrunken und in der Liebe
Süßes genoß; was sonst für groß gilt, laß ich da hinten,

Faust dagegen ist ein wirklicher Mensch; in ihm sind beide Seiten der menschlichen Natur. Zwei Seelen wohnen, wie er sagt, in seiner Brust:

Die Eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die Andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Er erlebt in sich ganz das, was die mittelalterliche Philosophie, an der Hand platonischer und christlicher Gedanken, in der Anschauung construirt hat: der Mensch, halb Thier, halb Engel, steht mitten zwischen zwei Welten, der oberen und der unteren, dem mundus coelestis und dem mundus infernus. Beide machen auf ihn Anspruch, nach beiden zieht es ihn hin. Sein irdisches Leben ist der Kampf der beiden Tendenzen in ihm, ein Kampf, der zugleich der Kampf der oberen und der unteren Mächte außer ihm um seine Seele ist. Die himmlischen und die höllischen Mächte, Geister von oben und Dämonen des Abgrunds, begleiten mit steter Aufmerksamkeit und förderndem Eingreifen den Kampf der aufwärts und der abwärts gerichteten Tendenzen in seiner Natur. Goethe hat diese Anschauungen als Scenerie seiner Dichtung untergelegt: der Streit zwischen Himmel und Hölle um Faust's Seele, ausgekämpft in Faust's Brust, Anfangs mit wechselndem Glück, endigend mit dem schließlichen Sieg des Göttlichen.

Und so könnten wir nun den Grundgedanken der Dichtung mit der Formel aussprechen: das Gute ist stärker als das Böse; die geistig-sittliche Seite der Menschennatur ist stärker als die sinnlich-begehrliche und ihre Sophistik. Das ist wenigstens das Normale; die mephistophelische Anthropologie, die das Gegentheil behauptet, hat keineswegs recht. An zwei typischen Fällen wird uns dies vorgestellt. In Gretchen ist es die objective Sittlichkeit, der natürliche, unreflectirte, aber durch Sitte und Glauben gebildete Sinn für das Reine und Gute, der sie das Böse mit sicherem Instinct erkennen und verabscheuen läßt. Eine trotzdem erlittene Infection mit dem Unreinen wird bald mit bitteren Schmerzen empfunden und ausgestoßen.

Anders bei Faust. In ihm ist, neben hohen geistigen Kräften, auch die andere Seite stark entwickelt: heftige Begierden, maßloses Verlangen nach allem Höchsten und Tiefsten, und daneben ein zu skeptischer Reflexion aufgelegter, scharfer und kalter Verstand. Dieser ist es eigentlich, den der Dichter in der Gestalt des Mephisto dem Faust als ihm angeschmiedeten Gesellen zur Seite gibt. Alle jene spöttischen Reden des Mephistopheles sind Reflexionen, mit denen der Schalk in Faust's eigener Brust, der durch negative Stimmungen genährte Geist des Nihilismus, die höheren Bestrebungen niederzuringen

sucht: mit dem Erkennen, mit der Wahrheit, mit den geistigen Gütern ist es überhaupt nichts; Genuß, Besitz, Macht, Selbstdurchsetzung, die du darüber versäumst, sie sind doch eigentlich das Reelle. Sittlichkeit, Glaube, Unschuld sind Ammenmärchen, von Priestern und Philosophen zu Dogmen und metaphysischen Lehrsätzen aufgeputzt. Die Natur weiß nichts davon; sie spricht durch die Triebe, und die sind das Wahre und Wirkliche; hat also Gott die Natur gemacht, nun, so hat er uns den Weg deutlich genug gezeigt:

Der Gott, der Bub und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.

Und nun gar Reue und Gewissensbisse, die reine Thorheit: sie ist die Erste nicht! Das ist der Lauf der Welt! Was wird sich ein kraftvoller Mann, ein Uebermensch daraus machen, wenn zufällig so ein Geschöpfchen seine Bahn kreuzt und dabei zu Schaden kommt!

Aber diese satanische Stimme in seinem Innern vermag das bessere Ich nicht zu unterdrücken. Weder gelingt es ihr, ihm Geschmack an den niederen Genüssen der Sinnlichkeit beizubringen, noch kann sie hindern, daß das Anfangs so leichthin angeknüpfte Verhältniß zu Gretchen zu einer tiefen und wahren Liebe wird. Und dann erhebt sich mit Macht die Lust an der Betrachtung, die Sehnsucht nach dem Schönen, nach Maß und Ordnung, der Drang zu schaffender, fruchtbarer, dauernder, gemeinnütziger Thätigkeit. So erhält sich und steigt siegreich empor die Gott und dem Göttlichen zugewendete Seite in Faust's Wesen. Dem mephistophelischen „Nein" setzt sein eigentliches und wahres Ich immer wieder ein kräftiges „Ja" entgegen: die Welt und die Menschenseele sind nicht vom Teufel und nicht zum Teufel, dem Verderber und Lügner, sondern von Gott zu Gott.

Thomas Carlyle, Goethes Verehrer und Interpret, erzählt im „Sartor Resartus" ein inneres Erlebniß, von dem er den Anfang eines neuen Lebens in sich datirt. Unglücklich und sich elend und ausgestoßen fühlend, ging er einmal als junger Mann an einem der schwülen Hundstage die schmutzige und heiße Straße von Edinburgh nach Leith hinunter. „Da mit einem Male stieg eine Idee in mir auf, und ich fragte mich: ‚Wovor fürchtest du dich eigentlich? Willst du ewig klagen und winseln, verächtlicher Zweifüßler? Was ist die Totalsumme des Schlimmsten, das dir bevorsteht? Tod? Wohlan, Tod, und sage auch die Qualen Tophet's (des Molochaltars im Thal Hinnom) und alles Dessen, was der Mensch oder der Teufel wider dich thun will oder thun kann! Hast du kein Herz? Kannst du nicht Alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, Tophet selbst unter deine Füße treten, während es dich verzehrt?' So hatte die Donnerstimme des ewigen Nein gebieterisch alle Winkel meines Seins durchtönt, und nun stand mein ganzes Ich in angeborener gottgeschaffener Majestät auf und erhob mit Nachdruck seinen Protest. Das ewige Nein hatte gesagt: Siehe, du bist vaterlos, ausgestoßen und das Weltall ist mein (des Teufels), worauf mein ganzes Ich antwortete: Ich bin nicht dein, sondern frei, und hasse dich

auf ewig" [1]). — Das ist, in einen heroischen Augenblick zusammen gezogen, die Summe von Faust's Leben. —

Und nun können wir, im Sinne der Dichtung über das Wesen des Bösen weiter philosophirend, sagen: Das Böse, wie es als das Unkräftige und zuletzt Ausgestoßene hier vorgestellt wird, ist seinem Wesen nach überhaupt ein Nichtiges, Negatives, Nichtseiendes, nicht aber ist es ein positiv Seiendes. Das Uebel und das Böse ist nicht ein an sich Wirkliches, sondern der an dem Wirklichen haftende Gegensatz zum Wirklichen. An Platonisch-Aristotelische Gedanken anknüpfend, die bei Augustin, und anders bei Spinoza und Leibniz wieder aufleben, können wir auch sagen: Das Wirkliche ist das Gute, Wirklichkeit und Vollkommenheit (realitas und perfectio) fallen zusammen. Das Schlechte ist nur in der Form des Mangels, des Nichtseins (privatio, *στέρησις*), nicht aber als ein Seiendes.

Der Dichter deutet wiederholt auf solche Betrachtung hin. So läßt er gleich am Anfang den Mephistopheles sich über sein eigenes Wesen aussprechen: „Ich bin der Geist, der stets verneint;" oder gleich darauf: „Das Nichts, dem sich das Etwas entgegenstellt." Und in einem Gespräch über das Dämonische mit Eckermann (2. März 1831) antwortete Goethe auf Eckermann's Frage: Ob nicht auch der Mephistopheles dämonische Züge habe? „Nein, der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Thatkraft." In der That, hieran fehlt es ihm durchaus; er hat gar keine schöpferische Kraft, er kann nichts Wirkliches zu Stande bringen, nicht einmal den Trank in der Hexenküche:

> Der Teufel hat sie's zwar gelehrt,
> Allein der Teufel kann's nicht machen.

Nur durch parasitische Einwohnung im Menschen gewinnt der böse Geist, auch nach dem Volksglauben, die Fähigkeit, etwas Wirkliches zu machen, durch Zauberei und Hexen. Was Mephistopheles aus sich selber hervorbringen kann, das ist Täuschung und Blendwerk. Gott schafft das Wirkliche, der Teufel, sein Affe, den Schein. Von Auerbach's Keller an bis zu der Schlacht, die er dem Kaiser gewinnt (II., 4. Akt), glänzt er als Virtuos in der Kunst der Augenverblendung, als Zaubermeister des Scheins. Und wie er das Wirkliche nicht schaffen kann, so kann er es auch nicht vernichten. Er verwirrt, verführt, vernichtet mit wegwerfenden Reden, aber in Wirklichkeit kann er dem Etwas, „dieser plumpen Welt", wie er verdrießlich schilt, nichts anhaben. Er macht immer neue Anläufe, um zuletzt immer wieder getäuscht zu werden. So ist das Böse das Nichtige, das Nichts.

Aber wie kommt denn das Böse in die Welt, wenn es doch in Wahrheit nichtig und nichts ist? Vielleicht kann man im Sinne des Dichters hierauf antworten: Durch das menschliche Bewußtsein, in dessen Natur es liegt, in Gegensätzen sich zu bewegen. Gottes Denken liegt jenseits der Gegensätze, aber für das menschliche Denken, Fühlen und Urtheilen ist die Form des Gegen-

[1]) Sartor Resartus, übersetzt und mit einer Biographie versehen von Thomas A. Fischer. 1882. Bd. II, S. 145 f.

satzes eine Schranke, von der es sich nicht loslösen kann. Wir können das Sein nicht denken ohne das Nichtsein, das Ja nicht ohne das Nein, die positiven Größen nicht ohne die negativen, die Zusammenfügung nicht ohne die Auflösung, das Leben nicht ohne den Tod, die Lust nicht ohne den Schmerz, das Schöne nicht ohne das Häßliche, und so das Gute nicht ohne das Böse. An sich subsistirt das Positive, das Wirkliche, das Gute, aber an ihm hängt wie sein Schatten, das Negative, Nichtige, Böse.

Natur sei, wie sie sei!
's ist Ehrenpunkt, der Teufel war dabei!

sagt Mephistopheles in den kosmogonischen Erörterungen am Anfang des vierten Actes des zweiten Theils, ohne Gewalt und Zerstörung keine Neuschöpfung, so die logisch metaphysische Nothwendigkeit des Bösen andeutend.

Auf gewisse Weise können wir aber diese logisch-metaphysische Nothwendigkeit auch in eine teleologische umsetzen. Der Gegensatz ist der Wirklichkeit unentbehrlich, denn er ist das treibende Princip des Fortschrittes. So spricht es der Herr im Prolog im Himmel für die menschliche Welt aus:

Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen.
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh'.
Drum gab ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen.

Am Gegensatz wird das Wirkliche seiner selbst und seines Wesens inne; der Gegensatz treibt es, ganz es selbst zu werden. Am Sichtbarsten in der moralischen Welt: Am Bösen wird das Gute seiner selbst inne und gewiß. So Gretchen; durch ihren Fall kommt sie zum Bewußtsein ihres Wesens und wird nun durch Buße und Läuterung zu einer höheren Stufe sittlicher Reinheit und Vollkommenheit erhoben; hinfort ist sie vor Anwandlungen des Unreinen für immer geschützt. Und zugleich hat sie durch den eigenen Fehltritt gelernt, was sie vorher nicht kannte, barmherzige, vergebende Liebe: „Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen!" Und endlich hat sie selbst in der barmherzigen und vergebenden Liebe eine höhere Seligkeit gefunden, als das Wohlgefühl der natürlichen sittlichen Gesundheit, wie ihr Gebet in der Schlußscene des zweiten Theils zeigt. Und so verstehen wir das Wort des Evangeliums, daß im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Buße thut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Durch die Sünde hindurch geht der Weg zur Erlösung, zu voller Freiheit, Selbstgewißheit und Seligkeit.

So wird auch Faust seines Wesens und seines Weges gewiß durch die Orientirung am Gegensatz. An dem Gemeinen geht ihm das Reine, an dem Häßlichen und Fratzenhaften das Schöne, an dem Unsinnig-Absurden das Wahre und Vernünftige auf; so lernt er an dem müßigen Genießen das rüstige Streben, an dem sinnlosen Zerstören die schaffende Thätigkeit in ihrem wahren Wesen und Werth erkennen. Er braucht lange dazu, länger als Gretchen, weil sein Wesen so unendlich viel reicher, vielseitiger, complicirter ist; was der ganzen Menschheit zugedacht ist, muß er in seiner Person durchmachen. Dafür heißt es am Schluß von ihm: „Doch dieser hat gelernt, er wird uns lehren." Er ist alle

die unendlichen Wege des Lebens, auch die Irr- und Abwege gegangen; und so hat er freilich eine reichere und tiefere Einsicht in seinen Inhalt gewonnen als Einer, der sein Lebenlang auf der ebenen Straße geblieben ist.

Dasselbe, was uns so im Einzelleben entgegentritt, die Nothwendigkeit des Gegensatzes, das kehrt auch in der großen geschichtlichen Welt wieder; der Widerspruch ist ein unentbehrliches Element der Entwicklung. Am Gegensatz orientirt sich jede geistige Richtung über sich selbst; der Gegensatz treibt sie durch den Widerspruch zur vollkommenen Entwicklung ihres Wesens. Am Heidenthum, dem Heidenthum außer ihm und in ihm, ist das Volk Israel, am Barbarenthum das Hellenenthum seiner selbst inne und gewiß geworden. Und können wir unsere Welt ohne ähnliche Gegensätze denken? Was bliebe, wenn alle socialen, politischen, religiösen, philosophischen Gegensätze ausgelöscht wären? Sie hassen und bekämpfen sich; aber ohne den Kampf kein Leben. Ohne Kampf mit dem Gegensatz wird jeder geistige Gehalt matt und unwirksam. Die allgemein anerkannten Wahrheiten sind langweilig, die unbedingt geltende Form in Kunst und Dichtung wird zur conventionellen Schablone. Der Gegensatz wirkt erregend, herausfordernd, Kräfte weckend. Man denke an die Zeit, in die Goethe's Jugend fiel: die Aufklärung hatte sich siegreich durchgesetzt; sie war im Begriff, auf ihren Lorbeeren einzuschlafen; die Welt war so vernünftig, so klar, so gemeinnützig geworden, daß es keine Geheimnisse für den erleuchteten Verstand mehr gab. Da brachte der Genius des deutschen Volkes jene Jugend hervor, die mit Sturm und Drang in das friedliche Philisterleben der Gottsched und Nicolai einbrach. Und erleben wir nicht im Augenblicke Aehnliches? Der Classicismus hatte sich befriedigt auf das Faulbett gelegt, im Alleinbesitz des Idealismus und der Schönheit, da brach der sogenannte Naturalismus herein, dem Conventionellen und Anerkannten überall den Krieg erklärend, dem geltenden Schönen das Unerhörte und Unmögliche, das Häßliche und Entsetzliche entgegenhaltend. Und nun ist wieder Leben und Bewegung da. Wobei sich denn auch hier das Wort bewähren wird, das Goethe dem Mephistopheles über den vom Neuesten, von romantischer Philosophie und Poesie trunkenen Baccalaureus, der dies ewig Neue stürmischer Jugend repräsentirt, in den Mund legt:

> Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
> Er gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.

Und nicht minder bedarf die Welt der großen geschichtlichen Lebensformen, bedürfen Staat und Kirche des Widerspruchs, des Kampfes, der revolutionären Neuerung. Als die römische Kirche sich ganz durchgesetzt hatte, ihr Glaube unbedingt galt, der Clerus im Besitz und in der Macht sich sonnte, da erstarrte sie innerlich, wurde hart und herrschsüchtig, satt und träge. Der große Sturm, den Luther entfesselte, befreite die Kräfte und ließ neues religiöses Leben aufgehen, auf beiden Seiten. Und ähnlich war die Wirkung der großen politischen Umwälzung, wodurch am Ende des vorigen Jahrhunderts das alte dynastische Staatswesen zuerst in Frankreich, dann in ganz Europa zertrümmert wurde: aus den Ruinen blühte neues Leben. So ist, was als Zerstörung erscheint — Goethe sah es doch auch bei der französischen Revolution,

so widerwärtig sie ihm war — die Bedingung neuen, lebendigen Lebens. Wie im natürlichen Leben, nach einem Wort Goethe's, der Tod der Kunstgriff der Natur ist, viel Leben zu haben, so ist der Umsturz, die Revolution ihr Kunstgriff, lebendiges und mannigfaltiges geschichtliches Leben zu heben.

Nach Allem: das Feindliche, das Böse, das Zerstörende gehört doch mit zur Wirklichkeit, sie konnte nicht sein ohne „das Andere"; es ist, mit Aristoteles zu reden, ein „aus der Voraussetzung Nothwendiges": sollte diese Welt, dieses Leben, dieses menschlich-geschichtliche Dasein überhaupt sein, so mußte es das Element „des Andern" in sich aufnehmen. Eine irdisch-menschliche Geschichte ist ohne den Gegensatz, ohne das Böse nicht möglich. Der Himmel enthält es nicht; eben darum gibt es im Himmel keine Geschichte. Das himmlische Leben beginnt mit dem „jüngsten Tag", der die Geschichte beschließt.

Die ganze Dichtung könnten wir hiernach auch als eine poetische Theodicee bezeichnen, als eine Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt. Das Uebel und die Zerstörung, die Sünde und das Böse, sie sind unentbehrlich: du kannst die Welt nicht ohne sie denken, und du könntest, wie du bist, eine Welt ohne sie nicht ertragen. Also schicke dich drein, und kämpfe den Kampf des Lebens als ein Mann; ein Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein. Es gibt einen Standpunkt jenseits des Kampfes, jenseits der Unruhe des Werdens und Vergehens, jenseits auch von gut und böse; das ist der Standpunkt des Ewigen und All-Einen; für Gott sind alle Disharmonien in eine große Harmonie aufgelöst.

Mephistopheles spricht einmal in einem jener Augenblicke höherer Erleuchtung, die ihm eigen sind, die Wahrheit aus:

Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht;
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und Euch taugt einzig Tag und Nacht.

IV.

Zum Schluß möchte ich noch andeuten, wie diese Gedanken der Faustdichtung aus der Lebensanschauung, ja aus dem Wesen Goethe's selbst hervorgewachsen sind.

Der durchgehende Grundzug der Goethe'schen Lebensstimmung ist der Glaube an die menschliche Natur. Was er einmal gegen Eckermann, von seiner Jugend redend, ausspricht: „Ich glaubte an Gott, an die Natur, an den Sieg des Edlen über das Schlechte" (4. Januar 1824), das geht als die Summe seines Glaubens durch alle seine Aeußerungen über göttliche und menschliche Dinge hindurch. Von den religiösen Kreisen, mit denen er in den Jugendjahren zeitweilig in enger Verbindung stand, wurde dieser Glaube, wie er dort fortfährt, als allzu einfach ungenügend befunden; außer andern dogmatischen Artikeln vermißten die Freunde darin vor allem den Glauben an die absolute Verderbtheit der menschlichen Natur; sie schalten seine Ansicht Pelagianismus. Aber Goethe ließ sich nicht irre machen. Ist das Christenthum

der Glaube an die absolute Verderbtheit der Natur überhaupt und der menschlichen Natur im Besonderen, so kann es nicht seine Religion sein, so will er vielmehr als „decidirter Nichtchrist“ verharren. Es ist das der entscheidende Punkt für seine Stellung zum Christenthum. Ein negatives, angstvolles, naturscheues Christenthum, wie das des Puritanismus, ein Christenthum, dem der Wissenstrieb verdächtig ist, die Freude am Schönen zur Welt und ihrer Lust gehört, ein Christenthum, das an den Teufel so gut glaubt, als an Gott, dem die Macht des Teufels schließlich größer ist, als die Macht Gottes — wie könnte sonst die große Masse der Menschheit, gegen Gottes Willen, aber nach des Teufels Willen, ewig verloren gehen? — ist ihm unerträglich und verhaßt.

Aber vielleicht ist das auch nicht das wirkliche, echte Christenthum, nicht das Christenthum Jesu. Schiller deutet einmal seine Ansicht vom Christenthum in einem Brief an Goethe (17. August 1795) an: der eigenthümliche Charakter dieser Religion liege in nichts Anderem „als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner freien Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer erträglichen Form angetroffen wird.“ Dem stimmt Goethe lebhaft zu; ein Christenthum ohne Nöthigung, an eine Nebenallmacht des Satans zu glauben, ohne die Forderung, den Glauben an die Offenbarung Gottes in der Natur und der Geschichte aufzugeben, ein Christenthum des Vertrauens und der Liebe zu Gott und den Menschen, das will er sich wohl gefallen lassen, das weiß er sich, wie es vor Allem auch die „Wanderjahre“ zeigen, auf seine Art anzueignen. Wobei denn dahingestellt bleiben mag, ob nicht im alten Christenthum von dem Gegensatz zur Welt und zur Natur doch mehr war, als Schiller sieht; jede Zeit eignet sich eben das Christenthum auf ihre Weise an. Und das wird denn ja nicht nur das Recht jeder Zeit, sondern auch der Wille dessen sein, der den „jüngsten Tag“ über die Erwartung der ersten Christen hinaus so lange verschoben hat.

Auf dem Boden dieser Grundanschauung ist nun auch Goethe's Ansicht vom Wesen des Bösen erwachsen: es gibt kein absolut Böses, das Böse ist eigentlich nicht ein Seiendes, sondern eine zufällige, beschränkte Ansicht des Seienden. Schon in einer der Rezensionen aus dem „Frankfurter General-Anzeiger“ vom Jahre 1772 findet sich hierüber eine bezeichnende Aeußerung. Er bemerkt zu dem angezeigten Werk („Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“; sie sind von Haller und richten sich nach Goethes Wort „gegen die stolzen Weisen unseres Jahrhunderts“, die in Gott noch etwas Anderes als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen, die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer und sich vielleicht gar vermessen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit strafen“): „Ich gebe den Fanatikern zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sei, mit Verfolgungsgeist zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und

böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei, oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtstrahl für ihn zurückfließe."

Dem hier ausgesprochenen Gedanken, daß der Unterschied des Guten und Bösen nicht ein absoluter sei, daß es über dem Standpunkt des Menschen einen höheren Standpunkt geben könne, von dem dieser Unterschied zu einem relativen herabsinke, begegnete Goethe dann als einem der Grundgedanken in Spinoza's Ethik wieder. Bonum et malum, gut und böse, so wird im Anhang zum ersten und im Vorwort zum vierten Buch der Ethik ausgeführt, sind bloß modi imaginandi, Begriffe, die nur der unadäquaten Vorstellung, nicht dem adäquaten Denken angehören. Für eine Philosophie, die alle Dinge als ewige Folgen aus dem ewigen Wesen Gottes betrachtet, gibt es nur Wirkliches von verschiedenem Wirklichkeitsgehalt oder verschiedenen Graden der Vollkommenheit. Der Begriff des Schlechten entsteht dadurch, daß wir das Ding in Vergleichung mit anderen betrachten. Aber dies Zurückbleiben hinter einem andern in unserer Vergleichung ist nicht eine Eigenschaft des Dinges, sondern nur eine ihm zufällig angeheftete Beziehung. Für Gott, der die Dinge sieht, wie sie an sich sind, ist Alles vollkommen, gibt es ein Schlechtes überhaupt nicht; und hätte der menschliche Geist nur adäquate Vorstellungen, so würde auch er den Begriff des Schlechten nicht bilden. — Es ist dieselbe Betrachtung, der Spinoza auch den Begriff des Unwahren oder Falschen unterstellt: der Irrthum ist nichts Positives, die falsche Vorstellung ist nicht durch ihren positiven Inhalt, sondern durch ihren Mangel falsch, die halbe Ansicht, die für die vollständige genommen wird, ist das Falsche. Und auch hierin stimmt Goethe mit Spinoza zusammen: der Irrthum ist halbe Wahrheit, er liegt auf dem Weg zur Wahrheit, wie er es dem Mephistopheles in den Mund legt:

Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand.

Oder, wie er ein andermal die Sache ausdrückt:

Dieses sind die wahren Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen.

Beiden, Spinoza und Goethe, ist diese positive, optimistische Weltanschauung auf dem Boden ihres persönlichen Wesens erwachsen. Sie sind positive, auf Erkennen, Bilden und Wirken gerichtete und ihres Thuns sich freuende Geister. „Bene agere et laetari," Gutes thun und dessen froh sein, diese Formel der Ethik Spinoza's drückt nicht nur eine Maxime, sondern den wirklichen persönlichen Habitus beider aus. Die negativen Affecte und Willensbestimmtheiten, Zorn, Haß, Neid, Hochmuth, Verachtung, Hohn, aber auch Mitleid, Reue, deren Unwerth Spinoza im vierten Buch der Ethik mit solchem Eifer nachzuweisen sich angelegen sein läßt, sind auch seinem Leben fremd geblieben oder fremd geworden. Seine Ethik drückt wirklich seine tiefsten Lebenserfahrungen aus: er haßt und verachtet nicht, sondern sucht die Dinge in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen, er betrachtet die Menschen und die menschlichen Affecte mit der leidenschaftslosen Ruhe des Naturforschers und Arztes, oder,

mit seinem eigenen Ausdruck, wie der Mathematiker Linien und Dreiecke betrachtet. Er kann das, denn er glaubt an das Gute, an die Vernunft; er glaubt, daß die wahre Erkenntniß wachsen, die Gewalt der Affecte überwinden und die Menschheit zu immer höherer Klarheit, Freiheit und Macht führen wird.

Ganz so ist Goethe's Wesen auf das Positive, auf Erkennen und Anerkennen des Wirklichen gerichtet. Betrachten und Schaffen ist seine Lust. Die Leidenschaft des Verurtheilens und Richtens ist ihm fremd und immer fremder geworden. Er hat die negativen Affecte, Feindschaft, Haß, Verachtung, Neid, Hochmuth, Reue aus seinem Wesen ausgeschieden. Es ist die innere Form seines eigenen Lebens, die er in jenen Versen ausdrückt:

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren.
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen.
Mußt dich am eig'nen Thun ergötzen,
Was Andre thun, das wirst du schätzen.
Vor Allem keinen Menschen hassen!
Und das Uebrige Gott überlassen.

Kein Wunder, daß bei solcher Art Goethe allen Denen, die in Zorn, Haß und Verachtung leben, kalt und gefühllos schien. So schalten ihn die Parteimänner: er haßt und verachtet nicht, kann also auch nicht lieben; so die Patrioten: er hätte doch mindestens Napoleon und die Franzosen hassen sollen. Aber er konnte und wollte nicht hassen; dieser einzige gewaltige Mann ist ihm vielmehr ein Gegenstand bewundernden Erstaunens, daß solche dämonischen Kräfte des Wollens und Handelns dem Menschen gegeben sind.

Und wie er nicht haßt, so verachtet er auch nicht. Auch das Kleine und Geringe hat als Glied in der großen Kette der Wirklichkeit Bedeutung und für den sinnenden Betrachter Interesse. Goethe ist von Jugend auf und ist es immer mehr geworden: der allumfassende Betrachter der Wirklichkeit. Es gibt nichts, weder in der natürlichen noch in der geschichtlichen Welt, das er nicht in seinen Kreis zu ziehen sucht und mit Theilnahme betrachtete, um seinen Ort und Sinn in dem Ganzen zu finden. Selbst den Ausgeburten phantastischer, ja fratzenhafter Einbildung geht er, wie es die Hexenküche und die beiden Walpurgisnächte zeigen, mit einer Art zärtlicher Aufmerksamkeit nach. Auch dem Teufelsspuk weiß er einen Sinn abzugewinnen und ihn in den Dienst seiner großen Weltdichtung zu stellen.

Herman Grimm sagt einmal von Goethe (bei Gelegenheit von Bemerkungen über seinen Briefwechsel, Deutsche Rundschau, Januar 1897): „Goethe's Art, auch geringfügige Menschen mit Liebe und Sorgfalt zu behandeln, war besonderen Ursprunges. Es existirte für ihn überhaupt nichts, das nicht Anspruch darauf gehabt hätte, seinem angebornen Werthe gemäß behandelt oder wenigstens betrachtet zu werden. Ueberall entdeckte er Thatsachen, die mit dem Weltganzen in Verbindung standen. Alles Seiende er-

füllte ihn mit Ehrfurcht . . . . Deshalb war er gütig und freundschaftlich. Dies auch der Grund, warum wir Goethe fast niemals Böses den Leuten nachsagen hören. Wo er es thut, erfordern es zwingende Verhältnisse, aber auch dann hebt er das Gute gern zugleich hervor, das Böse aber sucht er zu erklären . . . Die Lust am Bösesnachsagen, die Genugthuung, welche Mißerfolge von Gegnern gewähren, fehlte Goethe, während er in der Freude am Positiven, auch geringen Werths, soweit geht, daß er zuweilen den das gemeine Maß nicht überschreitenden Bemühungen mittelmäßiger Kraft Anerkennung zollt."

Vortrefflich und ganz aus Goethe's innerster Gesinnung heraus gesagt. Die Freude am Wirklichen, an der Betrachtung der sinnvollen Nothwendigkeit auch des an sich Geringen, ja selbst des Widerwärtigen und Thörichten, das ist ganz Goethe. Er sieht alle Dinge sub specie boni, als Manifestationen des Absoluten, als modi der Substanz, wie es in der Helena heißt:

Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Creatur.

Das ist seine Welt, seine Weltbetrachtung: eine optimistische Weltbetrachtung, ganz im Sinne Spinoza's, Leibnizen's, Shaftesbury's: jedes ist an seinem Ort zur Vollkommenheit des Ganzen nothwendig.

Goethe fand diese seine Weltanschauung noch an anderer Stelle, in der Antike; und das ist es, was ihm das Alterthum so werth macht: der helle, freudige, thatkräftige, weltaufgeschlossene Sinn, der sich in allen seinen Lebensäußerungen, im Denken und Bilden, im Wissen und Handeln offenbart. Dem Alterthum gegenüber erscheint ihm das Mittelalter düster, negativ, weltscheu, transscendent. Und darum begrüßt er die Renaissance als den Heilungsproceß des modernen Geistes von der Krankheit des negativen Supranaturalismus, als die Reinigung des Menschheitsbewußtseins von dem Höllen- und Hexengraus, womit es in den Zeiten der Verfinsterung des wissenschaftlichen und philosophischen Denkens von krankhaft erregter Phantasie erfüllt worden war. Die Helena-Scene, die, den Mittelpunkt des zweiten Theils des „Faust" bildend, die Vermählung des germanischen Geistes mit der Antike symbolisirt, gibt uns in poetischer Verklärung Goethe's Geschichtsphilosophie, im Besonderen seine Deutung der Neuzeit. Er hat das Vertrauen zu dem modernen Geiste, daß er mit seinen hochgemuthen und wohl auch einmal titanenhaft übermüthigen Bestrebungen doch auf dem rechten Wege ist, auf dem Wege zum Höchsten: der vollen Entfaltung des Geistes in vollendeter Humanität.

Den diametralen Gegensatz zu dieser Weltanschauung bildet der nihilistische Pessimismus, dargestellt im Mephistopheles. Er sieht alle Dinge sub specie mali; er ist lauter Verachtung und Haß, und macht Alles zu nichte, wenigstens in Gedanken und Rede; und er trotzt darauf:

Und das mit Recht, denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstände.

So sieht Schopenhauer die Dinge. Es ist seine Kunst und seine Freude, den Unwerth, die Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit der Geschöpfe, vor Allem des Zweibeinigen, das sich selbst unter dem stolzen Titel homo sapiens in die Naturgeschichte eingetragen hat, mit immer neuen witzigen oder zornigen Wendungen aufzuzeigen. Durch den Geist, womit er das Geschäft übt, ist er zum großen, viel bewunderten Schriftsteller, zu einem der geistigen Führer des gegenwärtig lebenden Geschlechts geworden.

Auch Goethe war diese Art Geist nicht fremd, er kannte ihn, und doch nicht bloß außer sich, bei Merck etwa, oder auch bei Herder, er fand ihn auch in sich. Es fehlte auch ihm nicht an Scharfsichtigkeit für die Fehler und Schwächen des Menschen, noch an der Gabe, sie mit spöttisch-sarkastischen Witz darzustellen, man denke an die literarischen Satiren aus den Jugendtagen, an die Xenien der Mannesjahre; und wie hätte er sonst die Gestalt des Mephistopheles hervorbringen können? Aber es ist doch nicht sein Geist; er setzte ihn, eben im Mephistopheles ihn objectivirend, außer sich und befreite sich von ihm. Er sah dabei die Nothwendigkeit auch dieses Geistes; der Geist der Verneinung hat ja auch sein Werk in dieser Welt, vor Allem in der literarischen und wissenschaftlichen Welt: die Kritik, das vernichtende Gericht über das mittelmäßige und Kleinliche, Philiströse und Aufgeblasene, ja selbst der Geist der Lästerung, sie sind ja nothwendig. Aber, der Geist der Verneinung ist doch nur eine untergeordnete Kraft; der schöpferisch-productive Geist ist der höhere, ist Geist von Gottes Geist. Nach den Xenien fühlte Goethe etwas wie Scham, als ob er etwas gut zu machen habe; er schreibt an Schiller: „Nach diesem tollen Wagestück müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zu Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Guten und Edlen wandeln."

Eckermann hat uns ein paar bemerkenswerthe Aeußerungen Goethe's über die negative Richtung in der Poesie aufbewahrt. Von Byron redend, bemerkte Goethe, wie er gegen Shakespeare's heitere Productivität durch sein vielfältig negatives Wesen und Wirken im Nachtheil stehe, er fügt hinzu: „Hätte er Gelegenheit gehabt sich alles Dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlament zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So hat er Alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bei sich behalten, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu bearbeiten und auszusprechen." Dann wendete sich die Rede zu Platen, dessen negative Richtung gleichfalls nicht gebilligt wurde. „Es ist nicht zu leugnen," sagte Goethe, „er besitzt manche glänzende Eigenschaften, allein ihm fehlt die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott Derer sein, die gern, wie er, negativ wären, aber nicht das Talent dazu haben."

Die Schöpfung des Mephistopheles, der Incarnation des negativen Geistes, könnte man hiernach als die poetische Katharsis, als die Selbstbefreiung Goethe's von dem Element der unfruchtbaren Verneinung betrachten, das auch in ihm war und in seiner Jugend ihm vielleicht einmal gefährlich zu werden gedroht hatte.

In einem seiner goldenen Sprüche hat Goethe einmal das letzte Wort seiner Weisheit in die Form gebracht:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

Mephistopheles-Schopenhauer, der klug-erfahrene, strebt auch darnach, die Welt zu kennen, aber um sie zu verachten und verächtlich zu machen. Die wahre Weisheit führt, mit Spinoza, zum amor Dei intellectualis, zur Liebe und Freude an Gott und der Betrachtung seiner Schöpfung. So spricht es der Herr selbst aus, am Schluß des Prologs im Himmel:

Doch Ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne.
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken;
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Auf dem Thurme.

Novelle
von
Karl Erdm. Edler.

[Nachdruck untersagt.]

„Wie eine Giraffe!" sagen die Reisenden, wenn sie auf der Landstraße vorüberfahren. Darunter verstehen sie die Kirche mit dem Thurm. Die Kirche ist klein, und der Thurm ist riesig. Wie ein ungeheurer Hals reckt er sich vorn aus dem niedrigen Kirchengemäuer in die Lüfte. Wenn man die Leute fragt, so weiß Niemand, weshalb man in der unbedeutenden Ortschaft zu der bescheidenen Kirche einen so übermächtig emporstrebenden Thurmbau aufgehöht hat. Sie sind es so gewöhnt, und es berührt sie unangenehm, wenn sie anderswo Thurm und Kirche im richtigen Verhältniß erblicken. Der Thurm ist in mehreren Stockwerken aufgeschichtet, welche durch Dielenböden von einander geschieden und nach außen durch Rundbogenfenster über weit ausladenden Gesimsen gekennzeichnet sind. Schmale, steile Holztreppen mit einseitigen Geländern führen zu den einzelnen Stockwerken. Im vorletzten hängen zwei größere und eine kleinere Glocke nebst der Thurmuhr. Das letzte Stockwerk hat einen Umgang mit eisernem Gitter an der Außenseite und an den vier inneren Mauerseiten viereckige Zimmerfenster. Es enthält die Thürmerswohnung: ein kleines Vorhaus, eine winzige Küche, eine Stube und ein schmales Kämmerchen.

Wie der Thurm, ist auch dessen Bewohner absonderlich: der Thürmer ist eine Frau. Ihr Mann war ein Jahr krank gelegen, und sie hatte statt seiner den Dienst ohne den geringsten Verstoß gethan. Dabei hatte sie einmal zur Nachtzeit, indeß der Nachtwächter unten eingeschlummert war, oben ein so laut gellendes Feuerzeichen gegeben, daß die ganze Ortschaft augenblicklich aus dem tiefsten Schlaf auffuhr. Sie selbst staunte nachträglich, wie sie es zu Stande gebracht hatte, mit jeder Hand eine der beiden großen Glocken in Schwingung zu bringen. Es gab nur Eine Stimme darüber, daß sie bei dem starken Sturm alle Gebäude, bei dem Nachtdunkel viele Menschenleben und alles Vieh gerettet habe. Es war deshalb auch nur Eine Stimme darüber,

daß man ihr die Thürmerstelle belassen mußte, als ihr Mann starb. Da ihr einziger Feind, der allmächtige Gemeindevorsteher Jaburek, damals auf dem Todtenbette lag, wurde Brigitta Stürmer auch ohne jeglichen Einspruch als Thürmer angestellt. Der Pfarrer, welcher sie als opferbereite Tochter, selbstlose Frau und gute Christin kannte, gab seine Zustimmung. Unter den jungen Leuten herrschte gleichfalls nur Eine Stimme darüber, daß sie brav, tüchtig, arbeitsam, daß sie überdies das schönste und stattlichste Weib des Ortes sei, leider auch eines der ärmsten. Seitdem übrigens die junge Wittwe den gleichfalls verwittweten Bäcker barsch aus der Thurmstube gewiesen hatte, zu welcher er emporgestiegen war, um ihr den Hof zu machen, fanden sie, Brigitta hause doch gar zu hoch. Hinunter aber kam sie nicht oft, weil sie ihre Einkäufe auf einmal für mehrere Tage abthat. Und den täglichen Wasserbedarf zog sie oben mittelst einer Rolle in Fäßchen hinauf, welche ihr der Küster unten anfüllte. Ihr spärlicher Verkehr mit den Leuten im Orte geschah in einer verhalten widerwilligen Art; man sah, sie konnte nicht viel Gutes von den Menschen erfahren haben. Dabei ging sie gleichwohl so aufrecht und stramm einher, daß man merkte, die Kraft in ihr selbst sei größer als Alles, was von außen sie jemals zu bedrücken oder zu erdrücken versucht haben mochte. Sie hatte eine Kindheit voll thränenreicher Erinnerungen hinter sich und eine Jugend voll Elend, Mißgeschick und böswilliger Verfolgung. In solche überreiche Trübsal hatten bloß karge Sonnenblitze hineingeleuchtet. So war sie stark im Erdulden geworden, und als sie auf den Thurm zog, übte sie längst, was die Mauerinschrift über der Thurmuhr sie lehren wollte:

Tick tack, tick tack, tick tack, tick,
Dies ist bloß ein Augenblick:
Was er auch an Leiden bringt,
Mit dem nächsten schon versinkt.
Geh' nur, blicke nicht zurück!
Tick tack, tick tack, tick tack, tick.

Dann war sie eine kinderselige Mutter geworden und hatte alles Leid ihres Lebens vergessen. Wenn Mariechen sie mit den runden Aermlein umhalste und so inbrünstig drückte, daß ihr Gesichtchen davon ganz roth wurde, hielt sich Brigitta für die glücklichste aller Frauen. Wenn aber das Kind den Kopf auf ihren Schoß legte und Liedchen sang, die es von Niemandem gehört hatte, dachte Brigitta: ‚Das muß sie von den Engeln gelernt haben.‘ — Denn das Stimmchen schwebte in der Luft reiner als der Ton der hohen Ave Maria-Glocke und heller als Vogelgesang. Es gab gar nichts auf Erden, was so schön klang, und sobald Mariechen zu singen aufhörte, erschien der Mutter die Erde auch nicht mehr so schön. Noch waren es Lieder ohne Worte. Als das Kind aber einmal unten an der Hand der Mutter einhertrippelte, hörte es einen Jungen auf seinem Steckenpferdchen singen. Heimgekehrt sang sie zum ersten Mal in Worten:

Hop, hop, hop,
Pferdchen, lauf Galopp!

Seitdem dichtete sie sich selbst die Worte zu den selbst gedichteten Weisen und sang sie dem lieben Peterle vor. Der liebe Peterle war außer dem Thurm, der zu hoch, uud außer dem Thürmer, der eine Frau war, gleichfalls eine Merkwürdigkeit in dieser Wolkenhöhe. Er entstammte nämlich jenem Riesengeschlechte von Kaninchen mit ungeheuren Hängeohren, wie man es gerne in Frankreich zu züchten pflegt, hierorts aber nie vorher gesehen hatte. Der weitleibige, großohrige Franzose war in den kleinen Ort mit einer durchziehenden Seiltänzerbande verschlagen worden. Da dieselbe in Noth gerieth, erwarb Brigitta's Mann das räthselhafte Thier um ein Geringes und verpflanzte es auf den Thurm, weil Hund und Katze zwischen den Stäben des Umgangsgitters in die schreckliche Tiefe fielen. Der umfangreiche Lapin fiel nicht hinab, war nach dem Tode des Thürmers die einzige Gesellschaft Brigitta's und wurde jetzt Mariechens Gesangschüler. Mariechen sang, und der liebe Peterle saß unbeweglich vor ihr und hörte zu. Nur die Ohren drückten die innere Bewegung aus, indem sie sich bald vor Begeisterung seitwärts aufrichteten, bald gerührt bis auf die Diele herabhingen.

Aber der Thurm, der selbst eine Merkwürdigkeit war, stak voll noch von anderen Merkwürdigkeiten. Es gab da auch ein räthselhaftes, zerlesenes Buch mit vergilbten Blättern voll Stockflecken in einem Umschlag von altersfahlem Grün. Das Titelblatt fehlte, von dem Titelbild war die untere Hälfte schräg weggerissen, die obere zeigte einen Frauenkopf mit veralteter Haartracht. Den Inhalt bildeten Erzählungen, Allegorien, einige Liedercompositionen, vorwiegend aber Gedichte. Es war offenbar ein Almanach aus der Zeit der blauen Wunderblume, die Dichter gehörten durchwegs der romantischen Schule an. Wie das Buch in den Thurm gerathen war, wußte Niemand; wahrscheinlich war es als Erbstück schon durch die Hände mehrerer Thürmer gewandert und hatte als werthloses Ding in verschiedenen Winkeln gelegen. Für Mariechen war es ein Schatz. Schon damals, als sie noch auf allen Vieren herumwanderte, hatte sie den schön gelockten Frauenkopf entdeckt, an welchem der Leib fehlte, und ihn täglich so herzhaft abgeküßt, bis fast nichts mehr von ihm übrig blieb. Später, nachdem sie in der Schule lesen und Kinderlieder nebst Kirchengesängen singen gelernt hatte, wurde der grüne Almanach ihr Textbuch. Alle Gedichte desselben sang sie nach bekannten Melodien, oder wenn diese nicht paßten, machte sie sich selber eine Weise dazu. Ihr Liebling war der Spinnerin Nachtlied von Clemens Brentano:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond mag scheinen.

Als wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da Du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl Dein allein.
Mein Herz ist klar und rein;
Gott wolle uns vereinen!

Seit Du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir beisammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein;
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

Sie wußte nicht recht, was das Gedicht bedeutete, hatte auch niemals eine Nachtigall gehört, aber die Reime und die Worte klangen ihr schon ohne Melodie so schön im Ohre zusammen. Sie sang das Lied gern am Abend vor dem Einschlafen dem lieben Peterle vor, wenn sie beide draußen auf der Bank des Umganges saßen. Der ungethüme Lapin drückte sich dabei fest an das zarte feine Kinderfigürchen, als fürchte er sich vor dem Nachtdunkel, das aus der Tiefe an dem Thurme heraufkletterte.

Vielleicht erschien Mariechen nur darum so zart und fein, weil sie in dem riesigen Thurme wohnte, wie ein Kolibri in einem Elefantenkäfig. Denn in dem schmächtigen Figürchen war die stählerne Kraft und Ausdauer der Mutter. Zweimal in die Schule, in die Handarbeitenstunde, zum Fleischer oder Kaufmann, um Milch und Brot, stieg sie immer wieder unverdrossen die vielen steilen Stufen des Thurmes hinab und hinan. Daheim ging sie der Mutter überall an die Hand beim Säubern, Aufräumen, Kochen und Stricken, als wackeres Hausmütterchen keinen Augenblick feiernd und immer dabei singend.

‚Sie ist eine Biene,' — dachte Brigitta — ‚immer emsig, immer nach einer Arbeit ausflatternd, immer summend, und wenn sie mir durch das offene Fenster hinausfliegen würde, mich thäte es gar nicht wundern.' — Am Abend aber dachte die Mutter: ‚Sie ist ein Engel.' — Denn wenn alle Arbeit gethan war, erzählte Mariechen so viel und bis ins Kleinste anschaulich vom Paradiese, vom Himmel, von den Heiligen, daß sie offenbar dort daheim gewesen und von dorther gekommen sein mußte. Daß Mariechen gar so gut mit dem lieben Gott und den Heiligen stand, kam vielleicht von dem Siedeln im Kirchthurme, der ja mit der niedrigen Kirche unten ein Ganzes bildete. Sie hatte so den lieben Gott in der Nähe, und in allernächster Nähe, unter ihren Füßen, hingen die geweihten Glocken, die es hinausriefen, so oft der liebe Gott etwas that, oder so oft man ihn um etwas bat. Die Anderen unten hörten es bloß, ihr selbst dagegen bebte es auch durch die zitternden Dielen in die Füße und den ganzen Leib hinan bis in die Haarspitzen, wenn ein Mensch getauft oder

begraben wurde, wenn ein Tag anbrach oder endete. Die wichtigste Rolle in ihren frommen Betrachtungen spielten indeß jederzeit die Engel. Sie haben nämlich Fittige und können himmelan oder erdwärts fliegen, während sie selber immer die Steiltreppen des Thurmes hinab und hinauf klettern muß. Darin beruht nach ihrer Anschauung die vorzüglichste Ueberlegenheit der Engel über die Menschen.

Aber trotz der mühsamen Steiltreppe, und obzwar sie keine Fittige besaß, hätte sie dennoch niemals in einem Hause der Ortschaft wohnen mögen. Daran waren ihre Augen schuld. Die Lehrerin sagte einmal zu Brigitta: „Mariechen ist ein reizendes Kind, aber das Schönste an ihr sind doch die Augen. Merkwürdige Augen — ich weiß nicht, an was sie mich mahnen!" — „Ja," erwiderte Brigitta, „andere als anderer Leute, viel schöner und ganz anders!" — Freilich ganz anders als die der Lehrerin oder Brigitta's, weil beide in der Niederung geboren und aufgezogen waren. Der Thurmfalke hat andere Augen als die Gluckhenne. Unter sich den weiten Ausblick ins Land hinein, über sich den vollen Aufblick zu der blauen Glocke oder dem stahlgrauen Schilde oder dem Sternendome des Himmels, mußte Mariechen in ihrem Wolkenheim wohl eigengeartete Augen haben — Thurmfalkenaugen mit einem scharfen, fernsichtigen, weit umfangenden Blick.

Und diese Thurmfalkenaugen waren nun schon seit Wochen in der Handarbeitenschule unablässig auf ein olivengrünes Wolltuch geheftet gewesen, welches die emsigen Hände strickten. Es war der Mutter als Ueberraschung zum Namensfeste zugedacht. Am Vortage war es endlich fertig und wunderschön geworden, und Mariechen trug es, sorgsam in Papier eingeschlagen, aus der Schule heim. Sie war neugierig, ob an dem Umgangsgitter das weiße Tüchlein wehen würde, welches die Mutter jedesmal als Zeichen anband, daß sie unten im Orte sei. War die Mutter daheim, so konnte Mariechen das Geschenk zum morgigen Brigittatage nicht vor ihr in einer Lade aufheben, sondern mußte es im unteren Stockwerke des Thurmes verstecken. Sie bog um das Eckhaus des Kaufmanns Jaburek, welches das umfangreichste Gebäude des Ortes und so hoch war, daß es ihr in der Gassenenge die Aussicht verstellte. Vor dem Hausthor ergötzte sich das Söhnlein des Kaufmanns am lustigen Knallen seiner Peitsche. Eben führte der Knabe aus allen Kräften einen Hieb in die Luft. Mit einem Pfiff dahin sausend schnitt die Peitsche gerade in die Augen Mariechens ein, welche weit aufgethan zum Thurm emporschauten. Sie strauchelte und sank lautlos zusammen.

Herr Jaburek stand auf der Schwelle des Kaufmannsladens unter dem Gehänge hölzerner Citronen, welches den Thürsturz zierte. Er hatte den ganzen Vorgang gesehen. Die Sache verdroß ihn arg. Daß gerade ihm, dem Gemeindevorstand, Hausherrn, Kaufmann, Grundbesitzer, dem vornehmsten und reichsten Mann des Ortes dergleichen widerfahren mußte! Sein Thomi konnte freilich nichts dafür, aber das verschlug nichts. Ihm, den Alle beneideten, würde man es trotzdem zum Verbrechen anrechnen. Mit steifer Würde, wie es dem Oberhaupt der Gemeinde ziemte, stieg er die zwei Stufen von der Ladenschwelle hinab und trat zu dem liegenden Mädchen. Der Verdruß wurde zum Schrecken: das Kind war bewußtlos. Er rief den Ladengehülfen, welcher

das Mädchen in das Comptoir auf das Sopha trug und dann sagte: „Das ist ja das Thürmer-Mariechen". — Herr Jaburek, der bisher äußerlich seine Fassung bewahrt hatte, verlor sie bei dieser Eröffnung so völlig, daß er sich gegen die Wand lehnen mußte. Dabei stammelte er wirre Befehle, von denen einer dem anderen widersprach. Währenddessen war der Lehrling, ohne einen Befehl abzuwarten, davongeschlichen und auf den Thurm gestiegen. So kam er für ein Weilchen aus dem langweiligen Laden an die Luft und genoß überdies das erhebende Gefühl, als der Erste eine Unglücksnachricht verbreiten zu können. Inzwischen bemühte sich die Wirthschafterin des verwittweten Herrn Jaburek, Mariechen zum Bewußtsein zu bringen, und legte ihr nasse Tücher über die wunden Augen.

Da schlug, wie vom Sturm aufgerissen, der Thürflügel dröhnend gegen die Wand, und Brigitta stürzte herein. Sie war todtenbleich, ihre Lippen zuckten und zitterten wie von einem inneren Weinen. Aber kein Laut rang sich empor. Sie fragte nicht, sie sagte nichts, sie hob ihr Kind in die Höhe, das leise seufzte, und trug es wortlos hinaus. Herr Jaburek sah sie kommen und gehen, ohne ein Wort hervorzubringen, ohne aus dem dunklen Hintergrund des Comptoirs hervorzutreten, ohne sich auch nur zu rühren.

Brigitta trug ihr Kind zum Doctor Wostry. Es gab keinen anderen Arzt im Ort und in der Umgebung. Sie mußte zu ihm gehen, wiewohl sie ihn verabscheute. Denn er hatte ihr einst mit seiner dröhnenden Stimme zugerufen, sie möge ihren kranken Vater vom Thurme zu ihm heruntertragen, hinauf komme er nicht. Freilich, wohlhabende Häuser weidete er täglich ab, hörte die alten Krankengeschichten mit ungemeiner Aufmerksamkeit an, verschrieb große Flaschen abwechselnd von rothen und grünen Medicinen und pries sich selbst jedesmal hinterher als untrüglichen Propheten. Die Armen hingegen ließ er einnehmen, was sie selber wollten, wofern sie ihn nur in Ruhe ließen; und wenn sie sich mit den wunderlichsten Sympathiemitteln curirten, hatte er nie etwas dagegen.

Als Brigitta eintrat, sah ihr Doctor Wostry mit dem Ausdruck entgegen, welchen er als Armenarzt anzunehmen pflegte. Als dies nichts half, stöhnte er auf: „Also was gibt's mit dem Fratzen? Gestern noch auf hohen Rossen, heute durch die Brust geschossen?" — Mit diesem Citat begann unabänderlich jede Ordination. Dann zog er ungeduldig das Tuch von den Augen und sah diese flüchtig an.

„Das thut ja nichts," — rief er und legte das Tuch wieder über die Augen. „Wird schon wieder gut werden!"

„Aber ich bitte Sie um aller Heiligen willen, Herr Doctor, die Augen . . . —"

„Das thut nichts, und wenn ich sage, es thut nichts, so thut es nichts."

Aber die Augen wurden immer wunder, immer schmerzhafter. Dabei sanken auch die Wangen allmählich ein, so daß das Gesichtchen schmäler und kleiner aussah. Die Haut war so durchsichtig geworden, daß man allenthalben die blauen Aederchen herumschweifen sah. Sie sang nicht mehr, redete auch nur im Flüstertone. Zuweilen seufzte sie leise auf, in der Nacht aber, wenn sie glaubte, die Mutter schlafe fest, schluchzte sie bitterlich.

Brigitta trug das Kind täglich die steilen Thurmtreppen hinab zum Arzte und wieder hinauf in die Stube zur Ofenbank. Hier saß dann Mariechen tagsüber mit den verbundenen Augen, die nichts mehr sahen, und dachte an Alles, was sie ehedem gesehen hatten. Nun holte sie hervor, was jeder Blick von der Thurmhöhe ihr in der Tiefe und Ferne gesammelt und heraufgebracht hatte. Das war jetzt ihr Eigenthum, aber auch das Spielzeug ihrer Erinnerung. Denn die Welt dort unten hatte ja immer so zauberhaft verkleinert dagelegen, die Gefilde zu Kindergärtlein zusammengeschrumpft, die Ortschaft schienen Kinderhände aus einer Spielschachtel um den Thurm aufgestellt zu haben. Jenseit des Ortes erging sich der Blick über dunkelnde Waldrücken und glitzernde Wässer, auseinanderlaufende Hügel, niedergehende Gründe, und ein Irrsal grüner Halden, daraus hie und da sich ein Forst abhob, nicht größer als ein Busch erscheinend. Dies alles schien von Kindern für Kinder gemacht. Weiter dann setzten sich die Hochberge scharfkantig am Himmel ab oder hingen am äußersten Saum der Sehweite, wie silbergraue Schleier. Dann waren die Wolken, die als Wanderschatten darüber hinflatterten, und die Nebel, welche muthwillige Kinderhände wie Vorhänge zu lüften schienen. Im Winter hatte sie die ganze Himmelsbreite in weißen Flocken niederschweben sehen und dann die ganze Erdenweite daliegen als ein ungeheures silbernes Schimmern, indeß die Häuser des Ortes als Schneehügel emporstanden, daraus sich feine Rauchsäulchen aufrollten. Am schönsten aber war es doch zur Dämmerzeit gewesen, wenn der Abend alle die Kindergärtlein und Kinderhäuschen nach einander behutsam zusammenraffte und in die schwarze Spielschachtel einpackte. Zuletzt leuchtete er noch einmal mit der Mondlaterne darüber hin, ob auch Alles darinnen und gut aufgehoben sei. Das Alles war in den winzigen, aber nie gesättigten Raum des Auges geströmt, und von solchem Schauen hatte sie den Thurmfalkenblick.

Brigitta behauptete überdies, sie habe Mariechens Augen manchmal durch die finstere Nacht leuchten sehen. Es war vielleicht das fragende, forschende, lauschende Seelchen, welches so aus den Augen in das Dunkel hereinleuchtete. Denn zur Nachtzeit begann der Thurm sein Eigenleben. Es klopfte an der Decke, knarrte im Gebälk, schleifte und wetzte über die Dielen hin, ein räthselhaftes Klappern kroch die Holztreppe herauf, durchstöberte kehrend alle Winkel, als habe es etwas verloren, und schauerte ächzend abwärts. Dann stieß der Wind blindlings gegen die scharfe Thurmecke, brüllte wüthend auf, rannte flach wider die Mauerbreite, rüttelte schnaubend am Galeriegitter, stampfte keuchend und heulend in tollen Sätzen auf dem Kupferdach herum. Auf einmal setzte er sich nieder, begann summend ein Selbstgespräch und sang schließlich ein wehmüthiges Liedchen in den kleinen eisernen Schornstein hinein. Mariechen hatte sich vor den geheimnißvollen Klängen nie gefürchtet. Ihr Seelchen flog mit dem Winde dahin, half ihm suchen, was er verloren hatte, und lauschte ihm seine wildhallenden, wie seine schmerzlich ersterbenden Lieder ab. Davon kam es wohl, daß Brigitta manchmal Mariechens Augen durch das Nachtdunkel zu ihrem Bettchen herüberfunkeln sah.

Und diese Thurmfalkenaugen mit dem scharfen, fernsichtigen Blick, diese Sternenaugen mit dem nächtlichen Leuchten, sie sahen und leuchteten nun nicht mehr. Dann kam eine Zeit, da Mariechen auch nicht mehr daran denken mochte, was sie einst alles gesehen hatte. Denn sie fing an zu glauben, daß sie es niemals wiedersehen würde. Sie lag jetzt auch bei Tage im Bettchen, hatte den lieben Peterle neben sich und streichelte ihn von Zeit zu Zeit. Oder sie streichelte die Hand der Mutter, sobald sich diese zu ihr setzte. Wenngleich sie es nicht sah, sie wußte doch, daß die Augen der Mutter geröthet, ihr Gesicht gebleicht, die Wangen abgemagert waren. Ihr Gehör trat jetzt mit erhöhter Schärfe für die Augen ein. Sie vernahm genau, wie die Mutter gebeugt umherschlich, wie ihr der Athem schwer aus der Brust ging, wie sie Abends vor dem Bettchen hinkniete, in halberstickten Worten betete, leise schluchzte, harmvoll die Hände rang, indeß sie ihr Kind eingeschlummert wähnte. Und das Kind hielt sich still, bis sie endlich auf ein Stündchen die Augen schloß. Dann weinte es sich sachte aus.

„Das thut ja nichts" — sagte Dr. Wostry, als Brigitta ihm unter Thränen vorstellte, Mariechen schwinde ihr ja in den Armen dahin und sei bereits so leicht zu tragen wie ein Säugling. — „Das thut ja nichts" — wiederholte er, schrieb ein Recept und schob sie zur Thür hinaus. Auf der Gasse holte sie einen Fuhrmann ein, der ihren Vater mitunter an Sonntagen heimgesucht, eine Pfeife Tabak mit ihm geraucht und sie selbst als Kind auf den Knieen geschaukelt hatte. Er ging neben ihr her und sagte: „Thut mir recht leid, das Mariechen. Thut allen Leuten recht leid. Und dem Jaburek wünschen sie dafür alles Böse auf den Hals. Sein Thomi kommt schon noch einmal an den Galgen — sagen Alle —, wenn er schon jetzt den Leuten die Augen ausschlägt. Aber daran hast Du doch nicht gut gethan, Gitta, daß Du vom Jaburek das Geld nicht genommen hast. Freilich, das Gesicht von unserem hochnäsigen Herrn Gemeindevorstand hätte ich sehen wollen, wie ihm die Wirthschafterin seinen Brief wieder zurückgebracht hat. Aber gut hast Du doch nicht damit gethan."

„Sein Haus und Laden, seine Grundstücke und Säcke voll Silbergeld sind mir alle zusammen nicht ein einziges Thränlein meines Mariechens werth. Soll ich mir etwa die Schmerzen meines Kindes von ihm bezahlen lassen?"

„Nein, aber daß Dein Kind wieder gesund wird und wieder sieht."

Brigitta blickte ihn verständnißlos an.

„Ich hab' auch einmal kranke Augen gehabt, und hier hat mir der Dr. Wostry gesagt: ‚Das thut ja nichts.' — Wie ich aber einmal mit meiner Fuhre in die Stadt gekommen bin, hab' ich mir das Spital weisen lassen, wo die Studenten das Curiren an den Kranken selber lernen, und bin hingegangen. Sie haben mich gleich dort behalten. Die Fuhre hat mein Vetter heimgebracht. Nach drei Wochen bin ich mit gesunden Augen herausgekommen. Und doch war ich nahe daran, zu erblinden, haben sie mir beim Fortgehen gesagt. Natürlich, auch Dir sagt der Dr. Wostry: ‚Das thut ja nichts.' Warum? Weil er's nicht versteht. Und woher sollte er's auch? In unserem Ort passirt so etwas vielleicht in ein paar hundert Jahren einmal; dort in

das Spital, wo die Studenten lernen, kommen jahraus jahrein viele Hunderte mit wehen Augen, und ein solcher Doctor hat zeitlebens viele tausend kranke Augen gesehen und curirt. Du solltest mit Deinem Mariechen auch hingehen, Gitta, und dazu wäre das Geld Jaburek's gerade recht gewesen."

Brigitta ging mit Mariechen auf dem Arme nicht erst auf den Thurm, sondern geradewegs in die Pfarrei. Sie bat den Pfarrer um ein paar Tage Urlaub und um die Erlaubniß, daß indessen anstatt ihrer der Küster den Thurmdienst versehen dürfe, weil sie mit Mariechen in die Stadt zu den Doctoren müsse. Dann stieg sie, vor Eile athemlos, in die Thurmstube und zählte hastig vor der offenen Truhe die Ersparnisse ihres ganzen Lebens zusammen. Es schien nicht zu reichen. Denn sie nahm das Goldkreuzchen von ihrer Brust und den Ehering vom Finger und holte aus der Truhe einen silbernen Kaffeelöffel nebst einem Taufdukaten hervor. Das trug sie zum Händler, um es zu veräußern, und übergab zugleich Peterle der Küstersfrau zur Obsorge.

Am nächsten Morgen fuhr sie der greise Fuhrmann in seinem Frachtwagen nach der Hauptstadt und führte sie auf die Augenklinik. Als sie das Tuch von Mariechens Augen löste, fragte der Arzt nicht, untersuchte auch nicht, sondern sagte nach einem kurzen Blicke: „Das Kind ist verloren." — Er sagte dies in ruhigem, kühlem Gesprächston, wie man etwa äußert: „Heute wird es regnen." — Und schon hatte er sich einem anderen Kranken zugewendet.

Brigitta faßte seinen Arm, um ihn zurückzuhalten und von ihm ein anderes Wort zu vernehmen. Feuer quoll in ihre Augen empor, die Brust bebte von dem Zerren und Brennen im Innern, und wie ein Geheul brach es hervor: „Helfen Sie — Jesus, Maria und Joseph — helfen Sie!"

„Zu spät!" — entgegnete er und wollte seinen Arm losmachen. Aber Brigitta hielt ihn noch immer, und die Mediciner mußten sie mit Gewalt fortführen. Im Stiegenhause stieß sie einen schrecklichen Fluch aus, verstummte jedoch plötzlich, als das Kind auf ihrem Arm leise aufseufzte. Dann bettete sie es unter das Leinwanddach des Wagens, und der alte Fuhrmann fuhr sie wieder heim. Während sie die Thurmtreppe emporstieg, erschien ihr dies wie der Gang nach Golgatha.

Aber die eigentliche Leidenszeit kam erst noch und der wahre Aufstieg nach Golgatha. Brigitta mußte es sogar endlich anhören, wie durch die Nachtstille Mariechen in herzzerreißendem Tone wimmerte: „Heilige Mutter Gottes, laß mich doch schon sterben — mein Kopf thut so weh, ach, so weh! Heiliger Schutzengel mein, nimm mich doch schon in den Himmel — mein Kopf thut so weh, so weh!"

Und die Engel mußten sie gehört haben. Denn am Morgen darnach war die Stube voll von ihnen, und Mariechen redete mit ihnen. Sie freute sich über ihre schönen Silberflügel und über die schneeweißen Gewänder, durch welche sie das Herz sah, das rosenrothe Engelsherz mit einem goldigen Flämmchen, welches oben herausbrannte. Sie blieben den ganzen Tag da und fächelten mit den Fittigen. Am Abend flüsterte Mariechen wehmüthig: „Sie

sind fort." — Aber wenn sie emporfliegend die Himmelspforte aufmachen, sollten sie wenigstens einen schmalen Spalt offenstehen lassen, damit sie auch mit hineinschlüpfen könne. Sie rief ihnen nach, und damit es besser bis zum Himmel empordringe, begann sie auf einmal laut zu singen. Alle Mattigkeit schien überwunden: die Stimme, welche kaum mehr vernehmbar geflüstert hatte, klang rein und voll wie eine Silberglocke. Sehnsüchtig flatterte in solchem wunderbar hellen Getöne das Seelchen himmelwärts den Engeln nach. Es schien Ton und Licht zugleich, was so durch die Nachtstille ging. Sie sang ununterbrochen fort, alle Weisen nach einander, die sie kannte und je gesungen hatte. Dabei griff sie immer weiter zurück, bis zu den Spielliedchen aus der frühesten Kindheit. Als der Morgen aufdämmerte, sang sie noch. Es war das erste Liedchen, welches sie als Kind erlernt hatte:

Hop, hop, hop,
Pferdchen, lauf Galopp!
Hop . . . .

Da erloschen Ton und Licht. Die Engel mußten den Sang gehört und der armen kleinen Märtyrerin das Pförtlein ein wenig offen gelassen haben zum Reiche des Friedens.

Brigitta wußte nicht, was dann geschah. Sie hörte und sah auch nicht, was der Küster sammt seiner Frau oben thaten, nachdem er heraufgeeilt war, weil die Morgenglocke nicht geläutet hatte. Das Erste, was sie mit Besinnung vor sich erblickte, war eine schwarze Grube und auf deren Grund ein weißes Särglein. Der Gesang der Schulkinder am Grabe hatte sie aus dem Hinbrüten für einen Augenblick aufgestört. Dann polterten die Schollen auf den Sargdeckel, und die knospende Menschenblüthe war von der Erde verschwunden. Als man Brigitta weggeführt hatte, trat Herr Jaburek aus dem Hintergrunde des Grabgeleites, indem er den kleinen Thomi an der Hand führte. Er hatte schwarze Handschuhe an und einen Flor auf dem Hute. Langsam, mit steifer Würde warf er seine drei Schäuflein Erde zu den anderen. Thomi hatte sich indessen gebückt, eine Faust voll brauner Erde zusammengerafft und in das Grab geworfen. Er lachte dabei und wartete hinter einer Eiche versteckt, ob Jene dort unten zurückwerfen werde. Aber sie warf nicht. Da kam er hervorgeschlichen und horchte. Aber es blieb still. Schweigend, mit betretener Miene schaute er in die halbgefüllte Grube hinunter, bis ihn der Vater fortzog. Zum ersten Mal in seinem übermüthig-ausgelassenen Lebenslauf ging er züchtig und nachdenklich durch die Gassen des Ortes dahin.

Die Leute hatten Brigitta bis zum Pförtchen des Thurmes geleitet. Für den ebenen Boden hatte das Mitleid gerade ausgereicht; das mühselige Emporklimmen mit dem Leide ging über die Christenpflicht. Brigitta stieg langsam empor. Die Holzstufen knarrten unter ihrem Tritt. Es war ihr, als ob sie sie zur Rede stellen: „Warum kommst Du denn allein? Wo hast Du denn Mariechen gelassen?" — ‚Ja, wo?' dachte Brigitta. ‚Wenn die Holztreppen so weiter gingen, höher als der Thurm in die Luft hinein und weiter dann in die Wolken — vielleicht dort! Jahre lang wollte ich so fortsteigen,

ohne Rast immer weiter und weiter, wenn ich am Ende nur zu ihr käme. Aber nein — ich käme doch nicht zu ihr!'

Die Holztreppe führte jedoch nicht weiter, und auf der letzten Stufe saß Peterle und wartete. Er schaute sie an, und es war, als frage er vorwurfsvoll: „Warum kommst Du denn allein? Wo hast Du denn Mariechen gelassen?" — „Ja, wo?" — rief in der Stube das braune Basthütchen, daneben die Schultasche, auf dem Wandbrette das grüne Buch, im Kasten die wenigen fadenscheinigen Fähnlein, welche Mariechen getragen hatte. Die Dielen waren so still, welche unter ihrem emsigen Trippeln geknistert, die Luft war so lautlos, die von ihren Liedern geklungen, das Bettchen war so stumm, darin ihr halbersticktes Schluchzen, ihr leises Seufzen, ihr Flüstergebet um schmerzloses Ruhen emporgehaucht hatten. Und über dem Märtyrerbettchen hing das olivengrüne Wolltuch, das sie der Mutter zum Namenstage gestrickt hatte.

Brigitta ließ die Augen von einem Ding zum anderen gehen. Plötzlich hob sich ein Rasseln aus der Tiefe, ein schnarrender Ansatz, dann dumpfes Schlagen. Es war die Thurmuhr. Brigitta wußte nicht, daß sie sich erhob, die Laterne anzündete, in den Unterstock hinabstieg und die Ave Maria-Glocke in Schwingung versetzte. Es war das zur Gewohnheit verhärtete Pflichtgefühl, welches den schmerzzerrütteten Leib vorwärts stieß. Sie dachte bloß: ‚Wenn ich jetzt die Glocke ziehe, so hört Mariechen es nicht. Es ist eine helle, laute Glocke, aber dorthin reicht der Klang doch nicht. Ja, wenn ich wüßte, daß der Klang bis da hinauf geht, dann möchte ich die zwei großen Glocken mit beiden Armen gleichzeitig läuten wie damals beim Feuer — nein, noch viel lauter. Ich möchte sie hin und her reißen, daß sie nur so in der Luft fliegen und die Schwengel an das Erz sausen, fort und immer fort, solange mir die Kraft aushielte, und bis ich todt hinfiele. Aber nein — sie würde mich doch nicht hören.'

Sie stieg wieder aufwärts und trat auf den Umgang hinaus. Die Gassen unten waren finster. Aus dem Himmel blitzten da und dort die Sterne hervor wie Laternen, die nach einander angezündet werden. ‚Vielleicht' — dachte Brigitta — ‚stehen sie rechts und links an dem Wege, den jetzt mein Kind dahinwandert, und leuchten ihm ins ewige Leben hinein. Aber nein — das braucht keine Laterne mehr. Todt ist todt.' —

Dann saß sie neben dem leeren Bettchen, schaute auf die Thür und horchte. Wenn jetzt Mariechen mit den hurtigen Schritten die Treppe herauf kommt, die Thüre ein wenig aufmacht, hereinlächelt . . . Die Uhr schlägt und schlägt wieder, es muß schon sehr spät sein. Wenn sich das Kind verirrt hätte, daß es so lange nicht heimkommt? Und Brigitta eilte auf den Umgang hinaus, um an den Gitterstab das weiße Tüchlein zu binden, welches Mariechen zurufen soll: „Komm schnell, ich bin zu Hause!" — Der Nachtwind umirrte wimmernd den Thurm und weckte sie aus ihrer traumhaften Betäubung. Das Gärtchen in der Tiefe dort drüben ist der Friedhof. Er liegt so blaß da im Mondscheine. Seine hohen Eichen sehen so winzig aus und hocken niedergedrückt in dem silberblauen Geisterlicht. Oder sind dies die kleinen todten Kinder, welche aus den Gräbern gestiegen sind und sich am kalten Mondlicht wärmen?

So verspann die Nacht Schmerz, Erinnerung und Traum in Eines. Endlich dämmerte es, und dann glühte der Himmel purpurn auf. — ‚Er blutet inwendig wie ein Mutterherz' — dachte Brigitta. — ‚Oder vielleicht ist er roth wie Mutteraugen, welche die ganze Nacht geweint haben. Ob sie das sieht?' — Als aber der Purpurschein über den Friedhof hinhauchte, schlug sie die Hände vor das Gesicht. Sie wußte nicht, warum es so entsetzlich traurig war und nicht zu ertragen: Morgenröthe auf dem Grabhügel Mariechens.

Die Uhr schlug. Brigitta ließ die Hände von den Augen sinken und ging die Morgenglocke läuten. Später läutete sie auch zur Frühmesse — Alles im dumpfen Triebe der Gewohnheit. Dann ging sie auf den Friedhof. Der Todtengräber rauchte sein Morgenpfeifchen auf einem Grabhügel und nickte ihr zu. Sein Weib breitete Wäsche zum Bleichen über eine alte Gräberreihe aus. Eine Schar eben ausgeschlüpfter Enten wackelte, von der Hennenmutter geleitet, zwischen umgestürzten Denksteinen und Kreuzen umher. Brigitta schritt längs der kleinen Hügel hin an den Eichen vorüber, die rechts und links den Friedhofsweg besäumen. Es sind seltsame Bäume, in sich geschlossen, starr wie dunkle Krystalle emporgereckt. Alles sehnsüchtig abschweifende Herumlangen des Gezweiges hat sich bei ihnen in den Wurzeln gesammelt zur innigen Umarmung eines Fleckchens Erde und dessen, was darunter ruht.

Brigitta hält vor der Eiche an, in deren Schattenfeld Mariechen gebettet ist. Dem Baume entschweben Töne, leise wie der Flügelschlag einer Taube. Ein süßes Stimmchen flüstert aus ihm. Brigitta lehnt den Kopf an den Stamm und umschlingt ihn mit dem Arme. Nun hört sie deutlich ein sanftes Klingen. Sie steht und regt sich nicht und horcht. Selbstvergessen, weiß sie nicht, daß es von ihren eigenen Lippen gleitet:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall.
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Gleich einzelnen Tröpflein entsickern ihr die Worte der Weise, weil sie immer wieder hinhorcht nach der geheimnißvollen Stimme.

Der Todtengräber trat heran und fragte, ob Brigitta ein Kreuz auf das Grab setzen werde oder nur Blumen. Sie ließ den Arm von dem Eichenstamm gleiten und schaute den Mann verwundert an. Dann wandte sie sich plötzlich und ging ohne Antwort davon. Er blickte ihr kopfschüttelnd nach. Als sie an der Friedhofscapelle vorüberschritt, sank sie auf den ausgeknieten Stufen nieder und hob die gefalteten Hände empor, gewohnheitsgemäß, weil sie so jedesmal an dieser Stelle gethan hatte. Auf dem Altar stand das Bildniß der schmerzensreichen Mutter Maria, die sieben Schwerter im Busen. Brigitta's Augen waren darauf gerichtet, aber sie sahen nicht. Erst nach einer Weile dämmerte ihr das Verständniß auf. — „Du hast Dich an Deinem Kind dreiunddreißig Jahre erfreut, ich nur acht" — sagte sie zornig auffahrend, kehrte sich ab und ging mit großen Schritten heim.

Vor dem Thurme blieb sie stehen, blickte hinauf und dachte: ‚Wenn er jetzt so zusammenstürzen wollte? Ich möchte mich gar nicht darüber wundern und ihm nicht ausweichen, auf daß er mich verschüttet. Warum sollen denn die Alten leben, wenn die Jungen sterben? Warum soll er denn nicht die ganze Ortschaft in seinem Zusammenbruch verschütten, den Buben mit seiner Peitsche, seinen Vater, dazu den Doctor .... ja, die Menschen alle? — Warum soll er nicht auch die Kirche verschütten sammt allen Heiligen, welche Mariechens Tod zugelassen haben und vorher ihr Siechthum? Wenn ich so mit einem Stoß den Thurm umstürzen könnte, ich thät' es gerne.' —

Dann stieg sie hinauf. Der tönende Eichenbaum wollte ihr nicht aus dem Sinn. Die erste Strophe hatte sie erlauscht — wie ging es nur weiter? In der Stube angelangt, holte sie das grüne Buch herbei und blätterte nach dem Liede. Auf einmal stockte sie. Ihre Augen hafteten auf der Ueberschrift: „Trost." Laut las sie sich die Verse von Fouqué vor:

Wenn Alles eben käme,
Wie Du gewollt es hast,
Und Gott Dir gar nichts nähme
Und gäb' Dir keine Last:
Wie wär's dann um Dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' Dir die Welt!

„Als ob mir je etwas gekommen wäre, wie ich gewollt habe!" murmelte sie bitter. — „Als ob mir Gott je etwas gelassen hätte, was mir lieb war, oder je eine Last erspart! So lieb wär' ...." — Ingrimmig schleuderte sie das zerlesene Buch zu Boden, daß das morsche Gefüge auseinanderstob und die Blätter über alle Dielen hin zerstreut lagen. Aber gleich darnach kniete sie nieder, sammelte dieselben wieder und küßte eine eingebogene Blattecke, das letzte Merkzeichen Mariechens.

Dabei hatte sie überhört, daß die Treppe knarrte und an die Thüre geklopft wurde. Als sie von dem grünen Buch aufblickte, stand Herr Jaburek mit Thomi in der Stube. Er hatte schwarze Handschuhe an und einen Flor um den Hut. Diesen hielt er in der linken Hand, mit der rechten führte er das Kind. — „Guten Tag, Brigitta!" — sagte er, nahm dem Kleinen den Hut ab, steckte ihm denselben in die Hand und strich ihm die ordnungswidrigen Haare zurecht. Weil aber Thomi den Hut verknüllte, nahm er ihm denselben wieder ab. Er hatte jetzt in jeder der schwarzbehandschuhten Hände einen Hut und blickte bald auf den einen, bald auf den anderen mit der vorwurfsvollen stummen Frage, was eigentlich da nicht in der Ordnung sei. Dann blies er ein Federchen von dem Aufschlag seines schwarzen Gehrockes, verfolgte dessen Flug durch die Stube mit einem strafenden Blick und reckte sich nun erst aus seiner kleinlich zusammengesunkenen Haltung höher und breiter zur gewohnten würdevollen Steifheit zurecht.

„Guten Tag, Brigitta" — wiederholte er in herablassendem Ton. Daß sie nichts erwiderte, wunderte ihn nicht. Er war es gewohnt. Wenn er in

der Gemeinderathssitzung etwas vorbrachte, wagte auch Keiner eine Gegenrede. „Brigitta, Du hast meine Hülfe zurückgewiesen, als . . .“

„Ich heiße Frau Stürmer, und die Leute sagen ‚Sie‘ zu mir.“

Es war doch nicht wie in der Gemeinderathssitzung. „Du weißt“ — sagte er kleinlaut — „daß Du Frau Jaburek heißen würdest, wenn es auf mich allein angekommen wäre, und wenn mein Vater mich nicht gezwungen hätte, die jetzt selige Martha zu heirathen.“

„Ob ich's weiß!“ fuhr sie auf. „Ob ich's weiß, wie der alte Herr Jaburek meinem greisen Vater den Dienst als Gemeindediener wegnahm, deshalb, weil der junge Herr Jaburek mir die Ehe versprochen hatte! Ob ich's weiß, wie wir dann aus der Noth ins Elend geriethen, und der alte Herr Jaburek mir jeden Verdienst als Näherin, als Verkäuferin, als Kindsmagd verdorben und unmöglich gemacht hat! Fortgehen und in der Fremde verdienen aber konnte ich nicht, weil der Vater vor Kummer und Entbehrung krank lag. Ob ich's weiß, wie der Thürmer sich am Ende unser erbarmte, wie ich sein Weib geworden bin, weil er sich meines Vaters erbarmte und ihn auf den Thurm mitnahm, wo er wenigstens nicht verhungerte, wie unten der alte Herr Jaburek am liebsten gesehen hätte!“

„Nun, das sind alte Geschichten, und mein Vater ist längst todt. Seitdem ist viel Wasser im Dalinkafluß hinabgelaufen . . .“

„So viel wird niemals hinablaufen, um alles das wegzuschwemmen und reinzuwaschen: die Schlechtigkeit des alten Jaburek und die Feigheit des jungen.“

„Frau Stürmer, Sie . . . Brigitta, Du weißt nicht, was Du redest, weil Du erst gestern das Kind begraben hast. Ich bin ja nicht schuld daran, und hier der unvernünftige Knabe auch nicht, daß Dir das große Unglück geschehen ist. Es drückt mich aber doch, weißt Du, und hat mich gleich gedrückt . . . nun, Du hast damals meine Hülfe nicht annehmen wollen. Freilich bloß eine Geldhülfe, nur so vor der Hand, weißt Du. Jetzt bin ich gekommen, Dir ganz zu ersetzen . . . Alles, das Frühere und auch das Neue. Also, Brigitta, ich will Dich zur . . . . das heißt: Du mußt mich heirathen.“

Brigitta sah ihn mit großen, starren Augen an.

„Nicht gleich, natürlich. Aber ich habe doch gleich kommen müssen, während Dein Leid noch ganz frisch und groß ist, um es Dir zu erleichtern . . . .“

„Erleichtern? Damit glaubst Du es zu erleichtern?“ unterbrach sie ihn in unheildrohendem Tone.

„Nicht gleich, Brigitta, natürlich, nicht gleich. Bis Dein ärgster Schmerz gestillt und das Leid halbwegs vergessen ist. Weißt Du, wenn erst Gras darüber gewachsen ist, wie die Leute sagen. . . .“

„Wie die Leute sagen! Nicht über jedes Grab wächst Gras und nicht über jedes Leid das Vergessen. Und vom Erleichtern, vom Gutmachen redest Du? Du hochmüthiger Narr! Weil Du der reiche Kaufmann bist und ich eine arme Wittwe? Wenn Du der König wärest und ich eine verhungernde

Bettlerin, ich möchte doch keinen Bissen Brot von Dir. Und da getraust Du Dich, mich zum Weib zu begehren?"

„Gutmachen, gutmachen — das darfst Du ja nicht so nehmen. Ich meine, Du thust auch mir etwas Gutes damit, daß Du mein Weib wirst. Wenn ich auch die Martha habe heirathen müssen, so hab' ich doch immer Dich lieb behalten. Und daß ich Dich heirathe, thu' ich ja auch, weil ich Dich, wie damals, gern habe . . . ."

„Schweig Du und rede mir nicht vom Gernhaben, Du nicht und Niemand! Ich habe nur noch einen großen Zorn in mir, sonst nichts. Einen Zorn auf die da oben, weil sie es zugelassen haben, und auf alle Menschen, weil es unter ihnen Leute geben kann wie den Doctor Wostry und Kinder wie Deinen Thomi."

„Wenn Du den Thomi also durchaus nicht magst und seinen Anblick nicht verträgst, so will ich ihn zu meinem Bruder nach Ober-Roschitz geben. Es wird mir nicht leicht, aber ich thu's Dir zu Liebe."

„In die Fremde willst Du ihn geben, weil ich seinen Anblick nicht vertrage? Ich vertrage nicht, daß er lebt. Daß er lebt — verstehst Du? Daß er lebt, während mein Mariechen todt ist durch ihn. Und wenn er todt wäre, dann würde ich Dich nicht vertragen, weil Du sein Vater bist. Schaff mir ihn aus den Augen, gleich!" —

Thomi hatte bei den heftigen Reden der großen Frau verdutzt dreingeschaut. Jetzt führte ihn Herr Jaburek vor die Stubenthüre, ließ ihn auf der Bank im Vorhaus niedersitzen, und verbot ihm, die hinabführende Thurmstiege zu betreten. Dann ging er wieder in die Stube zurück, wobei er die Thüre offen stehen ließ. Er traute der quecksilbernen Beweglichkeit des Knaben doch nicht und wollte ihn in der gefährlichen Nähe der Steiltreppe nicht aus den Augen verlieren. Aber es geschah dennoch, weil er sie nicht von Brigitta losreißen konnte, während er ihr mit eindringlichen Vorstellungen und Bitten zusetzte. Sie machte keinen Einwurf mehr, woraus er die sichere Hoffnung schöpfte, ihren Widerstand durch seine Beredsamkeit brechen zu können.

Sie hörte ihn gar nicht. Sie sah durch die offene Thüre, wie Thomi auf den Umgang hinausschlich und durch die Stäbe des Eisengitters in die Tiefe schaute. Plötzlich funkelte es in ihren Augen auf. Thomi war auf das Fäßchen gestiegen, darin das Wasser heraufgezogen wurde, und beugte sich über die Brüstung des Gitters. Immer heller entglomm es in ihren Augen, gleich Flämmchen, die der Wind anfacht. ‚Laß ihn doch, laß ihn!' dachte sie. Und mit einer ungeduldigen Gier, welcher alles dies viel zu langsam ging, verfolgte sie des Kindes Thun. Jetzt brannte in ihren Augen eine wilde Lohe. Thomi war auf die Brüstung geklettert. Er ritt über dem grauenhaften Abgrund, wie er es daheim auf dem Stiegengeländer gewohnt war. — ‚Endlich!' dachte Brigitta, und ihre starre Miene durchzuckte das erste Lächeln, und das bleiche Gesicht war dabei auf einmal ganz roth geworden. Alles Blut schien aus dem Herzen empor gesprudelt zu sein und hämmerte in den Schläfen laut den Tact zu dem Liede, mit welchem Mariechen hinüber gegangen war in die Ewigkeit:

Hop, hop, hop,
Pferdchen, lauf Galopp!

So sang ein frisches, helles, reines Stimmchen dort bei dem entsetzlichen Todesritt.

Brigitta stieß Herrn Jaburek plötzlich beiseite. Unhörbar, unsichtbar, schnell wie der Blitz glitt sie an der Mauer hin.

„Hop, hop . . .“ sang Thomi und verlor bei seinen Reiterkünsten das Gleichgewicht. Mit Einem Griff riß ihn eine feste, starke Hand zurück, da er, seitwärts überhängend, eben der furchtbaren Tiefe zustürzen wollte.

Einen Augenblick stand Brigitta mit Thomi auf dem Arme. Dann trug sie ihn hinein, wo Herr Jaburek vor Entsetzen wie versteinert gegen den Thürpfosten lehnte. „Da!“ sagte sie, ihm das Kind auf den Arm setzend. „Und jetzt geh' und komm' niemals wieder!“

Er ging. Sie stand regungslos, so lange das Knarren der Holzstufen hörbar war. Dann strich sie mit der Hand über das Gesicht, und es war, als habe sie damit einen dichten Schleier weggestreift. So klar blickten die Augen. Sie sahen erst jetzt, wie alle Dinge in der Stube wirr durch einander lagen. Das Hindämmern und Träumen der letzten Tage wurde ihr, die sonst keine Stunde ihres Lebens müßig gefeiert hatte, auf einmal zur Angst. Die Hände hielten es nicht länger aus: sie mußten zugreifen, ordnen, säubern, Feuer anmachen, bürsten, waschen. Nachdem sie die Abendglocke geläutet und die Uhr aufgezogen hatte, trat sie auf den Umgang hinaus und machte die Runde. Zuletzt blieb sie neben dem Wasserfäßlein stehen, dort wo Thomi dem Tode zureiten wollte. Aber sie schaute nicht auf die Gitterbrüstung noch auf den Abgrund unter derselben. Sie sah sich nur noch einmal um am Himmel oben und auf dem Friedhof unten. Dann ging sie in die einsame Stube, setzte sich zur Lampe und betrachtete eine Weile ihre abgearbeiteten Hände. Nun nahm sie das grüne Buch vom Wandbrett und las sich daraus halblaut als Abendsegen vor:

Seit Du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir beisammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

Sachte rollten die Tropfen über ihre Wangen nieder, die ersten seit der Sterbestunde Mariechens. Gleich einer harten Kruste bröckelte es sich von ihrer Seele ab, und es wurde ihr unsäglich weich um das Herz. So nahte ihr zum ersten Male seit jener Stunde der Schlummer. Und sie schlief friedvoll ein, wie ein beruhigtes Herbstfeld, das danklos seinen Erntesegen hergegeben hat dem Manne mit der Sense.

Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer.

Aus dem literarischen Nachlaß
von
Carl Hebler*).

Auf einer Urlaubsreise langte ich Montag, den 27. August 1855, in Frankfurt a. M. an. Am folgenden Morgen, nachdem ich im Adreßkalender die Wohnung Schopenhauer's erkundet und eine Visitenkarte gerüstet hatte, auf welcher ich ihn vorläufig nur bat, mich wissen zu lassen, ob und wann im Verlauf des Tages ich ihm meine Aufwartung machen dürfe, befand ich mich um 9½ Uhr an Ort und Stelle: „Schöne Aussicht“, Nr. 17, bei der Sachsenhauser Brücke, gleich zur Linken, wenn man aus der Fahrgasse kommt, die Wohnung zu ebener Erde. Hier antwortete mir eine Frauensperson, der ich sofort die Stellung einer Haushälterin zuerkannte, auf die Frage, ob Herr Dr. Schopenhauer zu Hause sei: Ja, aber er sei jetzt mit Schreiben beschäftigt, ich solle um 10 oder noch besser 10½ Uhr wiederkommen, meine Visitenkarte jedoch wolle sie ihm hinein bringen, sie sehe gleich, ob sie ihm dieselbe vorlegen dürfe[1]). Die Person hatte ihren Bescheid mit einem gewissen Lächeln gegeben, wie wenn sie ihren Herrn als ein bißchen wunderlich entschuldigen wollte. Während unseres Sprechens hatte sich ein großer Pudel blicken lassen, der einem Leser Schopenhauer's nicht gleichgültig sein konnte. Genau um 10½ Uhr war ich wieder zur Stelle. Die Haushälterin fragte mich jetzt, ob ich nicht dem Herrn vor einem Jahre ein Buch geschickt hätte; er habe es gleich gesagt. Ich hatte ihm nämlich mein Schriftchen über den „Kaufmann von

*) Der Verfasser, geboren zu Bern 1821, seit 1854 Privatdocent, 1863 außerordentlicher, 1872 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität seiner Vaterstadt und verstorben daselbst am 4. September 1898, hat sich über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus durch seine „Lessing-Studien“ (1861) und „Aufsätze über Shakespeare“ (1865/74) einen weit geachteten Namen erworben. Die zahlreichen Freunde, die der liebenswürdige, meist still in sich gekehrte schweizerische Gelehrte auch in Deutschland zurückgelassen hat, werden ihm gern in obiger Publication noch einmal begegnen. Hebler's darin erwähnte Schrift: „Shakespeare's Kaufmann von Venedig“ ist 1854 erschienen. Die Redaction.

Venedig" zugesandt und darauf einen kurzen Brief von ihm erhalten, welcher zwar freundlich lautete, jedoch meinen ästhetischen Bestrebungen einen noch höheren Aufschwung und mir selbst einen höheren Standpunkt wünschte. Die Vermittlerin führte mich nun an die erste Thür links vom Hauseingang und klopfte an. Es wurde aufgeriegelt, und vor mir stand ein Greis von mittlerer Größe, mit großem Kopf, weißen, vom Schädel wegstrebenden Haaren und ebensolchem Backenbart, in leichtem Hauskleid, eine Binde lose um den Hals gelegt. Er empfing mich artig, mich als den Zusender jener Schrift bezeichnend, hieß mich zu ihm aufs Sopha sitzen und sprach dann zwei Stunden lang mit mir. Ich zeichne hiemit eine möglichst getreue und vollständige Erinnerung an dieses Gespräch für meine späteren Tage auf, wenige Wochen nach dem Besuch und mit Benutzung noch an demselben Tag gemachter Notizen. Nur die Reihenfolge des Gesprochenen vermag ich nicht mehr genau innezuhalten; hingegen bürge ich für die volle Echtheit nicht bloß des Inhalts aller mitgetheilten Aeußerungen, sondern auch jeder irgendwie eigenthümlichen Ausdrucksweise.

Die Physiognomie ist die eines Mannes, der ein langes Leben hindurch die Welt erforscht und sie erbärmlich gefunden hat, kaum gut genug, um sie zu belehren und zu schelten. Ein altes Männchen aus Erde und Feuer, so ungefähr erschien mir Schopenhauer, im Ganzen die Vorstellung bestätigend, die ich auch seinen Werken mitgebracht hatte. Es ist ein ehrlicher Geist, der sich in seinen Schriften gibt wie auf seiner Stube; namentlich in den Stellen über das Genie hat er bis auf Körpereigenthümlichkeiten hinaus sich selbst geschildert. Seine Rede ist fließend und sehr lebhaft. Beständig von kräftigem Mienenspiel begleitet, voll Leben und Affect, nimmt sie nicht selten einen dramatischen Ausdruck an.

Es war eben ein Porträt des Philosophen von Lunteschütz, einem, wie er mir sagte, trotz seines deutschen Namens französischen, aber in Frankfurt sich aufhaltenden Maler, im Kunstverein ausgestellt, welches ich Tags zuvor gleich nach meiner Ankunft, durch eine Zeitung darauf aufmerksam gemacht, besichtigt hatte. Es war mir lieb, die bald an mich gestellte Frage des Originals, ob ich das Bild gesehen habe, bejahen zu können. Auf die weitere Frage, wie ich es fände, antwortete ich nicht ganz so befriedigt, als er erwartet haben mochte. Es lag mir auf der Zunge: es sei, als ob der Maler ihn nicht gelesen und auch nicht genug sprechen gehört und gesehen hätte. Ich unterdrückte jedoch die Bemerkung, um nicht den Anschein von Schmeichelei auf mich zu laden. Er entgegnete, Jedermann finde das Bild gut, nur er selbst und sein bester Freund, sein Arzt, nicht[2]). Uebrigens lobte er sonst seinen Maler sehr — die Maler seien überhaupt noch die menschlichsten Menschen, die er gefunden —, derselbe habe ihn über Tisch um die Erlaubniß, ihn malen zu dürfen, gebeten, er würde ihm aber ungeachtet seines einnehmenden Wesens nicht zugesagt haben, wenn er gewußt hätte, wie lange er hätte sitzen müssen, nämlich zwanzigmal zwei Stunden. Ein Gutsbesitzer im Brandenburgischen habe das Bild bereits gekauft, um schweres Geld, 250 Gulden, und wolle demselben sogar ein eigenes Haus bauen. „Wohl ein Capellchen wie für ein

Heiligenbild?" meinte ich. Die Verehrung, fügte Schopenhauer hinzu, werde dann vermuthlich darin bestehen, daß man ein Tischchen, mit seinen Werken darauf, vor dem Bild aufstelle. Ich fragte, ob es auch gestochen würde. Ja, eben, war die Antwort, das werde wahrscheinlich geschehen, doch werde er es nicht vor eines seiner Bücher setzen lassen und auch kein Autograph dazu geben, wie Dove vor seiner Farbenlehre. Diese Leute von den Realwissenschaften seien überhaupt nicht werth, daß ihre Physiognomien verewigt würden, wiewohl ihnen, nach einem Epigramm, das er mir hersagte, die Lust dazu nicht zu verübeln sei, weil sonst gar nichts von ihnen auf die Nachwelt käme. Ohne das geringschätzige Urtheil über Dove im Mindesten theilen zu können, gab ich Schopenhauer doch darin Recht, daß die Porträts von Gelehrten, weil diese ihre Person eher für sich behalten können, weniger Interesse hätten als z. B. die von Dichtern. „Und auch als die von Philosophen!" setzte er sorglich hinzu; „nur Philosophen und Dichter sollten eigentlich porträtirt werden." Auch eine Büste von ihm sei im Plan; ein Bildhauer habe sich ihm durch einen Dritten dazu anerboten, und er habe eingewilligt unter der Bedingung, daß es ihn nichts koste. Da er schon siebenundsechzig Jahre alt sei, so dürfe er nicht säumen; Kant's Büste, auf die er hinzeigte (eine Copie der Hagemann'schen?) sei zu gut gemacht worden. Der Bildhauer habe ihn einladen lassen, zu dem fraglichen Zwecke einmal in sein Atelier zu kommen; derselbe könne zu ihm kommen, habe er darauf geantwortet, und dabei sei es einstweilen geblieben[3]).

Auch sonst erhalte er von überall her eine Menge Huldigungen, durch Besuche, Briefe u. s. w., sogar von Damen und Pfaffen. Da er von den Damen in seinen Schriften so wenig Gutes sage, so müsse ihn deren Huldigung besonders überraschen. Besonders in Dresden, wie er vernommen habe, sollen sie sich närrisch mit ihm machen. Auch einen kürzlich erhaltenen Brief eines schlesischen Fräuleins wies er mir vor und gab mir ein demselben beigelegtes, wie mir schien, ihm nicht übel gefallendes Gedicht von ihr zu lesen, welches sich über sein langes Verkanntsein ausließ[4]). Sie schreibe ihm, sie sei durch einen Aufsatz des jüngeren Fichte auf ihn aufmerksam geworden, was ihm aber bei der bekannten Gesinnung desselben gegen ihn auffalle, weshalb er einen Irrthum des Fräuleins vermuthe. — Ein Prediger bei Wiesbaden habe ihm geschrieben, er wolle ihm nächstens eine Predigt über Thierquälerei widmen. Ob er diese Widmung erlaubt habe, fragte ich. „Versteht sich; das bringt mich zu Ehren; wenn sich die Damen und Pfaffen meiner annehmen, so kann mir's nicht mehr fehlen. Einer freilich, ein katholischer, hier in Frankfurt — wie heißt er doch?" — „Beda Weber?" rieth ich — „richtig, der hat mich in so einem kirchlichen Blatte, das er herausgibt, greulich mitgenommen, als einen echten Höllenbrand," was er mir mit lächelnder Gleichgültigkeit erzählte. — Ein Kaufmann in Frankfurt besitze drei Exemplare seines Hauptwerks, eines für sich, eines für seinen Sohn, das dritte zum Ausleihen. Umsonst habe sich derselbe alle Mühe gegeben, ein Exemplar der ersten Auflage zu bekommen, die von Brockhaus zu Maculatur gemacht worden. — Ein Leipziger Buchhändler habe neulich eine Fensterscheibe aus Rudolstadt, auf welche er bei

seinem dortigen Aufenthalt etwas geschrieben, kommen lassen — gleichfalls ein Zeichen, daß man anfange, nach ihm zu fragen. — Auch in der Schweiz, in Zürich, habe er schon eine kleine Gemeinde, als deren Glieder er Richard Wagner, den er mir zu besuchen empfahl, Dr. Wille und einen ungarischen Flüchtling nannte. Der Letztere habe ihn einmal besucht, in ganz verschlossener Kalesche, um nicht entdeckt zu werden[5]). Man wird hierdurch an die gefährlichen Besuche des Eukleides bei Sokrates erinnert. Beim Abschied trug Schopenhauer mir auf, wenn ich den Rückweg über Zürich nähme (wie ich es vorhatte, aber nicht ausführen konnte), der dortigen Gemeinde seinen apostolischen Segen zu bringen, was er die Arme über der Brust gekreuzt und mit einem mich halb priesterlich, halb mephistophelisch anmuthenden Ton und Gesichtsausdruck sagte. — Nur Eines scheint ihm den frohen Genuß des endlich doch errungenen Erfolgs ein wenig zu verbittern: die Befürchtung, einem Alter ähnlich dem Kant's entgegenzugehen. Als wir uns trennten, rief er aus: „Wenn ich nur meine Sinne nicht verliere! Τὸ γῆρας!" (Das Alter!)

In Bezug auf seine Schriften äußerte er: Im zweiten Bande seines Hauptwerkes, da stehe er auf seiner Höhe. Mit Wohlgefallen erwähnte er, wie einer seiner Verehrer sich in gleichem Sinne gegen einen Dritten ausgesprochen habe: man könne da aufschlagen, wo man nur wolle, man werde immer etwas Rechtes finden. Die erste Auflage betrachtet er seinerseits natürlich als durch die zweite entbehrlich geworden und deshalb das Bemühen jenes Kaufmanns als unnöthig, was er mir ebenso in Betreff meiner Absicht, noch die erste Auflage der Schrift „vom Grunde" zu lesen, erklärte. Hinsichtlich seiner literarischen Projecte sagte er: das Nächste werde wohl eine neue Auflage der „Ethik" sein. Da er in der Vorrede zur kürzlich erschienenen zweiten Auflage der Schrift „über das Sehn und die Farben" bemerkt, er habe in dieser Auflage Einiges aus den Parerga aufgenommen, was er dann in der neuen Auflage der letzteren weglassen werde, so fragte ich, wann diese erscheine. „O, davon ist einstweilen nicht die Rede. Ich habe nur den Philosophieprofessoren Angst machen wollen, ich würde nächstens wieder einen von ihnen fassen, wie ich neulich mit einigen gethan habe."

Wer sich als einen Mann der Gegenwart oder Zukunft fühlt, hat natürlich kein besonderes Vergnügen daran, sich als das Product eines vergangenen Zeitalters construirt zu sehen. Kuno Fischer in der „Geschichte der neueren Philosophie", bemerkte Schopenhauer, stelle seinen Pessimismus als das andere Extrem dar zu Leibniz' Optimismus und erkläre dies nach der bekannten Hegel'schen Ansicht, wonach jede Philosophie der Gedanke ihrer Zeit wäre, daraus, daß zu Leibniz' Zeiten die deutschen Zustände gut gewesen seien, jetzt aber, besonders seit 1848, schlecht. „Er hat nicht bedacht, daß Leibniz zur Zeit Ludwig's XIV. lebte, nach dem Dreißigjährigen Krieg, und ich vor vierzig Jahren"[6]). Ich erlaubte mir, zu sagen, in gewissem Sinne seien gerade die schlechtesten Zeiten die hoffnungsvollsten, diejenigen, in welchen man am meisten hofft. Er nickte beifällig und fand sich zu seiner Freude durch meine Bemerkung an einen Spruch erinnert, den er einst in Rudolstadt an einem Fenster gelesen habe: Sperate, miseri; timete, felices! „Das ist hübsch, nicht wahr? Es sind jetzt vierzig Jahre her; das ist mir geblieben."

An die Aeußerungen Schopenhauer's über sich selbst schließe ich diejenigen über einige bedeutende, mit ihm zeitgenössische Philosophen. In Fichte will er schon damals, als er denselben in Berlin hörte, einen „Charlatan" gesehen haben. In dem philosophischen Conversatorium, das Fichte hielt, habe er (Schopenhauer), vierundzwanzig Jahre alt, ihn auf den Hund gesetzt, worauf Jener (wenn ich recht verstanden habe) sich durch Verlegung der Stunde zu helfen gesucht, dann aber Schopenhauer wieder eingeladen habe, was aber abgelehnt worden sei. Ueber dessen Sohn, mit dem zusammen er später Privatdocent in Berlin war, äußerte er: „Wir haben ihn schon in Berlin nur den Simplicissimus genannt."

Wo möglich mit noch größerer Verachtung als über die Wissenschaftslehrer sprach sich Schopenhauer über Hegel aus, welchen er jetzt nicht mehr, wie früher wohl, als einen gehaßten und wenigstens in der Meinung der Leute mächtigen Gegner, sondern wie ein stolzer Sieger einen elenden Besiegten behandelte. Es schien, als ob er denselben jetzt sogar bemitleiden könnte, wenn er ihn dessen nur würdiger fände. Als er im Verlauf unseres Gesprächs einmal auf die „Zauberflöte" zu reden kam und bemerkte, sie enthalte so viel schöne Allegorien, und ich, nicht unabsichtlich, dazwischen warf, in der Hochstellung dieser Oper stimme er zufällig mit Hegel überein, so fuhr er zusammen und beruhigte sich erst wieder, als ich erklärte: ich meinte nur insofern, als auch Hegel sich des Schikaneder'schen Textes annehme. „Ach so! Man muß ordentlich erschrecken, wenn man hört, daß man mit Hegel in einem Punkte gleicher Ansicht sei."

Der Gescheidteste von den dreien sei immer noch Schelling gewesen, wenn derselbe nur nicht in seiner letzten Zeit gar so herunter gekommen wäre. Der König von Bayern hätte mit der Büste in Ragaz noch fünfzig Jahre warten sollen, so lange als auch Kant auf seine Statue habe warten müssen — dann nämlich werde von Schelling nicht mehr die Rede sein. Die Statuette Kant's am Friedrichsdenkmal in Berlin, bemerkte er beiläufig, sei ungeschickt angebracht, unter dem Pferdeschweif. Ich erwähnte bei der Gelegenheit, daß ich seiner Zeit als junger Student der berühmten Berliner Antrittsvorlesung Schelling's beigewohnt. „Nun, was für einen Eindruck hat sie auf Sie gemacht?" Ich konnte nur antworten: „Einen verblüffenden!" — „Mich hat Fichte nicht verblüfft!" —

Als ein Zeichen, daß seine Zeit gekommen sei, betrachtete Schopenhauer auch den Streit zwischen Carl Vogt und Rudolph Wagner über die Seelenfrage. Die Entfernung Moleschott's und Büchner's vom Lehramt billigte er; man solle sie ungehindert schreiben lassen, aber ihnen nicht einen verderblichen Einfluß auf die Jugend gestatten. Er nannte Büchner einen „rohen Barbiergesellen", und verspottete namentlich dessen Behauptung, die Unsterblichkeit des Stoffes sei durch Versuche bewiesen, da sie vielmehr apriori gewiß sei [7].

Ludwig Feuerbach wollte er nur das Verdienst zugestehen, daß er den asketischen Charakter des Christenthums richtig erklärt habe; mit großem Unrecht aber sehe derselbe darin den Fehler dieser Religion; das Asketische sei gerade das Wahre an ihr. Auch in der in diesem Sinne sich aussprechenden

Stelle der Parerga, die von neueren Gegnern des Christenthums redet, werde vor Allen Feuerbach gemeint sein, bemerkte ich, was Schopenhauer bestätigte.

Am Christenthum tadelte Schopenhauer als einen Hauptmangel die geringe Sorge für die Thiere, und als ich bemerkte, in der That würden sie im Neuen Testament fast ignorirt, fuhr er fort: „Auch im Alten Testament kommen sie nicht besser weg. Da heißt es: ‚Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehs.‘ Was Erbarmen! Der Mensch soll anerkennen, daß in den Thieren das gleiche Wesen ist wie in ihm selbst, und demgemäß soll er sie auch behandeln, nicht aber nur so um Gottes willen sich ihrer erbarmen. Die Thiere sind gar nicht so von uns geschieden, wie man gewöhnlich meint.“ Jener Pfarrer wolle zu seiner Predigt gegen Thierquälerei Gen. 1, 28 als Text gebrauchen. „Diese Stelle ist eigentlich eine Infamie.“ Da übergibt der Judengott dem Menschen die Thiere, damit derselbe über sie herrsche. Herrsche! Jeder Hundehändler sorgt besser für seine Thiere. Er verkauft mir keinen Hund, ohne beim Weggehen zu sagen (was Schopenhauer mit sehr bewegter Stimme und entsprechender Gebärde täuschend nachmachte): ‚Aber behandeln Sie ihn auch gut!‘ „Der alte Judengott sagt nichts dergleichen, der Jud'[8]); nur herrschen soll der Mensch über die Thiere und ihnen Namen geben, wie ein Professor der Zoologie.“

Bei Shakespeare findet er seine Lehre von der Unveränderlichkeit unseres Charakters belegt, und zwar in der auffallendsten Weise; wenn z. B. (was auch in den Parerga angeführt ist) der Earl von Northumberland im „Heinrich IV.“ zweimal nach einander in ganz ähnlicher Art sich der Theilnahme an einer Hauptschlacht, zu der er erwartet wird, durch einen kurz vorher gesandten Brief entzieht und dadurch seine Partei zu Grunde richtet. Wenn ich älter werde, würde ich erstaunen, einen Bekannten oft ganz auf den gleichen Schlichen wiederzufinden, auf welchen ich ihn vor vielen Jahren getroffen. Ich fragte Schopenhauer (was ich eigentlich hätte wissen sollen), ob Shakespeare wohl noch öfters auf solche Art verdoppelt habe, also nicht bloß in der bekannten Weise durch Nebeneinanderstellung analoger Handlungen verschiedener Personen. Das wüßte er nicht zu sagen; es käme darauf an, dies besonders zu untersuchen. Ich würde mich nicht wundern, äußerte ich, wenn ein neuerer Shakespeare-Erklärer darin eine bloße Nachlässigkeit, Vergeßlichkeit des Dichters sähe. „Ganz recht, man wird sagen, es habe ihm an Erfindung gefehlt.“

Sehr ungünstig äußerte sich Schopenhauer über die deutschen Literaten, besonders sofern sie sich mit der englischen Literatur und namentlich mit Shakespeare abgeben. Da die Schweiz nicht zum Deutschen Bund gehört, so machte ich ein Gesicht, wie wenn mich das nichts anginge. „Sie verstehen kein Englisch, die Schweine.“ Schopenhauer, der Freund der Thiere, entlehnte doch gern seine Schimpfnamen von ihnen. Letzthin habe er, fuhr der Kritiker fort, in einer von Stahr gemachten Uebersetzung aus dem Englischen eine „luftige Pyramide“ gefunden und, da er dies nicht verstanden, im Original nachgesehen; da habe es geheißen: „lofty pyramid“; lofty enthalte offenbar das Grundwort für unser „Luft“, im Englischen habe es aber den ursprünglichen Sinn behalten. „Ein andermal las ich von einer Versammlung von

fünfhundert Mechanikern. Wie Teufels, dachte ich, kommen so viele Mechaniker zusammen? Es mußte heißen: Handwerker (mechanicians)." — „Da schreiben sie in Deutschland seit achtzig Jahren dem Shakespeare ein Stück zu: ‚Der Sommernachtstraum'. (Dabei fuhr Schopenhauer mit Entrüstung zurück und wieder hervor). ‚Midsummer-night's dream'! Was heißt das? Schwein! Schlag auf in Deinem Wörterbuch! Midsummer heißt Johannistag und nichts Anderes, so sicher, daß, wenn Jemand einen Wechsel auf diesen Tag ausstellt, es gleich ist, ob er midsummer schreibt oder das gewöhnliche Datum." Ein Irrthum war es, wenn Schopenhauer hinzufügte, es sei derselbe Tag, von welchem Shakespeare irgendwo sage: „so gnädig und so heilig ist die Zeit." Diese Worte im „Hamlet" gehen auf Weihnachten. — „Auch Heißsporn ist nichts; es klingt schon so häßlich: Heißsporn! — Laßt doch diese Namen unübersetzt! Hotspur!" — Man müsse, fuhr er fort, englisch sprechen können, um es zu verstehen. Aber selbst Tieck, mit dem er jenes einmal habe thun wollen, habe erklärt: ja, englisch sprechen könne er nicht. Mich hat Schopenhauer nicht einmal auf die Probe gestellt. Die bekannten, von Collier herausgegebenen Correcturen des Shakespeare'schen Textes hatte er noch nicht gesehen, aber bestellt. Als ich erwähnte, ich besäße dieselben in einer in Deutschland erschienenen Ausgabe, behauptete er a priori, die werde nichts nutz sein, er möge das Ding nicht, nachdem es durch die Pfoten eines deutschen Schmierers gegangen, so eines cigarrenrauchenden . . . Ich bemerkte, in jener Ausgabe seien die fraglichen Correcturen vollständig im Originaltext vom Herausgeber mitgetheilt. — „Ist aber doch durch seine Pfoten gegangen! Diese Kerle können nicht einmal englisch abschreiben." — Auch von der Delius'schen Ausgabe, für die unsereiner so dankbar ist, versprach er sich nichts Gutes. — Es sei bloße Prahlerei, daß Shakespeare in Deutschland eine neue oder gar erst die wahre Heimath gefunden habe. — Den Samuel Johnson freilich mit seiner hausbackenen Behandlung des Dichters wollte er auch nicht loben; diese sei wirklich merkwürdig in ihrer Art, weshalb er bedaure, die Ausgabe wegen Ueberfüllung seiner Bibliothek weggegeben zu haben. Wenn er jedoch über Johnson's Shakespeare nur spottete, so gedachte er hingegen bei der Gelegenheit mit Verachtung und Entrüstung der „echt englisch abergläubischen" Art, wie derselbe einen Priestley und den großen David Hume heruntermache, weil er sie nicht verstanden. Johnson's Verdienste seien bloß lexikalische.

Es war gerade Goethe's Geburtstag, was jedoch von Schopenhauer nicht erwähnt wurde und auch mir erst nachher einfiel, da ich froh war, eine Weile den Kalender vergessen zu dürfen. Wie freute es mich aber hinterdrein, den Tag, den ich auch sonst nicht leicht zu feiern unterlasse, diesmal unabsichtlich in so vielfältiger Erinnerung an Ihn, in seiner Vaterstadt, an seiner Statue, vor seinem Geburtshause, im Gespräch mit einem Manne, der ihm nahe gestanden und ihm ein treues Andenken bewahrt hat, verlebt zu haben. Schopenhauer fing an, vom „Tasso" zu reden. Mit Unrecht werde dieser von Vielen für eine Selbstschilderung des Dichters genommen. Diese Auffassung sei gewiß irrig, äußerte ich; aber im Allgemeinen, als Dichtergenie, und in einzelnen, wohlverarbeiteten Zügen zeichne sich Goethe doch in dem Stücke.

Hierwider hatte Schopenhauer nichts. Er fügte hinzu, besonders auch die Hingebungsfähigkeit seines Tasso habe Goethe gehabt, und sagte mir hiermit nichts Ueberraschendes, da ich das Geschwätz von Goethe's Egoismus längst auf seinen Werth zurückzuführen wußte. Mit äußerster Rührung gedachte Schopenhauer namentlich, wie der herrliche Mann im Jahre 1806, als die Franzosen seinen Herzog bedrängten, sich gegen Falck aussprach: „Was wollen sie denn von ihm? Er wird sein Land verlassen müssen; dann will ich ihm ins Elend folgen und den Leuten zurufen: das ist der Herzog von Weimar!" Die Sache steht ausführlich in Falck's Buch; Schopenhauer hat sie noch mündlich vom Verfasser gehört. In Turin habe er einst den „Tasso" von Goldoni, eine Komödie, gesehen. Die Schlußscene sei so gut, daß Goethe sie gewiß gern aufgenommen hätte, würde er nicht den Vorwurf der Nachahmung gescheut haben: Tasso zieht den Degen, der Fürst befiehlt, ihn ins Irrenhaus zu bringen, da erscheinen drei römische Gesandte und bitten sich ihn zur Krönung aus, worauf der Fürst ihn cedirt (eine Aenderung freilich, von welcher der Kritiker gewiß ohne Weiteres zugegeben haben würde, daß sie sich nicht auf den Schluß hätte beschränken können). Wenn man im „Tasso" eine allgemeine Idee sehen wolle, die jedoch, wie immer bei Kunstwerken, ungenügend sei, so könne man sagen: der Weltmann und der Dichter. Er habe neulich das so betitelte Werk Klinger's wieder vorgenommen und ziemlich Gefallen daran gefunden.

Ganz kürzlich hatte er das neueste Werk Richard Wagner's, das dieser ihm zugeschickt, gelesen, den „Ring des Nibelungen". Er stellte Wagner überhaupt hoch als Dichter, dagegen mit der „Gütergemeinschaft", die derselbe zwischen Poesie und Musik einführen wolle, sei er nicht einverstanden; jede der beiden Künste habe ihre eigene Wirkung. Er hatte eine Wagner'sche Oper in Frankfurt gehört und gedachte deren noch andere zu besuchen. Auch den „Ring des Nibelungen" lobte er als poetisches Werk; die Sprache sei durchgehends des Gegenstandes würdig, was bei diesem Stoffe viel sagen wolle. Die Aufführung jedoch werde sehr schwierig sein, da die Scene zum Theil unter dem Rhein spiele und viererlei Personen vorkämen: Riesen, Zwerge, Götter und Menschen. Das Gedicht enthalte übrigens Unmoralisches: eine Frau gebe dem Feinde ihres Mannes, der Jenen gastfreundlich aufgenommen, Waffen in die Hand, ja sich selbst gebe sie ihm hin, in welcher Hinsicht es zum Aeußersten komme, wo es dann heiße: der Vorhang fällt schnell. Die Poesie solle nicht moralisiren, aber auch nicht unmoralisch sein.

Von Politik war nicht unter uns die Rede. Nur ein Wort meines Pessimisten über die Schweiz gehört hierher: sie sei wie zurecht gelegt zum Tranchiren, wegen der Verschiedenheit ihrer Nationalitäten; nur ihre Armuth schütze sie und daneben die Absicht, ein republikanisches Warnungsbeispiel zu conserviren.

Ich führe zum Schlusse an, was Schopenhauer mir über mich selbst und meinen „Kaufmann" sagte. Schon was er vorhin gegen das Aufsuchen allgemeiner Ideen und das Moralisiren bei Kunstwerken bemerkte, sollte eine Beziehung auf mich haben, und ausdrücklich sagte er mir in Betreff des Moralisirens: „In dieser Hinsicht haben Sie's versehen. Der Dichter stößt auf irgend einen Stoff, z. B. Shakespeare auf die Geschichte vom Shylock,

und denkt: daraus läßt sich etwas machen, und macht nun daraus sein Stück, ohne dabei an einen moralischen Satz zu denken." Ich entgegnete, meine Meinung sei nur, daß der Dichter den Stoff in einer gewissen einheitlichen Stimmung behandelte — was mein Kritiker zugab —, einer Stimmung, der ich nur insofern einen moralischen Bezug zuschrieb, als ich sie für eine gegen das Scheinwesen, wie es sich im menschlichen Treiben so breit macht, gerichtete erklärte — worüber nun nicht weiter gesprochen wurde[9]). Ich erwähnte nebenbei, daß Aristoteles in der Poetik zum Beleg, daß die Geschichte zuweilen selbst schon poetisch sei, sogar die Erschlagung eines Mörders durch die Statue des Ermordeten anführe. Das wäre freilich stark, erwähnte mein Kritiker, es stehe aber nicht in der Poetik und überhaupt nicht im Aristoteles; er habe diesen mit Ausnahme einiger naturwissenschaftlichen Sachen ganz gelesen. Die Stelle findet sich jedoch am Ende des neunten Capitels. Schopenhauer fand die Erzählung mit der Don Juan-Sage verwandt[10]).

Schopenhauer erkundigte sich auch nach meiner Amtsthätigkeit. Erziehungsdirection (ich war damals Secretär einer solchen) werde sein, was in Deutschland ein Unterrichtsministerium; es sei fatal, daß die Stellen bei uns von so kurzer Dauer seien; ich solle suchen, mich zu behaupten, man habe da doch einige Gelegenheit, auf die gelehrte Welt einzuwirken. „Hiervon habe ich bis jetzt wenig gemerkt," entgegnete ich, „und ich würde mir auch nicht gratuliren, wenn ich die Stelle lebenslänglich behalten müßte." Er fragte mich ferner, ob ich schon docirt hätte; ich mußte das — in Erinnerung an sein Urtheil über die Universitätsphilosophen — zu meiner Schande gestehen; doch wird es meine Strafbarkeit in seinen Augen gemildert haben, daß ich nur Philosophiedocent, nicht Philosophieprofessor, also nur des Versuchs, nicht des vollendeten Verbrechens schuldig bin und bis jetzt nur ein einziges Mal gelesen habe: aristotelische Logik zur Einleitung in die Philosophie, was er zu billigen schien. Auf seine Frage, ob ich seit der Schrift über den „Kaufmann" etwas Weiteres geschrieben habe, antwortete ich: Nein, es pressire mir auch nicht.

Als ich mich beim Abschied entschuldigte, ihn so lange in Anspruch genommen zu haben, nachdem ich übrigens schon früher hatte aufbrechen wollen, er mich aber zu bleiben eingeladen, so hatte er die Freundlichkeit, mir zu erwidern: „Bitte, Sie übertreffen meine Erwartungen." Dadurch würde ich mich nun bedeutend geschmeichelt gefunden haben, wenn ich mich nicht sogleich gefragt hätte, was er denn wohl von mir erwartet habe. Auch hatte ich ja in einer seiner Schriften (Parerga, I, 428) gelesen: „Jedenfalls soll man sich sorgfältig hüten, von irgend einem Menschen neuer Bekanntschaft eine sehr günstige Meinung zu fassen, sonst wird man in den allermeisten Fällen zu eigener Beschämung oder gar Schaden enttäuscht werden."

Es war 12½ Uhr vorbei, als wir uns die Hand zum Abschied reichten. Ich ging den Fluß entlang zum Mittagessen in die „Mainlust". Hier kam über Tisch ein Herr, ohne die mindeste Veranlassung von meiner Seite, mit seiner Gesellschaft — es schienen Badegäste aus Soden zu sein — auf Schopenhauer zu reden und erzählte von ihm als einer Stadtmerkwürdigkeit, einem Sonderling, der fast nur mit seinem Pudel Umgang habe und mit ihm wie mit einem Menschen spreche. Um zu sehen, bis in welche Kreise diese Bekanntheit

reiche, sagte ich am Abend zu meinem Wirth, einem behäbigen, ehrsamen Sattlermeister, bei dem mir vom überfüllten Gasthof aus (es war Messezeit) ein Zimmer angewiesen worden war: ich sei den Morgen bei Herrn Dr. Schopenhauer gewesen. Aber so weit, d. h. um die Ecke herum in das erste beste Haus der Fahrgasse hinein, war sein Ruhm noch nicht gedrungen. Der Mann that sich etwas darauf zu gute, daß er „diesen Herrn" nicht kenne: „Die vornehmsten Leute können hier wohnen, Prinzen und Könige aus- und einfahren, der Frankforter Borjer kümmert sich nichts drum. Das macht, wissen Sie, weil wir eine republikanische Verfassung haben."

Anmerkungen.

Hinzugefügt nach dem Erscheinen des Buches von Lindner und Frauenstädt: „A. Schopenhauer", Berlin 1863 (die im Folgenden citirten Briefe an Frauenstädt sind alle diesem Buche entnommen).

[1]) Sie verfuhr nach ein für allemal erhaltener Weisung. Schopenhauer erzählt in dem Briefe an Frauenstädt vom 23. September 1855 mit einem gewissen Triumph in Betreff eines Philosophieprofessors, der ihn kennen lernen wollte: „Meine Alte weiß Bescheid und brachte mir erst seine Visitenkarte herein (sie spielt jetzt die Rolle der Haushälterin Haydn's im Ochsenmenuett) und er wurde nicht vorgelassen."

[2]) Vergl. Brief an Frauenstädt vom 23. December 1855. Das Bild ist nach dem Tode Wiesike's (1883) in das Germanische Museum in Nürnberg gekommen.

[3]) Gemeint ist (Brief an Frauenstädt vom 7. September 1855) der Bildhauer Eduard Schmidt von der Launitz, der, ein Schüler Thorwaldsen's, das Denkmal Gutenberg's in Frankfurt a. M. schuf, wo er am 12. December 1869 gestorben ist.

[4]) Wenn ich nicht irre, war es das einige Jahre darauf in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd", 1860, Nr. 58, veröffentlichte: „An A. Schopenhauer. Der Fremdling im Vaterlande". Von Marie v. Gayette.

[5]) Vermuthlich Derselbe, von dem er Frauenstädt am 29. Juni 1855 erzählt hatte.

[6]) Vergl. Brief an Frauenstädt vom 15. Juli 1855. Die Zeitangabe lautet hier bestimmter so: „Mein Pessimismus ist von 1814—1818 (da er complett erschien) erwachsen, welches die hoffnungsreichste Zeit nach Deutschlands Befreiung war."

[7]) Ebenso Brief an Frauenstädt vom 29. Juni 1855.

[8]) Derselbe Titel in den Briefen an Frauenstädt vom 21. August 1852 und 17. August 1855.

[9]) Schopenhauer hatte den Tadel in dem Briefe an Frauenstädt vom 11. Mai 1854 so formulirt: „So in der Manier Gervini dem Shakespeare abstracte, moralische Begriffe untergelegt." Hierüber glaube ich mich mit meinem Kritiker in dem Gespräch einigermaßen verständigt zu haben. Und speciell dem Vorwurf des „Abstracten" glaube ich schon in meinem Schriftchen (siehe z. B. S. 121) zur Genüge vorgebeugt zu haben. Es folgte dann noch die wunderliche Bemerkung: „Studium meiner Philosophie, meint er? — Keine Spur." Wunderlich darum, weil es doch viel wunderlicher gewesen wäre, wenn ich in der Welt des Shylock, der Portia u. s. w. an die „Welt als Wille und Vorstellung" gedacht hätte. Gleichwohl bekenne ich mich hier schuldig, da ich in meinem kurzen Begleitschreiben zu der Zusendung die Hoffnung ausgesprochen hatte (des Wortlauts erinnere ich mich nicht genau), daß der Empfänger das Studium seiner Philosophie nicht ganz verkennen werde, wobei ich einfach daran dachte, daß den pessimistischen Philosophen meine Behandlung des Antonio ein wenig anheimeln werde. Er seinerseits glaubt offenbar — was ihm freilich näher lag — daß ich damit meine Arbeit als eine überhaupt im Geiste seines Systems geschriebene bezeichnen wolle. Nach meinem Besuche bei ihm hat er mich wenigstens für „sehr belesen in seinen Werken" erklärt (Brief an Frauenstädt vom 7. September 1855).

[10]) Haben wir hier vielleicht gar die Urgestalt des steinernen Gastes? Auch Dion Chrysostomos, or. XXX, S. 96, erzählt von einem solchen Falle.

Griechenland unter den Römern[1].

Von

L. Friedlaender.

I.

Der lang und heiß ersehnte Friede, den August's Alleinherrschaft endlich der bis zum Tode erschöpften Welt gab, wurde nirgends mit so großer Freude und Dankbarkeit begrüßt als in Griechenland. Kein anderes Land schmachtete in einem so tiefen Abgrunde des Elends. Die Verheerungen, die Griechenland in den mithridatischen und den Bürgerkriegen erlitten hatte, konnte es nie völlig verwinden. Fast drei Jahre lang war es das Schlachtfeld der auf beiden Seiten mit äußerster Anspannung aller Kräfte geführten Kämpfe zwischen Sulla und den Feldherren des Königs von Pontus und wurde von beiden Parteien gleich schonungslos ausgebeutet, mißhandelt und verwüstet. Wenn die meisten zu Mithridates übergetretenen griechischen Kleinstaaten ihren Abfall von Rom schwer zu büßen hatten, so verfuhren die Führer der königlichen Heere nicht minder hart und grausam mit den den Römern treu gebliebenen. Einer derselben, Menophanes, ließ nach der Einnahme von Delos gegen 20000 Menschen niedermetzeln, verkaufte die Uebrigen als Sklaven und machte die Stadt dem Erdboden gleich. Von dieser Zerstörung hat sich die einst als Hauptstation des Handels zwischen Orient und Occident blühende Insel nicht mehr erholt. Ein Reisender, der sie etwa 250 Jahre später besuchte, fand sie (außer der dort zur Bewachung des Apollotempels liegenden athenischen Garnison) so gut wie menschenleer. Nur eine kurze Periode des Aufathmens war dann dem ruinirten und entvölkerten Lande gegönnt. Aufs Neue hatte es während der fast zwanzig Jahre währenden Kriege der ersten und zweiten Triumvirn aufs Schwerste zu leiden, deren Entscheidungen an seinen

---

[1]) Mommsen hat diesen Gegenstand im fünften Bande seiner „Römischen Geschichte" mit der ihm allein eigenen Meisterschaft und für seinen Zweck erschöpfend behandelt. Ich habe hier vorzugsweise Erscheinungen und Zustände in Betracht gezogen, die er ausgeschlossen oder nur flüchtig berührt hat, weil ihre Darstellung für das von ihm gegebene, in jeder Beziehung vollendete Gesammtbild entbehrlich oder ungeeignet war.

Grenzen und an seiner Küste fielen. Plutarch hatte noch von seinem Urgroßvater gehört, wie die sämmtlichen Bürger seiner Vaterstadt Chäronea gezwungen worden waren, unter Geißelhieben ihr letztes Korn auf dem Rücken zur Verladung für das Heer des Antonius nach dem nächsten Hafen zu tragen, da sie Sklaven und Lastthiere nicht mehr besaßen; wie dann, als der zweite Transport abgehen sollte, die Nachricht von der Schlacht bei Actium als erlösende Freudenbotschaft eingetroffen war, und wie Octavian nach seinem Siege vor Allem die in seine Hände gefallenen Getreidevorräthe unter die hungernde Bevölkerung Griechenlands vertheilt hatte.

Auf die entsittlichenden, die schlimmsten Instincte und Leidenschaften entfesselnden Wirkungen dieser entsetzlichen Zeiten, die Greuelthaten der Bedrücker, die Leiden, die Verwilderung und die Verzweiflungsthaten der Unterdrückten fällt nur ein einziges flüchtiges Streiflicht durch einen ebenfalls aus der Localtradition von Chäronea stammenden Bericht Plutarch's. Dort war in der Zeit der mithridatischen Kriege von einem alten, schon in den Perserkriegen durch Tapferkeit ausgezeichneten Geschlecht nur noch ein verwaister, schöner Jüngling übrig, Damon, nach einem Ahnherrn auch Peripoltas genannt. Als diesem von einem Führer einer in Chäronea überwinternden römischen Cohorte die äußerste Schande drohte, verband er sich mit fünfzehn Genossen; sie schwärzten ihre Gesichter bei Nacht mit Ruß, und nachdem sie starken Wein getrunken, überfielen sie bei Tagesanbruch den auf dem Marktplatz opfernden Römer, tödteten ihn und viele der Seinigen und verließen die Stadt. Um nicht von den Römern als mitschuldig zur Rechenschaft gezogen zu werden, verurtheilte der Rath von Chäronea sie zum Tode. Aber als die städtischen Beamten Abends beim Mahle saßen, brach Damon mit seinen Genossen ins Rathhaus ein, tödtete Alle und floh abermals aus der Stadt. Zufällig berührte bald darauf Lucullus auf einem Marsche den Ort; er untersuchte den Fall und überzeugte sich von der Unschuld der Stadtbewohner. Damon, der die Umgegend mit Raub und Plünderungen heimsuchte, wurde von ihnen durch Versprechungen in die Stadt gelockt und, nachdem man ihn durch Uebertragung eines Ehrenamtes in Sicherheit eingewiegt hatte, in einem Dampfbade getödtet. Da man dort lange Zeit ein Stöhnen hörte und Gespenster sah, vermauerte man die Thür des Dampfbades, aber noch in Plutarch's Zeit wurden die Anwohner durch die unheimlichen Laute und Erscheinungen beunruhigt. In Phokis lebten damals noch Einige von Damon's Geschlecht, die man die Berußten nannte. Nach seiner Ermordung hatte die Nachbarstadt Orchomenos einen römischen Rabulisten gemiethet, um die mit ihnen verfeindete Gemeinde von Chäronea wegen jener Ereignisse beim Statthalter von Macedonien zu verklagen. Glücklicher Weise konnte diese sich auf das Zeugniß Lucull's berufen und entging so einer großen Gefahr. Man errichtete dem römischen Feldherrn, dessen zufälligem Durchzuge die Stadt ihre Rettung verdankte, eine Statue auf dem Markt neben dem Standbilde des Bacchus und bewahrte ihm ein pietätvolles Andenken; als Plutarch zweihundert Jahre nach jenen Ereignissen seine Biographie verfaßte, hoffte er, ihm ein zweites schöneres Denkmal zu stiften. Eine solche von Geschlecht zu Geschlecht auf so

späte Nachkommen vererbte Dankbarkeit für die bloße Ablegung eines Zeugnisses läßt ermessen, was Chäronea ohne diese zu befürchten gehabt hätte. Plutarch berichtet übrigens ein Beispiel einer noch länger bewahrten Dankbarkeit. Die Stadt Chalcis auf Euböa hatte im Kriege der Römer mit König Antiochus von Syrien auf der Seite des Letzteren gestanden. Das harte Loos, das ihr deshalb bevorstand, wendete Titus Quinctius Flamininus durch seine Fürbitte ab. Noch nach dreihundert Jahrhunderten wurde er in Chalcis wie ein Gott verehrt; man ernannte ihm einen Priester und brachte ihm Opfer, bei welchen ein Lobgesang auf ihn angestimmt wurde; die Schlußworte lauteten: „Singt ihr Mädchen den großen Zeus und Rom und Titus und die römische Treue! Heil Dir, Titus, Erretter!"

Wie sehr sich Griechenland auch während der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte erholte, so blieben doch ganze Landschaften, wie Aetolien, verödet, und auch in den bewohnten erreichte die Bevölkerung nicht mehr die Höhe der Zeit vor den mithridatischen Kriegen. An der allgemeinen Entvölkerung, sagt Plutarch, die durch die früheren Umwälzungen und Kriege in der ganzen Welt herbeigeführt sind, hat Griechenland den größten Antheil gehabt. Freilich hat er sehr übertrieben, wenn er behauptet, das Land vermöge nicht mehr 3000 Hopliten aufzustellen, so viel als das kleine Megara einst zur Schlacht von Platää entsandte. Das Festland der Provinz Achaja (d. h. Griechenland bis zum Achelous und den Thermopylen, also ohne Thessalien und Epirus) zählte außer zahlreichen Dörfern und kleinen Orten noch hundert größere, in denen ein städtisches Leben bestand.

Zu der Entvölkerung Griechenlands gesellte sich die äußerste Verarmung. Zur Aussaugung des Landes hat das römische Regiment während der Zeit der Republik mittelbar und unmittelbar kaum weniger beigetragen als die Kriege. Die Leiden der unterworfenen Länder unter der scheußlichen Satrapenwirthschaft jener Zeit kann man sich kaum groß genug vorstellen. Griechenland gehörte damals zur Provinz Macedonien. Dem L. Piso Cäsoninus, der sie fast drei Jahre lang (57/56 v. Chr.) verwaltete, wirft Cicero Schandthaten jeder Art vor, besonders aber Erpressungen und Plünderungen im größten Maßstabe. Zu diesen habe er auch die Waarenzölle und die Getreidelieferungen benutzt; drei Jahre lang sei er in der Provinz der einzige Besitzer, Abschätzer und Verkäufer von Getreide gewesen. Das ganz erschöpfte Byzanz habe er mit einer Garnison belegt, um den unglücklichen Einwohnern das Letzte abzupressen. Das Recht habe er an die Meistbietenden verkauft, mehrfach Hinrichtungen Unschuldiger für Geld vollstreckt, einen alten Mann zu Tode peitschen lassen, die vornehmsten Mädchen gezwungen, sich in Brunnen zu stürzen, um ihre Ehre zu retten. Alle Tempel, Haine und heiligen Orte in Achaja habe er ihres Schmuckes und ihrer Bildwerke beraubt. Als sogenannte freiwillige Beisteuer zu einem ihm niemals bewilligten Triumph habe er von den Griechen 100 Talente (471 500 Mark)[1]) eingetrieben. Das ganze Land sei zerfleischt, geplündert, entvölkert, zu Grunde gerichtet. Mögen nun auch

[1]) 1 Talent = 6000 Drachmen = 4715 Mark, 1 Drachme = 79 Pf.

diese Anklagen eines leidenschaftlichen Gegners (von denen hier nur ein Theil wieder gegeben ist), vielfach übertrieben sein, so wirft doch Cicero dem Piso kein Verbrechen vor, wovon es nicht feststeht, daß andere Statthalter es begangen haben. In der That waren unter den Beilen der meisten römischen Proconsuln die Bewohner der Provinzen niemals ihrer Ehre, ihres Vermögens und ihres Lebens sicher.

Am meisten aber trug zum Ruin der Provinzen das unselige System der Verpachtung der Steuern bei. Wo ein Steuerpächter ist, sagt Livius, gibt es für die Unterthanen weder Recht noch Freiheit. Ihre unter dem Schutz der Statthalter durch die härtesten Zwangsmaßregeln verübten Erpressungen waren es hauptsächlich, die die Provinzialen den römischen Wucherern in die Hände trieben. Diese siedelten sich sofort in jedem neu eroberten Lande an, monopolisirten so viel als möglich das Geldgeschäft und beuteten die Bevölkerung, oft genug unter Betheiligung der Statthalter, aufs Erbarmungsloseste aus. Zu welchen Abscheulichkeiten es dabei kommen konnte, würden wir uns kaum vorzustellen vermögen, wenn wir nicht zufällig über einen einzelnen Fall durch einige Briefe Cicero's unterrichtet wären. Marcus Brutus, der Mörder Cäsar's, hatte der Stadt Salamis auf Cypern unter fremdem Namen eine Summe Geldes zu 48 Procent geliehen, obwohl das gesetzliche Maximum des Zinsfußes in der Provinz Cilicien, zu der Cypern gehörte, 12 Procent war. Sein Agent M. Scaptius verlangte von den Salaminiern, Zins auf Zins gerechnet, 200 Talente statt 106 und erhielt zur Eintreibung dieser Forderung von dem Statthalter von Cilicien, Appius, ein Commando und eine Reiterabtheilung, mit deren Hülfe er die Einwohner mißhandelte und die Rathsherren so lange einsperrte, bis fünf Hungers gestorben waren. Cicero, der 51 v. Chr. an die Stelle des Appius trat, nahm dem Scaptius das Commando und die Reiter, obwohl Brutus in anmaßenden und schroffen Briefen die Erwartung aussprach, daß er ihm beides lassen würde, und Cicero's Freund, Atticus, diesen Wunsch befürwortete. Die Salaminier erboten sich, das Capital nebst 12 Procent, den auch nach Cicero's Edict höchsten zulässigen Zinsen, abzuzahlen und zu deponiren. Cicero konnte nicht umhin, ihnen Recht zu geben, wagte aber nicht, Brutus zu erzürnen; er nahm die Deposition des Geldes nicht an und ließ Brutus auf die Zukunft, d. h. einen gewissenloseren Statthalter, hoffen. Dies war der Schutz, den die Provinzialen unter einer musterhaften Verwaltung genossen.

Ob dieser Fall ein ganz ungewöhnlicher war, muß dahingestellt bleiben. Cicero verräth mit keinem Wort, daß er über das Verfahren des Brutus besonders erstaunt war, und dieser war ein durch seine Tugend und Rechtschaffenheit berühmter Mann. Atticus, der seine Schandthaten nicht einmal gemißbilligt zu haben scheint, wurde von den Athenern durch Ertheilung des Bürgerrechts und eine Statue geehrt, hauptsächlich weil er für ein der Stadt vorgestrecktes Capital nur mäßige Zinsen verlangte, die er aber zur Verfallzeit unerbittlich eintrieb. Uebrigens sollte Cicero noch gegen einen anderen Schuldner des Brutus einschreiten, den König Ariobarzanes von Cappadocien, der durch die Erpressungen und den Wucher der Römer verarmt war und dem Pompejus

allein monatlich 33 attische Talente (155 610 Mark) zahlte, die nicht einmal zur Abtragung der Zinsen genügten. Dem Brutus versprach er innerhalb sechs Monaten 200 Talente zu zahlen und zahlte während der Statthalterschaft Cicero's wirklich 100.

In der Kaiserzeit besserte sich die Lage aller Provinzen erheblich durch die Wiederherstellung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit, eine strengere Beaufsichtigung der Statthalter, eine bessere Vertheilung der Lasten, eine wesentliche Beschränkung und Modificirung des Systems der Steuerverpachtung, endlich durch oft aufs Freigebigste gewährte Unterstützungen und Zuwendungen aus der Reichskasse. In mehr als einer Beziehung wurde Griechenland von allen übrigen Provinzen bevorzugt. Die Römer vergaßen nie, was sie ihm verdankten. So geringschätzig sie meistens von den Griechen, als entarteten Nachkommen edler Ahnen, reden, so haben sie doch der Nation viel von der Pietät und Ehrfurcht dankbarer Schüler gegen ihre Lehrer bewahrt, und ebenso haben die Griechen nie das Bewußtsein der unermeßlichen Ueberlegenheit ihrer Cultur über die römische wie jede andere verloren und bei aller sklavischen Unterwürfigkeit gegen ihre Herren sich immer noch als das erste Volk der Welt, als „die Aristokraten des Menschengeschlechts"[1]) gefühlt. Diese Ansprüche fanden bei den Römern im Laufe der Zeit immer willigere und allgemeinere Anerkennung, und in der Kaiserzeit wurde der Philhellenismus vielfach als Beweis seiner Bildung zur Schau getragen. Der jüngere Plinius schreibt an einen Freund, der mit dem Auftrage, in den freien Städten (besonders Athen und Sparta) geordnete Zustände herzustellen, nach der Provinz Achaja ging: er möge bedenken, daß er nach jenem wahren und eigentlichen Griechenland gesandt sei, wo zuerst Cultur und Wissenschaft entstanden, selbst der Ackerbau eingeführt sein solle, zu Menschen und zu Freien, die beides im höchsten Sinne des Wortes seien. Er möge den alten Ruhm verehren und auch das Alter selbst, das an Menschen ehrwürdig, an Städten heilig sei. Er möge selbst für die Legenden Achtung zeigen und Keinen in seiner Würde, seiner Freiheit, selbst in seiner Großthuerei verkürzen. Er möge im Auge behalten, es sei Athen, das er betrete, Sparta, das er regiere: beiden den ihnen noch gebliebenen Schatten und Namen der Freiheit zu entreißen, würde hart, grausam, barbarisch sein. Bei der Erinnerung, was jene Staaten einst gewesen, möge er nicht Verachtung empfinden, weil sie es nicht mehr seien. Hochmuth und Schroffheit mögen ihm fern bleiben. Es sei traurig, wenn die Macht ihre Stärke durch Mißhandlungen Anderer erweise, wenn Ehrfurcht durch Schrecken erworben werde; viel mehr als die Furcht vermöge zur Erreichung dieses Zweckes die Liebe.

Offenbar waren auch diese letzten Ermahnungen nicht überflüssig. Auch damals waren nicht alle Statthalter Griechenlands von dem Gefühl beseelt, auf geweihtem Boden zu stehen, und Uebergriffe der römischen Beamten, die straflos blieben oder sehr gelinde bestraft wurden, werden auch in dieser Provinz schwerlich selten gewesen sein. Etwa zehn oder zwölf Jahre später, als

[1]) Ein Ausdruck Turgenjew's.

Plinius seinen Brief schrieb, ermahnt Juvenal die Abkömmlinge hoher Ahnen, denen eine Statthalterstelle zu Theil wird, mit den Provinzialen Mitleid zu haben, denen das Mark bereits aus den Knochen gesogen sei, ihr Gefolge und ihre Gemahlinnen von Plünderungen abzuhalten, nicht durch schöngelockte Pagen die Urtheile ihrer Tribunale verhandeln zu lassen. Jedenfalls sei es rathsam, die rauhen und tapferen Bevölkerungen Galliens, Spaniens, Illyriens und Afrika's nicht zu sehr zu reizen; die unkriegerischen Rhodier und das üppige Korinth könne man ungestraft verachten; von Leuten, die sich die Haut mit Harz glatt rieben, sei nichts zu befürchten. Wenn er sagt, es gebe nicht mehr viel zu plündern, hatte er vorzugsweise die Länder griechischer Zunge im Auge. Die Bilder, Statuen und Silberarbeiten der größten Meister hätten schon Verres und dessen Zeitgenossen entführt; jetzt sei höchstens etwa noch ein gutes Bild eines Hausgottes in einer kleinen Capelle übrig. Juvenal unterschätzte den Reichthum Griechenlands an Kunstwerken sehr. Er blieb auch nach einer systematischen Plünderung Nero's, dessen zum Kunstraube ausgesandter Commissar „kein Dorf überging“, noch erstaunlich groß, und diese Schätze werden die Gier der Römer immer am meisten gereizt haben.

Selbst die Ehre des Besuchs ihrer römischen Bewunderer mußten die Griechen zuweilen theuer bezahlen. Die Städte, die vornehme oder hochgestellte Römer berührten oder für einige Zeit zum Aufenthalt wählten, konnten in der Regel nicht umhin, sich mindestens durch feierliche Einholungen, Adressen und Ehrendecrete, die Errichtung einer oder mehrerer Statuen für diese Bevorzugung erkenntlich zu zeigen. Aber auf eine so wohlfeile Weise konnten sie sich nicht immer abfinden. Als Marc Anton 32 v. Chr. mit Cleopatra in Athen einen glänzenden Hof hielt, wurden ihm die ausschweifendsten Huldigungen dargebracht; man verehrte ihn unter dem Namen des neuen Dionysos als Gott und verlobte ihn mit der Stadtgöttin Athene, worauf er ein Hochzeitsgeschenk von einer Million Drachmen oder 1000 Talenten verlangte und erhielt. Das ungeheure Gefolge, das Nero auf seiner Kunstreise durch Griechenland im Jahr 67 v. Chr. begleitete, und zu dem auch Tausende von geschulten Beifallrufern und -klatschern gehörten, wird mit einem gegen die Parther ausziehenden Heere verglichen und soll in Griechenland wie das Heer des Xerxes gehaust, Erpressungen, Plünderungen und Gewaltthaten jeder Art verübt haben. Am meisten Uebles wurde dem Eunuchen Sporus und einer Gavia Crispinilla nachgesagt; von dieser, der Oberaufseherin der kaiserlichen Anzüge, hieß es, sie habe alle Griechen nackt ausgezogen.

Die damalige Natur des Landes war von der heutigen nicht sehr verschieden. Es hatte schon im Alterthum wenig Wald. Schon Eupolis, ein Zeitgenosse des Aristophanes, ließ in einer Comödie einen Chor der Ziegen ein langes Verzeichniß von Baum- und Straucharten vortragen, deren Gedeihen sie durch Abrupfen von Zweigen und Blättern unmöglich machten. Der Getreidebau war in dem kleinen, gebirgigen Lande zu allen Zeiten gering. Von den jetzt angebauten Culturpflanzen waren Reis, Mais, Tabak und die

Agrumi dem Alterthum unbekannt; auch der Bau der Korinthen (Beeren von verwildertem Wein, den die Venetianer in der Gegend von Korinth weit verbreitet fanden und seit 1580 anbauten, und mit dem 1875 36 000 Hektar bepflanzt waren) ist modern; auch die charakteristischen Gestalten des Cactus und der Aloe fehlten der antiken Landschaft. Der Export des Oels kann bei dem Umfang und der Ergiebigkeit der Olivencultur in Italien, Istrien, Südfrankreich und Spanien kaum von Belang gewesen sein. Von den Weinen scheinen nur die von Chios und Lesbos ihren Ruf behauptet zu haben; dagegen blieb der attische Honig bis ins späteste Alterthum gesucht, und die wohlriechenden Essenzen aus Griechenland waren sehr beliebt. Der nur in Elis gedeihende und dort fleißig angebaute gelbe Byssus (eine Art feinen Flachses) wurde in Paträ zu Haarnetzen und anderen Stücken der weiblichen Kleidung von Frauen verarbeitet, deren Zahl so groß war, daß die weibliche Bevölkerung dort das Doppelte der männlichen betrug. Die lakonische und attische Wolle wurde sehr geschätzt; lakonische Mäntel wurden auch im Auslande getragen; die Wolle der attischen Schafe, die man zum Schutz gegen schädliche Einflüsse mit Fellen bedeckte, gehörte zu den feinsten Sorten und scheint namentlich zu Winterkleidern verarbeitet worden zu sein; auch attische Schuhe waren berühmt. Da in Folge der Verödung weite, ehemals bebaute Landstrecken als Weide benutzt wurden, hob sich die Pferdezucht, namentlich in Thessalien, Aetolien, Acarnanien, Epidaurus und Sparta. Die wichtigsten Landesproducte waren Purpur und Marmor. Den besten Purpur lieferten die an den Küsten von Sparta gefischten Schnecken; der doppelt gefärbte spartanische gehörte zu den theuren Sorten; kaiserliche Purpurfabriken in Achaja, Thessalien und Epirus scheinen unter Alexander Severus errichtet zu sein. Die sehr zahlreichen und verschiedenartigen Marmorbrüche (von denen Griechenland 1878 zur Weltausstellung in Paris 54 Proben sandte) gehörten mindestens größtentheils zum Domanialbesitz und wurden von kaiserlichen Sklaven und zur Zwangsarbeit verurtheilten Verbrechern ausgebeutet. Seit der Luxus der verschwenderischen Anwendung farbiger Steinarten in der Architektur aufgekommen war, der unter Hadrian seine größte Höhe erreichte, muß der Export des grüngeäderten Marmors von Karystos auf Euböa (Cipollino) und des grünen Serpentins von Tänaron, zweier in Rom sehr beliebter Sorten, sehr bedeutend gewesen sein; freilich kam er aus dem angegebenen Grunde der Bevölkerung wenig zu Gute. Dagegen wurde der Statuenmarmor großentheils im Lande selbst verarbeitet. Bei den Brüchen, die den besten Statuenmarmor lieferten, besonders am Pentelicon in Attica und auf der Insel Paros, werden sich Bildhauer und Steinarbeiter jeder Art vielleicht in nicht geringerer Zahl wie jetzt in Carrara angesiedelt haben. Noch ein Reisender des 15. Jahrhunderts, Cyriacus von Ancona, spricht bewundernd von der erstaunlichen Menge alter Kunstwerke auf Paros, und wie hier werden überall Sculpturen in Menge in den Brüchen von Statuenmarmor selbst ausgeführt worden sein; in denen von Naxos liegt noch heute ein 10,6 Meter langer Coloß des Apollo, den ebenfalls schon Cyriacus sah, unvollendet. Ueberhaupt muß die künstlerische wie die handwerksmäßige Arbeit in Marmor einem verhältnißmäßig

nicht kleinen Theil der einheimischen Bevölkerung lohnenden Erwerb geboten haben, wenn auch wohl die große Mehrzahl der griechischen Bildhauer und Steinmetzen ihn im Ausland suchte und fand. Denn nicht bloß war auch in Griechenland fort und fort ein großer Bedarf an Sculpturen aller Art, namentlich Ehrenstatuen, Grabdenkmälern, Votiv- und Cultusbildern und decorativen Bildwerken zu decken, sondern es wurde auch für den Export gearbeitet. In Philostrats Roman trifft Apollonius von Tyana im Piräeus ein nach Jonien bestimmtes Schiff, das mit kostbaren Götterbildern, theils von Gold und Marmor, theils von Gold und Elfenbein, befrachtet ist.

Der Großhandel war im ganzen römischen Reich in den Händen von orientalischen (namentlich Syrern), alexandrinischen und italischen Kaufleuten; Genossenschaften der letzteren finden wir in Griechenland auch an Plätzen zweiten Ranges, wie Argos, Elis und Mantinea. Als Handelsstadt war nur das an zwei Meeren gelegene Korinth bedeutend, das an Gütern aus allen Ländern und Meeren reich war. Der Piräeus war so verödet, daß in der Zeit des größten Wohlstandes Athens unter Marc Aurel ein dorthin verschlagener ägyptischer Dreimaster, die „Isis", als ein seltenes Schauspiel eine Menge von Neugierigen aus der Stadt herbeilockte.

In einer kaufmännischen Länderbeschreibung aus der Zeit Constantin's heißt es, Griechenland habe viel Gelehrsamkeit, erzeuge aber sonst wenig und sei hauptsächlich wegen seiner Schulen und seiner Beredsamkeit zu loben. In der That waren es die Wissenschaften, Künste, Kunsthandwerke und technischen Fertigkeiten, durch die ein unverhältnißmäßig großer Theil der griechischen Bevölkerung seinen Lebensunterhalt gewann, und zwar, da das kleine Land keine große Zahl von Künstlern, Gelehrten und Technikern ernähren konnte, meistens außerhalb der Heimath. Die geistige Ueberlegenheit Griechenlands über die Länder des Westens war ebenso unbestritten als die Italiens über den Norden schon im Mittelalter und der neueren Zeit und übte ähnliche Wirkungen. Wie die Italiener für die nordischen Länder, namentlich Deutschland, bis tief ins 18. Jahrhundert im Handel, der Fachgelehrsamkeit, den bildenden Künsten, der Diplomatie und Finanz, in den Geheimwissenschaften, in Musik und Schauspiel die Meister und Vorbilder waren, so die Griechen im späteren Alterthum, theils auf denselben, theils auf anderen Gebieten, für die westlichen Länder; und auch griechische Abenteurer, Glücksritter und Schwindler waren im kaiserlichen Rom ebenso stehende Figuren als italienische in den modernen Hauptstädten. Jahrhunderte lang fluthete der Strom der griechischen Emigration nach Westen. In Gallien, Spanien, Italien und Nordafrika lebten Griechen als Lehrer der für die höhere Bildung unentbehrlichen Wissenschaften, besonders Grammatik, Rhetorik und Mathematik, als Techniker, Ingenieure, Architekten, Bildhauer und Maler, als Virtuosen und Lehrer des Gesanges, der Zither und Flöte, als Tragöden, Comöden, Pantomimen, Seiltänzer und Gaukler, als Aerzte und Philosophen, als Astrologen, Wahrsager und Zauberer. Am zahlreichsten waren sie natürlich in Rom, der Stadt, die für Tugenden wie für Laster die höchsten Preise zahlte. Auch den kaiserlichen Höfen machten sie ihre angeborne Feinheit, ihre reiche Bildung, die An-

muth ihres Wesens, ihre Erfindungsgabe und Geschäftsgewandtheit ebenso unentbehrlich wie einst den Höfen von Susa und Persepolis; sie waren dort theils in officiellen, theils in halbofficiellen Stellungen oft genug einflußreiche und wichtige Personen. Mehrere kaiserliche Hausämter waren in der Regel mit Griechen besetzt oder immer, wie die griechische Kanzlei, das Studienamt, die Verwaltung eines Theils der Bibliotheken, und unter den ständigen Gesellschaftern der Kaiser werden sie meistens die Mehrheit gebildet haben. Seit dem Ende des ersten Jahrhunderts wurden auch Männer aus den angesehensten Familien der Provinz Achaja, sowie die weltberühmten Virtuosen der Beredsamkeit immer zahlreicher in den römischen Senat aufgenommen und bekleideten in Rom die höchsten Würden.

Unter Trajan klagt Juvenal, Rom sei eine griechische Stadt geworden: so sehr sei es von diesem fremden Gesindel überschwemmt, das übrigens nur zum geringsten Theil aus Achaja, zum größten von den Inseln oder aus Kleinasien stamme. Seine Erbitterung gegen diese Eindringlinge, die sich in allen Palasten einnisteten und die Gunst der Großen gewannen, war allem Anschein nach durch persönliche Erfahrungen geschärft. Wo ein Diphilus oder Hermarchus regiert, sagt er, ist für Römer kein Platz, da jene nach dem Fehler ihrer Nation einen Freund und Gönner niemals mit einem Anderen theilen, sondern immer allein besitzen wollen; haben sie in dessen nur zu bereitwilliges Ohr etwas von ihrem heimischen Gift geträufelt, so wird einem durch langjährige Anhänglichkeit bewährten Hausfreunde die Thür gewiesen. Daß sie die Lieblinge und oft die Gebieter ihrer Herren wurden, das verdankten sie nach Juvenal nicht bloß ihrer geistigen Gewandtheit, Schlagfertigkeit und Beredsamkeit, sondern weit mehr ihrer Dreistigkeit und Frechheit, ihrer Scrupellosigkeit und Ruchlosigkeit, ihrer Auskundschaftung der Geheimnisse des Hauses, vor Allem ihrer Meisterschaft im Heucheln und Schmeicheln. Sie verstanden es, die Rede eines Ungebildeten, das Gesicht eines Häßlichen zu loben, den langen Hals eines Schwächlings dem Stiernacken des Hercules zu vergleichen, eine abscheulich klingende Stimme zu bewundern, und das Alles so, daß man ihnen glaubte. Es war eine Nation von Comödianten, und ihr Spiel kam der Wirklichkeit völlig gleich. Lachte man, so brachen sie in ein schallendes Gelächter aus; sahen sie im Auge eines Freundes eine Thräne, so weinten sie; fror man, so zogen sie einen Wintermantel an; klagte man über Hitze, so schwitzten sie.

Während die Römer ihre Cultur so gut wie ganz den Griechen verdankten, ist der Einfluß der römischen Cultur auf die griechische, während der sechs bis sieben Jahrhunderte, in denen Griechenland eine römische Provinz war, wo zahlreiche Römer für die Dauer oder vorübergehend lebten und zahlreiche Griechen das römische Bürgerrecht erwarben, fast gleich Null gewesen. Während seit dem Beginn der außeritalischen Beziehungen Roms die Beherrschung der griechischen Sprache für jeden gebildeten Römer unentbehrlich war und blieb, war die Kenntniß des Lateinischen im ganzen Osten, wo das Griechische auch Amts-

sprache war, bis in die letzten Zeiten des Alterthums selten. Selbst Plutarch, der lange in Rom gewesen war und es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, jeder der beiden Nationen das Verständniß der anderen zu erleichtern, lernte erst spät und sehr mangelhaft Latein; und noch gegen Ende des 4. Jahrhunderts bedurfte Libanius, der Freund Julian's des Abtrünnigen, wenn er einen lateinischen Brief empfing, eines Dolmetschers. Während die römische Religion durch den Einfluß der griechischen bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt, die schattenhaften und unbestimmten Gestalten der römischen Götter von den lebensvollen Persönlichkeiten der griechischen so völlig verdrängt oder absorbirt wurden, daß ihr eigentliches Wesen schon in Cicero's Zeit ein Gegenstand der gelehrten Forschung war, findet sich in Griechenland (wo thrakische, orientalische, ägyptische Culte bereitwillige Aufnahme gefunden hatten), auch in der Zeit der Culmination der Göttermischung keine Spur der Verehrung von nationalen Göttern des herrschenden Volkes, wie des Janus, Silvanus, der Laren, Penaten und Genien. Selbst auf dem Gebiet, wo die Griechen am meisten Grund gehabt hätten, bei den Römern in die Schule zu gehen, in der Verwendung der Architektur zu bürgerlichen Zwecken, haben sie es nicht gethan; sie haben den Straßenbau sowie den der Wasserleitungen und Cloaken vernachlässigt. Die Frage Frontin's, ob mit den römischen Aquäducten die nutzlose Herrlichkeit griechischer Bauwerke zu vergleichen sei, ist der Ausdruck einer zwar einseitigen, doch nicht völlig unberechtigten Anschauung.

Doch daß römische Sitten und Unsitten hier und da in Griechenland eindrangen, war bei dem fortwährenden Wechselverkehr beider Nationen unvermeidlich. Es fehlte auch dort nicht an ungebildeten Emporkömmlingen, die die Prunksucht und das Protzenthum, das sich in Rom breit machte, zum Vorbilde nahmen. Ihre Purpurkleider und kostbaren Ringe, ihr großes Gefolge auf der Straße, ihre Wagen, Pferde und schönen Pagen, ihre Tische mit Elfenbeinfüßen, ihre kostbaren Pokale und Silbergeschirre, das Gedränge an ihren Thüren vom frühen Morgen an, die Unterwürfigkeit der ihnen Nahenden und die Grobheit ihrer riesigen Pförtner, die vor Geringeren die Thür zuwarfen — alles dies erinnerte an römische Muster. Doch in dem Lande, wo die Vermeidung aller Maßlosigkeit immer noch als höchste Norm der Lebensführung galt, blieben solche Erscheinungen vereinzelt und behielten etwas Exotisches. In Athen, wo man Bedürfnißlosigkeit als einen wesentlichen Bestandtheil der Lebensweisheit betrachtete und sich im Hinblick auf die aufreibende Ruhelosigkeit Roms der friedlichen Stille des Daseins doppelt freute, rühmte man sich, einen erzieherischen Einfluß auf die Fremden zu üben, die durch Breitspurigkeit ihres Auftretens zu imponiren glaubten und bald einsehen mußten, daß sie mit ihren Prachtgewändern und Scharen von Sklaven sich nur lächerlich machten. In dem zugleich als Lustort am meisten (besonders im Frühling) besuchten Badeorte Aedepsus in Euböa waren Schwelgerei und Ueppigkeit nicht so wie in dem römischen Luxusbade Bajä an der Tagesordnung; man fand dort eine angenehme Geselligkeit und vielfache Gelegenheit zu edleren Vergnügungen.

Die Gladiatorenkämpfe haben sich von dem mehr römischen als griechischen Korinth (der einzigen griechischen Stadt, in der sich ein Amphitheater nachweisen

läßt) auch nach anderen Orten verbreitet, und wurden unter Trajan in Athen in demselben Theater aufgeführt, über dessen Bühne zuerst die Gestalten des Aeschylus und Sophokles geschritten waren. Ein berühmter Philosoph soll seitdem Athen für immer gemieden haben. In der Verdammung des blutigen Schauspiels waren die Gebildeten einig, und niemals wurde es in Griechenland so allgemein als in dem nur halbhellenisirten Kleinasien oder vollends den westlichen Ländern.

Die Ablehnung des Fremden hing bei den Griechen mit dem Festhalten an allen alten Traditionen zusammen, und dies entsprang aus der auch in ihren Uebertreibungen verständlichen Pietät für ihre unvergleichliche Vergangenheit. Das Bewußtsein, dem Lande anzugehören, das einst so herrlich und groß gewesen war, und dem die Welt das Höchste und Beste verdankte, was sie besaß, ließ die Epigonen, anstatt ihnen ihre Herabgekommenheit noch fühlbarer zu machen, bis auf einen gewissen Grad die Kleinheit und Bedeutungslosigkeit ihres gegenwärtigen Daseins vergessen. Das Bedürfniß und die Fähigkeit, sich in die große Vorzeit zurückzuträumen, führte zu einer Art von geistigem Doppelleben, in dem Gegenwart und Vergangenheit in einander flossen, und die leidenschaftliche Sehnsucht nach der alten Herrlichkeit war mächtig genug, um selbst Einsichtigen die Möglichkeit ihres Wiedererstehens vorzutäuschen, den heraufbeschworenen Schattenbildern den Schein der Realität zu leihen und den Wahn zu nähren, daß mit der Beibehaltung und Wiederherstellung alter Formen und Namen auch deren Bedeutung und Inhalt wieder gewonnen werden könne. Obwohl das theuerste Gut des alten Hellas, die Freiheit, für immer dahin war, behielt ihr Name für griechische Ohren einen zauberischen Klang, und den beiden Römern, die die Freiheit Griechenlands verkündet hatten, ohne sie wirklich herstellen zu können, T. Quinctius Flamininus und Nero, blieben noch die spätesten Nachkommen dankbar wie für die größte Wohlthat. Einer gewissen Zuneigung für Nero konnte sich selbst Plutarch nicht erwehren, der so wenig in Illusionen befangen war, daß er meinte, ein größeres Maß von Freiheit, als die Römer dem Lande zu gewähren für gut fänden, würde ihm vermuthlich nicht zuträglich sein. Er hat in der Vision eines zum Leben zurückgekehrten Todten, dessen Seele schon dem Jenseits angehört hatte, die von ihr geschauten Qualen der Verdammten ausführlich geschildert. Die Seele Nero's, die (außer anderen Strafen) mit glühenden Nägeln durchschlagen war, sollte zu neuen Peinigungen eine zweite Geburt in einem Vipernleibe erdulden. Aber auf das Gebot einer Stimme, die plötzlich aus einem gewaltigen Lichte erscholl, ward ihr der Leib eines zahmen Thieres zum Aufenthalt angewiesen, das singend in Sümpfen und Seeen lebt; „denn die Götter seien dem Nero auch eine Belohnung schuldig, da er die Hellenen, das beste und gottgeliebteste Volk unter seinen Unterthanen, in Freiheit gesetzt habe". Pausanias sah in Nero's Entschluß, Griechenland für frei zu erklären, einen Beweis für die Wahrheit des Plutarchischen Satzes, daß die größten Verbrechen nicht von gewöhnlichen Menschen begangen werden, sondern einer edlen, aber durch schlechte Erziehung verderbten Natur entspringen. Natürlich verband sich mit der Sympathie für Nero eine

Abneigung gegen Vespasian, der Nero's Verleihung mit der Erklärung zurückgenommen hatte, die Griechen (die sofort in Hader und Parteiungen verfallen waren) seien unfähig, die Freiheit zu ertragen. Philostrat läßt seinen Apollonius von Tyana Vespasians dringende Einladungen in groben Briefen abweisen, worin er ihm vorwirft, Griechenland, das Nero eine neue Jugend verdankte, als ein zweiter Xerxes geknechtet zu haben.

Am theuersten blieben den Griechen, bis zum Ausgange des Alterthums, ein volles Jahrtausend hindurch, die Erinnerungen an die Schlachten der Perserkriege, durch die sie, wie Plutarch sagt, die ehernen Fundamente ihrer Freiheit gelegt und sie auch der ganzen übrigen Welt geschenkt hatten. Ihr Verlangen, sich im Glanz dieser Ruhmesthaten zu sonnen, war unersättlich, und die unzählige Male wiederholte Verherrlichung der Schlachten bei Marathon und den Thermopylen, des Leonidas und Miltiades fand bei griechischen Zuhörern stets eine ebenso begeisterte Zustimmung als bei einem schweizerischen Publicum der Preis der Siege von Murten und Sempach, Arnold's von Winkelried und Tell's.

Bei Marathon, wo man auf einem gemeinsamen Denkmal alle Namen der dort gefallenen Athener las, vernahm man in jeder Nacht ein Wiehern von Pferden und ein Getöse kämpfender Männer; wer mit der Absicht, es zu hören, dorthin kam, blieb nicht ungestraft; wer, ohne davon zu wissen, zufällig anwesend war, dem zürnten die Geister nicht. Der Tag der Schlacht wurde jährlich gefeiert, und außerdem ehrte die junge Mannschaft von Attica (die Epheben) die Todten durch Opfer und Niederlegung von Kränzen an dem Massengrabe. Am Tage der Schlacht von Salamis hielten die Epheben dort eine Regatta ab, betheiligten sich auch an dem dortigen Feste des Ajax, der den Griechen in der Schlacht zu Hülfe gekommen war, und rangen bei den dabei veranstalteten Kampfspielen mit den jungen Salaminiern um den Preis. Auf dem Marktplatz zu Sparta sah man Denkmäler des Leonidas und des Pausanias, der die Griechen bei Platää geführt hatte; an beiden wurden jährlich Reden gehalten und ein Kampfspiel gefeiert, an dem nur Spartiaten Theil nehmen durften. Die Gebeine des Leonidas, die Pausanias nach Sparta gebracht hatte, waren dort bestattet, und auf dem Denkmal waren die Namen der dreihundert bei den Thermopylen Gefallenen und ihrer Väter verzeichnet. Die bei Platää gegen die Perser gefallenen Griechen außer den Spartanern und Athenern ruhten in einem gemeinsamen Grabe gleich vor dem Thor, in dessen Nähe sich ein Altar Zeus' des Befreiers befand. An diesem brachte das vom Kaiser Hadrian zur Vertretung aller Städte der Provinz Achaja gestiftete Collegium der Panhellenen jährlich am Tage der Schlacht ein Opfer, wobei, wie es scheint, häufig zwischen Athen und Sparta Streit entstand, wem von beiden die Leitung der Feierlichkeit gebühre. In jedem fünften Jahre wurden Festspiele veranstaltet; für die Sieger beim Wettlauf in voller Waffenrüstung waren die werthvollsten Siegespreise ausgesetzt. Außerdem erfüllte die Stadt Platää die von ihr übernommene Verpflichtung, den auf ihrem Boden begrabenen Helden des Befreiungskampfes jährlich ein Todtenopfer zu bringen, und zwar in Plutarch's Zeit (600 Jahre nach der

Schlacht) in folgender Weise. An dem bestimmten Tage veranstaltete sie eine Procession, der ein das Kriegssignal blasender Trompeter voranging; dann folgten Wagen voll von Myrtenzweigen und Kränzen, ein schwarzer Opferstier und freie Jünglinge, die Spenden von Milch und Wein in Henkelgefäßen und Krüge voll Oel und wohlriechendem Wasser trugen, „denn kein Sklave," sagt Plutarch, „darf an diesem Dienst Theil nehmen, da jene Männer für die Freiheit gestorben sind." Den Zug beschloß der oberste Beamte von Platää (der in der ganzen übrigen Zeit weder Eisen berühren noch ein anderes als ein weißes Kleid anziehen durfte); mit einem Purpurchiton angethan, eine aus dem städtischen Archiv genommene Wasserurne tragend und ein Schwert in der Hand, ging er mitten durch die Stadt zu den Gräbern. Dann holte er Wasser aus der Quelle, wusch die Grabsteine ab, bestrich sie mit wohlriechenden Essenzen, schlachtete den Stier auf dem Scheiterhaufen, und zu Zeus, dem Befreier, und dem Todtenführer Hermes betend lud er die tapferen für Hellas gefallenen Männer zum Mahl und zur Blutspende. Dann mischte er den Wein im Krater, goß aus und sprach: „Ich trinke den Männern zu, die für die Freiheit von Hellas gefallen sind."

Es versteht sich, daß außer den Gedenktagen der Perserkriege noch zahlreiche andere gefeiert und neben den nationalen überall auch die localen Erinnerungen in Ehren gehalten wurden. So feierten die Thebaner den Sieg bei Leuktra, die Athener den Tag, an dem die Demokraten unter Thrasybul von Phyle aus die Stadt eingenommen und die Freiheit wiederhergestellt hatten, die Phoker in Plutarch's Zeit einen Sieg, den sie vor 500 Jahren über die Thessalier davongetragen hatten. An dem Grabe des Aratos in Sikyon wurde an seinem Geburtstage und an dem Tage geopfert, an dem er die Stadt von der Tyrannenherrschaft befreit hatte. Das Gefühl der Dankbarkeit gegen die großen Männer der Vorzeit vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht und erlosch niemals; noch in den spätesten Zeiten suchte man durch Fürsorge und Ehrenbezeigungen für ihre Nachkommen die Dankesschuld gegen sie abzutragen. Die Nachkommen des Antikrates, der Epaminondas in der Schlacht bei Mantinea verwundet hatte, genossen noch in Plutarch's Zeit (nach mehr als 400 Jahren) in Sparta Abgabenfreiheit. Die Nachkommen Pindar's wurden bei einem Götterfest in Delphi durch einen besonderen Antheil am Opferschmause geehrt. Plutarch, der diese Pietät gegen die Vorzeit echt hellenisch nennt, hatte sich bemüht, die Ansprüche eines von Herakles abstammenden Geschlechts auf die ihnen gebührenden Auszeichnungen zur Geltung zu bringen; denn man müsse die Nachkommen des Heroen aus Dankbarkeit für die Wohlthaten ehren, die er Griechenland erwiesen und für die er selbst weder Dank noch Vergeltung erhalten habe.

II.

Auch die Heroen galten als historische Personen, und Stammbäume wurden gern auf sie zurückgeführt. Ein Spartaner der römischen Kaiserzeit rühmt sich, in der 39. Generation von den Dioskuren, in der 41. von Herakles abzustammen; der große Redner Herodes Atticus, der 143 n. Chr. das Consulat

bekleidete, war ein Abkömmling des Hermes und der Tochter des Kekrops Herse, ein Messenier T. Flavius Polybius wird in einer Inschrift ein „wirklicher" Heraklide genannt. Die übermenschlichen Gestalten der als geschichtliche Ueberlieferung geltenden Sage, die durch Poesie und bildende Kunst eine so greifbare Lebendigkeit erhalten hatten, beschäftigten die Phantasie so viel und so lebhaft, daß man mit einigem guten Willen sich einbilden konnte, ihresgleichen wieder unter den Menschen wandeln zu sehen. Dio von Prusa sagt von einem hochgepriesenen Faustkämpfer, er habe den vielbesungenen Helden von Troja oder denen der Perserkriege nicht nachgestanden; hätte er damals gelebt, so würde er vollbracht haben, was jene vollbrachten. Die Cyniker suchten Herakles, ihr Vorbild und ihren Schutzheiligen, zuweilen auch in der äußeren Erscheinung zu copiren, wie z. B. einer ein Bärenfell und eine Keule trug, und Peregrinus Proteus endete sein Leben, in dem er ihm nachgeeifert hatte, wie er mit einer Selbstverbrennung. Wenn es auch Zufall ist, daß wir aus der Zeit der Antonine zwei Berichte von der Erscheinung eines neuen Herakles besitzen, so zeigt es doch, daß der Wunsch, die Wunder der Heroenzeit noch einmal zu erleben, stark genug war, um in empfänglichen Gemüthern den Glauben an die Wirklichkeit ihrer Wiederkehr zu erzeugen. Den Böoter Sostratos, heißt es in einer dem Lucian beigelegten Schrift, nannten alle Griechen Herakles und glaubten, daß er es sei. Riesenhaft war seine Gestalt und Stärke, er lebte auf dem Parnaß unter freiem Himmel, schlief auf hartem Lager, suchte und fand seine Nahrung im wilden Gebirge, und zu dem Namen, mit dem man ihn benannte, stimmten auch seine Thaten, die Vertilgung von Räubern, die Bahnung von Wegen, die Herstellung von Brücken. Den zweiten Herakles kennen wir aus der Beschreibung des Herodes Atticus, der in der damals beliebten Idealisirung des von keiner Cultur entstellten Urmenschenthums ein rhetorisches Cabinetstück liefern und zugleich mit einem außerordentlichen Erlebniß prunken wollte; bei der Ausmalung des von ihm entdeckten Kraftmenschen ins Uebernatürliche hat er offenbar auch Züge aus dem Volksglauben aufgenommen. Es war ein Jüngling, dem der erste Bart keimte, einem großen Kelten gleich, an acht Fuß groß, mit struppigen Augenbrauen, feurigem Blick, starkem Nacken, schöngewölbter Brust und festem Gang. Er kleidete sich in zusammengenähte Wolfsfelle, jagte Wildsäue, Schakale, Wölfe und wilde Stiere und zeigte Wunden aus Kämpfen mit solchen Thieren. Man sagte, er sei in Delion aus Böotien aus der Erde hervorgegangen; Herodes hatte gehört, seine Mutter sei ein Weib von solcher Stärke gewesen, daß sie Rinder weiden konnte, sein Vater aber der Heros, der in der Gestalt eines Bauern bei Marathon mit einem Pfluge viele Perser erschlug und dann verschwand, und dessen Bild man in Marathon sah. Auf die Frage, ob er unsterblich sei, hatte dieser Herakles geantwortet: langlebiger als ein Sterblicher. Er lebte von der Milch der Kühe, Stuten und Eselinnen und genoß von Zeit zu Zeit eine gewaltige Portion Mehl, die ihm die Bauern von Marathon und Böotien brachten; sie nannten ihn „Gutmann", weil er freundlich zu ihnen war. Er sprach ein reines Attisch (ohne diese Eigenschaft hätte ihn Herodes nicht als Heroen anerkennen können)

und sagte, daß dies nicht mehr in dem von Fremden überschwemmten Athen, sondern nur noch im Innern von Attica gesprochen werde. Ob er einer Festversammlung beigewohnt habe? Er habe am Gipfel des Parnaß den Wettkampf in der Musik bei den pythischen Spielen angehört; es sei nicht weise von den Griechen, Gesänge anzuhören, deren Texte die qualvollen Schicksale der Pelopiden und Labdakiden zum Gegenstande hätten; solche Mythen gäben, wenn sie Glauben fänden, Gedanken zu scheußlichen Thaten. Die gymnischen Wettkämpfe kamen ihm lächerlich vor; man möge einen Athleten bekränzen, wenn er einen Hirsch oder ein Pferd im Lauf besiege oder Bären und Stiere; mit diesen kämpfe er täglich, da es leider keine Löwen mehr in Akarnanien gebe. Als ihn Herodes zu einer Mahlzeit lud, sagte er zu, am anderen Tage in einen bestimmten Tempel zu kommen; dort solle ein großes Mischgefäß mit Milch gefüllt sein, die kein Weib gemolken habe. Er kam, beroch die Milch und erklärte, sie sei nicht rein, sondern rieche nach der Hand eines Weibes, und ging fort, ohne zu trinken. Herodes ermittelte, daß wirklich ein Weib gemolken habe, und erkannte, daß in dem Mann eine dämonische Natur sei.

Ueberall war man bestrebt, die alten Einrichtungen, Sitten und Gebräuche wieder herzustellen oder doch den Schein ihrer Fortdauer aufrecht zu erhalten; hier und da wurden sogar verschollene und unverständlich gewordene Benennungen wieder vorgesucht oder die Lettern einer vor Jahrhunderten außer Gebrauch gekommenen Schrift angewandt.

Kaiser Hadrian, ein ebenso großer Alterthümler als Philhellene, redigirte für die Athener auf ihre Bitte ein Landrecht aus den Gesetzen des Drako, Solon „und der Uebrigen". In Sparta muß in römischer Zeit die lykurgische Verfassung aufs Neue eingeführt worden sein, es gab sogar einen besonderen Interpreten für die Gesetze Lykurg's. Ihre Bestimmungen bestanden wenigstens dem Namen nach fort, besonders in der Jugenderziehung. Die ihr Amt antretenden Ephoren machten jedesmal bekannt, daß kein Spartaner einen Schnurrbart tragen und jeder den Gesetzen gehorchen solle; in einer Ehreninschrift wird die Correctheit des Gefeierten in der Beobachtung der väterlichen Sitten gerühmt. In der Literatur führte das Streben, die classische Prosa der besten Zeit wieder ins Leben zu rufen, zu dem sogenannten Atticismus, einer Schreibweise, in der jedes Wort verpönt war, das nicht aus den mustergültigen alten Autoren belegt werden konnte. Vielleicht ist auch der Archaismus in der bildenden Kunst in Griechenland entstanden.

In der Jugenderziehung behielt die Gymnastik ihre alte Bedeutung; „die guten Griechen," schreibt Trajan an Plinius, „hängen an den Gymnasien." Nach wie vor war die systematische Betreibung der Leibesübungen als eins der wichtigsten Bildungsmittel anerkannt, sie der hauptsächliche oder ausschließliche Zweck der Ephebeninstitute, die in allen bedeutenden griechischen Gemeinden von Massilia bis Berytus fortbestanden.

Am erstaunlichsten ist die Zähigkeit, mit der im Cultus die alten Traditionen festgehalten wurden. Die sehr verbreitete Annahme, daß der Götterglaube in den letzten Zeiten des Heidenthums bereits im Verfall gewesen

sei, ist völlig grundlos, und man begreift schwer, wie sie den das Gegentheil aufs Schlagendste beweisenden Zeugnissen der Literatur und der Denkmäler zum Trotz noch immer festgehalten werden kann. Die beiden dafür angeführten Erscheinungen, der Kaisercultus und das massenhafte Eindringen fremder Culte, sind keineswegs Symptome einer Abnahme des Glaubens. Jener konnte den frommen Verehrern der alten Götter, denen er als eine Entweihung des Heiligen widerstrebte, niemals Zweifel an der Wahrheit ihrer religiösen Ueberzeugungen erregen. Fremde und heterogene Culte hatten in Griechenland von jeher eine bereitwillige Aufnahme gefunden; daß sie seit der Entstehung des römischen Universalreichs in größerem Umfange eindrangen, war eine nothwendige Folge der gesteigerten Völkermischung und that der Landesreligion keinen Eintrag. Ein Verfall des Polytheismus hätte einen schnellen Sieg des Christenthums herbeiführen müssen, dem das Heidenthum gerade in Griechenland am längsten und hartnäckigsten widerstanden zu haben scheint; auf dem Taygetos behauptete es sich bis ins neunte Jahrhundert. Ja, der Polytheismus vermochte sogar die Christen in gewissem Sinne zur Anerkennung seiner Wahrheit zu zwingen, denn auch sie glaubten an die Existenz der Heidengötter, freilich als böser Dämonen: eine solche Wirkung vermochte nur ein Glaube zu üben, dessen Herrschaft allgemein und fest begründet war.

Wenn schon die Menge und Mannigfaltigkeit der in Griechenland fortbestehenden alten Götterculte erstaunlich ist, so ist noch viel erstaunlicher, daß einige darunter sind, die durch ihre Roheit, ja Entsetzlichkeit ihre Abstammung aus barbarischen Urzeiten verrathen. Die Bacchusverehrer zerrissen in ihrer Extase Schlangen und zerfleischten lebende Opferthiere mit den Zähnen. Das bei einigen Culten obligate Vergießen von Menschenblut war ein Ueberrest aus der Zeit der Menschenopfer. Das Bild der Artemis Orthia in Sparta galt für dasselbe, das Orest aus Tauris entführt hatte; immer noch forderte die Göttin die Bespritzung ihres Altars mit Menschenblut; daher wurden an demselben Jünglinge blutig gegeißelt. Die Priesterin hielt das kleine Holzbild der Göttin im Arm; wenn die Geißelnden einen Knaben wegen seiner Schönheit oder seines Standes schonten, wurde es ihr so schwer, daß sie es nicht tragen konnte; Plutarch sagt, man habe auch in seiner Zeit Viele unter den Hieben sterben sehen. Diejenigen, welche sich durch Standhaftigkeit vor den Anderen auszeichneten, führten lebenslänglich den Titel „Altarsieger“. In Orchomenos verfolgte jährlich bei einem Fest der Priester des Dionysos die angeblich von den fluchbeladenen Minyastöchtern stammenden Frauen; die Frau, die er einholte, durfte er tödten, und dies hatte in Plutarch's Zeit der Priester Zoilos wirklich gethan. Zur Verantwortung wurde er nicht gezogen, denn der Zorn der Götter über seine fromme Wuth offenbarte sich darin, daß er an einer scheußlichen Krankheit starb.

Als die Römer Griechenland als Provinz Achaja einrichteten, schafften sie in allen anerkannten Stadtgemeinden die Demokratie ab und machten das active Bürgerrecht von einem Census abhängig, so daß nur die Besitzenden

Vollbürger waren. Mit Ausnahme einer Anzahl von bevorzugten, sogenannten freien Städten (zu denen namentlich Athen und Sparta gehörten) standen alle Stadtgemeinden unter dem Regiment des in Korinth residirenden Statthalters, doch behielten sie Selbstverwaltung durch einheimische, von den Bürgerschaften gewählte Beamte. In die inneren Zustände der griechischen Städte gewähren außer sehr zahlreichen, überall an Ort und Stelle erhaltenen inschriftlichen Denkmälern auch Aeußerungen einiger Schriftsteller interessante Einblicke, namentlich Plutarch's und Dio's von Prusa, dessen in kleinasiatischen Städten gehaltene Reden man als Quellen für das Städtewesen des griechischen Europa unbedenklich mitbenutzen darf. Plutarch wollte trotz seiner Berühmtheit auch in der westlichen Welt und seinen Beziehungen zu den hervorragendsten Männern Roms seine Vaterstadt Chäronea nicht verlassen, um, wie er sagte, die kleine Stadt nicht noch kleiner zu machen; noch jetzt wird in der dortigen Kirche ein Marmorsessel als Thron Plutarch's gezeigt. Er verschmähte es nicht, dort auch kleinere Communalämter zu bekleiden, namentlich die Bau-, Straßen- und Marktpolizei zu verwalten. Reisende, die ihn aufsuchten, waren erstaunt, zu sehen, daß er die Abfuhr von Unrath aus den Straßen, die Ableitung von Wässern, die Herbeischaffung von Steinen und Mörtel beaufsichtigte, bei der Abmessung von Mehl, gepreßten Oliven, Schafwolle zugegen war; er thue dergleichen ja nicht für sich, sagte er, sondern für seine Vaterstadt.

Wie ganz die Griechen in vielen Beziehungen die Alten geblieben waren, sieht man aus seinen Schriften wie aus Dio's Reden. Trotz der antidemokratischen Reorganisation der Gemeindeverfassung waren die Stadtgemeinden immer noch Demokratien, schwer lenkbar und oppositionslustig, höchst veränderlich in ihren Neigungen und Abneigungen, voll Mißtrauen und Argwohn gegen die durch Geburt und Reichthum hervorragenden Mitbürger, nicht bloß stets zu Zwietracht und Spaltungen (zwischen Rath und Bürgerschaft, Alten und Jungen, Vornehmen und Geringen), sondern auch zum Aufruhr gegen die selbstgewählten Obrigkeiten geneigt und demagogischen Einflüssen nur zu sehr zugänglich. Mit erstaunlicher Naivetät sagt Dio: dreier Classen von Leuten bedürfen die Städte, besonders die großen: der Reichen, die die Mittel zum nöthigen Aufwande hergeben; der Berather, die das Beste der Gemeinde wollen, und der Schmeichler, an deren Demagogie sie sich erfreuen können. Plutarch fand sogar eine gewisse sanfte Demagogie zur Erreichung löblicher Zwecke unentbehrlich. Er empfiehlt den Communalbeamten, dem Volke gegenüber nicht streng und genau zu sein, bei minder wichtigen Dingen nachzugeben, zu übersehen und zu überhören, damit die freimüthigen Ermahnungen bei wichtigen Dingen nicht, wie ein Medicament durch zu häufigen Gebrauch, an Wirksamkeit verlieren. Den Volkswünschen die Richtung auf das Nützliche und Zweckmäßige zu geben, sei auf geradem Wege nicht immer möglich. Unnütze Gesandtschaften solle man dadurch vereiteln, daß man Solche dazu vorschlägt, denen ihre zu geringen Mittel die Theilnahme unmöglich machen, unnütze Bauten durch Aufforderungen zu Beiträgen, unerwünschte Processe durch die Aufforderung, persönlich mit einzutreten und zu

reisen. Wenn in solchen Fällen die Antragsteller sich zurückzögen, schienen sie selbst die Sache vereitelt zu haben; wo nicht, so hätten sie wenigstens ihren Antheil an den damit verbundenen Unannehmlichkeiten. Aufs Dringendste empfiehlt Plutarch, Alles zu vermeiden, was Neid erregen könne. Man möge sich nicht zu oft um Aemter bewerben, geringe nicht ablehnen, bei der Führung wichtiger Mäßigung zeigen, auch den kleinsten Beamten Gehorsam leisten, ihnen den ersten Besuch machen, sie bei Spaziergängen in die Mitte nehmen, ihren Zorn und ihre Scheltreden geduldig ertragen. Man möge Ehrenbezeugungen so viel als möglich ablehnen oder sich doch mit den geringeren begnügen, nicht durch eine Menge von Sklaven im Bade, durch Belegen von Plätzen im Theater sich lästig machen, in Kleidung, Lebensweise, Kindererziehung, Dienerschaft der Frau sich der großen Mehrheit gleichstellen und ihr zu Gefallen leben.

Das Herkommen verpflichtete die Vermögenden zu so zahlreichen und kostspieligen freiwilligen Leistungen, daß sie wahrscheinlich in der Regel schwerer belastet waren als durch die höchsten Einkommensteuern und sich oft genug zu Grunde richteten. Dazu gehörten die Bekleidung unbesoldeter und oft mit großen Ausgaben verbundener Ehrenämter und Priesterthümer, Gesandtschaften an Statthalter und Kaiser (die letzteren immer mit Seereisen und, wenn die Kaiser sich in fernen Provinzen befanden, auch weiten Landreisen verbunden, zuweilen gefahrvoll, immer beschwerlich und kostspielig), Verschönerungs- und Nützlichkeitsbauten, Schenkungen und Zuwendungen verschiedenster Art, z. B. zum Ankauf von Getreide bei Theuerungen, Gewährung von Oel zur Einreibung bei gymnastischen Uebungen, von Bädern zu freier Benutzung, besonders aber Opferschmäusen und Bewirthungen der ganzen Bürgerschaft (zuweilen selbst der Sklaven und Sklavinnen), Geldvertheilungen und Ausrichtung von Festspielen auf eigene Kosten.

Die Nothwendigkeit eines großen Aufwandes bei diesen freiwilligen Leistungen für die Wohlhabenden erkennt Plutarch unbedingt an; „denn," sagt er, „die Menge haßt mehr den Reichen, der von seinem Vermögen nicht mittheilt, als den Armen, der öffentliche Gelder stiehlt; dies entschuldigen sie mit der Noth, in jenem erblicken sie eine hochmüthige Verachtung des Volkes." Aber der Arme müsse es dem Reichen nicht gleich thun wollen; lieber möge man seine Armuth bekennen, als Schulden machen, wodurch man zugleich beklagenswerth und lächerlich werde. Diese Rathschläge waren nicht immer leicht zu befolgen, besonders für Solche, deren Vorfahren sich bereits durch Municficenz ausgezeichnet hatten, in deren Familie gewisse Aemter oder Leistungen wie eine erbliche Verpflichtung seit einer Reihe von Generationen übernommen worden waren. Aber auch der Wunsch, Standesgenossen und Mitbewerber zu überbieten und in Schatten zu stellen, verführte Viele zu einer Freigebigkeit über ihre Mittel, die sie in Schulden stürzte und zur Beute der Wucherer machte. In einer eigenen Schrift hat Plutarch die Verschuldung als eine Landescalamität geschildert und als deren Ursachen außer thörichtem Luxus ein Uebermaß freiwilliger Leistungen für die Gemeinde der Vaterstadt angegeben. Die Agenten der Wucherer, die ganze Tonnen voll von Schuld-

verschreibungen besaßen, bereisten alle Städte Griechenlands und waren unersättlich in der Aufspürung und Jagd immer neuer Opfer ohne einen anderen Gewinn, als daß sie in ihren Büchern lesen konnten, auf welche Weise und um wieviel ihr Kapital gewachsen sei, wie viele sie verkauft und ausgetrieben hatten. Das Uebel verbreitete sich wie eine von ihnen angefachte und genährte Feuersbrunst. Wer einmal in ihre Schlingen gefallen war, kam nicht wieder los und ging aus den Händen des Einen in die des Anderen über; er wurde nach einander der Schuldner des Banquiers in Korinth, dann in Paträ, dann in Athen, bis sein ganzes Vermögen von den Zinsen verschlungen war. Er mußte Verschreibungen über größere Summen ausstellen, als er empfangen hatte. Er mußte das Korn vor der Ernte, das Oel vor dem Fall der Oliven, den Wein, wenn die Traube noch am Stock hing, verkaufen. Er mußte den unverschämten und barbarischen Sklaven seines Gläubigers schmeicheln, sie bewirthen, ihnen Tribut zahlen. Lieber als borgen möge man die niedrigsten Dienste thun: Kinder beaufsichtigen, sie die Buchstaben lehren, die Stelle eines Thürstehers, eines Matrosen oder Handlungsdieners auf einem Kauffahrteischiff annehmen.

Es versteht sich, daß die großen Geldopfer für die Gemeinden, von den Reichen sehr häufig in der Erwartung einer entsprechenden Vergeltung gebracht wurden, einer Befriedigung der Eitelkeit des Ehrgeizes und der Ruhmsucht, die noch immer zu den hervorstechendsten Eigenschaften der Griechen gehörten. Den edlen Männern, sagt Dio von Prusa, erscheint die Steintafel, die Inschrift, die Bronzestatue als etwas Großes, und als würdigen Lohn der Tugend, daß der Mann nicht mit dem Leibe stirbt, sondern, daß man eine Spur und ein Denkmal eines edlen Strebens zurückläßt. Die Bürgerschaften konnten oft nicht umhin ihren freigebigen Mitgliedern Einfluß auf die Leitung der städtischen Angelegenheiten zu gewähren und ihnen wichtige Aemter zu übertragen, und so fielen diese oft genug Unfähigen zu, die nur nach dem Beifallsgeschrei der Menge trachteten, gleich Solchen, sagt Dio, die im Finstern wandelnd, sich in der Wahl ihrer Richtung durch ein vernommenes Geräusch bestimmen lassen. Doch die häufigsten Belohnungen der freiwilligen Leistungen waren Ehrendecrete, Laub- oder Goldkränze, Purpurgewänder, Ehrenplätze bei Schauspielen und Festen, Statuen, Büsten und gemalte Bildnisse, Bevorzugung bei Opferschmäusen, Speisung im Prytaneum, Ehrentitel (wie „Sohn der Stadt"), für Verstorbene ein Begräbniß auf Gemeindekosten oder an einer besonders ehrenvollen Stelle. Auch diese Ehrenbezeugungen waren in vielen Familien erblich, so lange ihr Wohlstand dauerte. Dios Großväter und andere Vorfahren, so wie sein Vater, der lange Zeit der Stadt vorgestanden hatte, waren geehrt worden durch viele Statuen, öffentliche Begräbnisse, Kampfspiele an ihren Gräbern und viele andere Auszeichnungen; seiner Mutter war nach ihrem Tode nicht bloß ein Standbild, sondern auch ein Tempel errichtet worden. Wie Ordensdecorationen konnten diese Auszeichnungen kumulirt und beliebig oft wiederholt werden, wie z. B. eine siebenmalige Verleihung des goldenen Kranzes vorkommt. Ihre große Zahl und ihr verschiedener Werth hatte in Kleinasien schon in August's Zeit zu einer Eintheilung in sechs Classen geführt.

Zu den Ehren erster Classe gehörte z. B. die Aufstellung einer Bronzebüste, oder eines gemalten Porträts in einem goldenen Medaillon und einer Statue; zu denen zweiter Classe ein goldener Kranz und ein Ehrenplatz bei den Schauspielen u. s. w. Durch die Verleihung mehrerer Classen auf einmal waren die verschiedensten Combinationen möglich; übrigens war die Classification wohl nach Zeit und Ort verschieden. Da es vielfach bezeugt ist, daß die Kosten der Ehrenstatuen oft, vielleicht in der Regel von den Gefeierten oder deren Angehörigen getragen wurden, darf man dies auch bei den anderen kostspieligen Auszeichnungen vermuthen (zur Herstellung eines Goldkranzes waren einmal fünfzig Goldstücke erforderlich).

Die zu Hunderten erhaltenen Ehrendecrete und Inschriften der Postamente von Ehrenstatuen geben die Verdienste des Gefeierten an, theils kurz und summarisch (z. B. er habe sämmtliche Aemter und Priesterthümer bekleidet, drei Festspiele ausgerichtet, viermal die Bürgerschaft bewirthet, mehrmals an Gesandschaften Theil genommen), theils ausführlich und mit Hervorhebung von Einzelheiten; z. B. daß Jemand im Alter von mehr als siebzig Jahren auf eigene Kosten als Gesandter an den Kaiser Hadrian nach Rom gereist sei. Ein Anderer hatte sämmtlichen Zuschauern eines Festspiels im Theater große und theure Kuchen reichen lassen. Von einem Marktmeister auf der Insel Paros heißt es, daß er der Bürgerschaft den reichlichen Genuß des besten und preiswürdigsten Gerstenbrotes verschafft: außerdem, daß er gleichmäßig für die Lohnarbeiter, wie für die Arbeitgeber gesorgt habe; indem er jene anhielt nicht kontraktbrüchig zu werden, sondern zur Arbeit zu gehen, diese, den Arbeitern ihren Lohn ohne Chicanen zu geben. Oft wird den Belobten neben ihrem Patriotismus Liebe für Rom und den Kaiser nachgerühmt, zuweilen ihr feines, freundliches und rücksichtsvolles Benehmen gegen ihre Mitbürger gepriesen, die Milde ihres Charakters, die Schicklichkeit ihrer Lebensführung, ihre Bildung und Bravheit. Auch Frauen fehlte es nicht an Gelegenheit, Belobungsdecrete und Ehrenstatuen oder Ehrentitel, (wie „Tochter der Stadt, Vesta der Stadt“) zu erwerben, indem sie bei der Bewirthung der Bürger durch ihre Männer die der Frauen und Mädchen (zuweilen mit Einschluß der Mägde) übernahmen, Oel in Frauenbäder spendeten, als Priesterinnen bei Ausrichtung von Opfern und Ceremonien großen Aufwand machten. In den Decreten wird ihre edle Abkunft, ihre Liebe zu Mann und Kindern und zur Vaterstadt, ihre Züchtigkeit und Frömmigkeit, auch ihre philosophische Bildung gerühmt. Eine Frau in Sparta erhielt eine Statue, weil sie sechzig Jahre untadelhaft mit ihrem Gatten zusammengelebt hatte. Bei Todesfällen in angesehenen Familien erfolgten officielle Beileidsbezeugungen von Seiten des Rathes und der Bürgerschaft, auch errichtete man Ehrenstatuen Verstorbener, um die Hinterbliebenen zu trösten.

Wie sehr die freiwilligen Leistungen als drückende Verpflichtungen empfunden wurden, zeigt nichts so sehr als eine Aeußerung Plutarch's. Unter den Trostgründen für das Unglück der Verbannung führt er an, daß der Verbannte sich einen Wohnort wählen kann, der ihm keine Lasten auferlegt, ihn nicht sich selbst entzieht, ihm keine Befehle ertheilt, wie: Zahle, gehe als Gesandter nach

Rom, empfange den Statthalter als Gast in deinem Hause, übernimm Leistungen für die Gemeinde. Und oft genug wurden die größten Opfer mit schnödem Undank belohnt. Die Reichen, meinte man, thäten durch Mittheilung von ihrem Ueberflusse nicht mehr als ihre Schuldigkeit, und zu einer nachsichtigen Beurtheilung ihrer Gaben und Leistungen fühlte man sich keineswegs verpflichtet. Niemand, sagt Dio, könne erwarten, Allen zu gefallen, es liege nicht in der Art der Bürgerschaft, sich der Opposition und des Tadels selbst gegen diejenigen zu enthalten, die Alles gut machen, allgemeiner Beifall pflege eher dem Tyrannen als dem Wohlthäter zu Theil zu werden. Neider, Unzufriedene und Sykophanten lauerten stets auf eine Gelegenheit, die Reichen bei der Bürgerschaft anzuschwärzen, und diese war nur zu geneigt, den Anklagen wegen tyrannischer Uebergriffe Gehör zu geben. Im Grunde aber, meint Lucian, übten oft die Armen als die Mehrheit in der Volksversammlung eine Tyrannenherrschaft über die Reichen aus. Diese mußten für jene Bäder bauen, Wettkämpfe und andere Schauspiele veranstalten, sie durch Geldvertheilungen günstig stimmen, und lebten doch immer in Angst und Schrecken vor der Unzufriedenheit ihrer Mitbürger, die strenge und bittere Prüfer und Richter waren, und ihren Zorn wohl gar durch Steinwürfe oder Confiskation des Vermögens zu erkennen gaben.

Daß Lucian nicht übertrieben hat, beweisen die (später zu erwähnenden) Erfahrungen, die Herodes Atticus in Athen und Dio in Prusa, beide hochberühmte und notorisch in der Gunst der Kaiser stehende Männer, zu machen hatten. Der Letztere hatte Niemandem Grund zum Hasse gegeben, und so viel Opfer für die Stadt gebracht, als irgend ein Anderer, obwohl Viele reicher waren. Einer Gesandtschaft, die er geführt zu haben scheint, hatte der ihm sehr gewogene Kaiser Trajan Alles bewilligt, worum er bat: dennoch behaupteten Uebelwollende, der Kaiser habe die Gesandtschaft ungnädig empfangen, und sie hätte mehr erreichen können. In einem anderen Falle, wo Dio zum Besten der Stadt weder Mühe noch Kosten gescheut hatte, zog er sich nicht bloß viel Verdruß, sondern auch ernstliche Gefahr zu. Auf seinen Vorschlag hatte die Stadt einen großen Bau von Säulenhallen bei einem warmen Bade nebst Verkaufsläden beschlossen; viele Bürger hatten sich zu Beisteuern bereit erklärt, Rath und Volksversammlung den Bau wiederholt gut geheißen, der Statthalter (Plinius) und auf dessen Befürwortung der Kaiser ihn genehmigt, Niemand widersprochen. Dio, der die Leitung behielt, scheint einen großen Theil der Kosten getragen zu haben; jedenfalls kaufte er den Boden für 50000 Drachmen; er hatte viel Arbeit und Mühe mit Messungen, Berechnungen und Reisen in die Steinbrüche. Behufs dieses Baues waren einige häßliche, baufällige und gestützte Häuser eingerissen worden, niedriger als Schafställe, namentlich eine Schmiede, in die man nicht aufrecht eintreten konnte. Der Abbruch dieser Ruinen, deren Anblick für die Stadt eine Schande war, wurde von Dios Gegnern als ein Verbrechen verschrieen: er demolire die Stadt, kehre das Unterste zu Oberst, mache die Bürger obdachlos, kurz, man sprach von ihm, wie von einem Städteverwüster. Förderte er den Bau, so hieß es, er behandle die Stadt wie ein Tyrann; machte er eine Pause, so

erhob sich ein Geschrei, entweder solle die Arbeit ihren Fortgang nehmen oder das schon Fertige eingerissen werden. Die Unzufriedenheit steigerte sich bei einer (nicht einmal sehr großen) Theuerung, und Dio wurde für die hohen Kornpreise mit verantwortlich gemacht, obwohl er auf seinen Gütern nur ausnahmsweise so viel Korn baute, um verkaufen zu können, und seine Erträge fast ganz aus Weinbau und Viehzucht flossen. Es kam dahin, daß man drohte, ihn zu steinigen und sein Haus anzuzünden, und er hatte mit Frau und Sohn in Gefahr geschwebt. Nach der Vollendung jenes Baues wurde Dio noch wegen Majestätsbeleidigung angeklagt, weil er angeblich darin eine Statue des Kaisers (Trajan) in demselben Raume aufgestellt hatte, wo sich die Gräber seiner Frau und seines Sohnes befanden, während in der That die Gräber auf einem freien Platz lagen, die Statue in einer Bibliothek stand, wie Plinius als Statthalter von Trajan berichtet. Es ist nur zu begreiflich, daß Dio nach solchen Beweisen des schnödesten Undanks ernstlich daran gedacht hatte auszuwandern, wie so manche andere Philosophen, denen Neid und Unverstand das Leben in ihrer Vaterstadt unerträglich gemacht hatte. Sollte er, der in den größten Städten mit Freude empfangen und hoch geehrt werden würde, der sich der Freundschaft des Kaisers und der mächtigsten Römer rühmen durfte und bei diesen geschätzt und bewundert leben konnte, sich hier von Jedermann zur Rechenschaft ziehen, schmähen und bedrohen lassen?

Wenn Nichts so sehr den demokratischen Charakter der griechischen Städte zeigt als die allgemeine Anerkennung einer Pflicht der Reichen, einen erheblichen Theil ihres Vermögens zum Nutzen und Vergnügen der Gesammtheit zu verwenden, so ergibt sich zugleich aus dieser Municficenz (deren Uebermaß freilich für so Viele verderblich wurde), wie sehr der Wohlstand in Griechenland unter der Kaiserherrschaft gewachsen war. Dies wie jenes tritt ganz besonders auch in den von den Communen und von Einzelnen veranstalteten öffentlichen Festlichkeiten hervor, und zugleich jener streng conservative, die alten Ueberlieferungen festhaltende Sinn: denn die gymnischen und musischen Wettkämpfe, ohne die nie ein Fest gefeiert wurde, blieben in der Hauptsache länger als ein Jahrtausend dieselben. Nach der Vernichtung der Freiheit und politischen Macht gewannen sie neben den Götterfesten, mit denen sie oft verbunden waren, eine neue Bedeutung als Mittel zur Ausfüllung der durch den Verlust höherer und edlerer Interessen entstandenen Leere, wie im neueren Italien vor seiner politischen Wiedergeburt Kirche und Theater. Ihre Zahl nahm in der römischen Zeit sehr zu, und die beiden ersten Jahrhunderte nach Christus waren die Zeit ihres größten Glanzes. Die Feste der Städte bestanden überall fort und wurden vielfach mit noch größerer Pracht gefeiert als früher: die vier großen Nationalfeste (Olympien, Pythien, Isthmien, Nemeen) zogen noch immer Theilnehmer und Zuschauer aus der ganzen griechischen Welt an. Ein fünftes sehr reich ausgestattetes Fest, die in Athen gefeierten Panhellenien fügte Hadrian hinzu. An vielen Orten richtete man Spiele im Stil der Olympien und Pythien ein, um ihnen auch den gleichen Rang in der allgemeinen Anerkennung zu verschaffen. Seit der römischen Herrschaft gab es auch Feste zu Ehren Roms und römischer Feldherren, in der Zeit der

Monarchie allgemeine Kaiserfeste, Feste zu Ehren der regierenden Kaiser, ihrer Gemahlinnen oder anderer Personen des Kaiserhauses; daneben sehr zahlreiche von Reichen gestiftete und nach ihnen benannte (wie die Eurykleen in Sparta) und sogenannte städtische, an denen sich nur die Bürger der Feststadt betheiligen durften.

Da nun die griechischen Spiele auch in den westlichen Ländern allmählich immer mehr Eingang fanden, war der Bedarf an musischen und gymnischen Künstlern in stetem Wachsen begriffen, und die griechischen und halbgriechischen Länder waren es fast allein, die das ganze Reich mit beiden Gattungen versorgten; während die Provinz Achaja fast gar keine Soldaten lieferte und bei der Aushebung so gut wie ganz unberücksichtigt blieb, war dort die Zahl der Athleten um so größer. Die Betheiligung an den gymnischen Wettkämpfen, in denen einst die Edelsten der Nation um den Preis zu ringen nicht verschmäht hatten, war jetzt nur noch vermöge einer berufsmäßigen Ausbildung möglich, die jede andere Thätigkeit ausschloß. In gebildeten Kreisen beurtheilte man die Athleten im Allgemeinen geringschätzig. Galen fand ihr Leben wegen des unaufhörlichen Zwanges zum Essen und Schlafen und gewaltsamen Körperanstrengungen schlimmer als das der Schweine. Aber es fehlte auch nicht an Enthusiasten, die wie Dio in ihnen Verkörperungen der Ideale von Mannheit, Kraft, Muth, Schönheit und Keuschheit erblickten. Daß der Beruf eine große Anziehungskraft übte, ist vollkommen begreiflich. Der Ruhm der damaligen Athleten reichte über den der früheren weit hinaus. Von Land zu Land, von einem Festplatz zum anderen ziehend, gewannen sie Kränze im ganzen Reich, mindestens in Griechenland, Kleinasien und Italien. Es gab nun wirkliche „ökumenische“, von der ganzen Welt beschickte und Zuschauer aus allen Ländern anziehende Kampfspiele, und die sogenannten heiligen (d. h. Diejenigen, denen der Kaiser das Privilegium der feierlichen Einholung der Sieger und ihres lebenslänglichen Unterhalts verliehen hatte) wurden als Reichsinstitute behandelt. Berühmte Kämpfer wurden in den Städten, wo sie auftraten, durch Büsten und Statuen, Decrete, Ertheilung des Ehrenbürgerrechts und der Rathsherrnwürde geehrt. Ihre Einnahmen waren sehr groß. Olympiasieger wurden von Festgebern mit hohen Summen zur Mitwirkung in ihren Schauspielen angeworben; Dio gibt als Bezahlung 5 Talente an. Es gab auch Kämpfe mit Geldpreisen, die für minder ehrenvoll galten als die Laubkränze der „heiligen“ Spiele, im Betrag von einem halben und einem ganzen Talent.

Auch die Zahl der musischen Spiele (Wettkämpfe in Vokal- und Instrumentalmusik, Poesie, Beredtsamkeit und dramatischer Kunst) nahm in der römischen Zeit in und außerhalb Griechenlands überall zu, und sie fanden nun auch bei manchen Festen statt, denen sie früher gefehlt hatten, wie den Nemeen und Isthmien. Die dionysischen Künstler, wie sie nach ihrem Schutzgott genannt wurden, waren ohne Zweifel eben so zahlreich als die Athleten, wie diese in ständigen Verbänden (Synoden) vereint, die von Ort zu Ort zogen, und erwarben wie diese Ehren und Reichthum. Bei den musischen Spielen wechselten Gesänge von Chören und Solisten, von denen die Letzteren je länger je mehr das Uebergewicht gewannen; Virtuosen auf den beiden einzigen, der eigent-

lichen Kunst dienenden Instrumenten, der (harfenartigen) Cither und der Flöte (einer Art Clarinette) ließen sich hören; Lobreden auf Gottheiten, Kaiser, Stifter des Festspiels wurden in Vers und Prosa gehalten, Tragöden und Komöden führten Scenen aus älteren und neuen Stücken auf; zuweilen waren die musischen Wettkämpfe eine Art von historischen Concerten. Auch die durch Stimmübungsmeister systematisch ausgebildeten Herolde, die sie ankündigten, die Tubabläser, die das Signal zum Anfang bliesen, wurden (wie schon in alter Zeit) zum Wettbewerbe zugelassen. Die Kosten dieser Spiele waren sehr hoch, zumal wenn die Festgeber den Ehrgeiz hatten, ihren Mitbürgern die ersten Virtuosen vorzuführen; bei einem solchen Fest in einer kleinasiatischen Stadt waren (um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts n. Chr.) für die Preise allein mehr als 20000 Drachmen ausgesetzt. Wie sehr übrigens die gymnischen und musischen Spiele in mancher Beziehung ausgeartet sein mochten, es waren doch sehr viel edlere Unterhaltungen als die im Westen so beliebten Wagenrennen im Cirkus, die Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe des Amphitheaters, die groben Possen und schlüpfrigen Pantomimentänze des Theaters.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Nonnenwerth.

Eine rheinische Klosterschule.

Von
Christine von Hoiningen-Huene.

Eins der schönsten Fleckchen deutscher Erde ist das Rheinthal zwischen Königswinter und Remagen, und der Mittelpunkt dieser lachenden Landschaft ist die Insel Nonnenwerth. Das Kloster, das auf dieser Insel steht, ist der Schauplatz, auf den Auerbach den Anfang seines Romans „Das Landhaus am Rhein" verlegt hat. In früheren Jahrhunderten war Nonnenwerth eine Benedictinerinnen-Abtei, die während der französischen Herrschaft säcularisirt wurde. Das Kloster diente dann eine Zeitlang zu Gast- und Landwirthschaft, bis es in den Besitz einer Mainzer Familie von Cordier gelangte. Als zwei von deren Mitgliedern sich dem geistlichen Stande zuwandten, wurde die Insel ihrer früheren Bestimmung zurückgegeben. Die einzige Tochter jener Familie, Auguste von Cordier, und ihre Freundin, Amalie von Faber, gründeten hier in den fünfziger Jahren eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Sie beriefen zu diesem Zwecke holländische Klosterfrauen aus dem Mutterhause Heydhuyzen und traten selbst, nicht mehr jung, in deren Orden ein. Aus Fräulein von Cordier wurde „Mutter Angela", aus Fräulein von Faber „Schwester Hildegard"; die Erstere wurde Oberin, die Letztere deren Assistentin. Beide behielten, trotz des Ordenshabits: der dicken, braunen Kutte, dem dreifach geknoteten, weißen Strick, dem langen Rosenkranz und dem Ordensschleier, in ihrem ganzen Wesen das Gepräge vornehmer Damen aus der Welt. Da sie als Gründerinnen gleich in regierende Stellungen eintraten, so hatte die Klosterdressur, die sonst den Unterschied der Stände so vollständig zu verwischen pflegt, ihnen nichts anhaben können. Wie die Gründerinnen, so war auch ihr Werk ausgeprägt individuell, ganz anders, als heutzutage ein Pensionat zu sein pflegt. Ungefähr hundertzwanzig Zöglinge und etwa fünfzig Nonnen mögen in den Jahren, auf die sich diese Erinnerungen beziehen, dort gewesen sein. Dazu kamen noch einige weltliche Lehrerinnen, ein geistlicher Rector und zwei Laienbrüder als Klosterknechte. Das Klostergebäude, weiß getüncht, mit dunkelgrünen Fensterläden, bildete

zwei mächtige Vierecke mit inneren Höfen. Der eine Hof, von Kreuzgängen umgeben, war im Sommer voll des üppigsten Blumenflors, ein sogenanntes „Paradiesgärtchen", das für uns um so verlockender war, als wir nicht hineinkamen. Der andere Hof, um den die Ställe und Scheunen lagen, diente zu landwirthschaftlichen Zwecken. Die Räume im Haus waren groß und hoch, einfach angestrichen, die Decken weiß, die Wände hellblau, Alles äußerst einfach und äußerst sauber. Um oben anzufangen, so hatten wir in der Dachetage unsere Schlafsäle, und zwar gesondert für die Kleinen, vier bis dreizehn Jahre alt, und für die Großen, dreizehn bis siebzehn alt. Jedes Kind hatte sein durch Gardinen abgegrenztes eigenes „Häuschen", das die nothwendigsten Möbel enthielt, und aus dessen Fenster, wenn es an der Rheinseite lag, sich die prächtigste Aussicht bot. Zwischen je zwei langen Reihen solcher „Häuschen" waren Gänge, über denen die Lampen hingen. In einem anderen Saal der Dachetage standen die Schränke und Koffer, an die man nur Samstags gelangte. Das erste Stockwerk enthielt die Classenzimmer, den Studiensaal und die Zimmer der weltlichen Lehrerinnen, an denen das Servitut haftete, daß in jedem dieser letzteren ein Clavier zum Ueben untergebracht war. Nur wenige davon waren gut. Die meisten waren alte, ausgediente Klimperkasten, auf denen man sich weniger in der Musik als in der christlichen Geduld üben konnte. Ein großer Saal in diesem Stocke wurde während des Tages zum Handarbeitsunterricht benutzt, Abends diente er zum Spielen und Tanzen. Im Erdgeschoß lagen die Refectorien (Speisesäle), ebenfalls für Kleine und Große gesondert. Der Empfangssaal für Besuche erinnerte durch das schöne Stuckwerk der Decke und durch seine imposante Größe an die frühere Klosterherrlichkeit der vertriebenen Benedictinerinnen. Hier unten lagen auch die Wohnung des Rectors und einige Gastzimmer. Ein Flügel des Hauses war in allen Stockwerken durch die Wohnung der Nonnen, die „Clausur", eingenommen, die wir nicht betreten durften und die daher, eben sowie die weltlichen Namen der Schwestern, Gegenstand unserer brennendsten Neugierde war. Mit dem Kloster in Verbindung stand die Kirche, damals ein ziemlich schmuckloser Bau; die Rückseite, hinter dem Hochaltar, bedeckte ein Frescogemälde, eine etwas fade Kreuzabnahme. Das Schönste am Kloster war der Garten oder vielmehr das damals noch kunstlos angebaute Land der Insel. Hinter dem Hause ein Wäldchen mit alten Bäumen; zwischen dem Kloster und dem Rhein, nach Rolandseck zu, eine große Wiese; vor der Frontseite des Hauses einige Blumenbeete und weiterhin Gemüsefelder voller Obstbäume, Ackerland und Weide. Der nach dem mittleren Rheinarm gelegene Rand der Insel trug den stolzen Namen „die Schweiz". Woher der Name kam, ist schwer zu begreifen, denn es war der häßlichste Theil des ganzen Besitzthums: ein sandiges, unebenes Terrain mit ruppigen Birken und Ellerngebüsch, das im Sommer stets klebrig und voll Insekten war, und das die Aussicht auf den Rhein und das Gebirge versperrte. Auf der anderen Langseite der Insel, Rolandseck gegenüber, zog sich eine alte Pappelallee hin. Ringsum aber rauschte der Strom, und von den Ufern winkten die Berge mit ihren Ruinen und ihren Landhäusern zu uns herüber.

Daß die Vorsteherinnen keine Lehrerinnen von Profession waren, sondern fromme Damen, die der poetisch-religiöse Zug der damaligen Zeit zu Klostergründerinnen gemacht hatte, das gab dem ganzen Hause sein Gepräge: es herrschte ein frischer, begeisterter Dilettantismus, herzlich schlechter Unterricht, vortreffliche Erziehung und große Sorge für unser leibliches und geistiges Wohl. Alles war durchweht von warmer Herzensgüte und Poesie, letztere ein wenig süßlich, im Geiste von Oskar von Redwitz' „Amaranth", aber doch immerhin Poesie.

Da ich nur den beiden obersten Classen angehört (es gab deren fünf), so bezieht sich das Nachstehende nur auf diese. Naturgeschichte glänzte durch Abwesenheit. Die Worte: Botanik, Zoologie, Physik, Astronomie u. s. w. erinnere ich mich nie gehört zu haben. Geschichte wurde trocken und ungründlich vorgetragen und als Nebenfach behandelt. In der Geographie erfuhren wir, daß von vielen Städten jede die allerschönste des bewohnten Continents sei; wir lernten alle Bischofssitze in Spanien und Italien auswendig und wußten ganz genau, wo es miraculöse Madonnen gab. Diesen letzteren war sogar eine besondere Stunde am Sonntag gewidmet, in der man uns das Wissenswerthe über alle Wallfahrtsorte der Welt dictirte. Dagegen lagen die Namen der preußischen Provinzen außerhalb unseres Gesichtskreises, von den Regierungsbezirken ganz zu schweigen. Die Rechenstunden waren karg bemessen und oberflächlich. Daß zu einem deutschen Aufsatz eine Disposition gehöre, davon ahnten unsere Seelen nichts. Dieses Fach lag in der obersten Classe in den Händen der Schwester Hildegard von Faber, deren Anschauungsweise die einer Heiligen des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts war. Wenn sie uns von Elisabeth von Thüringen oder von Anno von Cöln sprach, so klang es stets, als hätte sie sie vor ein paar Tagen zuletzt gesehen. Aehnlich wie Franz von Assisi, der Gründer ihres Ordens, erblickte sie in jeder lebenden Creatur einen Bruder oder eine Schwester. Ich erinnere mich noch ihres Unwillens, als wir eine Spinne todt treten wollten — „aber Kinder! das hätte der liebe heilige Franciscus nie gethan" —, und wie wir dann angewiesen wurden, unsere Schwester, die Spinne, mit der ihr zukommenden Rücksicht an die Luft zu setzen. Das Thema, das sie uns für die Aufsätze gab, war fast immer religiös oder doch wenigstens moralisch. Wir schrieben Briefe an irgend eine imaginäre Reisebekanntschaft, die wir aus den Banden des Protestantismus erlösen sollten, oder Ermahnungen an einen Bruder, der in den Krieg zieht; wer keinen Bruder hatte, durfte sich einen „gänzlich glaubenslosen" Vetter als Bekehrungsobject denken. Wir wußten zwar nicht, wie ein deutscher Aufsatz eigentlich sein müsse; daß er aber nicht so sei, wie das, was wir machten, das fühlten wir deutlich. Da es aber nur darauf ankam, unsere Lehrerin zu befriedigen und gute Noten davon zu tragen, so gab man seinem literarischen Gewissen, wenn man eins hatte, einen Stoß, versenkte das Gesicht in die Hände, stopfte sich mit den Fingern die Ohren zu und wartete, daß der Geist über Einen komme, d. h. man versuchte eindringlich, die Seelengefahr des zu bekehrenden Individuums nachzufühlen; man malte sich den Teufel schwarz, die Hölle heiß, den Lebensfaden

kurz und dünn, und dann ging man mit seiner Bekehrungsepistel ins Zeug, daß es nur so eine Art hatte. Je flammender man schrieb, je reichlicher der Stil ins Kraut schoß, desto sicherer war man, ein „sehr gut" zu erobern. Zuweilen galt es auch, scharfsinnige Beweisführungen zu construiren über Dinge, von denen so recht Niemand etwas weiß: so bewiesen wir klipp und klar, daß Petrus der erste Papst gewesen und als solcher in Rom residirt habe. Deutsche Literaturgeschichte wurde leidlich gegeben von einer langen, schlanken Schwester Cornelia, die der Abgott des Pensionats war. Als der Oberin einmal das Tagebuch einer Pensionärin in die Hände fiel, fand sie nichts darin als schwärmerische Verse an diese Nonne. Das veranlaßte eine allgemeine Revision der Tagebücher, und da fand sich fast überall derselbe Inhalt: daß Schwester Cornelia ein himmlischer Engel sei. Ein Autodafé mit Verbrennung sämmtlicher corpora delicti und ein Verbot der Tagebücher auf ewige Zeiten war die Folge. Es kam vor, daß junge Mädchen sich krank stellten, nicht aßen noch tranken und Medicinen schluckten, nur um auf das Krankenzimmer zu kommen und von dieser Nonne besucht zu werden. Die Literaturstunden in der ersten Classe strandeten schließlich in bloßer Lectüre, und was wir mit Schwester Cornelia lasen, das waren die Romane der Ida Hahn-Hahn. Ich muß freilich hinzufügen, daß diese Schwester einige Jahre nachher freiwillig austrat, da sie nicht in das Ordensleben hineinpaßte.

Den Schwerpunkt alles Unterrichts bildete das Französische, die meiste Zeit wurde darauf verwandt, und die Lehrerinnen, die diese Stunden gaben, beide aus Nancy, waren tüchtig. Die Eine, Sœur Amélie, war eine kleine untersetzte Person mit durchdringenden schwarzen Augen, grundgescheidt und die personificirte Energie. Sie war gefürchtet wegen ihrer Strenge und ihrer Sarkasmen. Ihren männlichen Schritt erkannte man schon von Weitem, ihre Sandalen klapperten, und ihr Schlüsselbund klirrte vom raschen Gang, und so konnte sich Jede in gehörige Positur setzen, ehe die Gefürchtete in Sicht kam. Diese französische Nonne war damals die Einzige im Kloster, die mit hellem Bewußtsein das vertrat, was man heute „Ultramontanismus" nennt. Keine halbe Stunde im Tage verging, ohne daß sie uns das noch neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä eingeprägt hätte durch das laute Stoßgebet: „O Marie, conçue sans péché," worauf die Klasse zu antworten hatte: „Priez pour nous, qui avons recours à vous." Ihr Unterricht war gründlich und klar, so weit er sich auf Grammatik bezog. Was Literatur anging, so erfuhren wir sehr wenig davon. Die französische Literaturgeschichte vor Ludwig's XIV. Zeit existirte für uns überhaupt nicht, von der nach ihm hörten wir nur, daß Voltaire und Rousseau Verworfene seien, denen man nicht in die Nähe kommen dürfe. Von der sogenannten classischen Literatur kannten wir Molière nur dem Namen nach, von Racine und Corneille einige kleine Bruchstücke und von den großen Kanzelrednern ein paar Leichenpredigten, im Auszug. Das war Alles. Ueberhaupt pflanzte man uns in Bezug auf Lectüre eine heillose Angst ein. Wie Lord Chesterfield seinem Sohn rieth, niemals Gesellschaften zu besuchen, wo man sich amüsire, so wurde uns eingeschärft, niemals ein Buch zu lesen, das uns amüsire. Das war cum grano salis als eine Warnung vor schlechten Romanen zu verstehen. Viele

aber, unter Anderen auch ich, nahmen es wörtlich. Während eines Ferienaufenthaltes im elterlichen Hause legte ich treulich jedes Buch und jede Zeitung sofort aus der Hand, sobald es anfing, „zu amüsiren". Die Lectüre kam schließlich herab auf ein Pionier-Handbuch über den Wegebau und den Code Napoléon als die einzigen Bände der elterlichen Bibliothek, die thatsächlich kein Amüsement boten. Diese Lectüre aber war so trostlos, daß ich schließlich in Verzweiflung den Pastor loci aufsuchte und ihn fragte, ob es wirklich eine Todsünde sei, amüsante Bücher zu lesen. Der Pfarrer verneinte das und erkundigte sich, was ich denn lesen wolle. „Humboldt's Kosmos. Darf ich den lesen?" „O ja, lesen darfst Du ihn schon, aber verstehen wirst Du ihn nicht," war die lachende Antwort.

In der Wüste unseres Klosterunterrichts gab es eine Oase, das war die Kirchengeschichte. Der geistliche Rector des Hauses war eine gelehrte und dabei ideale Persönlichkeit. Seine kurzen Predigten waren vorzüglich, sein Unterricht gründlich und hinreißend für die, welche ihm zu folgen vermochten. Eines Tages setzte sich jedoch eine Deputation in Bewegung nach dem Sprechzimmer der Oberin, die weinend um Dispens von der Kirchengeschichte bat, sie sei ihnen „zu hoch gedruckt." Es war allerdings eher ein Unterricht für Seminaristen als für kleine Klosterschülerinnen. Jedenfalls aber waren diese Stunden die einzigen, in denen uns eine Ahnung von dem aufging, was Wissenschaftlichkeit sei. Eine Zeit lang schien diesem Geistlichen die höhere kirchliche Carrière erschlossen werden zu sollen, als 1866 der preußische Feldpropst Peldram Bischof von Trier wurde und unseren Rector als Secretär annahm. Nach dem frühen Tode des Bischofs kehrte er in seine alte Stellung nach Nonnenwerth zurück und ließ sich bald darauf, klostermüde, in eine Landpfarrei zu oberrheinischen Bauern versetzen.

In nichts tritt der Unterschied zwischen einem evangelischen Diakonissenhause und einem katholischen Nonnenkloster so scharf hervor, als in dem Verhältniß des Geistlichen zur Schwesterschaft. Im Diakonissenhause befiehlt der Pfarrer, und die Oberin hat zu gehorchen; er ist Herr über das Ganze und mischt sich in Alles; kein Nagel wird ohne ihn in die Wand geschlagen. Im Nonnenkloster ist es umgekehrt: die Oberin oder die Generaloberin ist die allgewaltige Herscherin; sie versetzt die Schwestern hin und her, entscheidet über Aufnahme oder Zurückweisung, sie baut Klöster und Kirchen, verhandelt mit den Behörden bis zum Landesfürsten hinauf. Der Geistliche ist nur der Beamte des Klosters. Er hat das zu leisten, wofür er engagirt ist: Predigt, Messe, Beichte, Unterricht; aber er hat sich in nichts zu mischen, was die innere oder äußere Verwaltung angeht. Gefällt er der Genossenschaft nicht mehr, dann entläßt sie ihn. Will eine Nonne sich über ihre Ordensthätigkeit beklagen und Hülfe gegen sie suchen, so ist ihre Instanz der Bischof. Diese gedrückte Stellung der Priester den Nonnen gegenüber ist um so merkwürdiger, als sonst in der katholischen Kirche dem Geistlichen ein viel höherer Rang eingeräumt ist wie in der evangelischen. Es mag daher kommen, daß andererseits auch der katholischen Nonne eine höhere Stellung gegeben ist als der Diakonissin. Die Letztere ist einfach im biblischen Sinne „Dienerin

an der Gemeinde". Die Nonne dagegen ist die „verlobte Braut Christi," daher denn auch vielfach die Schwestern Trauringe tragen, und in einzelnen Orden die Anrede für sie „Frau" ist. Es fällt noch ein anderer Umstand ins Gewicht: eine schöne, junge, reiche, geistvolle, vornehme Diakonissin ist eine solche Seltenheit, daß in ganz Deutschland wohl kaum ihrer drei dürften aufgefunden werden. In den katholischen Frauenklöstern dagegen sind sehr häufig Ordensmitglieder, die alles das besitzen, was in der Welt Werth hat, und die das alles in den Dienst ihres Ordens und ihrer Kirche gestellt haben. So sah ich (lange Jahre später als die, welchen diese Erinnerungen gelten) in Nonnenwerth eine Marquise de R. als Schreiblehrerin beschäftigt, während sie gleichzeitig dem Kloster eine prächtige neue Treppe bauen ließ. Junge Mädchen aus wohlhabenden Bürgerfamilien, die wahrlich nicht wegen gestrandeter Lebenshoffnungen oder um der „Versorgung" willen ins Kloster gegangen, waren unter unseren Schwestern eine häufige Erscheinung. Daß solche Genossenschaften, auch der Geistlichkeit gegenüber, mit Selbstbewußtsein auftreten, das ist begreiflich. Unserem Rector wurde sein Abhängigkeitsverhältniß oft genug in unangenehmer Weise fühlbar gemacht. Wenn er in der Begeisterung des Unterrichts nicht mit dem Glockenschlag aufhörte, sondern erst mit seinem Thema zu Ende kommen wollte, dann machte die unerbittliche Sœur Amélie zuweilen mit der Schelle einen solchen Höllenlärm vor seiner Klassenthür, daß er hochgeröthet vor Zorn und etwas von „Unverschämtheit" murmelnd davonstürzte. Auch sonst gab es manchen Aerger für den Rector. In einem Winkel des Klosters hatte er ein interessantes altes Rechnungsbuch der früheren Benedictinerinnen gefunden, das in seiner Ausführlichkeit fast den Werth einer Chronik hatte. Er war mit der Arbeit zur Herausgabe beschäftigt, als er den Besuch eines Bonner Professors erhielt. Es geschah nun, was dem Raben mit dem Käs im Schnabel passirte. Der Professor bat sich das Buch zur Besichtigung nach Bonn aus, ließ es heimlich rasch abschreiben, und eines Tages, während der Rector noch mit seiner Vorarbeit beschäftigt war, erschien das Buch in einer Zeitschrift für rheinisches Alterthum als eine Veröffentlichung des Professors!

Sehr störend für den Unterricht und eine der Ursachen seiner Oberflächlichkeit war die Eintheilung des Tages in halbe Stunden statt in ganze. Es war das eine Einrichtung, die sich aus den Jesuitencollegien in andere klösterliche Erziehungsanstalten hinüber verpflanzt hat.

Weder die Oberin noch der Rector waren jesuitisch gesinnt. In der Religionslehre wurde uns vorgetragen, daß seit Jahrhunderten das Episkopalsystem mit dem Papalsystem in der Kirche ringe, daß bald das eine, bald das andere stärker hervortrete; es sei uns überlassen, welchem von beiden wir persönlich beistimmen wollten, er, der Rector, halte es mit dem Episkopalsystem. Das eigentlich Charakteristische der Jesuitencollegien: das absichtliche Ausspioniren persönlicher Geheimnisse, die Angeberei, das Vernichten der Individualität, alles das lag der unmittelbaren Oberleitung des damaligen Nonnenwerth ganz fern. Dennoch aber hatte auch hier von Anfang an das jesuitische System seine feinen Fäden angesponnen. Nicht die Persönlichkeiten

(mit alleiniger Ausnahme jener Nonne), wohl aber die Einrichtungen im Kloster waren jesuitisch. Die Ursache dieser seltsamen Thatsache ist darin zu suchen, daß bei der Gründung das Sacré-Cœur als Vorbild gedient hatte. Diese weit verbreitete französische Genossenschaft galt damals für das Beste und Vornehmste, was auf dem Gebiet einer religiösen weiblichen Erziehung geleistet werden könne. Neue Klöster holten sich dort ihr Vorbild. Die Gründerinnen von Nonnenwerth waren viel zu arglos, um nach dem eigentlichen Zweck dieser oder jener Einrichtung zu forschen. Im Sacré-Coeur wurde es so gehalten, darum war es gut und nachahmenswerth und wurde auch in die deutsche Erziehungsanstalt eingeführt. Es ist gegenwärtig völlig sinnlos, das Sacré-Cœur aus Deutschland auszuschließen, während man die anderen Klöster, die genau dieselben Einrichtungen haben, zuläßt. Zu solchen Einrichtungen gehörte z. B., daß die Briefe zwischen Eltern und Kindern von den Nonnen erbrochen und gelesen wurden. Die Eltern mußten sich scheuen, ihren Töchtern Mittheilungen zu machen, die nicht gleichzeitig jeder Fremde hätte wissen dürfen, z. B. über häusliches Unglück. Hiedurch entstand eine Entfremdung der nächsten Familienangehörigen. Eine weitere Einrichtung dieser Art war die „Marianische Congregation", jene unmittelbare Erfindung der Gesellschaft Jesu. Sie war in Nonnenwerth nicht in ihrer eigentlichen, schroffen Form (z. B. mit Ablegung des Eides auf das tridentinische Glaubensbekenntniß) eingeführt, sondern bedeutend abgeschwächt und mit so viel poetischem Beiwerk ausgeschmückt und verhüllt, daß die Eltern der Pensionärinnen den eigentlichen Zweck dieser Congregation kaum ahnten. Dieser Zweck war: das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä schon den Kindern einzupflanzen, und feste kirchliche Verbände in der Laienwelt zu schaffen, die zur unbedingten Verfügung der geistlichen Obrigkeit stünden. Trotz der geschickten Verschleierung dieses eigentlichen Zweckes kam es vor, daß einmal ein Landbürgermeister aus der Gegend von Cöln den Nonnen einen gewaltigen Lärm machte, als er hörte, man habe seine Tochter in die Congregation aufgenommen. Unvermerkt geriethen wir in dieses Netz hinein. Im Herbst und Ostern, wenn die „Neueren" angekommen waren, wurde ihnen in der Capelle eine kleine Messingmedaille an einem violetten Wollbändchen umgehängt, und sie erfuhren mit Stolz, daß sie nun „violette Engel" seien. Auf den nächsten Marientag gab es Avancement, man wurde „rother Engel." Hiernach kam das „Aloysiuskind," das eine große Messingmedaille mit dem Bilde des Aloysius Gonzaga an schwarzer Kordel trug. Das waren die Vorstufen. Dann erst erfolgte die Aufnahme zu dem untersten Grade der Congregation: der „Aspirantin", die eine kleine silberne Marienmedaille an schwarzer Kordel trug; auf sie folgte die „Approbanistin" mit einer Medaille an schmalem blauseidenem Band. Die höchste Stufe aber war das „Marienkind", das an breitem blauem Seidenband eine große silberne Medaille mit der Umschrift: „O Marie, conçue sans péché" u. s. w. trug. Die Aufnahme eines Marienkindes in die Congregation war mit vieler Feierlichkeit umgeben, ähnlich der bei der Confirmation oder der ersten Communion.

An die kirchliche Feier schloß sich ein Fest für das ganze Haus. Die „Marienkinder" hatten eine bevorzugte Stellung im Hause; sie wurden nicht

beaufsichtigt wie die Anderen, sondern nahmen vielmehr ihrerseits an der Beaufsichtigung Theil. Ohne ihre Zustimmung konnten weder Rector noch Nonnen neue Mitglieder in ihr Collegium einschieben; sogar das Avancement in den unteren Graden hing von ihrem Votum wesentlich ab. Sie besaßen ein eigenes, gemüthliches Wohnzimmer, wo sie jede freie Stunde zubringen konnten, und wo Niemand „silentium“ zu gebieten hatte. Hier flickte man seine Sachen, schrieb seine Briefe und schwatzte mit seinen Freundinnen. Theoretisch waren specielle Freundschaften verboten, praktisch wurde es damit nicht so genau genommen. Die Nonnen verließen sich ganz auf die persönliche Gewissenhaftigkeit der ihrer Aufsicht entzogenen „Marienkinder“, und man täuschte sich selten darin. Erziehlich war diese Einrichtung ganz entschieden von großem und gutem Einfluß. Die Privilegien der Marienkinder, deren Zahl in der Regel zwischen zehn und fünfzehn schwankte, waren groß, ihre äußeren Verpflichtungen klein: täglich drei Ave Maria und den Psalm de profundis für die Verstorbenen zu beten. Dazu kam noch am Samstag Abend ein kurzer Gottesdienst, das „Officium“, das dem Chorgebet der Nonnen ähnlich war und in dessen Text auch wieder jenes Dogma eindringlich eingeprägt wurde. Auch die „Kleinen“, deren Leben von dem der „Großen“ völlig gesondert war, hatten eine Congregation, die in dem „Enfant de Jésus“ gipfelte, das eine große Messingmedaille an breitem rosa Seidenband trug. Es ist höchst charakteristisch, daß das „enfant de Jésus“ an Rang viel tiefer stand als das „enfant de Marie“.

Den Mittelpunkt des gesammten Pensionslebens bildeten die kirchlichen Feiertage, und man verstand es, auf jede Weise sie aus den gewöhnlichen Werktagen herauszuheben. Während an allen übrigen Tagen des Jahres die Schelle das Zeichen zum Aufstehen gab, wurde in der Weihnachtsnacht nicht geschellt, sondern um Mitternacht in die Säle gerufen: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt!“ Die Erwachenden riefen zurück: „Auf! laßt uns nach Bethlehem gehn!“ Alles stürzte eilig in die Kleider und, wer fertig war, hinunter in die Kirche, wo ein riesiger Weihnachtsbaum strahlte, an seinem Fuß eine Krippe. Dann fand die Christmette statt mit ihren poetischen Liedern und ihren Hirtenmelodien voll Flöten- und Schalmeienton. Einer der größten Vorzüge der Nonnenwerther Gottesdienste war ihre Kürze, niemals über eine Stunde, meistens nur eine halbe. Ein weiterer Vorzug war der wirklich schöne Gesang, das alte deutsche Kirchenlied, das damals noch nicht verdrängt war von der überkünstlichen lateinischen Kirchenmusik, mit der man gegenwärtig die Gemeinden systematisch von der Betheiligung am Gesang ausschließt. Eine poetische Klostersitte war in den vier Wochen vor Weihnachten, im Advent, das Sammeln des Strohs für die Krippe. Jedes Kind, das sich Tags über in irgend etwas überwunden hatte („abgetödtet“ hieß es in der Klostersprache): nicht geschwatzt, wo silentium herrschen sollte, z. B. in den Corridoren und auf dem Schlafsaal, oder das eine freundliche Antwort gegeben, wo es lieber eine mürrische gegeben hätte, oder das einer Mitschülerin eine Gefälligkeit erwiesen u. s. w., jedes dieser Kinder durfte einen Strohhalm aus einem dafür bestimmten Behälter nehmen und in die aufgestellte, noch leere Krippe legen. Das geschah des Abends im Dunkeln

ohne Controle, während kein anderes Licht in der Capelle leuchtete als die dämmerige „ewige Lampe". Es herrschte ein solcher Eifer in diesem Punkt, daß, wenn im Advent einem Kind in der Klasse ein Bleistift oder ein Heft herunterfiel, gleich drei oder vier Nachbarinnen unter die Bank schossen, um es zu suchen und dann am Abend ihr Stroh beitragen zu können. Ebenfalls zum Weihnachtskreise gehörte ein anderer Brauch, den schon die Schüler der Benedictiner-Abteien im frühesten Mittelalter gekannt haben sollen, nämlich die Feier des Tages der „unschuldigen Kinder", d. h. der von Herodes in Bethlehem ermordeten. Weil damals Kinder unterdrückt worden waren, so sollten nun an deren Gedächtnißtage andere Kinder herrschen. Obschon wir nun zwar eigentlich keine zweijährigen Judenbüblein waren, sondern zum Theil recht lang aufgeschossene Christenbackfische, so ließen wir es uns doch nicht nehmen, an diesem Tag edle Repräsentantinnen der ermordeten Kinder von Bethlehem zu sein und ihnen zu Ehren das Kloster auf den Kopf zu stellen. Am Vorabend wurde durch Stimmenmehrheit für jede der fünfzig bis sechzig Nonnen eine Vertreterin aus den Schülerinnen gewählt, wobei man etwas auf Größe und Statur Rücksicht nahm. Die Nonnen hatten ihr Sonntagshabit herzugeben und am Tage selbst nicht zum Vorschein zu kommen. Ihr Amt wurde von den an ihrer Stelle gewählten und in ihrem Habit als Nonne verkleideten Kindern ausgeübt. Alle Aufsicht hörte auf. Die Küche war das einzige Departement, in welchem wir die wirklichen Nonnen an ihrem Platz ließen, und diese hatten am „Unschuldigen-Kindertag" alle Hände voll zu thun; denn zu unseren Privilegien gehörte auch die Bestimmung des Küchenzettels für diesen Tag, und daß er opulent ausfiel, das versteht sich von selbst. Wir ahmten nun das Leben der Nonnen nach, soweit wir es hinter den verschlossenen Gittern der „Clausur" herausgelauert hatten. Wir hielten „Capitel", d. h. eine Versammlung, in der jede Nonne vorzutreten und vor der versammelten Klostergemeinde jede Verletzung der Ordensregel öffentlich zu bekennen hat und daher von der Oberin eine Strafe judictirt erhält. Dieses „Capitel" war ein Hauptgaudium für uns, und manche der Pensionärinnen ahmte dabei die Nonne, die sie darstellte, täuschend nach. An Frivolität grenzte es schon, daß wir nach dem Mittagessen, wie die Nonnen, in Procession in die wirkliche Kirche zogen, uns wie sie auf den Boden warfen, das Steinpflaster küßten und dann mit ausgebreiteten Armen fünf Vaterunser „zu Ehren der heiligen fünf Wunder beteten", und das alles zum Spaß. Im katholischen Binnenland grenzt eben Heiliges und Frivoles dicht an einander. Der Krug geht aber so lange zum Wasser, bis er bricht. In den Jahren, aus denen diese Erinnerungen stammen, nahm das lustige Fest ein jähes Ende, um nie wieder in der alten Herrlichkeit zu erstehen. Zu Weihnachten pflegten Eltern und Verwandte der Klosterschülerinnen ausgiebige Kuchensendungen zu schicken, die nach den Feiertagen unter Verschluß gethan wurden. Jeden Morgen um zehn Uhr wurde uns die Vorrathskammer geöffnet, und man durfte so viel davon nehmen, als man binnen fünfzehn Minuten aufessen kann. Wessen Vorrath den der Anderen überdauerte, der mußte mit seinen Tischgenossen theilen. So kam es, daß um die Weihnachtszeit manche

Kinder, um die man sich während des ganzen Jahres nicht kümmerte, plötzlich für einige Wochen populär wurden, allein um ihrer großen Kuchenkiste willen. An jenem denkwürdigen Morgen des „Unschuldigen-Kindertages" nun stand wie gewöhnlich um zehn Uhr eine Schar wartend vor der Vorrathskammer. Allein die Schwester, welche den Schlüssel hatte, mußte es vergessen haben, denn sie kam nicht. Ob das Schloß alt war und durch das Drängen der Kinderschar von selbst nachgab, oder ob es mit Gewalt aufgebrochen wurde, kurz, plötzlich war die Thür offen, und die ganze Schar, mit oder ohne Nonnenhabit, fiel über die Vorräthe her. Unglücklicher Weise hatte unter den Vordersten ein „Marienkind" gestanden, und dieses wurde für den ganzen Exceß verantwortlich gemacht. Während nun die Einen diese Kammer erstürmten, hatte sich ein anderer Trupp auf den zugefrorenen Rheinarm begeben, der zwischen der Insel und dem Rolandsecker Ufer liegt. Im Nonnenhabit hatten sie auf dem Eise geschlickert und getanzt, waren vom Ufer aus gesehen worden, und man hatte die Oberin interpellirt. Auch bei dieser Schar hatte sich ein „enfant de Marie" befunden. Auf diese Beiden fiel nun das ganze Strafgericht, das am anderen Tage hereinbrach. Sie wurden feierlich degradirt, die Medaille mit dem Band wurde ihnen genommen, der Zutritt zur Capelle ihnen untersagt und ihre Ausstoßung aus der Congregation erklärt. Das ganze Pensionat schwamm in Thränen. Diese harte Strafe stand im Grunde in gar keinem Verhältniß zu dem, was geschehen war. Das mochten die Nonnen wohl selbst fühlen, denn nach einigen Wochen fand zu allgemeiner Erleichterung die Wiederaufnahme der Beiden statt. Der „Unschuldige-Kindertag" aber war für immer geknickt, er wurde später ganz abgeschafft, und die heutige Generation der Klosterschülerinnen weiß überhaupt nichts mehr von jenen Saturnalien, die wir mit solcher Wonne gefeiert haben.

Eine große Rolle spielten damals auch die Fastnachtstage im Kloster. Wochenlang vorher wurden Proben abgehalten für die Theaterstücke, die maskirten Quadrillen, die Concerte oder an den Costümen genäht. Keine der Schülerinnen, für die die Nonnen sich nicht einen, oder sogar zwei Fastnachtsanzüge ausgedacht hätten. Die Theaterstücke waren meist eigenes Wachsthum; Schwester Hildegard und eine junge, blasse Nonne, Schwester Paula, waren die Hauspoeten, Sœur Amélie der Decorationsmaler. Die Stücke waren stets sehr poetisch und sehr unlogisch. Verloren gegangene Kinder, bei denen man weder begriff, wie sie verloren gingen, noch wie sie wiedergefunden wurden, spielten eine große Rolle. Auch Engelserscheinungen waren eine Hauptzuthat. Ein solcher Theatertag im Kloster ist es, mit dem Auerbach's „Landhaus am Rhein" beginnt. Die Heldin, Hermanna Sonnenkamp, begegnet den Fremden, denen das Haus gezeigt wird, als Engel verkleidet; sie sehen die Decorationen auf dem großen Saal und erfahren, daß kein Fremder zusehen darf.

Die kleine, ängstliche, etwas alberne Französin, die Auerbach als die Fremdenführerin in Nonnenwerth schildert, ist, wenn sie unsere Sœur Amélie sein soll (und eine andere französische Nonne gab es nicht) gründlich verzeichnet. Die wirkliche Sœur Amélie schritt wie ein Gensdarm neben den Fremden her. „Je vous assure," schrieb sie mir später einmal, in dem einzigen

Brief, den ich von ihr besitze, „c'est fort amusant de promener tous les jours des Anglais par la maison et de leur expliquer que ceci est un dortoir et cela un réfectoire“ etc. Ein Theaterabend im Kloster steht mir besonders in Erinnerung. In dem Stück kam eine Geisterbeschwörung vor. Ein großes, starkes Mädchen stand als Hexenmeister mit Flachsperrücke und Flachsbart über einen Kessel gebeugt, in dem sich Spiritus befand. Alle Lampen im Saal waren ausgelöscht, nur die Flammen aus dem Zauberkessel loderten empor, während der Meister seine Beschwörungen murmelte. Fünf Geister hatten zu erscheinen. Die drei ersten waren glücklich auf der Tribüne angelangt und umtanzten mit drohenden Gebärden ihren Beschwörer. Ich war Gespenst Nr. 4 und sollte eben hinaufschweben, aber Nr. 5 stand so fest auf meiner Schleppe, das heißt auf dem Zipfel des Leichentuchs, das wir hinter uns dreinschleppten, daß ich, statt die Stufen hinaufzuschweben, hinauffiel. Im Augenblick, als ich mich aufrichtete, sah ich dicht vor mir den Hexenmeister in hellen Flammen stehen, während durch den Saal ein lauter Schrei des Entsetzens ging. Ein paar resolute Nonnen waren im Nu auf der Tribüne und schlugen die Flammen mit ihren Händen aus, während wir Geister völlig den Kopf verloren hatten. Mit einigen leichten Versengungen und angebranntem Haar lief die Geschichte ab. Obschon wir sonst jedes Ereigniß unbehindert nach Hause melden durften, so erging doch an diesem Brieftag ein Verbot, von der Spiritusgeschichte etwas verlauten zu lassen.

Fastnacht waren die einzigen Tage im Jahr, an denen Abends auch Rundtänze und richtige Quadrillen getanzt wurden. An den übrigen Tagen, namentlich im Winter, wo wir nicht im Garten sein konnten, wurde zwar auch getanzt, aber es war mehr ein Reigen, zu dem wir die Musik selbst sangen, mit den Händen den Tact klatschten oder ihn mit dem Fuße stampften. Der Text, den wir dazu sangen, war ungeheuer dumm, z. B. „Mademoiselle Duclineau, ne vous estimez pas tant, et ne vous es, et ne vous is, et ne vous estimez pas tant“; oder „Meunier, tu dors, ton moulin va trop vite“, oder „J'aime le silence et l'obéissance, qui règnent au pensionat. Voilà le bonheur, voilà le bonheur, voilà le bonheur du cœur“ etc. Dabei war ein Hauptvergnügen, wenn man bei der Aufsichtsnonne vorbeitanzte, zu singen: „voilà le malheur“ und zur Bekräftigung mit dem Fuß aufzustampfen. Die grand' chaine wurde auf das Lied „Freut Euch des Lebens“ gegangen. Dann kam zum Schluß eine Polonaise mit einem erbaulichen Lied protestantischen Ursprungs, z. B. „Wo findet die Seele die Heimath, die Ruh'? Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?“ oder „Harre, meine Seele, harre des Herrn“ oder dergleichen. War der letzte Ton verklungen, dann fiel Alles auf die Kniee nieder, und das Abendgebet begann. Nach demselben durfte kein Wort mehr gesprochen werden.

Man stellte sich en rang, das heißt zu dreien in bestimmter Reihenfolge; die enfants de Marie stets in der Mitte zwischen zwei besonders Unbändigen oder Neuen. So zog man lautlos hinauf auf den Schlafsaal, wo während des Auskleidens eine in den Gängen auf- und abschreitende Nonne laut vorbetete. Wenn die Kinder schliefen, dann erschienen zwei Schwestern, um die

weggelegten Kleidungsstücke nachzusehen; jeder baumelnde oder abgerissene Knopf, jedes auch noch so kleine Loch kostete eine Note oder, wie wir sagten, einen „Strich“. Kleine Reparaturen hatten wir immer Abends auf dem Schlafsaal vorzunehmen, für größere hatte man eine bestimmte Stunde in der Woche. Das Flicken und Nähen wurde uns überhaupt exemplarisch beigebracht, und wenn wir nicht alle Muster von Ordnung wurden, so lag die Schuld nicht an den Nonnen. Die mehr als hundert Schränke waren einer wie der andere, kein Taschentuch ragte auch nur um Strohhalmbreite über das andere hinüber. Bürsten und Kämme sahen stets aus, als seien sie eben aus dem Laden gekommen, und lagen in jeder der hundert Schiebladen genau auf demselben Fleck. Auch Berthold Auerbach erwähnt die fast unheimliche Ordnung, die ihm in den Schlafsälen und Schränken aufgefallen war. Wir waren alle gleich gekleidet, und die Sachen wurden im Kloster angefertigt: im Winter Werktags schwarze, Sonntags dunkelblaue Wollkleider; im Sommer Werktags grau, Sonntags hellblau. Dazu schwarze Schürzen mit Lätzen und auf dem Rücken kreuzweis über einandergehenden Trägern und stets weiße Kragen. Unsere von Hause mitgebrachten Kleider durften wir nur tragen, wenn wir Verwandtenbesuch hatten, der uns nach Rolandseck hinüberholte. Einen großen Werth legten die Nonnen auf die Gesundheitspflege, und auch in diesem Punkt war es fühlbar, daß die Leitung in den Händen einer Dame lag, die erst in älteren Jahren ins Kloster gegangen. Ein klarer Teint und aufrechte Haltung: darauf wurde mit allen Mitteln hingewirkt. Viele mußten statt Kaffee das ganze Jahr über Nußblätterthee trinken, und eine ganze Anzahl hatte zwischen den Armen lange, platte Lineale durchgesteckt, die zum Geradehalten nöthigten. Die Kost war reichlich und gut. Wein gab es nur an einem Tage im Jahr; was damit gefeiert wurde, ist mir entfallen. Es war eine Maibowle, nach einem altmodischen Recept aus zehn oder fünfzehn aromatischen Kräutern bereitet, und schmeckte grimmig.

In Bezug auf unsere Beaufsichtigung war damals der Individualität der Schwestern freiester Spielraum gelassen und daher war sie sehr verschieden. Im Sommer verging kaum eine Woche, wo nicht ein Dampfschiff an unserem Kloster vorbeigefahren wäre, über und über mit bunten Fahnen und flatternden Wimpeln geschmückt, mit Musik und Bonner Studenten. Kam die Insel in Sicht, dann intonirte die Musik „Wir winden Dir den Jungfernkranz“. Die Studenten sangen und schwenkten die Mützen, wenn wir gerade im Garten waren. Da gab es Schwestern, die uns beim Herannahen eines solchen Schiffes eiligst ins Haus trieben, wie eine Lämmerherde, wenn der Wolf kommt; Andere dagegen, harmlose rheinische Mädchen, die unter solchen Eindrücken aufgewachsen waren, lachten darüber und hatten nichts einzuwenden, wenn wir uns, um die Huldigung entgegenzunehmen, ans Ufer stellten, oder wenn die Kühnsten sogar ihre Tücher schwenkten.

Das Ordenshabit übte einen solchen Zauber auf uns aus, daß wir die weltlichen Lehrerinnen, es gab deren vier, für minderwerthige Geschöpfe hielten. Nur mit der größten Strenge vermochten sie ihre Autorität zu behaupten, und der englischen Lehrerin wollte das überhaupt nicht gelingen. In der ersten

Classe waren wir im Englischen nur unser fünf, alle „enfants de Marie". Dessenungeachtet machten wir einmal eine förmliche Verschwörung, diese Lehrerin nicht zum Unterrichten kommen zu lassen. Wie sie den Mund aufthun wollte, fing Eine an, ihr irgendwas auf Deutsch zu erzählen, und sie mochte noch so oft sagen „Please go on," wir waren taub dagegen. Die Sache kam jedoch heraus, und zur Strafe hatten wir hundertmal einen nicht gerade geistreichen, aber sehr langen Satz zu schreiben, der besagte, daß man der englischen Lehrerin dieselbe Achtung schulde, wie den anderen Lehrerinnen. Dann mußten wir sie in corpore um Verzeihung bitten. Das gute Geschöpf war so zerknirscht davon, daß wir ihretwegen bestraft worden waren, daß sie am liebsten uns um Verzeihung gebeten hätte. Zu Autorität gelangte sie erst, als sie aus Verzweiflung Nonne wurde. Jedes Kind fühlt, daß bei einer solchen der ganze Orden und hinter dem Orden die ganze Kirche steht. Welchen Zauber das Ordensleben auf die in den Klöstern erzogenen jungen Mädchen ausübt, das zeigt die große Zahl derer, die aus früheren Zöglingen Nonnen wurden. Aber auch mit den verheiratheten Pensionärinnen blieb das Kloster meistens in einem nahen Zusammenhang; brachten sie später ihre eigenen Kinder hin, so wurden diese von den alten Nonnen, die einst die Mütter erzogen hatten, fast wie Enkel des Hauses betrachtet.

Diese schönen Jahre, die man als die Jugendzeit unserer Klosterschule bezeichnen kann, endigten plötzlich im Frühjahr 1864. Die Oberin hatte sich auf einer Dampfschiffahrt nach Bonn eine Lungenentzündung zugezogen, an der sie in wenigen Tagen starb. Wie sehr sie die Seele des Hauses gewesen war, das merkte man erst nach ihrem Tode. Für ein halbes Jahr kam die Generaloberin des Ordens, eine Holländerin, herüber, um das Haus zu regieren, noch im alten Stil, wie wir es gewohnt waren. Dann aber wurde eine neue Oberin eingesetzt, und der ganze Geist des Hauses wurde allmählich ein anderer. Es kamen die Jahre des Culturkampfes, das Pensionat wanderte aus nach Holland, gründete von dort aus Klöster in den Vereinigten Staaten und nahm ungeheuer zu an Mitgliederzahl und an Besitz. Als es nach Jahren wieder nach Nonnenwerth zurückkehrte, da war es völlig verändert. Die Unzulänglichkeit des früheren Unterrichts hatte man längst erkannt und sich auf die wissenschaftliche Höhe der besten Anstalten in der Provinz hinauf gearbeitet. Von wesentlichem Einfluß darauf war die Aenderung der Ordensbestimmungen durch den gegenwärtigen Papst. Unter Pius IX. hatten die Nonnen, als Franciscanerinnen, einen Hauptwerth auf strenge Fasten gelegt. Leo XIII. war dagegen der Ansicht, daß ein Erziehungsorden der Kirche wichtigere Dienste leisten könne durch tüchtigen Unterricht als durch Hunger, und so wurde das Fasten für die Lehrerinnen abgeschafft, und an dessen Stelle trat kräftige Ernährung und damit auch bessere Arbeit. Mehr als tausend Schwestern, vorzüglich ausgebildet und Rom mit Leib und Seele ergeben, wirken jetzt in diesem Orden. Seine Erziehungshäuser zeigen statt der früheren klösterlichen Einfachheit eine fast üppige Eleganz. Das sei „der Concurrenz wegen nothwendig", behaupten die Nonnen. Den Gründerinnen hatte freilich nichts ferner gelegen als der Gedanke an „Concurrenz".

Eine alte Geschichte.

Familienscene in einem Act.

Von

Paul Heyse.

Personen:

Erich Weber, Verlagsbuchhändler und Stadtrath (55 Jahre alt).
Susanne, seine Frau (43 Jahre alt).
Dr. Thaddäus Braun, Privatgelehrter (50 Jahre alt).
Die alte Auguste, Dienerin bei Webers.

Ort der Handlung: eine größere Stadt an der Ostsee.

Wohnzimmer bei Webers, links und im Hintergrund Thüren, rechts ein Fenster. Vorn links ein Sopha und Fauteuils, ein rundes Tischchen, auf dem in einem Eiskübel eine angebrochene Flasche Champagner und einige Gläser stehen. Rechts im Hintergrunde ein Flügel. Behaglich-bürgerliche Einrichtung, gute Bilder an den Wänden, ein reicher Teppich.

Abendzwielicht.

Erich (am offenen Fenster, in Hochzeitstoilette, das Gesicht etwas geröthet, das Haar nur wenig angegraut).
Susanne (sitzt im Sopha, weint still in ihr Tuch hinein).
Thaddäus (auf dem Stuhl am Clavier, trocknet sich von Zeit zu Zeit mit dem Rücken der Hand die Augen. Auch er ist im Frack und weißer Binde. Ein stilles, bartloses Gesicht, schlanke, etwas vorgebeugte Gestalt, während Erich in voller Kraft und Frische erscheint).

Erich (hinausschauend). Da fahren sie in ihr schönes junges Leben hinein! (winkt mit der Hand). Glückliche Reise, Kinder, ihr Beneidenswerthen! — Na, man hat es ja auch einmal gehabt. Denkst Du noch, Frau, wie wir unsere Hochzeitsreise antraten, nicht mit so vollen Segeln wie unsere Kinder, kein so eleganter Wagen mit einem Dutzend Blumensträuße, nur eine bescheidene Droschke, die uns zum Bahnhof brachte, wie sich's für einen jungen Anfänger schickte, und nun unsere Kinder heute — na, es war damals doch ebenso schön, wenn auch nicht die ganze Straße uns nachsah. Nein, seht

nur, ein förmlicher Auflauf — und die Auguste, das gute alte Thier, auf dem Bock, grüßt so stolz wie ein Triumphator nach rechts und links, und jetzt — komm geschwinde, Frau! Lilli dreht sich noch einmal im Wagen um und weht mit ihrem Brauttaschentuch zu uns herauf — (zieht rasch sein Tuch und wedelt damit aus dem Fenster). Hurrah! Volldampf voraus! Aber so komm doch! — (Susanne erhebt sich) auch Hubert ist aufgestanden. — Ja, jetzt ist's zu spät, da biegen sie um die Ecke — ade! (nickt zum Fenster hinaus.) Na, glückliche Reise und auf Wiedersehen! (tritt vom Fenster zurück.) Das wäre nun vorbei! Nun sollte man noch ein stilles Glas zusammen auf ihr Wohl — Aber wahrhaftig (Susanne betrachtend), es scheint, auf den Freudentag soll ein thränenreicher Abend folgen. Nu ja, ich begreife, liebes Herz — Scheiden und Meiden thut weh. Aber Du weinst ja nicht, wie wenn Du Dein Kind einem Mann anvertraut hättest, den sie liebt, und der es wahrhaftig werth ist, brav und hübsch und gescheidt, trotz seiner Jugend schon Hauptmann im Generalstabe, Du aber trauerst, als ob ein Räuber unsere Lilli entführt hätte. Na, und wenn das Mutterherz schwach und unvernünftig ist (geht auf Thaddäus zu), warum mußt Du denn dasitzen, Thaddäus, und Dein volles Herz überfließen lassen wie eine Dachtraufe?

Thaddäus. Hätt' ich wirklich —? (berührt mit zwei Fingern sein Augenlid.) Es sieht allerdings so aus, als ob es da naß wäre. Aber mein Gott, lieber Freund, es ist auch keine Kleinigkeit. Neunzehn Jahre habe ich mir alle Mühe gegeben, das Kind für mich zu erziehen — schon als ganz kleines Ding erklärte sie, sie wolle keinen Anderen als mich heirathen — der kleine Altersunterschied, kaum dreißig Jahre, der konnte ja nicht in Betracht kommen — und jetzt kommt dieser fremde Windbeutel in zweierlei Tuch und schnappt sie mir vor der Nase weg, und ich werde als Junggesell in die Grube fahren müssen. Da sollen einem nicht die Augen übergehen!

Erich. Laß doch die Possen! Du weinst doch nur zur Gesellschaft mit für die Frau Gevatterin, der Du ja überhaupt blindlings in Allem beistimmst.

Thaddäus. Nun, darin thät' ich nicht so Unrecht, denn gewöhnlich hat sie ja auch Recht in Allem, was sie denkt und thut. Und heute vollends —

Erich. Wenn sie weniger an sich dächte, als an das Glück ihres Kindes —

Thaddäus. Ja, siehst Du, lieber Freund, alle Liebe, auch Mutterliebe, darf ein bißchen egoistisch sein. Daß sie sich nun ohne ihr Herzblatt behelfen soll und in der „guten Versorgung" nur einen mäßigen Trost findet, so im ersten Trennungsschmerz — und dann, nicht wahr, liebe Freundin, Ihr Hauptkummer ist, das geliebte Kind, das so zart ist und sich so spät entwickelt hat, heut' schon aus Ihrer mütterlichen Hut entlassen zu müssen. Jung gefreit hat manchmal doch gereut.

Susanne (trocknet sich die Augen, hält ihm die Hand hin, die er, aufstehend, ergreift und herzlich drückt). Gewiß, Thaddäus. Sie verstehen mich doch immer. Ich danke Ihnen, daß auch Ihnen an diesem Freudentag die Augen übergehen.

Erich (geht aufgeregt hin und her). Natürlich. Ich werde wieder überstimmt, wie immer. Ich konnte mich am Ende trösten, so lange ich das Kind noch hatte, das Papa's Partei nahm. Jetzt aber — eine schöne Aussicht — immer Zwei gegen mich Einen. Wenn ich nicht wenigstens im Geschäft und im Magistrat noch etwas zu sagen hätte —

Susanne. Lieber Erich —

Erich (bleibt stehen). O, ich finde das Alles sehr in der Ordnung. Wenn so ein alter Hausfreund am Ende im Hause mehr bedeutet als der Hausherr, geht das nicht ganz mit rechten Dingen zu? Den Mann sieht die Frau fast nur, wenn er zwischen seinen Arbeiten und Geschäften nach Hause kommt, den Kopf noch voll Aerger, nervös und schlecht aufgelegt. Da ist er nicht immer sehr liebenswürdig. Dagegen der liebe Gevatter Hausfreund — der sorgt dafür, sich immer im besten Lichte zu zeigen, der macht immer sorgfältig moralische Toilette, eh' er der verehrten Freundin unter die Augen tritt — nein, Thaddäus, ich werfe Dir das gar nicht vor, ich constatire nur, und Du zumal, bei Deinen sonstigen Talenten und Tugenden —

Thaddäus (leise den Kopf schüttelnd). Möchtest Du nicht lieber aufhören, lieber Freund, Dich mit meiner Wenigkeit zu beschäftigen? Ich falle Dir doch nicht zur Last, wenn ich bei meiner verehrten Frau Gevatterin als Mädchen für Alles fungire.

Erich. Gewiß nicht. Und jetzt wirst Du ihr sogar die Tochter ersetzen müssen.

Thaddäus. Wenn ich das könnte! Du weißt, Erich, ich betrachte es nicht sowohl als meinen Lebenszweck, die Geschichte der Cultur in den baltischen Provinzen fertig zu schreiben, als dieser Deiner lieben Frau mich so angenehm und nützlich wie möglich zu machen. Seit ich mich vor zwanzig Jahren in sie verliebt habe, leider hoffnungslos, da sie schon seit drei Jahren Deine glückliche Gattin war, habe ich als frommer Knecht meine Schuldigkeit zu thun gesucht, und nicht wahr, Frau Susanna, wenn ich mich einmal „verändere", schreiben Sie mir in mein Dienstbuch: „Zuweilen ungeschickt, aber stets treu und fleißig." Sollte der Hausherr anders darüber denken, so kann ich ja — (sieht sich nach der Thür um.)

Susanne. Thorheiten, lieber Freund! Sie wissen ja, Erich muß sich immer von Zeit zu Zeit an Ihnen reiben, zumal wenn er etwas viel Champagner getrunken hat. (da Erich sich eben wieder einschenken will) Ich bitte Dich, Erich, trink nicht mehr!

Erich. Aber ich begreife nicht —

Thaddäus. Lassen Sie ihn doch trinken, liebe Freundin. Im Wein ist Wahrheit. Ich wünschte sehr, daß der Sect einmal ausplauderte, was er eigentlich gegen mich hat.

Erich (setzt das Glas wieder hin). Das willst Du wissen? Nun, das kann ich Dir auch ganz kurz und gut sagen: daß ich in den zwanzig Jahren unserer Bekanntschaft nie die geringste Ursache gehabt habe, mich über Dich zu beklagen.

Thaddäus. Und doch kannst Du mich jetzt nicht ausstehen? Die Motivirung ist neu.

Erich. Im Gegentheil, schon ziemlich alt. Es geht mir mit Dir wie den Athenern mit ihrem Aristides, den sie endlich verbannten, weil er immer der Gerechte war.

Thaddäus. Also läuft's doch am Ende auf meinen Abschied hinaus? Nun dann —

Erich. Unsinn! Das ist ja eben das Unglück, daß Du Dich unentbehrlich gemacht hast. Aber Du mußt selbst einsehen, angenehm ist's eben nicht, immer so einen Mustermenschen vor sich zu haben, hinter dem ein mit so manchen Schwächen und Gebrechen behafteter Sterblicher wie Unsereins beschämt zurückstehen muß. So heute wieder.

Thaddäus. Heute?

Erich. Oder hast Du beim Hochzeitsdiner nicht wieder den Vogel abgeschossen mit Deinem Toast? Ich bildete mir ein, als Brautvater meine Sache recht artig gemacht zu haben, als ich das junge Paar leben ließ — nicht zu lang, nicht zu sentimental — das bißchen Humor am Schlusse machte sich recht hübsch —

Thaddäus. Du sprachst ganz herrlich.

Erich. Jawohl, und man lachte sogar, auch Lilli und selbst ihre melancholische Frau Mama — und dann stehst Du auf und thust Deinen Spruch, natürlich auf die Frau Gevatterin, ohne alle rhetorische Kunst, ganz schlicht und scheinbar trocken, aber mit einer so eigenen Art und so aus der Tiefe geschöpft — uns Allen wurde ganz wunderlich zu Muthe, und ich selbst, der ich das Flennen in Gesellschaft hasse — am Schluß, wahrhaftig, ich mußte immer schlucken, während die Andern, Männlein und Weiblein, losheulten.

Thaddäus. Verzeih mir, Erich! Wahrhaftig, ich hatte das nicht beabsichtigt. Und leider, da ihr keine zweite Tochter habt, kann ich nicht einmal sagen: „ich will's nicht wieder thun."

Susanne. Ich habe Ihnen noch nicht gedankt, lieber Freund. Ich werde Ihre Worte nie vergessen.

(Kurze Pause.)

Thaddäus. Soll ich nicht Friedrich rufen, daß er die Lampen bringt? Wir könnten vielleicht unsere Partie machen — so ein stiller Scat beruhigt am besten die Gemüther.

Erich. Nein, da wir doch einmal dabei sind, uns gegen einander aufzuknöpfen —

Susanne. Ich bitte Dich, Erich — noch mehr überflüssige Auseinandersetzungen —? (faßt seine Hand.) Du bist so erhitzt — Du solltest noch einen Spaziergang machen — Thaddäus begleitet Dich vielleicht —

Erich. Das fehlte noch. Wenn Du nicht dabei bist, mache ich aus meinem Herzen noch weniger eine Mördergrube und sage ihm Dinge —

Susanne. Aber Erich —!

Erich (mit gezwungenem Humor). Nun ja, was zu viel ist, ist zu viel, und am Ende ist's immer noch schmeichelhaft, vor lauter Bewunderung gehaßt zu werden.

Susanne. Erich! Du weißt nicht mehr, was Du sprichst!

Thaddäus. Glauben Sie ihm doch nicht, liebe Freundin! Soll ich Ihnen den wahren Grund sagen, weshalb er so giftig gegen mich ist? Weil er mein Verleger ist und ich sein Autor bin, sein schändlich fauler Autor, der den zweiten Band der Baltischen Culturgeschichte noch immer nicht druckfertig abgeliefert hat, so daß der Absatz dieses höchst interessanten Werkes natürlich ins Stocken kommen muß. Gemeines Geschäftsinteresse, Frau Susanne, nichts weiter, und all das Gerede von Bewunderung und Haß —

Auguste (tritt von links ein, mit einer brennenden Lampe). Guten Abend! (setzt die Lampe auf den Flügel, zündet noch eine zweite an.)

Susanne. Sind die Kinder glücklich fortgekommen?

Auguste. In einem schönen, rothsammtenen Coupé ganz für sich allein, und alle Bouquets hab' ich noch drin untergebracht, und unser Fräuleinchen — wollt' sagen unsere gnädige Frau Hauptmann — so 'n Aufsehn, wie sie gemacht hat auf dem Bahnhof! Und sie meinte doch, die Eltern sollten sie nicht an die Bahn begleiten, damit man 's ihr nicht ansehen thäte, daß sie auf die Hochzeitsreise ginge, aber du lieber Gott! jedes Kind hat's ihr ja ansehn müssen, und Alle haben sich dran gefreut, denn so reizend und glücklich, wie unsere Lilli aus den Augen gesehen und immer ihren Mann angekuckt hat (trocknet sich die Augen) — na, Gott segne sie, und einen rechten guten Mann hat sie ja auch bekommen, und wenn sie uns jetzt auch hat verlassen müssen — (kann vor Rührung nicht weiter sprechen.)

Erich. Hat sie Ihnen sonst nichts weiter aufgetragen, Auguste?

Auguste. I ja woll, Herr Stadtrath, tausend Grüße an die lieben Eltern, und sogar unsern Friedrich und die Luise, die heut in der Küche half, hat sie nicht vergessen. Und dann, kurz eh' der Zug abging, rief sie mich noch ans Wagenfenster und sagte, ich sollte ihrem lieben Herrn Pathen, dem Herrn Doctor, noch einen ganz besonderen Gruß bestellen; es käme ihr vor, als hätte sie ihm noch gar nicht recht gedankt, „denn," sagte sie zu dem Herrn Hauptmann, der neben ihr stand, „wenn Du eine ziemlich gute Frau an mir gekriegt hast, Pathe Thaddäus hast Du's am meisten zu verdanken."

Erich (gereizt). Wirklich? Sagte sie das?

Auguste. „Denn," sagte sie, „Papa hat mich verzogen, und die Mama, die war auch manchmal zu gut gegen mich dummes Ding, aber mein Pathe, obwohl ich sein Augapfel war, der hat mir immer ganz ernstlich ins Gewissen geredet," sagte sie, „und was er für ein Prachtmensch ist" — aber da pfiff die Locomotive, und ich konnte ihr nur noch nachrufen, ich würde Alles pünktlich bestellen.

(Pause. Thaddäus sieht still zu Boden. Erich fährt sich aufgeregt durchs Haar. Susanne macht sich am Tisch zu schaffen.)

Auguste. Wenn die Herrschaften sonst nichts zu befehlen haben — na, denn will ich im Eßzimmer ein bißchen aufräumen. (ab nach links.)

Erich. So wäre man eigentlich Thaddäus dafür verpflichtet, daß das Kind in ihrer jungen Ehe den alten Eltern keine Schande macht. Nun, Pathen sind ja schon bei der Taufe dazu da, im Namen des Täuflings allen Werken des Teufels abzusagen. Der zärtliche Papa ist darin einbegriffen. Aber hab' ich's nicht gesagt? Er ist wieder die Hauptperson. Je nun, das muß man eben zu dem Uebrigen legen. Und jetzt — ich dächte, es wäre wohl erlaubt, sich eine Cigarre zu gönnen. Soll ich Dir auch eine holen, Thaddäus?

Thaddäus. Ich danke, Erich. Du weißt, ich rauche nicht um diese Zeit.

Erich. Nun, wie Du willst. Du lebst ja nach Grundsätzen, vortrefflichster Mann. Ich gönne mir auch Ausnahmen von der Regel. (geht langsam ab.)

(Susanne und Thaddäus sitzen ein paar Augenblicke stumm, ohne sich anzusehen. Dann steht Thaddäus auf.)

Thaddäus. Ich werde mich zurückziehen, liebe Freundin.

Susanne. Schon jetzt? Es ist ja noch so früh.

Thaddäus. Ich hätte es schon früher thun sollen. Aber solange das Kind da war —

Susanne (sieht ihn groß an). Was meinen Sie, Thaddäus?

Thaddäus. Nun, daß er Recht hat, daß ich wirklich hier im Hause — und zumal jetzt —

Susanne. Um Gottes willen, Sie wollen doch nicht — Sie könnten —

Thaddäus (immer sehr sanft). Ja, wie gesagt, mich eine Weile zurückziehen. Ich kann ja nicht darüber im Zweifel sein, daß er — daß ich — nun grad' heraus, daß es nicht mehr so zwischen uns ist wie bisher.

Susanne. Aber Sie täuschen sich, lieber Freund, gewiß, Sie täuschen sich. Kennen Sie ihn denn nicht? Er ist ja ein Augenblicksmensch, von seinen Stimmungen abhängig. Im nächsten Moment hat er so eine unholde Laune vergessen.

Thaddäus. Vielleicht. Nun, dann bin ich ja nicht aus der Welt, und Sie wissen, welchen Werth ich auf seinen Umgang, seine Freundschaft lege, so sehr, daß ich mich nicht bedenken würde, mich von Neuem dem auszusetzen, was Sie seine unholden Launen nennen.

Susanne. Und das könnten Sie mir anthun wollen? — Thaddäus!

Thaddäus. Es ist ja auch um Ihretwillen, liebe Freundin. Sie führen eine so glückliche Ehe, es steht nichts zwischen Ihnen beiden als — der alte Hausfreund, der mit der Zeit zuweilen unbequem wird. Wenn der sich also ganz sacht aus dem Wege räumt —

Susanne. Nein, das lasse ich nicht geschehen. Denken Sie denn nicht auch an sich, wie Sie das einsame Leben — denn ich bilde mir doch ein, daß auch wir Ihnen ein bißchen unentbehrlich geworden sind. Mein Gott, in zwanzig Jahren — nein, nein! Und wenn ich auch von mir nicht reden will — aber er, er selbst —

Thaddäus (ruhig). Es findet sich ja wohl wieder ein dritter Mann für seinen Scat.

Susanne. Nun werden Sie bitter. Aber ich verzeih' es Ihnen. Denn wirklich, wie Erich sich eben wieder gegen Sie betragen hat —

Thaddäus. Bitter? O nein. Aber gerade weil ich unser schönes Zusammenleben davor bewahren will, in ein bitteres Zerwürfniß auszuarten — glauben Sie mir, es ist das einzig Vernünftige —

Susanne. Still! Da ist er wieder.

(Erich tritt rauchend wieder ein. Thaddäus nimmt seinen Hut vom Klavier.)

Erich. Willst Du schon gehen?

Thaddäus. Ja, Erich, ich will mich nun verabschieden, da es doch heute zu unserer Partie nicht mehr zu kommen scheint. In den nächsten Tagen werde ich mich wohl nicht sehen lassen. Ich habe wirklich in diesen Hochzeitswochen ganz sträflich gefaulenzt und müßte wenigstens das schwierige vorletzte Capitel endlich abschließen. Also gute Nacht und tausend Dank. Schlafen Sie wohl, liebe Gevatterin! Und Sie erlauben wohl, ich möchte mir von Auguste noch ein Stück Torte geben lassen. Ich habe da drüben an der Ecke eine kleine Freundin, ein armes Kind von acht Jahren, das Streichhölzer verkauft für seine blinde Mutter. Der habe ich schon so viel Schachteln abgekauft, daß ich damit Moskau an allen vier Enden anzünden könnte. Nun soll sie auch erfahren, daß heute ein Freudentag war. Gute Nacht! (geht nach der Thür.)

Susanne (steht auf, in großer Erregung, bezwingt sich aber und ruft ihm nur nach): Aber Sie kommen doch morgen Vormittag auf eine Stunde, Thaddäus? Sie müssen mir durchaus helfen, Lilli's Musikalien zusammenzusuchen.

Thaddäus. Wenn ich dazu unentbehrlich bin — gewiß, liebe Freundin. Leben Sie wohl! (ab nach links.)

(Pause. Erich geht einmal durchs Zimmer, setzt sich dann in den Sophawinkel, schenkt sich ein Glas Champagner ein.)

Erich. Willst Du Dich nicht zu mir setzen, liebes Kind?

Susanne (ihn still ansehend). Das hast Du wirklich sehr gut gemacht, Erich.

Erich. Was meinst Du?

Susanne. Deutlicher konntest Du's dem alten Freunde nicht sagen, daß Du ihn aus dem Hause haben willst.

Erich. So? Wirklich? Nun, dann ist es ja gut. Früher oder später — kommen mußte es einmal. (trinkt das Glas aus.)

Susanne. Das kann nicht Dein Ernst sein, Erich.

Erich. Oder glaubst Du, jetzt, wo wir nur zu Dreien sind, würde ich mir's gefallen lassen, immer in der Minorität zu sein? Wenn ich nach Hause käme, abgerackert aus dem Geschäft oder geärgert durch die Dummheiten meiner Herren Collegen im Magistrat, und fände euch dann sitzen mit Gesichtern, als unterbräche ich euch in tiefsinnigen Untersuchungen über das Heil der Welt, und ihr betrachtet mich nur so wie ein nothwendiges Uebel, da ich doch einmal aus Versehen Dein Mann bin, der Erhalter des Hauses, den man daher schonend behandeln muß?

Susanne. Erich!

Erich. Wenn mir dann das Kind entgegenlief, das mir nicht böse war, weil ich's „verzog“, und mir die Falten von der Stirn lachte, konnte ich mich ja noch trösten über meine sonstige Ueberflüssigkeit, und daß ich eben nur ein simpler Geschäftsmann bin, kein geistvoller Gelehrter und Philosoph. Jetzt aber — auf mich allein angewiesen — nein, das kann Niemand von mir verlangen! Ich will endlich einmal meine Frau für mich allein haben, und sie soll sich daran gewöhnen, mit mir gewöhnlichem Sterblichen vorlieb zu nehmen.

Susanne. O Erich! Ist es denn möglich! (sinkt auf einen Stuhl.)

Erich (steht rasch auf, sich immer heftiger steigernd). Jawohl, möglich und nöthig! Und er darf sich ja auch nicht beklagen. Ich habe ihm offen gesagt, daß ich ihn beneide, um seine Ueberlegenheit, um Alles, was mir fehlt. Aus solchem Grunde verabschiedet zu werden, ist ja doch eine Ehre. (geht stark rauchend auf und ab, bleibt dann vor ihr stehen.) Oder willst Du's leugnen, daß Du ihn mehr liebst als mich? Wenn Du jetzt zwischen uns die Wahl hättest — er oder ich — würdest Du Dich lange besinnen?

Susanne (erhebt sich, mit Nachdruck). Nicht weiter, Erich! Wenn Du nur ahntest, wie schlecht ein solches Hirngespinnst Dir ansteht, eine Eifersuchtslaune gegenüber Deiner alten Frau, zwei Jahre vor der silbernen Hochzeit! Euch vergleichen, Dich und Thaddäus — aber das wäre ja die baare Tollheit. Ihr seid so grundverschieden, Du noch immer der thatenfrohe, lebensfreudige Mensch voller Entwürfe, Wünsche und Hoffnungen, wie ich Dich als ganz junges Ding kennen und lieben lernte, und Er der stille, beschauliche, anspruchslose Träumer, der es im Leben nie weiter bringen wird, als daß ein paar Menschen ihn als Menschen lieben und ein paar Dutzend anderer ihn als Schriftsteller schätzen lernen. Und da fabelst Du von Rivalität, von Zurücksetzung — Dich gegen ihn! O Du ewig jugendlicher Hitzkopf!

Erich. Nun, nun, so ganz ein Hirngespinnst —

Susanne. Eins freilich hat er vor Dir voraus, Eins besitzt er in hohem Maße, was ich bei Dir manchmal schmerzlich vermisse —

Erich. Also doch!

Susanne (rasch fortfahrend) — freilich ein Fehler, der aus einer Deiner Tugenden stammt, aus Deiner frischen, sanguinisch-unbedenklichen Art, das Leben und die Menschen anzufassen. Darüber lässest Du's denn zuweilen an dem fehlen, was man Zartgefühl nennt.

Erich (auflachend). Haha! Zartgefühl! Natürlich, so ein Hitzkopf, ein plumper Draufgeher —

Susanne. Wie kannst Du nur, Liebster —! Ich sagte Dir ja —

Erich. O, und doch — in Einer Sache hab' ich so viel Zartgefühl bewiesen, daß Mancher geglaubt haben mag, es sei keine Tugend, sondern eine unverzeihliche Schwäche.

Susanne. Ich verstehe Dich nicht.

Erich. Oder habe ich jemals gegen Dich nur die leiseste Andeutung gemacht, als schiene mir in Deinem Verhältniß zu Thaddäus nicht Alles in Ordnung zu sein?

Susanne (ihn ernst anblickend). Du willst doch nicht sagen —

Erich. O ich — behüte! Aber Andere — die waren anderer Meinung. Und war nicht auch der Schein gegen euch? Sage selbst — der Gatte durch sein Geschäft in der Stadt festgehalten, seine junge Frau zur Stärkung ihrer Gesundheit im Seebade — dort erscheint ein interessanter junger Mann, ein halber Pole — wenigstens auf dem polnischen Gut seiner Eltern geboren und auf zehn Jahre nach Sibirien geschickt wegen einer unvorsichtigen Studentenrede — er attachirt sich an die einsame junge Frau, die ihr Mann nur einmal in der Woche besuchen kann — sie erholt sich sichtlich, der Verehrer folgt ihr dann hierher in die Stadt und etablirt sich als Hausfreund, als Pathe des Kindes, das die Frau nach dreijähriger kinderloser Ehe glücklich zur Welt bringt — wenn das nicht Grund genug war für die Lästermäuler —

Susanne (mit bebender Stimme). Und das hast Du Dir als Beweis von besonderem Zartgefühl angerechnet, daß Du Deiner Frau und Deinem Freunde von so nichtswürdiger Medisance nie eine Andeutung gemacht hast?

Erich (etwas verlegen). Nun, so absurd diese alte Geschichte war — sie ist doch nie ganz zum Schweigen gebracht worden. Ich könnte Dir Beweise dafür geben — (da Susanne eine heftige Bewegung macht) — Du hast Recht, man muß dergleichen Schmutz nicht an sich kommen lassen. Aber wenn ich auch an Dir nie zweifelte — wir Männer, selbst die Besten unter uns, sind keine Engel. Wie er Dich liebte, Dich vergötterte — er selbst hat ja nie ein Hehl daraus gemacht. Wenn er daher selbst das richtige „Zartgefühl“ gehabt hätte, wäre es ihm doch wohl eingefallen, sich beizeiten zurückzuziehen, noch vor der Hochzeit seines Pathenkindes.

Susanne (ernst und traurig). O Erich, Du weißt nicht, daß wir es ihm allein zu verdanken haben, wenn Lilli ihre Hochzeit heute so freudig im Hause ihrer Eltern hat feiern können.

Erich. Wie? Ihm — Thaddäus hätten wir das —

Susanne (nickt langsam vor sich hin). Ja, Erich, ihm allein. Und nun muß auch ich Dir eine alte Geschichte erzählen. Setz Dich ruhig dorthin und höre mich an. Willst Du mir versprechen, mich nicht zu unterbrechen?

Erich (geht zögernd nach dem Sopha und setzt sich, legt die Cigarre weg). Wenn sie nicht zu lang ist, Deine alte Geschichte —

Susanne. O, sie ist ganz kurz; ich will nur die Thatsachen erzählen. Also, es war einmal —

Erich. Du scheinst mir ein Märchen auftischen zu wollen?

Susanne. Die Geschichte ist leider buchstäblich wahr. Also: es war einmal ein junger Ehemann, der seine Frau sehr lieb hatte. Das hinderte ihn aber nicht, auch andere Frauen schön und anziehend zu finden und ihnen eifrig den Hof zu machen. Seine eigene Frau nahm ihm das nicht übel. Ja, sie war sogar ein bißchen eitel darauf, daß auch Andere ihn liebenswürdig fanden, und gönnte ihm die glänzende Rolle, die er in der Gesellschaft spielte. Sie wußte ja, daß sein Herz nur ihr gehörte. Bis eines Tages eine sehr gefährliche fremde Schönheit, eine Sängerin —

Erich (gereizt auffahrend). Mußt Du mir wirklich diese alte Geschichte wieder vorrücken, die ich so gründlich bereut habe? Und ist es „zartfühlend" von Dir, da Du mir meine Schuld verziehen hast, gerade heut' —

Susanne (bewegt). Deine Schuld, Erich, aber nicht die meine!

Erich (sehr erstaunt). Die — Deine? Was hättest Du —

Susanne. Du hast versprochen, mich nicht zu unterbrechen. Ich bin auch gleich zu Ende. Aber es muß einmal vom Herzen herunter und gerade heute, damit Du begreifst, wie sehr Du dem alten Freunde verpflichtet bist —

Erich. Nun ja, er hat mir damals so gründlich ins Gewissen geredet, daß ich den dummen verliebten Handel sofort abbrach und von dieser Verirrung als ein reumüthiger Sünder zu meinem hochherzigen Weibe zurückkehrte. Aber wahrhaftig, auch ohne sein Dazwischentreten — ich wäre sicher bald genug von selbst zur Besinnung gekommen, daß diese kokette Schlange nicht werth war, meiner lieben Frau nur die Schuhriemen aufzulösen.

Susanne (seufzend). Vielleicht! Aber dann wär's vielleicht für Deine liebe Frau zu spät gewesen.

Erich. Wie?

Susanne. Denn sie war thöricht genug, jung und leidenschaftlich, wie sie war, diese Umkehr Dir nicht zuzutrauen, und überdies — Du weißt, daß Dein Abenteuer in der Stadt das größte Aufsehen machte, so daß nicht nur hinter unserem Rücken darüber Zeter geschrieen wurde, sondern auch mitleidige Seelen sich fanden, mir ihr inniges Beileid auszudrücken, bis mein Unmuth endlich in helle Empörung ausschlug. Ich fühlte mich tödtlich verletzt in meiner Liebe, meiner Frauenwürde, und wirklich, Erich, ich erhitzte mich so in dem Gedanken, welcher öffentlichen Schmach Du mich preisgabst, daß ich in allem Ernste Dich zu hassen anfing.

Erich (nickt ernst vor sich hin). Wozu Du ein gutes Recht hattest.

Susanne (zögernd). Aber auch zu dem, wozu dieser Haß mich trieb? Denn damals bewährte unser Freund all seine Herzensgüte, indem er mich wie eine Kranke mit der größten Zartheit behandelte, meine Gedanken stets von meinem Kummer abzulenken suchte. Ja, Erich, da verglich ich ihn mit Dir und sagte mir: hier hast Du einen wahren, treuen Freund, der Deinetwegen auf jedes eigene Glück verzichtet hat, auf die Gründung einer Familie, die Laufbahn eines Universitätslehrers — und das alles selbstlos und hoffnungslos. Aber nein, so viel Liebe und Treue soll nicht unbelohnt bleiben. Jetzt, da Du schmählich verrathen und im Stich gelassen wirst von Deinem eigenen Mann, jetzt willst Du ihm angehören, Alles für Alles geben, ihm vergelten, was er durch sieben Jahre stiller Hingebung für Dich gethan hat.

Erich (springt auf). Susanne — !

Susanne. Und so, an einem bösen Tage, da gerade wieder eine eifrige Zuträgerin mir das Neueste von Deinen stadtkundigen Huldigungen gegen jene Dame ins Ohr gezischelt hatte — da hielt ich nicht länger an mich; in einer Art Fieber, kaum daß ich daran dachte, mich für die Straße

anzuziehen, eilte ich aus dem Hause und in die Wohnung meines Freundes. Noch heute steht sein entgeistertes Gesicht vor mir, mit dem er mich ins Zimmer stürzen sah. „Frau Susanne," rief er, „was ist geschehen? Ein Unglück?" — Statt aller Antwort warf ich mich an seine Brust und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Erich. Weiter, weiter! Du folterst mich.

Susanne. Er redete mir zu wie einem kranken Kinde, mich zu beruhigen. Ich fühlte aber, wie er am ganzen Leibe zitterte, als er mich sanft von sich wegdrängte und zum Sitzen nöthigte. Und auf einmal trocknete der Zorn, die Empörung meine Thränen. Ich sagte ihm Alles: daß ich meinen Mann nicht mehr lieben und achten könne, daß ich wisse, wie theuer ich ihm sei, und von ihm erwarte, er werde meinen Retter machen, mir Genugthuung schaffen für das mir angethane tödtliche Unrecht. Ich wolle, wenn ich die Scheidung durchgesetzt, die Seine werden, Lilli könne man mir nicht nehmen, da ich der unschuldige Theil sei, und dann — wohin er mit mir gehen wolle, nur weit, weit weg —

(Pause. Erich ist wieder auf das Sopha gesunken.)

Susanne. Muß ich noch weiter erzählen? Weißt Du nicht selbst, welche Antwort dieser wahre Freund auf mein stürmisches, kopfloses Bitten und Drängen hatte? O Erich, Du sagtest vorhin, Männer sind keine Engel. Wenn er es aber wenigstens in jener Stunde nicht gewesen wäre, der heutige „Freudentag" wäre uns nicht beschert worden. Habe ich ihn Dir getrübt, Liebster, durch diese alte Geschichte? Ich sollte denken, nun erst sei Dir der letzte Stachel aus dem Herzen genommen, da Du auch Deiner Frau eine Schuld zu vergeben hast. Oder bringst Du das nicht übers Herz? Obwohl wir beide jetzt alte Leute sind und auf unsere Jugendthorheiten mit einem milden Auge zurückblicken können?

Erich (will etwas erwidern, die Stimme versagt ihm. Er steht etwas mühsam auf, wankt zu Susanne hin, schlingt die Arme um sie). Mein Weib, mein einziges, geliebtes Weib — (Sie halten sich umschlungen.)

Auguste (tritt rasch ein). Da bring' ich — o Verzeihung — ich — habe gestört!

Erich (sich ruhig losmachend). Kommen Sie nur, Auguste. Was — was bringen Sie?

Auguste. Ein Billet an Herrn Stadtrath, von Herrn Doctor, er hat's eben unten in der Küche abgegeben — Friedrich hatte gerade einen Gang zu machen — (reicht das Billet hin.)

Erich. Nimm Du es, Frau, und — lies es mir vor. Es schwimmt mir so vor den Augen, wohl vom Sect. (wendet sich, heimlich die Augen trocknend, ab.)

Susanne (liest). „Verzeihe, lieber Freund, wenn ich mich ohne förmlichen Abschied auf ein paar Wochen, vielleicht auch Monate, von euch beurlaube. Ich sehe ein, daß ohne einige archivalische Nachstudien der zweite Band nicht zu Stande kommen kann. Ich muß daher nothwendig nach Königsberg. Meine Frau Gevatterin möge mich entschuldigen, wenn ich ihr nicht helfe, Lilli's Musikalien" —

Erich (sie hastig unterbrechend). Gehen Sie, Auguste, laufen Sie! Bringen Sie uns den Doctor hierher, todt oder lebendig — wir hätten ihm was ungeheuer Wichtiges —

Auguste. Schon gut, Herr Stadtrath. Der Herr Doctor ist gewiß noch nicht fort, wollte ja auch noch dem Friedrich ein Trinkgeld geben — (eilt hinaus.)

Erich (sich zur Heiterkeit zwingend). Jetzt beneide ich jeden regierenden Fürsten, der einen Hausorden mit Brillanten zu vertheilen hat. O Frau, es hilft nichts: er ist und bleibt der Bessere von uns beiden, und ich fände es sehr geschmacklos von Dir, wenn Du ihm nicht den Vorzug gäbest.

Susanne. Was Du für dummes Zeug reden kannst!

(Thaddäus tritt wieder ein.)

Erich. Da ist er ja, der Ausreißer, der heimtückische Verräther! Was? Uns alte Leute böslich verlassen wollen, weil das hübsche junge Gesicht jetzt nicht mehr hier im Hause ist? Nun, daß der Papa ihn nicht halten kann, ist verzeihlich; so ein widerwärtiger, eifersüchtiger Stänker und Zänker, der sich mit dem besten Freunde beständig häkeln muß. Aber ist denn nicht noch die Mutter des Kindes da, die sich ohne den Gevatter nun einmal nicht behelfen kann? Wie? Und da wollte er —

Thaddäus (ihn unterbrechend, etwas gedrückt). Ich bitte Dich, lieber Erich, es ist wirklich die höchste Zeit — Du selbst, in Deinem eigenen Interesse als Verleger — es kann nicht so fortgehen —

Erich. Dummes Zeug! Die baltischen Provinzen laufen uns nicht weg. Aber darin hast Du Recht: so kann es nicht fortgehen. Zwanzig Jahre gehst Du mit Deiner Frau Gevatterin um, als wärst Du immer noch ein Halbfremder. Das muß aufhören, nicht wahr, Susanne? Da — fülle ihm und Dir noch einmal das Glas, und dann angestoßen und von jetzt an auf Du und Du! (Susanne thut nach seinen Worten.) Nein, das ist noch nicht Alles. Jetzt kommt noch die Hauptsache: Du mußt Susanne einen Kuß geben — dann erst ist's richtig mit der Brüderschaft.

Thaddäus (bestürzt). Frau Susanne, wollen Sie mir wirklich erlauben —

Susanne (lächelnd). Kannst Du noch fragen, lieber Freund? (nähert ihm ihr Gesicht. Er küßt sie.)

Erich. So! Fiducit! Und jetzt zu unserer Partie, zur „Beruhigung der Gemüther". Wo sind die Karten? (wendet sich nach dem Hintergrunde.)

Thaddäus (fragend von Einem zum Andern blickend). Wenn ich von der ganzen Geschichte nur ein Wort verstände! Ich glaube wahrhaftig, auch ihm gehen jetzt die Augen über! Wollen Sie mir nicht, liebe Freundin — willst Du mir nicht erklären —

(Susanne zuckt lächelnd die Achseln, schüttelt leise den Kopf.)

Vorhang fällt.

Die Rettung einer „Legende“.

Von
Theodor Schiemann.

Im Jahre 1887 hat H. von Sybel eine außerordentlich fein durchgeführte Untersuchung veröffentlicht, welche bestimmt war, die Legende zu zerstören, der zu Folge Graf Brandenburg, der preußische Ministerpräsident, am 6. November 1850 an gebrochenem Herzen gestorben sei, „weil Preußen den Forderungen Oesterreichs, zunächst in der kurhessischen Sache“ nachgegeben habe. Sybel erzählt nun nach den Acten des geheimen Staatsarchivs, die für diese Fragen von ihm als Ersten benutzt worden sind, die Ereignisse, die von Ende September bis zum 6. November 1850 sich in der deutschen Frage zwischen Oesterreich und Preußen abgespielt haben. Er bringt den unwiderleglichen Beweis, daß Graf Brandenburg mit seiner vollen Persönlichkeit eingetreten ist für die Erhaltung des Friedens und auch thatsächlich die Majorität des Ministeriums und mit ihr den seiner Ueberzeugung nach zur Minorität stehenden König für diese seine Ansicht gewonnen hat. Der Tod Brandenburg's müsse demnach außer jeden Zusammenhang mit den politischen Ereignissen gestellt werden, und es sei nur als eine Zufälligkeit zu betrachten, daß er gerade in jene kritischen Novembertage fiel. So etwa läßt sich das Schlußergebniß der Sybel'schen Untersuchung zusammen fassen.

Eine genauere Betrachtung der Frage führt jedoch dahin, daß wir mindestens bei einem „non liquet“ in Betreff jener „Brandenburg-Legende“ stehen bleiben müssen, und bestätigt die nicht scharf genug zu betonende Wahrheit, daß eine absolute Gewißheit in historischen Dingen ganz außerordentlich schwer zu gewinnen ist. Auch wo ein scharfer Verstand und ein ruhig abwägendes, methodisch geschultes Urtheil den Thatsachen nachspüren, bleibt immer die Möglichkeit des Irrthums offen, so lange wir auf ein lückenhaftes und unsicheres Material zu bauen genöthigt sind. Wir kommen der Wahrheit näher, aber wie selten dürfen wir sagen, wir hätten sie voll erfaßt. Noch heute ist das letzte Wort über die Convention von Tauroggen nicht gesprochen, und ebenso, scheint mir, wird die Frage nach den letzten Gedanken und Empfindungen des Grafen Brandenburg durch die Sybel'sche Studie keineswegs endgültig erledigt. Aber näher kommen können wir der historischen Wahrheit wohl auf Grund der Materialien zur Zeitgeschichte, die in den zwölf Jahren bekannt geworden sind, seit Sybel seine Untersuchung abschloß.

Ich möchte vorausschicken, daß Fürst Bismarck, der die Sybel'sche Arbeit ohne Zweifel gekannt hat, zumal sie fast unverändert im zweiten Bande von Sybel's „Begründung des Deutschen Reiches“ wiederholt wird, in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ zweimal auf den Grafen Brandenburg zu sprechen kommt.

Er erzählt, wie er 1850 in Erfurt mit ihm auf einem Spaziergange im Steigerwalde die Lage des Augenblicks besprach, und wie tapfer damals Brandenburg den Gedanken eines österreichischen Krieges ins Auge gefaßt habe: „Geht es nicht, so ziehen wir den Degen und jagen die Kerls zum Teufel.“ — „Ich kann nicht leugnen,“ bemerkt Bismarck dazu, „daß dieser militärische Schluß mir einen sehr gewinnenden Eindruck machte, hatte aber meine Zweifel, ob die Allerhöchste Entschließung im entscheidenden Augenblicke nicht mehr von anderen Einflüssen abhängen würde als von diesem ritterlichen Generale. Sein tragisches Ende hat meine Zweifel bestätigt“ (Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 66). An der zweiten Stelle spricht Bismarck von der Verantwortlichkeit der Minister und sagt: „Das übliche Amtsgeheimniß deckt die Umstände, unter welchen eine Entgleisung stattgefunden hat, Menschenalter hindurch, und das Ergebniß der Unklarheit, in welcher der pragmatische Zusammenhang der Dinge bleibt, erzeugt bei leitenden Ministern, wie das bei manchem meiner Vorgänger der Fall war, Gleichgültigkeit gegen die sachliche Seite der Geschäfte, sobald die formale durch königliche Unterschrift oder parlamentarische Vota gedeckt erscheint. Bei Anderen wieder führt der Kampf zwischen dem eigenen Ehrgefühl und der Verstockung der Competenzverhältnisse zu tödtlichen Nervenfiebern, wie bei dem Grafen Brandenburg . . .“

Man ist wohl berechtigt, aus diesen beiden Aeußerungen den Schluß zu ziehen, daß Fürst Bismarck an der sogenannten Legende festhielt oder doch mindestens den Tod des Grafen Brandenburg in einen ganz directen Zusammenhang mit den vorausgegangenen politischen Ereignissen stellte. Im Jahre 1891 sind nun die Denkwürdigkeiten Leopold's von Gerlach erschienen. Bekanntlich Tagebuchblätter, deren subjective Wahrhaftigkeit keinem Zweifel unterliegt. In allem Wesentlichen bestätigen sie die Auffassung Sybel's über den Gang der Ereignisse, die dem Tode des Grafen Brandenburg vorher gingen. Gerlach erzählt, wie der König am 3. November beim Morgenkaffee die Nachricht von der Erkrankung Brandenburg's erhielt, und schreibt dann am 6: „Der König, gänzlich gebrochen durch den Bankerott der deutschen Politik und durch Radowitzens Sturz, bildet sich ein, Brandenburg wäre schwer erkrankt, weil es ihm durch Niebuhr's Erzählung plötzlich klar geworden, er wäre durch Oesterreich betrogen, Radowitz habe Recht und sei durch ihn auf verkehrte Weise geopfert. Ich habe nun noch Niebuhr über seine Unterredung mit Brandenburg vernommen. Er hat Brandenburg wecken lassen, ist sehr freundlich angenommen worden, hat ihm die drei Alternativen für Gröben: Angreifen, Stillestehen und Convention, vorgelegt. Da hat Brandenburg sich für die Convention entschieden, und auf die Nachricht, das Vorgehen der Bayern sei auf Befehl Schwarzenberg's von Warschau aus erfolgt, ganz ruhig gesagt: ‚Dann müssen wir uns mißverstanden haben‘.“

Gerlach will nun offenbar damit jene angebliche Einbildung des Königs widerlegt haben, mir scheint aber durch die Mittheilungen Neibuhr's nur das Eine erwiesen, daß Brandenburg die ihn völlig überraschende Nachricht, daß Schwarzenberg die Bayern habe marschiren lassen, mit äußerlicher Fassung hinnahm. Er war ein vornehmer Mann, den das Leben an Selbstbeherrschung gewöhnt hatte; das schließt aber keineswegs aus, daß die Nachricht ihn innerlich tief erregte. Jedenfalls sind wir genöthigt, anzunehmen, daß er sich von Schwarzenberg eines Anderen versehen hatte, und das stimmt durchaus zu den actenmäßigen Angaben Sybel's über die Warschauer Verhandlungen. Brandenburg war mit der Ueberzeugung heimgekehrt, daß in der hessischen Angelegenheit nichts geschehen werde, ehe die in Aussicht genommenen Ministerconferenzen die schwebenden Differenzen geregelt hätten. Schwarzenberg hatte ihn „ohne Zustimmung und Widerspruch“ gelassen. Jetzt sah Brandenburg, daß er in der That getäuscht war, und wenn er die ihm von Niebuhr überbrachte Nachricht von dem rücksichtslosen Vorgehen Schwarzenberg's ruhig hinnimmt, so bleibt doch die Thatsache, daß er, der sich am 2. November Abends gesund hingelegt hatte, am Morgen des 3. November krank ist.

Abeken gibt uns in einem Briefe vom 7. November noch etwas genauere Daten. „Ich bin," schreibt er, „beinah noch der Letzte, der ihn vor seiner Krankheit gesehen. Am Sonnabend Abend halb Zehn verließ ich ihn, nachdem ich ihm eine Arbeit vorgelegt, die er billigte; am Morgen um 5 Uhr brach das Fieber aus, das ihn in so kurzer Zeit dahin raffte. In der Nacht um 2 Uhr war er noch durch Markus Niebuhr mit einer Botschaft vom Könige geweckt, und vielleicht hat die Erkältung dabei den unmittelbaren Ausbruch beschleunigt."

Ich würde bei alle dem noch nicht gewagt haben, mit meinen Zweifeln gegen das Resultat der Sybel'schen Untersuchung hervorzutreten, wenn nicht noch andere bisher nicht berücksichtigte Quellen sie bestärkten.

Die Correspondenz Friedrich Wilhelm's IV. mit dem Kaiser Nicolaus ist in unserer deutschen Literatur außerordentlich wenig beachtet worden. Dagegen hat sie Martens in seinem „Recueil des traités et conventions" im achten Bande vielfach herangezogen, und wenn auch die Art, in welcher er mit seinen Quellen umspringt, höchst tendenziös ist, sind diese Quellen selbst, wo er sie wörtlich citirt, doch von ganz außerordentlichem Werth.

Friedrich Wilhelm IV. hat in einem sehr lebhaften und über alle Erwartungen intimen Briefwechsel mit dem Schwager in Petersburg gestanden. Beide Herrscher schrieben viel und eingehend und liebten es, ihre politischen Glaubensbekenntnisse auszutauschen. Friedrich Wilhelm ist darin, unserem Gefühl nach, viel zu weit gegangen. Er scheint mitunter ganz zu vergessen, daß jener Schwager zugleich der Kaiser von Rußland ist, und der lehrhaft-hochmüthige Ton der Antworten Nicolaus' läßt keinen Zweifel darüber, wie überlegen der Zar auf den König von Preußen meinte herabblicken zu können.

Am 4. November schreibt nun Friedrich Wilhelm: „Die friedlichen Absichten, mit denen Graf Brandenburg aus Warschau heimgekehrt ist, haben in meinem Ministerium gesiegt. Herr von Radowitz ist vom Ministerium des Auswärtigen zurückgetreten und Bernstorff an seiner Stelle ernannt. Mein Cabinet gibt den Oesterreichern die erforderlichen Garantien für das Aufgeben der Unionsverfassung. In Hessen verlangt es Garantien für die Sicherheit unserer Militäretappen, und meine Truppen werden sich darauf beschränken, sie zu besetzen. Der Statthalterschaft in Holstein wird vorgeschrieben, ihre Truppen zurückzuziehen; geschieht es nicht, so überlassen meine Minister Jedem, dem es so gefällt, zu interveniren. Und das Alles, weil Brandenburg den Versprechungen des Fürsten Schwarzenberg vollen Glauben schenkt. Ich, lieber Freund, traue ihnen nicht."

Ich möchte hier den Nachdruck auf die Versprechungen Schwarzenberg's legen. Der Brief des Königs ist zwei Tage vor der Aufzeichnung Gerlach's geschrieben und noch nicht beeinflußt durch die weiche Stimmung, die später der Tod Brandenburg's in ihm wachrief.

Weit bestimmter ist aber ein zweiter Brief des Königs an Kaiser Nicolaus, geschrieben am 6. November, gleich nachdem Brandenburg gestorben war.

„Unser tapferer und edler Brandenburg ist heute Morgen gestorben. Das ist ein furchtbarer, nicht gut zu machender Schlag. Und der Grund seines Todes!!! Ich weiß ganz bestimmt (positivement), daß die Perfidie von Schwarzenberg ihn getödtet hat. In der allzu berühmten Sitzung des Ministerraths vom 2. drang die Meinung von Brandenburg durch, weil er für die Wahrheit der Versprechungen und die bonne foi der Worte dieses Mannes sich verbürgte. Am Abend um 11 Uhr hatte er den Beweis des Gegentheils in Händen, die Gewißheit, daß Schwarzenberg es gewesen war, der die bayrischen Truppen halten ließ, so lange er in Warschau blieb, und ihnen befahl, in das Kurfürstenthum einzumarschiren, sobald er nach Wien zurück gekommen war . . . Es war mein bester Freund, mein treuester und muthigster Diener." (Martens, Bd. VIII, S. 384, 385.)

Von der Bürgschaft Brandenburg's für die Zuverlässigkeit der Versprechungen Schwarzenberg's finden wir bei Sybel, der das Protokoll der Ministerialsitzung vom 2. November benutzt hat, nichts. Offenbar hat man jene Versicherung Brandenburg's zu protokolliren nicht für nöthig gefunden. Hier in dem Schreiben des Königs ist sie uns erhalten.

Ziehe ich das Facit aus dem Gesagten, so scheint mir unzweifelhaft, daß die urkundliche Darstellung Sybel's gerade in dem einen Punkte, in dem seine Ausführung gipfelt, daß nämlich der Tod des Grafen Brandenburg außer Zusammenhang mit den traurigen politischen Verhältnissen des Novembers 1850 steht, nicht erwiesen ist. Wir haben gar keinen äußeren oder inneren Grund, anzunehmen, daß der König falsch gesehen habe, und bis auf Weiteres werden wir an der „Legende" festhalten dürfen, daß allerdings die Politik es war, die dem tapferen und stolzen Grafen das Herz gebrochen hat.

Entlehnung oder zufällige Uebereinstimmung?

Von

Heinrich Weber.

Fälle überraschender Uebereinstimmung auf dem Gebiete der Religion, der Literatur, der Kunst zwischen Orient und Occident, besonders zwischen den in Asien verbliebenen und den nach Europa gewanderten Völkern des arischen Stammes in früheren Stadien ihrer Entwicklung hatte Professor Max Müller in Oxford unter dem Titel „Coincidences"[1]) zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht und in überaus interessanter Weise nachgewiesen, wie für solche Uebereinstimmung oft, so sehr sie rein zufällig erscheint, doch bei näherer Nachforschung eine Erklärung aus Entlehnung möglich ist.

Daß die Principien solcher Vergleichung, wie er sie für die älteren Zeiten dargelegt hat, auch auf Erscheinungen der neuesten Zeiten anwendbar sind, hat er im Juliheft der „Fortnightly Review" von 1898 unter demselben Titel an einem besonders auffallenden Beispiel zu zeigen gesucht; er glaubt gefunden zu haben, daß das bekannte Heine'sche Gedicht „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen" im Wesentlichen eine Entlehnung aus einem vor mehr als 1100 Jahren verstorbenen indischen Dichter Bhartrihari sei, und spricht über diese in der That frappirende Entdeckung mit der seinem Stil eigenen Anmuth. Was könne erstaunlicher sein, als daß man ein Gedicht von Heine, voll von Witz und moderner Empfindung, in der Sanskritdichtung wiederfinde, die bei aller ihrer Schönheit doch sicher weder durch Humor noch durch Sentimentalität ausgezeichnet sei!

Ich selbst habe bereits im Jahre 1883 bei meiner Promotion in Berlin die These drucken lassen und vertheidigt, daß jenes Heine'sche Gedicht im Wesentlichen eine Entlehnung aus Bhartrihari sei; doch sind die Einwendungen meiner Opponenten von damals nicht ohne Eindruck auf mich geblieben[2]). Da die von dem berühmten Oxforder Gelehrten neu gemachte und weiteren Kreisen übermittelte Entdeckung berechtigtes Aufsehen erregt hat, so lohnt es wohl, noch einmal näher auf die Sache einzugehen.

---

[1]) In den „Transactions of the Royal Society of Literature", vol. XVIII part. II.

[2]) Es ist die sechste der meiner Dissertation angefügten Thesen, die ich am 28. Juli 1883 vertheidigt habe. Meine Opponenten waren der jetzige Professor der Philologie in Straßburg i. E. Dr. Richard Raitzenstein und der jetzige Archivar in Magdeburg Dr. Georg Liebe.

Ich stelle die beiden Gedichte neben einander. Das indische: yâm cintayâmi satatam mayi sâ viraktâ . . . u. s. w. heißt in wörtlicher Uebersetzung:

> Sie, an die ich beständig denke, ist mir abgeneigt,
> Und sie begehrt einen anderen Mann; dieser Mann hängt an einer Anderen;
> Und unsertwegen härmt sich eine Andere ab;
> Weh (eigentlich: Pfui) über den und die und den Liebesgott und Jene und
> über mich selbst).

Dem entsprechen die beiden Strophen Heine's:

> Ein Jüngling liebt' ein Mädchen,
> Die hatt' einen Andern erwählt,
> Der Andre liebt' eine Andre
> Und hat sich mit dieser vermählt.
>
> Das Mädchen heirathet aus Aerger
> Den ersten besten Mann,
> Der ihr in den Weg gelaufen,
> Der Jüngling ist übel dran.

Die Schlußstrophe von der alten Geschichte, die doch ewig neu bleibt, und die dem das Herz bricht, dem sie just passiert, ist Heine eigenthümlich, wie ja auch die zweite Strophe schon in ihrer Formung seinen Stempel trägt; immerhin ist die Uebereinstimmung der beiden Gedichte so groß, daß der Gedanke, das neue sei von dem alten abhängig, sich unabweisbar aufdrängt. Max Müller erklärt denn auch, rein zufällig könne jene nicht sein; ein Vers des einen Gedichtes möchte durch Zufall mit einem des anderen übereinstimmen können, aber vier Verse nicht. Da Heine und Bhartrihari nicht durch dieselbe Schule gegangen seien, und da es nicht wahrscheinlich sei, daß die menschliche Leidenschaft von selbst genau denselben Ausdruck gefunden habe bei Dichtern, die durch mehr als 1100 Jahre von einander getrennt seien, so müsse man untersuchen, ob Heine's Leben den Schlüssel zur Lösung des Räthsels biete; wenn die äußere Möglichkeit einer Entlehnung sich nachweisen lasse, so müsse man diese selbst als nachgewiesen betrachten.

Solcher Nachweis ist nun in der That nicht schwierig. — Max Müller führt einige Worte aus einem Briefe Heine's an seinen Vater Wilhelm Müller vom 7. Juni 1826 an: Als Heine in Bonn studirt, habe ihm A. W. Schlegel viele Geheimnisse der Metrik enthüllt. Diese Worte würden an sich ziemlich belanglos für das Nachzuweisende sein, da aus ihnen ja weiter nichts hervorgeht, als daß Heine durch Schlegel irgend welche metrische Belehrungen empfangen hat. Daß der des Sanskrit kundige Schlegel Heine Verse Bhartrihari's vorgelesen und in einem Augenblick der Begeisterung vorübersetzt habe, läßt sich aus jener Briefstelle jedenfalls kaum schließen; indessen läßt sich dergleichen anderweit als möglich erweisen, ja wahrscheinlich machen.

Heine hat jene Verse nach Goedeke's „Grundriß" 3, 456 im Herbst 1822 gedichtet; sie gehören zu der 1823 unter dem Titel „Lyrisches Intermezzo" zusammen mit seiner Tragödie „Ratcliff" gedruckten, seinem Onkel Salomon Heine zugeeigneten Gedichtsammlung; gerade diese aber enthält mehrere Gedichte, die deutlich zeigen, daß seine Gedanken zu jener Zeit viel in Indien geweilt haben, wie die allbekannten, viel componirten Lieder: „Auf Flügeln des Gesanges" und „Die Lotusblume ängstigt".

In den „Die Heimkehr" überschriebenen Liedern von 1823—24 finden sich dann noch die Verse von König Viçvamitra und von Vasischta's Kuh, welche vielleicht beweisen, daß Heine die Uebersetzung der Episode des großen indischen Heldenepos Râmâyana, aus der ihr Stoff entlehnt ist, in Franz Bopp's „Conjugationssystem der Sanskritsprache" von 1816, S. 154—235, gelesen hat.

Ueber Heine's Interesse für die damals in Deutschland erwachenden Sanskritstudien enthält seine Biographie von Strodtmann (I, 79) folgende Stelle eines

seiner Briefe von 1820: „Schlegel, Bopp, Humboldt sind unsere jetzigen Ostindienfahrer." Der junge Dichter war schon in diesem Jahre in Bonn zu A. W. Schlegel in Beziehungen getreten; als Bopp in Berlin 1821 seine Vorlesungen über Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft eröffnete, begann auch Heine, dessen Interesse dafür schon durch Schlegel erweckt war, „sich ernstlich mit den Geisteswerken der Inder vertraut zu machen" (Strodtmann I, 185).

Er ist in Berlin, wie ich auf der Registratur der Universität festgestellt habe, vom 4. April 1821 bis 24. December 1823 immatriculirt gewesen. Welche Vorlesungen er, der bei der juristischen Facultät inscribirt war, in Berlin gehört hat, habe ich leider nicht erfahren können, da er diese Universität ohne Abgangszeugniß, nur mit einem Sittenzeugniß versehen, verlassen hat.

Es ist aber in hohem Grade wahrscheinlich, daß er auf die herrliche Spruchsammlung des Bhartrihari aufmerksam geworden ist oder mindestens einzelne Gedichte daraus, sei es nun von Schlegel oder von Bopp, in der Uebersetzung kennen gelernt hat. Scheinen doch diese Dichtungen zu den ersten Erzeugnissen des indischen Geistes zu gehören, die im Abendland, auch in Deutschland, bekannt geworden sind, und zwar schon in Zeiten, wo nur zufällige und, abgesehen vom Handelsverkehr, oberflächliche Beziehungen zwischen Indien und Europa bestanden.

Wenngleich dem Abendlande die indische Literatur in größerem Umfange erst erschlossen wurde, als die Engländer in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Indien eroberten, so sind doch einzelne Nachrichten und Proben davon schon im siebzehnten Jahrhundert, namentlich durch christliche Missionare, nach Europa gekommen; unter die frühesten Zeugnisse dieser Art sind die Sprüche des Bhartrihari zu zählen. Schon Abraham Roger's „Offene Thür zu dem verborgenen Heydenthum: oder Wahrhaftige Vorweisung deß Lebens und Sittens, samt der Religion und Gottesdienst der Braminen auf der Kust Chormandel", Nürnberg 1663 — eine deutsche Uebersetzung des niederländisch geschriebenen Werkes eines holländischen Predigers, der 1630—40 an der Koromandelküste thätig war —, enthält: des Heydnischen Barthrouherri Hundert Sprüche von dem Weg zum Himmel: und Hundert Sprüche von dem vernünftigen Wandel unter den Menschen; in einer kurzen Einleitung über das Leben Bhartrihari's und über seine drei Bücher Sprüche, je in zehn Capitel von zehn Versen getheilt, von denen die beiden ersten erbaulichen und lehrhaften, das dritte erotischen Inhalts ist[1]), erzählt Abraham Roger, daß ihm der Bramin Padmanaba diese Sprüche verdolmetscht habe, „ausgenommen die Liebessprüche, die er um einer oder der anderen Ursachen willen, wie es das Ansehen hatte, mir nicht verteutschen wollte".

Die Uebersetzung der zwei Centurien der indischen Sprüche liefert in ihrer Plumpheit und Geschmacklosigkeit ein trauriges Zeugniß von dem Rückgang Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege und läßt von der Feinheit und Schönheit des Originals wenig ahnen. — Indessen muß doch diese Uebersetzung, so abstoßend sie ist, immerhin Eindruck gemacht haben. In „Des Weltberühmten Adami Olearii colligirter und viel vermehrter Reise-Beschreibung", Hamburg 1696, sind dieselben 200 Sprüche mit derselben Einleitung in derselben Uebersetzung, offenbar direct aus Roger's Buche entnommen, freilich ohne diesen zu nennen, von Neuem abgedruckt unter dem Titel: „Des Heydnischen Bhartrouherri Nachdenkliche Sprüche und Lehren"; die Liebessprüche, zu denen unser Vers ursprünglich gehörte, fehlen auch hier.

Als dann die Romantiker in Deutschland sich für den Orient zu interessiren begannen, gehörte zu den ersten indischen Dichtern, die man ans Licht zog, Bhartrihari. Die erste Ausgabe des Originals, in der auch die erotischen Verse

---

[1]) Der alte Autor meint die Einleitung der Sprüche in die drei Abschnitte des çriñgâra — niti — und vairâgya — çâstram, führt sie freilich in falscher Reihenfolge auf.

enthalten sind, ist von 1804[1]). A. W. Schlegel aber ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, in seiner „Indischen Bibliothek“, deren erste Bände in den Jahren 1820—27 erschienen — also gerade in den Jahren, wo auch Heine sich für Indien interessirte! —, sein virtuoses Uebersetzungstalent an zweien dieser erotischen Verse zu beweisen.

Das ungesund zwischen den Extremen der Askese und der Sinnenlust schwankende Lebensideal des in der Gluthhitze Hindostans erschlafften Volkes drückt der Vers aus:

> Wohn' an der Ganga Stromfluthen, Sünd' entrückenden, quellenden,
> Oder an zarter Brust Hügeln, Sinn entzückenden, schwellenden.

Welcher Innigkeit der Empfindung der Inder fähig ist, zeigt der liebliche Vers:

> Bei der Lampe, des Herds Flamme, bei Mond-, Sternen- und Sonnenschein,
> Fern von des Mädchens Rehaugen liegt die Welt mir in Finsterniß[2]).

Daß Heine, wenn er solche Verse hörte oder las, entzückt war und von diesem Dichter mehr zu hören brannte, ist selbstverständlich und die Wahrscheinlichkeit, daß er auch unseren Vers gekannt und in seiner Weise umgebildet habe, in der That nicht gering.

Und doch erheben sich gegen die Annahme einer solchen Entlehnung schwere Bedenken.

Diese liegen nicht in den Abweichungen der beiden Gedichte von einander, sondern in dem Umstande, daß das beiden zu Grunde liegende dichterische Motiv, die unerwiderte Liebe mehrerer Personen zu einander, so daß immer die eine oder andere ohne Gegenliebe liebende selbst von einer anderen ohne Gegenliebe geliebt wird, auch sonst verschiedentlich, und zwar zum Theil lange vor Bhartrihari, in der Literatur anderer Völker vorkommt.

Im Augustheft derselben Zeitschrift, deren Juliheft M. Müller's Aufsatz enthält, der zu dieser Erörterung Anlaß gegeben, hat Professor A. A. Bevan darauf hingewiesen, daß der arabische Dichter Maimun ibn Kais, gewöhnlich Al-A'sha genannt, der am Anfang des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte, also ein Zeitgenosse Bhartrihari's war — denn von diesem wird angenommen, daß er etwa um 650 starb —, ein Gedicht verfaßt hat, das dem indischen geradezu erstaunlich ähnlich ist. Sollen wir auch hier Entlehnung annehmen, oder ist die Uebereinstimmung doch nur zufällig?

Noch verwickelter aber wird das Problem dadurch, daß jenes Motiv sich auch bei dem griechischen Bukoliker Moschos, der im dritten Jahrhundert v o r Christus lebte, und bei Horaz in auffallend analoger Weise dichterisch behandelt findet.

Ich führe die drei Gedichte nach der chronologischen Reihenfolge der Dichter vor.

Die Verse des alten Griechen[3]): *Ἤρατο Πὰν Ἀχῶς τᾶς γείτονος, ἤρατο δ' Ἀχώ* . . . u. s. w. lauten in der Uebersetzung unseres alten, ehrlichen Johann Heinrich Voß von 1808 folgendermaßen:

> Pan war entbrannt für Echo die Nachbarin, Echo hinwieder
> War's für den hüpfenden Satyr, entbrannt war der Satyr für Lyda.
> So wie Echo den Pan, so hielt der Satyr die Echo,

---

[1]) Ursprünglich als letzter Vers des Çringâra Çataka, des Hunderts der Liebessprüche, gedruckt, ist unser Vers in den späteren Ausgaben der zweite des Nîti Çataka, des Hunderts der Moralphilosophie, geworden.

[2]) Die Uebersetzung dieser beiden Verse findet sich in der „Indischen Bibliothek“, Bd. II, S. 474; gedruckt ist sie erst 1827, kann aber natürlich sehr wohl schon früher verfaßt sein.

[3]) S. Moschi Reliquiae IV. ed. Ahrens „Bucolicorum Graecorum . . . . . Reliquiae“. Tomus I, p. 209.

Lyda den Satyr in Gluth: sie entflammt' umwechselnde Sehnsucht.
Denn wie der Eine gehaßt den Liebenden, ebenso schnöde
Ward er liebend verschmäht und duldete, was er geübet.
Wer noch dem Eros entging, den witzige meine Belehrung:
Sei nur Liebenden hold, daß Du, wie Du liebest, geliebt seist.

Die Ode des Horaz (I, 23) ist die bekannte:

Albi, ne doleas plus nimio mamor.

Der hier in Betracht kommende Theil lautet in der freilich sehr ungelenken Uebersetzung von J. H. Voß:

Klag', o Albius, nicht allzu gerührt das Leid,
Das Dir Glycera schafft; noch in Verzweifelung
Sing' elegischen Gram, weil Dich ein Jüngerer
Ueberglänzt nach verletzter Treu'.

Schau, Lykoris, die Stirn enge vom Lockenhaar,
Flammt für Cyrus in Gluth, Cyrus, wiewohl verschmäht,
Neigt zur Pholoë sich, aber zuvor gesellt
Sich dem Apulerwolf das Reh,
Als der schmähliche Buhl' Pholoë's Herz bethört . . .

Das Gedicht des Al-A'sha, aus der augenscheinlich sehr wortgetreuen englischen Uebersetzung des Professor A. A. Bevan möglichst genau ins Deutsche übertragen, ist folgendes:

„Ich bin ihr zugethan geworden durch einen Zufall, während sie einem anderen Manne als ich zugethan geworden ist, und dieser Mann ist einem anderen Weibe zugethan geworden: Und ihm wieder ist ein Weib zugethan geworden, welches er nicht zu gewinnen sucht, während unter den Männern ihres Stammes einer ist, der um ihretwillen dahinschmachtet und seinen Verstand verliert. Und mir auch ist ein anderes Weib zugethan, das mir nicht gefällt, — so ist Liebe mit Liebe verkettet, eine Liebe, die ganz unselig ist. Jeder von uns leidet Verlust, sich sehnend nach einem Anderen, indem er zugleich weit fort und nahe zur Hand ist, gefesselt und Fesseln legend."

Was nun? — Wir sehen dasselbe dichterische Motiv in erstaunlich ähnlicher Weise behandelt von einem Griechen des dritten Jahrhunderts vor Christus, einem Römer, der ein Zeitgenosse Christi war, einem Araber des siebenten Jahrhunderts nach Christi Geburt, einem Inder, der des Arabers Zeitgenosse war, und einem Deutschen unseres Jahrhunderts! Das Motiv ist ganz unähnlich etwa jenem uralten, vielleicht in die graue arische Urzeit zurückreichenden, den Hellenen und Germanen und vielleicht den Indogermanen überhaupt gemeinsamen des unwiderstehlichen, strahlenden jungen Helden, der, nur an einer Stelle verwundbar, von dem als tückisch und unritterlich gedachten Gegner zum Tode getroffen wird, das die epische Poesie der Griechen in Achilleus, die der Deutschen in Baldur-Siegfried behandelt hat. Unser Motiv ist vielmehr ein solches, welches, naiven Zeitaltern fremd, schon eine ans Künstliche streifende Reflexion, eine gewisse Raffinirtheit der Empfindung voraussetzt. Offenbar ein Grund für die Annahme eines Zusammenhanges der fünf Dichtungen durch bewußte Uebertragung. Denn wir dürfen uns, wenn wir den Gedanken an Entlehnung noch festhalten wollen, nun offenbar nicht mehr auf Heine und Bhartrihari beschränken, sondern müssen uns entschließen, in diesem Falle einen äußeren Zusammenhang aller fünf Gedichte anzunehmen, womit freilich die Schwierigkeit der Nachweisung eines solchen unermeßlich gesteigert ist.

Unzweifelhaft würde dann Moschos als der Dichter zu betrachten sein, von dem alle anderen das Motiv übernommen hätten. Die Annahme, daß Horaz, der ja so oft griechische Lyrik nachahmt, ja dessen Oden eigentlich griechische Dichtungen in römischer Sprache sind, von Moschos abhängig sei, würde keine Schwierigkeit machen, so wenig sie sich natürlich strict beweisen ließe. Um so schwieriger freilich würde der Nachweis der Möglichkeit einer Benutzung des Moschos durch den Inder

und den Araber sein; diesen zu führen, müßte ich den Fachgelehrten überlassen. Immerhin scheint jene Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen. Ich verdanke meinem Vater, Professor Albrecht Weber in Berlin, den Hinweis auf einige Stellen seiner Werke, die hier von Bedeutung sein würden.

Die Erzählung von der wandernden Frucht und der dadurch entdeckten Untreue der Königin Ananngasanâ, der Gemahlin eines Königs Bhartrihari, welchem, als er diese traurige Entdeckung macht, unser Vers in den Mund gelegt wird, geht vielleicht auf eine byzantinische Erzählung zurück, die sich zuerst in dem mit dem Jahre 625 abschließenden Chronicon Paschale findet, wo sie von dem Kaiser Theodosius dem Jüngeren und seiner Gemahlin Eudokia für das Jahr 440 mitgetheilt wird[1]).

Auf demselben Wege wie die Erzählung von der wandernden Frucht, also durch Vermittlung der Byzantiner, könnte auch unser dichterisches Motiv von Griechenland nach Indien gekommen sein.

Hat Bhartrihari das Gedicht Al-A'sha's oder Al-A'sha das Gedicht Bhartrihari's gekannt — beide gleichen sich ja mehr als irgend ein anderes Gedicht dem andern! —, oder haben vielleicht beide das Motiv des Moschos aus Byzanz erhalten?

In der Vâsavadattâ des Subandhu, im sechsten oder siebenten Jahrhundert nach Christus, versichert eine Freundin der Königstochter, daß die Liebesleiden der Vâsavadattâ nicht aufzuzeichnen seien, wenn man auch den Himmel zur Tafel, das Meer zum Tintenfaß nehme. Der Herausgeber Hall verweist dabei auf eine ganz ähnliche Stelle im Koran, worin es heißt: Wenn sich das Meer in Tinte verwandelte, um die Worte Gottes aufzuschreiben, so würde das Meer nicht ausreichen[2]).

Wir haben hier ein Analogon zu jener wunderbaren Uebereinstimmung des indischen und des arabischen zeitgenössischen Dichters und die Wahl, wie wir es erklären wollen.

Ich verfolge diese Betrachtungen, die meinem Studiengebiete fern liegen, nicht weiter.

Ich würde jedenfalls heute nicht den Muth haben, meine These von 1883 für mehr als eine Hypothese auszugeben, trotz des unerwarteten mächtigen Beistandes, der mir von Oxford her geworden ist. — Auch wer bei dieser Sachlage sich etwa zu einem Verzicht auf die Annahme überraschender literarischer Zusammenhänge entschließen möchte, würde freilich dadurch noch keineswegs genöthigt sein, die Aufspürung solcher Analogien für ein müßiges Spiel des Witzes zu halten, so wenig wie selbstverständlich die von M. Müller aufgestellten Grundsätze für derartige Vergleichungen irgend etwas von ihrem Werth verlieren würden, wenn ein Beispiel ihrer Anwendung als nicht glücklich gewählt erscheinen sollte. Unter allen Umständen bietet die Vergleichung der Art, wie dasselbe dichterische Motiv von fünf Autoren so verschiedener Völker und Zeiten behandelt worden ist, zu allerlei lehrreichen Betrachtungen Anlaß.

In bezeichnender Weise stehen dabei z. B. der Grieche und der Römer mit ihrer plastischeren, sinnlicheren Darstellung der abstracteren, reflectirteren der beiden Orientalen und des modernen Deutschen gegenüber.

Bei Moschos und Horaz sind die verschiedenen in einander verliebten Personen bei Namen genannt, mit der Fiction, daß der Leser sie kenne, sich von ihnen eine deutliche Vorstellung machen könne. Der Pan und der Satyros des Moschos erinnerten ja in der That jeden Griechen an die charakteristisch individualisirten Gestalten seiner Kunst, und auch die Echo trat ihm in der bekannten Erscheinung einer Waldnymphe sofort deutlich vor Augen. Auch bei Horaz ist zwar die frische

---

[1]) Vergl. A. Weber, Indische Studien, Bd. XV, S. 210, Anm. 2, auch S. 212—214.
[2]) Vergl. A. Weber, Indische Studien, Bd. I, S. 377, auch Anm. 1.

Anschaulichkeit, die dem Gedichte des Hellenen Reiz verleiht, schon stark geschwunden, doch wird wenigstens die eine Person, Lykoris, durch das Beiwort „tenui fronte" („die Stirn enge vom Lockenhaar", Voß) sinnlich vergegenwärtigt, die schlanke und scheue Pholoë durch den Vergleich mit einem Reh charakterisirt und die verwerfliche Roheit des Cyrus gekennzeichnet.

Ganz anders der Inder, der Araber und der moderne Deutsche!

Auf sinnliche Anschaulichkeit verzichten sie alle drei ganz. Statt der farbenreichen Gestalten des Griechen und auch noch des Römers bringt der Inder: „ich, sie, einen anderen Mann, einen Anderen, eine Andere", der Deutsche das ganz allgemeine: „ein Jüngling, ein Mädchen", und dann weiter wörtlich wie der Inder: „einen Anderen, eine Andere", endlich: „den ersten besten Mann". Der Araber hetzt bei ebenso kahler Aufzählung das Motiv gewissermaßen zu Tode; während die anderen Dichter sich begnügen, die Verderblichkeit der Liebe unter gewissen Bedingungen an vier oder fünf Personen aufzuweisen, führt Al-A'shâ in ermüdender Wiederholung nicht weniger als sieben Verliebte zu diesem Zwecke auf.

Der orientalische, namentlich der indische Geist, mit seinem wunderbaren Doppelcharakter einerseits der ausschweifendsten Phantastik, andererseits der nüchternsten Abstraction steht, eben durch diese letztere Eigenschaft, dem Geiste der modernen Völker näher als der plastischeren Denkweise der Alten. Bei der verstandesmäßigen Kahlheit, mit der das dichterische Motiv von den beiden Orientalen und von Heine behandelt ist, liegt die eigentliche dichterische Kraft in dem epigrammatisch-überraschenden Schlusse, auf den die ersten Verse hindrängen, ohne den wir keine Poesie, sondern einen Bericht über traurige Liebesverhältnisse in nackter Prosa vor uns hätten.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juli.

Der zwischen Deutschland und Spanien über die Abtretung der Carolinen-, der Palau- und der Marianen-Inseln abgeschlossene Staatsvertrag ist sowohl in den spanischen Cortes als auch im deutschen Reichstage genehmigt und demnächst ratificirt worden. Die Verleihung des Grafentitels an den deutschen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bülow, durfte aber nicht bloß als eine Anerkennung der Wirksamkeit dieses Staatsmannes beim Erwerbe neuen Colonialbesitzes bezeichnet werden. Vielmehr kam die gesammte Thätigkeit des ebenso besonnenen wie seiner Ziele sich klar bewußten Diplomaten in Betracht, dem zuvor bereits Dank der rastlosen Fürsorge, die er bei der Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands bewährte, die Gewinnung und Sicherung des Colonialbesitzes in China geglückt war. Nicht minder gebührt dem Grafen Bernhard von Bülow das im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens große Verdienst, zugleich die Beziehungen zu Rußland und zu England günstiger gestaltet zu haben. Daß die in Folge des völkerrechtswidrigen Einfalls Jameson's in die Südafrikanische Republik eingetretene Spannung zwischen Deutschland und Großbritannien überwunden und es seither gelungen ist, einen Vertrag abzuschließen, durch den gerade in Südafrika Conflicte zwischen den beiden europäischen Großmächten in Zukunft verhütet werden, gereicht der Staatskunst des Grafen von Bülow zum Lobe. Auch ist durch die jüngsten Vorgänge erhärtet worden, daß Transvaal in Verbindung mit dem Oranje-Freistaat und gestützt auf die Sympathien der Africander in der Capcolonie, genügende factische und moralische Machtmittel besitzt, um sich mit Aussicht auf Erfolg einer Vergewaltigung zu erwehren. In den besonnenen Regierungskreisen Großbritanniens lassen sich denn auch keineswegs kriegerische Anwandlungen gegenüber der Südafrikanischen Republik nachweisen. Freilich würde diese gut daran thun, durch zeitgemäße, mit ihrer Existenz im Einklange stehende Reformen für die berechtigten Beschwerden der Uitlanders Abhülfe zu schaffen.

Daß auch die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich einen Wandel erfahren haben, erhellt aus einer ganzen Reihe von Umständen, denen einzeln allerdings keine übermäßige Tragweite zugeschrieben werden darf. Fürst Bismarck, der den französischen Nationalcharakter sehr genau ergründet hatte, erkannte bereits die Möglichkeit an, insbesondere auf dem Gebiete der Colonialpolitik Spitzen umzubiegen und einen Ausgleich der wechselseitigen Interessen Deutschlands und Frankreichs herbeizuführen. Schon auf der Congo-Conferenz erwies sich Fürst Bismarck den französischen Delegirten gegenüber ungemein entgegenkommend. Auch geschieht es nicht erst seit den Tagen von Faschoda, daß die französische Presse einem Zusammengehen Frankreichs und Deutschlands in Colonialangelegenheiten günstig gestimmt ist. Nun hat neuerdings einer der angesehensten französischen Publicisten, der Vicomte Robert de Caix, in einer Schrift das Thema abermals eingehend erörtert und Kaiser Wilhelm II., wie zuverlässig verlautet, sein Interesse für diese ein friedliches Zusammenwirken der beiden Culturländer befürwortenden Ausführungen des Vicomte Robert de Caix bekundet.

Ohne sich in allzu rosig gefärbte Betrachtungen zu verlieren, darf man behaupten, daß gerade die Colonialpolitik und die mit ihr in innigem Zusammenhange stehende Entwicklung des gesammten Seewesens zur Beseitigung von internationalen Vorurtheilen beitragen muß. In dem französischen Landheere hat der Chauvinismus jedenfalls festere Wurzeln gefaßt als in der Marine, wo längst bekannt ist, wie hülfsbereit die deutschen Blaujacken sind, wenn es gilt, bei Unglücksfällen zur See französischen Kameraden beizustehen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erhält auch der Besuch, den der deutsche Kaiser bei seiner Nordlandsfahrt im Hafen von Bergen an Bord des französischen Schulschiffes „L'Iphigénie" abstattete, eine Bedeutung, die, ohne auch nur im Geringsten überschätzt werden zu dürfen, doch zu den Imponderabilien für die Beurtheilung der wechselseitigen Beziehungen der Nationen gehört. Sicherlich wäre es verfehlt, aus den höflichen Depeschen, die aus Anlaß dieses Besuches zwischen dem deutschen Kaiser und dem Präsidenten der französischen Republik ausgetauscht worden sind, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß der Frankfurter Friede nunmehr seine Sanction durch die öffentliche Meinung in Frankreich erhalten könnte.

Wie aber im Verlaufe der Jahre jeder Nation neue Culturaufgaben gestellt werden, kann es keineswegs als ausgeschlossen gelten, daß im äußersten Orient oder in Afrika deutsche und französische Pioniere der fortschreitenden Civilisation Schulter an Schulter kämpfen. Auch das französisch-russische Bündniß hat sich durchaus nicht als ein Factor im Sinne jener „immanenten Gerechtigkeit" erwiesen, von der die Inschrift des Gambetta-Denkmals die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen erhofft; und ebenso hat die Abrüstungsconferenz im Haag nur gezeigt, daß von russischer Seite lediglich die Aufrechterhaltung des Weltfriedens angestrebt wird. Daran wird auch nicht das Mindeste durch französische Preßäußerungen im Stile Rochefort's oder des „Petit Journal" geändert, die sich in der Revisionsangelegenheit nicht weniger ohnmächtig erwiesen haben. Wie häufig schienen sich die inneren Krisen der französischen Republik unlösbar zu gestalten, und dennoch siegte im entscheidenden Augenblicke der gesunde Menschenverstand! Beinahe könnte man zu der Annahme neigen, daß ein besonderer Glücksstern über der französischen Republik walte. Durch die Weigerung des Grafen Chambord, der im Jahre 1873 unter keinen Umständen die Tricolore anstatt des weißen Lilienbanners annehmen wollte, ist die Wiederherstellung der Monarchie vereitelt worden. Im Jahre 1877 wurde dann durch das entschlossene Verhalten Gambetta's und seiner Anhänger ein Staatsstreich des Marschalls Mac Mahon verhindert. Ebenso gelang es, die von Seiten des Generals Boulanger der Republik drohende Gefahr im Keime zu ersticken.

Alle zuverlässigen Urtheile über die jüngste Regierungskrisis in Frankreich, die mit der Bildung des Cabinets Waldeck-Rousseau ihren Abschluß erhielt, stimmen darin überein, daß die Lage der Republik ungemein ernst war, da zu befürchten stand, daß es Loubet überhaupt nicht gelingen könnte, ein Ministerium zu erhalten. Auf der einen Seite hatten die Neu-Boulangisten sich mit den Monarchisten verbündet, während auf der anderen der in seinem Ehrgeize tief gekränkte frühere Conseilpräsident Méline durch das Verhindern jeder Ministercombination den Rücktritt des Präsidenten der Republik herbeiführen wollte. Um so größer war der Verdruß dieser Parteigruppen, als Waldeck-Rousseau eine Regierung zu constituiren vermochte, in der das unter den obwaltenden Verhältnissen wichtigste Portefeuille, dasjenige des Kriegsministeriums, in dem General Gallifet einen Inhaber erhielt, der unter allen französischen Generalen am Meisten befähigt ist, die bedenklich ins Schwanken gerathene Disciplin im Heere auf allen Stufen der Hierarchie wieder herzustellen.

Freilich war es ein gewagtes Experiment des mit der Neubildung des Ministeriums beauftragten früheren Vertrauensmannes Gambetta's, des Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau, neben dem neuen Kriegsminister, dem Besieger der Commune, einen socialistischen Führer, den Deputirten Millerand, als Handelsminister in die

Regierung zu berufen. Dieser kühne Griff war allerdings ganz im Geiste Gambetta's, der ebenfalls nicht vor anscheinend völlig ausgeschlossenen Lösungen zurückschreckte. Auch dadurch wurde Gambetta für Waldeck-Rousseau vorbildlich, daß er den noch von Napoléon III. am 30. August 1870 zum Brigadegeneral beförderten „Günstling" der Kaiserin Eugénie, der sich in der Schlacht bei Sedan durch den von ihm geleiteten Reiterangriff auf preußische Infanterie bei Floing in hervorragender Weise ausgezeichnet, gleichsam für die Republik entdeckt und gewonnen hatte. Die Schwierigkeit bestand für Waldeck-Rousseau nur darin, dem Besieger der Commune den radicalen Socialisten, auf deren Unterstützung die neue Regierung angewiesen war, annehmbar zu machen. Die Berufung des socialistischen Deputirten als Handelsminister ergab sich als ein tactisch wirksamer Gedanke. Wohl tobte die äußerste Linke gegen den ihr verhaßten General; als aber der parlamentarische Ansturm der Parteigänger Méline's, der Neu-Boulangisten und der Monarchisten gegen die neue Regierung erfolgte, blieb diese Siegerin. Selbst die schlimmsten Gegner des Generals Gallifet im socialistischen Feldlager enthielten sich der Abstimmung, um nicht den Intriguen der Widersacher der Republik Vorschub zu leisten.

Sehr bald zeigte sich auch, daß gerade die von Waldeck-Rousseau gewählte Mischung der verschiedenen Elemente seiner Regierung den Verhältnissen gut angepaßt war. General Gallifet machte mit den höheren Officieren, die sich gegen die Disciplin vergingen, kurzen Proceß, und der Handelsminister Millerand sorgte dafür, daß die socialistischen Bäume nicht in den Himmel wuchsen, wie er denn auch die Beendigung des Strike in Montceau-les-Mines herbeiführte. Als eine der verdienstvollsten Thaten des Kriegsministers darf unzweifelhaft die Entfernung des Generals Zurlinden vom Posten des Militärgouverneurs von Paris bezeichnet werden. Die Zweideutigkeit, die dieser General in den wenigen Tagen bekundete, in denen er selbst Kriegsminister war, erhielt ihre grelle, volle Beleuchtung, als er wieder in die Stellung als Militärgouverneur von Paris zurücktrat. Niemals wird er den Makel auslöschen können, den er sich selbst durch seine ebenso grausame wie ungerechte Behandlung des Oberstlieutenants Picquart im Militärgefängnisse der Rue du Cherche-Midi anheftete.

Nur mit dem Verhalten des Generals Mercier, der im Jahre 1894 das Kriegsgericht gegen den Capitän Dreyfus in ungesetzlicher Weise beeinflußte, läßt sich das barbarische Vorgehen des Generals Zurlinden gegen Picquart vergleichen, einen der ehrenhaftesten und zugleich einen der fähigsten Officiere der französischen Armee. Jener oben citirte Lieblingsausdruck Gambetta's von der „immanenten Gerechtigkeit" findet sicherlich mit weit besserem Rechte als auf Elsaß-Lothringen auf den Oberstlieutenant Picquart und den Capitän Dreyfus Anwendung. Mag immerhin die Sühne, die für das den beiden Officieren zugefügte schwere Unrecht den Schuldigen auferlegt wird, auch nicht annähernd der Schwere der verübten Unthat entsprechen, so muß das öffentliche Gewissen es doch als eine Erleichterung empfinden, daß auch hier alle Schuld auf Erden sich rächt. Gleichviel, ob Quesnay de Beaurepaire bis zum letzten Augenblicke behauptet, er werde das vom höchsten französischen Gerichtshofe mit Einhelligkeit gefällte Revisionsurtheil vor dem Kriegsgericht in Rennes entkräften. Für die gesammte civilisirte Welt steht das freisprechende Urtheil bereits fest, noch ehe es von den Kameraden des Capitäns Dreyfus in Rennes verkündet ist.

Während in der französischen Deputirtenkammer die radicalen Socialisten sich zum Theil der Regierungspartei angliederten, hat die äußerste Linke auf Monte Citorio neue tumultuarische Scenen gegen das Ministerium Pelloux aus Anlaß der politischen Vorlagen hervorgerufen. In diesen erblickt die Opposition eine wesentliche Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts, sowie der Preßfreiheit. Anstatt jedoch diese Auffassung in den parlamentarischen Verhandlungen durch sachliche Ausführungen zu vertreten, schreckte die äußerste Linke nicht vor einer Obstruction zurück, die nur geeignet erscheint, den Parlamentarismus zu dis-

creditiren, auf dem doch zum Theil gerade die constitutionellen Freiheiten beruhen. Da auch der Versuch mißglückte, durch Abänderung der Geschäftsordnung der Deputirtenkammer das regelmäßige Functioniren des parlamentarischen Getriebes zu ermöglichen, wurde der wesentliche Inhalt der politischen Gesetze in die Form eines königlichen Decretes gebracht. Dieses soll am 20. Juli in Kraft treten, wobei den Kammern vorbehalten blieb, bis zu diesem Tage Abänderungen zu beschließen. Auf diese Weise sollte die Opposition veranlaßt werden, auf die Obstruction zu verzichten, da nur dann die lästigen Bestimmungen der politischen Vorlagen beseitigt oder abgeschwächt werden konnten. Die äußerste Linke beharrte jedoch bei ihrem System, ja, die Scenen, die sich nunmehr auf Monte Citorio abspielten, waren noch viel stürmischer als zuvor. Die Parlamentssession wurde deshalb geschlossen, woraus sich die Consequenz ergibt, daß das königliche Decret nunmehr zum festgesetzten Termine in Kraft treten muß.

Größeren Erfolg hat allem Anscheine nach die parlamentarische Opposition in Belgien zu erzielen vermocht. Die von dem clericalen Ministerium Vandenpeereboom geplante Wahlreform hatte zu Ruhestörungen Anlaß geboten, die erst aufhörten, als der Conseilpräsident in der Repräsentantenkammer eine versöhnliche Erklärung abgab, die als ein Rückzug der Regierung aufgefaßt wurde. Um den ultramontanen Besitzstand im Parlament aufrecht zu erhalten, hatte das Ministerium einen Wahlgesetzentwurf eingebracht, in dem die Proportionalvertretung der Minorität mit der Maßgabe festgesetzt wurde, daß nur die Clericalen davon Nutzen gezogen hätten. Lediglich in einer beschränkten Zahl von Wahlkreisen sollte die Minorität der Wähler einen Anspruch auf die R. P., die proportionale Repräsentation in der Kammer erhalten, und zwar waren das die großen Centren, in denen die Socialisten und Liberalen gemeinschaftlich die überwiegende Mehrheit bildeten, so daß die Clericalen ohne die R. P. — wie die in Belgien allgemein übliche Bezeichnung lautet — kaum ein Mandat zu erlangen vermöchten. In den Wahlkreisen dagegen, in denen die Parteigänger der Regierung von Anfang an des Sieges sich versichert halten durften, wollte das clericale Ministerium die Proportionalvertretung nicht zulassen. Unter diesen Umständen ist es wohl begreiflich, daß die Oppositionsparteien mit der geplanten Wahlreform höchst unzufrieden waren.

Da auch ein Theil der bewaffneten Garde civique an diesen Kundgebungen theilnahm, war die Gefahr eines bewaffneten Aufstandes unmittelbar drohend, und der Conflict hatte sich ungemein zugespitzt, als der Ministerpräsident Vandenpeereboom in der Repräsentantenkammer seine versöhnliche Erklärung abgab. Hiernach sind sowohl die Vorschläge der Regierung als auch die aus der Initiative der Oppositionsparteien und einzelner Abgeordneten hervorgehenden einem Ausschusse überwiesen worden. Ein Deputirter, der Socialist Vandervelde, war dann in der Lage, im Namen der Parteigruppen der Linken zu betonen, daß er die Erklärung der Regierung als die Zurückziehung des Wahlgesetzentwurfes betrachte. Daß aber der von der Repräsentantenkammer gewählte Ausschuß eine lebensfähige Vorlage auszuarbeiten im Stande sein werde, muß um so mehr zweifelhaft erscheinen, als die verschiedenartigsten Anschauungen sich dort geltend machen. Selbst im clericalen Feldlager fehlt es nicht an Gegensätzen. So geht ein Vorschlag des unabhängigen katholischen Abgeordneten für Brüssel, Theodor, dahin, bei allen Wahlen für die Repräsentantenkammer und den Senat die R. P. einzuführen. Der Deputirte der Rechten Woeste wiederum beantragt, zugleich im Namen einiger politischen Freunde, an Stelle des Listenscrutiniums, bei dem eine Anzahl Abgeordneter auf einer Liste gewählt wird, Einzelwahlen einzuführen. Während also Woeste das scrutin uninominal dem scrutin plural entgegenstellt, fordern die Socialisten das allgemeine, gleiche Wahlrecht unter Aufhebung der im gegenwärtigen Wahlsystem bestehenden Berechtigung einzelner Kategorien, mehrere Stimmen abzugeben. Bei diesem Widerstreite der Meinungen ist es sehr schwierig, ein auch nur einigermaßen befriedigendes Ergebniß zu erzielen. Vielfach wird denn

auch der Rücktritt des Cabinets angekündigt, dem sicherlich nicht nachgerühmt werden darf, daß es in der Frage der Wahlreform Besonnenheit an den Tag gelegt habe.

Der König der Belgier hat auch in diesem Falle sein strenges Festhalten an den constitutionellen Grundsätzen nicht verleugnet. Dies verdient um so größere Anerkennung, als er sich des Ernstes der Lage im Hinblick auf die Vorgänge in der Repräsentantenkammer und auf der Straße wohl bewußt war. Wie in der Frage der allgemeinen Wehrpflicht, die König Leopold II. für eine Nothwendigkeit erachtet, dem clericalen Ministerium trotz dessen entgegengesetzter Auffassung doch freie Hand gelassen wurde, legt der König auch in der Wahlreform Gewicht auf ein der Verfassung durchaus entsprechendes Vorgehen.

Während nun, wie hervorgehoben werden muß, das allzu gewaltsame Vorgehen der Opposition keineswegs Billigung finden darf, äußern sich doch so maßvolle Organe wie der Pariser „Temps“ im zustimmenden Sinne. „Der von der belgischen Opposition errungene Sieg,“ schreibt dieses Blatt, „ist ein schöner Triumph. Sie hat nicht bloß die Einigkeit in ihren tief gespaltenen Reihen herzustellen vermocht und den bedrohlichsten der Stürme in den Straßen dahinbrausen lassen, sondern sie hat auch — und dies war unvergleichlich schwieriger — eine strenge Disciplin unter der überreizten Menge auszuüben, sowie im geeigneten Augenblicke den Volkskundgebungen Einhalt zu gebieten vermocht, als der Sieg erreicht war.“ Zu wünschen bleibt vor Allem, daß dieser Sieg dem Lande Segen bringen möge, damit es sich einer friedlichen Entwicklung seiner Einrichtungen in vollem Maße erfreue.

Auch in Spanien fehlte es in jüngster Zeit nicht an bedenklichen Symptomen, deren Bedeutung jedoch nicht überschätzt werden darf. Daß eine Katastrophe wie die durch den unglücklichen Krieg herbeigeführte im Lande selbst geraume Zeit hindurch tief empfunden werden muß, konnte von Anfang an als gewiß gelten. Die großen Opfer, die der gesammten Bevölkerung daraus erwachsen, erscheinen auch wohl geeignet, die Unzufriedenheit, insbesondere in der ohnehin schwer geprüften Geschäftswelt, zu steigern. Als daher in dem von der Regierung den Cortes unterbreiteten Staatshaushalte eine ganze Reihe neuer Steuern angekündigt wurde, durch die das Gleichgewicht im Budget wieder hergestellt werden soll, fehlte es nicht an öffentlichen Ausbrüchen dieser Unzufriedenheit. Mochte nun immerhin die freiwillige Schließung der Geschäfte in verschiedenen Städten Spaniens vor Allem die Bedeutung einer Kundgebung gegen die geplanten Steuern haben, so erschienen doch sogleich alle jene zweifelhaften Elemente auf dem Plane, die eine Umwälzung der bestehenden Einrichtungen anstreben. Während die Carlisten und die Republikaner weder allein noch vereint stark genug wären, eine solche Umwälzung herbeizuführen, war ihnen doch die in der Geschäftswelt herrschende Mißstimmung ein willkommener Anlaß, der Regierung entgegenzutreten. Allerdings kann kein Zweifel darüber obwalten, daß vielfach auch lediglich locale Ursachen mitwirkten. Hieraus erhellt, daß zu Besorgnissen für die Zukunft der spanischen Dynastie kein unmittelbarer Anlaß vorliegt. Ganz andere Lebensbedingungen kommen eben für das Land in Betracht, das, nachdem es den weitaus größten Theil seines Colonialbesitzes im Kriege verloren, in volkswirthschaftlicher Hinsicht sich auch anders einrichten muß. In den Häfen von Barcelona und Valencia konnte man in den letzten Jahren mächtige Dampfer sehen, die von den Philippinen oder von der „Perle der Antillen“ her eingetroffen oder dorthin bestimmt waren, um den Waarenverkehr zwischen dem Mutterlande und den Colonien zu vermitteln. Nunmehr sind gewaltige Lücken in die Production Spaniens, die insbesondere in den nördlichen Provinzen in Betracht kam, gerissen worden. Andere Absatzgebiete zu erobern, wird die hauptsächliche Aufgabe der spanischen Industrie sein, und es fehlt nicht an erfreulichen Anzeichen, daß der ernste Wille dazu vorhanden ist.

Literarische Rundschau.

Haeckel's Natürliche Schöpfungsgeschichte.

[Nachdruck untersagt.]

Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen. Von Ernst Haeckel. Neunte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Bücher möchte man manchmal mit Kometen vergleichen. Alljährlich saust eine ganze Menge an der Sonne hin, biegt ab und verschwindet spurlos wieder im Raume. Nur eine kleine Zahl fängt sich die Sonne gleichsam ein, und wir gewöhnen uns an ihre Wiederkehr in mehr oder minder regelmäßigen Pausen. Ein ganz besonders wilder Komet brannte in Haeckel's „Schöpfungsgeschichte“ seiner Zeit am literarischen Himmel auf. Jetzt, nach dreißig Jahren, kehrt das Buch schon zum neunten Male zu uns zurück. Auch die Kometenfurcht nahm ab, als man bei öfterer Wiederkehr einmal die eherne Gesetzmäßigkeit auch im verwegensten Kometenlauf erkannt hatte. So wird man heute zu seinem Jubiläum ein Werk friedlich begrüßen dürfen, das eigentlich auf dreißig Jahre herzhaften Kampfes schaut. Es gibt etwas Entscheidendes für die unbefangene Beurtheilung dieses Kampfes. Haeckel's Buch war ein ganzes Buch. Keines von den halben, von denen, die gewinnen und doch nicht mit dem ganzen Einsatz wagen möchten. Das Denken der Menschheit wandert nicht so schnell, daß man nach dreißig Jahren schon fest von einer geistigen Leistung bestimmen kann, ob sie ganz gut oder ganz schlecht war. Aber was man wohl über drei Jahrzehnte fort schon sieht, das ist: ob sie echt in ihrer Art, ob sie „ganz“ oder ob sie „halb“ war — ob sie ein Wort klar ausgesprochen hat, das, unabhängig davon, wie die Nachwelt es nun zum Ganzen werthe, in dieser Zeit und dieser Stimmung von irgend Einem so ausgesprochen werden mußte, ohne Zweifel und ohne Hehl, mit der Ehrlichkeit der Ueberzeugung als unantastbarer individueller Deckung. Und ein ideales Wort!

Am 1. Juli 1898 sind es vierzig Jahre geworden, daß in der Linnean Society zu London im Anschluß an einen Aufsatz von Wallace, der auf Borneo geschrieben war und das Problem der „natürlichen Zuchtwahl“ behandelte, eine vorläufige Mittheilung von Darwin über den Inhalt seiner verwandten, seit Jahren im Stillen verfolgten Studien verlesen wurde. Wallace's und Darwin's Ansichten fielen damals nicht vom blauen Himmel herab. Gewiß ist Darwin Alles eher gewesen als ein Compilator, der bloß zusammen trug, was Andere ihm gegeben hatten. Aber ebenso gewiß ist auch, daß er im Kern nur etwas aussprach, das seit fünfzig Jahren in der Forschung lag, das Jeder sehen mußte, der sich nicht die Augen zuhielt. Aber man hatte sich die Augen zugehalten.

Man darf das nachträglich nicht unbillig beurtheilen. Ueberall ging die Ahnung rund, daß der conventionelle Paragraph des Lehrbuches irre, der von der Beständigkeit der Arten im zoologischen und botanischen Sinne sprach. Aber gerade in den besten Köpfen lebte auch das Gefühl der ungeheuren Verantwortung, wenn Einer das wirklich aussprechen sollte. Es war dann nicht mehr zu hemmen, daß Einer alle Consequenzen zog. Und mit diesen Consequenzen wuchs eine ganze Weltanschauung auf. Es mußte dann irgend Einer so weit gehen — das lag im Wesen ehrlichen Denkens von selbst begründet. Aber wer wollte es sein! Wie eine Fluth, die stieg und stieg, kam das heran. Wer wollte sich als Opfer hinein stürzen? Da nun kam Darwin. Ein schlicht ehrlicher, gewissenhafter Mann zunächst ganz innerhalb der engsten Fachwissenschaft, stellte er hier gewisse Widersprüche als schlechterdings unhaltbar fest. Er riß gewisse faule Pfosten um, er gab einen ganzen Haufen genialer Besserungsvorschläge. Aber gerade er ging auf jene große dräuende Frage der vollen Consequenz nicht ein. Man muß Darwin's ganze Person begreifen, wie er war, und woher er kam. Es fehlte ihm gewiß weder die Ehrlichkeit noch die Logik zum Weitergehen. Aber es gab bei ihm subjective Hemmnisse. Darwin war aus einem halb dilettantischen Liebhaber und Sammler durch glückliche äußere Umstände im Bunde mit eiserner Selbstzucht erst nachträglich und mühsam noch ein echter Fachnaturforscher geworden. Vor nichts bangte ihm mehr, als man könnte ihn Angesichts der verwegenen Neuerung, die er vorbrachte, abfertigen als einen ins Handwerk pfuschenden, unwissenschaftlichen Naturphilosophen. Daher die Zurückhaltung hinsichtlich jeder weiter gehenden Folgerung in dem großen, grundlegenden Werke, ein absichtliches Abdämpfen bis nahe an die Grenze eines gewissen Versteckenspiels. Subjectiv war das damals begreiflich und ist es heute noch. Aber logisch recht hatten doch darum jene Anderen, Früheren, die gemeint hatten, man dürfe jene Fragen überhaupt nicht anschneiden, denn wenn man sie anschneide, komme einfach Alles ins Rollen, und man stehe vor der Geburtsstunde einer neuen Weltanschauung, mindestens einer neuen Partei, die das Banner einer solchen erheben werde. Bloß daß jetzt, nachdem Darwin einmal gesprochen hatte, jenes sorgsame Verhüten der Fragestellung endgültig verlorene Taktik war. Die Bahn war offen, und die Logik der Geschehnisse forderte ihr Recht über Darwin hinweg. Hier ist die Stelle, wo Haeckel einsetzte. Es ist logisch die Stelle — und keine Kritik, die der Sache im Ganzen sich gegenüber stellt, kann ihm seinen Platz hier rauben; auch wer den ganzen Darwinismus und Alles, was darum und daran hängt, für eine schiefe Ebene, einen schweren ideellen Irrthum hält, darf diese innere Logik, die ja auch eine falsche Idee als „Idee" besitzen würde, leugnen.

Haeckel kam aus einer ganz anderen Bahn, wie der alte, damals schon relativ alte Darwin. In frischester Jugend hatte er sich im Fachgebiet heimisch gemacht, stramm im Sattel wie irgend Einer schon in Jahren, die man sonst den unreifen zuzählt. Seiner Erziehung nach kam er aus der Schule von Johannes Müller, wo das Eine sicherlich nicht gelehrt und gelernt wurde: dem Gedanken den Mund zu verbinden. Er hatte nicht nur seiner Ueberzeugung nach die Kraft, sondern auch die Lust, alle Consequenzen bis zur äußersten zu ziehen. Aus der „biologischen Streitfrage" erwuchs unter seinen Händen wirklich die „Weltanschauung", die so lange geahnt, so lange gefürchtet worden war. Der kleine, schlichte Band der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" von 1868 war ihr Manifest. Mochte man sich jetzt streiten. Die „That" war auf alle Fälle geschehen.

Unwillkürlich wägt man in der Hand die schweren beiden Bände der neunten Auflage von heute gegen den einen von damals ab. Wenn man auf das Material schaut, so war jene erste Auflage nur das Programm dessen, was das Buch jetzt enthält. Damals warf es der biologischen Forschung die kühne Skizze eines neuen Grundplanes hin. Ein neues Feld schien nackt abgesteckt, die Meisten zweifelten, ob je etwas darauf wachsen werde. Heute macht das Buch den Eindruck eines

Spazierganges durch ein wogendes Garbenfeld. In der Fülle wird versucht, noch einen gewissen Horizont zu fixiren, denn schon ist es eine Hauptschwierigkeit, sich nicht in dem unendlichen Gedränge zu verlieren. Als die mühsamste Arbeit erscheint die Auswahl. Der Autor klagt, daß es einem Einzelnen nicht mehr gelingen wolle, das unabsehbare Gebiet der Darwinistischen Fachliteratur auch nur annähernd zu überschauen. Man merkt die schwere Mühe, die er selbst darauf verwandt hat. Weite Bahnen konnten nur noch angedeutet werden: in einem allgemeinen kritischen Satz, im kurzen Schema einer Tabelle, durch den Lichtblick einer wundervollen Bildertafel. Es gibt heute ja kein theoretisches Schlagwort im Darwinismus, über das nicht so und so viel Bände vorlägen. Die ganze Paläontologie, die Lehre von den jetzt ausgestorbenen Thier- und Pflanzenformen früherer Erdepochen, von der man einst hoffte, daß sie vielleicht mit der Zeit auch „Einiges“ zur Entwicklungslehre beisteuern möchte, ist heute derart in die Beweisketten für Darwin verwickelt, ja im Grunde eine einzige fortlaufende Kette dieser Art geworden, daß ein erschöpfendes Compendium des Darwinismus sie geradezu als Ganzes in sich einschließen, sie etwa so im Detail erzählen müßte, wie das riesige, fünfbändige paläontologische Handbuch Zittel's sie gibt. Eine einzelne phylogenetische Gedankenreihe wie die berühmte Gasträa-Theorie (die Zurückführung aller höheren Thiere auf eine gemeinsame Stammform, die wesentlich nur aus zwei Zellschichten, Haut und Magen, bestand), eine Theorie, die Haeckel selbst erst aufgestellt hat, nachdem die erste Auflage der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ bereits erschienen war, würde in ihrer concreten Darlegung, wie sie gegenwärtig in der zoologischen Systematik als sieghaft gelten darf, zwei dickere Bände fordern, als die „Schöpfungsgeschichte“ heute im Ganzen bildet.

Und doch: im Innersten ist diese neunte Auflage noch immer die erste. Haeckel hat sehr wohl verstanden, daß sein Buch einen Nerv hatte, der nicht angetastet werden durfte bei allem Wachsthum. Er konnte ihn nicht antasten. Denn es war sein eigener, persönlichster Lebensnerv. Das philosophische Gerüst des Werkes ist stehen geblieben. Und die künstlerische Form. Es gibt eine Brücke zwischen dieser Form und dieser Philosophie. In den Kämpfen der Stunde scheint Alles so grell. Wie oft ist nicht eine bestimmte Kampfesfarbe modern naturwissenschaftlichen Denkens über die letzten Geheimnisse des Menschen und der Welt mit der Trauer angeschaut worden, als sei hier die Axt erhoben wider alles Ideale, Künstlerische, menschlich Hohe, Freie, Selbstthätige, das den Menschen bisher glücklich gemacht inmitten aller Nebel seiner Existenz! Und doch liegt hier ein Verkennen vielleicht gerade der Kraft des „Ideals“. Sollten unsere innerlichsten, größten Ideale, das, was uns heute zu Menschen macht in der Sonne dieses Erdentages, wirklich beeinflußt werden können durch irgend eine Erkenntniß über Vorgänge vor Jahrmillionen, Ereignisse, die im Sinne einer gewissen naturwissenschaftlichen Anschauung den Menschen enger verkettet zeigen mit dem Thier, das Thier mit dem niederen Thier, das niedrigste Thier sogar vielleicht mit der sogenannten anorganischen Welt, als es früher geahnt und geglaubt werden konnte? Sollten unsere Ideale so schwach sein?

Es ist interessant, einen Augenblick dabei zu verweilen, was unter den modernen Männern, die jener „Gegnerschaft im Ideal“ öfter verdächtig werden, durchweg für ausgesucht scharfe Idealistenköpfe sich zeigen. Idealisten im Leben, Künstler im Temperament und in der Form. Carriere hat es vor Jahren einmal ausgesprochen, daß unsere berühmtesten naturforschenden Materialisten eigentlich als Person die liebenswürdigsten Freunde im Ideal edeln Menschenthums seien. Er kannte einige der Besten. Was war Moleschott, der Genosse Hermann Hettner's, für eine durch und durch künstlerisch veranlagte Natur, ein Mann für unsere gröbere Zeit schon wie in die zarteren, sensibelern Farben einer älteren im Ganzen mehr ästhetischen Epoche getaucht! Der alte Karl Vogt war in seinen Mußestunden Poet, seine Sonntage verbrachte er, nachdem er in der Woche allerdings

gern bärbeißig gegen alle allzu idealistisch Denkenden losgepoltert und den Standpunkt „strenger Forschung" verfochten hatte, vor der Staffelei als Maler, und sein innerster Stolz war, keinen Satz in Druck zu geben, an dem nicht der feine Kunstkenner, der Lebenskünstler an der Tafel aller idealen Genüsse ebenso viel Antheil hatte als der Professor der Zoologie und Mineralogie. Schließlich sind unsere strengsten Materialisten seit fünfzig Jahren Alle, so weit sie wirklich original waren, ebenso sehr bei Goethe zu Gast gewesen wie bei der exacten Naturforschung.

Auf Keinen aber trifft das schärfer zu als auf Haeckel. Auf ihn, den Goethe-Schwärmer, zu kommen, ist leicht genug, wenn man von Goethe spricht. Haeckel ist Zeit seines Lebens nicht nur ein bahnbrechender Meister seiner Wissenschaft: er ist durch und durch eine Künstlernatur gewesen. Engere Freunde wissen, wie fruchtbar und stark seine Fähigkeiten als Aquarellmaler sind. Die prächtigen Bilder seiner Werke hat er zum großen Theile selbst ausgeführt. Es braucht an dieser Stelle, wo er so oft gesprochen, am wenigsten erwähnt zu werden, welcher Meister der Sprache er gerade da ist, wo die Kunst der Schilderung, die Composition des Gedankens den Ausschlag geben muß. Man mag mancherlei einwerfen gegen die engere Wahrheit in dem Weltbilde, das dieser Kopf gerade mit subjectiver Freiheit sich begründet und begrenzt: einen Punkt gibt es, wo er seinem inneren Wesen nach nicht von der Hauptlinie abweichen kann. Ich meine eben im Punkte des Ideals. Im Punkte der eigentlichen idealen Mitarbeit. In der Vorrede zu jener ersten Auflage der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", die im August 1868 geschrieben ist, findet sich bedeutsam der Hinweis auf die „sittliche Veredelung", die das Ziel dieser kühnen Blätter sei. Es ist in Wahrheit das innere Programm aller Philosophie, die darin gepredigt wird.

Wilhelm Bölsche.

Baedeker's Spanien und Portugal.

[Nachdruck untersagt.]

Spanien und Portugal. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 7 Karten, 34 Plänen und 13 Grundrissen. Zweite Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1899.

In der Besprechung alter und neuer Werke über Spanien in diesen Blättern ist die erste Auflage des Baedeker'schen Handbuches mit gebührendem Lobe genannt worden [1]). Freilich durfte dabei nicht verschwiegen werden, daß ihm, abgesehen von der durch die Umstände bedingten sachlichen Unvollständigkeit, manche bedauerliche Mängel anhafteten. Ueberraschend schnell ist der ersten die zweite Auflage gefolgt. Ihr Erscheinen liefert den Beweis, daß die Theilnahme für das von der Natur so reich gesegnete und von so schweren Schicksalsschlägen heimgesuchte Land in stetem Steigen begriffen ist. Obgleich der Schreiber dieser Zeilen einen wenn auch verhältnißmäßig geringen Antheil an den zahlreichen Verbesserungen hat, die diese zweite Auflage gegenüber der ersten aufweist, und daher, was die antiquarisch-topographischen Angaben anlangt, das Urtheil darüber Anderen überlassen muß, so darf doch zunächst hervorgehoben werden, wie sehr der Inhalt vermehrt wurde, obwohl der Umfang fast der gleiche geblieben ist. Nicht bloß die früher fehlenden Beschreibungen von Asturien, Galicien und den Balearischen Inseln — die Pityusen mit Iviza fehlen noch — sind eingefügt worden mit den dazu gehörigen Karten und Plänen, sondern fast jeder der übrigen Abschnitte hat wesentliche Erweiterungen und

---

[1]) „Spanien im Lichte der Weltliteratur", Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXIV, S. 364.

Verbesserungen erfahren. Besonders auch die Einleitung; die eingehende tabellarische Uebersicht über die Geschichte Spaniens bildet eine wesentliche Ergänzung zu Justi's Kunstgeschichte. Ich gehe hier nicht auf Einzelnes ein: jede spätere Auflage wird Anlaß zu weiterer Vervollkommnung bieten. So viel indeß darf gesagt werden, daß schon jetzt Alles in diesem Buch vereint ist, was der wißbegierige Reisende sucht, während es auch dem seßhaften Forscher in seiner gedrungenen Kürze wesentliche Dienste leistet. Es gibt kein englisches oder französisches, viel weniger ein spanisches Buch über den Gegenstand, das an Fülle und Genauigkeit der Unterweisung an dies Erzeugniß deutscher Geduld, deutschen Fleißes und deutscher Hingabe an die Sache auch nur entfernt heran reicht. Möge es von Vielen benutzt werden und dazu dienen, richtige Anschauungen über jene Länder und wahre Theilnahme an ihrer weiteren Entwicklung zu fördern. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß der Strom intelligenter Reisender, den es dorthin geleitet hat und in steigendem Maße noch hinführen wird, nicht bloß den allernächsten materiellen Nutzen der Reisezehrung und Verkehrsmittelbenutzung bringen wird. Je mehr es gelingt, Spanien und Portugal aus ihrer nicht ganz unfreiwilligen Isolirung vom übrigen Europa zu lösen und das Verständniß für die gewaltigen Fortschritte der europäischen Cultur auch dort zu verbreiten, um so mehr wird fremdes Capital die Wege finden, diesen Ländern die Vorzüge jener Cultur zu verschaffen und ihre Bewohner zu thatkräftiger Betheiligung an dem Wettbewerb um die Erwerbung jener Fortschritte zu reizen. Bessere und schnellere Eisenbahn- und Dampfschiffverbindungen, Wasserleitungen und Kanalisirung, elektrische Anlagen u. s. w. in den großen und mittleren Städten: das sind, neben der Erschließung und Verwerthung so vieler noch ungehobener Schätze des Bodens, besonders an Mineralien, und seiner Producte, die zunächst zu erstrebenden Ziele. In Catalonien sind vielversprechende Anfänge gemacht worden; hoffen wir, daß die anderen Provinzen folgen. Dann wird der Spuk föderalistischer Thorheiten, karlistischer Verschwörungen und republikanischer Utopien vor dem Tageslicht wirklicher Aufklärung und dem Sonnenschein materiellen Gewinns mehr und mehr verschwinden.

Daß die Baedeker'schen Handbücher in ihrer Ausstattung, in Druck und Papier und vor Allem in der Herstellung der Karten und Pläne kleine Meisterwerke der Typographie sind, braucht von diesem spanisch-portugiesischen kaum besonders hervorgehoben zu werden.

Berlin. E. Hübner.

ρ. **Goethe's Briefe an Frau von Stein.** Herausgegeben von Adolf Schöll. Dritte, umgearbeitete Auflage, besorgt von Julius Wahle. Erster Band. Mit einem Titelbild der Frau von Stein und 7 Reproductionen Goethe'scher Handzeichnungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1899.

Seit der zweiten, durch Wilhelm Fielitz in vorzüglichster Weise bearbeiteten Ausgabe dieser Briefe sind sechzehn Jahre verflossen: Jahre, die für die Goethe-Literatur von der äußersten Wichtigkeit waren und der Wissenschaft von Goethe neue, lange verschlossen gehaltene Quellen eröffnet haben. Den Ausgangspunkt dieser Aera, mit der Goethe gleichsam zum zweiten Male der Nation gegeben ward, bildet das Jahr 1885, und als ihr guter Genius wird für immer das Andenken der verewigten Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar verehrt werden. Jenem Vermächtniß des letztverstorbenen seiner Enkel, das den Bann von Goethe's Haus nahm und das Siegel von den darin bewahrten Schätzen seines Nachlasses löste, sind, durch den thatkräftigen Geist dieser einzigen Frau ins Leben gerufen, rasch einander gefolgt die Begründung der Goethe-Gesellschaft, die monumentale Ausgabe seiner Werke, der Bau des Goethe-Schiller-Archivs. Wer des Glückes theilhaftig ward, am sonnigen Mittag des 28. Juni 1896 der Weihe dieses Hauses auf anmuthiger, sanft über Weimar sich erhebender Höhe beizuwohnen, dem wird unvergeßlich der Moment sein, in welchem der edlen Herrin als Festgabe von einem Kreise dankbarer Verehrer, mit dem deutschen Kaiser als erstem unter ihnen, die Originalbriefe Goethe's an Frau von Stein in sieben Bänden dargebracht wurden; und so wie jetzt ihr Marmorbildniß an der Stelle, wo sie damals erhebende Worte sprach, sie dem Eintretenden vergegenwärtigt, so knüpft auch diese neue Ausgabe, die aus den von ihr geschaffenen Räumen hervorgegangen ist, an ihren Namen an. Denn jetzt zum ersten Mal stand dem verdienten Herausgeber, Herrn Archivar Julius Wahle, das gesammte Material zu Gebote, das für das Verhältniß von Frau von Stein und Goethe in Betracht kommt: außer den Originalbriefen, wie man sie bisher kannte, auch die, den beiden früheren Ausgaben nicht einverleibten Briefe aus Italien, und Alles, was von Briefen der Frau von Stein an Goethe noch vorhanden ist. Ferner bot sich ihm in der Weimarer Ausgabe von Goethe's Werken ein ganz anderer, reicherer und zuverlässigerer Apparat für die Noten und Erläuterungen als den früheren Herausgebern Schöll und Fielitz, und der gewissenhafte Gebrauch, den er davon gemacht hat, erhöht den Werth seiner Ausgabe um ein Beträchtliches. Das feine Profilbild der Frau von Stein, nach einer im Besitz des Herrn Barons von Gleichen-Rußwurm befindlichen Zeichnung der Dora Stock, ist aus der vorigen Ausgabe wiederholt; neu dagegen sind die Reproductionen Goethe'scher Handzeichnungen, theils aus den Briefen, theils aus den Sammlungen des Goethe-Nationalmuseums. So viel vom ersten Bande, für den wir Herrn Wahle nicht dankbar genug sein können; dem Erscheinen des zweiten, der auch die noch erhaltenen Briefe und Billets von Frau von Stein an Goethe bekannt machen soll, sehen wir mit Spannung entgegen.

βλ. **Études de Littérature européenne.** Par Joseph Texte. Paris, Armand Colin et Cie. 1898.

Bei Anlaß der Veröffentlichung des vortrefflichen Buches über „J. J. Rousseau und die Anfänge des literarischen Cosmopolitismus" hatten wir Gelegenheit, der Sachkenntniß und Darstellungskunst des Verf. die verdiente Anerkennung zu zollen. Der einheitlichen Arbeit von 1895 folgen diesmal verschiedene Essays über die vergleichende Geschichte der Literaturen, über den Einfluß der italienischen, der deutschen, der englischen Literatur in Frankreich, über die Nachkommenschaft von Montaigne, endlich über die literarische Hegemonie der Franzosen. Der Autor ist zu wohl bekannt mit den bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete vergleichender Literaturgeschichte, um nicht zu wissen und auch zu sagen, daß er von den Fremden mehr als von den Einheimischen gelernt hat, sobald die tonangebende Stimme keine französische ist. Der Verfasser kennt die Deutschen gut, die Engländer besser. Seine Studie über „Elisabeth Browning und den Idealismus" ist eine der feinsten und schönsten der vorliegenden Sammlung. Die über Montaigne ergänzt, was Sainte-Beuve nicht wußte, als er im berühmten Capitel von „Port-royal" den Einfluß des gewaltigen Skeptikers verfolgte. Théophile Gautier, als er Heine pries, hatte keine Zeile von ihm in deutschem Text gelesen. Der gelehrte Franzose, der uns hier beschäftigt, weiß aus eigenem Wissen, was Schiller vom französischen politischen Ideal des 18. Jahrhunderts und was die französische Dichtung von Schiller und Goethe entlehnte. Die Vorrede zum „Cromwell", dieser Fanfarenruf der Romantik, nimmt nur das Thema wieder auf, das im zweiten Theil des Buches über Deutschland mit der Macht einer künstlerischen Offenbarung sich enthüllte, und Chateaubriand gesteht, daß er in „Werther" sich versenkt habe, bevor er René schuf. Die Wechselwirkungen des Genius beider Nationen lassen sich in unzähligen Schöpfungen verfolgen und berechtigen Herrn Texte, von der Solidarität auf geistigem wie auf jedem anderen Gebiete als vom Gesetz des Lebens zu sprechen.

βλ. **Diderot.** Par G. Pelissier. Pages choisies des Grands Écrivains. Paris, Armand Colin et Cie.

Wir hatten schon einmal Gelegenheit, die vorliegende Sammlung lobend zu besprechen. Ihr neunundzwanzigster Band behandelt Diderot, den Schöpfer der neuen Kunstkritik, den unerschöpflichsten, lebendigsten und anregendsten Schriftsteller seiner Zeit, den Autor von „Rameau's Neffen" und „Jacques des Fatalisten". In Bezug auf ihn sagte Madame Necker, sie habe in den Bildern nur leblose

Farben gesehen, bis er sie mit einem neuen Sinn begabt und sie zu sehen gelehrt habe. Als Mensch verwerflich und als philosophischer Denker frivol, hat Diderot als Beobachter und Bewunderer der Natur Gedanken ausgesprochen, die, später von Lamarck und Darwin wissenschaftlich behandelt und vertieft, die Anschauungen von Natur und Welt verändert haben. Fast allein unter seinen Zeitgenossen hat er die Größe Shakespeare's erfaßt und von der dramatischen Dichtung Wahrheit gefordert. Das bürgerliche Theater sollte Vorgänge des Alltaglebens behandeln, und indem er es, theoretisch wenigstens, aufbaute, ist Diderot ein Vorläufer des Sittendramas und modernen Schauspiels geworden. Er empfahl den Schauspielern, sich die Handlungen des täglichen Lebens anzusehen und sie nachzuahmen, den Autoren, sich um Conventionen nicht zu kümmern, den Künstlern, ihre akademische Bildung so schnell als möglich zu vergessen, das Modell stehen zu lassen und Alltagsmenschen darzustellen. Es gibt in Diderot's Schriften Seiten und Capitel, die uns anmuthen, als wären sie von heute, und Anschauungen, Urtheile und Gedanken, die wir erfunden zu haben glauben. Aus seiner Prosa hat der Lyriker A. de Musset mehr als einmal seine schönsten Verse geformt und Béranger ihm das „Lied vom alten Rock" nur nachgedichtet. Das Urbild ist S. 301 des vorliegenden Bandes abgedruckt. Von einem vollendeten Kunstwerk haben diese Blätter nichts zu berichten. Diderot's Theaterstücke sind verfehlt und seine Romane nur lesbar, weil sie die Langeweile der Fabel durch reizende Episoden unterbrechen. Das Beste, was er zu sagen hatte, gab er wie ein Verschwender dem Journal, der Zeitschrift, der Encyklopädie, den Freunden, die ihn zu plündern gewohnt waren, den Eingebungen des Momentes und der Laune. Deshalb gehört er zu den Schriftstellern, die wenig dabei verlieren und in vieler Beziehung gewinnen, wenn sie in Auszügen gelesen werden, die im vorliegenden Fall von kundiger Hand gemacht sind.

γ. **Montesquieu** als Polyhistor, Philosoph, Vorkämpfer der protestantisch-germanischen Cultur und als politischer Prophet. Von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Roßberg. 1896.

Dieses ein paar Bogen starke Schriftchen wird durch seinen etwas langathmigen Titel hinlänglich charakterisirt. Der Verfasser, Docent der Staatswissenschaften an der Universität in Leipzig, führt uns in raschem Gang durch Montesquieu's Schriften, um nachzuweisen, daß er ein sehr ausgebreitetes Wissen besaß, daß er mit seiner Geistesart, etwa wie Frau von Staël, auf der germanischen Seite stand und mit prophetischem Blick Vieles vorhersagte, was lange nach ihm eintraf, so den Abfall der amerikanischen Kolonien von England und ihr Emporsteigen zu großer Macht und Bedeutung; das Ende der weltlichen Papstmacht: ja sogar — die Röntgenstrahlen. Die Zusammenstellung aller Stellen ist verdienstlich und wäre es noch mehr, wenn uns die Texte Montesquieu's selbst vorgelegt würden; es wäre uns dann die Fällung eines eigenen Urtheils sehr erleichtert.

γ. **Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen.** Von Dr. Georg Paetel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1897.

Ein Schüler von Professor Dr. Max Lenz hat es unternommen, auf Grund der im Marburger Archiv enthaltenen Schriftstücke eine zusammenhängende, in manchem Betracht erschöpfende Darstellung von dem Heerwesen des Landgrafen zu geben, der unter Karl's V. Gegnern der Fähigste und, abgesehen von einigen trüben Jahren, auch Entschlossenste gewesen ist. Die Möglichkeit zu einem solchen Verhalten gewann Philipp, indem er nicht bloß das Aufgebot seines Adels und seiner Landschaft, wo es Noth that, in recht wirksamer Weise in Bewegung setzte — den Sieg bei Kahlfeld hat er überwiegend mit dieser Landmiliz erstritten — sondern auch für seine Kriege zahlreiche Söldner in seine Dienste nahm, deren Officiercorps er — und das ist von ausschlaggebender Bedeutung — in der Hauptsache in dauernder Bestallung hatte. Die Voraussetzung zur Unterhaltung von Soldtruppen sind aber gute Finanzen, und diese hat Philipp in einem Maße geschaffen, daß er im Gegensatz zu seinen meisten Zeitgenossen, namentlich zum Kaiser selbst, stets über die nöthigen Mittel zur Errichtung eines Heeres verfügte. So gehört er zu den ersten Kriegsherren des 16. Jahrhunderts, was sich schon daran zeigt, daß er wiederholt Heere von etwa 20 000 Mann ins Feld geführt hat — ein Fünftel der Macht, mit welcher Spanien seinen weit verzweigten Besitz in Europa, Asien und Amerika schützte. Georg Paetel hat über Philipp's Heerwesen, seine Bestandtheile, seine Bewaffnung, Besoldung, Verpflegung, sein Officiercorps, über die von Philipp erst recht eigentlich geschaffene Artillerie, die Festungen, den Troß einen reichen Stoff zusammengebracht, und ihn überaus lichtvoll gruppirt; dazu hat er ein sehr ausführliches Register von 22 Seiten geliefert, vermöge dessen man sich in den 230 Seiten des Buches rasch und leicht zurecht findet. Man vermißt nur einen Abschnitt über die Fechtart und die strategischen Grundsätze der damaligen Zeit. Der Brief des Johannes v. Falkenberg, der S. 10—11 erwähnt wird, ist schon 1896 von Prof. Egelhaaf im Programm des Stuttgarter Karls-Gymnasiums (Archivalische Beiträge zum schmalkaldischen Krieg, S. 36—37) veröffentlicht worden; Falkenberg stand nicht im unmittelbaren Dienst des Kaisers, sondern in dem des Markgrafen Albrecht Alcibiades. Die S. 109 genannte oberschwäbische Reichsstadt heißt Biberach, nicht Bibrach (sie ist unter anderen als Vaterstadt Wieland's bekannt).

δγ. **Geschichte des Königreichs Hannover.** Unter Benutzung bisher unbekannter Actenstücke von W. von Hassell. Erster Theil: Von 1813—1848. Mit fünf Porträts. Zweiter Theil. Erste Abtheilung: Von 1849—1862. Mit drei Porträts. Bremen und Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 1898—99.

Eine nicht streng fachwissenschaftliche Arbeit, die aber doch mancherlei Neues aus handschriftlichen Quellen bietet und sich zum Theil recht

angenehm liest, mit anekdotischem Material untermischt, welches — wenigstens in engeren Kreisen — wohlbekannt war, aber eine willkommene Würze der Darstellung bildet. — Der Verfasser gehört, seinem Namen zufolge, zu den alten Familien des hannoverschen Landes. Er macht auf Objectivität freilich Anspruch, verleugnet aber keineswegs die näheren persönlichen Beziehungen, die seinen Standpunkt auf die antipreußische Seite stellen. Seine Polemik gegen Heinrich von Treitschke findet in dessen bekannten Uebertreibungen manchen berechtigten Anlaß. Er selber hält sich aber keineswegs frei von Uebertreibungen und einer gewissen Einseitigkeit der Geschichtsansicht. — Es fehlt noch die zweite Abtheilung des zweiten Theils. Diese wird erst den Schluß und die Katastrophe des Jahres 1866 behandeln. Sie soll demnächst erscheinen.

γ. **La Force.** Par Paul Adam. Paris, Paul Ollendorff. 1899.

Dieser Roman hat in Frankreich Aufsehen erregt, und elf Auflagen sind rasch einander gefolgt. Der Held ist Bernard Héricourt, ein Officier der ersten Republik, der die Feldzüge Jourdan's, Moreau's und Napoleon's in Deutschland mitmacht und als Oberst bei Wagram durch eine Kanonenkugel getödtet wird. Er ist das Sinnbild der ungebändigten Kraft, welche sich durch Alles Bahn bricht, welche Weiber ebenso bezwingt wie Bataillone und schließlich nur der größeren Kraft erliegt. Ohne Frage besitzt Paul Adam ein ungewöhnliches Talent, zu charakterisiren und zu erzählen; einzelne Capitel sind wahre Prachtstücke packender Darstellung, und die Heere der Revolutionszeit mit ihrer Größe und ihrer Abscheulichkeit werden selten so anschaulich und lebenswahr geschildert worden sein wie hier. Aber die Unverhülltheit, mit welcher die thierischen Triebe des Kraftmenschen sich vor dem Leser ausleben, entspricht nicht unserem deutschen Geschmack und unserem Begriff von der Aufgabe der Poesie, und so ist es uns nicht möglich, den bedeutenden Roman als ein reines Erzeugniß der Kunst anzusehen.

ϱγ. **Sur le Niger et au Pays des Touaregs. La Mission Hourst.** Par le lieutenant de vaisseau Hourst. Ouvrage illustré de 190 gravures d'après les photographies de la mission et accompagné d'une carte. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1898.

Im Dienste der colonialen Pläne Frankreichs, welche durch das Abkommen mit England jüngst ihren vorläufigen Abschluß fanden, hat der französische Schiffslieutenant Hourst eine Forschungsreise in den westlichen Sudan unternommen, deren Eindrücke und Ergebnisse er in dem genannten Buch beschreibt. Die Reise galt vor Allem der hydrographischen Aufnahme des Nigergebietes. Hourst fuhr von St. Louis den Senegal aufwärts, durchquerte das Gebiet zwischen Senegal und Niger und fuhr den letzteren Strom vom Anfangspunkt seiner Schiffbarkeit an abwärts bis zur Mündung. Am mittleren Niger, von Timbuktu bis Say, herrschen die Tuaregs unumschränkt. Der Verfasser nimmt sie gegen ihren schlechten Ruf in Schutz. Sie sollen für europäische Civilisation durchaus empfänglich und nicht so grausam und diebisch sein, wie ihnen gewöhnlich nachgesagt wird. Außer ihnen, die Halbnomaden und Viehzüchter sind, trifft man im westlichen Sudan noch zahlreiche andere Rassen an. Die Uferbewohner sind durchgehends Schwarze, die sich dem Ackerbau widmen. Dazu kommen die Fullani, ein eroberndes Hirtenvolk, das den alten Aegyptern verwandt ist, und die mit ihnen an der Unterjochung der eingeborenen Bevölkerung gemeinsam arbeitenden Haussa, ein Handelsvolk, das gleich den Fullani dem Islam anhängt. — Der Unterlauf des Nigers wird durch die Royal Niger Company ausgebeutet. Abgesehen von dem Palmöl, das nur in der Küstenzone vorkommt, fehlt indeß kein Exportartikel, wie Gummi, Kautschuk, Elfenbein, im französischen Sudan. Der Verfasser dringt auf den Bau einer Eisenbahn zwischen Senegal und Niger. „Nach ihrer Vollendung wird in dem Gebiete des Senegals und des Nigers ein zweites Algerien entstehen, reicher noch und größer als das eigentliche Algerien.“ Auf das ganze nordwestliche Afrika setzt der Verfasser große Hoffnungen; natürlich denkt er sich dies Colonialgebiet den französischen Verhältnissen angemessen nicht als Besiedelungs-, sondern als Betriebscolonie.

σι. **Die classische Kunst.** Von Heinrich Wölfflin. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. 1899.

Wölfflin als Kunsthistoriker gehört zum Schlage der Burckhardt, Grimm und Justi; und doch ist sein bereits vor mehr als einem Jahrzehnt herausgegebenes Buch „Renaissance und Barock“ heute noch so gut wie unbekannt, wiewohl es reiner vielleicht als alle bisherigen historiographischen Versuche im Geiste der werdenden Geschichtsphilosophie geschrieben ist. Grimm charakterisirte die jüngsten Versuche einmal mit den Worten: „Es komme uns heute bei den Biographien großer Männer nicht so sehr auf die großen Männer selbst an, als vielmehr auf eine Erforschung der ‚reinen Leuchtkraft‘, die aus diesen Männern ausstrahle.“ Von Anfang an hat Wölfflin seine Arbeit in den Dienst dieser Weltanschauung gestellt. Die reine Leuchtkraft, die reine Kraft, die sich in den Heroen ansammelt, um von ihnen als einem Centrum aus ihre Wirkungen auszuüben, die wollte er suchen. Das ging freilich über den herkömmlichen Heroencult hinaus und erweiterte für ihn das persönliche Problem „Rafael und Michelangelo“ zu dem so zu sagen dynamischen „Renaissance und Barock“. Das neue Buch Wölfflin's behandelt „die classische Kunst“ des Cinquecento. Die Frage, in der sich für Wölfflin das Problem zuspitzt, lautet etwa: Wie kam es, daß die Kraft, die sich im Quattrocento auf viele Künstler vertheilte und in vielen Kunstwerken aussprach, um die Wende des Cinquecento in wenigen Größen sich verdichtete und in den selteneren Werken größere Formen annahm? Die Energie, mit der Wölfflin alle Einzelfragen diesem Grundproblem einordnet, macht sein Buch zu mehr als nur einer kunsthistorischen Untersuchung.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baldensperger. — Gottfried Keller, sa vie et ses œuvres. Par Fernand Baldensperger. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1899.

Below. — Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt von Ernst Below. Mit 6 Illustrationen. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1899.

Belt. — Machiavelli. Von Dr. Robert Belt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. Mit Abbildungen. Zweiter Theil. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1899.

Bernheim. — Die gefährdete Stellung unserer deutschen Universitäten. Von Ernst Bernheim. Greifswald, Julius Abel. 1899.

Bernstein. — Die Vorbildung der Medizin-Studirenden im Hinblick auf den Entwurf der neuen Prüfungsordnung von Dr. med. Julius Bernstein. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Blume. — Die Grundlagen unserer Wehrkraft. Von W. von Blume. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Bornemann. — Die Allegorie in Kunst, Wissenschaft und Kirche. Von W. Bornemann. Freiburg i. B., I. C. B. Mohr. 1899.

Bruinier. — Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Bunzendahl. — Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen von Ernst Viktor Bunzendahl. Berlin, Hermann Feyl & Co. 1898.

Consonanzen und Dissonanzen. — Gedichte eines ungarischen Musikers. Erlau, C. F. Tiefenbach. 1899.

Conte. — L'enfer. Par Édouard Conte. Paris, Société libre d'édition des gens de lettres. 1899.

Eckart. — Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Göttingen, Franz Wunder. v. J.

Ewart. — Cosimo de' Medici by K. Dorothea Ewart. London, Macmillan and Co. 1899.

Falkenfeld. — Marx und Nietzsche. Von Max Falkenfeld. Leipzig, Wilhelm Friedrich. o. J.

Fortunato. — Rionero medievale, con 26 documenti inediti. Di Giustino Fortunato. Trani, V. Vecchi. 1899.

Fortunato. — Santa Maria di Perno. Di Giustino Fortunato. Trani, V. Vecchi. 1899.

Frantz. — Abrüstung? Eine historisch-politische Studie. Von Theodor Frantz. Mannheim, Tobias Löffler. 1899.

Ganz. — Geschichte der heraldischen Kunst in der Schweiz im XII. und XIII. Jahrhundert. Von Paul Ganz. Mit 101 Abbildungen im Text und 10 Tafeln. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Glachant. — Papiers d'autrefois. Par Paul et Victor Glachant. Avec une préface de Émile Faguet. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1899.

Gorra. — Il soggettivismo di Dante. Del' Egidio Gorra. Bologna, Nicola Zanichelli. 1899.

Gutberlet. — Deutschtum und Panslavismus! Von Heinrich Gutberlet. Dresden-A., Oskar Damm. 1898.

Gutheil. — Nur ein Spiel. Novelle von Arthur Gutheil. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 1899.

Hagen. — Die Welt als Raum und Materie. Mit einer Einleitung über die Natur des Urwesens. Von Edmund von Hagen. Berlin, Im Selbstverlage des Verfassers. 1899.

Hartung. — Konfessionalität und Nationalität in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Ein Vortrag von Bruno Hartung. Leipzig, Bernhard Richter. 1899.

Hoffmann. — Die Sprache und Literatur der Wenden. Von Louise Hoffmann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Illustrirtes Konversationslexikon der Frau. — Erste und zweite Lieferung. Berlin, Julius Becker.

Jastrow. — The religion of Babylonia and Assyria. By Morris Jastrow. Boston, Ginn & Company. 1898.

Jaurès. — Action socialiste. Par Jean Jaurès. Première série. Paris, Georges Bellais. 1899.

Kaisenberg. — Der Junker Werner von Brunshausen. Historischer Roman von Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg). Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Kiparski. — Beitrag zur Frage der allgemeinen Abrüstung und des internationalen Schiedsgerichtes. Von W. Kiparski. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1899.

Kürschner. — Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1899. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Einundzwanzigster Jahrgang. Mit zwei Portraits. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Landmann. — Zur Abänderung des deutschen Bankgesetzes. Eine kritische Studie auf dem Gebiete der Bankpolitik. Von Julius Landmann. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1899.

Land und Leute. — Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel. V. Schweiz. Von J. C. Heer. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Lassberg-Lanzberg. — Der Weltorganismus. Begründung einer auf astrophysischen Gesetzen beruhenden Vernunftreligion von C. von Lasberg-Lanzberg. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Del Lungo. — Da Bonifazio VIII ad Arrigo VII. Pagine di storia fiorentina per la vita di Dante. Di del Lungo. Milano, Ulrico Hoepli. 1899.

Lutherdenkmal. — Volkstümliche Schriften aus der Geschichte des evangelischen Deutschlands. Herausgegeben von Georg Buchwald und Fritz Jonas. Nr. I. Martin Luthers deutsche Briefe. Nr. II. Philipp Melanchthon. Leipzig, Bernhard Richter. 1899.

Margueritte. — Femmes nouvelles par Paul et Victor Margueritte. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon.

Meissner. — Franz Stuck. Von Franz Hermann Meissner. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Meyers Hand-Atlas. — Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Bis zur achten Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1899.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. — Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Petschau bis Zymotisch. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Meyer's Reisebücher. — Deutsche Alpen. Dritter Theil. Vierte Auflage. — Der Hochtourist in den Ostalpen. Von L. Purtscheller und H. Hess. Drei Bände. Zweite Auflage. — Ostseebäder und Städte der Ostseeküste. — Rheinlande. Neunte Auflage. — Schwarzwald, Odenwald, Bergstrasse, Heidelberg und Strassburg. Achte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Monnier. — Le tour d'Asie. Cochichine, Annam, Tonkin. Par Marcel Monnier. Paris, Librairie Plon. 1899.

Müller. — Der Reformkatholizismus. Für die Gebildeten aller Bekenntnisse, dargestellt von Josef Müller. Zwei Theile. Zürich, Caesar Schmidt. 1899.

Müller. — Die südarabische Expedition der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien und die Demission des Grafen Carlo Landberg. Actenmässig dargestellt von Dr. D. H. Müller. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Bis zur vierzehnten Lieferung des vierten Jahrganges. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Odin's Flugblatt Nr. 1. — Oesterreich als Einheitsstaat von H. Erstes bis zehntes Tausend. München, Deutschvölkischer Verlag Odin. 1899/2012.

Paulsen. — Kant der Philosoph des Protestantismus. Von Friedrich Paulsen. Berlin, Reuther & Reichard. 1899.

Perfall. — Die Entwicklung des modernen Theaters. Vortrag von Karl Freiherrn von Perfall. Godesberg bei Bonn, Georg Schlosser. 1899.

Peschkau. — Welt, Weib und Wagenpferd. Allerlei Humore von Emil Peschkau. Berlin, Freund & Jeckel. 1899.

Pierstorff-Wychgrem-Zimmer. — Frauenberuf und Frauenerziehung. Vier Vorträge zur Frauenfrage von Pierstorff, Zimmer und Wychgrem. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem. 1899.

Pilot. — Warnemünder Geschichten. Novellen von Anna Pilot. Braunschweig, Richard Sattler. 1899.

Polenz. — Wald. Novelle von Wilhelm Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Poschinger. — Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von Heinrich von Poschinger. Vierter Band. Der Bundesrat des Deutschen Reiches 1878—1881. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

Procksch. — Bernhard August Frhr. von Lindenau als Kunstfreund. Ein Beitrag zu seiner Biographie von A. Procksch. Altenburg, Stephan Geibel. 1899.

Pröll. — Nachfolge Bismarcks. Deutschösterreichische Zeitgedichte von Karl Pröll. Dresden-A., Oskar Damm. 1899.

Puschkin. — Eugén Onégin. Roman in Versen von Puschkin. Nebst Puschkins Vorwort und Anmerkungen. Deutsch von Dr. Alexis Lupus. Nebst Vorwort und Anmerkungen des Uebersetzers. Erster Gesang. Neue verbesserte Auflage. Leipzig und St. Petersburg, Commissionsverlag von K. L. Ricker. 1899.

Ratzel. — Anthropogeographie. Erster Theil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte von Friedrich Ratzel. Zweite Auflage. Stuttgart. J. Engelhorn. 1899.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Bis zum fünfzehnten Heft. Kempten, Jos. Kösel.

Reliefkarte Harzburg-Brocken. Bearbeitet nach amtlichem Material durch Herzogl. Landesaufnahme. Herausgegeben auf Veranlassung des Herzogl. Badecommissariats in Bad Harzburg. Maassstab 1:25000. Bad Harzburg. Commissionsverlag von H. Woldag.

Remacle. — Relations secrètes des agents de Louis XVIII à Paris sous le consulat (1802—1803), publiées avec une introduction et des notes par le comte Remacle. Paris. Librairie Plon. 1899.

Ritschl. — Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt und beurtheilt von Otto Ritschl. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Rittershaus. — Die Ausdrücke für Gesichtsempfindungen in den altgermanischen Dialekten. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte. Von Dr. Adeline Rittershaus. Erster Teil. Zürich, E. Speidel. 1899.

Rullmann. — Heinrich Schaumberger. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Wilhelm Rullmann. Zur Enthüllung des Schaumberger-Denkmals in Neustadt (Coburg). Mit Illustrationen nach Zeichnungen von Max Derra, Rud. Koeselitz und nach Photographien. Neustadt, Verlag des Local-Comités. 1899.

Saitschik. — Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. Von Robert Saitschik. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Scherenberg. — Gedichte von Ernst Scherenberg. Sechste, vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck. Leipzig, Ernst Keils Nachf. G. m. b. H. 1899.

Schlaf. — Die Feindlichen. Drama in vier Aufzügen von Johannes Schlaf. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Schlaf. — Helldunkel. Gedichte von Johannes Schlaf. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Schröder. — Justitia regnorum fundamentum. Notgedrungene kritische und antikritische Beiträge zur Statistik des höheren Lehrerstandes in Preußen. Von Dr. Heinrich Schröder. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1899.

Seedorf. — Von maurerischer Art und Kunst. Neun freimaurerische Vorträge von H. Seedorf. Göttingen, Franz Wunder. 1899.

Sell. — Goethes Stellung zu Religion und Christentum. Vortrag mit Erläuterungen von Dr. Karl Sell. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Servaes. — Präludien. Ein Essaybuch von Franz Servaes. Berlin und Leipzig. Schuster & Löffler. 1899.

Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Neunter und zehnter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Soden. — Palästina und seine Geschichte. Sechs volksthümliche Vorträge von Prof. Dr. H. von Soden. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Spielhagen. — Neue Gedichte von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1899.

Stratz. — Montblanc. Roman von Rudolph Stratz. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Strindberg. — Legenden von August Strindberg. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1899.

Sylva. — Le hêtre rouge. Par Carmen Sylva. Traduction de Georges Mandy. Illustré par la photographie d'après nature. Paris, Librairie Nilsson. 1899.

Thiem. — Kunstverständnis und vornehme Leute. Von Paul Thiem. München, Carl Haushalter. 1899.

Thurnau. — Aus dem Buche des Lebens. Zwei Novellen von C. Thurnau-Leipzig. Friedrich Fleischer. 1899.

Trinius. — Thüringer Geschichten. Neun Erzählungen von August Trinius. Mit Buchschmuck von Franz Staffen. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Trivero. — Classificazione delle scienze. Di Camillo Trivero. Mailand, Ulrico Hoepli. 1899.

Troels-Lund. — Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Troels-Lund. Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Leo Bloch. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Turquan. — Die Bürgerin Tallien. Ein Frauenbild aus der Zeit der französischen Revolution. Von Joseph Turquan. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt & Gunther. 1899.

Vaschide. — La nouvelle loi de l'enseignement secondaire et supérieur en Roumanie par N. Vaschide. Paris. A. Chevalier-Marescq & Cie. 1899.

Vely. — Familie Hilbers. Roman von E. Vely. Breslau, S. Schottlaender. 1899.

Vogüé. — Les morts qui parlent. Par E.-M. de Vogüé. Paris. Librairie Plon. 1899.

Warner. — Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie von Dr. Adolf Wagner. Zwei Bändchen. Berlin, Gebrüder Borntraeger. 1899.

Weil. — Die klugen Frauen! Novelle von Julius Weil. Breslau, S. Schottlaender. 1899.

Weil. — Die Subalternen. Roman von Julius Weil. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Wengerow. — Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur. Von S. A. Wengerow. Uebersetzt und eingeführt von Traugott Pech. Berlin. Johannes Räde. 1899.

Wenzel. — Der Todeskampf des altsprachlichen Gymnasial-Unterrichts. Eine pathologische Studie von Dr. Alfred Wenzel. Berlin, Carl Duncker. 1899.

Wickenhagen. — Kurzgefaßte Geschichte der Kunst, der Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik von Dr. Ernst Wickenhagen. Mit einer Heliogravüre und 287 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff. O. J.

Wilbrandt. — Der Sänger. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Wolgast. — Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Von Heinrich Wolgast. Zweite Auflage. Hamburg, Selbstverlag. Leipzig, in Kommission bei L. Fernau. 1899.

Wolzogen. — Das dritte Geschlecht. Roman von Ernst von Wolzogen. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Ysentorff. — Verhängniß? Militärisches Sittenbild aus einer großen Garnison der Reichslande von Hermann zu Ysentorff. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1898.

Zahn. — Sabine Rennerin. Ein Schauspiel von Ernst Zahn. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Zenger. — Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1889, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1899. Von Professor K. W. Zenger. Prag. Selbstverlag. In Commission bei Fr. Řivnác. 1899.

Zingarelli. — La personalità storica de Folchetto di Marsiglia nella commedia di Dante con appendice. Di Nicola Zingarelli. Nuova edizione accresciuta e corretta. Bologna. Nicola Zanichelli. 1899.

Zola. — Die Schultern der Marquise und andere Novellen. Von Emile Zola. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1898.

Zwiedineck-Südenhorst. — Venedig als Weltmacht und Weltstadt. Von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Mit 4 Kunstbeilagen und 159 authentischen Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Käthchen Schönkopf.

[Nachdruck untersagt.]

Hat das vorige Heft dieser Zeitschrift der Bedeutung des 28. August würdige Worte ehrfurchtsvollen Gedenkens gewidmet, so mag sich ihnen heute vielleicht noch ein harmlos bescheidenes Blatt gesellen, das uns den ersten stürmischen Liebesfrühling des einzigen Herzenkündigers in Erinnerung ruft. Wir werden darauf verzichten, die Erzählung von des Knaben Liebe zum Frankfurter Grethchen des poetischen Schleiers zu berauben, in das sie der gereifte Meister später duftig verhüllt hat; aber Anna Catharina Schönkopf steht in heller Tagesbeleuchtung vor unseren Augen; Bild und Wort haben ihr Aeußeres und Inneres treu bewahrt, und ihre wohlerhaltene Grabstätte auf dem alten Johannisfriedhof sucht der Leipziger noch heute mit theilnehmender Seele auf. Welch helles Licht strahlt uns aus den großen Augen ihres jugendlich-frischen Gesichts entgegen, wie sprechend zierlich erscheint der kleine Mund, wie charaktervoll-kräftig heben sich die geschwungenen Brauen ab, welch frohes Behagen verräth das liebliche Ganze, das uns erst jetzt durch Julius Vogel's treffliche Wiedergabe des Miniaturporträts in seiner Festschrift über „Goethe's Leipziger Studentenjahre" recht deutlich vergegenwärtigt worden ist! Und welch brausendes Frühlingsgewitter erregte die Schöne im Herzen des ebenso zärtlich wie sinnlich erregten Jünglings! Als Dichter findet er noch keinen vollkommenen Ausdruck für die verworrene Gährung seines Herzens. Gewiß, wir verweilen mit Antheil bei den Blättern des „Buches Annette", die Behrisch in kunstvoll gezirkelten Zügen niederschrieb, und ebenso bei den anderen Liebesliedern auf die Leipziger Schöne, aber wir vernehmen überall den Nachklang der anakreontischen Schäkerei der Vorgänger Goethe's, wir erkennen das Vorbild des graciös-lüsternen Wieland; gewiß, wir erblicken in der „Laune des Verliebten" ein Selbstbekenntniß des jugendlichen Schäfers an der Pleiße, aber wir wissen doch, daß der Nachahmer von Gellert's „Band" und „Sylvia" die Pflege des abgelebten Schäferspiels bald mißbilligen muß. Indessen, welchen Aufruhr seiner Seele verrathen die Briefe an Behrisch! Auch hier etwas selbstgefällige Beobachtung der eigenen Eifersuchtsqualen, aber dennoch, welche Genialität in all' dieser Verworrenheit, welches Gemisch von elementarer Kraft und fieberischer Ueberspanntheit! Die guten Philisterseelen

ahnen nichts von solchen Entwicklungskrämpfen des Genius, und doch bilden diese die sicheren Anzeichen seiner Alles aufwühlenden Gefühlskraft; wir begreifen solch' tumultuarische Anfänge bei dem Dichter des „Werther". Zweifellos erwiderte die Schöne Anfangs mit warmem Gefühl des Jünglings hitzige Neigung; aber wer wird es ihr verargen, daß sie gegenüber den stürmischen Liebkosungen des drei Jahre jüngeren Dichters schließlich versagte? Sie war nahezu zwanzig Jahre alt, er noch nicht siebzehn, als er ihr am 26. April 1766 seine Liebe gestand; ließ sie sich auch willig von ihm belehren, sah sie es auch gern, daß er ihre Orthographie aufbesserte, daß er ihr schrieb, es heiße „Plätze" und nicht „Blätze", „Leidwesen" und nicht „Leutwesen"' „Eindruck" und nicht „Eintruck", „Comödienzettel" und nicht „Comoetigen Zettel" u. dgl. m. — gleichviel, sie hatte doch den großen Vorsprung voraus, durch den sich ein zwanzigjähriges Mädchen nun einmal von einem siebzehnjährigen Jüngling unterscheidet, sie durchschaute die Illusion seiner Heirathsgedanken; durch sein eifersüchtiges Ungestüm geweckt, hatte sie den Traum ihrer Liebe zu Ende geträumt, bevor noch Goethe Leipzig verließ: zahme Freundschaft sollte die Liebe ersetzen. Natürlich ertrug er solche Degradirung nur widerwillig. Noch in den Briefen aus Frankfurt rüttelt er an den verwünschten Ketten, die Käthchen ihm angelegt hatte: „ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Mensch mag eingemachte Bohnen solang man frische haben kann. Frische Hechte sind immer die besten, aber wenn man fürchtet dass sie gar verderben mögen, so salzt man sie ein, besonders wenn man sie verführen will. Es muss Ihnen doch komisch vorkommen wenn Sie an all die Liebhaber dencken, die sie mit Freundschaft eingesalzen haben, grose und kleine, krumme und grade, ich muß selbst lachen wenn ich dran dencke. Doch Sie müssen die Correspondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling binn ich doch immer noch artig genug." Als er dies am 1. Juni 1769 von Frankfurt aus schrieb, hatte sich Käthchen, dem sicheren Trieb ihres Herzens folgend, mit einem Anderen, dem Dr. Kanne, verlobt. „... was ich für eine Freude darüber habe, das können Sie Sich vorstellen, wenn Sie Sich noch vorstellen können wie sehr ich Sie liebe ... es ist eine grässliche Empfindung seine Liebe sterben zu sehen" ... Aber was half es ihm, das Fischlein blieb eingesalzen. Und so klingt der Brief an Käthchen vom 12. December in gar melancholischen Molltönen: „Ich bitte Sie mir nicht mehr zu antworten ... Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören mögte" ... Aber eine letzte Gabe der Freundschaft sollte doch nicht ausbleiben. „Hagedornen und einige andere Bücher werde ich Ihnen ehstens schicken, möchten Sie ein Gefallen an diesem liebenswürdigen Dichter finden wie er es verdient" — das war, wie er dachte, das Letzte, was er ihr sandte, ein Geschenk zum Vermählungstage; er glaubte wohl an ein Wiedersehen, „aber ich hoffe noch sobald nicht, und was an mir liegt will ich seine Erfüllung hinauszuschieben suchen ... Kein Hochzeitgedicht kann ich Ihnen schicken, ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder, druckten Sie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus."

Der Uebermittler des Abschiedsgeschenkes war der Buchhändler Philipp Erasmus Reich in Leipzig; ihm schrieb Käthchen die Empfangsbescheinigung über das „Päkgen von Frankfurt am Mayn", das einzige Schriftstück von ihrer Hand, das sich erhalten hat, und das eben als Unicum, so harmlos es ist, hier wiedergegeben werden mag.

Hiermit bescheinige daß ich von Herrn Reich
ein Päkgen von Frankfurt am Mayn empfangen habe

Leipzig
den 24. Januar
1770

Anna Katharina
Schönkopf

Der Enkel Salomon Hirzel's, Herr Verlagsbuchhändler Georg Hirzel in Leipzig, spendet den Verehrern des Dichters die Nachbildung des seltenen Blattes zum 28. August, und sie sollte doch nicht ohne einige Begleitworte in die Welt ziehen.

Käthchen's Hochzeit verschob sich bis zum März 1770, und im Januar dieses Jahres wiegte sich der sanguinische Dichter noch einmal in zaghaften Hoffnungen: „am Ende wäre doch Fr. Docktor C[anne] und Fr. Docktor G[oethe] ein herzlich kleiner Unterschied." Die Braut dachte natürlich anders, und wir verstehen's, daß ihr nicht daran lag, einen Briefwechsel, der solch' merkwürdige Geständnisse zeitigte, fortgesetzt zu sehen. Goethe's Schreiben vom 23. Januar 1770 war das letzte. Aber der Traum eines Wiedersehens erfüllte sich. Am 31. März 1776 klopfte der weltberühmt gewordene Dichter des „Götz" und „Werther" an Frau Dr. Kanne's Thür. Reiche Herzenserfahrungen lagen hinter ihm, er hatte Friederike, Lotte, Lili geliebt und wieder verloren, ihm ging in Frau von Stein ein nie gekanntes Glück auf. „Ich habe mein erstes Mädgen wieder gesehen," schreibt er an diese; „Was das Schicksaal mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge lies es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarheit sehn! Es ist als wenn diese Reise sollt mit meinem vergangenen Leben saldiren."

Ernst Elster.

Ein Wettlauf.

Von
Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

Die Universität Halle feierte ihr zweihundertjähriges Bestehen. Alle Straßen waren festlich geschmückt. Am Bahnhof hatte man ein hohes Blumenthor errichtet, zur Huldigung für die auswärtigen Gäste. Abgesandte des Comitees standen bereit, die Fremden zu empfangen. Aber ihr Eifer fand wenig Bethätigung. Die meisten der Ankommenden wurden schon auf den Perrons von geschäftigen Gastfreunden eingeheimst, Andere gingen mit einer geflissentlichen Sicherheit ihres Weges, als wollten sie sich recht als Kundige und Zugehörige erweisen.

Zwischen allen diesen zielbewußten Menschen wurde eine Einsame mitgeschoben, ein junges Mädchen, das sich geduldig im Zuge hielt. Jetzt war sie befreit. Sie blickte umher und faltete unschlüssig an ihrem Gepäckschein. Niemand kümmerte sich um sie. Hier erwartete man die Frauen nur als Zubehör der festberechtigten Männer. Erst als sie sich an einen der Rosettenträger wandte und ihn nach dem Universitätsgebäude fragte, stellte man sich ihr zur Verfügung. Sie dankte freundlich und lehnte ab.

Die jungen Leute sahen ihr nach, wie sie mit kleinen, festen Schritten unter ihrem Regenschirm die Straße hinunterging.

„Ob das auch eine Gelehrte ist? Sie sieht noch so jung aus."

Fräulein Doctor Hedwig Ebeling wandert mechanisch weiter. Sie ist etwas enttäuscht. Von dieser Reise hat sie sich so viel Lebensaustausch versprochen, — nun fühlt sie sich genau so überflüssig wie in ihrer eigenen Stadt. Sie macht sich Vorwürfe, um dieses Festes willen ihren Posten verlassen zu haben. Vielleicht kamen nun gerade in diesen Tagen die ersten ersehnten Patienten? Den ganzen Sommer über wartet sie schon, und sie beginnt zu leiden unter dieser gespannten Unthätigkeit. Bis dahin hat sie immer nur gelernt und gearbeitet.

Bei ihr ist Alles sehr einfach zugegangen. Sie hat ihr Studium ohne große Illusionen begonnen und ohne besondere Hindernisse beendet.

Kaum aus der Schule heraus, verlor sie ihren Vater, zog mit der Mutter zum Bruder nach Zürich, half ihm, der Apotheker war, bei seinen Präparaten, gewann Interesse an der Naturwissenschaft und studirte dann regelrecht Medicin, machte, gescheidt und energisch, wie sie war, zugleich ihr Abiturientenexamen, schloß ihre Studienzeit mit dem Doctor, bekam schnell eine Assistentenstelle an der Züricher Augenklinik und ließ sich endlich in Norddeutschland als Specialistin nieder.

Und jetzt erlebte sie die erste Pause ihres Lebens.

Sie begann eine kleine Abhandlung zu schreiben, aber es fehlte ihr in der Kaufmannsstadt an wissenschaftlicher Anregung, an Rathenden und Mitstrebenden. Fast mit Sehnsucht dachte sie an einen und den anderen ihrer Kameraden, der ihr sonst gleichgültig gewesen war. Sie fühlte die Einsamkeit wie einen Schrecken. Manchmal nahm sie das rosige, halbjährige Baby ihrer Wirthin mit hinauf in ihre stille, erwartungsvolle Stube, küßte und pflegte das warme, feine Ding und hielt es träumend im Schoß.

In diese Stimmung hinein war die Einladung nach Halle gekommen.

Und nun geht sie hier umher, mutterseelenallein. Unaufhörliche Sprühtröpfchen regnen aus einer stillen Luft auf sie herab. Alles ist schwül und grau, und das, was fröhlich scheint, eilt fremd an ihr vorüber.

Jetzt steht sie vor der Universität. Dort muß sie sich ihre Mitgliedskarte holen. Da bricht auf einmal die Sonne durch. Gerade über den grauen Würfel des Universitätsgebäudes zieht sich ein kräftiger Doppel-Regenbogen.

In der Aula war ein schweigsames, wohlgeordnetes Gedränge. Man schob sich zu den langen Tischen hin, wo der Ausschuß des Comitees saß, Auskünfte ertheilte und an seinen Listen ordnete. Das Schlürfen und Hallen der vielen Schritte vom Steinboden herauf stimmte Hedwig feierlich. Vielleicht erinnerte es sie an Kirchengeräusche. Ueberdies that es ihr wohl, einmal wieder Professorengesichter zu sehen. Sie kamen ihr vor wie langvermißte alte Bekannte. Als sie an den Tisch trat, sahen die Herren wohlgefällig auf. Es waren schon gestern zwei Theilnehmerinnen eingetroffen, eine Amerikanerin und eine Schwedin. Hedwig war entschieden die Jüngste und Hübscheste unter ihnen.

Vom Mitteltische stand, nachdem Hedwig ihren Namen genannt hatte, ein älterer behender Herr auf und stellte sich ihr vor. Es war der Director einer der Kliniken. In seinem liebenswürdigen Sächsisch lud der Geheimrath sie ein, in seinem Hause zu wohnen. Er wolle gleich ein paar Zeilen an „seine Wilhelmine“ schreiben.

Er setzte sich wieder an den Tisch und schrieb; dabei nickte er ihr ein paar Mal väterlich gemüthlich zu.

Um sie herum ging das unaufhörliche Bewegungsgeräusch fort. Umsonnte Staubstreifen senkten sich von den hohen Fenstern herab. Die Silhouetten aller dieser Menschen erschienen plötzlich compact, von Sonnenfarben umzogen.

Hedwig wurde es seltsam zu Muthe. Als habe sie genau dasselbe schon einmal geträumt. Ganz dieselben Menschen in derselben Beleuchtung. Vor ihr der freundliche alte Herr, der schrieb und nickte, und dann — im

Traume damals — war Einer aufgestanden, sehr groß, ernst, brünett, mit dunkeln, kurzsichtigen Augen unter scharfen Brillengläsern, der hatte sie, ohne ein Wort zu sprechen, in die Höhe gehoben und geküßt.

Sie wurde plötzlich dunkelroth.

Ein junger Mann, groß, ernst, brünett, mit dunkeln, kurzsichtigen Augen unter scharfen Brillengläsern, sah sie an.

Oder hatte sie ihn zuerst fixirt?

In großer Verwirrung ging sie aus dem Saal und wußte nichts mehr von all den Auskünften, die ihr der gute alte Geheimrath gegeben hatte. —

Abends bei der officiellen Begrüßung sah sie ihn dann wieder.

Sie war mit der Familie ihres Wirths gekommen. Else, die jüngste Tochter, die „für Frauenbewegung schwärmte", hing an ihrem Arm; an ihrer anderen Seite ging die ältere, eine Frau von Fischer. Sie entpuppte sich als Hedwig's Straßennachbarin in ihrer neuen Heimath. Ihr Mann sei Director der bedeutendsten Lebensversicherung dort.

Der Geheimrath stellte unaufhörlich vor. Berühmte Namen schwirrten in der Luft. Ein netter, angeregter Kreis bildete sich um sie herum.

Hedwig hatte ihren besonders guten Tag. Sie fühlte, daß Reiz von ihr ausging, und diese Wahrnehmung wirkte wieder anregend auf sie selbst zurück. Sie fand auf jede Anrede eine passende oder anmuthige Erwiderung, die man lachend weitergab.

Man setzte sich an einem der „Spitzentische" nieder. Unweit von ihnen flirtete die auffallend gekleidete Amerikanerin mit einem eigens dazu mitgebrachten Landsmanne; eine Schwedin dagegen, eine langzähnige, gutmüthige Dame, machte sich sofort zu Fräulein Ebeling's mütterlicher Trabantin.

Mitten im Sprechen empfand Hedwig, daß Jemand hinter ihr sie ansah. Sie drehte sich um.

Da saß er am Nebentische unter den jungen Privatdocenten und blickte nach ihr herüber.

Warum kam er nicht und ließ sich vorstellen? Das befremdete sie und machte sie zerstreut. Eine Weile nachher hörte sie, daß ihn Jemand anrief: „Oho, Karstens, sogar Wein? Sind Sie denn nicht mehr Abstinenzler?"

„Heute schaffe ich mir eine Ausnahme," antwortete er. Die Stimme klang unerwartet hoch und gütig, so wie ein viel Aelterer verbindlich einem Jüngeren erwidert.

„Ist dieser große, dunkle Herr dadrüben ein Ausländer?" fragte sie ihr Gegenüber, einen liebenswürdigen Zoologen, der alle Welt zu kennen schien.

„Karstens aus Königsberg? Ich glaube, er ist Balte. Ich kenne ihn nicht weiter. Er ist Mathematiker, hat vor zwei Jahren hier seinen Doctor gemacht."

„Ja, wir nahmen ihn 'mal mit aufs Professorium," sagte Else. „Papa war damals Decan und mußte ihn einladen. Furchtbar bedeutend, sagten die Herren, aber gräßlich schüchtern. Tanzen thut er gar nicht."

„Warum sind Sie so still geworden, Collegin?" fragte der Geheimrath nachher.

„Ich?“ Und sie fing wieder an zu plaudern. Aber sie war froh, als der Geheimrath endlich aufbrach. Sie hatte sich auf einen letzten Blick in das dunkle, ernste Gesicht gefreut, das ihr plötzlich so grenzenlos lieb geworden war, aber er war nicht mehr da. Hedwig schlief in dieser Nacht keinen Augenblick. Heiß und müde lag sie da und dachte an Karstens. Immer sah sie ihn, wie er ernsthaft am Tische saß und sie betrachtete. Alle Worte, die ihr gerade einfielen, sprach sie sich auf Karstens Weise vor. Sehr deutlich und scandirt, dazu der verbindliche Tonfall. Dann wieder lachte sie sich aus, daß sie hier lag und mit ihm tändelte. Auf einmal fuhr sie in die Höhe und richtete sich im Bett auf. Er mißbilligte sie, das war klar. Warum wäre er sonst nicht herübergekommen? Ihr wurde ganz schwindlig vor Scham. Sie nahm sich vor, ihm aus dem Wege zu gehen.

Am nächsten Morgen, beim Durchlesen des Festprogramms, fand sie in der mathematischen Section „eine vorläufige Mittheilung“ des Doctors Ludwig Karstens angezeigt. Sie hatte Virchow hören wollen, der zur selben Zeit Vortrag hielt. Nun dachte sie nicht mehr daran.

Als sie in dem schmalen, dichtgefüllten Saale saß, begriff sie zuerst sehr wenig. Es störte sie auch, daß sie von ihrem Platze aus Karstens nicht sah. Sie war spät gekommen, voll Herzklopfens, konnte sich lange nicht sammeln und fand dann den Zusammenhang nicht mehr heraus. Wahrscheinlich fehlten ihr die Vorkenntnisse. Es handelte sich um eine Abhandlung über Zahlentheorie. Karstens gab den ersten, einleitenden Abschnitt seiner Arbeit. Er hatte eine merkwürdige Art zu sprechen. Knapp, in scharfen Definitionen, dabei oft fanatisch, wenn er seine mathematischen Ueberzeugungen zu vertheidigen hatte. Dazwischen wieder der gütige Ton, den Hedwig so gern mochte.

Ihr Herz füllte sich, je länger sie ihn hörte, immer mehr mit entzückter Liebe, so daß es ihr fast zu schwer wurde. Sie hätte sich gern Jemandem mitgetheilt.

An den Gesichtern der Zuhörer merkte sie, daß es sich um Außerordentliches handeln müsse. Sie beugten sich weit vor von ihren Stühlen, gespannt und förmlich mitarbeitend. Wie man dasitzt und Bach'sche Musik verfolgt. Manchmal stießen sie einander befriedigt an. Am Schlusse erhob sich großer Beifall und angeregtes Gespräch. Viele gingen hin und gratulirten Karstens. Ein Gymnasialprofessor, den Hedwig vom vorigen Tage kannte, kam auf sie zu und sprach mit ihr. Karstens selbst könne noch gar nicht wissen, wohin ihn das führen werde, meinte er. „Aber eine Riesenarbeit, die er da vor sich hat. Fünf, sechs Jahre muß er sicher drangeben, ehe er überall Resultate bekommt. Zum Glück hat er jetzt das Privatdocenten-Stipendium auf zwei Jahr. Es wäre Jammer und Schade, wenn der Mann ums Brot sorgen müßte.“

Er drängte sich durch, um Karstens die Hand zu geben. Hedwig wurde von einem starken Impulse ihm dorthin nachgetrieben.

Nun stand sie dicht vor Karstens. Ihr war, als ginge eine Freude in seinem Gesichte auf. „Darf ich auch danken?“ sagte sie, ohne zu überlegen. Sie streckte ihm die Hand hin. Er ergriff sie verlegen und drückte kurz und trocken ihre Fingerspitzen zusammen. Das Ganze schien ihm störend zu sein. Hedwig schämte sich wieder unsäglich. Sie weinte beinah.

Ganz verstimmt kleidete sie sich zum Rathhausfrühstück an.

Dort war's zuerst denn auch recht langweilig für sie. Neben ihr saß irgend ein höherer Beamter, der mit ihr nichts anzufangen wußte, wie sie nicht mit ihm.

„Haben Sie denn schon die Berühmtheit des Tages gesehen?" fragte endlich ihr vis-à-vis, Herr von Fischer, dem sie leid that.

„Wer ist denn das?" fragte sie, und ihr Herz klopfte.

„Ein Doctor Karstens aus Königsberg. Das soll ja ein Tausendsassa sein. So eine Art Copernicus. Da sitzt er übrigens. Ihr Wohl, Karstens!"

Hedwig bog sich zurück. Da sah sie ihn. Nicht sehr weit von ihr entfernt, an derselben Tischseite. Von dem Augenblicke an war Alles golden.

Später, bei einem Toast auf die Gäste, bekam sie Gelegenheit, mit Karstens anzustoßen. Sie hatte ein helles Spitzenkleid an, das oben ein wenig ausgeschnitten war und ihr gut stand. Daran dachte sie, als sie vor ihm stand. Sie wollte ihm so gern einmal ein bißchen gefallen. Und diesmal gelang es ihr. „Ah!" sagte er, wie unwillkürlich, und stieß zweimal mit ihr an.

Später verlor sie ihn aus den Augen.

Der Rest des Tages brachte viel Unruhe, der nächste Morgen war der Wissenschaft gewidmet, da fand man sich denn gern am Nachmittage auf der Stadtparkinsel zusammen.

Ein Böcklin'scher Festtag unter dunkeln, stillen Bäumen, über denen ein ehern blauer Himmel steht. Heitere, schweigsam gewordene Menschen wandern über blumige Wiesen. Unter den Zweigen schwebt warmer Duft. Der Fluß zieht langsam vorüber, ganz bedeckt mit weißem Weidensamen.

Hedwig ging mit der Schwedin. Sie pflückten sich große Sträuße gelber Ringelblumen und rothbrauner, zitternder Gräser. Man sprach von Zürich, Wagner, Ibsen und beobachtete eine Schar junger Mädchen, die eifrig ein Laufspiel in Gang zu bringen suchten, wobei sie von den jungen Männern, die bereits schwere Festtage hinter sich hatten, nur schwach unterstützt wurden.

Plötzlich tauchte Karstens auf. Er kam hastig auf sie zu.

Ob er wohl ein wenig mitgehen dürfe?

O ja, das dürfe er.

Verlegen sah er von Einer zur Andern.

Er wäre ihnen ja wohl bekannt?

Die Schwedin lachte. Nein, vorzustellen brauchte er sich nicht, wenn es ihm so schrecklich wäre. Und sie hätte auch schon von seinem guten Vortrage gehört. Er wurde roth vor Dankbarkeit. Hedwig konnte kaum hinsehen, so erregte sie das: „Es ist Alles erst Zukunftsmusik," sagte er.

Sie hatten den bunten Lärm verlassen und gingen an der sonntäglich stillen Domäne entlang. Manchmal blieben sie stehen, athmeten auf und blickten befriedigt umher. Die Schwedin wollte wieder von Karstens' Erfolge sprechen, aber er brachte schnell die Rede auf ihre eigenen Arbeiten, von denen er nichts wisse. Ob sie auch Medicinerin sei?

„Auch!" Hedwig war selig. Er wußte, daß sie Aerztin war, er hatte nach ihr gefragt!

Die Schwedin sprach von den altnordischen Sagen, die sie jetzt herausgäbe. Karstens fand Anklänge an die Märchen seiner Heimath. So redeten sie. Da sausten Zwei an ihnen vorüber. Ein Student in knapper Sammetpekesche und ein helles, hurtiges Mädchen, dem der Hut beim Laufen hin- und herwippte. Sie freuten sich an dem hübschen Anblick.

„Haben Sie unter Ihren Sagen auch die vom Wettlauf?" fragte zuletzt die Schwedin.

Karstens meinte, es gäbe überall ähnliche. „Sie schildern wohl den Kampf des Frühlings mit dem Winter.

Und dann erzählte die Schwedin in ihrem kindlichen Deutsch:

„Der Hirt und der weiße Bär machten eine Wette. Wer zuerst die steile Bergwiese erreicht, wird König sein über Wald und Weide.

Zusammen beginnen sie. Die Sonne brennt. Da wirft der Hirt seinen Pelz ab, um schneller laufen zu können.

‚Ei, das thu' ich auch,' sagt der Bär, nimmt einen scharfen Stein und schneidet sich das Fell auf. Von oben bis unten. Halbnackt, blutend und wüthend vor Schmerz macht er noch ein paar gewaltige Sprünge und erreicht die Wiese.

‚König!' Da fällt er todt nieder." —

Es war dunkel geworden inzwischen. Die ganze Insel wurde mit Lampions geschmückt, die wie leuchtende Insecten an den Büschen hingen. Das Fischer'sche Ehepaar mit ein paar anderen Gästen gesellte sich zu ihnen. Jetzt ging auch der Mond auf. Man beschloß, zu rudern.

„Halloh!" rief die Schwedin. Ein langer Kahn kam heran. Man stieg ein. Hedwig zuerst. Sie setzte sich auf das sonnenwarme Steuerbänkchen, Karstens ihr gegenüber. Es dauerte eine Weile, bis Alle ihren Platz fanden. Hedwig hielt den Kahn, indem sie die hängenden Weidengerten erfaßte. Karstens sah ernsthaft zu, wie ihr Hut beständig durch kleine Zweige in Gefahr gerieth. Er suchte das durch leises Vorwärtsschieben des Bootes zu bessern. Hedwig empfand es wie eine sehr zarte Berührung. Sie konnte sich lange nicht entschließen, eine Aenderung vorzunehmen. Erst als sie fand, daß ihre Situation ihn beinah quälte, ließ sie die Weide los.

Jetzt war man versammelt.

Der Schiffer ruderte. Eintönig knarrten die Riemen und zischte der Fluß. Ab und zu warf Einer ein Wort hin, das zog seine Kreise und flachte wieder ab, bis ein neues kam. Zuletzt zertheilte man sich in Einzelgespräche.

Hedwig und Karstens blieben ziemlich einsilbig. Dabei hatte Hedwig beständig die Empfindung, als kennten sie sich schon lange, und als würde sie zu Niemandem in der Welt ein solches Vertrauen haben als zu ihm.

In demselben Augenblicke sagte er, halb vor sich hin: „Ich weiß nicht, wie das kommt, sonst rede ich nie von mir. Ihnen möchte ich am liebsten immer erzählen."

Sie betrachtete ihn aufmerksam und theilnehmend. Als er nicht weiter sprach, äußerte sie:

„Gestern Morgen in Ihrer Vorlesung bekam ich den Eindruck, daß Sie in einer Welt leben, die größer ist als die unsrige. Ohne Compromisse und unklare Wünsche."

Er nahm es schlicht hin: „Ja, ja."

Dann fing er an, von sich zu erzählen, wie er in den Ostseeprovinzen als der Sohn eines armen Landschullehrers aufgewachsen war. Sein Heißhunger nach der Wissenschaft, Stipendien, Entbehrungen, Erfolge und wieder Entbehrungen. Er sprach heftig, wie durch eine Erschütterung zum Reden gebracht. Es war etwas Unfreiwilliges darin, wie ein Blüthen.

Hedwig erschrak beinah vor dem Fanatismus, mit der er von seiner Wissenschaft sprach. Er hatte Lehrer werden, früh ins Brot kommen sollen, aber er konnte die selbständige Arbeit nicht aufgeben. Bis aufs Aeußerste hatte er gekämpft mit jeder Noth, um die Universitätscarrière einschlagen zu können. Jetzt war er in der Bahn. Nur noch ein paar Jahre die Arme frei, dann wäre er zufrieden.

Hedwig kamen die Thränen in die Augen. Wenn sie doch irgend etwas dazu beitragen könnte, die Wege dieses mageren, ascetischen Menschen sanft zu machen!

Am Inselufer flammten bengalische Lichter auf. Büsche und Rasen standen in farbiger Gluth.

Frau von Fischer schlug vor, das Feuerwerk vom Stadtufer aus zu betrachten. Man stieg aus und vertheilte sich thunlichst unter der schauenden Menge.

Hedwig und Karstens blieben still bei einander, ohne zu sprechen. Nur wenn sich eine hohe, goldne Garbe in die Luft erhob und, sich langsam senkend, tausend Sternchen niedersäte, blickten sie sich an, als fiele dort drüben unzählbares Glück hernieder, und sie müßten hingehen und sich gegenseitig ihre Hände damit füllen. Sie standen, von ihrer Gesellschaft abgedrängt, unter all' den Menschen wie allein. Endlich verließen sie die Uferstraße. Mit unbeherrschten Schritten und suchenden Händen gingen sie eine Weile bergauf bis zu dem steilen Platze, den die alte Moritzburg überschaut.

Die Fensterhöhlen der alten, romantischen Ruine waren mit Mondlicht gefüllt. Drüben am Neubau, in dem man das Militärlazarett untergebracht hatte, schritt ein Soldat langsam auf und nieder. Sein Gewehr glitzerte regelmäßig auf und erlosch.

Ohne zu wissen, warum, gingen sie dreimal die Burgmauer entlang, vom Laternenschein ins Dunkel und zur neuen Laterne. Grade in der Mitte des Weges blieben sie jedesmal stehen, als wollten sie die Dunkelheit auskosten.

„Da unten spielen sie Tennis," sagte Karstens endlich, wie geistesabwesend.

Drunten im Burggraben sah man weiße Vierecke auf den Boden hingezogen.

„So? Spielen sie da?" erwiderte Hedwig.

Sie lehnten nun über der Brüstung dicht neben einander. Da legte er seinen Arm um ihre Taille und preßte sie an sich. Dann beugte er sich weit hinab, wandte den Kopf zurück, und so, gleichsam aus der dunkeln Tiefe herauf ihren Lippen begegnend, küßte er sie.

Er war selbst ganz erstaunt, als er es that. Als er aber in ihre nahen, zärtlichen Augen sah, verstand er, daß sie ihm gehörte.

„Du Feine, Kühlende!“ sagte er inbrünstig.

Dann erhoben sie sich und gingen, soweit die Dunkelheit reichte. Ihre Hände verließen sich nicht mehr.

„Ist es denn wahr, wirklich wahr?“ flüsterte er gequält und heftig.

Sie nickte.

„O Du! Ich habe ja noch nie — Wenn man immer nur das eine Ziel hat — Und ich hätte auch nie von selbst den Weg zu Dir gefunden.“

„Du hast es mir also angemerkt? Wann denn?“

„Schon in der Vorlesung und dann — Herrgott, ich habe gar nicht gewußt, daß ein Mensch den andern so glücklich machen kann. Aber jetzt — — nicht wahr? Jetzt bleibst Du mir? Ich kann ja gar nichts mehr fühlen außer Dir. Und hier — hier kann ich Dir ja überhaupt nicht sagen — —“

Seine Stimme bebte. Er war todtenblaß. Das that ihr weh.

Sie zog ihr Kämmchen aus der Tasche und fuhr ihm damit ein paarmal leise durch das dunkle, schlaffe Vorderhaar. Da wurde er ruhiger.

„Laß uns zurück,“ sagte Hedwig. „Sie suchen uns.“

Am Ufer war es jetzt übersehbar. Man fand sich schnell zusammen.

Karstens verabschiedete sich aufgeregt und steif. Er war noch immer leuchtend blaß. Frau von Fischer sah bedeutungsvoll auf Hedwig. Dann setzte man über und brachte das Fest zu Ende. —

Hedwig schlief prachtvoll die ganze Nacht hindurch. Sie war ganz ruhig und glücklich geworden.

Nach dem Kaffee am anderen Morgen behauptete sie, sie habe Briefe zu schreiben und begab sich mit ihrer Schreibmappe in den Garten. Sie wußte bestimmt, Karstens würde kommen. Sie setzte sich unter der alten Riesenkastanie nieder, die den Vordertheil des Gartens beherrschte, blickte nach der Straßenpforte und wartete. Der alte Baum schuf ihr unter seiner Wölbung ein wohl verborgnes, grüngoldnes Sommergemach, in dem ihr erst sehr freundlich zu Muthe war, dann aber die Zeit zur Pein wurde. Sie begann zu frieren vor Erwartung. Da sah sie ihn. Zögernd und kurzsichtig kam er am Gitter entlang. An der Thüre ging er noch einmal zurück. Sie erhob sich. Da kehrte er um, öffnete das Gitter und sah sie vor sich stehen.

„Wollten Sie wieder umkehren?“ fragte sie, halb neckend, halb beklommen.

Er betrachtete sie, ohne zu antworten. Endlich nahm er den Hut ab. Auf seiner Stirne glänzten große Tropfen. Das Herz zitterte ihr vor Mitleid und Angst. Ihre Zuversicht war wie weggeblasen.

„Wir können hier nicht stehen bleiben,“ sagte sie mühsam. Sie ging ihm voran und setzte sich von Neuem unter den Kastanienbaum. Er stand vor ihr. Sie sah, daß er litt. Halb schüchtern, halb verlockend streckte sie ihm die Hand hin.

„Erst lassen Sie uns besprechen,“ sagte er abwehrend.

„Besprechen? Was?“

Er setzte sich neben sie und zog an seinen Handschuhen, die ihm zu weit waren. Seine Lippen zitterten. „Es war Thorheit von mir — das gestern.

Unverantwortlich. Ich darf jetzt einfach nicht an Heirathen denken. Wie kann ich denn? Ein Mensch, der selber kaum zu essen hat," fügte er voll Bitterkeit hinzu.

Sie neigte sich ihm entgegen und gab ihm einen frischen, herzhaften Kinderkuß. „Unsinn!" sagte sie drollig. Nichts weiter. Aber sein Gesicht verklärte sich. Er lehnte seinen Kopf an ihre Schulter.

„Wirst Du denn warten wollen, Liebste? Viele, viele Jahre vielleicht, bis ich mein Buch fertig habe und eine Professur bekomme?"

Sie lachte. „Warten? Nein, ich werde thun."

Er sah sie fragend an.

„Na ja! Ich werde doch ebenfalls verdienen."

Sein Gesicht veränderte sich.

„Ist Dir das nicht recht —? daß ich einen Beruf habe?" fragte sie beklommen.

Er besann sich einen Augenblick. „Nur ungewohnt. Ich habe nie daran gedacht. Die ganze Frage liegt mir fern."

„Ein Wettlauf also!" sagte er nach einer Weile.

Es durchfuhr sie wie ein Scheltwort, und sie entgegnete hastig: „Nein, kein Wettlauf. Wir laufen zu einander. Und wo wir uns treffen, da ist das Ziel."

Er lächelte, aber sie fühlte wohl, daß er litt.

„Denke nur nicht, daß Du 'mal eine reiche Frau bekommst!" fing sie mit gezwungener Lustigkeit wieder an. „Bis jetzt ist es ja lächerlich, überhaupt davon zu sprechen. Kaum ein paar Groschen habe ich erst bekommen. Aber siehst Du, es ist doch immerhin eine Beschäftigung für mich, damit ich mir nicht so ganz unthätig vorkomme, Dir gegenüber."

Sie konnte sich nicht genug thun im Verkleinern ihrer selbst. Es kam über sie wie ein Demuthsrausch. Mitten in ihre Vertheidigung hinein kamen die Geheimräthin und Fischers und Else mit Frühstücksbutterbroten. Karstens sollte bleiben, wollte aber nicht. Hedwig begleitete ihn an die Thüre, obgleich sie wußte, Else würde sie nachher damit necken.

„Nachmittags reise ich," sagte sie leise.

Er wurde ganz blaß. „Schon? Dann sehe ich Dich nicht mehr? Das geht ja gar nicht. Das geht nicht, daß ich Dich so lange nicht haben soll. Herrgott, wenn ich Dich erst behalten könnte für immer! Warum bin ich noch nicht so weit?"

Er sah, daß sie ein „oder ich!" unterdrückte. „Wenn die Sache so wird, wie ich denke — vielleicht geben sie mir schon vorher eine Professur — noch eh' ich fertig bin, und sonst — Nicht wahr, mein Liebling, wer von uns beiden zuerst kann, heirathet den Andern. Meinst Du es so? Ist es Dir so recht?"

„Mein Lieber, Guter!" Sie war zu aufgeregt, um sprechen zu können.

„Ich komme zum Bahnhofe."

„Adieu" —

Gegen Abend reiste sie ab.

Es kamen allerhand gleichgültige Leute, um Abschied zu nehmen und ihr Bouquets zu geben. Als Ludwig Karstens erschien, hatte sie nicht einmal eine Hand frei für ihn.

Er war ganz erschrocken über die Blumen. Ihm war es überhaupt nicht eingefallen, daß er ihr zum Abschied etwas hätte bringen können. Nun verdarb er sich den letzten Augenblick damit, daß er sich darüber ärgerte. —

Die Halle'sche Reise wurde für Hedwig ein Wendepunkt. Auch äußerlich, denn auf einmal war er da, der Erfolg.

Frau von Fischer, die in der Gesellschaft ihrer Stadt eine maßgebende Persönlichkeit war, nahm sich ihrer an und führte ihr Patienten zu. Gleich bei der ersten, einer alten, vornehmen Dame, constatirte Hedwig „grünen Staar". Ein augenblicklicher Eingriff war nöthig und schaffte der alten Dame Erleichterung. Sie pries ihre Retterin allerorten. Dazu kam, daß der Halle'sche Geheimrath seinen Einfluß auf die Aerzte ausübte, so daß sie Hedwig empfahlen.

Schneller, als sie es hätte hoffen können, wurde sie genannt und gesucht. Auf Frau von Fischer's Rath nahm sie sich eine hübsche, weitläufigere Wohnung, eine bescheidene Geselligkeit stellte sich ein, sie gewann an Ruf und Geld, Alles glückte ihr.

Wenn sie Abends vor ihrem Krankenjournal saß, um die tägliche Eintragung zu machen, blätterte sie oft gedankenvoll zurück. Es war wie eine kleine Biographie, die sie da vor sich hatte. Zuerst ein paar verstreute April- und Mainotizen, Zufallspatienten, denen sie die Heilmittel noch gratis zugab, dann lange Pause. Die schematischen Augen am Rande jeder Seite schienen beängstigt ins Leere zu starren.

Dann aber, im Herbst, kamen sie anmarschirt, die pompösen Ziffern. Sie stehen da wie tapfere kleine Soldaten, die in Reih' und Glied vorwärts stürmen. Und über jeder Seite steht eine unsichtbare Devise:

„Wer von uns beiden zuerst kann, heirathet den Andern."

Wie ein Trompetenstoß hat das sie jeden Morgen geweckt. In allen Stunden des Zweifels und der Ermattung ist es ihr ein tröstliches Erbauungslied gewesen. Und Nachts, wenn sie mit offenen Augen träumend vor sich hinlächelte, wurde es ihr zum leisen, verheißungsvollen Zwiegezwitscher nesterbauender Vögelchen.

Hedwig trug in dieser Zeit ein solch' jubelndes Kraftgefühl mit sich herum, daß sie gewiß war, die Sterne würden sich ihr geben, wenn sie danach die Arme recken möchte. Von Karstens hatte sie etwa jede Woche einen Brief. Er war nicht sehr redselig, gleichsam noch unaufgefaltet. Niemals hatte er einen Vertrauten gehabt. Er mußte sich an Mittheilen erst gewöhnen, so sehr es ihn beglückte.

Aber dennoch lebte sie mit ihm. Mit seinen Mühen, seinen Exaltationen bei der Forschung und mit seinen kargen Freuden. Ihre Liebe zu ihm wuchs immer kräftiger heran. Fast mit religiöser Andacht blickte sie hinab in die Tiefe und Lauterkeit seines Wesens, die sich überall offenbarte, und seine rührende Unbeholfenheit auf allen Wegen des Gefühls ergriff sie. Manchmal

hatte sie den Eindruck eines ernsten, heiligen Kindes, das sie zu hüten berufen war. Sie selbst war weich und spielerisch wie nie in ihrem Leben. Ihre Sprechstunde hatte sie so gelegt, daß sie ihr die tägliche Brieferwartung verkürzte. Sie wußte genau, wann die Post aus Königsberg eintreffen konnte.

In ihrem Schreibtisch bewahrte sie ein Löschblatt, das sie nur für ihre Briefe an ihn benutzte und Mittags schob sie Glas und Compottellerchen ein wenig seitwärts, um sich einzubilden, da stünde noch ein zweites Couvert für Ludwig.

Sie hatten sich nicht wiedergesehen seit Halle. Hedwig fühlte sich gebunden, und Karstens fehlte es an Geld zur Reise.

Jetzt endlich, nach mehr als einem Jahre, kam er.

Sie hatte ihr Zimmer mit blühenden Gewächsen geschmückt, alle Thüren waren geöffnet. Das hübsche neue Buffet, die Ampel, Alles sollte sich recht präsentiren.

Zuerst kam er ihr ein wenig fremd vor, als er eintrat. Sie hatte vergessen, daß er so sehr groß war. Unvermuthet fühlte sie sich befangen. Sie gab ihm still die Hand. Er blieb vor ihr stehen und sah sie fragend an. Dann erzählte er schnell und ärgerlich von Berlin. Er war beim Minister gewesen, um sich über seine Aussichten Klarheit zu schaffen. „Ich kam mir vor, als wollte ich betteln," sagte er grimmig. Das überkam sie, denn sie wußte, daß er nur für sie das Ungewohnte sich auferlegt hatte. Sie schlang beide Arme um seinen Hals und gab ihm ihre Lippen. Da redete er sanfter weiter. Der Minister hatte ihm als Ausländer keine Hoffnung machen können. Sobald eine Stelle frei würde, habe er schon mehrere Aspiranten zu bedenken.

„Na, dann heißt es eben arbeiten und zeigen, daß man was ist."

„Aber das weiß man doch schon! Du hättest nur hören sollen, wie sie in Halle von Dir sprachen!"

„Junge Leute, Menschen ohne Einfluß! Ehe ich nicht ganz klare Resultate habe — auf dem ganzen Gebiete —, kann ich nichts erwarten. Und all' das Unfertige herausgeben, nur um Lärm zu machen — das will ich einfach nicht. Ich bin eben ein unpraktischer Mensch. Nicht?"

„Ja," sagte sie selig.

Dann zeigte sie ihm alles Neue, und wie elegant es bei ihr sei. „Ich komme mir ja vor wie ein Proletarier neben Dir," sagte er scherzend. Aber sie mochte das nicht. Nachher, beim Essen, spielten sie junges Ehepaar, fütterten einander wie kleine Kinder und sprachen von „ihrem Haushalte". Sie fand ihn so entzückend, wenn er 'mal kindisch war.

Dann aber, nach Tische, kamen fortwährend Leute, die Geld brachten. Hedwig mußte aufstehen und auf ihren Visitenkarten quittiren. Sie that es verlegen und flüchtig. Sie schämte sich vor Ludwig. So, als könne er all' dieses Geld wie eine Ueberlegenheit von ihrer Seite empfinden. Sie entschuldigte sich förmlich. „Du kommst gerade zum Jahresschluß. Sonst geht's mir längst nicht so gut."

Er nickte, wollte etwas sagen und unterließ es wieder. Hedwig streichelte ihm das Haar. Es that ihr leid, daß er sich den Tag mit Grillen beschwerte. Sie hätte ihn gern da vorbeigeführt und fand nicht gleich das sichere Wort.

Es dauerte eine Weile, bis ihnen die Freude zurückkam.

Der kurze Tag ging nieder. Im Dämmer kam ein junger, hübscher Mensch und zahlte. Er sagte ein paar herzliche Worte von Dank und Sorgfalt, küßte Hedwig die Hand und ging.

„Das war ein unbequemer Kranker," sagte Hedwig; „ich mußte ihn in eine Anstalt bringen lassen. Sein ganzes Nervensystem war in Unordnung. Er hat eben immer darauf los gelebt — Was hast Du?" fragte sie erschrocken. Er legte den Arm um sie, die vor ihm stand, und preßte den Kopf an ihren Leib. „Ich wollte, ich könnte Dich erst mit mir nehmen, aus Allem heraus."

„Bist Du eifersüchtig — auf meinen Beruf?"

„Nein, nur traurig, daß Du nicht Alles von mir empfängst, Beschäftigung, Tagesinhalt, Freude."

„Tyrann!" Sie streichelte sein heißes Haar. „Und weißt Du nicht, ich thue doch nur für Dich. Damit wir recht bald heirathen können."

Er stand auf und ging im Zimmer herum. Ihr Herz begann zu klopfen vor Schreck über das, was sie gesagt hatte, und was ihn in diesem Augenblicke bestimmt schmerzen mußte. Aber sie wollte ihn so gern an das erinnern, was er zum Abschied gesagt hatte, und von dem sie immer noch zehrte: daß es gleichgültig sei, wer den Andern heirathet.

Plötzlich küßte er sie heiß.

„Und Du bist hier allein mit solchen jungen Leuten, allein in diesem hübschen Zimmer — und bist so reizend — so wunderschön!"

„Ludwig!" sagte sie bittend.

Er ließ sie los. „Ich will jetzt gehen. Es ist besser."

„Nein, bleibe noch. Wir haben uns so selten. Fahre Nachts. Willst Du?"

Er sah von ihr weg. „Ich kann nicht, Hedwig! Ich halte das nicht aus. Nein, laß mich fort."

„Ja, ja, geh," sagte sie leise. —

Sie fühlte das Fremde, Gewaltsame in ihm, gegen das er sich wehrte. Und sie wollte ihm gerne helfen.

Auch gegen sie selber.

Aber dieser Besuch hinterließ ihr eine unbestimmte Traurigkeit. Irgend etwas stand gegen sie auf und drohte ihr entgegen.

Im Laufe der nächsten Wochen schrieb Karstens selten. Es war etwas Verhetztes in seinen Briefen. Ab und zu eine mißtrauische Frage, als könne Hedwig bei ihrem beständigen Vorwärts eines Tages ihn verlassen, an ihm vorübergehen. In seiner Arbeit erlebte er gleichfalls Enttäuschungen. Seine Hypothese bewährte sich nicht überall, wichtige Resultate verschleierten sich. Und doch war er seiner Behauptungen gewiß!

Er arbeitete unsinnig, schlief wenig und aß nur das Nöthigste. Manchmal war er wie verzweifelt vor Sehnsucht und vor Gram, daß er nicht zum Ziele kommen konnte.

Hedwig sorgte sich bitterlich. Nur in großen Pausen erhielt sie Nachricht und auf ihre Briefe Erwiderung. Gegen das Frühjahr zu fühlte sie, wie er ihr langsam entglitt.

Im Mai schrieb er ihr: „Dieser Zwischenzustand verzehrt mich. Ich kann nicht fruchtbar arbeiten dabei. Ich bitte Dich, laß uns eine Weile ruhen von einander. Sobald ich eine Aussicht sehe, zu heirathen, hole ich Dich mir."

Da verstummte sie. Geduldig ging sie in ihrem Berufe weiter. — Aber das ewige Warten und Hoffen rieb sie auf. Sie fühlte sich altern. Nicht einmal die pompösen Zahlen in ihrem Buche machten ihr noch Freude. Die Fahne, unter der sie marschirten, wehte nicht mehr; ihre Devise war verblichen.

Viele, viele Briefe hat sie an ihn geschrieben damals. Das Geheimfach ihres Schreibtisches ist ganz gefüllt davon — denn sie hat keinen einzigen abgesendet. Sie wagte es nicht. Jeder dieser Briefe sagt dasselbe. In zärtlichen, offenen Worten und in vorsichtig gewundenen. Schmeichelnd, fordernd, überredend, überlistend — und manchmal nur ein Schrei. Immer das Eine hat sie geschrieben: „Komm! Ich verdiene jetzt genug, laß uns heirathen. Komm zu mir. Hier kannst Du Deine Arbeit vollenden. Ich pflege Dich. Hier hast Du Glück und Ruhe. Laß uns nicht die jungen, blühenden Jahre ungenossen verstreichen. Hier sitze ich und sehne mich zu Dir, wie Du zu mir." Aber jedesmal, wenn sie zum Schlusse kam, versagte ihr Muth. Sie fürchtete sich davor, ihm als Gebende zu erscheinen.

Ein Billet der Frau Generaldirector von Fischer machte diesem Schwanken ein unerwartetes Ende.

Die gutmüthige junge Frau schrieb:

„Mein Mann hat Deinem Karstens von einer pecuniär äußerst günstigen Stelle Mittheilung gemacht. Es wird ein Mathematiker an der großen deutschen Lebensversicherungs-Gesellschaft in Petersburg gesucht. Man will Jemanden, der beide Sprachen beherrscht. Das ist für Karstens wie geschaffen. Mit seiner Professur wäre es doch noch im weiten Felde gewesen. Nun könnt Ihr zum October schon heirathen."

Hedwig steckte nachdenklich den Brief in sein Couvert zurück.

Und auf einmal befiel sie ein Schreck.

Ludwig wird doch nicht zusagen? Ihretwegen? Sie sind ja beide so müde des Wartens.

Aber das wäre Vernichtung für ihn. Unlustiges Bureautagewerk! Keine Zeit zu haben für eigene Arbeiten!

Wenn sie doch jetzt bei ihm wäre, um ihn vor solchen Entschlüssen zu schützen!

Einen Augenblick denkt sie wieder an Schreiben. Dann aber rafft sie all' ihren Muth zusammen. Sie wird reisen. Nach Königsberg, zu Karstens.

Glücklich, als habe sie sich selbst ein Geschenk gemacht, trifft sie ihre Vorbereitungen.

Abends fährt sie ab.

Die Nacht verging ihr wie eine einzige Stunde. Sie bildete sich ein, sehr ruhig zu sein, aber es war nur die übergroße Aufregung, die alles Nebensächliche erdrückte.

In Königsberg begab sie sich, nah am Bahnhofe, in ein Hotel, schrieb ein paar Zeilen, in denen sie kurz ihre Ankunft meldete, und schickte sie an Karstens.

Sie erhielt sehr schnell die Antwort: „Ich komme um ein Uhr, nach der Vorlesung.“ Da brach sie in Weinen aus. Die Spannung hatte nachgelassen. Sie konnte nicht mehr. Ueber eine Stunde mußte sie noch warten. Sie legte sich auf das Sopha, las eine unterwegs gekaufte Zeitung und strich dabei unbewußt beständig zwischen ihren Brauen hin und her, da, wo sich leicht ein kleines Fältchen bildete, wenn sie abgespannt war. ‚Wie ruhig ich bin,‘ dachte sie wieder, ‚ganz kaltblütig, beinahe berechnend. Und ich lese da, als wäre dies ein Tag wie jeder andere. ‚Lohnbewegung der Tapezierer — Reichstagsersatzwahl‘ — — Und dann wird sie ihm sagen: „Warum sollen wir unsere jungen, blühenden Jahre“ — ‚Bezirksarzt Medicinalrath Dr. Spemer ist spurlos verschwunden‘ — „Warum sollen wir unsere jungen, blühenden Jahre“ — Und dann wird er sagen — — —

Sie fühlte sich plötzlich von einer tödtlichen Angst ergriffen. Wenn er sie nun gar nicht mehr liebte?

Sie liest seinen lakonischen Bescheid noch einmal. Kein „Du“ und kein Wort, daß er sich freut.

Wenn er sie nun schon ganz abgethan hat?

Was fängt sie an? Gott, Gott, was fängt sie an?

Sie muß wieder abreisen. Gleich. Sie beginnt, ihre Etuis und Cartons wieder einzupacken. Sie hatte sich so schön machen wollen für ihn!

Da klopft es; Karstens tritt herein.

In der ersten Ueberraschung lächeln sie beide einander an, als wäre nun Alles gut.

Dieses Lächeln des Wohlgefallens, auf dem sie ihn ertappte, beruhigt Hedwig. Karstens mag Aehnliches durchmachen. „Ich glaubte schon, Du seist gekommen, um zu lösen,“ sagt er erleichtert. Sie schüttelt nur den Kopf. Wie elend er aussieht! Ihre Blicke gehen angstvoll über sein eingefallenes Gesicht.

Sie stehen immer noch zwischen Thür und Angel. Nun tritt sie ins Zimmer zurück und macht eine Bewegung, die ihn bittet, einzutreten. Er bleibt auf der Schwelle stehen. Sie sieht, daß er sich gegen sie verhärtet. Aber jetzt fühlt sie sich stark. Sie will siegen.

„Guten Tag,“ sagt sie lächelnd und gibt ihm die Hand. „Weißt Du, daß wir uns noch gar nicht guten Tag gesagt haben?“

Schweigend und mit kurzem, ablehnendem Drucke preßt er ihre Finger zusammen. Dann beginnt er rastlos im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie sitzt auf dem Fenstersessel unbeachtet.

Es roch nach Teppich und Gas da drinnen. Wie sie ihm mit den Augen nachwanderte, empfand sie erst die Trivialität dieser Umgebung mit ihrem steifen Möbelarrangement, den künstlichen Blumen in den Vasen und den symmetrisch geordneten rothen Reisebüchern auf dem Tisch. Sie hatte das unklare Gefühl, alle diese Banalität stünde gegen sie auf als ein Feind.

Sie erhob sich. „Wollen wir ein wenig gehen?“

„Ja, Du hast Recht. Hier erstickt man noch ganz.“

Auf der Straße schritten sie still neben einander und blickten in sich hinein. Die lange, hügelige Straße war erfüllt vom Geräusch der Lastwagen und dem

Gedudel zweier Leierkasten, die sich gegenseitig überlärmten. Die Sonne stand gerade über ihnen, daß sie ihren eigenen Schatten zwischen den Füßen hatten. Hier und da, wenn sich eines der tiefen, alten Häuser plötzlich öffnete, strömte eine kellerartige Kühle auf sie ein. Sie gingen am Schloß vorbei, Karstens erklärte das alte Gebäude sammt seinen Neubauten, und Hedwig hörte zu, als sei sie eigens dazu hergekommen, das zu erfahren.

„Wohin gehen wir?" fragte sie endlich müde. „Man kommt sich so heimathlos vor bei diesem zwecklosen Umherlaufen."

„Wollen wir vielleicht in eine Gartenwirthschaft?" fragte er unbehülflich. „Du wirst hungrig sein?"

„Ich kann nicht essen." Sie las den Straßennamen. „Aber da sind wir ja bei Dir, in Deiner Straße."

„Ja, da oben wohne ich."

„Laß mich Deine Stube sehen. Das möchte ich so gern. Sehen, wo Du lebst. Ja?"

Er blieb unentschlossen einen Augenblick stehen.

„Willst Du wirklich? Aber ist das nicht —"

„Unschicklich? Wahrscheinlich. Aber Du und ich — sollen wir bei jeder unsrer Handlungen die ganze öffentliche Meinung um Erlaubniß fragen?"

Mit wieder gewonnener Elasticität steigt sie die hochstufigen Treppen hinauf.

Es ist eine einfache, rührende Stube mit zusammengekauften Möbeln von gestrichenem Tannenholz. Ueberall Bücher. Ein alter, großer Lederstuhl, ein abgetretener Teppich, kaum größer als der Tisch. Am Fenster der Schreibtisch. Ueber dem Roßhaarsopha ein Medaillon von Gauß und das Bild seines eigenen Vaters.

„Es ist freilich nicht so schön wie bei Dir."

„Ich finde es wunderschön," sagte sie ernsthaft. „Kein Zimmer könnte mir lieber sein!"

Er steht noch immer mitten in der Stube, geschlossen und hart.

Sie sieht ihn bittend an. „Sei doch nicht so."

In seinem Gesicht beginnt es zu zucken.

„Freust Du Dich, daß ich da bin?"

Gegen seinen Willen lächelt er. „Vielleicht wäre es mitleidiger, Du wärest nicht gekommen."

„Warum?"

Er preßt seine beiden Hände in einander. Und da bricht es wie ein Schrei aus ihm heraus:

„Du reißest ja an mir. Du reißt an mir! Begreifst Du nicht? Ich bin kein Mensch, der nebenbei lieben kann. Zur Erholung! Dazu bin ich zu schwerblütig. Und Alles dies noch einmal durchmachen — Du weißt ja nicht. Zwischen allen Zeilen Dein Gesicht! Zu jeder Thüre kamst Du herein. Da am Schreibtisch hast Du immer gesessen und mir die Blätter verwirrt. Und Nachts — ich wurde ja verrückt von alle dem. Da schrieb ich's Dir dann. Ich konnte nicht mehr. Wie eine brennende Leere lag es in

meinem Hirn und hinderte mich an der Arbeit — und die Arbeit ist ja doch der einzige Weg zu Dir."

„Der einzige?"

„Der einzige für mich. Ja."

Er sprach ihr von der Petersburger Stelle. Verächtlich, wie abgethan. „Aber es war eine große Versuchung, Hedwig. Begreifst Du nun, daß Du an mir reißest?"

„Das will ich ja, mein armer Schatz!" sagt sie zärtlich, bis ins Innerste erschüttert, aber unbeirrt in ihrem Entschluß. „Das will ich. Dazu bin ich gekommen. Alles abreißen. Alle überflüssigen Bedenken, in die Du Dich einhüllst."

Er wird dunkelroth. Er hat sie verstanden.

„Ein Mann, der geachtet bleiben will vor sich selbst und Anderen, darf sich nicht von seiner Frau erhalten lassen," sagt er hart.

„Aber das sind Vorurtheile!"

„Gut, nenn' es so. Aber es gibt Vorurtheile, die man nicht abwerfen darf, ohne sich selbst aufzugeben. Sie sind ein Bestandtheil unsrer Existenz geworden, uns in Fleisch und Blut übergegangen, wir können sie nicht nach Gefallen ablegen, um uns zu erleichtern."

Sie hätte jetzt, anstatt zu disputiren, lieber seinen dunkeln Kopf in ihre beiden Hände genommen und ihm das leidvolle Gesicht froh geküßt. Aber sie fürchtete sich davor, ihn zu verscheuchen.

„Wenn ich nun eine reiche Erbin wäre —" fing sie wieder an.

„Eine reiche Erbin?" wiederholte er zerstreut, mit ihrer Gegenwart beschäftigt. „Das wäre dann nicht Dein Verdienst."

„Und dafür soll ich leiden, daß ich Geschick — oder Glück beweise?"

„Sophistin," sagt er mit müder Zärtlichkeit. Dann aus einer tiefen Versunkenheit sich aufraffend, beginnt er scheinbar bedächtig, dann aber in bittere, höhnende Heftigkeit ausbrechend: „Eine Erbin heirathen, ja, das kann man. Sie gibt das Geld, der Mann gibt ihr die Stellung und den Frauentitel. Denn wenn ich sagte ‚erhalten', so meinte ich damit nicht nur durch Geld. Ich meinte, daß ein solcher Mann weder in bürgerlicher noch intellectueller Beziehung als Hausvorstand betrachtet werden kann, daß er einfach Alles durch die Frau erhält. So, wie es bei uns sein würde. Denn ich wäre nichts als ein Luxusgeschöpf in Deinem Haushalte, ein unbequemes Hausthier, das man füttert, weil man es einmal besitzt."

„Ludwig!"

„Verzeih," sagt er weicher, „wenn ich Dir ein wenig von dem elenden Trotze gezeigt habe, an den ich mich klammern muß, um zu bestehen. Du siehst, ich habe kein Talent zum Pagen. Und so muß ich Dir wiederholen: Du hast Dir Alles bereits selbst erworben, was ich Dir geben könnte, Du brauchst den Frauentitel nicht mehr hinzu."

„Deine Frau zu sein, das brauche ich." Sie ist jetzt sehr nahe zu imh getreten. Deutlich sieht sie an seinem mageren Halse die Adern klopfen und das Zittern der Lippen unter dem Schnurrbarte. Mit herabhängenden Händen

steht sie vor ihm, aber ihre Stimme schmeichelt und drängt sich an ihn heran wie umschließende Arme.

„Komm. Warum sollen wir uns quälen? Komm doch zu mir, wenn Du es fühlst wie ich, daß jede Stunde, die wir nicht zusammen leben, vergeudet ist."

Er athmet tief, fast wie ein Stöhnen.

„Siehst Du, Du wirst in Deiner Arbeit weiter kommen, besser als bisher. Denn ich pflege Dich und sorge dafür, daß Du nicht gestört wirst. Und dann, in Jahren, wenn Dein Werk beendet ist, bekommst Du Deine Professur. Nicht wahr? Inzwischen hat man doch gelebt, ist bei einander. — Glaubst Du nicht auch, daß es hübsch wird bei uns?"

„Bei Dir," sagt er heiser.

„Ludwig! Wenn Du das abthun könntest, dieses Rechnen und Abwägen. Warum muß denn der Mann der Gebende sein. Weil es bis jetzt so war? Weil es die Tradition verlangt? Befreie Dich doch. Fühlst Du nicht, daß Größe darin liegt? Wirf ab, was Dich hindert. Mach Dich frei."

Ganz sacht und schüchtern lehnt sie ihr Gesicht an seine heiße, bebende Brust.

Er legt leise den Arm um sie, wie um sie zu stützen, dann aber, mit einem seltsam schmerzlichen Aufschluchzen, preßt er sie fest an sich heran, als solle sie ersticken. Ein Regen von glühenden Küssen bedeckt ihr Haar und ihren Nacken.

„Liebe — Liebe!" Er ist wie verzweifelt.

Schritte klingen im Hause, eine Thür wird zugeschlagen, jetzt springt die seine auf. Vielleicht aus Zufall. „Es kam Jemand," sagt Karstens scheu und athemlos.

Schweigend blickte sie zu ihm auf.

„Hast Du Furcht?" flüstert er.

„Nein. Ich habe keine Furcht." Unverwandt hängt ihr Blick an seinen Augen. Ihr Gesicht ist voll Glanz und Hingebung, daß er davor fast erschrickt. Ruhig geht sie ihm nach zum Fenster, wo er steht und kämpft.

„Verdiene ich denn dies Alles?" murmelt er. Er gleitet an ihr nieder, umfaßt ihre Kniee und lehnt den Kopf an ihren Leib.

„Verdienen?" sagt sie einfach; „Du hast es eben."

Eine Weile ist es still zwischen ihnen. Dann erhebt er sich. „Ich werde Dich verdienen," sagt er mit hoher, etwas zu lauter Stimme.

„Was meinst Du?" fragte sie beklommen.

„Ich werde Dich verdienen. Ich will mich demüthigen. Zum October heirathen wir!"

„Du kommst zu mir? Also willst Du Dich doch dazu entschließen?"

Eine seltsame Angst lähmt ihre Freude.

Er küßt sie stumm. „Nun komm. Jetzt wollen wir essen gehen." —

Das kleine Diner im Gartenrestaurant verlief sehr lustig. Wenigstens behaupteten das die beiden Betheiligten gegen einander.

Karstens war fieberhaft gesprächig. Er erkundigte sich nach Hedwig's Erlebnissen, ihrer Praxis, ihren Bekannten, fragte, ob in ihren Zimmern irgend welche Veränderungen getroffen seien? Ob ihr Beruf ihr immer noch Freude mache? Ob diese Reise schon lange geplant wäre? Ob sie ihm böse gewesen wegen seines hartnäckigen Schweigens? — Alles, ohne recht die Antwort abzuwarten.

Hedwig fühlte, daß er jeder gründlicheren Erörterung auswich. Sie selbst war ganz verwirrt, weil der Sieg sie nicht froher machte. Mitten im Reden verstummte Ludwig Minuten lang. Als er es gewahrte, fing er an, doppelt lebhaft zu erzählen. Er sprach von allerlei Mißverhältnissen an der Universität. Spöttisch, gleichsam schon aus der Entfernung. Aber gerade dieses geflissentliche Verkleinern bewies, wie allzu nahe und groß er das Gemeinwesen noch empfand, aus dem er nun scheiden wollte. In Hedwig stieg eine bittere Angst auf. Würde er das je verwinden können?

Aber er sollte ja zurückkehren in seine Laufbahn. Später, wenn er die große und wichtige Arbeit vollendet hatte. Und zu der wollte sie ihm Kraft und Muße spenden. Daran mußte sie denken. Sie durfte sich nicht muthlos machen lassen durch das, was er jetzt litt. Sie mußte energisch sein für beide.

Nach dem Essen fuhren sie spazieren. Hedwig sollte das Meer sehen.

Es war sehr heiß. Vom blaßblauen Himmel fiel ein scharfer, blendender Lichtglanz, lockte alles Weiß ringsum hervor und spiegelte sich darin. Ein fader Zeuggeruch stieg aus den Wagenpolstern empor. Die Sonne stand fast gerade über ihnen.

Mit gesenkten Köpfen, die Augen im Schatten der Hutränder versteckt, fuhren sie dahin.

„Und jetzt gehörst Du mir bald ganz," sagte Ludwig leise, wie aus einer langen Gedankenreihe heraus.

„Immer schon und immer weiter," gab sie zurück. Er hatte seinen Arm leise zwischen das Polster und ihre kühle, feste Gestalt geschoben, so daß sie wie in seinen Armen ruhte. Er sah sie an, wie er sie noch nie betrachtet hatte, heiß begehrlich, daß sie sich vor ihm zusammenzog. Vor den tief herabgebeugten rothen Dächern einiger Fischerhütten stiegen sie aus. Sie wollten ein wenig gehen.

Tief durch den warmen Flugsand stapfend erklommen sie den „Scherbenberg", den der Schutt der Jahrhunderte gebildet und der Meeressand überweht hatte. Die Bewegung that ihnen wohl, trotz der Hitze. Sie kämpften sich durch bis zum Gipfel.

„Da hast Du das Meer," sagte Karstens.

Hedwig war enttäuscht. Sie hatte etwas Gewaltiges erwartet. Nun sah sie eine weite, milchgraue Fläche, die träge Blasen wälzte, wie geschmolzenes Blei.

„Es sieht so müde aus, Dein Meer!"

Karstens lächelte. „Das macht die Mittagsbeleuchtung, der weißliche Himmel. Sonne macht stumm."

Sie sah ihn von der Seite an, ob er wohl Tieferes damit meine. Auf dem Niederwege fand er plötzlich Worte.

Wie ein gewaltiger Strom ergoß es sich über sie. Alles, was er gelitten hatte, ehe er sie von sich that. Seine Sehnsucht und das Glück, das ihre Gegenwart ihm gab. „Ein solches Wunder, wie Du bist! So weich und so gefestigt; und daß Du kamst, trotz Allem!"

„Ich hatte Angst, daß wir uns sonst entgleiten würden," sagte sie schüchtern.

Er bog ihren Sonnenschirm zurück und küßte ihre Augen.

Hand in Hand stiegen sie vollends den Berg hinab.

„Beruf! Selbständigkeit!" sagte er auf einmal im Wagen. „Wenn man nur überhaupt seine Kräfte ausbaut und nützt. Warum soll man nicht das Höchste erlangen: Arbeit und Genuß, der wieder Arbeit ermöglicht?" Er sprach wie gegen eine innere Stimme.

Im kleinen Seebade, das ihr Ziel war, stiegen sie aufs Neue aus, um in einem Gartenlocale Kaffee zu trinken.

Ein junges Paar, das tiefer im Garten getafelt hatte, kam jetzt den grün umwölbten Kiesweg herab gegangen, wohlig mit den Armen schlenkernd. Vor Karstens' Tisch grüßten sie. Es war ein College von ihm, ein neugebackener Professor mit seiner Frau. Vor acht Tagen hatten sie geheirathet, ordneten noch in ihrer Wohnung und aßen deshalb außer dem Hause.

Karstens erhob sich, als er sie erkannte. Er fand, er müsse Hedwig vorstellen.

„Ihre Braut? Nein, wie reizend, daß man sie gleich kennen lernt! Wenn Sie nun heirathen, nicht wahr, dann halten wir zusammen? Dann haben Sie schon ein paar Leute, die Sie anheimeln." Die hübsche Frau strahlte von Glück und von Wohlwollen am Glücke Anderer.

„Haben Sie Aussicht? Werden Sie bald heirathen?" fragte der Professor.

Karstens machte sein abweisendes Gesicht.

„Zum October," sagte er.

„Zum October? Aber das ist ja herrlich, dann kann ich Ihnen schon ein bißchen Bescheid sagen. Auch im Haushalt. Sie haben doch gewiß nicht Zeit gefunden, sich mit solchen Dingen zu befassen? Ich denke mir das überhaupt furchtbar schwer, so einen richtigen Beruf. — Als junges Mädchen! Und so mit den Patienten! — Sind Sie nicht froh, daß das nun aufhört?"

Hedwig wurde abwechselnd roth und blaß. Sie wagte keine Aufklärung, weil Ludwig beharrlich schwieg, aber ihrer wahrhaften Natur war es eine Pein, so da zu stehen und Lügen zu schweigen.

Das Ehepaar fuhr eine Weile fort, vorauszusetzen und zu billigen. Endlich gingen sie. Hedwig sah Karstens fragend an: „Warum?"

„Sie erfahren es früh genug!"

Zärtlich und traurig bog sie sich zu ihm hinüber.

„Schämst Du Dich vor ihnen?"

Er faßte schweigend ihre Hand und hielt sie in der seinen. Da brach sie in Thränen aus. Hinter dem vorgespannten Sonnenschirmchen trocknete

sie sich die Augen. Er regte sich nicht. Mit starren Augen sah er vor sich hin. Der Löffel zitterte in seiner Hand. Ein paarmal zog er die Luft ein, als ob er etwas sagen wollte. Aber dann schwieg er wieder.

Früher als nöthig brachte Karstens sie zur Bahn.

Sie waren beide todmüde und so still, als hätten sie sich nichts mehr zu sagen.

Am Bahnhof begann Karstens sogleich über Hedwig's Billet, Gepäck und sonstige Reisenothwendigkeiten zu reden. Er versorgte sie mit Erfrischungen für die Nacht und suchte ihr einen guten Platz aus.

„Wirst Du schlafen können, Hedwig?"

Sie nickte, obgleich sie wußte, sie würde dazu nicht im Stande sein. Alles in ihr klopfte und wogte.

„Diesmal ist der Abschied nicht schwer," sagte sie zuletzt mühsam, „jetzt, wo wir uns bald für immer haben werden." Das Coupé wurde geschlossen.

Ludwig trat auf das Trittbrett hinauf. „Und nun sage ich Dir Dank für Alles, was Du thust und bist. Und verzeih mir, wenn ich etwa eigenmächtig —"

„Herrgott, Ludwig!"

Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt. Karstens war noch gerade im letzten Moment abgesprungen.

Schlank und dunkel stand er auf dem weißen Perron und winkte mit einem sehr großen weißen Taschentuche. Hedwig erwiderte mit dem ihren. Sie konnte sich kaum aufrecht halten, so hatte sie sich erschreckt. Noch lange saß sie zitternd und eiskalt in der Gluth des rasselnden Wagens. Wenn er unter die Räder gerathen wäre! Immer wieder mußte sie sich das vorstellen.

Sie schließt die Augen. Aber unbarmherzig bleibt ihr das Bild vor der Phantasie, wie er blutig und verstümmelt vor ihr läge.

Und was hatte er gemeint mit seinen Abschiedsworten?

Sie fühlte sich geängstigt und verwirrt, von unklaren Gefühlen hin- und hergestoßen. Zufällig liest sie die Nummer ihres Wagens. Es ist derselbe, der sie herbrachte. Vor wenigen Stunden. Damals ist sie wie in einem Rausche hergeflogen, trotz aller Kümmernisse. Jetzt hat sie erreicht, was sie sehnsüchtig wünschte. Er kommt, er will bei ihr leben, ihr gehören, wie sie ihm. Warum weint sie nun?

Ihr gegenüber sitzen zwei stark gepuderte Damen in überaus modernen, sehr luftigen Toiletten. Beide sind noch jung und hübsch. Die Eine hat geschminkte Lippen. Sie unterhalten sich vortrefflich. Vom Theater, von Schneiderpreisen und vom Rennen. Sie posiren vor Hedwig die große Dame. Ermüdet von ihren affectirten Stimmen und dem aufdringlichen Patschuli, schließt sie wieder die Augen. Sie zwingt sich, an etwas Hübsches zu denken. An ihre künftige Lebensweise zum Beispiel. Wie soll sie es einrichten, daß Ludwig Ruhe und Behaglichkeit findet? Das Ordinationszimmer freilich, das muß sie für sich behalten, aber das Wartezimmer kann sie verlegen. Das und der Salon sollen ihm gehören. Essen können sie dann oben im Logir-

zimmer. Oder ob sie ihm lieber das als Studirstube einrichtet? Es ist ruhiger.

„Ja, und ein Glück hat's g'habt, das Nanderl," sagt die Geschminkte. „Zwei Zimmer gibt er ihr im ersten Stock und eins im Mezzanin."

„Ach, geh!"

„Ja, und glei hat sie 's Geschäft aufgebe dürfe. Er will sie halt ganz für sich."

Hedwig wird glühend roth. Es kommt ihr vor, als hielte ihr Jemand einen verzerrenden Spiegel vor. Als glichen auf einmal ihre eigenen Züge ein wenig denen des unbekannten reichen Er, der seiner Maitresse eine Wohnung einrichtet.

Wenn Ludwig selbst jemals — wenn ihm solche Vorstellung kommen könnte — das wäre furchtbar! Furchtbar!

Aber das ist ja Wahnsinn! Was haben sie beide mit all' dem Niedrigen zu thun? Sie werden sich ein neues, einziges Verhältniß schaffen. Jenseits von Geben und Nehmen! — —

Mit schönen, klingenden Worten sucht sie sich zu betäuben. Aber die Nacht ist qualvoll. Um sich in Schlaf zu zwingen, erzählt sie sich — wie man Kindern ihr Lieblingsmärchen wiederholt — die so oft durchträumte Geschichte ihrer Begegnung mit Ludwig. Von Anfang an. Das Fest, der Saal, die Wiese, die Schwedin mit ihrer Erzählung vom Hirten und dem weißen Bären — Alles.

Gegen Morgen wirren ihr Erinnerung und Sorgen ein häßliches Traumbild. Der Zug schüttert und eilt. Auf dem Wagentritt steht Ludwig. In der Hand hält er ein großes weißes Tuch. Das Tuch wird so groß, daß es ihn einhüllt wie ein weißer Pelz.

Der Zug schüttert und eilt.

Ludwig will abspringen, aber er kann nicht, der Pelz hält ihn da oben fest, er haftet am Wagen. Vergeblich zerrt er und reißt sich blutig.

Und plötzlich sind sie in Königsberg — im Kaffeegärtchen. Da liegt ein Messer auf dem Tisch — beim Kuchen — das nimmt Ludwig, und nun — ringsum Blut — und weiße, weiße Tücher, ein aufdringlicher Blumengeruch, den sie sich abzuwehren sucht.

„Das thut Ihnen gut? Gelt?" fragt eine überhelle Stimme.

Hedwig schlägt die Augen auf, die beiden Reisegefährtinnen sind mit Taschentüchern und Flacons um sie geschäftig.

Als Hedwig Morgens in ihre Zimmer trat, war's ihr, als seien es fremde, lieblose Räume. Sie hatten all' dies Letzte ja nicht miterlebt.

Auf dem Tisch stand ein Rosenstrauß.

„Von wem?" fragte sie mechanisch. Aber sie gab nicht Acht auf die Antwort. Während das Mädchen berichtete, dachte sie unaufhörlich daran, auf welche Weise man ihr das wohl sagen kann: „Ich will mich verheirathen. Mein Mann wird hier bei mir wohnen! Ich bin jetzt nicht mehr. — Von jetzt ab ist der Doctor Karstens —"

„Und ob das gnädige Fräulein Nachmittags wieder Sprechstunde hielten?"

„Um fünfe, ja, ja."

Nun sah sie das Bouquet aufmerksam an. Ein Couvertchen mit einer Karte von Frau von Fischer hing daran: „Eben kommt Karstens' Telegramm. Heute früh aufgegeben. Gratulire zu Petersburg. Ich freue mich so! Im October also Hochzeit, wozu ich mich hiermit freundlichst einlade."

Hedwig setzte sich, noch in Hut und Mantel, am Tische nieder. Sie starrte auf das Billet.

Karstens hatte also die Petersburger Stelle angenommen. Im Augenblick ihrer Abreise wußte er das schon, daher seine Abschiedsworte! Er ertrug es nicht, von ihr zu empfangen.

Unerwartet füllte sich ihr Herz mit einer starken Freude. Sie kam sich vor wie befreit. Dieses Zugeständniß war etwas Fremdes an Karstens' Art gewesen. Fremd dem Menschen, den sie bisher geliebt hatte.

Langsam begann sie, ihre Reisekleider abzulegen und ihr Haar zu ordnen.

„Aber was thu' ich denn?" sagte sie auf einmal ganz laut. Hier stand sie und genoß ihre wiedergewonnene Liebe, und dort in Königsberg sitzt jetzt dieser arme, vergrämte Mann und nimmt Abschied von seinen Idealen.

„Aber das kann er ja gar nicht! Diese Carrière verlassen, für die er so viel gehungert und geopfert hat! Sein Werk verlassen!" Sie wußte, daß er damit Alles hingäbe, was bisher sein Leben war. Um ihretwillen!

Das durfte nicht geschehen!

Mit sicherem Willen, unter strömenden Thränen, schrieb sie ihm:

„Mein Liebster!

„Ja, Du hast Recht. Du kannst die Anschauungen einer alten, reifen Cultur nicht gewaltsam von Dir abwerfen. Du müßtest daran verbluten, und mein Loos wäre es, mit Dir zu leiden.

Und nun willst Du der Gebende sein, wie es Dein cultivirter Männerstolz verlangt. Du willst die Stelle in Petersburg annehmen. Aber täusche Dich nicht, Du kannst es nicht. Dein Leben dort würde gleichfalls nichts sein als ein langer Todeskampf. Erspare uns das. Du hast unser Verhältniß zu einander einen Wettlauf genannt. Aber ich sehe nun wohl, unser Glück läßt sich nicht erstürmen. Der Sieger hätte allzu viel verloren. Du Dein Selbst und ich am Ende meine Liebe. Denn nur so, wie Du wirklich bist, stolz, herb und zäh, bist Du der Mann, dem ich mich zu eigen geben kann. Darum schreite Du ruhig voran und empor auf Deinem Wege, ich gehe weiter auf dem meinen. Geduldig will ich warten, bis Du mich holst.

Deine Hedwig."

Ohne ihn noch einmal durchzulesen, schloß sie den Brief. Lange saß sie dann und weinte. Im Spiegel, ihr gegenüber, sah sie die gebeugte, nonnenhafte, weiße Gestalt, der die schlaffen Haare über das feuchte, entfärbte Gesicht fielen. Endlich erhob sie sich schwerfällig, um sich für ihr Tagewerk vorzubereiten.

Sie war sehr müde.

Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben.

Von

Adolf Frey.

[Nachdruck untersagt.]

IV. Auf den Fährten des Jenatsch.

Als er, erst von Engelberg und dann von der Engstlenalp emporgestiegen, auf der Hochwacht des Titlis Auslug hielt, fielen dem Dichter aus der schimmernden Runde der unzähligen Firnhäupter namentlich die Bündner Schneeberge in die Augen, die sich wie eine Reihe weißer Gezelte am Horizont hinstreckten.

Zu dieser nachhaltigen Erinnerung gesellte sich im Sommer 1866 plötzlich eine Art Heimweh nach dem Lande der Grisonen, das er einst, das Ränzel auf dem Rücken, an der Seite des Vaters durchwandert, seit den Knabentagen aber nicht mehr gesehen hatte. Ein Wirthshaus in Silva Plana stand deutlich wieder vor seinem Blick, mit steinerner, geländerloser Freitreppe und einem steinernen Saal, worin der Wirth obenan zu Tische saß, patriarchalisch und wohlwollend, eher wie ein väterlicher Gastfreund als wie ein berufsmäßiger Herbergsvater.

Es drängte ihn, diese Stätte eines froh verlebten Jugendtages nach einem Vierteljahrhundert wieder aufzusuchen. Selbstverständlich sollte ihn die Schwester begleiten, wie sie zwei Jahre vorher mit ihm ins Berner Oberland gereist war und in Bönigen am Brienzer See drei genußreiche Wochen mit ihm verbracht hatte.

Es war nicht allein die reiche und mannigfaltige Landschaft Rhätiens, was ihn lockte. Jürg Jenatsch, der größte Bündner, hatte ihn seit zwei Decennien beschäftigt und sich ihm in Folge mehrerer dramatischer Gestaltungsversuche immer tiefer eingeprägt, so daß er nun vor allen übrigen dichterischen Figuren in dem Augenblick entschieden vor die Seele des Poeten trat, wo dieser aus dem Erfolge der zwanzig Balladen [1]) Muth und Vertrauen gewann, sich größerer Dinge und Schöpfungen zu unterfangen.

[1]) 1864 erschienen.

So machte er sich mit dem Vorsatz auf, während seiner Wanderungen im Engadin und der Enden Acht zu haben auf den räthselhaften Krieger und Volksführer, auf die Schauplätze seiner leidenschaftlichen Demagogie, seiner heldenhaften Gefechte und Streifzüge, seiner heimlichen diplomatischen Wanderungen und verdeckten Machenschaften, auf seinen schwarzen Verrath und sein blutiges Ende.

An einem klaren Sommerabend fuhr er mit der Schwester den Zürichsee hinauf und setzte sich in Rapperswil in die Eisenbahn. Es dämmerte bereits, als sie Uznach erreichten, wo im letzten Tagesschein mit ihren Rößlein die Boten aus der Innerschweiz standen. Um 11 Uhr in Chur angelangt, verzehrten sie ihr Abendbrot unter einer Weinlaube hinter der Post, wo es von Soldaten und Bürgern lebhaft herging und ihnen schon das romanische Idiom entgegenklang, und fuhren dann um Mitternacht in das mondbeschienene Land hinein, über Churwalden nach Tiefenkastell, um dessen stille Kirche die Bergwasser rauschten. Zuweilen schlafend, zuweilen verträumt den Wandel der Sterne betrachtend, erreichten sie, als diese verblichen, die Ortschaft Mühlen; von hier fuhr der Postwagen immer langsamer den einsamen steilen Weg, auf welchen da oder dort vom Berghang ein Burgstall herniederwinkte, bis sie endlich die Höhe des Juliers erreichten mit seinem Seelein, den schimmernden Gletscherzungen und den zwei gebrochenen Säulen, in deren Nähe bergamesker Hirten die Schafe weideten, ganz wie es im Eingang zum „Jenatsch" geschildert ist. Dann trug sie die Post rasch abwärts ins Engadin, so daß sie in Silva Plana anlangten, ehe sie sich's versahen.

Die Geschwister stiegen aus, ihr Gepäck wurde auf die Straße abgeladen, die Pferde zogen an und trabten weiter. Die Reisenden standen eine Weile unschlüssig da, denn das alte Wirthshaus, in dem Conrad mit dem Vater Einkehr gehalten, war vom Erdboden verschwunden, und an seiner Stelle erhob sich ein noch ziemlich unvollendeter Neubau, mit seinem Gebälk nicht eben von gastlichem und einladendem Aussehen. Als aber die Wirthin heraustrat und einfaches Essen sowie gute Unterkunft in einem nahen Hause verhieß, waren sie es zufrieden und zogen bei einem Förster Namens Rizaporta ein, in dessen einfachen Zimmern außer der Bettstatt und dem Tisch mit der Schieferplatte und den gewundenen, durch ein Kreuz verbundenen Füßen sich noch einige Holzstühle vorfanden; auf diesem Tisch nahmen sie ihre Mahlzeiten ein, wobei es, früh oder spät, nie an herrlicher Milch, Mittags und Abends nie an dunklem Veltliner, sowie an geräuchertem und an der Luft gedörrtem Fleisch mangelte. Zuweilen wurde Betsy noch ein besonderer Genuß zu Theil: zwei alte Weiblein, die in der Stube nebenan hausten, gönnten sich mitunter, wenn sie Nachts nicht schlafen konnten, ein Schnäpslein als Herzstärkung und Schlummertrunk, dessen würziger Geist verstohlen durch die dünne Wand duftete, das nächtliche Geheimniß verrathend. Sie für ihr Theil hielt es freilich mit der Milch und dem krystallenen Wasser, das vor dem Hause mächtig aus der Röhre schoß.

Jeder Tag, soweit es das Wetter gestattete, brachte Ausflüge in die nahen Arvenwälder und in die Alpenrosen; auch den Piz Surlei, der ihnen in die

Fenster strahlte, bestiegen sie. Mehrmals wanderten sie in das unweit von Silva Plana gelegene Fexthal, das „fern der Welt, dem Himmel nahe" ist: dort stand „die Bank des Alten", dort blitzen am Firmament die sieben Silberspitzen, hinter denen „Schneewittchen" den Zwergen die Wirthschaft führt. Sie stiegen auch zum buchtigen, düstern Caveloschsee hinauf, der, wie es im „Jenatsch" heißt, in eine „überall, überall sich zudrängende Wildniß dunkelroth blühender Alpenrosen versenkt ist wie in ein blutiges Tuch"; sie sahen, gegen den Ausgang des Thalgrundes, aus einem glänzenden Schneefeld röthliche Klippen und Pyramiden hervorstechen, noch weiter südwärts eine hochgethürmte, dunkle Gebirgsmasse, den Monte della disgrazia, von den Veltlinern Monte dei guai, Berg des Wehs benannt; sie sahen den im Zickzack zum Murettopaß sich emporwindenden Pfad, den Heinrich Waser beschreitet, um drüben im Veltlin seinen Jugendfreund Jenatsch heimzusuchen.

Das von Alpenrosen überwucherte Seegestade wie den unheimlichen Berg mit dem schwermüthigen Namen hielt der Dichter später, jedes für sich, in Gedichten fest. Er schrieb beide im Jahre 1871, verwarf aber beide, das eine, soweit ersichtlich, schon nach dem ersten, nie wieder aufgenommenen Entwurf; das zweite legte er im Erstdruck des „Jenatsch", wie er in der Zeitschrift „Die Literatur" erschien, der Lucretia Planta in den Mund, tilgte es jedoch in der Buchausgabe; nur zwei Zeilen behielt er davon, die er als Anfang des Gedichtes „Vision" verwendete.

Das rothe Thal.

Auf Felsenstufen stieg einmal
Ich in ein abgelegnes Thal
Das vollgedrängt bis an den Rand
Von blüh'nden Alpenrosen stand.

Das ganze Thal war roth wie Blut:
Da dacht' ich Dein in Liebesgluth;
Doch länger schauend in das Roth
Gedacht' ich an den jähen Tod.

„Ein altes, seltsames Lied fiel ihr ein, das sie meinte in ihrer Kindheit mit Jürg gesungen zu haben; sie sagte es leise vor sich hin." („Die Literatur", S. 816):

Als ich einst in jungen Jahren
Nach Italia bin gefahren,
Wo die Lüfte gehn gelind,
Sah den dunklen Berg der Klagen
Hoch am blauen Himmel ragen
Ich, ein heimathloses Kind.

Lang' war mir der Berg verschwunden,
Ruhig flossen meine Stunden,
Ohne daß mir Leid geschah —
Aber jüngst, als ich verirrt war,
Wo kein Jäger und kein Hirt war,
Stand er plötzlich wieder nah.

Und nun muß ich Arme schauen
Immerdar den Berg mit Grauen
Der mir ganz den Himmel raubt —
Allwärts blickt er mir entgegen,
Ueber allen meinen Wegen
Droht er mir mit dunklem Haupt.

Eines Morgens, nachdem sie ihre Wanderungen auszudehnen beschlossen hatten, fuhren Conrad und Betsy in der Chaise des Wirths und von dessen ältestem Buben geführt über die Maloja. Dann schickten sie ihn mit Roß und Wagen nach Castasegna voraus, Willens, das Schloß des Barons Castelmur

zu besehen, der, wie so mancher seiner Landsleute, als Zuckerbäcker sein Glück in der Fremde gemacht und hernach, zu Sommeraufenthalten in die Heimath zurückkehrend, das Ahnenschloß wieder aufgebaut und u. A. mit einem schönen Gemälde Deschwanden's, „Die Seligen", geschmückt hatte. Hierauf schlugen sie den Weg nach Soglio ein, einen Fußpfad, der längs der Berghalde immer steiler und einsamer in die steigende Sonnengluth emporführte, nur belebt von den vorüberhuschenden Eidechsen, welche der Dichter von jeher gerne sah. Auf einmal, um einen Felsen herumgekommen, erblickten sie eine in eine Felsenspalte geschmiegte Reihe von Palästen, die sie bald erreichten.

Der Ort, Soglio, war wie ausgestorben, da Jung und Alt, der Heuernte obliegend, mit Sense und Rechen auf den Wiesen hantirte. Conrad und Betsy betraten, mit einer Empfehlung an die Eigenthümer ausgerüstet, den alten Palast der Brüder Giovanoli, die als Zuckerbäcker in Berlin vermöglich geworden, und gelangten über breite, harzig duftende Arventreppen in einen stillen, kühlen Saal. Ein schöner, alter Mann mit grauem Bart, gemessen und ruhig nach Bündner Art, schritt ihnen vom Pulte weg entgegen, wo er in einer Uebersetzung des Plato gelesen. Das war einer der beiden zuckerbäckerlichen Brüder, der nun den Gästen ein einfaches Mittagessen auftischte, sie selber bediente und dann freundlich im Hause herumführte, um ihnen dessen Sehenswürdigkeiten zu weisen.

Wunderlich berührte sie der Anblick der stillen, halbzerfallenen Paläste, denen überdies ein Felssturz Verderben drohte, das Gras, das zwischen dem Pflaster des Hofes hervordrang, die stolze, alte Pforte, zu deren linker und rechter Seite in der Mauer ein massiver Ring hing, ob zum Festbinden der Pferde oder, in früheren Jahrhunderten, als Fackelhalter, wußten die Wanderer nicht zu entscheiden. Recht im Widerspruch zu der vergänglichen Menschenherrlichkeit warf der gewaltige Bondascagletscher seinen ungebrochenen Glanz aus der Höhe über den Thalgrund.

Hinter dem großen Hause klomm ein verwilderter Garten mit verwachsenen, im Geschmack der Rococozeit geschnittenen Taxuswänden und mit verwitterten Statuen den steilen Berghang hinan, seltsam abstechend von dem vollen, ungehemmten Wuchs der übrigen Gärten Soglio's, in denen Arve und Edelkastanie neben einander gedeihen, ein Schauspiel, das diese Landschaft insofern im Großen wiederholt, als von der Maloja herunter dunkle Tannen und Arven zur Tiefe rücken, während ihnen von Castasegna herauf die edle Kastanie entgegengrünt.

Der Dichter verwerthete diesen landschaftlichen Reiz in dem Gedicht „Die Schlacht der Bäume", wobei er zur Steigerung des Contrastes die in dieser Gegend allerdings auch wachsende Rebe an die Stelle der Kastanie setzte und, um einen greifbaren Mittelpunkt und zugleich eine deutliche Abgrenzung der beiden Gebiete zu gewinnen, einen alten Sarazenenthurm erdachte:

> Hier am Sarazenenthurme,
> Der die Straße hielt geschlossen,
> Ist in manchem wilden Sturme
> Deutsch und welsches Blut geflossen . . .

Arvbaum ist der deutschen Lande
Bannerherr, der düster-kühne,
Ueppig Volk der Sommerlande,
Rebe führt's, die sonniggrüne.

Ohne Schild- und Schwertgeklirre,
Ohne der Trommete Schmettern
Kämpfen in der Felsenirre
Hier die Nadeln mit den Blättern.

Die nach Castasegna hinab und dann nach Bondo hinauf Gewanderten nahm hier das Fuhrwerk wieder in Empfang. In dunkler Nacht auf der Malojahöhe wieder angelangt, empfanden sie nach der schwülen Gluth der Tiefe die kalte, vom nahen Schnee herwehende Luft und den Nebel, so daß ihnen ein wärmender Reisetrunk angezeigt schien. Als der Wirth, der diesen brachte, mit einem brennenden Kienspan aus dem Hause trat, funkelte der Veltliner in seinem Scheine wie Rubin; den Eindruck, den diese ganze Scene dem Dichter machte, gab er wieder in der Reise des Herrn Waser, da, wo er ihm statt der erbetenen Unterkunft im Malojahospiz nur einen Becher Weins zu Theil werden läßt.

In Begleitschaft der Schwester that sich Meyer annähernd eine Woche im Unter-Engadin um, überall den historischen Stätten nachspürend und allenthalben aufmerksam, wenn aus dem Wappen eines alten Herrenhauses die Bärenpratze der Planta oder die Weide der Salis herabwinkte.

Die Besichtigung des Veltlins, des für seinen Helden bedeutsamen Schauplatzes, gedachte er mit der Heimreise zu verknüpfen, nachdem der Waffenstillstand zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen und das Grenzland wieder ruhiger geworden war. Denn nicht nur auf dem Meer und in der lombardischen Ebene, auch im Hochland, nahe der Schweizergrenze, hatten Oesterreich und Italien, der Bundesgenosse des siegreichen Preußenkönigs, die Waffen wider einander gewendet; und der weltgeschichtliche Krieg spülte eine kleine, unblutige Welle selbst nach dem entlegenen Silva Plana hinauf. Eines Tages nämlich rückte zur Deckung der unweit gelegenen Grenze eine Abtheilung schweizerischer Artillerie ein, deren Officier unvermuthet auf den Dichter und seine Schwester zuschritt, um ihnen als guter Zürcher Bekannter die Hand zu schütteln. Die Mannschaft, gerade unter den Fenstern des Rizaportahauses campirend, erhielt am nächsten Morgen auf dem nämlichen Platze ihren Wein aus den Händen einer Schwester des Försters, bei dem die Geschwister wohnten, einer schwarzhaarigen, hochgewachsenen und stolzen, aber einfachen Bündnerin, wie sie dem Dichter für seine Lucretia etwa vorgeschwebt haben kann.

Später, als man die Truppen von der Grenze zurückzog, erhob auf derselben Stelle ein Haufe Scharfschützen romanischer und deutscher Zunge einen Tumult in dem Augenblick, da sie ihren Sold gewärtigten, der in großen Holzbecken auf einem Tisch zur Seite bereit stand. Mit hitzigen Worten und Gebärden vor den Tisch tretend, wandten sich die aufgeregten Männer drohend gegeneinander, so daß die mächtigen Federbüsche ihrer Hüte, wie sie damals

die Scharfschützen trugen, hin- und herwallten. Die Officiere redeten ruhig und beschwichtigend dazwischen und führten Eintracht und Stille bald herbei. An dieses Vorkommniß mag Meyer gedacht haben, als Jenatsch sich den Bündnerführern für die Summe verbürgt, die ihnen der Herzog Rohan schuldet.

Mit Fritz, dem Knechte des Wirthes und Posthalters, der sie ins Unter-Engadin und zurück geführt und dabei samt seinem Pferde Hans die Probe wohl bestanden hatte, brachen die Reisenden eines Morgens nach Pontresina auf und fuhren über die Bernina ins Puschlav. Als sie den Paß hinter sich ließen, überströmte den Dichter mit aller Macht das alte Heimweh nach Italien, dessen Himmel und Schönheit er nie vergessen konnte. Dieses Verlangen nach dem südlichen Wunderlande drängte er später in die schönen Strophen zusammen, in denen er La Röse, die erste Station auf der Südseite des Berninapasses, besingt, wobei seine vorgreifende Reisesehnsucht das kahle Berghaus mit den Rosen und Reben der blühenden Tiefe schmückte, welcher er entgegen eilte:

Mit flachem Dach ein Säulenhaus,
Das erste welsche Bildniß,
Schaut Röse, weinumwunden, aus
Erstarrter Felsenwildniß . . .
Nun, Herz, beginnt die Wonnezeit
Auf Wegen und auf Stegen!
Mir kommt ein Hauch von Ueppigkeit
Und ew'gem Lenz entgegen.

Nachdem sie in La Prese genächtigt, machten sie am zweiten Tage zeitig Station in dem berühmten, oberhalb Tirano gelegenen Wallfahrtsorte Madonna di Tirano, um dem Pferde, das ordentlich in den Strängen gelegen, die benöthigte Ruhe zu gönnen.

Die Unordnung und der allenthalben starrende Schmutz verhießen übles Quartier und bedenkliche Mahlzeiten, und diese Verheißung ging in Erfüllung. Zwar die Wirthin war eine feine Schönheit und voll Begeisterung für die sacrosanta causa della patria; aber die von ihr aufgetischte Suppe war grau anzusehen und schmeckte übel. Das Zimmer, darin Betsy schlief, gab ihr wenig nach: Betsy band die Thüre zu, weil sie das verlotterte und verrostete Schloß nicht schließen konnte, während sie Fenster und Laden offen lassen mußte, da ein mit seinen großen Blättern hereingewachsener Feigenbaum sich in die Füllung drängte. Das üppige Geäst und Blätterwerk seines Abbildes sperrt den Fensterladen, den Herr Waser im Pfarrhause zu Berbenn aufstößt.

Am nächsten Morgen besuchten sie die Kirche in Madonna. Gleich den übrigen Anwesenden, lauter Einheimischen, stellten sie sich um ein Paar, das eben getraut wurde, in den Ring: „E fatto! e sacrificata!“ flüsterten die Weiber, mitleidig auf die armselige, gedrückte Braut blickend, die den Sohn des Küsters heirathete. Hernach betrachteten sie in Tiano einige der hübschen Paläste der Salis, Visconti und Anderer, getrauten sich jedoch wegen des überall herrschenden Unrathes nicht, den Fuß in ein Wirthshaus zu setzen.

Es wurde ihnen freier um Stirn und Brust, als sie, die Reise landaufwärts ausdehnend, Bormio entgegenfuhren. Hier wich der lastende Sumpfbrodem einem frischeren Hauch, in welchem durchschnittlich kräftige und zuweilen schöne Menschen gediehen, wogegen sie drunten in Tirano auf Schritt und Tritt auf Cretins gestoßen waren.

Wegen des noch nicht völlig verrauschten Kriegslärms verweilten in den Bädern zu Bormio nur zwei Kurgäste, ein Schweizer, Namens Gilli, nebst seiner Tochter, beide aufrichtig froh über das Erscheinen der Landsleute, weil ihnen die vorhandene Gesellschaft nur mäßig behagte. Da saß nämlich eine lange Tafel voll italienischer Officiere, meistens Garibaldianer, präsidirt von einem ehrwürdigen, gleichfalls in eine rothe Bluse gehüllten Oberst, wie es denn allenthalben von diesen Rothhemden schimmerte.

Die Kriegsleute kamen den beiden Damen galant entgegen und credenzten ihnen von dem feinen Veltliner, der am Officierstische floß. Sonst waren die Italiener auf die Schweizer nicht eben gut zu sprechen. Von den Oesterreichern mit blutigen Köpfen vom Stilfser Joch heruntergejagt und aus Bormio, das sie gleich dem übrigen Veltlin seit der Waffenruhe wieder innehatten, verscheucht, beschuldigten sie die Schweizer, die in einem nahen Seitenthälchen unweit Santa Maria lagerten, den Feind durchgelassen zu haben, und was dergleichen thörichte Fabeleien mehr waren, woran sie indessen hartnäckig festhielten, ohne zu überlegen, daß ihnen lediglich die eigene militärische Unzulänglichkeit die Schlappe zugezogen hatte. Da der Knecht Fritz, der die Grenzbesetzung als Scharfschütze mitgemacht hatte, über seinen Schweizernamen nicht minder eifersüchtig wachte als über seinen Gaul, so drohte fortwährend ein kleines Gewitter am Reisehimmel, zumal der aus gesundem, aber etwas derbem Holz geschnitzte Bursche mit seiner Abneigung gegen die Welschen nicht hinter dem Berge hielt.

Nachdem sie einen Ausflug gegen das Thal Fraele unternommen, das Meyer als den Ort eines glänzenden Sieges des Herzogs Rohan wenigstens aus der Ferne zu sehen wünschte, fuhren die Geschwister aufs Stilfser Joch hinauf, begleitet von Fräulein Gilli, welche die Reisegelegenheit mit Freuden ergriff. Unterwegs schloß sich ein italienischer Major an, der die seit dem Friedensschluß wieder bis zur Jochhöhe stationirten Truppen schon längst hätte inspiciren sollen, aber erst jetzt Anlaß dazu fand, wo es in angenehmer Begleitung geschehen konnte. Die Soldaten tranken mit den Vorgesetzten in den Cantiniera auf das Wohl Italiens und Victor Emanuel's, dabei weidlich auf die Schweizer schimpfend, denen sie auch die Grenzsteine umgestürzt hatten. Fritz bezähmte seine Zunge, rächte sich jedoch durch die stricte Weigerung, den Major, dessen armseliges Pferd den beleibten Reiter thalwärts zu tragen außer Stande war, in seine Chaise aufzunehmen, so daß der Tapfere in einem kleinen Wagen nach Bormio zurückmußte. Uebrigens verabschiedete er sich am nächsten Morgen galant und freundlich, als Conrad und Betsy zur Weiterreise aufbrachen.

Auf dem Rückwege in Madonna di Tirano angelangt, vermieden sie — wie Lucretia die Locanda — das bekannte Wirthshaus, setzten sich vielmehr

in einer nahen Wiese nieder, um das vorsichtiger Weise aus Bormio mitgenommene gebratene Huhn, zu dem sie sich Brot und Wein reichen ließen, im Freien zu verzehren. Dann ging es vorwärts nach Sondrio und an Berbenn vorbei, wo Jenatsch als Pfarrer geamtet, nach Morbegno. Wegen der ungesunden Sumpfluft verzichtete der Dichter auf einen Besuch der in Ruinen liegenden Festung Fuentes, so sehr ihn danach gelüstete. In Colico trennten sie sich von Fritz, der über Chiavenna den Heimweg einschlug, und erreichten zu Schiff Bellaggio, wo sie einen mehrtägigen, wonnigen Aufenthalt genossen. Zu der leuchtenden Pracht des Himmels und der strahlenden Früchte, unter denen sich Baum und Strauch bogen, gesellte sich der Jubel der Bevölkerung; denn nun kehrten die Garibaldini nach endgültigem Friedensschluß an ihren Herd zurück, fröhlich unter den Ihrigen gehend und die Kinder auf den Armen tragend. Einen hübschen Anblick gewährten auch die Chorbüblein, die am Sonntag auf der Straße vor der Kirche ihre Hemdlein überwarfen, lustig und nichts weniger als andächtig; und aus der Kirche, durch deren Fenster und Thüre der entzückende Schmelz eines südlichen Herbsttages schimmerte, wurden die Beter mit einem glänzenden Walzer entlassen.

Die Geschwister durchquerten den See und begaben sich von Menaggio über Porlezza nach Lugano, um hier durch eine genußreich verbrachte Woche die Sommerrast im Gebirge und alle Ausflüge und Reisen des Jahres abzuschließen. Lange wirkten die schönen Bilder Luini's und die Marmorwerke Vela's in ihrer Seele nach. Bellenz und seine Felsenburgen hinter sich lassend, zogen sie durch das schöne Misox zum kleinen Sanct Bernhard empor, von da durch die Via mala nach Thusis: das ist der Weg, den Lucretia Planta mit dem befreiten Jürg Jenatsch wandert.

Uebers Jahr im Sommer (1867) suchte Meyer mit der Schwester Silva Plana von Neuem auf, so lieb und vertraut war ihm Bünden geworden. Freilich zeigte sich das Hochland vorübergehend auch von der weniger angenehmen Seite, da Anfang September plötzlich eine beträchtliche Kälte einfiel, so daß von dem Vordächlein des kleinen Hauses, worin die Geschwister diesmal Unterstand genommen, die Eiszapfen meterlang herunter hingen, die Telegraphendrähte nach St. Moritz so dick waren wie Waschseile und überall auf den Wegen die Schlitten klingelten. Als die Wärme wieder die Oberhand gewann, wurde von größeren Ausflügen abgesehen, die kleineren dagegen wieder aufgenommen und fortgesetzt, so ins Fexthal, nach Samaden und Pontresina. Hier, angesichts des gewaltigen Morteratschgletschers, schenkte die Muse dem Dichter eines seiner schönsten Gedichte: „Firnelicht"; es verräth seinen Ursprung durch die Ueberschrift der ersten gedruckten Gestalt: „Im Engadin".

Wie das Jahr vorrückte, verlegten die Geschwister ihr Standquartier von Silva Plana nach Thusis und durchstreiften von hier die Umgegend nach allen Richtungen, das Augenmerk vorwiegend auf die alten Burgen und Ruinen gerichtet, an denen am Fuß des Heinzenbergs und im Domleschg kein Mangel herrscht. Hier ist ein Bezirk, wo die Erinnerung den Namen des Jürg Jenatsch geradezu herausfordert. Thusis selbst hatte er mit stürmender Hand genommen; unweit von Thusis, drüben im Domleschg, liegt Fürstenau, der

Lieblingssitz des Herzogs Rohan; östlich davon, höher und näher an den Bergen, dehnt sich das Dorf Scharans unter seinen üppigen Obstbäumen: noch steht dort das Häuschen, in welchem Jürg Jenatsch geboren wurde, noch ragt unverändert die wettergraue Kirche, auf deren Kanzel der junge Gottesmann das Wort des Herrn verkündete, ehe er in Folge seines ungestümen politischen Eingreifens auf eine Veltliner Strafpfarre versetzt wurde. Und kaum mehr als eine halbe Stunde thalabwärts erhebt sich Schloß Riedberg; dort zeigt ein schwarzes Kreuz am alten Kamin die Stelle, wo Pompejus Planta unter den Streichen seiner Feinde verblutete; er hatte sich im Kamin geborgen und schien gerettet, als ein blindes Hündlein, das winselnd nach seinem Herrn hinauf schnupperte, ihn den ergrimmten Verfolgern verrieth. Meyer verwerthete das Ende des mächtigen Parteigängers in einem Gedicht, das, nach der Schrift zu schließen, in der erhaltenen Fassung jedenfalls nicht vor Ende 1870 aufgezeichnet wurde und das er niemals veröffentlichte, hauptsächlich wohl darum, weil er sich in dem später abgeschlossenen, damals aber erst entworfenen „Jenatsch" nicht wiederholen wollte. Auch hat er den vorliegenden Entwurf ersichtlich nie wieder übergangen.

Das Mordbeil.

Aus Graubünden.

Kühl im gewölbten Salone verweil' ich, der Herrin gewärtig.
Album und Photographie füllen den marmornen Tisch,
Neben der Augsburgerin ist entfaltet die Revue des deux mondes —
Aber die Herrin erscheint, rauschend im seidenen Kleid.
Erst die Verbeugung und erst das Geplauder von Neuem und Neustem,
Dann vor die lächelnde Frau bring' ich ein schlichtes Gesuch,
Daß sie mir zeige den Thurm, umkleidet vom neuen Gebäude,
Der in verschollener Zeit einst eine Rolle gespielt.
Und sie willfahrte mir gern, und sie ging mir voraus in den Zwinger
Hallende Stufen hinauf bis in das alte Gemach.
Und ich bat, daß sie mir selber die Märe berichte,
Wenn sie nicht schaudre davor. Doch die Beredte begann:
„Drei Jahrhunderte sind's, da ward mir der Ahne gemordet,
Hier, wo das Kreuz ist geritzt, nachts mit der Schärfe des Beils.
Als er die nahenden Schritte vernahm, da entschlüpft' im Kamin er,
Dort!" und sie zeigte den Herd, mächtig aus Quadern gewölbt.
„Weh! Aufschnobernd verrieth ihn sein eignes, erblindetes Hündchen,
Und am ergriffnen Gewand riß ihn der Mörder herab,
Dem an die Knie sich geklammert ein Kind, das er wegstieß.
Aber das Beil ward bewahrt, aber das Mädchen erwuchs.
Nimmer rastete sie, die blühende Jungfrau, bis ihr der Mörder
Sank, von desselbigen Beils rächendem Streiche gefällt."
Sprach's und eröffnet' den modernden Schrein, und die rostige Mordaxt
Wog sie mit nervichter Hand, lodernde Flammen im Blick.
Weg war die Dame von Welt, ich erschaute die wilde Grisonin,
Wie sie die Chronik erzählt, männlicher Thaten gewohnt.

Ungefähr gegenüber Riedberg, auf der westlichen Seite des Rheins, liegt das Dorf Cazis, das mitten unter protestantischer Bevölkerung katholisch blieb. An den langen Klostermauern, hinter welchen der Dichter die Lucretia Zuflucht

finden läßt, wanderte er mit der Schwester oftmals vorbei. Von hier oder von Thusis erstiegen sie die Präzerhöhe, den höchsten Punkt des Heinzenberges, den Herzog Rohan für den schönsten Berg der Welt erklärte.

Sie klommen zusammen auch zu der zerfallenden, über der Schwelle der Via mala hängenden Veste Hohen Rhätien oder Hohen Realta empor; an der Wand der aufrecht gebliebenen Burgkapelle stand neben allerlei Inschriften das Herz gemalt, das den Anlaß gab zu dem Gedichte „Alte Schrift".

In den Mauern bin ich lang' geblieben:
Alte Namen standen rings geschrieben
Hoch im Raume, wo die Luken schimmern,
Doch die Wendeltreppe lag in Trümmern.

Die den Blick ins Weite dort gerichtet,
Ihre Wanderstäbe sind vernichtet,
Ihre leichten Mäntel sind verstoben,
Ihre Sprüche blieben aufgehoben . . .

Dort ein Herz, von einem Pfeil durchschnitten.
„Hedewig" steht auf des Bolzens Mitten.
Dicht daneben schrieb ein Fahrtgenosse
Gut lateinisch eine derbe Posse.

Daß der Dichter die Via mala manchmal besuchte, versteht sich von selbst. In ihrem Schlunde wandern Wulfrin und Palma Novella; auf einer Alpe in der Höhe entlodert die schwüle Leidenschaft zwischen beiden; unter einem der vorhandenen oder verschwundenen Burgställe an den Hängen des Domleschg oder des Heinzenberges hat man sich Malmort zu denken.

Schließlich fühlte sich Meyer in Bünden und besonders in Thusis so heimisch, daß er sich allen Ernstes mit dem Gedanken trug, in dieser Ortschaft ein Haus zu erwerben und sich dauernd anzusiedeln. Zum Glück widerriethen ihm die Zürcher Freunde das Vorhaben und behüteten ihn vor der Gefahr, dem Hange nach Stille und Einsamkeit so weit nachzugeben, daß seine Stimmung und Arbeiten gelitten hätten.

Erst spät im Jahre kehrte er heim, da die Cholera, die nach seiner Abreise in Zürich ausgebrochen war, eine frühere Rückfahrt nicht räthlich erscheinen ließ. —

Nachdem der Dichter für seinen „Jenatsch" die Landschaften und ihre historischen Stätten beschritten hatte, erwuchs ihm die Aufgabe, sich den Stoff des Genaueren anzueignen. Seit dem Verkehr mit Vulliemin kannte er das Material hinreichend, um sich den Helden und seine Geschicke zu vergegenwärtigen; aber bis in alle Winkel hinein kannte er es nicht. Eine solche Kenntniß zu gewinnen, ist keine ganz einfache Sache, so wenig als die Topographie Bündens ein Ding ist, dem man im Handumdrehen beikommt.

Zunächst galt es einen Einblick in den zwischen Frankreich und Oesterreich-Spanien geführten Kampf, woraus die Bündner Kriege des siebzehnten Jahrhunderts lediglich ein Ausschnitt sind. Er ließ sich wohl bei Ranke am besten finden. Ueber die Thaten und Erlebnisse des Jenatsch sodann verbreiteten sich zwei Monographien, eine kleine, aber gründliche von Alfons von Flugi

und eine umfänglichere, aber minder zuverlässige von Balthasar Reber. Meyer scheint nur die letztere gekannt zu haben. Dann mußte er die Werke dreier Bündner durchpflügen, die als Zeitgenossen des Jenatsch schrieben. Der Titel des einen lautet: „Des Maréschal de Camp Ulysses von Salis-Marschlin's Denkwürdigkeiten"; der des zweiten: „Des Ritter Fortunat Sprecher von Bernegg J. V. D. Geschichte der Kriege und Unruhen, von welchen" u. s. w.; der des dritten: „Denkwürdigkeiten des Fortunat von Juvalta 1567—1649. Aus dem Lateinischen" u. s. w. Alle drei gab Conradin von Mohr in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts in dem „Archiv für Graubünden" heraus.

Von dieser Durcharbeitung hat sich wenig erhalten; immerhin genug, um des Dichters Gründlichkeit darzuthun: er füllte mehrere Seiten, sehr sorgfältig geschrieben, mit Abschriften einzelner Partien aus den erwähnten Denkwürdigkeiten des Ulysses von Salis und verzeichnete auf der Rückseite des einen dieser mit Copien gefüllten Blätter die Hochgerichte und Gerichte der drei Bünde.

Wie der „Jenatsch" vor dem Erstdruck aussah, entzieht sich unserem Wissen, da von den vielen Wandelungen, die er sicherlich durchlief, auch nicht das geringste Bruchstück übrig blieb. Dagegen fand sich ein von der Schwester des Dichters geschriebenes und aufgehobenes Restchen der niemals vollendeten Dramatisirung des Stoffes.

Zweiter Oberst.

Ein Andres wär's, wenn unter eignen Fahnen
Wir für die Heimath unser Blut verspritzten.

Erster Oberst.

So war es früher, und so war es besser.
Erinnerst Du Dich noch, Jenatsch, wie wir
Im Prättigau die Spanier niedermähten,
Die Sprecher, Du und ich, wir fünf zu Roß,
Und hinter uns mit hochgeschwungnen Keulen
Das wuthentbrannte Volk, die kecken Weiber
Mit blut'gen Armen Todessensen schwingend?
Die Dinge waren damals klar. Wir faßten
Die Sache einfach an.

Dritter Oberst.

Verworren, unklar
Ist Alles und Jedes heut'. Wenn nicht den Herzog,
Wen fassen wir als gült'gen Schuldner?

Jenatsch.

Mich!
Camraden, hört! Ich bin nicht unbegütert.
Mir liegen Haus und Wiesen zu Davos,
Mir reifen dunkle Trauben im Veltlin;
Auch in Italien blüht mir ein Besitzthum;
Redlich erwarb ich's in Venedigs Dienst.
Dies alles, Herrn, verbürgt euch euren Sold.
Doch mehr! Mit Gut und Blut, mit Leib und Seele
Versch(reib.?) . . .

V. Meilen.
(1872—1875.)

Bald nach der Heimreise aus Venedig (1872) verließ der Dichter Küsnacht, um sich weiter oben am See anzusiedeln. Da der Besitzer des Seehofes kränkelte und sein Anwesen aus diesem Grunde zu veräußern trachtete, wurde die Wohnung unsicher und das Behagen der Insassen geschmälert. Den Ausschlag jedoch für den Wechsel gab die köstliche, im neuen Heim vorhandene, bis jetzt nirgends gebotene Gelegenheit, im Freien leben und arbeiten zu können.

Ein Schiffsmann führte die Bücher und Habseligkeiten der Ausziehenden auf zwei großen Nachen den See hinauf, nicht ohne in der Abfahrt des zweiten durch ihren Kater Tschugg verzögert zu werden, der aus dem Hühnerkäfig, worin die Magd ihn eingesperrt, zu guter Letzt entwich und sich nur durch andauerndes zärtliches Rufen endlich zum Hervorkriechen aus der Scheuer, wohin er sich geflüchtet hatte, bewegen ließ.

Das neue Heim stand und steht noch im Dorfe Meilen, auch Kirch-Meilen oder Meilen-Hofstätten geheißen, und trägt gleichfalls den Namen Seehof. Ende des siebzehnten oder im beginnenden achtzehnten Jahrhundert von einer Zürcher Patricierin erbaut, stieß das Gebäude ursprünglich ziemlich hart ans Gestade, erhielt jedoch durch die Gründerin auf einem beträchtlich in den See hinaus gehenden Rost von Eichenpfählen einen ansehnlichen Garten vorgelegt, den sie am Ufer, wo die Zürcher Besucher landeten und ausstiegen, und oberhalb des Hauses, gegen die Landstraße hin, mit je einem prächtigen Eisenportal abschloß. Die Statuen, womit sie den Garten bevölkert, hatten die nachfolgenden Besitzer, meistens Bauern, in die Fluth geworfen, und die Taxuswände waren vom Hausherrn des Dichters mit einem breiten, bis ans Ufer hinunter geführten Rebengang vertauscht worden, wie er auch die beiden baufälligen Eckthürmchen der Seemauer, die den Garten vom Wasser trennte, durch zwei Kastanien zu ersetzen für gut befunden hatte.

Kleiner, aber höher als der Küsnachter Seehof, trug der Meilener über dem Erdgeschoß zwei Stockwerke, darüber eine Reihe von Mansarden und über diesen den Estrich. Die stilvollen schmiedeeisernen Treppengeländer führten bis zu den Mansarden hinauf, deren Flurdecke mit Stuccatur geziert war. Im zweiten Stock, den die Geschwister bewohnten, prangten noch genug Wahrzeichen und Ueberbleibsel altherrschaftlicher Einrichtung: eine die Etage abschließende Gitterthüre, schöne Oefen mit zierlich gemalten Kacheln, die doppelten Nußbaumthüren zwischen den gegen den See hinaus gehenden Zimmern, kleine, helle, mythologische Deckenmalereien und in einem Mittelzimmer drei gemalte Mohrenköpfe, das Wappen der Erbauerin, die übrigens der Baudämon zu Grunde richtete. Das Herrlichste und unverwüstlich war freilich die reiche Aussicht, sowohl aus der großen Mansarde, worin der Dichter schlief, wie aus den übrigen Zimmern, auf den See, die Ufenau, das jenseitige Gestade, auf die gegenüberliegende Albiskette, die Vorberge und Schneehäupter, so bestrickend, daß sie der Dichter selbst nach Venedig bewunderte. Dazu kamen

die zauberischen Schauspiele, welche die Morgen- und Abendröthen aufführten, desgleichen die den Bergen zufahrenden Unwetter mit ihren Schatten und grellen Farben und den strahlenden Regenbogen.

In diesem Hause verlebte Conrad Ferdinand Meyer einige angenehme und durch die Steigerung seiner Dichterkraft und den daraus langsam aufsprießenden Ruhm glückliche Jahre; und einen guten Theil davon verlebte er im Garten. Um die neunte Stunde, denn er erhob niemals den Anspruch auf den Ruf eines Frühaufstehers, stieg er nach dem Morgenimbiß und nachdem er langgewohntem Gebrauche gemäß ein Capitel aus der Bibel vorgelesen, mit der Schwester zu den Kastanienbäumen hinunter und verweilte dort, indem er tagüber nur Weniges genoß und die Hauptmahlzeit bis Abends 7 Uhr hinaus schob, in den späten Nachmittag hinein ununterbrochen an der Arbeit. Dicht an der Seebläue, unter der „schwarzschattenden Kastanie" stand ein Tisch mit drei Bänken; dort saß er sinnend unter seinem „windgeregten Sommerzelt" oder schritt auf und nieder, und Betsy schrieb, was er dictirte. Natürlich war Pudi [1]) auch zur Hand. Die Vögel pickten ihm die Brosamen vor den Pfoten weg, unbesorgt herbeifliegend, da er ein scharfes Auge auf alle Katzen hielt und selbst den harmlosen Tschugg nicht bei der Gesellschaft duldete, der vielmehr in bescheidener Entfernung, von der Krone eines Bäumchens überschattet, auf der Seemauer lagerte und nur zuweilen von seiner Warte herabschlich, um die Schiffe am Strande nach Fischen abzusuchen.

Bei zusagender Witterung unterbrach Meyer die Arbeit durch ein Bad, indem er aus dem von Geißblatt und Jungfernreben übersponnenen Gartenhäuschen in die Fluth tauchte; doch das stundenlange Schwimmen gab er auf: denn jetzt, wo sich mit dem dichterischen Vermögen das Selbstvertrauen und die Schaffenslust mehrten, reute ihn die Zeit.

Zuerst brachte er unter den Kastanien „Engelberg" zu Ende und sandte es, nachdem er am 15. Mai (1872) das stimmungsvolle Einleitungsgedicht geschrieben, in den ersten Tagen des folgenden Monats dem Verleger nach Leipzig. Die damals von ihm aufgezeichneten Namen der Empfänger von Freiexemplaren umschreiben, mit wenigen Ausnahmen, seinen persönlichen und literarischen Verkehr: Professor R. Rahn, Herr von Juvalta auf Ortenstein, dessen Bekanntschaft er 1867 in Bünden gemacht, Wesendonck, Wille, Frau von Doß, Geibel, Kinkel, Georg von Wyß und sein Bruder Friedrich von Wyß, Conrad Meyer, Vulliemin, Ernst Naville, Gräfin Plater, Gustav Pfizer, Haupt, sein ehemaliger Deutschlehrer am Gymnasium, F. Dahn, Benndorf und Calmberg.

Wieder zog es ihn im Sommer den Bergen zu, nach St. Wolfgang bei Davos. Er versenkte sich von neuem in den „Jenatsch", worüber er am 18. September 1872 aus der Höhe an Calmberg schrieb: „Den ‚Jenatsch' betrachte ich als gesichert, da ich dem Stoff die dramatische Seite und den Charakteren ihre Tiefe glaube abgewonnen zu haben." Zur nämlichen Zeit meldete er dem Verleger Häßel, er gedenke aus dem Gegenstand, sobald die

[1]) Der Hund.

Erzählung fertig sei, einen dramatischen Entwurf zu gestalten. Aber vorläufig kam weder das Eine noch das Andere zu Stande, vielmehr trat nach des Dichters Heimkehr aus den Bergen das kleinere und weniger spröde „Amulet“ wieder in den Vordergrund, das schon vor der venetianischen Reise zugleich mit „Engelberg“ auf der Wage gelegen, bis dann die maßgebenden Kunsteindrücke der Lagunenstadt für die „Dichtung“ und gegen die Novelle entschieden.

Im Winter 1872 auf 1873 dictirte er der Schwester das „Amulet“. Seine Anfänge reichen in die erste Hälfte der sechziger Jahre zurück, aufgebaut auf persönlichen Stimmungen und Erinnerungen. Er beabsichtigte damals, die Erlebnisse eines jungen Deutschschweizers darzustellen, der, etwas weltfremd und verträumt, in die schärfere Luft des welschen Wesens, in ein festeres, anfangs gefürchtetes, dann wohlthätig empfundenes nationales Element hinein gelangt. Der Held wandert im Glanz eines Frühlingsmorgens zwischen den Mauern der Rebberge den Neuenburger See entlang, um dem ein Landgut bewohnenden Freunde seines unlängst verstorbenen Vaters seinen Empfehlungsbrief zu überbringen. Von einem ergrauten Diener empfangen, gewärtigt er das Weitere auf der Gartenterrasse mit ihren steinernen Bänken. Bald erscheint der Hausherr, völlig anders, als ihn der Jüngling sich vorgestellt, nicht scharf und grämlich, sondern ein alter, vornehmer Calvinist, mild und fein, hindurchgegangen durch mancherlei Leid und Verfolgung. Conrad Ferdinand Meyer kannte solche Waadtländer Herren, die man sich wohl — denn er verlegte die Begebenheit in die Zeit der Gegenreformation — um drei Jahrhunderte zurück und mit dem langen Degen an der Seite denken konnte. Er zeichnete die anziehende Gestalt des Mannes, sowie die Züge der Landschaft mit Liebe. Aber er rückte nicht über die wenigen Anfangsblätter hinaus und wollte lange nicht mehr daran, indem er äußerte, das Ganze sei nicht genügend motivirt und durchdacht, so daß er ins Gestrüpp gerathe.

Als er nach Jahren den Stoff wieder vornahm, drängte er das Persönliche völlig zurück, setzte aber dafür einen anderen Zug seiner Jugend ein: die unbedachte Hitze, womit der junge Schadau gegen den Krämersohn aus Biel seine Ueberzeugung verficht, war in jungen Jahren seine eigene und hatte ihm manche Stunde vergällt. Sodann zeichnete er oder vielmehr er verwerthete drei Personen, die, so oder so, seine Wege gekreuzt. Der Fechtmeister ist kein Anderer als jener Geselle mit der dunklen Vergangenheit, der ihn während der ersten Stadelhoferzeit in der Klingenführung unterwies. Sicherlich lieh ihm zum Boccart etliche Züge der ritterliche Freund Nüscheler, der, nachdem er ein begeisterter Katholik geworden, für seinen Freund in besten Treuen nichts Besseres als das Nämliche wußte, ihm auch einige Male anlag, sich an die Jungfrau Maria zu wenden. Zum Bildniß des liebenswürdigen Onkels Renat verwandte er einige sprechende Linien des charakteristischen Kopfes von Major Hans Ziegler, einer sympathischen und originellen Figur des alten Zürich, dem Dichter lange bekannt und befreundet. Er war mit seinem Bruder, dem nachmaligen Obersten und Regierungsrath Ziegler, Meyer's späterem Schwiegervater, in jungen Jahren holländischer Officier gewesen,

hatte sich dann nach der Rückkehr in die Heimath bald von allen öffentlichen Stellen zurückgezogen und verkehrte, menschenfreundlich, aber etwas weltabgewandt, vorzugsweise mit den Stillen im Lande. Er war ein verborgener Wohlthäter vieler Armen, wobei er schenkte und austheilte ohne lange zu rechnen. „Ich verwahre mein Geld," scherzte er einst zu Frau Betsy Meyer-Ulrich, „in einem Winkel meiner Commode in einem alten Strumpf, und sonderbar, wenn ich hineinlange, finde ich immer noch etwas drin." Im unteren Stock des Familienhauses „Zum Pelikan" hausend betrieb er, ein tüchtiger Colorist und geradezu ein Meister durchsichtiger, zartgestimmter Luftpartien, die Landschaftsmalerei, oft wochenlang besucht von seinem Freunde Aurèle Robert, dem Bruder des genialen, unseligen Leopold. Uebrigens hatte schon sein Vater, der General, der, eine hohe militärische Erscheinung, bis in sein zweiundneunzigstes Jahr kerzengerade einherschritt, sein malerisches Talent gepflegt. Und noch etwas Anderes machte den Major, der mit zunehmendem Alter stetig feiner und anziehender wurde, interessant und beliebt: die leutselige und originelle Schalkhaftigkeit, womit er einen wohlgefüllten Schatz drolliger Geschichtchen und merkwürdiger Erinnerungen auszutheilen und witzige Bemerkungen oft ganz unerwartet an den Mann zu bringen wußte.

In den Rahmen persönlicher Stimmungen und Erlebnisse legte der Dichter das dankbare und, wie es scheint, von ihm völlig erfundene Motiv, daß nämlich der an das Amulet Glaubende untergeht, während in Folge der gleichen Verkettung der Umstände der Ungläubige durch dasselbe gerettet wird.

Die ursprüngliche Absicht, das Motiv, soweit überhaupt im Anfang von einem klaren und bestimmten Motive die Rede sein konnte, auf bedeutendem historischem Boden und als Ausschnitt aus einer gewaltigen Weltbegebenheit zu behandeln, erfuhr eine entschiedene Kräftigung, nachdem Meyer an seinem „Hutten" die Fruchtbarkeit mächtiger geschichtlicher Momente erprobt und die Kunst gelernt hatte, persönliche Motive mit historischen Figuren zu lösen.

Schon in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre hatte er, die Feder in der Hand, sorgfältige Geschichtsstudien zum „Amulet" gemacht. Einige von ihm beschriebene Blätter verzeichnen die hauptsächlichsten Daten aus den vier französischen Religionskriegen unter Karl IX., über das Geschlecht und die Besitzungen der Guisen, über den Verlauf der französischen und niederländischen Geschichte von 1574—1790. Drei Seiten enthalten eine genaue Skizze der Vorgänge vom 22. und 23. August 1572, der Tage vor der schrecklichen Bartholomäusnacht. Aus Häußer copirte er das Porträt der Katharina von Medici und schilderte in einem kleinen Manuscript von zwölf Seiten das Blutbad von Vassy mit so viel stilistischen Aenderungen, daß er vielleicht an eine Veröffentlichung des Aufsätzchens oder an eine directe Aufnahme in seine Novelle dachte, da ja, wenn es sich lediglich um die Aneignung des Stofflichen handelte, diese Bemühungen um die Form kaum einen Sinn hatten. Eine andere, wie die Handschrift beweist, nach 1870 entstandene und ebenfalls mit formalen Correcturen versehene Skizze trägt den Titel: „Die Begegnung der Guisen mit dem Herzog Christoph von Württemberg auf dem Schloß von Saverne". Der Anfang berichtet von dem in der Pantheonsbibliothek auf-

bewahrten Gebetbuch mit der handschriftlichen, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Zeile: mourir ou parvenir. Meyer verwendete den Wahlspruch in einem selbständigen Gedicht, wie ihm denn die Studien über die französischen, deutschen und schweizerischen Religionskämpfe mehrere lyrisch-epische Motive verschafften. Ferner schildert das Manuscriptchen, ehe es die Zusammenkunft erzählt, die in der nämlichen Bibliothek befindlichen Bildnisse des Herzogs Franz von Guise und seines Bruders, des Cardinals.

Vielleicht stellt übrigens diese Skizze gar keine Vorarbeit zum „Amulet" dar. Da Meyer immer an mehreren Plänen zugleich herumzubilden pflegte, so liegt die Annahme nahe, er habe, schon längere Zeit mit dem Herzog Christoph beschäftigt, die erwähnte Begegnung als Studienbruchstück zu einer Erzählung aufgezeichnet, deren Held kein Anderer war, als der vortreffliche württembergische Herrscher.

Zunächst erlebte der Dichter am „Amulet" wenig Freude, wie ihm auch die früheren Schöpfungen noch manche Enttäuschungen eintrugen.

Bevor die erste Auflage des „Hutten" vergriffen und ihre Kosten gedeckt waren, hatte der Verleger im August 1872 eine zweite und mit ihr gleichzeitig „Engelberg" erscheinen lassen, beide ohne sonderlichen Erfolg: denn zehn Monate später, im Juni 1873, waren von „Engelberg" ungefähr 360 und von der zweiten Huttenauflage noch keine 150 Exemplare verkauft. Aus Basel z. B., so klagt Hässel, war trotz einer in den „Basler Nachrichten" erschienenen umfänglichen und günstigen Besprechung vom Buchhändler bis zum Hochsommer 1872 überhaupt auch nicht ein einziges Exemplar „Hutten" verlangt worden. Begreiflich, daß Meyer, zeitweise von Kleinmuth übermannt, sein Schweizerthum als eine Art literarischen Hemmnisses zu beargwöhnen begann, woran er natürlich unrecht that, wie ihm Hässel zu bedenken gab.

Als der Letztere bald nach Jahresanfang 1873 durch Betsy von dem geringen Umfang des „Amulet" erfuhr, schlug er vor, es zuerst in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, um es dann mit einer zweiten kleinern Erzählung, die noch zu schreiben wäre, in einem Bändchen zusammenzustellen; für sich allein sei es zu dünnleibig, mache keinen Eindruck, und vor Allem: es verkaufe sich nicht. Da er im Frühling, nachdem er die fertige Handschrift erhalten, auf seiner geschäftlich völlig richtigen Ansicht verharrte und Meyer ihm beipflichtete, so ließ er das „Amulet" durch einen Freund der Zeitschrift *** anbieten, worauf er am 20. Mai 1873 folgende Antwort empfing: „Geehrter Herr! Ich habe mit großem persönlichem Interesse Herrn Meyer's Novelle gelesen, aber finde sie doch nicht für uns geeignet, da sie — durch mehrere Nummern getrennt — allen Reiz verlieren würde und ihr historischer Hintergrund ein so allbekannter ist (auch von uns in einem kleinen Essay unlängst behandelt), daß sich in einem Blatte nicht viel Interesse dafür erwarten läßt. Mit aufrichtigem Bedauern erlaube ich mir sie daher zurückzusenden. Hochachtungsvoll ***."

Jetzt trat der Verleger entschieden in den Riß und druckte das Büchlein, das in der Schweiz sofort eine beträchtliche Schar, in Deutschland anfänglich sehr wenige Gönner fand.

Sobald es unter der Presse lag, wanderten die Geschwister wieder der Höhe zu, diesmal nach Chiamutt. Es war dem Dichter wohl geworden, als er 1869, herabsteigend aus den brauenden Nebeln und Wolken des öden Gotthards, wo er eine Sommerfrische gesucht, am Fuße des Oberalppasses in das tannenduftige Thal gelangte, so daß er nun 1873 und 1874 lange Sommerwochen dort verweilte, ganz allein mit der Schwester:

Hoch an der Windung des Passes bewohn' ich ein niedriges Berghaus.

Das kleine Wirthshaus an der Straße gehörte dem Wirth zu Sedrun, dem alten Lucas Caveng, dessen Name im „Hengert" auftaucht, und wurde verwaltet vom Kellner Modest Curtins, der Kellermeister, Koch und Aufwärter in einer Person und jedes ganz vorzüglich war. Ursprünglich päpstlicher Palastschweizer, der bei feierlichen Aufzügen behelmt, in Pumphosen und die Hellebarde in der Hand einherschritt, sah er sich gezwungen, den allzu schweren Helm gesundheitshalber niederzulegen, worauf er als Haushofmeister eines italienischen Convicts vornehmer Convertiten amtete, bis ihm das Klima dermaßen zusetzte, daß er die Stelle eines Majordomus bei hochgeborenen Leuten mit der in einem kleinen Bergwirthshause der Heimath vertauschte, auch hier immer höflich und würdig, selbst wenn er auf der Straße den Besen führte. Es machte dem Dichter einen wunderlichen Eindruck, im kleinen Hause abseits der Welt, wenn auch nicht abseits einer Heerstraße, in dem dienenden Geiste einen fast feinen, weltgewandten, tüchtigen und dabei äußerst bescheidenen Mann zu entdecken, der eine französische katholische Zeitung hielt, die er dem Herrn, sobald er ihn einen Blick hineinwerfen gesehen, jeden Tag neben den Teller legte.

Eines Tages geleitete sie Curtins nach dem Tomasee hinauf, über Weiden und Geröllhalden empor, bis plötzlich, wie in einem Krater, der See vor ihnen lag, ganz stahlgrau von den widergespiegelten Felswänden, durch deren eine jener Abfluß sich durchbricht, den man als Quelle des Vorderrheins betrachtet:

Fernab von Herdgeläut und Matten
Lag er in eine Schlucht versenkt,
Bedeckt von schweren Riesenschatten,
Aus Eis und ew'gem Schnee getränkt.

Sie schleuderten Steine zur Tiefe und weckten mit Rufen das Echo:

Ein Sturz! Ein Schlag! Und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los:
Heerwagen rollten! Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos!

Meyer machte etliche Ausflüge, beschränkte sich aber meistens auf kleinere Spaziergänge. Gern wanderte er zum Kapellchen von Santa Brida hinunter, noch lieber auf den Oberalppaß, wo er, wie in St. Wolfgang, sich ins Gras bettete. Fast täglich arbeitete er am „Jenatsch", der, als er 1874 zum zweiten Besuch nach Chiamutt aufbrach, vollendet war und während der zweiten Jahreshälfte in der von Wislicenus gegründeten „Literatur" erschien. Verzögerte der Dichter das Bekanntwerden seines Namens einigermaßen dadurch,

daß er sein umfangreichstes und bedeutendstes Werk in einer wenig gelesenen Zeitschrift vergrub, so erlangte er den Vortheil, es vor der Buchausgabe noch einmal gründlich durchgehen zu können. Just in Chiamutt legte er die sorgfältigste Feile daran, in dem kleinen Berghause durch Niemanden gestört, wenn er träumte und schrieb; es war sogar so ruhig hier oben, daß ihn, den leidenschaftlichen Freund der Stille, die Einsamkeit zum ersten Male seines Lebens übermannte: als er einst nach dem Abendbrot aus dem Fenster lauschte und kein Menschentritt, kein Menschenlaut zu hören war, kein Hauch sich rührte, kein Wasser rauschte und nicht die kleinste Herdenglocke klang, da wurde es ihm zu viel, und ein Schauder überrieselte ihn.

Drunten in Meilen spannen sich die arbeitsfrohen und ungestörten Tage weiter, bei heller Witterung im Garten, bei unguten in den behaglichen, lichten Zimmern. Der Verkehr mit dem nicht mehr als zwanzig Minuten entfernten Mariafeld wurde noch lebhafter, so daß Meyer jeden Mittwoch regelmäßig nach dem Mittagessen hinging und erst spät heimkehrte. Er las dem Freunde Wille das „Amulet" und den „Jenatsch" vor, über welchen der Hörer in Flammen gerieth. Jeden Sommer besuchte Meyer in Begleitung der Schwester seinen Freund, den Kunsthistoriker Professor R. Rahn auf einem Landgut oberhalb des Klosters Fahr in der Nähe von Zürich. Er hat dem liebenswürdigen, originellen und gelehrten Mann, der sich während der letzten vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts um die Erforschung altschweizerischer Kunst unvergleichliche Verdienste erwarb, seit dem Jahre 1870 bis zuletzt Alles vorgelesen, was er vollendete, und holte sich bei ihm manchen guten Rath culturhistorischer oder kunsthistorischer Art.

Natürlich stellten sich im Seehof bei ihm auch die Freunde aus der Stadt und vom See ein. Als er eines Tages eben mit Betsy im Garten an der Arbeit saß, überraschte ihn die Gräfin Plater. Sie kam in einem Schifflein über den See gefahren, stieg unter einem der Kastanienbäume aus und umhalste in ihrer bühnenhaften Begeisterung den ahnungslosen Dichter, der so steif dastand wie irgend eine Gartensäule. Dann rauschte sie nach dem gemüthlichen Mittagessen mit Gesang wieder durch die Fluth davon.

Nach vollbrachter Tagesarbeit und nach dem Abendessen ergingen sich die Geschwister gewöhnlich noch im Garten, den Rebengang auf und nieder oder unten der Seemauer entlang. Gern besahen sie in der friedlichen Stille den Sternenschimmer und das Mondlicht auf den Wellen, die seltsam gespiegelten und von der Fluth hin- und hergeworfenen Lichter des vorbeifahrenden Dampfschiffes:

Und dämmern See und Ufer ein
Und rauscht vorbei das Abendboot,
So zuckt aus rother Schiffslatern'
Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
Der Fluth, gebrochnen Lettern gleich,
Bis unter Deinem Laub erlischt
Die räthselhafte Flammenschrift,
Schwarzschattende Kastanie!

Der gegenwärtige Stand des Luftschiffahrtsproblems.

Von
Dr. B. Dessau. (Bologna.)

I.

Wenige Gebiete menschlichen Strebens haben eine ähnliche Reihe von Mißerfolgen aufzuweisen wie das Gebiet der Luftschiffahrt. Und die Chronik dieser Mißerfolge beschränkt sich keineswegs auf die tastenden Versuche und phantastischen Projecte vergangener Jahrhunderte; sogar die Erfindung des Luftballons, die doch das vielumworbene Problem mit einem Male zu lösen schien, wurde zu einer Quelle neuer Enttäuschungen; denn was half es, in die Höhe zu gelangen, wenn man dort oben widerstandslos dem Spiel der Winde preisgegeben blieb? Der Wissenschaft mochte der Ballon als Hülfsmittel zur Erweiterung unserer Kenntniß der atmosphärischen Vorgänge wohl willkommen sein; der praktische Nutzen aber blieb an die Möglichkeit, Richtung und Ziel der Fahrt im Voraus festzusetzen, anscheinend also an die Eigenbewegung und Lenkbarkeit des Luftschiffes geknüpft. Die Versuche, den Ballon lenkbar zu machen, schlugen nun zunächst sämmtlich fehl und wurden eine Zeitlang ganz aufgegeben; erst nach dem deutsch-französischen Kriege, der dem Luftballon in militärischen Kreisen zu neuer Werthschätzung verhalf und in den meisten Staaten die Einrichtung von militärischen Luftschifferabtheilungen zur Folge hatte, wurden auch die Bestrebungen zur Lenkbarmachung des Luftballons besonders in Frankreich wieder aufgenommen und fanden dort einen gewissen Abschluß in der Erbauung des bekannten Ballons „La France“, der es bei seinen Probefahrten im Jahre 1885 auf eine Eigengeschwindigkeit von 6,5 Meter pro Secunde brachte. Bedenkt man freilich, daß diese Eigengeschwindigkeit von einem elektrischen Motor herrührte, der eine Schiffsschraube in Drehung versetzte und mittels einer Chromsäurebatterie betrieben wurde, deren Energievorrath nur für wenige Stunden ausreichte, und zieht man ferner in Betracht, daß auch mit all seiner Kraft der Ballon gegen Windgeschwindigkeit von mehr als 6,5 Meter pro Secunde, wie sie an der Hälfte der Tage im Jahre

zu gewärtigen sind, nicht anzukämpfen vermag — so erscheint die „Lenkbarkeit" dieses Luftschiffes, das heißt die Möglichkeit, mit seiner Hülfe an beliebigen Tagen beliebige Ziele zu erreichen, im Grunde doch als eine recht beschränkte. Der seiner Zeit angekündigte Bau eines nach den gleichen Grundsätzen construirten, aber mit stärkeren Maschinen ausgerüsteten Luftschiffes scheint bis jetzt noch nicht vollendet zu sein, und so ist es denn von dem lenkbaren Luftschiffe, von dem eine Zeitlang so viel die Rede gewesen war, wieder recht stille geworden, und die Begeisterung des ersten Augenblickes hat wieder einmal der Enttäuschung Platz gemacht.

II.

Dafür ist das Problem eines mechanischen Luftschiffes und gleichzeitig damit auch die Frage, ob es für den Menschen gar keine Möglichkeit des freien Fluges gebe, wieder mehr in den Vordergrund getreten. Allerdings war ja diese Frage von gelehrter Seite schon längst aufs Bestimmteste verneint worden, aber diese Entscheidung war auf Grund einer bestimmten und keineswegs hinreichend von Beobachtungen getragenen Auffassung des Vogelfluges erfolgt. Man hatte angenommen, daß der Vogel, indem er seine Flügel abwärts bewege, sich auf die einem plötzlichen Druck nur wenig nachgebende Luft stütze und sich dabei durch seine Muskelkraft gewissermaßen emporschnelle. Danach müßte ein Vogel, um sich dauernd in der Höhe zu erhalten, bei jedem Flügelschlag sein Körpergewicht von Neuem um den Betrag heben, um welchen er in Folge der Schwere zwischen einem Flügelschlag und dem anderen herabgesunken war; und die hierfür nothwendige Muskelarbeit — die natürlich in directem Verhältniß zum Gewichte des Vogels steht und beim Aufwärtsfliegen noch entsprechend vermehrt werden muß — würde allerdings nach einer einfachen Berechnung für den mit Flügeln ausgestatteten Menschen so groß ausfallen, daß seine eigene Körperkraft dieselbe nicht zu leisten vermag. Aber auch für die gefiederte Welt führt diese Rechnung zum Theil zu recht unwahrscheinlichen Ergebnissen. Und wirklich lehrt die Beobachtung, daß zu dem reinen Aufwärtsfliegen, dem sogenannten Rüttelfluge, nur die kleinen Vögel befähigt sind, während größere Vögel, wenn sie sich etwa am Boden eines senkrechten Schachtes befinden, denselben überhaupt nicht zu verlassen vermögen. Nur in schräger Richtung können dieselben aufwärts fliegen; das heißt, es muß mit der verticalen Erhebung auch eine Horizontalbewegung verbunden sein; und wir müssen also schließen, daß die Vereinigung beider Bewegungen im Vergleich mit dem reinen Aufwärtsfliegen eine Kraftersparniß bewirkt, trotzdem auch die Horizontalbewegung für sich allein, da der Flügelschlag bei derselben gleichfalls zur Anwendung kommt, einen gewissen Kraftaufwand erfordern mag. Die geschilderte Art des Fliegens, der sogenannte Ruderflug, wird von der Mehrzahl der Vögel ausgeübt; es gibt aber noch eine dritte Art des Fliegens, den sogenannten Segelflug, welchen man gerade bei den besten Fliegern beobachtet, und welcher anscheinend gar keine Kraftanstrengung erfordert: ohne sichtbare Bewegung der Flügel verharrt der Vogel hoch oben in der Luft ruhig an seiner Stelle oder schwebt scheinbar mühelos über unserem

Haupte dahin. Daß der Segelflug thatsächlich ohne Bewegung der Flügel und nicht, wie hier und da behauptet worden war, mittels sehr rascher oder wenig ausgedehnter und darum schwer wahrnehmbarer Flügelschläge stattfindet, darf heute als festgestellt gelten; aber man weiß auch, daß derselbe sich nur bei gewissen Vogelarten vorfindet und von denselben nur dann ausgeübt wird, wenn ein nicht zu schwacher Wind weht.

Die Erklärung des Segelfluges hat manche Schwierigkeit bereitet. Zunächst ist es offenbar, daß ein Wind, wie man ihn sich gewöhnlich vorstellt, das heißt eine horizontale Luftströmung von constanter Stärke, zwar recht wohl im Stande ist, einer geneigten ebenen oder krummen Fläche, welche an der Unterseite vom Winde getroffen wird und dabei ihre Neigung einigermaßen unverändert beibehält, eine Aufwärtsbewegung zu ertheilen. Der Druck, welchen der Wind gegen die Unterseite der Fläche ausübt, wirkt nämlich senkrecht gegen dieselbe; nach bekannten Gesetzen kann man sich ihn also in zwei Kräfte zerlegt denken, von welchen die eine vertical nach aufwärts gerichtet ist, also die Fläche zu heben trachtet, die andere jedoch eine horizontale Richtung besitzt und die Fläche mit dem Winde fort zu bewegen strebt. Die Fläche wird also in schräger Richtung zu steigen beginnen; dabei wird sich aber der horizontale Antheil ihrer Bewegung mehr und mehr der Geschwindigkeit des Windes nähern; und wenn sie einmal die letztere vollständig angenommen hat, so hört auch der Druck gegen die Unterseite der Fläche und damit die Ursache des Schwebens oder Steigens auf: die Fläche sinkt zu Boden. Dauernd in der Höhe erhalten läßt sich die Fläche nur dann, wenn sie auf irgend welche Weise, etwa mittels verticaler Führungen oder, wie beim Drachen, durch Festhalten mittels einer Schnur an der horizontalen Bewegung verhindert wird. Fehlt eine derartige Vorrichtung, so vermag eine horizontale Luftströmung die Aufwärtsbewegung wohl einzuleiten, aber nicht dauernd zu erhalten; und in der That beobachtet man, daß die Vögel den ersteren Umstand zu benutzen verstehen, indem sie sich zum Beginn des Schwebefluges gegen den Wind richten, daß sie aber, einmal in der Höhe angelangt, von der Windrichtung völlig unabhängig scheinen.

Es müssen also beim Schwebeflug noch andere Factoren mitwirken. Nach Langley wären es häufige Aenderungen der Windstärke, das heißt der Windgeschwindigkeit, bei gleichbleibender Richtung des Windes. Wie wir sahen, bedarf es ja für die dauernde Erhaltung des Schwebens nur eines genügenden Unterschiedes zwischen der horizontalen Geschwindigkeit des Windes und derjenigen des fliegenden Körpers; wenn also, nachdem beide Geschwindigkeiten sich ausgeglichen haben, der Wind plötzlich nachließe oder an Stärke zunähme, so wäre wieder für eine Weile der erforderliche Unterschied vorhanden; und um das Schweben dauernd zu ermöglichen, wäre es nur nöthig, daß derartige abwechselnde Aenderungen ziemlich regelmäßig und in kurzen Intervallen auf einander folgten. Solche Schwankungen der Windgeschwindigkeit nehmen wir nun allerdings weder direct wahr noch sind sie an den Aufzeichnungen der gebräuchlichen Meßapparate, der Anemometer, zu erkennen; daß sie aber gleichwohl eher die Regel als die Ausnahme bilden, hat Langley mittels besonders

leichter Anemometer, die vermöge ihrer geringen Masse jeder Aenderung der auf sie einwirkenden Kraft sofort zu folgen vermochten, eingehend nachgewiesen. Natürlich müßte der Vogel, um von einer Abnahme der Windgeschwindigkeit ebenso wie von einem Anwachsen derselben Nutzen ziehen zu können, jedesmal seinen Flügeln eine andere Orientirung geben, und man müßte ihm überhaupt eine außerordentlich feine Empfindung für die Schwankungen des Windes zuschreiben. Viel einfacher würde sich die Sache gestalten, wenn der Wind etwa, anstatt genau parallel zum Erdboden, etwas nach aufwärts gerichtet wäre; seine Bewegung würde dann aus zwei von einander völlig unabhängigen Componenten, einer horizontalen und einer verticalen, bestehen, und die letztere könnte wohl ausreichend stark sein, um durch ihren Druck gegen die Unterseite eines Flugapparates diesen dauernd in der Schwebe zu halten oder gar empor zu heben. Auf eine derartige Verticalcomponente als mögliche Ursache des Schwebefluges hat schon vor Jahren ein englischer Physiker, Lord Rayleigh, hingewiesen; und mag dieselbe auch unserer Vorstellung einige Schwierigkeit bereiten, so ist doch durch directe Beobachtung nachgewiesen, daß thatsächlich in vielen Fällen der Wind mit einer nach aufwärts gerichteten Componente wirkt. (Für diese Aufwärtsbewegung würde man sich natürlich einen Ausgleich, etwa in Gestalt eines langsamen Niedersinkens von Luftmassen an Orten mit scheinbarer Windstille, zu denken haben.) Wirkt nun ein solcher nach oben gerichteter Druck anstatt auf ebene auf gewölbte Tragflächen nach Art der Vogelflügel, so kann dadurch, wie Lilienthal gezeigt hat, außer der Aufwärtsbewegung auch noch eine solche in horizontalem Sinne zu Stande kommen. Die Richtung dieser letzteren ist dann nur von der Orientirung der Tragflächen, nicht aber von der Richtung der Horizontalcomponente des Windes selbst abhängig; sie kann also dieser sogar entgegengesetzt sein und sie unter Umständen sogar an Stärke übertreffen: wir sehen dann den Vogel ohne jeglichen Flügelschlag gegen den Wind vorwärts kommen.

Diese Auffassung des Segelfluges hat Lilienthal nun auch praktisch zu verwerthen gesucht. Aus einem Weidenholzgestell mit Stoffüberzug construirte er einen Flugapparat, der den Flügeln einer Fledermaus ähnelte, außerdem aber mit einem Steuerruder versehen war; von Spitze zu Spitze maß derselbe 7 Meter, und seine gesammte Oberfläche betrug 14 Quadratmeter. Mit diesem Apparate, der über die Arme geschoben und mit den Händen erfaßt wurde, lief Lilienthal dem Winde entgegen einen schwach geneigten Abhang hinunter und überließ sich dann dem gegen die Unterseite seiner Flügel gerichteten Drucke, der ihn vom Boden emporhob, während die beim Anlauf erlangte Geschwindigkeit ihn eine Strecke weit dem Winde entgegen trug und ihn erst allmählich zur Erde herab kommen ließ. Die ersten Versuche stellte Lilienthal bei Winden von 3—4 Meter Geschwindigkeit pro Secunde an, die ihn etwa 50 Meter weit trugen; nachdem er in der Handhabung des Apparates eine genügende Sicherheit erlangt hatte, um bei plötzlichen Windstößen das gestörte Gleichgewicht durch Verlegung des Schwerpunktes seines Körpers alsbald wieder herzustellen, vertraute er sich auch stärkeren Winden an, mit deren Hülfe er bis zu einer Höhe von etwa 30 Metern über dem Erdboden gelangte

und nach einer Minute einige hundert Meter von seinem Ausgangspunkte entfernt landete. Dabei gelang es ihm sogar, durch geeignete Bewegungen des Rumpfes oder der Beine den Schwerpunkt des ganzen Systemes und in Folge dessen die Neigung der Flügel so zu beeinflussen, daß der Apparat die gerade Flugrichtung verließ und einen Bogen zu beschreiben begann. Sein Vertrauen in die Gefahrlosigkeit seiner Versuche sollte sich freilich nicht bewähren: im August 1896, als er sich mit einem Apparat mit doppelten Tragflächen, deren Gesammtausdehnung 18 Quadratmeter betrug, einer allzu starken Luftströmung anvertraute, verlor er, so scheint es, bei einem plötzlichen Windstoße die Herrschaft über seine Flügel und zog sich bei dem Sturze aus einer Höhe von 30 Metern Verletzungen zu, denen er kurz darauf erlag. Seine Hoffnung, daß die von ihm begonnenen Versuche einen neuen Sport ins Leben rufen und durch den Wettstreit und die zu sammelnden Erfahrungen zur endgültigen Lösung des Flugproblemes beitragen würden, hat sich bis jetzt, wenigstens in Deutschland, nicht erfüllt; nur Pilcher in England, Chanute und Herring in Amerika haben Lilienthal's Werk mit Begeisterung und unter richtiger Benutzung seiner Erfahrungen fortgesetzt.

III.

Chanute's Apparate unterscheiden sich allerdings von denjenigen Lilienthal's insofern, als sie sich mehr an das Vorbild des Drachens anlehnen, der ohnedies in den Ländern englischer Zunge seit einer Reihe von Jahren der Gegenstand eifrigen Studiums und fortwährender Verbesserungen gewesen ist, die aus dem altehrwürdigen Spielzeug ein brauchbares Hülfsmittel wissenschaftlicher und praktischer Bestrebungen gemacht haben. Baden-Powell in England, Hargrave in Australien, Eddy und Wise in den Vereinigten Staaten und namentlich, seitdem die Bedeutung des Drachens für meteorologische Zwecke hervorgetreten war, der Leiter des Blue Hill-Observatoriums, Lawrence Rotch mit seinen Assistenten Clayton und Sweetland, neuerdings auch flugtechnische Vereine in Deutschland und Oesterreich haben sich in die Aufgabe der Vervollkommnung des Drachens getheilt. Natürlich hat sich dieser dabei so manche Veränderungen gefallen lassen müssen, die von dem classischen Vorbilde schließlich nur wenig mehr übrig gelassen haben. Zunächst galt es, bei möglichst geringem Gewicht eine große Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe des Windes zu erzielen. Die Grundlage des Baues bildet auch heute noch ein Gestell aus Weidenholz oder Bambus, aber der Ueberzug aus Papier ist gänzlich verbannt und an seine Stelle ist Seide oder Baumwollstoff getreten. Die Form des Drachens ist mannigfach modificirt worden; Baden-Powell ist schließlich bei einem Sechseck geblieben, dessen Gerüst aus einer Längsstange mit zwei gleich langen Querstangen besteht; Eddy dagegen bevorzugt den sogenannten malayischen Drachen, der bei den Völkern Ostasiens und des malayischen Archipels seit alter Zeit als Spielzeug dient und den Amerikanern gelegentlich der Ausstellung in Chicago bekannt wurde. Derselbe ähnelt dem auch bei uns gebräuchlichen, ist aber bei gleicher Höhe breiter als dieser und hat als Gerüst ein Kreuz, dessen Querstange mittels einer ihre Enden ver-

bindenden Schnur nach rückwärts gebogen ist; der Stoffüberzug erhält dadurch die Gestalt eines stumpfen Keils, dessen nach vorne gerichtete Kante den Wind nach beiden Seiten ableitet und dem Drachen eine größere Stabilität verleiht, die noch erhöht wird, wenn der Ueberzug nicht fest gespannt ist und unter dem Druck des Windes sich nach innen zu wölben vermag. Gänzlich verschieden von den gewohnten Formen ist der Zelldrachen Hargrave's, dessen Vorbild anscheinend ebenfalls von den Völkern des fernsten Ostens stammt. Man denke sich zwei zu einander parallele viereckige Flächen, die an den Seiten durch senkrechte Wände mit einander verbunden sind, also gewissermaßen einen viereckigen Kasten, von dem zwei gegenüber stehende Wandungen fehlen. Die obere und die untere Fläche sind im Grunde nichts anderes als zwei über einander gestellte Drachen gewöhnlicher Art, während die Seitenwände Schwankungen verhindern oder doch erschweren. Gewöhnlich sind zwei solcher „Zellen" in geeignetem Abstande durch Stangen derart mit einander verbunden, daß die eine in die Verlängerung der anderen zu liegen kommt. Endlich hat man auch anstatt der beiden Tragflächen des Hargrave'schen Drachens eine ganze Anzahl derselben — jede ein schmales Rechteck, dessen lange Seite dem Winde zugekehrt ist — durch Stangen zu einer den Jalousien ähnlichen Construction vereinigt. Sowohl dieser Jalousie-Drachen als der Zelldrachen Hargrave's soll bei gleicher Gesammtausdehnung der Tragflächen — namentlich wenn diese, wie es bei den neuesten Constructionen des Blue Hill-Observatoriums der Fall ist, nicht eben, sondern nach Art der Vogelflügel gekrümmt sind — eine größere Tragkraft und Stabilität besitzen als der malayische oder der sechseckige Drachen, der dafür allerdings den Vortheil einfacherer Construction und geringeren Gewichtes hat. Was aber alle diese modernen Drachen ebenso wie ihr malayisches Vorbild von dem Spielzeug unserer Kindheit unterscheidet, ist das Fehlen des Schwanzes, den man früher zur Erhaltung einer stabilen Gleichgewichtslage für unerläßlich erachtete, während derselbe in Wirklichkeit nicht nur überflüssig, sondern nach Baden-Powell bei starkem Winde geradezu schädlich ist. Viel wesentlicher für die Erhaltung des Gleichgewichts und eines auch bei Windstößen möglichst unveränderlichen Neigungswinkels ist die richtige Verbindung zwischen dem Drachen und der Leine; besonders vortheilhaft erweist es sich, anstatt der einen Leine deren zwei zu benutzen, die von verschiedenen Stellen aus fest gehalten werden, oder deren eine frei von dem Drachen herunter hängt und nur erforderlichen Falles durch zweckmäßiges Anziehen zur Regulirung des Neigungswinkels des Drachens dient.

Dank den geschilderten Abänderungen wurde es möglich, den Drachen bis zu Höhen steigen zu lassen, die noch vor wenigen Jahren für denselben als absolut unerreichbar gegolten haben würden. Dies war um so werthvoller, als zu den Versuchen des Blue Hill-Observatoriums eben das Bedürfniß der Meteorologie, Beobachtungen innerhalb der nicht durch die unmittelbare Nähe des Erdbodens beeinflußten Schichten der Atmosphäre vorzunehmen, den Anstoß gegeben hatte. Zwar werden zu diesem Zwecke bekanntlich Ballonfahrten organisirt, die aber schon ihrer Kostspieligkeit halber nicht allzu häufig statt-

finden können; und dies gilt, wenngleich in geringerem Maße, auch von den Fahrten der kleineren, unbemannten Registrirballons, während der Drachen, der ebenso wie der Ballon mit registrirenden Instrumenten ausgestattet werden kann, fortlaufende Aufzeichnungen der meteorologischen Elemente liefert. In Bezug auf die erreichbare Höhe kann er allerdings nicht mit den freien Ballons wetteifern, wennschon auch in dieser Beziehung der Fortschritt gegen früher ein ungeheurer ist. Erreichen doch die Drachen des Blue Hill-Observatoriums gegenwärtig durchschnittlich eine Höhe von etwa 8000 Fuß (2400 Meter); und am 28. August vorigen Jahres ist einer derselben sogar bis über 12000 Fuß (3600 Meter) gestiegen; mit der Zeit hofft man bis zu 5000 Meter Höhe zu gelangen. Natürlich muß zu diesem Zwecke, da der Drachen durch das Gewicht der langen Leine, welche ihn mit dem Erdboden verbindet, belastet ist, die Tragfähigkeit desselben eine entsprechend große sein; und da diese mit der Oberfläche des Drachens wächst, allzu große Apparate aber den Angriffen des Windes gegenüber keine genügende Festigkeit besitzen würden, so zieht man es vor, die Last auf mehrere Drachen zu vertheilen, die entweder durch ein gemeinsames Gerüst fest mit einander verbunden oder in geeigneten Abständen an der Leine angebracht werden können. Immerhin soll auch diese letztere bei möglichst geringem Gewichte eine große Festigkeit besitzen, und an Stelle der früher benutzten Hanfleine ist darum ein dünner Stahldraht getreten. Begnügt man sich mit geringeren Steighöhen, so ist die geschilderte Vereinigung mehrerer Drachen dafür im Stande, sogar recht beträchtliche Lasten zu tragen; Wise sowohl wie später auch Baden-Powell konnten den eigenen Körper dem Drachen anvertrauen und sich bis zu einer gewissen Höhe emporheben lassen. Daß diese Höhe vorerst noch eine bescheidene blieb, geschah lediglich aus der bei einem ersten Versuche und dem erforderlichen starken Winde rathsamen Vorsicht; doch hofft Baden-Powell, mit der Zeit den Drachen anstatt des unbequemen Fesselballons als militärische Beobachtungsstation verwenden zu können. Vorläufig hat dies Eddy in der Weise möglich gemacht, daß er an dem Drachen einen photographischen Apparat anbrachte, der durch Vermittelung der Leine von unten aus geöffnet werden konnte und trotz des Mangels an Stabilität ein ziemlich getreues Bild des unten liegenden Terrains lieferte. Wise versah den Drachen mit Signalvorrichtungen, die ebenfalls von unten aus in Thätigkeit gesetzt wurden, und Eddy benutzte die Thatsache, daß der Drachen beim Aufsteigen sich auch in horizontaler Richtung ziemlich weit vom Ausgangspunkte entfernt, in geschickter Weise dazu, um diesen mit dem direct unter dem Drachen befindlichen Orte in telephonische Verbindung zu setzen; zu diesem Zwecke wurde im geeigneten Momente eine Hemmvorrichtung ausgelöst, welche ein am Drachen befestigtes Leitungskabel auf den Boden herabsinken ließ. Baden-Powell endlich will den Drachen sogar vor einen Wagen oder ein Boot spannen, um auf solche Weise die ihm vom Winde ertheilte Triebkraft motorisch zu verwerthen.

IV.

Derartige Erfolge, so bemerkenswerth sie auch sein mögen, dürfen uns aber doch nicht darüber täuschen, daß sowohl der Drachen wie die Flugversuche Lilienthal's und seiner Nachfolger in der Hauptsache doch nur als Vorarbeiten für die eigentliche dynamische Luftschiffahrt von Bedeutung sind. Diese letztere, das heißt die Aufgabe, einen Apparat, der schwerer ist als die von ihm verdrängte Luft, dauernd in der Höhe zu erhalten und in beliebiger Richtung zu bewegen, ist nun auf dreierlei Weise denkbar: Man kann versuchen, sich möglichst nahe an das Vorbild der Natur zu halten, also einen Apparat mit Flügeln zu construiren, deren Bewegung zwar durch Maschinenkraft, aber ganz in derselben Weise wie der Flügelschlag der Vögel beim Ruderflug erfolgt. Man kann auch den Segelflug zum Ausgangspunkt nehmen und zu diesem Zwecke den Flügeln des Apparates eine unveränderliche Form und Neigung geben; dann sind dieselben freilich nichts als Tragflächen, die ihre Tragkraft, wie wir bereits gesehen haben, nur in bewegter Luft oder in Folge einer eigenen Fortbewegung in horizontalem Sinne entfalten; für die letztere bedarf es dann besonderer Organe, etwa der durch einen Motor betriebenen, schon bei dem Ballon von Renard und Krebs benutzten Schiffsschraube. Endlich kann auch die Schraube selbst, wenn ihre Drehungsaxe vertical anstatt horizontal gerichtet ist, einen Impuls in verticalem Sinne erzeugen und somit bei genügender Stärke desselben den Apparat, an welchem sie wirkt, vom Erdboden empor heben.

Dieses letztgenannte System scheint zunächst so Manches für sich zu haben. Dasselbe gestattet die reine Verticalbewegung, die mit den beiden anderen Systemen schwer oder gar nicht zu erzielen ist; das nämliche Organ, die Schraube, dient der Vertical- wie der Horizontalbewegung und kann, wenn die Drehungsaxe verstellbar eingerichtet ist, nach Belieben zur Hervorbringung der einen oder der anderen allein oder auch, bei schräger Stellung der Axe, zum Fortschreiten auf geneigter Bahn nutzbar gemacht werden. Diese Vortheile sind indessen mehr als aufgewogen durch die Thatsache, daß der Nutzeffect der Schraube für die Verticalbewegung sehr gering, der Kraftverbrauch aber sehr groß ist; reine Schraubenflieger, sogenannte Helikoptere, sind darum wohl hie und da in Gestalt kleiner Modelle, niemals aber in größeren, für den Transport erheblicherer Lasten ausreichenden Dimensionen zur Ausführung gekommen; die Schraube mit verticaler Axe hat höchstens als Hülfsorgan beim Luftballon oder bei den mechanischen Luftschiffen der beiden anderen Systeme eine Zukunft.

Auch die Maschinen mit beweglichen Flügeln, die sogenannten Orthoptere, leiden an dem Uebelstande eines zu großen Kraftverbrauches. Es ist überhaupt fraglich, ob eine strenge Anlehnung an das Vorbild der Natur, wie sie diesen Apparaten zu Grunde liegt, bei den mit ganz anderen Organen arbeitenden künstlichen Mechanismen zweckmäßig ist; sind doch auch die großen Erfolge auf dem Gebiete des Land- und Wassertransports keineswegs mittels derartiger Nachahmung erzielt worden. Vereinzelt hat man zwar mit beweglichen Flügeln ausgerüstete Flugmaschinen oder wenigstens Modelle von solchen

construirt — wir erinnern an die Flugmaschine von Kreß und an das „Avion“ des Franzosen Ader, von dessen angeblichen Leistungen der Leser vielleicht aus der Tagespresse erfahren hat —, und nichts hindert im Grunde daran, wenn einmal die gewünschte Höhe erreicht sein sollte, die Bewegung der Flügel ganz einzustellen und diese nur als Tragflächen wirken zu lassen; dann aber ist es nur noch ein Schritt bis zu den wirklichen Aeroplanen oder Aerocurven, welche ihre ebenen oder gekrümmten Flächen ausschließlich zum Tragen verwerthen und die nothwendige Fortbewegung mittels der Schiffsschraube erzielen. Diesem Typus gehört denn auch die Mehrzahl der in den letzten Jahren aufgetauchten Constructionen oder Pläne von mechanischen Luftschiffen an; von den mehr oder minder phantastischen älteren Projecten unterscheiden sich dieselben vortheilhaft dadurch, daß sie zumeist auf ein eingehendes Studium des Luftwiderstandes und der Tragfähigkeit bewegter ebener oder gekrümmter Flächen gegründet sind. Wellner und Lilienthal bei uns, Hiram Maxim in England, Langley in Amerika haben durch eingehende Versuche den zweckmäßigsten Neigungswinkel und die geeignetste Form der Tragflächen sowie die Vortheile gekrümmter gegenüber ebenen Flächen festgestellt — Ergebnisse, die wir unter anderen bei der Construction der Drachen bereits verwerthet finden —, und sie haben dabei gleichzeitig die unerwartete Beobachtung gemacht, daß bei Zunahme der Geschwindigkeit, mit welcher eine solche Tragfläche fortbewegt wird, zwar der Widerstand gegen die Fortbewegung und damit auch die zur Ueberwendung desselben erforderliche Maschinenkraft zunimmt, rascher als diese aber der verticale Auftrieb, also die Tragfähigkeit der Fläche. Diese Erscheinung wird erklärlich, wenn wir bedenken, daß die Stütze, welche die Luft einer bewegten Fläche zu gewähren vermag, in dem Maße geringer wird, als die Bewegung dieser letzteren durch Reibung auch auf die Luft übertragen wird; sie bleibt also um so wirksamer, je rascher die Fläche ihren Ort wechselt. Mit wachsender Geschwindigkeit wird also das Verhältniß zwischen Kraftaufwand und gewonnener Leistung immer günstiger; im Gegensatz zu den Eisenbahnen und namentlich zu den Dampfschiffen, welche von einem gewissen Punkte an jede Steigerung der Fahrgeschwindigkeit mit einem unverhältnißmäßig gesteigerten Kraftverbrauch bezahlen müssen, sind also bei den Aeroplanen oder Aerocurven große Geschwindigkeiten ökonomischer als kleine.

Zur praktischen Verwerthung dieser Erfahrungen bedarf es allerdings noch eines Motors von geringem Gewicht bei großer Leistungsfähigkeit. Bis vor etwa zehn Jahren galt bei den Dampfmaschinen 25 Kilo, bei den Benzin- und Petroleummotoren 40 Kilo pro Pferdekraft als das Minimum d.s Erreichbaren; und wenn man zu diesen Zahlen noch das Gewicht des Heiz- und Betriebsmaterials rechnete, so konnte der Gedanke der Construction einer dynamischen Flugmaschine allerdings aussichtslos erscheinen Seitdem aber hat der Bedarf der Automobilen-Industrie und gewisser Zweige des Schiffsbaues zur Herstellung von Motoren geführt, welche bei aller Solidität der Construction doch wesentlich leichter sind; und bei Versuchsapparaten, bei welchen dem Bestreben nach Gewichtsverminderung auch die Rücksicht auf die Dauerhaftigkeit der Maschine in gewissem Grade untergeordnet werden darf,

konnte man noch viel weiter gehen. So hat Hargrave eine Dampfmaschine von weniger als fünf Kilo Gewicht pro Pferdekraft construirt; Langley ist bei einer kleinen Maschine, deren Leistung eine Pferdekraft betrug, bis auf ein Gewicht von sieben englischen Pfund für die Maschine sammt ihrem Kessel heruntergegangen, und Maxim hat eine Dampfmaschine erbaut, deren Gewicht mit allem Zubehör bei einer normalen Leistung von 120 Pferdekräften (die aber vorübergehend bis auf nahezu das Dreifache gesteigert werden konnte) nicht viel mehr als 1200 Kilo betrug.

Diese letztere Maschine hatte die Triebkraft für den vor etwa fünf Jahren von Maxim erbauten Flugapparat zu liefern. Auf Grund seiner Untersuchungen über den Luftwiderstand und die Tragfähigkeit geneigter Flächen hatte Maxim sich für das Princip des Aeroplans entschieden, das er dann sofort in großem Maßstabe verwirklichte; seine Flugmaschine hatte Tragflächen von insgesammt etwa 500 Quadratmeter Ausdehnung; die größte derselben war 33,5 Meter lang und 12 Meter breit, und zu beiden Seiten derselben befanden sich noch eine Anzahl kleinerer Flächen, deren Neigungswinkel zum Zwecke der Erhaltung eines stabilen Gleichgewichtes verändert werden konnte. Zwei vorn und hinten angebrachte vertikale Flächen sollten als Steuerruder dienen. Sämmtliche Flächen bestanden aus leichtem Stoff, welcher über Rahmen von Stahlröhren gespannt war. Seine Bewegung sollte der Apparat von zwei durch die erwähnte Dampfmaschine getriebenen Schiffsschrauben erhalten. Alle diese Vorrichtungen waren auf einer Grundplatte montirt, welche von schweren, auf Schienen laufenden Rädern getragen wurde. Da nämlich in ruhiger Luft der Auftrieb, also die Hebewirkung der Tragflächen erst beginnt, wenn dieselben eine gewisse Geschwindigkeit erlangt haben, so muß der Apparat zunächst auf den Schienen eine erhebliche Strecke zurücklegen, um zu dieser Geschwindigkeit zu kommen. Bei den Vorversuchen, welche den Auftrieb, die Stabilität des Apparats u. s. w. prüfen sollten, wurde derselbe überhaupt verhindert, sich merklich vom Boden zu erheben; zu diesem Behufe diente, außer dem Gewichte der Räder, oberhalb dieser letzteren noch ein Paar Führungsschienen. Diese scheinen jedoch ihrem Zweck nicht entsprochen zu haben; denn nachdem die ersten Proben günstig ausgefallen waren und die Maschine zum ersten Male ihre ganze Kraft entfalten sollte, gaben die Führungsschienen dem gegen sie gerichteten Drucke nach; die Flugmaschine strebte in die Höhe, sank aber alsbald wieder und kam dabei mit der Erde in so unsanfte Berührung, daß sie vollständig zum Wrack wurde.

Es hieß nun zwar, der Unfall sei lediglich der Mangelhaftigkeit der Führungsschienen zuzuschreiben und habe nichts mit dem Constructionsprincip der Maschine zu thun, welches sich aus den Versuchen als vollkommen richtig erwiesen habe; der Wiederaufbau der Maschine scheint aber trotzdem bis jetzt nicht versucht worden zu sein. Ein ähnliches Schicksal wie Maxim's Aeroplan hatte neuerdings auch das „Avion“ des Franzosen Ader, eine mit beweglichen Flügeln ausgestattete Maschine. Auch hier hieß es, die Versuche seien günstig ausgefallen, was aber nicht hinderte, daß die Maschine dabei zu dauerndem Schaden kam. Thatsächlich geflogen und dabei unbeschädigt geblieben ist bis

jetzt nur das Aerodrom des Professors Langley, welcher ebenso wie Maxim das Princip des Aeroplans benutzt; aber hier handelt es sich vorerst nur um ein Modell von bescheidenen Dimensionen, dessen Flüge jedesmal nur wenige Secunden dauerten und überdies in weiser Vorsicht, um den gefährlichen Stoß bei der Landung zu ersparen, auf dem Potomacflusse stattgefunden hatten; trotz des günstigen Ausfalls dieser Versuche scheinen sich die Mittel zur Herstellung eines größeren Apparats nach dem gleichen Princip noch nicht gefunden zu haben.

V.

Statt dessen mehren sich die Stimmen, welche zwar weder die theoretische Möglichkeit noch auch die thatsächliche Ausführbarkeit einer Flugmaschine nach dem Princip des Aeroplans in Abrede stellen, dennoch aber jeder solchen Maschine bei ihrem ersten größeren Fluge einen sicheren Untergang prophezeien, weil sie gegenüber den unregelmäßigen Angriffen des Windes das Gleichgewicht nicht bewahren könne. Thatsächlich ist nämlich der Druck, welchen z. B. eine in schräger Lage vorwärts bewegte rechteckige Fläche von dem Winde erfährt, ungleich über dieselbe vertheilt; er ist am größten an der Vorderkante der Fläche, welche immer von neuem auf noch ruhende Luftmassen stößt, am kleinsten an der Hinterkante, wo die Luft sich schon der Bewegung der Fläche theilweise angepaßt hat. Während man sich die Wirkung der Schwere, d. h. das Gewicht der Fläche, bei gleichmäßiger Dicke dieser letzteren, im Mittelpunkte derselben vereinigt denken kann, hat man sich sonach für die Gesammtwirkung des Luftwiderstandes einen anderen Angriffspunkt vorzustellen, der näher zur Vorderkante und überdies, wie die Beobachtung lehrt, in einem mit der Neigung der Fläche wechselnden Abstand vom Mittelpunkt der Fläche liegt. Auf diese wirken also zwei Kräfte, die Schwere nach unten und der Luftwiderstand nach oben, aber weiter vorne; daraus ergibt sich, wenn der Auftrieb groß genug ist, zwar eine Bewegung nach oben, gleichzeitig aber auch eine gefährliche Tendenz der Fläche, ihre Vorderkante nach oben zu drehen. Dieser Tendenz kann man nun zwar durch geeignete Anbringung von schweren Massen, welche den Gesammtschwerpunkt des Systems weiter nach vorne verlegen, begegnen, aber der Ausgleich besteht nur so lange, als nicht etwa durch einen plötzlichen Windstoß die Neigung der Fläche und damit auch das Centrum des Luftdruckes verschoben wird. Tritt dies ein, so ist das Gleichgewicht gestört; und je nach der Richtung des Stoßes kann dann die Fläche und mit ihr das ganze Luftschiff nach hinten umschlagen oder nach vorne überkippen. Allerdings ist die Gefahr um so geringer, je weniger der Angriffspunkt des Luftwiderstandes von dem Schwerpunkt der Fläche entfernt ist; ein jalousieartiger Drachen, dessen einzelne Tragflächen eine große Breite, aber in der Richtung des Windes nur eine geringe Ausdehnung besitzen, ist darum stabiler als ein einfacher Drachen von derselben Gesammtausdehnung; auch der Schwanz, den die Vögel besitzen, und den auch Lilienthal und seine Nachfolger bei ihren Flugapparaten anbrachten, trägt zur Erhaltung des Gleichgewichtes bei; ganz zu verhindern vermögen aber diese Vorrichtungen weder die geschilderten Längs-

schwankungen noch auch die Querschwankungen, welche bei unregelmäßigen Windstößen ebenfalls häufig auftreten. Dieselben müssen deshalb, wenn das Luftschiff nicht in der That sicherem Verderben entgegengehen soll, durch geeignete Drehungen der Tragflächen ausgeglichen werden; und diese Drehungen lassen sich dadurch hervorrufen, daß man eben den Schwerpunkt des Apparats entsprechend verlegt. Lilienthal erreichte dies durch Bewegungen seines Körpers, namentlich der frei herabhängenden Beine; je größer aber der Apparat, desto schwieriger wird es für den Fliegenden, gegenüber den Launen des Windes ein derartiges Verfahren zur Geltung zu bringen. Hätte man es nur mit den über große Länderstrecken ausgebreiteten Cyklonen zu thun, deren Luftbewegung wenigstens in den dem Centrum nicht zu nahen Theilen eine gewisse Regelmäßigkeit aufweist, so wäre die Aufgabe nicht allzu schwierig; häufig jedoch sind diese Cyklone von kleineren, dafür aber um so rascher kreisenden Wirbeln begleitet; und so kann es geschehen, daß die Windrichtung an einer Stelle innerhalb weniger Secunden vollständig umschlägt; der Versuch, die Wirkung eines Windstoßes auf den Flugapparat durch eine geeignete Bewegung des letzteren auszugleichen, kommt dann unter Umständen so spät, daß er mit einem entgegengesetzten Windstoß zusammentrifft und dessen Wirkung verstärkt. Herring, dessen Flugversuche wir bereits erwähnt haben, verlangt deshalb, daß die Ausgleichsaction schon vor dem jeweiligen Windstoße stattfinde; daß dies auch möglich sei, folgert er einerseits aus der erfahrungsmäßig bekannten Drehungsrichtung der Luftwirbel, andererseits aus seinen Beobachtungen, wonach den Stößen von wechselnder Richtung zumeist ein stetiges Anwachsen der Windstärke mit darauffolgender kurz andauernder, aber recht wohl bemerkbarer Windstille voraufgehe. Trotzdem wird der Wille des Fliegenden die erforderlichen Bewegungen nicht immer rasch genug zur Ausführung bringen können; Herring zieht es deshalb vor, dieselben automatisch zu Stande kommen zu lassen, und dazu benutzt er eben das geschilderte, dem Wirbel vorausgehende Anwachsen der Windstärke, welches entweder direkt die Einstellung der Tragflächen besorgen kann oder, wenn seine Kraft hierzu nicht als ausreichend erachtet werden sollte, einen Druckluftmechanismus auslösen kann, dem dann das Weitere überlassen bleibt. Herring ist bereits mit der praktischen Gestaltung dieser Idee beschäftigt, hat aber noch nichts Genaueres darüber bekannt gegeben.

Aber auch wenn sich die an diese Idee geknüpften Hoffnungen verwirklichen sollten, so bleiben der mechanischen Luftschiffahrt noch genug andere Schwierigkeiten zu überwinden. Wir erinnern daran, daß Drachenflieger nur in geneigter Richtung steigen können und überhaupt erst dann zu steigen beginnen, wenn sie auf ebener Erde eine gewisse Geschwindigkeit erlangt haben; dazu bedarf es natürlich der Zurücklegung einer beträchtlichen Strecke, und eine entsprechende Ausdehnung müssen also die Abfahrtsstationen besitzen. Aehnliches gilt, da auch die Landung nur in schwach geneigter Richtung erfolgen und die bedeutende Horizontalgeschwindigkeit nicht mit einem Male verschwinden kann, auch von den Landungsstationen. Schlimmer noch ist es, daß ein Drachenflieger, weil eben sein Auftrieb nur eine Folge der Vorwärtsbewegung ist, in der Höhe überhaupt nicht anzuhalten vermag. Bei den Segel-

radflugmaschinen von Koch und Wellner ist dieser Uebelstand allerdings vermieden; die Tragflächen sind als Schaufeln von Rädern nach Art derjenigen der Raddampfer, jedoch mit der Drehungsachse parallel zur Bewegungsrichtung des Fahrzeuges, angeordnet und wechseln während der Drehung des Rades ihre Einstellung in der Weise, daß sie bei der Aufwärtsbewegung die größte Tragfähigkeit entwickeln, bei der Abwärtsbewegung dagegen den geringsten Luftwiderstand finden; die Vorwärtsbewegung wird unabhängig davon durch Schrauben erzielt. Leider aber sind derartige Mechanismen bis jetzt nur als Projecte oder in Gestalt kleiner Modelle vorhanden, und über ihre Leistungsfähigkeit im Großen ist deshalb noch kein Urtheil möglich; auch bei ihnen hält überdies der Auftrieb nur so lange an, als der Motor des Luftschiffes seine Schuldigkeit thut und die Segelräder in rascher Drehung erhält; sollte der Motor versagen, so ist die Segelradflugmaschine ebenso wie der Drachenflieger völlig hülflos, und man muß darauf vertrauen, daß die Tragflächen als Fallschirme wirken und die Annäherung an die Erde einigermaßen verlangsamen werden.

VI.

Während derartige Mängel, welche mit der mechanischen Luftschiffahrt nothwendig verbunden sind, den Glauben an diese letztere seit einigen Jahren bedenklich zu erschüttern begannen, hat andererseits die Wiederaufnahme der meteorologischen Luftballonfahrten und die hierdurch bereits gewonnene oder noch zu erwartende Vermehrung unserer Kenntnisse von den atmosphärischen Vorgängen dem Ballon neue Sympathien zugeführt. Man fragte sich, ob es denn gar nicht möglich sei, unter Verzicht auf das Phantom der Lenkbarkeit, das heißt eines Mechanismus, welcher allen Stürmen Trotz zu bieten vermag, mit dem freien Ballon ein im voraus bezeichnetes Ziel, wenn auch nicht gerade unter allen Umständen, auf vorgeschriebener Route und in einigermaßen festgesetzter Zeit zu erreichen? War doch auch die Schiffahrt auf dem Meere zu einer hohen Entwicklung gelangt, schon lange bevor es ein im Sinne der Aeronautiker „lenkbares“ Schiff, welches seinen Kurs unabhängig von Wind und Wetter zu verfolgen vermag, nämlich das Dampfschiff, gab! Freilich liegen die Verhältnisse für den Ballon anders als für das Segelschiff, denn jener muß, wenn er keinen Motor besitzt, mag er nun mit Segel und Steuerruder ausgestattet sein, durchaus der Richtung der Luftströmung folgen, die ihn von allen Seiten umgibt, während beim Segelschiff die treibende Kraft zwar ebenfalls vom Winde stammt, der Widerstand gegen die Fortbewegung aber, welchen jene Kraft zu überwinden hat, hauptsächlich im Wasser vorhanden ist. Dieser Widerstand ist nun in der Längsrichtung des Schiffes am kleinsten, senkrecht dazu am größten, und das Schiff würde daher der ersteren Richtung oder derjenigen des Steuerruders folgen, wenn nicht der Wind in einer anderen Richtung wirkte; seine thatsächliche Route ist also die Resultirende der beiden Tendenzen und wird durch die Stellung der Segel und des Steuerruders bestimmt. Aehnliche Verhältnisse lassen sich indessen auch bei dem mit Segel und Steuerruder ausgestatteten Ballon schaffen, wenn dessen Fort-

bewegung ebenfalls unten auf der Erde einen Widerstand findet, der nach Größe und Richtung von der treibenden Kraft verschieden ist. Ein derartiger Widerstand läßt sich z. B. durch ein vom Ballon herabhängendes und mit seinem Ende auf der Erde schleifendes Schleppseil schaffen, und diese Vorrichtung, die auch der schwedische Luftschiffer Andree an seinem Ballon anbrachte, vermag gleichzeitig den Ballon in einigermaßen constanter Höhe zu erhalten; denn wenn derselbe etwa in Folge von Gasverlusten zu sinken beginnen sollte, so wird natürlich auch der vom Ballon bis zur Erde reichende Theil des Schleppseils verkürzt; und da nur dieser Theil vom Ballon getragen wird, so bedeutet dies eine Entlastung des Ballons, der dadurch von Neuem steigen kann. Das Umgekehrte tritt natürlich ein, wenn der Ballon durch irgend welche Ursache nach oben getrieben wird.

Damit sind überdies die Hülfsmittel des freien Ballons noch keineswegs erschöpft. Es ist bekannt, daß in verschiedenen Höhen über einem und demselben Orte oft stark von einander abweichende, ja geradezu entgegengesetzte Luftströmungen bestehen, und es erscheint darum nicht ausgeschlossen, auch diesen Umstand zur Einhaltung einer vorgesteckten Route mittels des Luftballons zu benutzen. Allerdings ist ein Luftschiff, das erhebliche Lasten tragen soll, auf geringe Höhen oberhalb der Erde beschränkt, und das primitive, bis jetzt fast ausschließlich benutzte Mittel zum willkürlichen Steigen oder Sinken während der Fahrt, nämlich das Auswerfen von Ballast oder das Auslassen von Gas, läßt keine häufige Wiederholung zu. Hier ist nun der Punkt, wo die bei den Versuchen über mechanische Luftschiffahrt gewonnenen Erfahrungen auch der Luftschiffahrt mittels Ballons zum Nutzen gereichen können; dieses Nutzens werden sich in der That die Erfinder mehr und mehr bewußt. Die Schraube mit verticaler Achse, wenn sie auch, wie wir gesehen haben, schwerlich für sich allein große Lasten zu heben vermag, kann immerhin in Verbindung mit dem Ballon die Steigkraft des letzteren unterstützen oder bei entgegengesetzter Drehung hemmen, und somit, wenn der Ballon für sich allein im Gleichgewichte ist, eine Bewegung im einen oder anderen Sinne hervorrufen. Ebenso kann auch die Tragfähigkeit geneigter Flächen dem Ballon zu gute kommen, sei es nun, daß man an diesem besondere Tragflächen anbringt oder den Ballon selbst, der natürlich dann eine geneigte Lage einhalten muß, die Function der Drachenfläche versehen läßt.

Diesen letzteren Gedanken haben, allerdings zunächst nur bei einem Fesselballon, Parseval und v. Siegsfeld praktisch verwirklicht. Der Drachenballon — so nennen ihn die Erbauer — ist ein Cylinder mit halbkugelförmigen Enden und wird durch entsprechende Gewichtsvertheilung und die Art der Verbindung mit der Gondel und dem Kabel, sowie durch einen am hinteren Ende befindlichen Luftsack, der durch seine gegen den Wind gerichtete Oeffnung von diesem angeschwellt wird, in schräger Lage erhalten, während ein zweiter, innerhalb des Ballons befindlicher und auf gleiche Weise angeschwellter Luftsack für die Unveränderlichkeit der äußeren Form sorgt. Dieser Ballon verhält sich ganz nach Art eines gewöhnlichen Drachens und vereinigt die Eigenschaften des letzteren mit der Steigkraft des Ballons; während der vorjährigen Manöver

konnte derselbe noch bei Windstärken, welche das Auflassen des gewöhnlichen Ballons schwerlich gestattet haben würden, zum Steigen gebracht und als Beobachtungsstation benutzt werden. Sein Constructionsprincip hat sich somit als richtig erwiesen und läßt sich gewiß auch auf den freien Ballon übertragen; denselben Gedanken finden wir in der That bei dem von Graf Zeppelin entworfenen Luftschiff, welches nur in etwas anderer Weise, nämlich durch Laufgewichte, in schräger Lage erhalten werden soll.

Ebenso wichtig wie Erhaltung des richtigen Neigungswinkels ist allerdings, wenn der Ballon gleichzeitig die Functionen eines Drachens versehen soll, auch eine constante Angriffsfläche für den Winddruck, also die Unveränderlichkeit der äußeren Gestalt. Schon vor Jahrzehnten hatten französische Erfinder deswegen innerhalb des Ballons einen Luftsack angebracht, der bei Gasverlusten mit Luft gefüllt wurde und durch seinen Druck die äußere Ballonwandung gespannt erhielt; dieselbe Vorrichtung finden wir auch, in etwas veränderter Gestalt, beim Drachenballon wieder. Zeppelin dagegen, um den Bau noch solider zu gestalten, stellt zunächst aus einem festen Gerippe mit Stoffüberzug einen widerstandsfähigen Hohlkörper her, innerhalb dessen eine Anzahl gesonderter Gasballons und Luftsäcke vertheilt sind. Noch besser wäre es freilich, wenn man den Ballon aus Seidenstoff ganz und gar durch einen soliden metallenen Hohlkörper ersetzen könnte. Die Versuche in dieser Richtung reichen denn auch bis in die Mitte des Jahrhunderts zurück, aber erst das Aluminium lieferte ein Material, welches Leichtigkeit mit Festigkeit in genügendem Maße verband, um den Gedanken ausführbar erscheinen zu lassen. Nach den Plänen des Oesterreichers David Schwarz wurde in der That vor zwei Jahren der bekannte Aluminiumballon vollendet; aber schon bei der Probefahrt erlitt derselbe in Folge einer Störung am Motor Schiffbruch und ging vollständig zu Grunde.

Der ungemein kostspielige Versuch wird wohl fürs Erste nicht wiederholt werden, und man muß also zunächst noch bei den seidenen Ballons bleiben, deren Herstellung übrigens, was Festigkeit des Stoffes und Undurchlässigkeit für das eingeschlossene Gas anbelangt, immer weitere Fortschritte macht. Die nächste Aufgabe ist auch nicht so sehr die Auffindung eines neuen Materials für den Ballon als vielmehr die Feststellung der zweckmäßigsten Form desselben, um mit den Eigenschaften des Ballons so viel als möglich auch diejenigen des Drachens zu verbinden, weil damit nicht nur ein Gewinn an Tragfähigkeit, sondern auch eine gewisse Lenkbarkeit ohne Motor gegeben wäre. Auf den letzteren brauchte man darum keineswegs zu verzichten: die durch einen Motor betriebene Schraube mit horizontaler Achse ist, wenn sie auch nicht für sich allein das Fahrzeug unter allen Umständen gegen den Wind führen kann, doch wohl geeignet, die Wirkung dieses letzteren je nach Bedarf zu unterstützen oder theilweise auszugleichen. Ebenso kann die Schraube mit verticaler Achse der Auf- und Abwärtsbewegung des Fahrzeuges von Nutzen sein.

Fassen wir die bisherigen Erfahrungen zusammen, so kommen wir mithin zu dem Schlusse, daß in dem Princip der theilweisen Entlastung, das heißt

in der Herstellung eines Luftballons, der für sich allein seine Last nur unvollkommen zu heben vermag, dessen Auftrieb aber durch Drachenflächen, vielleicht auch durch eine Schraube mit verticaler Achse unterstützt wird und der seine Horizontalbewegung durch Drachenflächen und Segel, theilweise auch durch Motor und Schiffsschraube erhält, die nächste Entwicklung der Luftschiffahrt zu suchen ist. Erst mit der Zeit, wenn eine genügende Sicherheit in der Führung eines solchen Fahrzeuges vorhanden ist, wird man dazu gelangen, die Drachenfläche immer größer, den Ballon immer kleiner zu machen und so schrittweise zur rein dynamischen Luftschiffahrt überzugehen.

VII.

Mit dieser Erkenntniß des heute Möglichen ist allerdings die Erfüllung der phantastischen Hoffnungen, welche sich an die Lösung des Luftschiffahrtsproblems knüpfen, zum mindesten noch in weite Ferne gerückt. An eine regelmäßige Benutzung des Luftschiffes als Verkehrsmittel ist für jetzt und ohne Zweifel noch für eine lange Zukunft nicht zu denken; dazu ist die Tragkraft desselben, sowohl des Ballons wie des dynamischen Luftschiffes, eine zu geringe, sind die Kosten des Fahrzeuges und des Betriebes zu hohe. Auch die Wissenschaft wird von einem lenkbaren Luftschiff wahrscheinlich nur beschränkten Nutzen ziehen; dem Meteorologen genügt für die meisten Zwecke der nicht lenkbare Ballon, und der Geograph kann erst dann mittels des Ballons Entdeckungen machen, wenn er mit demselben unbekannte Gegenden nicht nur erreichen, sondern auch nach Belieben bereisen und wieder verlassen kann. Der Versuch Andree's war, bei aller Anerkennung, die man der Kühnheit des Unternehmens zollen mag, für die Wissenschaft von vornherein ziemlich werthlos.

Es bleibt also schließlich in der Hauptsache nur der Gewinn, den die Kriegführung aus einem lenkbaren Luftschiff ziehen wird. So weit Beobachtungs- und Verkehrszwecke in Betracht kommen, ist dieser Gewinn kaum zu hoch anzuschlagen. Als Angriffswaffe dagegen hat ein Luftschiff schwerlich große Aussichten, weil es in der Unruhe des Luftoceans nahezu unmöglich ist, das Ziel des Angriffes irgend wie zu fixiren. Von einer Herbeiführung des Weltfriedens durch das neue Zerstörungsmittel kann also nicht gut die Rede sein; nur der Kriegführung als solcher wird das lenkbare Luftschiff zu gute kommen. Wem dieses Ergebniß nach so vieler Arbeit zu geringfügig erscheint, der mag sich damit trösten, daß eifriges Streben doch, wie die Erfahrung lehrt, niemals ganz verloren ist, und daß dasselbe, mag es auch zunächst dem Kriege und der Zerstörung gelten, früher oder später ebenso das Werk des Friedens fördern hilft.

Rudyard Kipling.

von

M. von Brandt.

„Ich bin ein Schreiber," sagt der Dichter von sich in der Vorrede zu „Mine own people"[1], „Einer, der mit der Feder auf Papier schreibt und nicht im Dienst der Regierung steht. Ich schreibe über Alles, was ich verstehe und über Manches, was nicht dazu gehört. Aber hauptsächlich schreibe ich von Leben und Tod, von Männern und Frauen und von Liebe und Schicksal nach dem Maße meiner Geschicklichkeit, indem ich die Geschichte durch den Mund von einer, zwei und mehr Personen erzähle. Dann werden meine Geschichten durch die Gnade Gottes verkauft und Geld fließt mir zu, daß ich mein Leben erhalte." Und ferner: „Diese Geschichten sind an verschiedenen Orten gesammelt und von verschiedenen Leuten, von Priestern in der Chubára[2], von Ala Yar, dem Steinmetz, und Jiwun Singh, dem Schreiner; von namenlosen Leuten auf Dampfschiffen und Eisenbahnen überall in der Welt; von Frauen, die vor der Thür ihrer Hütten im Zwielicht spannen, von Officieren und Gentlemen, jetzt todt und begraben; einige wenige, aber die allerbesten, gab mir mein Vater. Der größere Theil von ihnen ist in Monatsschriften und Zeitungen veröffentlicht worden, deren Herausgebern ich Dank schulde, einige aber sind nie auf dieser Seite des Wassers erschienen, und einige hatten das Licht vorher noch nicht gesehen. Die besten Geschichten aber sind selbstverständlich diejenigen, die aus begreiflichen Gründen nicht veröffentlicht werden."

Besser, als der Dichter sie hier selbst gibt, hätte wohl Niemand eine Charakteristik seiner Stoffe, der Art, wie sie gesammelt worden, und der Methode ihrer Behandlung geben können, während die letzten Zeilen zugleich eine

---

[1]) „Mine own people" (The English Library. 1891), später vermehrt als „Life's Handicap, being stories of mine own people". London, Macmillan & Co. 1899. Siebente Auflage.

[2]) Ein Kloster in Nordindien, dem Thunni Bhagat geweiht, von dem Niemand weiß, wer oder was er war; hier erzählt der Dichter einem alten Hindu-Bettelmönch, dem einäugigen Gobind, dem er manche der Geschichten verdankt, was er mit ihnen anzufangen gedenkt.

Probe des kaustischen Humors enthalten, mit dem er sich über Alles, auch über sich selbst, lustig zu machen pflegt.

Rudyard Kipling wurde in Bombay am 30. December 1865 geboren. Sein Vater, John Lockwood Kipling, ein armer Musterzeichner an einer Töpferei in Staffordshire, erhielt seine spätere Ausbildung auf der Kunstschule in Kensington und wurde dann als Leiter der ähnlichen Institute in der Präsidentschaft Madras nach Indien gesandt. Ehe er die Reise dorthin antrat, heirathete er Mary McDonald, die Tochter eines Methodistenpredigers, wie auch sein eigener Vater ein solcher war. Für eine gewisse romantische Veranlagung der jungen Eheleute spricht, daß sie den ihnen geborenen Sohn nach ihrer ersten Begegnung bei einem Picknick am Rudyard-See nannten ebenso wie die künstlerische Erziehung und Beschäftigung des als etwas excentrisch geschilderten Vaters und die literarische Begabung der Mutter, die selbst Gutes in Prosa und Poesie geleistet haben soll, wohl unzweifelhaft einen Einfluß auf seine Entwicklung gehabt haben dürften[1]). Von den beiden methodistischen Großvätern hat derselbe kaum etwas geerbt, wenn nicht vielleicht eine gewisse Genauigkeit und Unverbindlichkeit seiner Ausdrucksweise auf dieselben zurückzuführen sein sollten. Schriftstellerisch ist der Vater erst viel später als der Sohn, 1891, mit einem Buche aufgetreten, das interessante Mittheilungen über die Beziehungen zwischen Menschen und Thieren in Indien[2]) wie über das gibt, was jetzt als „Folklore" eine so bedeutende Rolle in mythologischen und religionswissenschaftlichen Fragen spielt. Ueber den Sohn ist nichts in dem Buche des Vaters enthalten; einige für indische Zeitungen von jenem in der Mitte der achtziger Jahre geschriebene Berichte zeigen wohl eine gewisse Schärfe der Beobachtung, aber nichts von der göttlichen Rücksichtslosigkeit und dem bissigen Humor, die den Reiz der späteren Arbeiten des jüngeren Kipling ausmachen.

Rudyard Kipling erhielt seine Erziehung in der United Service-Schule in Westward Ho in Nord-Devon in England. In seinen kürzlich unter dem Titel „Stalky & Co."[3]) veröffentlichten Erzählungen von Schülerstreichen hat er sich wohl selbst unter dem Spitznamen „Beetle" geschildert, wie auch die Angabe, daß der „Käfer" von dort aus auf Veranlassung des Rectors der Schule mit einem jährlichen Gehalt von 100 £ und freier Ausreise für eine englische Zeitung in Indien engagirt worden sei, der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag. 1882 begann Kipling seine Thätigkeit als Subeditor der Civil and Military Gazette in Lahore, dem Wohnsitze seines Vaters, und verblieb in diesen und ähnlichen Stellungen bis 1889. Sein erstes selbständig herausgegebenes Buch waren die 1886 erschienenen „Depart-

---

[1]) „A Kipling note book", No. 1. February 1899. New York, M. F. Mansfield & A. Werrels.

[2]) „Beast and Man in India. A popular sketch of indian animals in their relations with the people". By John Lockwood Kipling. London Macmillan & Co. 1892.

[3]) Etwa zu übersetzen mit: Schlauberger & Co. „Stalky, in der Schulsprache, bedeutete klug, wohl überlegt und schlau in Bezug auf die Ausführung eines Planes." Stalky & Co. Nr. 1. Windsor Magazine. London. December 1898 bis Mai 1899.

mental Ditties and other verses"; vorher hatte er schon an drei anderen Werken: „Echoes", „School Boy Lyrics" (1883) und „Quartette", der Weihnachtsnummer der Civil and Military Gazette in demselben Jahre, mitgearbeitet.

Die „Departmental Ditties and other verses" bildeten ursprünglich ein kleines, unansehnliches, bei späteren Ausgaben wiederholt vermehrtes Heft, unter dem für den Dichter charakteristischen, die Ueberschriften der amtlichen Blaubücher persifflirenden Titel: „Nr. 1 von 1886. Nur in Angelegenheiten des Dienstes Ihrer Majestät an alle Departementschefs und alle Anglo-Inder. Rudyard Kipling, Assistent im Departement der öffentlichen Journalistik. Lahore-District 1886." Die „Barrack-room ballads", die jetzt stets zusammen mit den „Departmental Ditties" veröffentlicht werden, erschienen in Buchform zuerst 1892[1]), nachdem einzelne von ihnen bereits in „Macmillan's Magazine" und anderen Revuen veröffentlicht worden waren. Von der heutigen Popularität des Dichters gibt es einen Begriff, daß die erste Ausgabe der „Departmental Ditties" jetzt je nach dem Zustande, in dem sie sich befindet, mit 200—600 Mk. bezahlt wird.

Nach einander erschienen dann „Plain tales from the Hills" und in A. H. Wheeler & Co.'s Indischer Eisenbahn-Bibliothek, zum Theil aber schon vorher in Zeitungen veröffentlicht: 1. „Soldiers three. Stories of Barrack-room Life". 2. „The story of the Gadsbys. A tale without a plot". 3. „In Black and White. Stories of native life". 4. „Under de Deodars; In social byways". 5. „The Phantom Rickshaw and other eerie Tales". 6. „Wee Willie Winkie and other child stories". 7. „The City of the dreadful night". 8. Letters of Marque"[2]). — Im Jahre 1889 verließ Kipling, dem schon damals ein gewisser Ruf voranging, Indien und kehrte über China, Japan und die Vereinigten Staaten nach England zurück. Wie einen anderen englischen Schriftsteller, mit dem er in der Fähigkeit zusammentrifft, ernsten und schmerzlichen Gegenständen eine humorvolle Seite abzugewinnen, wie Dickens, reizte auch ihn, was er in den Vereinigten Staaten gesehen und gehört, zu einer nicht immer liebevollen Schilderung und Kritik, die man ihm dort um so mehr verargte, als er mit großer Anerkennung und Freundlichkeit aufgenommen und behandelt worden war. Die Aufsätze, „American Notes", erschienen zuerst im „Pioneer" und gaben, wie es in „A Kipling note book No. 1" heißt, „der freien und demokratischen Haltung der Massen oder solchen Theilen dieses Körpers, mit denen er in Berührung kam, einige harte Stöße, von denen auch seine ausgesprochenen Bewunderer nur sagen, das Meiste und das Wenigste, was man zu deren Gunsten anführen könne, sei, daß er einige unzweifelhafte Wahrheiten gesagt habe"[3]).

---

[1]) „Barrack-Room Ballads and other verses, together with Departmental Ditties." United States book Company. New York.

[2]) Die meisten dieser Erzählungen sind in der Tauchnitz Edition oder in „The English Library", Heinemann & Balestier, erschienen.

[3]) Die „American Notes" und andere Reiseberichte sind zusammen mit „Letters of Marque", „City of dreadful night", „Among the Railway Folk", „The Giridih Coalfields", „In the

Aber wie die Amerikaner seinem großen Vorgänger die Sünde wider den Geist des amerikanischen Volks vergaben und ihn bei seinem zweiten Besuch mit Jubel und Bewunderung empfingen, so fand auch Kipling, als er 1892 nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte und sich dort in den „grünen Bergen von Vermont" nach seiner Verheirathung[1]) eine zweite Heimath gründete, Vergessen und Vergeben, und die allgemeine Sympathie, die ihm bei seiner schweren Erkrankung im Frühling dieses Jahres in New York zu Theil wurde, beweist, wie nahe er dem Herzen der Vettern auf der anderen Seite des Teichs gekommen ist.

Im Jahre 1891 erschien seine erste größere Arbeit „The light that failed"[2]) und „Life's Handicap", eine neue, vermehrte Ausgabe von „Mine own people"; 1892 brachte, außer den „Barrack Room-Ballads", den halb in den Vereinigten Staaten, halb in Indien spielenden, gemeinsam mit Wolcott Balestier geschriebenen Roman „The Naulakha", und eine weitere Sammlung von Geschichten „Many Inventions"; 1894 den ersten Band des „Jungle Book"[3]) und „Captains courageons". In demselben Jahre veröffentlichte Kipling in dem in London erschienenen „My first book" in Gemeinschaft mit anderen Schriftstellern einen Aufsatz über sein erstes Auftreten als selbständiger Autor. Dann folgten: 1895 der zweite Band des „Jungle Book", 1897 „The seven seas", eine Sammlung von Gedichten, 1898 „The days work", wieder eine Reihe von kleineren Geschichten, und das Schriftchen „A fleet in being"[4]). Des 1898 bis 1899 erschienenen „Stalky & Co." ist bereits Erwähnung geschehen.

Außer den angeführten Arbeiten sind noch zu nennen eine Anzahl einzelner Gedichte: u. a. „Recessional", nach dem Jubiläum der Königin Victoria 1897, „The Vampire", „The white man's burden" (1898) und „The Destroyers" (Windsor Magazine, December 1898) und 1892 anonym im London Hawk eine „The Mem Sahib" betitelte Geschichte, die angeblich

---

Opium Factory" und „The Smith Administration" kürzlich in zwei Bänden unter dem Titel „From Sea to Sea, Letters of travel" bei Doubleday & Mc Clure Company, New York erschienen. Wie der Dichter in einer kurzen Vorrede sagt, hat er sich zu dieser Wiederveröffentlichung älterer Arbeiten entschlossen, weil verschiedene Verleger, nicht zufrieden damit, alte Zeitungsartikel wieder auszugraben, dieselben wiederholt durch Zusätze und Einschiebungen verschönert hätten. Wenn man in manchen der Aufsätze auch die „Tatze des Löwen" erkennt, so stehen sie doch nicht unerheblich gegen die späteren Arbeiten zurück, woran wohl in erster Linie die feuilletonistische Behandlung des Stoffes, die starke Anlehnung an Mark Twain's Stil zeigt, die Schuld tragen dürfte. Vortrefflich ist die Schilderung des amerikanischen Mädchens in dem Capitel „How I found Peace at Musquash on the Monongahela" in den Reiseberichten, ein wahres Labsal nach den Thorheiten, die mehr als ein Schriftsteller und nicht am Wenigsten Paul Bourget in „D'Outre-Mer" über den Gegenstand vorgebracht hat.

[1]) Mit der Schwester seines Mitarbeiters an der „Naulakha" und Tochter seines Verlegers, Miß Caroline Starr Balestier.

[2]) In deutscher Uebersetzung: „Das verlorene Licht". Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1894.

[3]) „Im Dschungel". Autorisirte Uebertragung von Curt Abel Musgrave. Freiburg i. B., Friedrich Ernst Fehsefeld. 1898.

[4]) Zuerst in der „Morning Post" (London) veröffentlicht.

die wahre Veranlassung zu den Vorfällen in Manipur 1891 geben soll und die, auch im Interesse des Verfassers, am besten mit Stillschweigen übergangen wird.

Von einer Reise nach dem Kap und Südafrika heimgekehrt, schlug Kipling seinen Wohnsitz an der Südküste von England, in Rottingdean auf, von wo er 1899 eine andere Reise, angeblich nach Mexico, antrat, auf der ihn in New York die Krankheit traf, die ihn für Monate dort ans Schmerzenslager fesselte und die Veranlassung zu dem Telegramm des Deutschen Kaisers war, das — nicht zur Ehre der deutschen Lesewelt sei es gesagt — mehr als die Arbeiten des Dichters selbst dazu beigetragen hat, seinen Namen in Deutschland bekannt zu machen.

Der große, unbestreitbare, und, man darf hinzufügen wohlverdiente Erfolg Kipling's ist in erster Linie unzweifelhaft der Wahl der Gegenstände zuzuschreiben, die er seinen Erzählungen zu Grunde legte. Wie Bret Harte seiner Zeit Californien und die Goldsucher mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Abenteuern, Mühen, Enttäuschungen und Erfolgen zuerst literarisch entdeckte und verwerthete, so hat Kipling als Erster in dem großen ostindischen Reiche, von dem die Königin von England ihren Kaisertitel trägt, die Stoffe für die Studien gefunden, die bei ihrem Erscheinen das anglo-indische Publicum, und seitdem das der ganzen englisch sprechenden Welt mit Gewalt gepackt und in den Bannkreis des Dichters gezogen haben. Der polemischen Seite seiner Natur ist es wohl zuzuschreiben, daß er sich nicht zunächst der Schilderung des Lebens und der Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen zuwendete, sondern in den „Departmental Dittes" die Mißbräuche der anglo-indischen Verwaltung und den in derselben herrschenden Nepotismus angriff. Die Lieder pfiffen wie ein Peitschenhieb durch die schwüle Luft von Simla; aber es waren wohl mehr der Schwung der Rhythmen und die meisterhafte Behandlung der Sprache, die den damaligen Kanzler der Universität von Bombay, Sir William Hunter, veranlaßten, zu erklären, daß das Buch von dem Aufgehen eines neuen literarischen Sterns im Osten Kunde gebe.

Kipling's nächster Griff war nicht weniger glücklich; er entdeckte den Sieger in vielen Hunderten von Schlachten, dem trotz seines in Strömen vergossenen Blutes bis jetzt kein Lorbeerkranz geweiht worden war: den Gemeinen der englischen Armee, und schuf in dem Irländer Mulvaney, dem Londoner Cockney[1]) Ortheris und dem Yorkshireman Learoyd drei typische Vertreter des britischen Söldners, die, wenn weniger idealisirt als die „Trois mousquetaires" des älteren Dumas ebenso unsterblich, wie diese bleiben dürften. Es ist eine nicht uninteressante Erscheinung der englischen Literatur, daß, während die Deckofficiere und Matrosen der englischen Marine mehr als einen Homer gefunden haben (man braucht nur an Capitän Marryat's Chucks in Peter Simple zu denken), Niemand dasselbe für die Armee zu thun unternommen hatte. Selbst

---

[1]) Was die eigentliche Bedeutung von Cockney ist, weiß selbst der Engländer nicht; die Ableitung von coques (Koch), coquinus, und darum Verwandtschaft mit dem französischen coquin, scheint die richtige zu sein: „Londoner Junge" ist wohl die beste Uebersetzung und unserem „Berliner oder Kölner zc. Junge" entsprechend.

die allgemeine Mißachtung, in der der geworbene Soldat, dies Ueberbleibsel mittelalterlicher Zustände, stand und stehen mußte, und die lange Fortdauer der körperlichen, erst 1881 ganz aufgehobenen Züchtigungen in der englischen Armee vermögen diese Thatsache nicht zu erklären. Kipling aber hat das Gefühl, das im englischen Volke gegenüber dem gemeinen Soldaten bestand, sehr richtig in seinem „Tommy"[1]) geschildert, wie auch die Antwort, die die ihm zu Theil werdende Behandlung in Tommy's Busen hervorruft:

Ich trete in ein Schankhaus ein, bestell' 'nen Schoppen Bier,
Der Wirth steht auf und fährt mich an: „Was sucht der Rothrock hier?
Das Weibsvolk hinterm Schanktisch grinst, hat sich fast todt gelacht.
Ich kehrte ruhig wieder um und hab' bei mir gedacht:
Da heißt's „Tommy dies" und „Tommy das" und „Tommy, pack Dich 'naus!"
Doch heißt's: „Dank' schön, Mister Atkins," wenn die Bande spielt vorm Haus,
Die Bande spielt vorm Haus, Kam'rad, die Bande spielt vorm Haus,
Dann heißt's: „Dank' schön, Mister Atkins," wenn die Bande spielt vorm Haus.

Das Charakteristische liegt hauptsächlich in den Wendungen des Refrains in den verschiedenen Strophen: so z. B. in dem der zweiten:

's heißt „Tommy dies" und „Tommy das" und „Tommy, draußen steh!"
Doch heißt's: „Extrazug für Atkins!" wenn das Truppschiff geht in See.

Oder in der fünften und letzten:

's heißt „Tommy dies" und „Tommy das" und „schmeißt ihn 'raus, den Schuft!"
Doch heißt's: „Vertheidiger des Vaterlands", wenn die Kanone pufft[2]).

Die Soldatengeschichten, die nicht auf die „Soldiers three" betitelte Sammlung beschränkt, sondern in mehr oder minder großer Zahl in den verschiedenen Bänden verstreut sind, geben ein anschauliches Bild des Soldatenlebens oder richtiger vom Elend des Soldatenlebens in Indien, in dem Langeweile, Weiber und Schnaps die Genossen und Feinde des Soldaten sind, wenn nicht zutrifft, was in „The courting of Dinah Shadd"[3]) Ortheris seinen Kameraden singt:

Mein schlechtester Freund von Anfang bis End',
Bei dem Blut einer Maus, war ich selbst.

Learoyd ist ein sechseinhalbfüßiger Fuhrmann aus den Bergwerkdistrikten in Yorkshire, ein Berg von Fleisch, in dem der Verstand nur langsam durchsickert, und den doch die Liebe zu einem Mädchen, das nicht sein werden konnte, weil sie an der Schwindsucht hoffnungslos darniederlag, in die Arme des Werbesergeanten getrieben hat; Ortheris, der Londoner Cockney, ein Kerlchen wie ein Affenpinscher, war früher Taxidermist (Ausstopfer) und Vogelhändler und endigt auch wieder als solcher in einer Nebengasse Londons; er ist ein vortrefflicher Schütze, aber wo es zum Handgemenge kommt mit der blanken

---

[1]) Tommy Atkins, der Spottname für den englischen gemeinen Soldaten, aus der für ihn in den Budgetvorlagen gebrauchten generellen Bezeichnung hervorgegangen.

[2]) Arthur Brandeis, „Das englische Heer und sein Dichter". Festschrift zum achten Allgemeinen deutschen Neuphilologentage. 1898.

[3]) In „Mine own people". The English Library. Leipzig.

Waffe oder der Faust, weiß er hinter seinen beiden Kameraden Deckung zu finden. Mulvaney, der Ire, ist ein alter Soldat, der in einer Menge Regimenter und in noch mehr Feldzügen gedient hat; ein Säufer, den der Trunk um die Tressen des Sergeanten, vielleicht um die Epauletten des Officiers gebracht hat, aber, wenn er nüchtern ist, der Stolz des Regiments und der beste Recrutendrillmeister, den es besitzt, und der mit Hülfe seiner Säbelkoppel die Soldaten lehrt: „Gott zu fürchten, die Königin zu ehren, gradaus zu schießen und sich sauber zu halten". Er ist in Gutem und Bösen der Führer der drei, und, wenn man Alles zusammen nimmt, das Muster eines Soldaten, wie die englische Armee sie hervorbringt und braucht. „Trotz alledem," sagt der Oberst, „wünschte ich, daß ich ein Paar mehr von der Sorte hätte. Gewiß habe ich ein Regiment gern, das sich gut führt, aber diese jungen Strauchdiebe aus dem Depot mit den Gesichtern wie Mehlsuppe, den durchtriebenen Augen und finnigen Mäulern machen mir manchmal das Herz schwer mit ihrer widerwärtigen Tugend. Sie scheinen nicht Rückgrat genug zu haben, um etwas Anderes zu thun als höchstens Karten zu spielen und sich vor den Quartieren der Verheiratheten herum zu treiben"[1]).

Mancher tolle Streich, bei dem die Grenzlinie zwischen Erlaubtem und Verbotenem oft nicht scharf innegehalten wird, und bei dem es sich meistens um die Beschaffung von Geld zum Kauf von Getränken handelt, wird von den drei Genossen ausgeführt, aber es kommen auch wieder Stunden, in denen die an Gewissensbisse grenzende Unzufriedenheit mit sich selbst, die Erinnerung an Vergangenes und Verlorenes und das Heimweh nach reineren Zuständen Verzweiflungsausbrüche hervorrufen, die bei den drei Freunden durch gegenseitige Anlehnung und Hülfe gemildert und überwunden werden, bei Anderen aber, so in „In the matter of a private", zu offener Rebellion und Mord führen. Alles in Allem ist Mulvaney die bedeutendste Figur, die Kipling geschaffen hat; und wenn eine Stelle wie die folgende in „The courting of Dinah Shadd": „Als ich erwachte, sah ich Mulvaney, in dessen Schnurrbart der Nachtthau funkelte, auf sein Gewehr gestützt Posten stehen, einsam wie Prometheus auf seinem Felsen, während — ich weiß nicht welche Geier — seine Leber zerfleischten", vielleicht Manchem als zu pathetisch und zu poetisch für die Gefühlswelt eines gemeinen Soldaten erscheinen dürfte, so hat doch der Dichter damit unzweifelhaft das Richtige getroffen, denn für ihn ist Mulvaney der Vertreter eines ganzen, unter der Last äußerer Umstände und innerer Schuld schwer leidenden Standes.

Es sind übrigens nicht allein die Abenteuer der drei Musquetiere und ihrer Kameraden, die Kipling's Soldatengeschichten füllen, sondern eine große Anzahl anderer Erzählungen in Prosa und Versen enthält auch viel des Charakteristischen, Heiteren und Traurigen aus dem Leben und Treiben der Officiere in den englischen und „schwarzen" eingeborenen Regimentern, deren Hauptquartier und Vereinigungspunkt in weit höherem Maße als bei uns die „Messe", d. h. die Officierspeiseanstalt, bildet.

---

[1]) In „The Incarnation of Krishna Mulvaney" aus „Mine own people".

Einen nicht minder ergiebigen Stoff bot dem Dichter die Beobachtung der englischen Gesellschaft in den Hügelstationen, in denen während der heißen Jahreszeit die höchsten Behörden, Frauen, Kinder und Urlauber vom Civil und Militär Erholung, Gesundheit und nicht am wenigsten Zerstreuung suchen und finden. Manche von den Geschichten dieser Art sind nicht „in usum delphini“ geschrieben; Kipling greift in diese Welt hinein, in der, Gott sei's geklagt, Manches vom Standpunkt der Moral viel zu wünschen übrig läßt; aber er versucht nicht, es unter künstlichem Aufputz zu verbergen und salonfähiger zu machen. Er selbst sagt in der Vorrede zu „Unter den Cedern“ [1]): „Eigentlich gehört keine Vorrede zu diesem Buche, denn es beschäftigt sich mit Dingen, die nicht hübsch sind, und mit Häßlichkeit, die verletzt. Aber es ist vielleicht auch gut, zu versuchen, die Schlechtunterrichteten zu versichern, daß Indien nicht ganz von Männern und Frauen bewohnt ist, die mit dem siebenten Gebot Ball spielen, während es auf der anderen Seite feststeht, daß man in viele der jungen Leute im Lande das Vertrauen setzen kann, daß sie sich vorkommenden Falles ebenso brav benehmen werden wie mein verstorbener Freund Robert Hanna Wick [2]). Der Nachtheil davon, wenn man allen Unrath in einer Ecke zusammenkehrt, ist, daß das einen falschen Begriff von dem Schmutz im Zimmer gibt. Leute, die das verstehen und selbst einige Erfahrung besitzen, werden im Stande sein, das richtige Mittel zu ziehen.“

Die Darstellung, die Kipling hier von seiner Art der Behandlung unerfreulicher, ich möchte nicht sagen Stoffe, sondern Situationen gibt, ist eine durchaus zutreffende. Er geht dem zu einem nationalen Uebel gewordenen „Flirt“ mit seinen äußersten Consequenzen nicht aus dem Wege, aber er findet nicht das Vergnügen und die Genugthuung daran, unter dem Vorwande seelischer Analysen in den faulenden Wunden der Gesellschaft zu wühlen, die seine französischen (und leider auch manche deutsche) Zeitgenossen vielfach so widerlich macht; er versucht nirgends zu beschönigen oder psychologisch zu erklären, was oft nur die Folge von Langeweile und Leichtsinn ist: die Bilder, die er bietet, sind Momentaufnahmen, und wenn sie vom Standpunkt der angewandten Moral nicht unanfechtbar, so liegt die Schuld mehr an den Personen selbst als an dem Photographen, dem sie ungesucht vor das Instrument gekommen sind.

Der dritte Stoff, den Kipling an Ort und Stelle fand und mit gleicher Meisterschaft benutzte, war das Leben, Denken und Fühlen der Eingeborenen. Abgesehen von den Erzählungen, die sich ausschließlich mit diesem Thema beschäftigen, spielen, wie dies unter den Verhältnissen in Indien nicht anders sein kann, die physischen und geistigen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen vielfach in die Geschichten hinüber und hinein, in denen die

---

[1]) Wenn ein übereifriger Kritiker „Deodar“ mit Feigenbaum übersetzt, vielleicht weil das Feigenblatt in einer gewissen Beziehung zum Uranfang der Liebe zu stehen scheint, so ist das ein Irrthum. Deodar ist die Ceder des Himalaya, Cedrus Deodara, und als Titel und Symbol für die sich an dem Mittelpunkt der leichtlebigen Gesellschaft Indiens in Simla abspielenden Geschichten gewählt, weil sie der dort am häufigsten vorkommende Baum ist.

[2]) In „Only a subaltern“ aus „Soldiers three“.

Hauptacteure sonst Engländer sind. Im Allgemeinen ist Kipling den Eingeborenen gerecht geworden; die Schilderungen, die er von ihnen gibt, sind scharf umrissen und oft nicht schmeichelhaft, aber sie haben nichts von der Mißachtung, deren sich der Engländer gegen den Inder, der für ihn immer ein „Nigger“ bleibt, nur zu oft schuldig macht. In einem kürzlich in Blackwood's Magazine[1]) veröffentlichten Aufsatz ist darauf hingewiesen worden, wie sehr der Sport und namentlich das Polospiel zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen den verschiedenen Rassen der Eingeborenen nicht minder als zwischen diesen und den Engländern beitragen, und auch Kipling hat sich dieser Erkenntniß nicht verschlossen. „The man who was“[2]) und „The Maltese cat“[3]) enthalten nach dieser Richtung hin meisterhafte Züge.

Es ist Kipling oft vorgeworfen worden, daß es ihm an Gefühl fehle, und die scharfe, unverbindliche Art seiner Darstellung wie das Hervorkehren der Gegensätze lassen diese Auffassung manchmal nicht unbegründet erscheinen. Aber dem Manne, der die entzückenden Kindergeschichten „His Majesty the King“[4]) und „Bah, bah, Black sheep“[5]) geschrieben hat, von „Wee Willie Winkie“ und „Tod's amendment“[6]) nicht zu sprechen, kann der Vorwurf nicht mit Recht gemacht werden; wer so tief in die Geheimnisse der Kinderseele einzudringen gewußt hat, dem mangelt es auch nicht an Verständniß für das, was die innersten Falten des Menschenherzens bewegt, und wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so würden ihn die Scenen am Krankenlager der Frau des Capitains Gadsby in der „The Story of the Gadsbys“ und am Todtenbette Ameera's in „Without privilege of clergy“[7]) liefern. Letztere Geschichte mit allem Glück und allem Weh der Liebe dürfte wohl die tiefstinnerliche sein, die aus Kipling's Feder geflossen ist. Holden, ein Beamter des anglo-indischen Civildienstes, hat von ihrer Mutter, „einem Weib wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen“, eine junge Mohammedanerin gekauft, mit der er in wilder Ehe lebt. Sie gebiert ihm einen Sohn, und dies Ereigniß wie die Liebe und Hingebung Ameera's (so heißt das Mädchen) knüpfen die anfänglich losen Bande immer fester. Da stirbt der kleine Tota, und nachdem der Schmerz der Eltern etwas nachgelassen, bricht die Cholera aus; Ameera weigert sich, dem Beispiel der weißen Frauen zu folgen, die nach den Bergen flüchten, bleibt in der Stadt und stirbt in der Nacht, als eben die Regenzeit einsetzt, die das Ende der Epidemie bringt.

„Ameera lag in dem Zimmer, in dem Tota geboren worden war. Sie gab kein Zeichen, als Holden eintrat, denn die Seele des Menschen ist ein scheues Ding, das, wenn es sich fertig macht zum Scheiden, sich in dem nebelhaften Grenzlande verbirgt, in das der Lebende ihm nicht folgen kann. Die schwarze Cholera thut ihr Werk still und ohne Phrasen. Ameera wurde aus dem Leben heraus gedrängt, als wenn der Todesengel selbst seine Hand auf sie gelegt hätte.

---

[1]) Juni 1899. Polo and Politics. By Thomas F. Dale.

[2]) In „Mine own people.

[3]) In „The day's work“, Tauchnitz Edition.

[4]) In „Wee Willie Winkie and other stories“. Macmillan & Co. London.

[5]) Ibid.

[6]) In „Plain tales from the hills“, Tauchnitz Edition.

[7]) In „Mine own people“.

Ihr schneller Athem schien anzudeuten, daß sie sich fürchte oder leide, aber weder ihre Augen noch ihr Mund gaben Antwort auf Holden's Küsse. Da war nichts zu sagen oder zu thun. Holden konnte nur warten und dulden. Die ersten Regentropfen begannen auf das Dach zu fallen, und er konnte die Freudenschreie in der verschmachteten Stadt hören.

Die Seele kam etwas zurück, und die Lippen bewegten sich. Holden beugte sich nieder, um zu lauschen. ‚Behalte nichts von mir,' sagte Ameera, ‚nimm keine Haare von meinem Kopf. Sie würde sie Dich doch später verbrennen machen, und die Flamme würde ich fühlen. Näher, komm näher. Erinnere Dich nur, daß ich Dein war und Dir einen Sohn geboren habe. Und wenn Du morgen eine weiße Frau heirathen solltest — die Freude, Deinen Erstgeborenen in Deinen Armen zu empfangen, ist Dir für immer genommen. Denke an mich, wenn Dir Dein Sohn geboren wird, der Sohn, der Deinen Namen vor allen Menschen tragen soll. Sein Unglück komme auf mein Haupt. Ich bezeuge — ich bezeuge' — ihre Lippen flüsterten die Worte an seinem Ohr — ‚daß es keinen Gott gibt außer — Dir, Geliebter.'

Dann starb sie. Holden saß still, und alles Denken war von ihm genommen — bis er Ameera's Mutter den Vorhang heben hörte.

‚Ist sie todt, Sahib?' [1])

‚Sie ist todt.'

‚Dann will ich klagen und nachher das Verzeichniß des Hausraths aufnehmen. Denn der wird mir gehören. Der Sahib wird ihn doch nicht wieder haben wollen. Es ist so wenig, so sehr wenig, und ich bin eine alte Frau. Ich möchte weich liegen'."

In solchen Contrasten, wenn sie auch zartbesaitete Gemüther unsanft berühren mögen, liegt Kipling's Kraft und Reiz; er wendet sie häufig, fast immer an, wenn auch oft in kürzerer, schrofferer Form. Als Holden nach Hause kommt — doch der Dichter spricht besser selbst:

„Die Nachricht von dem Kummer, der ihn betroffen, war schon in seinem Bungalow. Er las die Kenntniß davon in den Augen seines Haushofmeisters, als Achmed Khan Essen herein brachte und zum ersten und letzten Male in seinem Leben eine Hand auf seines Herrn Schulter legte. ‚Iß, Herr,' sagte er, ‚iß; Speise ist gut gegen Betrübniß. Auch ich hab's erfahren. Aber die Schatten kommen und gehen, Sahib, die Schatten kommen und gehen. — Dies sind Eier in Curry.'

Hier ist die Antithese eine doppelte: zwischen der gewöhnlichen Impassivität orientalischer Diener und der außergewöhnlichen Vertraulichkeit Achmed's; zwischen seinen Trostesworten und der Nennung der dargebotenen Speise.

In „Love o'women" [2]), der vielleicht bedeutendsten psychologischen Studie, die Kipling geschrieben, die aber nicht für junge Damen bestimmt ist, stirbt der Held, der schließlich als gemeiner Soldat Handgeld genommen hat und durch seine Ausschweifungen ruinirt ist, in den Armen einer Frau, die er vor Jahren verführt hat, in einem öffentlichen Hause wiederfindet, und die sich auf seinem Leichnam tödtet. Mulvaney, der dem Anfang der Schlußscene beigewohnt hat und fortgelaufen ist, um den Bataillonsarzt zu holen, erzählt:

„Ich konnte sehen, daß die Beiden in der Veranda waren, wo ich sie gelassen hatte, und ich wußte nach der Art, wie ihr Kopf hing, und nach dem Lärm, den die Krähen machten, was vorgefallen war. Es war das erste und das letzte Mal, daß ich erlebt habe, daß eine Frau zur Pistole griff. In der Regel fürchten sie sich vor dem Schuß, aber „Diamanten und Perlen" (wie Love o'women sie früher manchmal Mulvaney gegenüber genannt hatte) that's nicht, sie that's nicht.

---

[1]) Sahib: Herr, Anrede der Inder an die Europäer.

[2]) Aus „Many inventions", The English Library.

Der Doctor berührte das lange, schwarze Haar auf ihrem Kopf (es lag alles lose über des Weiber-Lieblings Waffenrock), und das machte ihn nüchtern. Er stand eine Weile in Nachdenken, mit den Händen in den Taschen, und endlich sagte er mir: ‚Da haben wir einen doppelten Todesfall aus natürlichen Ursachen, aus ganz natürlichen Ursachen, und bei den jetzigen Verhältnissen wird mir das Regiment dankbar sein, wenn es ein Grab weniger zu graben braucht. Issiwasti,‘ sagte er, ‚issiwasti, Gemeiner Mulvaney, die Beiden werden auf meine Kosten zusammen auf dem bürgerlichen Kirchhofe beerdigt werden, und möge der gute Gott,‘ sagte er, ‚dasselbe für mich geschehen lassen, wenn es so weit ist. Machen Sie, daß Sie zu Ihrer Frau kommen,‘ sagte er, ‚gehen Sie und seien Sie glücklich. Ich werde nach Allem sehen.‘

Ich verließ ihn, immer noch nachdenkend. Sie wurden auf dem bürgerlichen Kirchhof begraben mit dem Trauergottesdienst der englischen Kirche. Damals gab's zu viele Begräbnisse, um viel zu fragen, und der Doctor — er ging im nächsten Jahre mit Major — Major van Dyce's Frau durch — sah nach Allem."

In „On Greenwood Hill" erzählt Learoyd die Geschichte seiner Liebe und seines Leides, während Ortheris auf der Lauer liegt nach dem Deserteur von den „Aurangabadis, der in der vergangenen Nacht die Ruhe des weißen Regiments gestört hatte". Bei den letzten Worten des Erzählers: ‚Ja, Sergeant,‘ sagte ich, ‚vergiß sie‘. „Und seitdem bin ich immer am Vergessen gewesen!" feuert Ortheris, und siebenhundert Yards entfernt, auf der anderen Seite der Schlucht, rollt eine weiße Gestalt einen rothen Felsen herab und bleibt mit dem Gesicht in einem Busch blauer Gentianen liegen, während ein großer Rabe aus dem Fichtengehölz heraus flattert, um zu sehen, was es gibt.

„‚Das war ein guter Schuß, kleiner Mann,‘ sagte Mulvaney. Learoyd beobachtete nachdenklich, wie der Rauch sich verzog. ‚Vielleicht war auch mit dem da ein Mädel drin verwickelt,‘ sagte er."

Und in „Little Tobrah"[1], als der Junge eben erzählt hat, wie er seine kleine, blinde, hungernde Schwester, für die er vergeblich eine Mahlzeit zu erbetteln gesucht, in den Brunnen gestoßen hat, da es besser sei, zu sterben als zu hungern, und sie doch nicht sehen konnte mit ihren Augen und nur ein kleines Kind war:

„‚War nur ein kleines Kind,‘ wiederholte die Frau des ersten Stallknechts. ‚Aber was bist Du, schwach wie ein Huhn und klein wie ein eintägiges Füllen, was bist Du?‘

‚Ich, der ich leer war, bin jetzt voll,‘ sagte Klein Tobrah, indem er sich im Staube ausstreckte. ‚Und ich möchte schlafen.‘

Des Stallknechts Frau deckte ein Tuch über ihn, während Klein Tobrah den Schlaf des Gerechten schlief."

Aehnliche Beispiele ließen sich verhundertfachen, aber man würde Unrecht thun, in diesen oft ganz unvermittelten Gegenüberstellungen nur Mache sehen zu wollen; sie sind vielmehr wohl unzweifelhaft das Ergebniß der Lehrjahre des Dichters, in denen er solche Gegensätze des indischen Lebens aus unmittelbarer Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt haben wird. Auch nach einer anderen Richtung hin ist der Einfluß seiner Umgebung nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie bei so manchem anderen Schriftsteller unserer Tage macht sich ein starker Zug zum Geheimnißvollen, Außerirdischen auch bei ihm bemerkbar, aber wenn derselbe z. B. bei Lafcadio Hearn, dem amerikanischen Sänger Japans, auf buddhistisch-japanischen Einflüssen und bei Marie Corelli

[1] Aus „Mine own people".

auf amerikanisch-spiritistischen beruht, sind es bei Kipling hinduistisch-indische, denen wir die gruseligen Geschichten „Bubbling-well road“ [1]), „The return (recrudescence, wie es in früheren Ausgaben hieß) of Imray“ [1]), „the Mark of the beast“ [1]) und nicht zuletzt „The finest story in the world“ [2]) verdanken, in der in einem Bankclerk, Charlie Mears, dunkle Erinnerungen an zwei frühere Verkörperungen, als Galeerensklave an Bord eines altgriechischen Piratenschiffes und als Matrose auf einem Vikingschiffe auftauchen, die der Verfasser vergeblich zu entwirren und zu vervollständigen sucht, bis diese Erinnerungen, wie ein Bengale, Grish Chunder, vorausgesagt bei dem ersten Kuß einer Frau, die sich in den unbewußten Helden der Erzählung verliebt hat, für immer in das Meer der Vergessenheit zurücktauchen.

Grish Chunder ist eine köstliche Figur des jungen, äußerlich anglisirten Indiers, der den Glauben an Alles, nur nicht an seine eigene Ueberlegenheit über die verhaßte weiße Rasse verloren hat.

„‚Ihr seid sehr komische Narren, ihr Engländer,‘ sagte eine Stimme an meinem Ellenbogen, und als ich mich umdrehte, erkannte ich einen jungen bengalischen Studenten der Rechte, Grish Chunder, den sein Vater nach England geschickt hatte, um ihn zu civilisiren. Der alte Mann war ein verabschiedeter eingeborener Beamter, der bei einem monatlichen Einkommen von fünf Pfund es fertig brachte, seinem Sohn zweihundert Pfund jährlich zu geben und ihm die Zügel auf den Hals zu legen in einer Stadt, in der er sich für den jüngeren Sohn eines fürstlichen Hauses ausgeben und Geschichten von den brutalen indischen Bureaukraten erzählen konnte, die das Gesicht der Armen zertreten.

Grish Chunder war ein junger, wohlbeleibter, ausgewachsener Bengale, mit großer Sorgfalt angethan mit Gehrock, hellen Beinkleidern und rothbraunen Handschuhen. Aber ich hatte ihn gekannt in den Tagen, als die britisch-indische Regierung für seine Erziehung auf der Universität bezahlte und er billigen Aufruhr für die Zeitung ‚Sachi Dspan‘ beisteuerte und Verhältnisse mit den Frauen seiner vierzehn Jahre alten Schulkameraden hatte.“

Civilisirt und nach Indien zurückgekehrt, wird Grish Chunder, dem Babu (bengalischer Schreiber) in mißverstandener Popularitätshascherei ein District im Inlande und versuchsweise auch die Verwaltung eines Grenzdistricts anvertraut. In „The head of the district“ [3]) wird dann anschaulich geschildert, wie sich die kriegerischen Stämme der Nordgrenze solchen schwächlichen Velleitäten der maßgebenden Persönlichkeiten gegenüber verhalten.

‚Er ein Sahib?‘ sagt Kola Dad Khan von dem neu zum Vicecommissar von Kot-Kumharsen ernannten Grish Chunder Di, M. A. (Magister artium); ‚er ist ein kala admi — ein schwarzer Mann — zu erbärmlich, um hinter dem Schwanze des Esels eines Töpfers [4]) herzulaufen. Alle Völker der Erde haben Bengalen gezaust. So steht's geschrieben. Du weißt, wohin wir vom Norden gingen, wenn wir Weiber oder Beute wollten? Nach Bengalen, wohin sonst? Was für ein Kindergeschwätz ist das von diesem Sahibthum — und noch dazu nach Orde Sahib.“

Der Versuch mißlingt natürlich, aber Grish Chunder erhält einen anderen Posten, und seine englischen Untergebenen werden getadelt, weil sie ihn nicht genügend unterstützt hätten, obgleich sie die ganze Verantwortung, Arbeit und

---

[1]) Aus „Life's Handicap“.
[2]) Many inventions.
[3]) Aus „Life's Handicap“.
[4]) Der der verachtetsten Kaste angehört.

Gefahr zu übernehmen gezwungen gewesen waren. — Auch die Schilderung des Mohammedaners Wali Dad (in „On the city wall")[1]), der kein Mohammedaner ist, sondern ein Product — ein „Demnition product" (vide Dickens), — und der es den Engländern verdankt, daß er keinen Satz beenden kann, ohne aus einem von ihren Schriftstellern zu citiren, ist von einer stupenden Naturwahrheit, besonders in der Scene, in der er sich verächtlicher denn je zuvor über seinen Glauben ausgesprochen und erklärt hat, nicht zu begreifen, wo das Vergnügen stecke, zwanzigtausend Mal in einer Nacht „Ya Hasan, Ya Hussein" zu sagen, um sich dann schließlich mit einem Fluch und dem verlachten Schrei auf den Lippen in das Getümmel der Prügelei zu werfen, die bei Gelegenheit der Feier des Moharrem durch die Mohammedaner zwischen diesen und den Hindu ausgebrochen ist. — Auch „Pagett M. P."[2]), der in sechs Wochen Indien durchreist, lange Reden über die Nothwendigkeit der Einführung eines liberalen Wahlgesetzes hält und über die englischen Beamten schimpft, die in goldenen Palästen den Schweiß des Volkes verprassen, entgeht dem wohlverdienten Spott nicht. Im Gegensatze zu den lächerlichen Declamationen der Faddisten gibt „At the end of the passage" eine tief ergreifende Schilderung der körperlichen und seelischen Leiden, unter denen die im Inland vereinzelten englischen Beamten oft zusammenbrechen. Ein Meisterstück der politischen Satire aber ist die Beschreibung, die Hafiz Ullah Khan in „One view of the question"[3]) von dem parlamentarischen System in England und seinem Einfluß auf die Beziehungen des Mutterlandes zu Indien, wie sie dem Inder erscheinen müssen, entwirft:

„Gewisse Leute, die sich selbst dazu ernennen, gehen herum und sprechen zu den Niedriggebornen, den Bauern, den Handwerkern, die Leder bearbeiten, den Tuchhändlern und den Frauen: ‚Gebt uns die Erlaubniß, durch Eure Gnade im Rath für Euch zu sprechen.' Wenn sie wegen der großen Verheißungen, die sie machen, diese Erlaubniß erhalten haben, so kehren sie in den Rathssaal zurück und sitzen dort, sechshundert und Einige, unbewaffnet zusammen und sprechen, Jeder aufs Gerathewohl für sich und seine niedrig geborne Gefolgschaft. Die Veziere und Diwans der Kaiserin müssen bei ihnen immer um Geld betteln, und wenn nicht mehr als die Hälfte der Sechshundert eines Herzens sind, was das Ausgeben der Einkünfte anbetrifft, so kann im ganzen Lande kein Pferd beschlagen, kein Gewehr geladen und kein Mann angezogen werden. Denke immer daran! Die Sechshundert sind über der Kaiserin, über dem Vicekönig von Indien, über dem Haupt der Armee und über jeder anderen Macht, die Du je gekannt hast. Weil sie den Beutel halten ... Der Telegraph ist der Diener der Sechshundert, und alle Sahibs in Indien ohne Ausnahme sind die Diener des Telegraphen. Auch halten die Bettler, wie Du weißt, jährlich, was sie ihren Congreß nennen, heute an einem Platz und morgen an einem anderen, und säuern Bengalen mit Gerüchten, indem sie das Gerede unter dem niedrig gebornen Volk wiederholen und verlangen, daß sie wie die Sechshundert die Ausgaben controliren sollen. Und sie werden jeden Punkt und Buchstaben über die Köpfe der Gouverneure und Vicegouverneure, und wer immer Macht hat, hinweg bringen und mit Geschrei vor die Füße der Sechshundert in London werfen; und gewisse unter den Wortverdrehern und den Weibern, die nicht geboren haben, werden ihren Forderungen zustimmen, und Andere werden

[1]) Aus „In Black and White" zusammen mit „Soldiers three": Tauchnitz Edition.
[2]) Aus „Other verses, in „Barrack-Room ballads" etc.
[3]) Aus „Mine own people".
[4]) Aus „Many inventions".

der Uneinigkeit müde werden. So wird neue Verwirrung in den Rath der Kaiserin gebracht werden, ebenso wie die Insel nahebei unterstützt und gestreichelt wird in dem glimmenden Kriege, von dem ich Dir geschrieben . . ."

Kein erfreuliches Bild, aber eins, das der Auffassung der meisten Anglo-Inder entspricht, und dessen furchtlose Wiedergabe nicht wenig zu der Popularität beigetragen hat, die der Verfasser in dem engeren Kreise seiner Landsleute in Indien genießt.

Aber Kipling hat auch noch Anderes als Menschen unter der heißen Sonne Indiens gefunden; das Thierleben dort hat ihm, wenn auch in der phantastischen Form der Thierfabel, den Stoff zu den beiden Bänden des „Jungle Book" gegeben. Es ist die Geschichte Mowgli's, die darin erzählt wird. Als nackter Menschen-Säugling wird Mowgli von einem Wolfspaare adoptirt, von dem braunen Bär und dem schwarzen Panther unterrichtet und von Akela, dem Führer des Wolfsrudels von Sekonee, und Kaa, dem gewaltigen Python, beschützt und vertheidigt. Aber trotz dieser Freunde stößt der Wald ihn aus, als er heranwächst, und auch die Menschen wollen nichts von ihm wissen. Verbittert und traurig streift er mit seinen vier Gefährten umher, den Wölfen des Wurfs, mit denen er zusammen aufgewachsen, bis ihn die Liebe endgültig zu den Menschen zurückführt. Spätere Kritiker mögen sich die Köpfe darüber zerbrechen, wie es gekommen, daß, wie der Dichter gleich dem japanischen Maler, der sein Bild des Kranichs mit dem Schnabel beginnt, dazu gekommen ist, seine Schilderung mit der Schlußscene „In the Rukh" („Many inventions") zu beginnen, in der der unvergleichlich gezeichnete „dot damned old Müller, der Inspecdor-General of the Woods and Forests" an den Narben an den Knieen und Ellbogen Mowgli's seine Jugenderlebnisse erkennt. Uns sollen die urwüchsige Frische und wirkliche Naivität der Erzählungen, denen glücklicher Weise jede Spur parodistischer Beimischung fehlt, genügen. Auch die anderen in den beiden Bänden befindlichen Geschichten, die sich nicht auf Mowgli's Erlebnisse beziehen, „The white Seal", „Rikki-Tikki-Tavi", „Toomai of the Elephants", „The Miracle of Pursee Bhagat" u. a., sind wahre Perlen der Fabulirungskunst; die Bände, die sie enthalten, kann man Jedem, und nicht am wenigsten Kindern, in die Hände geben; immer und immer wieder werden sie von allen Denen mit reinem Vergnügen und Genuß gelesen werden, für die es ein Bedürfniß ist, sich von Zeit zu Zeit aus dem Lärm und Streit des Lebens in das Reich der Phantasie zu flüchten, um dort neue Kraft und neue Lust für weitere Kämpfe zu schöpfen.

Das literarische Talent Kipling's, so bedeutend und unbestritten es auch sein mag, genügt nicht, um allein den großen Erfolg zu erklären, den er in England wie auch in den Vereinigten Staaten errungen hat. Andere Elemente haben zu demselben mitgewirkt und müssen mit in Betracht gezogen werden. Kipling ist in gutem Sinne Gelegenheitsdichter. Er fühlt den Pulsschlag der Massen, vielleicht bevor sie selbst eine Beschleunigung desselben bemerkt haben, und bringt, was sie unbestimmt ahnen, in eine poetische Form, die, wenn sie nicht als besonders hohe Kunst anzusehen ist, ihn zum Barden der Armee, der Marine und — der imperialistischen Tendenzen des modernen Englands

gemacht hat. Als Imperialist ist Kipling grob und rücksichtslos wie seine Prototypen auf anderen Gebieten, die sehr Ehrenwerthen Herren Chamberlain und Cecil Rhodes und der nicht minder Ehrenwerthe Lord Curzon, aber er trifft damit die herrschende Stimmung, und wenn uns z. B. in seinem „Soldier an' Sailor too“ [1]) die Häufung burlesker Adjectiva: „harumfrodite — cosmopolouse — procrastitutes — und chrysantemums“ zur Bezeichnung der Marinesoldaten, der „Tümmler“, wie es in unserer Matrosensprache heißt, wenig anmuthet und Alles, nur nicht poetisch erscheint, so verhindert das nicht, daß der Dichter, als er an Bord des Flaggschiffes „Majestic“ des Aermelkanal-Geschwaders dieses Gedicht und ein anderes, „The flag of old England“, vorgelesen hatte, von acht seiner Zuhörer unter dem begeisterten Zuruf Hunderter von Seeofficieren und beim Klang der vereinigten Musikbanden der Flotte auf dem Deck des Schlachtschiffes im Triumph herumgetragen wurde. Solche Scenen sprechen mehr für den Einfluß, den ein Dichter auf die Herzen seines Volkes gewonnen, als bogenlange Zergliederungen seines Werthes oder Unwerthes erklärlich oder unerklärlich machen können. Ein Kritiker hat behauptet, daß Kipling Musik schreibe, und daß er die Melodie lange im Kopfe habe, ehe er die Worte dafür finde; für einzelne seiner Gedichte ist das unzweifelhaft richtig — ob auch nur für die Mehrzahl, mag zweifelhaft erscheinen.

Auch mit seinen Seegeschichten, wie „The ship that found herself“ [2]) — „Judson and the Empire“ [3]) und anderen hat Kipling unzweifelhaft den rechten Ton für seine Landsleute getroffen, in noch höherem Maße aber mit dem kleinen Heftchen „A fleet in being“ [4]), das eine zweimalige Fahrt auf einem Kreuzer des Kanalgeschwaders schildert und in drei Monaten vier Auflagen mit 35 000 Exemplaren erlebte. In kurzen Absätzen mit packenden Ueberschriften gibt der Verfasser eine humorvolle Schilderung des Lebens an Bord eines Kriegsschiffes, des Dienstes auf demselben und im Geschwader, von dem, was Officiere, Midshipmen und Matrosen einander erzählen, und von der gewaltigen Macht der Zerstörung und der Verantwortung, die in der Hand jedes einzelnen Capitäns und in noch höherem Maße in der eines Admirals liegen. Das Gefühl der Größe und Unüberwindlichkeit der englischen Seemacht, das aus jeder Seite des Büchelchens spricht, hat einen Widerhall in den Herzen aller Engländer gefunden.

Ebenso hat Kipling in Betreff der Vereinigten Staaten in seinem „The white man's burden“ imperialistischen Tendenzen Ausdruck gegeben, freilich in dem Sinne, daß der weiße Mann die Lasten und Mühen der Regierung und Erziehung niederer Rassen im Interesse der Civilisation auf sich nehmen müsse.

In Vorstehendem ist versucht worden, wenigstens in großen Umrissen der vielseitigen literarischen Thätigkeit des Dichters gerecht zu werden. Es erübrigt nur noch, seiner drei größeren Werke: „The light that failed“ [5]) — „The

[1]) Aus „The seven seas“. Tauchnitz Edition.
[2]) Aus „The day's work“.
[3]) Aus „Many inventions“.
[4]) Macmillan & Co. London. Zuerst in der „Morning Post“ veröffentlicht.
[5]) The English Library.

Naulakha“ [1]) und „Captains courageous“ [2]), zu gedenken, von denen die beiden ersten weder seinen Ruhm begründet haben würden noch sehr viel zu demselben beigetragen haben. „Captains courageous“ dagegen stellt sich würdig seinen besten Arbeiten an die Seite. Der Gegenstand der Novelle ist im Wesentlichen derselbe wie der in Pierre Loti's „Pêcheurs d'Islande“, die Schilderung des Lebens auf einem in der Hochseefischerei beschäftigten Fahrzeuge. Aber während bei dem süßlichen und unwahren französischen Akademiker selbst das Seewasser nach Patschuli zu riechen scheint, weht in dem Kipling-schen Buche die echte, wahre Salzwasserluft. Der Sohn eines amerikanischen Milliardärs — um den neuesten Ausdruck zu gebrauchen —, der auf den ersten Seiten des Buches mit allen seinen Untugenden vortrefflich geschildert wird, fällt von einem Passagierdampfer ins Meer, wird von einem Fischerfahrzeuge gerettet und kehrt nach mehrmonatlichem Aufenthalt an Bord desselben gebessert in die Arme seiner Eltern zurück, die ihn als verloren beweint hatten. Ein Buch für gute Kinder und solche, die es werden wollen, aber so frisch und lebensfreudig, mit so köstlichen Personen und Episoden, daß Niemand es ohne Interesse lesen und ohne Befriedigung aus der Hand legen dürfte. Disco Troop, der Führer des Schooner's „Hier sind wir“, der sich nie in seinen Urtheilen irrt und den Helden des Buches, der von den Reichthümern seines Vaters erzählt, für geistig gestört hält; Disco's Sohn, Dan, der sich nach der langen Seereise auf das Nachthemd am Lande freut, in dem man endlich seine Zehen wieder bewegen könne; Onkel Salters, der aus einem Farmer ein Seefahrer geworden ist, aber sich von seinen landwirthschaftlichen Gedanken und Anschauungen nicht frei machen kann; Penn, ein früherer Missionar, der bei dem Bruch des Reservoirs in Johnstown Frau und Kinder und die Erinnerung an seine ganze Vergangenheit verloren hat und den Verstand nur auf kurze Zeit wiederfindet, um mit einem Vater zu beten, der seinen Sohn vor seinen Augen hat untergehen sehen; der frühere Kriegsschiffsmatrose Tom Platt, der Portugiese Manuel, der schwarze Koch, der gälisch spricht: sie alle sind meisterlich gezeichnet, und nicht am wenigsten Harvey Cheyne, der Taugenichts, sein Vater und seine Mutter, die nicht begreifen kann, was das für Frauen in der Sommerfrische des kleinen Hôtels in Gloucester sein mögen, von denen keine ein Kleid trägt, das über hundert Dollars gekostet hat, und die doch etwas haben sollen, was sie nicht besitzt. Aber Mama Cheyne, die das ist, was der Amerikaner ein „silly woman“ nennt, gewinnt doch unser Herz, wenn sie in dem Expreßzug, der sie in weiter Fahrt ihrem wiedergefundenen Sohne entgegenführt, Hut und Handschuhe nicht ablegen will, weil sie sonst das Gefühl hat, als ob sie nicht vorwärts käme, und immer nur das eine Wort: „Vorwärts, vorwärts“ wiederholen kann. Und wenn, nachdem sie an Bord des kleinen Fahrzeuges gewesen, Alles gesehen und Allen gedankt hat, der „lange Jacob“ sagt: „Und wer soll die ‚Hier sind wir‘ jetzt noch benutzen? Kommt's mir doch vor, als ob sie aus dem allen eine Kirche gemacht hätte“, so werden Viele finden, daß er gar nicht so Unrecht hat.

---

[1]) The English Library.

[2]) Tauchnitz Edition.

Die Besprechung eines lebenden Dichters kann nicht schließen, ohne einen Blick in seine Zukunft zu versuchen. Henry James [1]), der eine Einleitung zu den „Soldiers three“ geschrieben hat, meint — und wir werden ihm darin beistimmen müssen — die Stärke des Dichters liege in den kurzen Geschichten, in der Behandlung der Episoden, und die Thatsache, daß Kipling dies richtig erkannt habe, stelle ihm noch eine lange Reihe von Erfolgen in Aussicht. Ein anderer Reviewer, Andrew Lang [2]), der bereits 1890 „The courting of Dinah Shadd and other stories“ durch ein Vorwort eingeleitet hat, spricht sich ebenfalls dahin aus, daß abgewartet werden müsse, ob Kipling im Stande sein werde, „eine lange Novelle oder vielmehr eine Novelle von dem gewöhnlichen Umfange zu schreiben“, und fügt hinzu, daß wenige Menschen in beiden Formen der Dichtung, kurzen Geschichten und langen Novellen, Bedeutendes geleistet hätten, und daß Kipling unzweifelhaft in der einen dieser Gattungen Vorzügliches hervorgebracht habe.

Beide dürften darin Recht haben, daß Kipling's Feld bisher ausschließlich das der kurzen Geschichte, der Novellette gewesen ist, und daß seine Versuche, längere Novellen zu schreiben, bis jetzt nicht besonders glücklich gewesen sind. Denn selbst „Captains courageous“ ist im Grunde nur eine Aneinanderreihung von Episoden, von denen die meisten mit geringen Abänderungen für sich bestehen könnten.

In einem anderen Punkte hat Mr. Andrew Lang wenigstens theilweise Unrecht gehabt, darin nämlich, daß er für Kipling keine recht volksthümliche Popularität voraussah. Kipling ist heute nach der Zahl der Auflagen seiner Werke und der abgesetzten Exemplare derselben einer der populärsten, wo nicht der populärste Schriftsteller in englischer Sprache, wenn viele seiner Sachen auch immer Caviar für das Volk bleiben werden. Wie lange er diese Stelle behaupten wird, ob sein Stil, seine Mache, sit venia verbo, seine Stoffe nicht auf die Dauer wie eine zu stark gewürzte Speise den Geschmack seiner Leser abstumpfen und ihn wie manchen Anderen zu Uebertreibungen drängen werden, die aufhören Kunst zu sein und banal sind und wirken: das kann nur die Zukunft entscheiden. Der aufmerksame, sehr aufmerksame Leser von Kipling's Werken findet in ihnen manche sich wiederholenden Worte, Sätze, Anklänge und Erinnerungen, die die Vermuthung nahe legen könnten, als ob eine Erschöpfung des heute so reichlich sprudelnden Quells wenigstens nicht unmöglich sein und aus dem Phänomen — denn das ist Kipling heute, wie Bret Harte es einst war — ein Novellenschreiber mittlerer Güte werden könnte, wie der Letztere zu einem solchen geworden ist. Dagegen muß man wieder hervorheben, daß Kipling's neuestes, nach dreizehnjähriger literarischer Productivität veröffentlichtes Buch, „The day's work“, keine Spur einer Abnahme der Kraft nach irgend einer Richtung hin zeigt, und daß einige der in demselben enthaltenen

---

[1]) Geboren 1843, amerikanischer Novellist, vielfach als der Chef der englischen analytischen Schule angesehen.

[2]) Geboren 1844, ein vielseitiger Schriftsteller, Literarhistoriker und Kritiker, nicht zum mindesten bekannt durch seine Controverse mit Max Müller und dessen Schule über die Auslegung von Fragen der Mythologie und Volkssagen.

Geschichten, wie z. B. „William the Conqueror“, „The Maltese cat“ und „The tomb of his ancestors“, zu dem Besten gehören, was er geschrieben hat. Was er zu vermeiden haben wird, dürfte das Hineinbringen abstruser kosmogonischer, philosophischer und spiritistischer Conceptionen in seine Erzählungen sein, wie z. B. in die ebenfalls in dem letzten Bande enthaltenen „The Bridge builders“ und „The Brushwood Boy“, was sonst den Gedanken erwecken könnte, als ob den Dichter zeitweilig das Gefühl beschleiche, daß seine Geschichten jetzt eines besonderen Ausputzes bedürften, um die frühere Wirkung hervorzubringen.

Kipling's Stil ist ein sehr scharfer und pointirter, in manchen Beziehungen fast unenglischer, wenn er die Sprache auch mit seltener Meisterschaft handhabt. Die Ursache dafür mag in den Gegenständen liegen, die er wählt. Wie Mr. Lang sagt, macht es den Eindruck, als wenn er nicht über das alltägliche englische Leben zu schreiben im Stande wäre. Jedenfalls erhöht seine Art zu schreiben die Schwierigkeiten der Uebersetzung sehr bedeutend und die häufige Anwendung verschiedener Dialekte und des Rothwelsch (Slang), besonders in den Soldatengeschichten, macht eine gute Uebersetzung, die Form und Geist des Originals wiedergeben würde, fast zur Unmöglichkeit. Kipling wird daher für die deutsche Lesewelt, soweit sie nicht der englischen Sprache mächtig ist, in der Gesammtheit seiner Werke wohl kaum jemals ganz zugänglich werden, was um so mehr zu bedauern ist, als seine Schilderungen indischer und militärischer Verhältnisse neben ihrem literarischen Werth unzweifelhaft auch einen didaktischen besitzen. Von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ist, wie schon erwähnt, eine recht gute Uebersetzung von „The light that failed“ veröffentlicht worden, der sich eine im achten Heft 1899 von „Aus fremden Zungen“ erschienene von „William the Conqueror“ würdig anschließt. Auch in den in Reclam's „Universal-Bibliothek“ veröffentlichten „Schlichten Geschichten aus Indien“ hat der Uebersetzer den Ton des Originals meistens gut getroffen.

Griechenland unter den Römern.

Von
L. Friedlaender.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

Die Schattenseiten des städtischen Lebens mußten bei Denen, die ihnen am meisten ausgesetzt waren, die Sehnsucht nach dem Frieden und der Unschuld des Landlebens erwecken. Die Vergleichung von Stadt und Land, ein bei Dichtern und Rhetoren gleich beliebtes Thema, wird in der Regel zu Gunsten des letzteren ausgefallen sein. Auch Dio hat es in diesem Sinne behandelt. In seinem „Jäger" hat er, wie ein byzantinischer Autor sagt, gezeigt, „daß das geschäftslose Leben, auch wenn es arm wäre, um Vieles angenehmer ist, als das im Lärm und der Schwelgerei der Städte verbrachte". Dios „Jäger" ist eins der anziehendsten Stücke der späteren griechischen Literatur, und seine Schilderung einer in ihrer Abgeschiedenheit von der Verderbniß wie von der Verfeinerung der Civilisation gleich unberührten Existenz zeichnet sich durch eine Anmuth, Frische und Lebendigkeit aus, die ihr nur ein wirkliches Erlebniß geben konnte. Nur in dem Bemühen, den Contrast zwischen ländlicher Unschuld und städtischer Corruption möglichst grell erscheinen zu lassen, verräth sich der Rhetor.

Ich setzte, so erzählt er[1]), mit einigen Fischern in einem ganz kleinen Fahrzeug von der Insel Chios nach dem Festlande über. Es war schon Spätherbst, ein Sturm überfiel uns, und mit Mühe und Noth retteten wir uns an die Ostküste von Euböa. Das Fahrzeug ging an dem felsigen Ufer zu Grunde, die Fischer begaben sich zu einigen Purpurschneckenfängern, die dort an der in der Nähe vorspringenden Landzunge vor Anker lagen, und gedachten ihnen eine Zeit lang bei der Arbeit zu helfen. So blieb ich allein, ohne zu wissen, in welcher Stadt ich Zuflucht suchen sollte, und schlenderte die Küste entlang, in der Hoffnung, ein ankerndes oder vorüberfahrendes Schiff zu erblicken. Als ich eine große Strecke gegangen war, ohne auf Menschen zu stoßen,

---

[1]) Die Erzählung ist hier vielfach abgekürzt.

sah ich einen Hirsch, der eben von einer Klippe herabgestürzt war, unmittelbar an der Brandung, von den Wellen bespritzt, noch röchelnd. Bald darauf vernahm ich Hundegebell von der Höhe her, das aber unter dem Rauschen des Meeres kaum herauszuhören war. Mit Mühe stieg ich einen Felsen hinan und sah nun die Hunde suchend hin und her laufen, offenbar war das Wild, von ihnen bedrängt, den Abhang hinab gesprungen. Bald erschien auch der Jäger, ein Mann mit vollem Bart und starkem Lockenhaar. Der fragte mich: Fremder, hast du irgendwo einen fliehenden Hirsch gesehn? Und ich antwortete: der liegt schon unten in der Brandung, führte ihn hin und zeigte ihm das Thier. Nun schleppte er es aus dem Wasser, zog mit dem Messer das Fell herunter, wobei ich mit angriff, so gut ich es vermochte, schnitt die hinteren Keulen ab und lud sie sammt dem Fell auf. Er forderte mich auf, mitzugehen und an dem Braten Theil zu nehmen, sein Haus sei nicht weit.

Du kannst, sprach er, morgen früh wieder an den Strand gehn, wenn du die Nacht bei uns geschlafen hast; für jetzt ist es nicht möglich, in See zu gehn. Ich will wünschen, daß der Wind sich nach fünf Tagen legt, aber es ist nicht dazu angethan, wenn die Wolken so wie jetzt auf den Höhen von Euböa festgelagert sind. Dann fragte er mich, woher und auf welche Weise ich ans Land gekommen, und ob das Schiff nicht verloren gegangen sei. Ich beantwortete seine Frage, und er sagte, an dieser wilden und felsigen Küste — sie heiße die hohle Bucht von Euböa — könne sich ein Schiff kaum jemals retten und Menschen selten. Er versprach gutmüthig, für mich Sorge tragen zu wollen. Du scheinst mir, fügte er hinzu, ein Städter zu sein, ein Schiffer oder Arbeiter bist du nicht, sondern nach deinem kümmerlichen Aussehen ein gebrechlicher Mann. Ich folgte ihm mit Vergnügen; beraubt zu werden, fürchtete ich nicht, da ich nichts hatte als meine abgenutzte Kleidung. In solchen Tagen habe ich oft erprobt, da ich mich auf einer beständigen Wanderung befunden habe, daß Armuth in Wahrheit heilig und unverletzlich ist und sicherern Schutz vor Kränkung gibt als der Heroldsstab des Gesandten.

Es waren ungefähr vierzig Stadien (eine deutsche Meile) bis zu der Stelle, wohin er mich geleitete. Im Gehen erzählte er mir von dem Leben, das er mit Frau und Kindern führte. Wir sind unsrer zwei, sagte er, die an demselben Ort leben, und haben zwei Geschwisterkinder zu Frauen, die uns Söhne und Töchter geboren haben. Zumeist leben wir von der Jagd, ein wenig bauen wir auch das Feld. Das Land gehört uns nicht. Unsere Väter waren zwar freie Leute, aber ebenso arm wie wir, und weideten für Lohn die Rinder eines reichen Mannes von hier auf unsrer Insel, der viele Herden von Pferden, Rindvieh und Schafen und viel schönes Land besaß, auch sonst großes Vermögen hatte — alle diese Berge gehörten ihm. Als er starb, wurde sein Vermögen eingezogen, man sprach auch, der Kaiser habe ihn wegen seines Reichthums umbringen lassen; die Herden trieben sie gleich zum Schlachten fort, und einige Kühe, die unser eigen waren, mit; Lohn aber wollte Niemand zahlen. Da mußten wir nun bleiben, wo wir waren; einige Stücke Vieh hatten wir noch, und Hütten und eine hölzerne Einfriedigung, nicht groß noch stark, hatten wir uns wegen der Kälber für die Sommerzeit gemacht. Im Winter

weideten wir auf den Triften, wo hinreichende Weide war, und überdies hatten wir Futter vollauf liegen. Im Sommer trieben wir auf die Berge. Das Gehöft haben wir hier erbaut, weil der Boden Abfluß hat; auf beiden Seiten sind auch tiefe und schattige Schluchten, und mitten durch fließt ein Wasser, das nicht reißend ist, so daß Kinder und Kälber leicht darin gehen können, und es ist rein und reichlich, denn die Quelle entspringt in der Nähe. Auch weht hier im Sommer stets ein frischer Luftzug, und die Waldung ringsumher hat weichen und überrieselten Grund und erzeugt wenig Bremsen und andere Plagen des Viehes. Unter den hohen, einzeln stehenden Bäumen ist auch viel trefflicher Wiesenwuchs und Alles den ganzen Sommer hindurch voll blühender Kräuter, so daß die Herde sich nicht zu zerstreuen braucht.

So waren unsere Väter damals in den Hütten geblieben, bis sie wieder Arbeit fanden, und hatten sich von dem Anbau eines kleinen Ackers neben dem Gehöft genährt, der ihnen hinreichenden Ertrag gab, da sie Dünger vollauf hatten. Da sie nun mit den Rindern nicht mehr zu schaffen hatten, legten sie sich auf die Jagd. Mit der Zeit gewöhnten sich auch die Hunde, mitzulaufen. Im Anfang verfolgten sie nur die Wölfe eine Strecke weit, um Säue und Hirsche kümmerten sie sich nicht; erblickten sie aber einen Menschen, so stellten sie sich zusammen, bellten und fielen ihn an. Als sie aber Blut von Säuen und Hirschen geleckt und sich gewöhnt hatten, statt Gerstenbrei Fleisch zu fressen, auch hungern mußten, wenn nichts erlegt war, und nur nach glücklicher Jagd zu fressen bekamen, wurden sie immer eifriger, verfolgten Alles, was sich zeigte, nahmen Fährte und Geruch wahr und wurden endlich aus Hirtenhunden spät dressirte und etwas unbeholfene Jagdhunde. Wenn der Winter kam, war keine Arbeit zu thun, denn in ein Dorf oder eine Stadt gingen unsere Väter nicht hinab. Sie verwahrten dann die Hütten besser, machten das Gehöft fester und fuhren fort, das Feld zu bestellen. Die Jagd war im Winter leichter, denn die Spuren sind in dem feuchten Boden sichtbarer; wenn aber Schnee liegt, sind sie schon aus der Ferne kenntlich, so daß man nicht lange zu suchen braucht, sondern wie auf einem Pfade auf das Wild losgeht. Auch ist das Wild im Winter weniger scheu und behende. Man kann manchmal Hasen und Rehe im Lager greifen.

Unsere Väter gaben uns jeder seine Tochter dem Sohne des Anderen zum Weibe. Im vorigen Jahre sind sie gestorben; sie hatten, wie sie sagten, eine sehr hohe Zahl von Jahren erreicht, aber sie waren stark, frisch und rüstig geblieben. Von den beiden Müttern ist die meine noch am Leben. Mein Kamerad ist noch niemals in die Stadt gekommen, obwohl er schon fünfzig Jahre alt ist, und ich nur zweimal, einmal als Kind mit meinem Vater, als wir noch die große Herde hüteten. Das andere Mal kam Einer und forderte Geld von uns, als wenn wir es gehabt hätten, und hieß mich mit nach der Stadt kommen. Wir hatten aber auch nicht ein einziges Stück Geld, sonst hätten wir es gern gegeben, und das beschwor ich auch. Wir bewirtheten den Mann, so gut wir vermochten, und gaben ihm zwei Hirschfelle, und ich ging mit ihm in die Stadt, denn er sprach, es sei ganz nothwendig, daß Einer von uns Beiden käme und über die Sache Bericht gäbe. Da sah ich, wie auch

das erste Mal, viele große Häuser und außerhalb eine starke Mauer und darauf viele viereckige Gebäude, das waren die Thürme, und viele Schiffe wie in stillem Wasser, im Hafen ruhig vor Anker liegend. So etwas ist hier nirgends, wo Du gestrandet bist, und deshalb gehen auch die Schiffe verloren. Das sah ich nun Alles dort und vieles Volk auf einer Stelle zusammengedrängt und einen grausamen Lärm und Getümmel, so daß es mir vorkam, als wenn Alle sich in den Haaren lägen.

Jener führte mich nun zu einigen von den Vorgesetzten und sprach mit lachendem Munde: Hier ist der Mann, zu dem ihr mich gesandt habt; er hat aber nichts als sein langes Haar und eine Hürde von starkem, gutem Holz. Die Vorgesetzten gingen dann ins Theater, und ich ging mit. Das Theater ist aber wie eine tiefe, hohle Schlucht, nicht langgestreckt, sondern halbkreisförmig, doch nicht natürlich, sondern von Steinen auferbaut. Doch Du lachst wohl über mich, daß ich Dir etwas beschreibe, was Du selbst gut kennst. Endlich führten sie mich vor. Da sprach einer: Das ist einer von Denen, ihr Männer, die das Gemeindeland[1] schon seit vielen Jahren nutzen, und nicht bloß sie, sondern auch ihre Väter, und unsere Berge abweiden und auf unserem Grund und Boden säen und ernten und jagen und viele Häuser gebaut und Wein gepflanzt haben und vieles andere Gute genießen, ohne Zins zu entrichten oder eine Schenkung nachweisen zu können. Ich glaube gar, sie sind noch nicht einmal in die Stadt gekommen. Und ich machte ein Zeichen der Verneinung, und das Volk lachte, wie es das sah.

Dio schildert nun sehr ausführlich den Verlauf der Volksversammlung, in der die gemeine Habsucht und Lügenhaftigkeit des sykophantischen Angebers mit der Bedürfnißlosigkeit und Aufrichtigkeit des Landmanns gehörig in Contrast gesetzt wird. Der Sykophant übertreibt die Größe des Feldes, das die armen Leute bebauen, unermeßlich und versichert dem Volk, daß von dessen Ertrage täglich drei Liter Mehl an jeden Bürger ausgetheilt werden könnten — hier bricht der Landmann in ein Gelächter aus, und das Volk tobt durch einander —, daß das usurpirte Land ganze Dörfer mit großen Herden Gespannen und Sklaven enthalte; er wirft dann den jetzigen Inhabern vor, daß sie von den Schiffbrüchen an ihrer Küste Vortheil ziehen, und erklärt das ärmliche Aussehen des jetzt Erschienenen für einen Kunstgriff, um das Volk zu täuschen. Ein wohlgesinnter Mann nimmt sich der Angegriffenen an und führt aus, daß die Bebauer des wüst liegenden Gemeindelandes eher Aufmunterung verdienten, da zwei Drittheile dieses Bodens aus Mangel an Bewohnern ungenutzt lägen; man solle ihnen also das bereits in Besitz genommene Grundstück zehn Jahre lang zinsfrei überlassen, und dann erst sollten sie eine geringe Abgabe entrichten. Sei es doch schimpflich, daß dicht an den Stadtthoren sogleich eine Wildniß beginne, während in der Stadt öffentliche Plätze widerrechtlich angebaut würden, die Schafe auf dem Markt weideten und die Statuen im Gymnasium im Korn versteckt wären.

---

[1]) Auf welche Weise das für den Fiskus eingezogene Land in den Besitz der Stadtgemeinde gekommen ist, hat Dio unterlassen anzugeben.

Der Landmann äußert nach dieser Rede seine Bereitwilligkeit, den Wünschen des Volkes nach Möglichkeit zu entsprechen. Von dem Vorsitzenden gefragt, was er geben könne, antwortete er: vier sehr schöne Hirschfelle, was neues Gelächter erregt; die Bärenfelle seien hart und die Bockfelle nichts werth; doch wenn sie sie wollten, sollten sie auch diese nehmen. Er beschreibt hierauf ihren ganzen Vorrath an Nahrungsmitteln und Geräthen — vier Sicheln, vier Hacken, drei Lanzen, zwei Waidmesser und etwas Töpferzeug — und den Viehstand — acht Ziegen, eine kleine Kuh und ein Kälbchen. Der Denunciant wirft ein, das Geld würden sie wohl in der Erde vergraben haben, worauf die Antwort erfolgt: So komm doch, du Narr, und grabe es aus! Wer wird denn Geld in die Erde stecken? Es geht ja doch nicht auf! Was wieder allgemeine Heiterkeit erregt.

Zuletzt vertheidigt sich der Angeklagte gegen den Vorwurf, von Schiffbrüchen Vortheil gezogen zu haben. Er habe am Strande nichts gefunden als von den Wellen ausgeworfene todte Seemöven und diese an die heilige Eiche des Zeus genagelt. Schiffbrüchige habe er immer in seiner Hürde aufgenommen, sie nach Kräften unterstützt, ihnen zu essen und zu trinken gegeben und sie nach bewohnten Gegenden geführt. Glücklicher Weise ist einer von diesen Schiffbrüchigen, der die Gastfreundschaft der guten Leute genossen hat, in der Versammlung gegenwärtig und rühmt eifrig ihre Menschenfreundlichkeit: sie haben sogar das Hemd ihrer Tochter hergegeben, um seine Blöße zu bedecken. Da ging ich denn, sagt der Erzähler, auf den Mann zu und küßte ihn; das Volk aber lachte. Da ward ich gewahr, daß sie in den Städten einander nicht küssen. Jener wohlgesinnte Redner stellt nun den Antrag, den Landmann als Erretter eines und vermuthlich mehrerer Bürger auf Stadtkosten zu bewirthen, ihm für das Hemd seiner Tochter Leibrock und Mantel zu geben und den freien Genuß des von ihm bebauten Grundstücks zu gewährleisten. Dazu fügt er noch aus eigenen Mitteln eine Summe Geldes. Der Landmann läßt sich Rock und Mantel aufnöthigen, weist aber das Geld entschieden zurück. Gebt es meinem Ankläger, sagt er, damit er es in die Erde grabe; er weiß damit Bescheid. Seit jener Zeit, so schließt er seine Erzählung, hat uns Niemand mehr belästigt.

Als er aber zu Ende gesprochen hatte, fährt Dio fort, waren wir bei den Hütten angekommen. Da sagte ich lachend: Aber dein schönstes Besitzthum hast du doch den Stadtleuten verheimlicht, diesen schönen Garten, in dem so viel Gemüse wächst und Bäume stehen. Den, antwortete er, haben wir erst später angelegt. Wir traten nun ein. Den ganzen übrigen Tag brachten wir mit der Mahlzeit zu. Mein Wirth und ich lagerten auf einer hohen Streu von Blättern, die Frau saß neben ihrem Mann, die Tochter, ein Mädchen, das eben ins heirathsfähige Alter getreten (d. h. zwölf bis vierzehn Jahre alt war), wartete auf und schenkte uns süßen, dunkelrothen Wein ein. Die Söhne richteten das Fleisch zu, legten es vor und speisten dann selbst mit. Ich aber pries in meinem Herzen diese Menschen selig und hielt sie für die glücklichsten, die ich je kennen gelernt. Und doch hatte ich die Paläste und Tafeln von Reichen, ja von Statthaltern und Königen gesehen, aber wenn sie mir nie beneidenswerth erschienen waren, mußte ich sie nun beklagenswerth finden, da

ich die freie, unabhängige Armuth dieser Menschen vor Augen sah, die ja auch der Lust an Speise und Trank keineswegs entbehrten, sondern vollauf hatten.

Als wir nun unsere Mahlzeit beendet hatten, kam auch der Kamerad meines Wirthes herein. Ihm folgte sein Sohn, ein stattlicher Bursche, der einen Hasen trug. Als er eintrat, wurde er roth, und während der Alte uns begrüßte, küßte er das Mädchen und gab ihm den Hasen. Nun hörte das Mädchen auf, uns zu bedienen, und setzte sich neben ihre Mutter; an ihrer Stelle wartete der junge Bursche auf. Und ich fragte meinen Wirth: Ist es diese, der Ihr das Hemd auszogt, um es dem schiffbrüchigen Mann zu geben? Nein, sprach er lachend, die hat schon lange einen Mann, einen reichen Mann im Dorf und schon große Kinder. Also, sagte ich, helfen sie Euch wohl aus, wenn Ihr etwas bedürft? Wir bedürfen nichts, antwortete die Frau. Aber sie nehmen von uns, wenn ein Wild erbeutet ist, und Obst und Gemüse, denn sie haben keinen Garten. Weizen haben wir einmal von ihnen genommen, aber nur zur Aussaat, und nach der Ernte wiedergegeben. Wollt Ihr nun, fragte ich weiter, auch diese hier einem reichen Manne geben, damit sie Euch auch Weizen leihe? Der Jüngling und das Mädchen wurden roth. Die, antwortete der Vater, wird einen armen Mann bekommen, einen Jäger wie ich. Und er sah lächelnd den Jüngling an.

Warum, fragte ich, gebt Ihr sie ihm nicht gleich? Soll er vielleicht erst aus dem Dorf kommen? Ich denke, war die Antwort, er ist nicht weit, sondern wohl gar hier drinnen. Und die Hochzeit wollen wir ausrichten, wenn wir einen glücklichen Tag gewählt haben. Woran, fragte ich, erkennt Ihr einen glücklichen Tag? — Wenn der Mond nicht klein ist; auch muß die Luft rein sein, klar und glänzend. Ist er denn, fragte ich, auch wirklich ein guter Jäger? Ich kann, fiel hier der Jüngling ein, einen Hirsch bewältigen und einen Eber abfangen. Wenn Du magst, Fremder, kannst Du es morgen selbst sehen. Hast Du denn auch diesen Hasen gefangen? Er fing sich selbst, sagte er lachend, diese Nacht im Netz. Es war prächtig klar und der Mond so groß, wie er noch nie gewesen ist.

Hier lachten die beiden Alten, der Vater des Mädchens so gut wie der des Burschen, er aber schwieg verschämt still. Nun sagte der Vater des Mädchens: Ich, mein Sohn, will nicht länger warten, sondern Dein Vater, bis er ausgehen kann, um ein Opferthier zu kaufen; denn wir müssen den Göttern bei der Hochzeit opfern. Da sprach der jüngere Bruder des Mädchens: Er hat ja schon ein Opferthier angeschafft, und wir mästen es hinter der Hütte; es ist schon fett. Ist das wahr? fragte er, woher hast Du es denn? Als wir die Wildsau mit Jungen fingen, liefen die anderen davon; eins aber traf ich mit einem Stein und brachte es ins Dorf. Da habe ich ein Ferkel dafür eingetauscht, ihm hinten einen Koben gemacht und es gefüttert. Darum also, sagte der Alte, lachte Deine Mutter immer, wenn ich mich über das Quieken und Grunzen wunderte, und dafür hast Du auch die Gerste verbraucht. Die Kastanien, war die Antwort, taugten nicht zum Mästen. Wollt Ihr das Thierchen sehen, so will ich es hereinbringen. Sie hießen ihn das thun, und er und die Söhne meines Wirths liefen jubelnd hinaus.

Unterdeß brachte das Mädchen aus einer anderen Hütte zerschnittene Speierlinge, Mispeln, Winteräpfel und strotzende Trauben von einer edlen Art und legte dies Obst auf den Tisch, nachdem sie zuvor mit Blättern die Fleischreste abgewischt und frisches Farnkraut untergebreitet hatte. Nun kamen die Knaben unter Lachen und Scherzen mit dem Schwein zurück; ihnen folgten die Mutter des Bräutigams und zwei Brüder, noch kleine Kinder; sie trugen auf Brettern Brote, gesottene Eier und geröstete Kichererbsen. Nach der Begrüßung setzte sich die Frau neben ihren Mann und sprach: Da seht Ihr nun das Opferthier, das der Junge schon so lange auf die Hochzeit gemästet hat. Auch alles Uebrige ist bereit, Gersten- und Weizenmehl haben wir gesiebt; nur ein wenig Wein werden wir noch brauchen, und der ist nicht schwer aus dem Dorf zu bekommen. Ihr Sohn hatte sich dicht neben sie gestellt und sah den Schwiegervater an. Der sprach lächelnd: Vielleicht will er das Schwein noch länger mästen? Es platzt ja schon vor Fett, sagte der Bursch. Und ich fügte, um ihn zu unterstützen, hinzu: Wenn Ihr das Schwein noch fetter machen werdet, wird der Bräutigam Euch mager werden. Jawohl, sprach die Mutter, der Fremde hat Recht, er ist schon ganz abgemagert, und neulich merkte ich auch, daß er in der Nacht wach war und vor die Hürde hinausging. Das war, sagte er, weil die Hunde bellten und ich nach ihnen sehen wollte. Nicht doch, versetzte sie, Du liefst hinaus, weil Du keine Ruhe hattest. Nun wollen wir ihn nicht länger sich härmen lassen. Und damit fiel sie der Mutter der Braut um den Hals und küßte sie; die aber meinte zu ihrem Manne: Wir wollen thun, was sie wünschen.

Und so wurde die Hochzeit auf den dritten Tag festgesetzt und ich eingeladen, so lange dort zu bleiben, was ich mit Freuden that, indem ich an die Hochzeiten der Reichen dachte und all die Freiwerberinnen und das Herumfragen nach Vermögen und Familie, die Mitgiften und Brautgeschenke, die Versprechungen und Schwindeleien, die Contracte und Verschreibungen und zuletzt bei der Hochzeit selbst die nur zu häufigen Zänkereien und Verfeindungen.

III.

Der Vorrang Athens unter den Städten Griechenlands war in der mittleren und späteren Kaiserzeit noch unbestrittener als in der Zeit seiner Macht und Größe. Unter August war es nach Ovid „nur noch ein Name“ gewesen. Sulla, der die von einem Feldherrn Mithridat's vertheidigte Stadt am 1. März 86 v. Chr. mit Sturm nahm, hatte sie zerstören wollen, aber wenn er auch die Lebenden um der Todten willen zu schonen sich entschloß, gab er sie doch seinen Soldaten preis, die ein furchtbares Blutbad anrichteten, und vernichtete mit ihrem Arsenal und ihren Schiffswerften ihren Seehandel für immer. Noch zweimal stellte sich Athen auf die Seite der unterliegenden Partei; auf die des Pompejus gegen Cäsar, der dann als Sieger die Athener fragte, wie oft sie denn der Ruhm ihrer Vorfahren noch retten solle, und auf die des Brutus und Cassius, deren Statuen man neben denen des Harmodius und Aristogiton errichtete, gegen die zweiten Triumvirn. Doch behandelte auch Octavian die Stadt gnädig. Er ließ ihr die Freiheit und ein

Gebiet von etwa 40 Quadratmeilen auf dem Festlande und mehrere Inseln. Dennoch befand sie sich in einer sehr mißlichen Finanzlage. Um diese zu verbessern, trieb sie einen förmlichen Handel mit ihrem Bürgerrecht, bis August es verbot, und wollte wiederholt Inseln verkaufen. Ein Julius Nikanor, der Salamis für sie zurückkaufte, erhielt den Ehrentitel eines neuen Themistokles und, da er Verse machte, auch eines neuen Homer.

Als freie Stadt war Athen von jeder Einwirkung der römischen Beamten eximirt und hatte Gerichtsbarkeit über seine eigenen Bürger, in Civilsachen auch über die dortigen Römer. An der Spitze des Staates stand ein vom Volke gewählter Stadthauptmann (Stratege), der die Sorge für das Getreidewesen und das Recht hatte, den Rath und die Bürgerversammlung zu berufen; die Befugnisse des ersteren, dessen Mitgliederzahl zu verschiedenen Zeiten verschieden war (500, 600, 750, zuletzt 300), waren auf Kosten der letzteren erweitert. Das Collegium der neun Archonten bestand fort, ebenso der Areopag, der neben seiner richterlichen Thätigkeit eine administrative hatte.

Athen war auch in der Zeit seines tiefsten Verfalls, aus dem es sich im Laufe des ersten Jahrhunderts nach Chr. nur sehr langsam erhob, vielleicht die am meisten besuchte Fremdenstadt des römischen Reiches. Auch in seiner Verödung blieb es unvergleichlich schön. Ovid vermochte sich vorzustellen, wie es gewesen war, als noch eine Fülle von Geist, Reichthum und ein festlicher Friede es erfüllten: der Dämon des Neides, sagte er, weinte vor Grimm, wenn er die makellose Herrlichkeit dieser Stadt erblicken mußte. Die wundervollen Werke, mit denen Perikles die Stadt geschmückt hatte, erschienen wie neu und eben vollendet; die Zeit, sagt Plutarch, hatte sie nicht angetastet, ein Duft der Frische schwebte darüber, als wäre ihnen ein ewig blühendes Leben und eine unalternde Seele eingepflanzt worden. Noch mehr als durch diese unvergleichlichen Bauten und die Ueberfülle der Kunstwerke wurden die Römer durch den Reichthum Athens an historischen Erinnerungen angezogen; diese waren es vorzugsweise, die Atticus an seine Lieblingsstadt fesselten, und wie er suchten ohne Zweifel die meisten römischen Reisenden vor Allem die Orte auf, wo die großen Männer der Vorzeit gewohnt hatten, wo sie zu sitzen, sich im Gespräch zu ergehen pflegten, und wo sie bestattet waren. Auch der Wunsch, in die eleusinischen Mysterien eingeweiht zu werden, zog Jahr aus Jahr ein zahlreiche Fremde nach Athen, vor Allem aber das Verlangen, den Unterricht der besten Lehrer, namentlich der Philosophie, zu genießen. Auch die Anmuth des Landes, „von der man sich überall wie von einem sanften Hauch angeweht fühlte“ (man zählt dort 179 ganz und 151 meist sonnenhelle Tage im Jahre), mochte Manche zu dauerndem Aufenthalte bestimmen. Marc Anton erbat nach der Schlacht bei Actium die Erlaubniß, sein Leben hier beschließen zu dürfen, wenn er nicht am Nil leben solle. Zu den vornehmen und reichen Fremden, die sich in Athen für immer niederließen, gehörte ein Enkel des letzten depossedirten Königs von Kommagene: C. Julius Antiochus Philopappus, dem der Königstitel gelassen worden war. Er lebte hier (mit Plutarch befreundet) als Bürger der Stadt, deren hohe Aemter er bekleidete, und gegen die er sich freigebig erwies; das Denkmal, das seine Brüder ihm errichteten, ist noch erhalten.

Eine neue Blüthe verdankte Athen den großen Bauten und Zuwendungen Hadrian's, der die Stadt bedeutend erweiterte, und Marc Aurel's Gründung einer aus der Reichskasse dotirten hohen Schule für Philosophie und Beredsamkeit. Die Zeit ihres höchsten Glanzes wird von der Mitte des zweiten bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts gewährt haben, wo schon die ersten Wellen der Völkerwanderung über die Grenzen Griechenlands zu schlagen begannen. Im Jahre 267 nahmen die Gothen und Heruler Athen ein; ein alter Gothe soll seine Genossen von der Verbrennung einer Bibliothek abgehalten haben: die Germanen würden die Griechen um so leichter besiegen, je mehr Zeit diese auf solchen unnützen Trödel verwendeten. Doch ein Athener aus vornehmer Familie, P. Herennius Dexippus, als Rhetor, Philosoph und Geschichtschreiber berühmt, sammelte ein Heer und trieb die Deutschen aus dem Lande. Alarich, der im Herbst 395 Achaja ohne Widerstand einnahm, schonte Athen, doch Eleusis wurde zerstört. Im Anfange des fünften Jahrhunderts war Athen nur noch durch seinen Honighandel berühmt. Die Hallen des Lyceum standen leer, die Säulengänge waren ihrer Bildsäulen beraubt; Synesius, Bischof von Ptolemais und Cyrenaica, den der alte Ruhm der Stadt zur Reise dorthin bewogen hatte, vergleicht sie mit dem blutenden und leeren Fell eines geschlachteten Opferthieres. Etwa ein Jahrhundert später wurde der Parthenon durch einen Umbau in eine Kirche der Panhagia Atheniotissa verwandelt und mit ihrem Mosaikbilde geschmückt, der Theseustempel dem heiligen Georg geweiht, in der Halle des Tempels des olympischen Zeus eine Kapelle des heiligen Johannes errichtet und eine der dortigen Säulen von einem oder mehreren Säulenheiligen als Sitz benutzt.

Schon in der hellenistischen Periode war die Stadt, an der die gebildete Welt des Alterthums ein ähnliches Interesse nahm wie die jetzige an Rom, von den Fürsten der halbgriechischen Länder (Aegypten, Syrien, Pergamus, Kappadocien), auch dem sehr baulustigen König Herodes von Judäa mit Bauten geschmückt worden; sie alle wollten zugleich ein Denkmal ihrer griechischen Bildung hinterlassen und sich an der würdigsten und berühmtesten Stelle verewigen. Die Nichtvollendung des von Antiochus IV. von Syrien (175—164) begonnenen Baues des Tempels des olympischen Zeus blieb ein Wahrzeichen für Athen, wie die des Doms für Cöln; der Plan einer Anzahl mit Rom befreundeter und verbündeter Fürsten, ihn auszubauen und dem Genius August's zu weihen, wurde nicht ausgeführt; erst Hadrian hat ihn vollendet. Der noch stehende Thurm der Winde ist von einem Syrer, Andronikos, wohl nicht lange vor Christi Geburt erbaut worden. Auch die Römer erwiesen ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen das Mutterland ihrer Cultur am liebsten hier. Pompejus schenkte der Stadt 50 Talente zu baulichen Zwecken; auch Cicero hatte gewünscht, ein Denkmal seiner Liebe zu Athen zu hinterlassen; das noch stehende Thor des neuen Marktplatzes ist aus Spenden Cäsar's und August's erbaut; denn Agrippa wurde für die Erbauung eines Theaters eine Reiterstatue am Aufgange zu den Propyläen errichtet. Hadrian schuf den südöstlichen Theil Athens zu einer neuen, durch ein Bogenthor von der alten Theseusstadt geschiedenen „Hadriansstadt“ mit vorherrschendem

Villencharakter um, deren Kern jener colossale, überaus prächtige Tempel des olympischen Zeus war; den Aquäduct, der sie mit Wasser versorgte, vollendete erst Antoninus Pius; unter Hadrian's Bauten in der übrigen Stadt waren ein Bibliothekgebäude und ein Gymnasium die prachtvollsten. Der einzige Athener, der seine Vaterstadt mit Bauten schmückte, war Herodes Atticus. Sein Odeum der Regilla, ein zu dramatischen und concertartigen Aufführungen bestimmtes, dreistöckiges, sehr reich ausgestattetes, 6000 Personen fassendes Gebäude in römischem Rundbogenstil, am Abhange der Akropolis, das wahrscheinlich mit dem Dionysostheater durch eine Halle verbunden war, hatte eine Decke von Cedernholz, der Fußboden der Orchestra war schachbrettartig mit Tafeln aus pentelischem Marmor und Cipollin belegt. Daß durch diese modernen Bauten Athen die Einheitlichkeit des Charakters seiner Architektur völlig verlor, ist klar. Aufs Grellste contrastirten die korinthisch-römische Ordnung und vollends der Bogen- und Gewölbebau, die Häufung der Motive, die willkürliche Behandlung der Ornamente, die Buntheit der farbigen Materiale mit der edlen Einfalt und stillen Größe der Bauten des Iktinos und seiner Zeitgenossen.

Einen Theil seiner Fremdenfrequenz verdankte Athen seine Erziehungsanstalt für die männliche Jugend, die sich aus einem militärischen Institut entwickelt hatte. Die Epheben, d. h. die jungen Bürger vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten neunzehnten Jahre, hatten ehemals eine zum Kriegsdienst vorbereitende Ausbildung erhalten. Mit dem Aufhören der staatlichen Selbständigkeit Athens nahm das Institut einen neuen Charakter an: die militärischen Uebungen (Speerwerfen, Bogenschießen, Geschützbedienung, Lagerschlagen) wurden aufgegeben, der Cursus einjährig, und der Eintritt war nicht mehr obligatorisch und nicht an ein bestimmtes Alter gebunden und stand auch Fremden frei. In den zahlreichen, auf Steintafeln erhaltenen Listen der Epheben sind unter den auswärtigen Zöglingen wenige aus dem eigentlichen Griechenland, wo, wie gesagt, zahlreiche Städte die Sorge für die Ausbildung ihrer Jugend selbst übernommen hatten; auch wenige Römer, da in Rom die Gymnastik niemals als wichtiges Erziehungsmittel anerkannt war. Groß ist dagegen die Zahl der Zöglinge aus Kleinasien, Syrien, Phönicien und dem bosporanischen Reich, dessen Fürsten Freunde griechischer Bildung waren: offenbar legte man in den halbgriechischen Ländern Werth darauf, die anerkannteste Schule der Hellenisirung durchgemacht zu haben. Im dritten Jahrhundert fand man, daß die Sprachreinheit der Athener durch fortwährenden Verkehr mit jungen Leuten aus Thrakien, Pontus und anderen Barbarenländern, die man aufnahm, weil sie Geld brachten, gelitten habe. Bis auf Marc Aurel schwankt die Zahl der Epheben zwischen 100 und 200, unter ihm stieg sie auf 370. Die Fremden waren zuweilen zahlreicher als die einheimischen; im Jahre 55 betrug die Zahl der Ersteren 114. Unter dem Archontat des Kaisers Hadrian führt ein Verzeichniß 81 Milesier auf, unter Marc Aurel gab es Epheben aus dem ganzen Orient, aus Arabien und Mesopotamien, wie aus Libyen und Aegypten.

Der Hauptzweck des Instituts blieb die gymnastische Ausbildung. Der Leiter desselben war der jährlich vom Volk aus einer der nicht zahlreichen angesehenen Familien, die im dauernden Besitz der Ehrenämter waren, gewählte Kosmet; gewöhnlich wurde er bei der Niederlegung seines Amtes vom Staat durch ein Belobungsdecret, von den Epheben durch eine Statue oder Büste geehrt; von den letzteren haben sich 33 aus römischer Zeit erhalten. Er ernannte die technischen Lehrer, namentlich die (in der Kaiserzeit lebenslänglich angestellten) Hauptlehrer aller gymnastischen Uebungen (die Pädotriben), den Fechtlehrer und den Schleuderwart. Mit dem obligatorischen Unterricht im Laufen, Ringen, Boxen u. s. w. hatte man schon in der vorrömischen Zeit einen facultativen literarischen verbunden. In einem Decret werden die Epheben wegen ihrer Lernbegierde, ihres Besuchs von Vorlesungen (namentlich philosophischen) und guten Betragens gelobt; der Kosmet, weil er für ihren Eifer und ihre Bildung in den vom Volke vorgeschriebenen Studien Sorge getragen. Die Epheben besaßen eine Bibliothek, die sie durch Anschaffungen vermehrten. Unter Hadrian wird ein Gesanglehrer erwähnt, der die Lobgesänge auf den Kaiser einübte. Bei Festspielen erwiesen die Epheben nicht bloß ihre turnerische Leistungsfähigkeit (auch in mindergewöhnlichen Wettkämpfen, wie Fackellaufen, Laufen in voller Rüstung, Regatten), sondern rangen auch mit Gedichten und Lobreden um den Preis; bei der Erinnerungsfeier für Platää fand ein Dialog statt, in dem mindestens zwei Epheben die Tapferkeit der Vorfahren und den Ruhm des Kaisers priesen; zuweilen beschloß die ganze Körperschaft die Rede eines Mitgliedes auf einer Steintafel einmeißeln zu lassen.

Man suchte auch den Patriotismus und das religiöse Gefühl bei den attischen Epheben zu wecken und zu nähren. Sie nahmen nicht bloß an den Gedächtnißfeiern der Perserschlachten, sondern auch an einer Feier Theil, die jährlich an dem Gesammtgrabe der für das Vaterland Gefallenen stattfand. Bei den Processionen an Götterfesten trugen sie heilige Bilder und Geräthe; bei Opfern leisteten sie Hülfe durch Bändigung und Vorführung der Opferstiere und brachten den Göttern selbst Opfer und Gaben (z. B. silberne Schalen) dar. Bei den großen jährlichen Processionen nach Eleusis hatten sie die Ordnung auf der heiligen Straße aufrecht zu erhalten. Im Schmuck der Waffen und mit Myrten bekränzt schritten sie in Reihe und Glied einher, und zwar in schwarzen Mänteln, bis Herodes Atticus die ganze Körperschaft mit weißen beschenkte, und sangen die Lobgesänge auf die Gottheiten mit. In einem Decret heißt es ausdrücklich, daß sie an der Verehrung der Götter durch den Staat Theil nehmen sollen, damit sie fromme Männer werden mögen. Dem Kosmeten lag die Sorge für die Erfüllung all dieser Vorschriften ob.

Obwohl die Kosten des Instituts vom Staat und reichen Bürgern, namentlich den Kosmeten, seit dem ersten Jahrhundert zum Theil auch von der kaiserlichen Kasse getragen wurden, war der Eintritt doch nur für wohlhabende junge Leute möglich; denn das Herkommen verpflichtete die Epheben zu großen Ausgaben, wie zur Anschaffung von Opferthieren und -Gaben, Ausrichtung von Festlichkeiten, Lieferung des Oels und sonstiger Requisiten für die gym-

nastischen Uebungen (die zuweilen Mehrere gemeinschaftlich übernahmen) u. dergl. Sie hielten Versammlungen, faßten Beschlüsse und ernannten aus ihrer Mitte Beamte, die die Titel der Staatsbeamten (Archon, Strateg, Herold, König, Polemarch, Marktmeister) führten. Natürlich gab es unter ihnen kameradschaftliche Vereine mit verschiedenen Benennungen (Herakliden und Theseiden); auch freundschaftliche Verbindungen von je zweien scheinen häufig gewesen zu sein.

Wenn das Epheneninstitut nur die Jugend der östlichen Länder nach Athen zog, war die als geistiges Centrum der griechischen Welt, als „Hellas von Hellas" anerkannte Stadt während eines halben Jahrhunderts das Ziel Unzähliger im ganzen römischen Reich, die nach der höchsten und feinsten Bildung, namentlich nach Vervollkommnung in Beredsamkeit und Philosophie strebten. Dieser Zudrang steigerte sich sehr, seit Marc Aurel durch die bereits erwähnte Errichtung von hochbesoldeten Lehrstühlen für beide Fächer, nach dem Ausdruck Cassius Dio's, „allen Menschen Lehrer für höhere Bildung gegeben hatte". Die kaiserliche Stiftung bestand bis zum Ende des Alterthums. Von den beiden Lehrstühlen für Beredsamkeit war der kaiserliche mit 10000 Drachmen, der städtische, d. h. auf die Stadtkasse angewiesene, mit 6000 dotirt; die Professoren stammten großentheils aus dem griechischen Osten.

Seit dem Ende des ersten Jahrhunderts bildete eine neue Form der Rhetorik sich aus, deren Virtuosen Sophisten genannt wurden, und die Bedeutung, die sie gewann, die große Anzahl der Talente, die sich ihr zuwandte, die allgemeine leidenschaftliche, ans Unglaubliche grenzende Bewunderung, die sie in der ganzen griechischen Welt hervorrief: alles dies beweist, daß sie nicht bloß dem Zeitgeschmacke völlig entsprach, sondern auch eine tief empfundene Leere im geistigen Leben in einer für die große Mehrzahl der Gebildeten befriedigenden Weise ausfüllte. Der unersättliche Drang nach immer neuer geistreicher Unterhaltung, die Empfänglichkeit für künstlerische Form lebten in der alternden Nation mit unverminderter Stärke fort, aber das reine und sichere Gefühl für wahre Kunst, das sie einst in so hohem Maße besessen, war verloren gegangen.

Die Kunst der Sophisten, die dem entarteten Geschmack der späteren Jahrhunderte so sehr zusagte, war eine Afterkunst. Sie schuf schwer zu handhabende, bis ins Kleinste ausgebildete Formen, genaue und kleinliche Regeln, für jede Art des Stils, jede Art des Gedankenausdruckes, für Satzbildungen und Rhythmen; ob ein Satz spondeisch oder anapästisch anfangen sollte u. dergl., war eine wichtige Frage. Die Virtuosität der Sophisten bestand (wie die der Meistersinger), in der scheinbar mühelosen Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten ihrer Kunst. Die in dem gebildeten Publicum je länger je mehr verbreitete Kenntniß dieser Technik und die unglaublich geschärfte Feinheit des Gehörs erhöhten die Empfänglichkeit und Bewunderung der Zuhörer. Uns erscheint die Redekunst der Sophisten mit ihrer anspruchsvollen Formenkünstelei bei völligem Mangel an Inhalt, mit ihrer süßlichen Affectation, ihrer gespreizten Unnatur, ihrem Schwulst und Bombast als widerliche Caricatur

jener alten, großartigen Beredsamkeit, die sie in erneuerter Gestalt reproduciren wollte; zu ihr verhielt sie sich wie die Kunst des Bernini zu der des Phidias. Diese Rhetorik strebte nach Alleinherrschaft im Gebiet der redenden Künste; sie wollte nicht bloß die Geschichtschreibung und Philosophie sich unterwerfen, sondern auch die Poesie verdrängen oder in ihr eigenes Gebiet hinüberziehen, indem sie sich der poetischen Gegenstände und Darstellungsmittel bemächtigte; ihre Prosa schillert durchaus in poetischen Farben. Dazu kam eine studirte Declamation, die nur zu oft, wie Auftreten, Mienenspiel und Gebärden, ins Theatralische fiel oder sich dem musikalischen Vortrage zu sehr näherte.

Der Enthusiasmus für die Sophisten und ihre Leistungen, der sich auch in Ehrenbezeugungen aller Art kundgab; das Zuströmen der bildungsbeflissenen Jugend zu den Städten, wo sie sich als Lehrer niederließen; die Bedeutung, die man ihnen zugestand, die sie als Strafredner, Ermahner und Versöhner aufzutreten berechtigte, und ihre eigene, an Verrücktheit grenzende Einbildung von der Wichtigkeit und Wirkung ihrer Thätigkeit: Alles dies erscheint unbegreiflich, wenn man nicht zweierlei berücksichtigt. Erstens bot die Sophistik der Nationaleitelkeit der Griechen eine lang entbehrte Befriedigung. Abermals hatte ihr Land eine neue glänzende Bildungsform hervorgebracht, die in der ganzen Welt Interesse und Bewunderung erregte, abermals für das ganze Gebiet der Literatur, auch der römischen, den Ton angegeben. Aber noch mehr war ihr Erfolg dadurch gesichert, daß sie sich in den Dienst des Cultus der Vergangenheit stellte, indem sie zugleich die Verherrlichung der großen Vorzeit Griechenlands und die Neubelebung der attischen Prosa der besten Zeit zu ihrer Aufgabe machte. Freilich vermochte der sogenannte Atticismus nur Aeußerlichkeiten der klassischen Muster zu reproduciren und artete je länger je mehr zu geistloser Pedanterie aus. Bald ersparten zahlreiche Verzeichnisse der echt attischen Worte und Wendungen, in deren Herstellung die Philologen wetteiferten, das Studium der Originale. Auf Alle, die sich des Gebrauchs von Ausdrücken der Vulgärsprache schuldig machten, sahen die Atticisten als auf Halbbarbaren herab. Uebrigens war man keineswegs einig, welche classischen Autoren die vorzüglichsten Muster seien. Es gab Puristen laxerer und strengerer Observanz. Einer der Letzteren äußert sein großes Befremden, daß die Größen der Literatur den Lustspieldichter Menander unsinnig bewunderten, obwohl er doch unzählige unechte und ungebildete Ausdrücke gebraucht hatte, von denen er nicht weniger als acht schaudernd anführt.

Obwohl die Sophisten ihre Beredsamkeit nicht selten auch in Gerichtsverhandlungen verwertheten, war der Hauptzweck ihrer Reden Schaustellung der neuen Kunst und ihrer Virtuosität in deren Handhabung. Auch die Meister zeigten sich gern in der Behandlung jener fingirten hochromantischen Criminalfälle, die als Themata für die Uebungsreden der Schüler zu dienen pflegten. Die dabei vorausgesetzten Vorgänge lagen großentheils an der Grenze der Möglichkeit oder auch jenseits derselben, und die handelnden Personen wurden in die denkbar stärksten Conflicte zwischen gleich heiligen Pflichten, gleich starken und berechtigten Neigungen und Empfindungen gebracht. Hier stand der Arme dem Reichen, der hartherzige Vater dem edlen Sohn, die Entehrte

ihrem Verführer gegenüber; böse Stiefmütter, mächtige Zauberer, entmenschte Piraten, besonders aber schreckliche Tyrannen und hochherzige Tyrannenmörder waren stehende Figuren; furchtbare Schicksale, wie Pest und Hungersnoth, in Dunkel gehüllte Verbrechen, Mord und Selbstmord, Familiengreuel jeder Art waren beliebte Ingredienzien dieser sogenannten Controversen, in denen bis ins sechste Jahrhundert Schule und Lehrer als Ankläger und Vertheidiger auftraten und den Beifall großer Versammlungeu ernteten. Sodann hielten die Sophisten Prunkreden aller Art: Lobreden auf Götter, Kaiser, Statthalter u. s. w., auf die Städte, in denen sie sich hören ließen, Trauer-, Grab- und Festreden u. s. w. Ein beliebtes Kunststück war das allgemein Bewunderte herabzusetzen, z. B. die homerische Poesie, das Verachtete, Häßliche, Schädliche, Verabscheute zu preisen; man hielt Lobreden auf den Staub, den Rauch, das Fieber, die Faulheit, auf Thersites, Cyclopen, den Polyphem, bewies, daß Klytämnestra vor Penelope, Paris vor Hektor den Vorzug verdienen u. s. w.

Doch die beliebtesten Themata waren die der griechischen Geschichte entnommenen; es gab keinen interessanten und wichtigen Moment derselben, der nicht unzählige Male behandelt worden wäre. Solche Themata waren z. B.: Rede des Demosthenes nach der Schlacht bei Chäronea; Reden der Spartaner und Thebaner, welche beide sich nach der Schlacht bei Leuktra um das Bündniß der Athener bewerben, und eines Atheners, der beide Bündnisse abzulehnen empfiehlt; Verhandlung in Sparta, ob man die ohne Waffen aus Sphakteria zurückgekehrten Spartiaten aufnehmen dürfe; Vertheidigung des wegen Atheismus angeklagten Epikur. Doch am begehrtesten waren die Themata aus den Perserkriegen. Tausend Jahre lang, und immer mit demselben Behagen, hörten die Griechen die barbarischen Prahlereien an, welche die Redner dem Darius und Xerxes in den Mund legten, verfolgten mit demselben leidenschaftlichen Interesse alle Einzelheiten der großen Schlachten und erbauten sich mit demselben Hochgefühl an dem Heldenmuth und der Todesverachtung der Freiheitskämpfer. In einer Leichenrede auf einen berühmten Sophisten des vierten Jahrhunderts nach Chr. heißt es: „O Marathon und Salamis! welche Posaunen eurer Trophäen habt ihr verloren!“

Der am eifrigsten erstrebte und am meisten bewunderte Beweis der Virtuosität war die Kunst der Improvisation, auf welche Herodes Atticus mehr Werth gelegt haben soll als auf seinen consularischen Rang und seine Abstammung aus einer consularischen Familie. Die Redner, die sich als Virtuosen in dieser Kunst zeigen wollten, ließen sich die Themata aus dem Zuhörerkreise zurufen; es scheint freilich nicht selten gewesen zu sein, daß ihre Freunde im Einverständniß mit ihnen solche vorschlugen, auf die sie vorbereitet waren. Ein anderer Beweis großer Kunst war es, über denselben Gegenstand zwei Mal hinter einander mit so viel Variationen des Ausdrucks und der Rhythmen zu sprechen, daß man sich nicht wiederholte. In einer Rede eines Skythen, der seine Volksgenossen auffordert, den Bau von Städten aufzugeben und zum umherschweifenden Leben zurückzukehren, lautete eine Sentenz das erste Mal: „stillstehend erkrankt auch das Wasser“; das zweite Mal: „auch unter den Wassern sind die schweifenden lieblicher“. Alles war auf die

Effecte berechnet. Die Sophisten suchten unaufhörlich ihre Zuhörer zu überraschen: durch neue, unerwartete Formen des Ausdrucks, durch glänzende Antithesen, durch wuchtige Kürze. Die mitgetheilten Glanzstellen sind fast ebenso viel Beweise einer bei dem geistreichsten Volk schwer begreiflichen Corruption des Geschmacks. Am Schluß jener Skythenrede that der Redner so, als ob ihn die Stadtluft ersticke: „Aber öffne die Thore, ich will Athem schöpfen." In einem Thema, wo die Entehrte, wie gewöhnlich, zwischen dem Tode des Verführers und der Ehe mit ihm die Wahl hat, wählt sie das erstere. Nachdem sie ein Kind geboren, streiten die beiden Großväter, bei welchem es erzogen werden soll. Der väterliche sagt: Gib das Kind, gib, bevor es die Muttermilch gekostet hat!" In einer Rede des Artabazos, der dem Xerxes von einem zweiten Zuge gegen Griechenland abräth, hieß es nach einer Schilderung der Perser und Meder: „Bei den Griechen ist das Land klein, das Meer eng, die Männer verzweifelt und die Götter neidisch." Eine Apostrophe an Xerxes lautete: „Wenn du an den Hellespont kommst, verlangst du ein Pferd, wenn du an den Athos kommst, ein Schiff. Mensch, verkennst du ganz die Natur der Straßen? Wenn du auf den Hellespont ein wenig Erde gelegt hast, glaubst da daß sie dir bleibt, während die Berge nicht bleiben?" Vielleicht die größten Wirkungen erzielten die Sophisten durch Rührung. Ein Sohn, den sein Vater, ein Inselbewohner, als Sklave verkauft hat, um den geforderten Tribut aufzubringen, schreibt aus Babylon: er sei von einem Satrapen dem Könige zum Geschenk gegeben, er spanne weder einen Bogen noch besteige er ein Pferd, sondern hüte als Eunuch die Weiber. Er sei bei ihnen beliebt, denn er erzähle ihnen von den Herrlichkeiten Griechenlands, den olympischen Spielen, dem Delphischen Orakel, dem Altar des Erbarmens in Athen. Der Vater möge ihm auch von diesen Dingen schreiben. „Lebe wohl und grüße meinen Bruder, wenn er noch nicht verkauft ist." Herodes Atticus hielt vor einem anderen berühmten Sophisten, Alexander Peloplaton, die Rede der verwundeten Athener in Sicilien, welche ihre abziehenden Landsleute bitten, sie zu tödten. Bei der berühmten Stelle: „Ja, Nicias! Ja, Vater! So mögest Du Athen wiedersehn!" blieb kein Auge trocken, und Alexander rief: „O Herodes, wir Rhetoren sind allesammt nur Stücke von Dir!"

Die Existenz der großen Sophisten war eine überaus glänzende. War auch die Bedeutung ihrer Kunst eine wesentlich nationale, so fand sie doch auch bei den Römern vermöge deren althergebrachter Ehrfurcht vor der Autorität der Griechen auf dem ganzen geistigen, namentlich literarischen Gebiet, ihrer Abhängigkeit von griechischem Urtheil und ihres damals besonders eifrigen Strebens, sich griechische Bildung anzueignen, die vollste Anerkennung. Die berühmten Sophisten führten ein ähnliches Wanderleben, wie die Lehrer der Renaissancezeit; wie diese zogen sie von Stadt zu Stadt, um sich hören zu lassen und Unterricht zu ertheilen; den öffentlichen Lehrstuhl der griechischen Beredsamkeit in Rom inne zu haben, rechneten auch die Berühmtesten sich zur Ehre.

So war ihre Stellung zugleich international, ihr Ruhm ein wirklicher Weltruhm. Auch die Kaiser legten Werth auf den von ihnen den Thronfolgern zu ertheilenden Unterricht und übertrugen ihnen öfter die griechische Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei, ehrten sie durch reiche Geschenke und Auszeichnungen, und ertrugen ihre Prätensionen und selbst ihre Insolenz mit Nachsicht und Geduld. Sie erwarben große Reichthümer; ihr Unterricht (der großen Theils nur darin bestand, daß sie vor ihren Zuhörern Musterreden hielten) wurde mit sehr hohen Summen bezahlt; Skopelianos soll für den Unterricht des Herodes Atticus im Ganzen 30 Talente erhalten haben. Ihren Anspruch, auf den Höhen der Menschheit zu wohnen, dessen Berechtigung allgemein anerkannt war, gaben sie auch durch Prunk, Luxus, Verschwendung und großartige Freigebigkeit kund; Niedrigkeit und Dürftigkeit galten ihnen als mit der Würde und Bedeutung ihres Berufs unvereinbar. Als Polemo von Smyrna einen Sophisten billige Nahrungsmittel, Würste und gesalzene Fische einkaufen sah, sagte er: mein Bester, wenn man dergleichen speist, kann man unmöglich den Stolz des Darius und Xerxes darstellen. Auf Reisen fuhr Polemo mit einem gallischen und phrygischen Gespann in silbernem Geschirr, begleitet von vielen Lastthieren, Pferden, Sklaven und Koppeln von Hunden zu verschiedenen Jagden. Der Phönicier Adrianos zeigte sich als Professor in Athen stets in den prächtigsten Gewändern mit kostbaren Edelsteinen geschmückt, fuhr auf einem Wagen mit silbernen Zügeln zu seiner Vorlesung und ließ sich von einem großen Gefolge nach Hause begleiten; er gewann die Jugend durch Spiele, Gelage, Jagden, die Gewährung der Theilnahme an den Nationalfesten; sie verehrten ihn wie einen milden und gütigen Vater. Sehr häufig verwandten die Sophisten einen großen Theil ihres Reichthums zur Verschönerung ihrer Geburts- und Wohnorte durch prachtvolle und kostspielige Bauten. Ihren grenzenlosen Hochmuth zu verbergen, hielten sie mindestens nicht immer für nöthig. Als Polemo in Athen auftrat, begann er nicht (wie es üblich war) mit einem Lobe der Stadt, sondern sagte: Man sagt, daß ihr Athener gute Kenner von Reden seid: ich werde mich davon überzeugen.

Daß es der Ehrgeiz talentvoller junger Männer aus den reichsten und angesehensten Familien war, die Meisterschaft in der so hoch bewunderten Kunst zu gewinnen, ist eben so begreiflich, als die Aussicht auf Ehre und Gewinn, die sie bot, viele Unberufene anlockte, und daß die Gesellschaft der Sophisten eine sehr gemischte und die Zahl der mit diesen Namen sich brüstenden Stümper, Ignoranten, Schwindler und Charlatane sehr groß war. Lucian gibt eine satirische Anweisung, wie man es anfangen müsse, um als Rhetor Erfolg zu haben. Es komme hauptsächlich auf eine gute Lunge und große Unverschämtheit an; grobe Unwissenheit, selbst Unkenntniß der Sprachregeln sei keineswegs ein Hinderniß. Es bedürfe nicht des Studiums der Alten, des „der Anmuth baaren" Demosthenes, des „kalten" Plato, vielmehr lese man die Neueren und Neuesten. Ein Vorrath von 15, höchstens 20 altattischen Wörtern und Phrasen sei hinreichend, außerdem eine Anzahl fremdartiger und selten bei den Alten vorkommender Wörter. Vor Allem erwähne

man Marathon und Cynegirus, ohne welche nichts geschehen darf; immer lasse man den Athos beschiffen und den Hellespont beschreiten, die Sonne werde von den Pfeilen der Perser verfinstert, Xerxes fliehe, Leonidas werde bewundert, immer lese man die Schrift des Othryades, und nenne Salamis Artemision und Platää. Man scheue sich nicht vor einem gesangartigen Vortrag und einer heftigen, ja unverständigen Gestikulation. Sehr wichtig sei eine elegante Kleidung, namentlich der Mantelwurf; ganz unentbehrlich ein unter den Zuhörern vertheilter Chor von Freunden, die durch ihren Beifall sich für genossene Mahlzeiten erkenntlich zeigen und auch, falls der Redner nicht weiter kann, durch Bravorufen die Pausen ausfüllen. Man erkläre sich für größer als Demosthenes, spreche von allen Rednern nur mit Hohn, habe für sie nur Neid und Haß, Lästerung und Verleumdung. Man führe ein schandbares Leben als Spieler, Trinker, Wüstling und Ehebrecher, oder rühme sich wenigstens all' dieser Laster. Man erhebe den Anspruch, ein schöner Mann und Liebling der Frauen zu sein, man zeige Liebesbriefe zum Beweise eines bis in die Frauengemächer gedrungenen Ruhms, und verschmähe es nicht, der bezahlte Liebhaber einer Siebzigerin zu sein, die nur noch vier mit Gold geklammerte Zähne hat.

Wir besitzen eine durch anderweitige Nachrichten und zahlreiche Denkmäler ergänzte Lebensbeschreibung des mehrfach erwähnten großen Sophisten Herodes Atticus, die zugleich die Stellung einer großen und reichen Familie zu ihrer Vaterstadt an einem interessanten Beispiel anschaulich macht. Der 101 n. Chr. in Marathon geborene Redner führte seinen Stammbaum bis zu den Aeakiden und Erechtheiden hinauf und zählte Miltiades und Timon zu seinen Ahnen. Sein Großvater Hipparch war „wegen Strebens nach Tyrannenherrschaft" verurtheilt und sein Vermögen confiscirt worden, doch sein Vater, der wie der Sohn Tiberius Claudius Herodes Atticus hieß, war in den Senatorenstand erhoben und zweimal zum Consul ernannt worden. Er hatte, so hieß es, in seinem Hause einen ungeheuren Schatz gefunden; auf seine an den Kaiser Nerva gerichtete Bitte darüber zu verfügen, soll die Antwort gelautet haben, er möge gebrauchen, was er gefunden, und auf die Erwiderung, ein solcher Reichthum sei für ihn zu groß, so möge er es mißbrauchen. Der ältere Herodes übte die einem solchen Reichthum entsprechende Freigebigkeit gegen die Athener; oft opferte er der Stadtgöttin an einem Tage hundert Rinder und bewirthete das ganze Volk nach Stämmen und Geschlechtern; an dem großen Dionysosfest (dem glänzendsten nach den Panathenäen) ließ er für Bürger und Fremde im Freien Lager von Epheu errichten und Allen Wein verabreichen. Einige Postamente der Statuen, die die zwölf Stämme von Attika ihm und seiner Gemahlin errichteten, sind noch vorhanden.

Den von beiden Eltern ererbten Reichthum vermehrte der Sohn noch sehr durch die enormen Einnahmen aus seiner durch ein langes Leben (er wurde 76 Jahre alt) fortgesetzten Lehrthätigkeit. Er war unbestritten der größte Meister der Sophistik, aus der ganzen Welt strömte die lerneifrige Jugend nach Athen, um seinen Unterricht zu genießen; alle berühmten Sophisten waren dort seine Schüler gewesen, in Rom auch die beiden Kaiser Marc Aurel

und Lucius Varus als Prinzen. Sein Biograph, selbst ein Sophist, der bemüht ist, ihn in jeder Weise als unermeßlich hoch über das Niveau der Gewöhnlichkeit hervorragend darzustellen, hat ihm den Reichthum eines Fortunat angedichtet, und muß doch darauf gerechnet haben, mit seinen Aufschneidereien bei seinen Lesern Glauben zu finden. Unter Anderem soll Herodes einem anderen Sophisten Folgendes geschenkt haben: 10 Lastthiere, 10 Pferde, 10 Mundschenken, 10 Stenographen, 20 Talente Gold (= 523,92 Kilogramm), sehr viel Silber, und, da Jener an Kinderstimmen Vergnügen fand, zwei lallende Kinder.

In Athen bekleidete Herodes die höchsten Aemter und Priesterthümer und bereits im Alter von etwa dreißig Jahren auch ein hohes Staatsamt als kaiserlicher Commissar für die freien Städte der Provinz Asia. Im Jahre 143 ernannten ihn die beiden Kaiser, die seine Schüler gewesen waren, zum Consul. Er führte eine Römerin von uraltem Adel, die dem Kaiserhause verwandt war, Annia Regilla, als Gemahlin heim. Bei ihrem Tode verlieh der Kaiser Antoninus Pius, um den Wittwer zu trösten, seinem Sohne das Patriciat, und obwohl dieser Sohn schwach begabt, dem Trunk und Ausschweifungen ergeben und deshalb von Herodes nur als Erbe des mütterlichen Vermögens eingesetzt war, bewirkte der Ruhm des Vaters doch, daß auch er (acht Jahre nach dessen Tode) das Consulat erhielt.

Die Existenz des Herodes war in jeder Beziehung eine fürstliche. Wir haben eine Beschreibung einer seiner (ohne Zweifel zahlreichen) Villen (in Kephisia) von einem der jungen in Athen studirenden Römer, die dort oft seine Gäste waren. Sie hatte elegante, reichlich versorgte und von Licht strahlende Bäder, lange und bequeme Wandelbahnen. Auch während der höchsten Gluth gewährte das Haus, noch mehr ungeheure Haine Schatten und Kühlung, und von allen Seiten ertönte das melodische Rauschen der Wasser und der Gesang der Vögel. Von dem Luxus seiner häuslichen Einrichtung gibt es eine Vorstellung, daß er beim Tode der Regilla das Innere seines Hauses nicht bloß mit schwarzem Anstrich, schwarzen Vorhängen und Teppichen, sondern auch mit schwarzem Marmor dekoriren ließ. Als sein Sohn das Alphabet lernen sollte und die Buchstaben nicht behalten konnte, ließ er (nach seinem Biographen) vierundzwanzig gleichalterige Knaben mit ihm zusammen unterrichten, die mit den Namen der Buchstaben benannt wurden, um ihm diese so einzuprägen. Beim Tode dreier junger Lieblingsfreigelassenen gefiel er sich darin, eine maßlose Trauer zur Schau zu tragen. Er ließ allen dreien Statuen errichten, die sie jagend, auf Jagd ausziehend oder davon heimkehrend vorstellten, „in Dickichten, auf Feldern, an Quellen, im Schatten von Platanen", mit Hinzufügung von Verwünschungen gegen Jeden, der sie verstümmeln oder von der Stelle rücken würde. Eine Anzahl der Aufschriften dieser Statuen hat sich auf vier verschiedenen Besitzungen des Herodes erhalten. Ohne Zweifel hat er überhaupt auch den bildenden Künstlern reiche Beschäftigung gegeben; die reichste gab er den Architekten. Wenn nach damaliger Ansicht dem reichen Manne „Bauen und Schenken" geziemte, so stellte Herodes durch eine wahrhaft königliche, auf zahlreiche Städte dreier Länder erstreckte Munificenz alle

Anderen in Schatten. Der Stadt Troas schenkte er drei Millionen Drachmen zu einer Wasserleitung und baute selbst eine solche in Canusium; er unterstützte Städte in Euböa, im Peloponnes, in Böotien und Oricum in Epirus, baute in Korinth ein bedecktes Theater, in Olympia eine Wasserleitung, in Thermopylä Bassins zu Schwefelbädern und schmückte in Delphi das Stadium mit pentelischem Marmor. Selbst die oft, zuletzt von Caligula und Nero, geplante Durchstechung des Isthmus von Korinth hatte er ins Auge gefaßt. In Athen ließ er das panathenäische Stadium prachtvoll ganz mit pentelischem Marmor auslegen und baute außer dem oben erwähnten Odeum der Regilla mindestens einen Tempel.

Trotz alledem konnte er mit den Athenern nicht in Frieden leben. Aus einer testamentarischen Stiftung seines Vaters sollte jeder atheniſche Bürger jährlich eine Mine (beinahe 80 Mark) erhalten; von dieser Verpflichtung kaufte sich Herodes nach einer Uebereinkunft mit der Bürgerschaft durch eine sofortige einmalige Zahlung von 5 Minen an Jeden los. Da aber der größte Theil der Bürger noch dem Testator Geld schuldig war, und die noch ausstehenden Beträge den Schuldnern in Rechnung gebracht wurden, erhielten Viele wenig oder gar nichts oder wurden noch selbst zu Zahlungen angehalten. Deshalb, sagt die Biographie, hörten die Athener nicht auf, Herodes zu hassen, selbst wenn er ihnen die größten Wohlthaten zu erweisen glaubte. Seine Sclaven und Freigelassenen, denen er kein milder Herr war, sollen diese Unzufriedenheit gesteigert haben, die Herodes auch durch Hochmuth und herrisches Wesen vermehrte. Es kam endlich so weit, daß zahlreiche Ankläger sich gegen ihn erhoben und Herodes sich vor dem damals in Sirmium (Mitrovicz an der Save) weilenden Kaiser Marc Aurel verantworten mußte. Dieser begnügte sich mit einer möglichst gelinden Bestrafung der Freigelassenen. Herodes soll seitdem Athen gemieden und auf seinen Landgütern gelebt haben.

Trotz dieser dauernden oder zeitweiligen Verstimmung überhäufte Athen seinen großen Mitbürger mit allen Ehren, über die es zu verfügen hatte. Außer den üblichen Ehrendekreten und Bekränzungen erhielt er auch einen Ehrensitz im Dionysostheater. Eine seiner Töchter begruben die Athener in der Stadt und beschlossen den Tag ihres Todes aus dem Jahr zu streichen. Seine Leiche trugen die Epheben in die Stadt, und er wurde in dem von ihm so prachtvoll geschmückten panathenäischen Stadion bestattet.

Der so allgemein bewunderte „König der Reden", die „Zunge von Hellas", der selbst die Redekunst für den Gipfel aller menschlichen Leistungen hielt, bildete sich ein, die Größten meistern, ja in die Schicksale der Welt bestimmend eingreifen zu können. Als sich Avidius Cassius gegen Marc Aurel empörte, soll er ihm geschrieben haben: „Herodes dem Cassius. Du rasest". Vermuthlich glaubte er, daß die Autorität seines Namens, verbunden mit der Wucht eines so imponirenden Lakonismus auf den Prätendenten niederschmetternder wirken würde als eine verlorene Schlacht.

Die Sophistik blieb bis zum Ende des Alterthums und noch darüber hinaus dieselbe und behielt im geistigen Leben der griechischen Welt die alte Wichtigkeit und Bedeutung. Die aus dem vierten und noch späteren Jahr-

hunderten erhaltenen Reden der Sophisten behandeln dieselben Gegenstände und in derselben Weise wie die früheren und fanden dieselbe Bewunderung. Der Kaiser Julian der Abtrünnige, der auf seine Anerkennung als Rhetor mindestens denselben Werth legte, wie auf seinen Ruhm als Staatsmann und Feldherr, schrieb an Libanios, nachdem er eine von dessen Reden gelesen: Du bist glücklich, daß Du so reden, noch mehr, daß Du so denken kannst. O Rede! O Geist! O Einsicht! O Eintheilung! O Schlüsse! O Ordnung! O Eingänge! O Sprache! O Melodie! O Composition! Athen, „das Auge Griechenlands, die Weisheit in tausend Gestalten" (Libanios) blieb das geistige Centrum der griechischen Welt und übte als hohe Schule der Beredsamkeit und zuletzt noch mehr der Philosophie dieselbe Anziehungskraft auf die Jugend auch der halbhellenisirten Länder (aus denen auch damals großentheils die athenischen Professoren stammten). Bei dem Antiochener Libanios war der leidenschaftliche Wunsch, dort zu studiren, durch die Erzählungen eines kappadocischen Freundes entstanden, der ihm beständig von Athen, den dortigen Sophisten und ihren Reden, und was er von Anderen darüber vernommen, erzählt hatte. Diejenigen, die in Athen studirt hatten (schreibt der Bischof Synesius von Cyrene, geb. um 375), treten wie Halbgötter unter Maulthieren auf. Auch damals liebten die Sophisten ein prunkvolles Auftreten, zeigten sich öffentlich in purpurnen und goldgestickten Gewändern, zu Pferde und zu Wagen, und bauten sich prachtvolle Häuser und Hörsäle, die sie mit Büsten und anderen Kunstwerken schmückten. Fast immer standen sie einander feindlich gegenüber, und nicht bloß die Studirenden nahmen für ihre Lehrer und gegen deren Rivalen Partei, sondern auch die athenische Bürgerschaft und ganz Attika betheiligte sich an diesem Treiben, das Gregor von Nazianz mit dem Fractionswesen des Circus in Konstantinopel vergleicht; ja in ganz Griechenland waren Städte, Häfen und Straßen, Thäler und Berge voll von Menschen, die für diesen oder jenen Sophisten eintraten. Die Neubesetzung eines erledigten Lehrstuhls der Beredsamkeit erfolgte durch den Gemeinderath, oft unter Mitwirkung des Proconsuls, nachdem die Bewerber ihre Probereden im Theater gehalten hatten. Für die drei Bewerber um die Stelle des 337 gestorbenen Julianus bildeten sich große Parteien unter den Studirenden: für Proäresios waren die aus Pontus, Armenien, Kappadocien, Westkleinasien und Aegypten, für Epiphanios die Syrer und deren östliche Nachbarn, für Diophantos die Araber. Bestechungen wurden auf jede Weise (durch Geldgeschenke, Mahlzeiten, hübsche Sklavinnen) versucht; es kam zu Tumulten, an denen auch die Bürger Theil nahmen. Proäresios, der auf Befehl des Proconsuls Athen verlassen mußte, wurde durch dessen Nachfolger zurückgerufen, und nach neuen Probereden, die man stenographirte, trug er den Sieg davon. Neue Machinationen und Intriguen der Parteien führten zu einer großen Schlägerei, der sogenannten Rhetorenschlacht, die ein Einschreiten des Proconsuls zur Folge hatte.

Die Verbindungen der Studirenden waren, wie aus dem Obigen hervorgeht, nicht so wohl Landsmannschaften als Parteien, Gefolgschaften der mit einander rivalisirenden Professoren. Diese „Chöre", deren jeder seinen Vor-

steher hatte, waren, ohne Zweifel im Einverständniß mit den Sophisten, zu deren Fahne sie geschworen hatten, in ihren Bemühungen um die Gewinnung neuer Mitglieder unermüdlich und kannten in der Wahl der Mittel keine Bedenken. Sie suchten die eingehenden Studirenden schon in ihrer Heimath, vor dem Antritt der Reise nach Athen zu bindenden Erklärungen zu bestimmen, und da dies nur ausnahmsweise möglich war, sich ihrer bei der Ankunft mit Gewalt zu bemächtigen. Sie besetzten besonders im Herbst Städte, Wege, Häfen, Berghöhen, Ebenen und an den Straßen gelegene Güter. Libanios, der in Athen vorzugsweise Aristodemos hören wollte, wurde, obwohl er gegen Abend im Piräus landete, von den Anhängern des Diophantos überfallen, fortgeschleppt und so lange bewacht, bis er versprochen hatte, sich an die Partei dieses Sophisten anzuschließen; erst dann erhielt er die Erlaubniß, auch Andere zu hören. Eunapios kam im Jahre 362 aus Lydien mit einer ganzen Schar von zum Theil sehr handfesten Landsleuten im Piräus an, um unter der Leitung des Proäresios zu studiren. Der Schiffscapitän, der dessen Gastfreund war, bildete aus den Studenten, deren Begleitern und seinen Leuten eine Colonne, die, geschlossen marschirend, den zum Ueberfall der Neulinge ausgesendeten Scharen der Parteien so viel Respect einflößte, daß sie sie unangefochten ziehen ließen. So gelangte man zum Hause des damals 87 Jahre alten Proäresios, der gegen Mitternacht die neuen Zuhörer mit Freuden empfing. War einem Chor der Fang eines Neulings gelungen, so führte man ihn in feierlichem Aufzuge über den Markt nach dem Bade, an dessen Eingange er von den Vorausgehenden mit Geschrei zurückgedrängt wurde, während die den Zug Beschließenden ihn vorwärts schoben; erst wenn dies einige Zeit gedauert hatte, wurde er eingelassen, und auf das Bad folgte ein Gelage. Häufig kam es zwischen den Parteien zu Kämpfen, wobei mit Knütteln und Schwertern gefochten und Steine geschleudert wurden, und die zuweilen Klagen beim Proconsul nach sich zogen. Die Professoren scheinen die in ihrem Interesse verübten Gewaltthätigkeiten mehr als nachsichtig beurtheilt zu haben; übrigens litten auch sie unter dem Terrorismus der Parteien, manche benutzten deshalb die öffentlichen Hörsäle nicht und bauten sich eigene. Wer zu spät in die Vorlesung kam, wurde verhöhnt und ausgezischt. Mißhandlungen und Excesse aller Art waren nichts weniger als selten, die Verbindungen veranstalteten tumultuarische Umzüge, drangen bei Nacht in Häuser ein u. dergl. Gelage folgten auf Gelage, auch an anderen Versuchungen fehlte es nicht. Viele geriethen in Schulden und mußten zu wucherischen Zinsen borgen. Viele bezahlten die Honorare für die Vorlesungen sehr säumig oder gar nicht, theils weil sie das ihnen zu diesem Zweck von Hause gesandte Geld vergeudet hatten, theils aus Armuth. Als Proäresios in Athen studirte, besaß er zusammen mit seinem Freunde Hephästion nur ein Ober- und Unterkleid; damit ging abwechselnd immer Einer von Beiden in die Vorlesung des Sophisten Julianus, während der Andere das Tags zuvor Nachgeschriebene studirte. Daß die Professoren das Honorar Vielen erließen, gereichte, wie Libanios bemerkt, diesen nicht immer zum Vortheil; „denn was man umsonst erhält, ergreift man nicht eifrig, man legt auf das, was man nicht bezahlt hat,

keinen Werth." Wem es Ernst um das Studium war, der hielt sich vom Verbindungswesen und damit von Gelagen, Excessen und Raufereien fern, wie Libanios, der der Rhetorenschlacht nur als Zuschauer beiwohnte, auch den Professoren gegenüber seine Selbständigkeit wahrte, so daß er nie in sklavische Abhängigkeit von einem Einzelnen gerieth. Seine freie Zeit benutzte er zu kleinen Ausflügen (nach Korinth, Sparta, Argos).

Auch Christen studirten zahlreich in Athen; denn sie erkannten sehr wohl, daß für die Verkünder der neuen Lehre die Kunst der Beredsamkeit unentbehrlich sei. Sie mußten bei den Heiden in die Schule gehen, um sie mit ihren eigenen Waffen überwinden zu können, obwohl die Sophistik mit allen Fasern im Heidenthum wurzelte und die Sophisten dessen entschiedenste Vorkämpfer waren, denen es auch bisweilen gelang, einen bereits zum Christenthum Bekehrten zum Glauben an die alten Götter zurückzuführen. Zu den Studiengenossen Julians des Abtrünnigen, der 355 im Alter von vierundzwanzig Jahren (zwei Jahre vor seinem Siege in Straßburg) in Athen war und sich dort nach Libanios durch Kenntnisse und Anspruchslosigkeit auszeichnete, gehörten die beiden großen Kirchenschriftsteller Basilius von Cäsarea und Gregor von Nazianz; der Letztere wollte schon damals die unheilvolle Bedeutung dessen für das römische Reich erkannt haben, den er nach seinem Tode „den Assyrer", den gemeinsamen Feind, den allgemeinen Mörder, den Drachen genannt hat. Basilius und Gregor, die Tisch und Wohnung gemeinsam hatten, verkehrten nur mit Friedlichen und Sittsamen, deren Gespräch nützlich sein konnte, und hatten keine Verbindung mit Unverschämten und Religionsverächtern. Sie erkannten es als Selbstbetrug, den Umgang mit Sündern zu Bekehrungszwecken zu pflegen, und wandelten nur auf zwei Straßen, zu den Dienern des Altars und den Lehrern der Wissenschaft; die Straßen, auf denen man ins Theater, zu den Schauspielen und an die Orte unheiliger Lustbarkeiten ging, überließen sie den Anderen. Sie strebten allein nach dem Ruhm, Christen zu heißen und zu sein, und verachteten die Dämonen an dem Ort, wo sie bewundert wurden.

Wie für die Beredsamkeit war auch für die Philosophie Athen die in der ganzen Welt am meisten anerkannte hohe Schule von der Zeit an, wo Atticus, die Cicero, Horaz und so viele andere Römer dort dem Studium der Weltweisheit oblagen, bis zu der Zeit, wo Kaiser Justinian die philosophischen Vorträge verbot und das ansehnliche Vermögen der platonischen Schule einzog, und die letzten Philosophen nach Persien auswanderten, um am Hofe Chosru Nuschirwans ein Asyl zu finden. Griechenland blieb als Mutterland der Philosophie auch ihre Heimath bis zum Untergange der antiken Cultur. Die Vorträge des ehemaligen Sklaven Epiktet und Plutarch's zogen fort und fort zahlreiche Zuhörer von nah und fern herbei, und die Zahl Derer, die die Philosophentracht trugen, war unter Trajan größer als die der Schuster, Walker oder irgend welcher anderer Gewerbsleute, und noch mehr waren unter Marc Aurel, dem Philosophen auf dem Throne, auf allen Straßen und Plätzen lange Bärte, Bücherrollen, abgetragene Mäntel und große Stöcke zu sehen. Doch mit Vorliebe wählten die Philosophen die Stadt als Wohnort,

wo Sokrates, Plato und Aristoteles, Zeno und Epikur gelebt und gelehrt hatten, und wo Lyceum und Akademie für immer durch diese großen Genien geweihte Stätten waren, die man mit Ehrfurcht betrat.

Gellius hat in seinen „Attischen Nächten" einige Mittheilungen aus seiner Studienzeit in Athen (bald nach 160 n. Chr.) gemacht. Er kannte keine höheren Genüsse, als würdige Pergamente zu entrollen, den goldenen Worten zu lauschen, die von den Lippen verehrter Männer (wie Herodes Atticus) fielen und den schon sehr beträchtlichen Schatz seines Wissens sich täglich mehren zu sehen. Er lebte in einem Kreise junger Griechen und Römer, die alle dieselben Vorlesungen besuchten und wie er Musterjünglinge gewesen zu sein scheinen. Selbst bei ihren geselligen Zusammenkünften und kleinen Vergnügungsreisen waren sie unablässig bemüht, sich zu bilden. Als sie einst von einer Fahrt nach Aegina in einer sternklaren Nacht zurückkehrten, führten sie ein gelehrtes Gespräch über die lateinischen und griechischen Benennungen der Gestirne; an den Saturnalien (einem überall mit der größten Ausgelassenheit gefeierten Fest) ging es bei ihnen „heiter und sittsam" zu. Jeder veranstaltete, wenn die Reihe an ihn kam, ein kleines Gastmahl und stellte soviel wissenschaftliche Fragen als Gäste anwesend waren, die richtige Beantwortung wurde mit einem guten Buch und einem Lorbeerkranz belohnt.

Gellius schloß sich hauptsächlich an den platonischen Philosophen Calvisius Taurus an. Dieser gestattete seinen Schülern, nach den täglichen Vorträgen Fragen an ihn zu richten, las mit ihnen philosophische Schriften und lud die ihm am nächsten Stehenden häufig zu einer frugalen Mahlzeit, wobei ein Gericht von ägyptischen Linsen und gehacktem Kürbis, mit Oel bereitet, die Hauptschüssel zu bilden pflegte; hier mußten die Schüler, gleichsam als „Knupperwerk zum Nachtische", Probleme vortragen, in deren Erörterung man Scharfsinn und geistige Gewandtheit zeigen konnte. In Krankheiten besuchte Taurus seine Schüler, auf einer Reise nach Delphi zu den pythischen Spielen folgten sie ihm in mehreren Wagen. Seine Mißbilligung Alles dessen, was ihm an ihrer Lebens- und Studienweise mißfiel, sprach er je nach Umständen mit Freundlichkeit oder Strenge aus. Ein junger Römer aus ritterlicher Familie wurde wegen seiner nachlässigen Haltung und seines Gähnens derb angefahren; ein reicher, junger Mann, der mit Bühnenkünstlern umzugehen liebte, wurde angewiesen, täglich eine Stelle des Aristoteles über den sittlichen Unwerth der Meisten unter diesen Leuten zu lesen. So, sagt Gellius, bediente sich Taurus jeder Art von Ermahnungen und Unterweisungen, um seine Schüler zum Guten und Rechten anzuleiten, und nicht weniger wirkte er durch die erziehende Kraft seines Beispiels. Ohne Zweifel hörte Gellius noch andere Philosophen in Athen. So besuchte er oft den Cyniker Peregrinus Proteus, der bald darauf sein Leben in Olympia durch Selbstverbrennung endete in seiner Hütte unweit der Stadt, und hörte von diesem würdigen und charakterfesten Manne manches treffliche und heilsame Wort.

Die Errichtung einer staatlichen Studienanstalt für Philosophie in Athen durch Marc Aurel erfolgte 176 n. Chr. Für die vier Schulen der Platoniker, Peripatetiker, Stoiker und Epikureer wurden (wie es scheint, je zwei) mit einem

Jahresgehalt von 10000 Drachmen dotirte Lehrstühle errichtet. Die Bewerber hatten vor einer Commission, die mindestens zum Theil aus den nennenswerthesten Sachverständigen bestand, in Probevorträgen ihre Kenntniß des zu lehrenden Systems zu erweisen, zu dem sie sich auch ausdrücklich bekennen mußten. Die Wahlen, die der Kaiser Anfangs Herodes Atticus überlassen hatte, bedurften ohne Zweifel der kaiserlichen Bestätigung. Daß die Cyniker unberücksichtigt blieben, obwohl ein so angesehener und allgemein verehrter Philosoph wie Epiktet von ihnen mit der größten Anerkennung gesprochen hatte und es ihnen keineswegs an hervorragenden Vertretern fehlte, ist begreiflich. Abgesehen davon, daß Landstreicher und Taugenichtse, die unter der Maske des Cynismus ein faules Bettlerleben führten, die Lehre des Diogenes in Verruf gebracht hatten, konnten die Cyniker auch den Regierungen nur unbequem sein. Die Rücksichtslosigkeit mit der sie, sich als allgemeine Lehrer und Erzieher betrachtend, in unehrerbietiger Weise unangenehme Wahrheiten sagten, ihr den Machthabern gegenüber zur Schau getragener Trotz, ihre Verachtung des Eigenthums, ihr an Vaterlandslosigkeit grenzendes Weltbürgerthum — alles dies (worin sie mit den Christen manche Berührungspunkte hatten) schien die Grundprincipien der staatlichen Ordnung in Frage zu stellen. In der That soll Peregrinus Proteus in Griechenland einen Aufstand gegen die Römer erregt haben.

Die Philosophen vertrugen sich unter einander noch weniger als die Sophisten. Zu der Nebenbuhlerschaft, dem Dünkel, der Eitelkeit, welche die Feindschaften der Letzteren erregten, kamen bei ihnen Rechthaberei, Streitsucht und der Haß gegen Alle, die die von ihnen als allein selig machende erkannte Wahrheit zu bestreiten wagten, und die verschiedenen Schulen standen einander ohne Zweifel nicht minder feindlich gegenüber als theologische Parteien in neuerer Zeit. In der Verurtheilung des materialistischen Epikureismus waren die Vertreter der übrigen Systeme einig. So oft von Epikur die Rede war, führte Taurus den Ausspruch des Stoikers Hierokles an: die Lust für das höchste Gut zu halten, sei die Ansicht einer Dirne; die Vorsehung zu leugnen, gezieme nicht einmal einer Dirne. Aber auch die Gegner des Materialismus waren bei manchen Uebereinstimmungen durche wesentliche Differenzen getrennt, jede Schule äußerte sich mehr oder minder unfreundlich über die andere, und man blieb nicht immer bei der Verwerfung der Lehrmeinungen stehen. Nach Lucian, der, wie alle Rhetoren, ein Hasser der Philosophie war und die Menschlichkeiten und Schwächen der Philosophen mit Vorliebe hervorhob, erklärten die Stoiker die Epikureer für Wollüstlinge, die Peripatetiker für zänkisch und geldgierig, die Platoniker für hoffärtig und ehrsüchtig, und ihnen wiederum wurden von den Uebrigen Wuchergeschäfte, Streitsucht und andere Laster vorgeworfen. Geriethen die Anhänger der verschiedenen Schulen in Streit, so gab es keine Schandthat, deren sie sich nicht gegenseitig anklagten.

Nach der Mitte des 4. und im 5. Jahrhundert erhielt Athen eine neue Anziehungskraft als Hauptsitz des Neuplatonismus. Diese letzte Schöpfung des griechischen Geistes zeigt am besten, welche Steigerung im Verlaufe des Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum der Götterglaube erfahren,

wie sehr er an Innigkeit gewonnen hatte. Die Theologie des Stoicismus, Neupythagoräismus und Platonismus hatte das religiöse Bedürfniß auch der Starkgläubigsten unter den Gebildeten völlig befriedigt. Sie hatte Allen, die wie Marc Aurel in einer Welt ohne Götter nicht leben wollten, die Gewißheit der Allgegenwart der höheren Mächte und der von ihnen geübten Vorsehung gegeben; sie hatte die gegen die Ueberlieferung erhobenen Zweifel durch die allegorische Erklärung und die Dämonenlehre beseitigt und auch zur Vertheidigung des Polytheismus gegen den neuen Glauben völlig ausgereicht. Aber diese Systeme genügten Denen nicht, die nach einer Erhebung zur Gottheit, nach einem Einswerden mit ihr verlangten, und dies mystische Bedürfniß war es, was im Neuplatonismus seine Befriedigung suchte und fand. Die Philosophie wurde hier je länger je mehr zur Magd der Theologie. Als Hauptbedingung der Gotteserkenntniß und Gottesgewißheit wurde ein unbedingter, von keines Gedankens Blässe angekränkelter, vor keinen Seltsamkeiten der Ueberlieferung zurückschreckender Glaube an die Allgegenwart und die durch keine Naturgesetze eingeschränkte Allmacht der die Welt erfüllenden göttlichen Mächte verlangt. Die Stelle von Offenbarungsurkunden vertraten den späteren Neuplatonikern Göttersprüche, orphische Gedichte und die Schriften Plato's, den sie als heiligen Propheten verehrten. Mit Hülfe der Heroen, Dämonen, Engel und Götter sollte die Seele geläutert und von der Materie befreit werden, so daß sie in seliger Verzückung zum Anschauen Gottes gelangen konnte. Doch glaubte man auch in der Anwendung religiöser Heilsmittel sich nicht genug thun zu können. Dazu gehörten das Gebet und die Bilderverehrung (da man annahm, daß die Kraft des Gottes sich seinen Bildern mittheile), die eifrige Betheiligung an einheimischen und fremden Culten, die Vollziehung heiliger Gebräuche und Sühnungen, die Einweihung in Mysterien aller Art und eine strenge Askese, namentlich Enthaltung von thierischer Kost und Ehelosigkeit. Die übermenschliche Natur der in Glauben und Erkenntniß am weitesten Vorgeschrittenen offenbarte sich in wunderbaren Erscheinungen. Jamblichos († 330) schwebte beim Beten zehn Ellen hoch über der Erde und sah goldfarbig aus. Aedesius fand beim Erwachen die ihm im Traume von einem Gotte vorgesagten Hexameter, die er vergessen, in seine Hand geschrieben. Die Philosophin Sosipatra von Ephesus wurde von ihrer Kindheit an von zwei Dämonen erzogen, die sich zuerst bei ihrem Vater als Feldarbeiter verdungen hatten. Maximus bewirkte, daß das Bild der Hekate in einem Tempel zu Ephesus erst lächelte, dann lachte, und daß die Fackeln in ihren Händen sich entzündeten. Proklos († 485) zog Regen vom Himmel herab, befreite Attica von übermäßiger Hitze und bewahrte es vor Erdbeben; ein schwerkrankes, von Aerzten aufgegebenes Mädchen heilte er durch sein Gebet an Asklepios u. s. w.

Im Christenthum erblickten die Neuplatoniker nicht bloß einen gottlosen und culturfeindlichen Irrglauben, sondern auch das größte Unglück für die Welt: so hatten nach ihrer Ansicht die Götter den Einbruch Alarich's in Griechenland aus Zorn über die Gottlosigkeit der Leute in dunklen Gewändern (der Mönche) zugelassen. Die Herrschaft des dem Neuplatonismus leidenschaft-

lich ergebenen Julian, die dessen Anhänger zu großen Hoffnungen berechtigte, ging gleich einem Meteor vorüber. In der christlichen Welt erhielt sich die Erinnerung an die Sophisten und Philosophen Athens, als die letzten bedeutenden Gegner des wahren Glaubens, noch lange. In einem 626 von dem Patriarchen Sergius in Konstantinopel gedichteten Hymnus an die Jungfrau, der noch jetzt in griechischen Kirchen am Freitag der fünften Fastenwoche gesungen wird, heißt es: „Sei gegrüßt, die Du die Philosophen als Thoren erweisest, die Du die Rhetoren als der Vernunft bar überführst, die Du die Schlingen der Athener zerrissen, die Du den Trug der Götzen offenbar gemacht hast.“ In der Legende des hl. Gislenus, der um 460 im Hennegau ein berühmtes Kloster gründete, heißt Athen, wo er Philosophie studirt hatte, sogar die berühmteste Stadt Griechenlands, die den Völkern aller Zungen die Blüthe der Beredsamkeit dargeboten hat. Die Ueberwindung des Neuplatonismus durch das Christenthum beschäftigte die Legende schon sehr früh. Sie läßt den Repräsentanten der zaubermächtigen heidnischen Philosophie, Cyprianus von Antiochia, der in Athen gebildet, in alle Mysterien und Zauberkünste eingeweiht ist und mit den Dämonen im Bunde steht, durch den Sieg der hl. Justina über diese bekehrt werden und zusammen mit ihr den Märtyrertod erleiden: es ist Calderon's wunderthätiger Magus und das Urbild des Faust der deutschen Sage. Schon die durch Schönheit, Geist und Beredsamkeit ausgezeichnete Tochter des athenischen Philosophen Leontios, Athenais, die, in der Taufe Eudokia genannt, 421 die Gemahlin Kaiser Theodosios' II. wurde, hat diese Legende in Verse (Hexameter) gebracht. Gregorovius, der der kaiserlichen Dichterin eine eigene Schrift gewidmet hat, sah in ihr mit Unrecht eine anmuthige und geistvolle Künstlerin; ihre Bearbeitung der Cyprianuslegende ist nichts als eine metrische Stilübung, die in jeder Hinsicht auf der untersten Stufe der Kunst steht.

Die Steigerung des religiösen Gefühls in den letzten Jahrhunderten des Heidenthums bewirkte auch eine Steigerung des Verlangens nach Trost und Beruhigung über die Fortdauer im Jenseits. „Niemals ist während des Verlaufs der alten Geschichte und Cultur der Glaube an unsterbliches Leben der Seele nach dem Tode so inbrünstig und ängstlich umklammert worden wie in diesen letzten Zeiten, da diese antike Culturwelt selbst sich anschickte, ihren letzten Seufzer zu verhauchen.“ Die Gewißheit einer seligen Unsterblichkeit suchte man vorzugsweise in Mysterien zu gewinnen: die Frau Plutarch's schöpfte ihren festen Unsterblichkeitsglauben aus den Mysterien des Dionysos, in die sie mit ihrem Gatten eingeweiht war. Die zahlreichen ausländischen (thrakischen, phrygischen, ägyptischen, orientalischen, persischen) Mysterien zogen durch ihren auf die Sinnlichkeit wohl berechneten Pomp, durch ihr seltsames Ceremoniell, vor Allem durch den Reiz des fremdartig Geheimnißvollen unzählige Gläubige an. Doch die Mysterien von Eleusis hatten vor ihnen die Ehrwürdigkeit einer ununterbrochenen Dauer seit dem grauesten Alterthum und das Ansehen des heiligsten Gnadenfestes der ganzen griechischen Welt voraus. Sie waren der köstlichste Schatz des attischen Landes und dem attischen Volke theurer als der Ruhm seiner Großthaten, der Glanz seiner Bildungsanstalten und die Wunderwerke seiner Architektur und bildenden Kunst.

Soviel sich erkennen läßt, hat diese Werthschätzung während eines vollen Jahrtausends ebenso wenig jemals abgenommen als der Gottesdienst selbst eine wesentliche Veränderung erfahren hat. Pausanias sagt (unter Marc Aurel), unter dem vielen Wunderwürdigen, was Griechenland besitze, sei das Wunderwürdigste nach Gottes Rathschluß das Nationalfest in Olympia, und die heiligen Gebräuche in Eleusis; die letzteren haben die Vorfahren so hoch über alles gesetzt, was zur Frömmigkeit gehört, wie die Götter über die Heroen. Zur Zeit des großen Festes (im September) war Athen stets von Fremden überfüllt, auch Römer werden die Gelegenheit zur Einweihung immer zahlreich gesucht, oder doch mindestens nicht unbenutzt gelassen haben (wie Sulla, Cicero, Marc. Anton, Octavian, Hadrian, Marc Aurel, Severus, Gallienus, Julian); selbst den auf die Insel des Archipels Verwiesenen war es gestattet, an der Gnadenfeier Theil zu nehmen. Am größten wird, wie gesagt, der Zudrang zu dem Heiligthum in den letzten Zeiten seines Bestehens gewesen sein. Als Kaiser Valentinian I († 375) alle Nachtfeiern abzuschaffen im Begriff stand, stellte ihm der fromme Proconsul von Achaja Prätextatus vor, für die Griechen werde das Leben nicht mehr lebenswerth sein, wenn sie verhindert würden, die allerheiligsten, die ganze Menschheit verbindenden Mysterien, der Satzung gemäß zu begehen; und der Kaiser gestattete die Fortdauer der Feier. Sie fand ihr Ende 396 durch Alarich, der auf Anstachelung der ihn begleitenden Mönche den Tempel zu Eleusis, ein Werk des Iktinos niederreißen ließ.

Der Boden von Eleusis (d. h. Ort der Ankunft) war durch die Spuren einer Gottheit für immer geweiht. Hier hatte Demeter, die schmerzensreiche Mutter der griechischen Legende, nach ihrer zur Auffindung der verlornen Tochter unternommenen Weltwanderung endlich Ruhe gefunden, und durch die Anweisung zum Kornbau den Grund zur Kultur gelegt. Auf Schritt und Tritt traf man auf Erinnerungen an die einzelnen Vorgänge der heiligen Geschichte. Wer hier an dem großen Gottesdienst der heiligen Nacht Theil nahm, empfahl sich dadurch aufs Wirksamste der Gnade der Ackerbaugöttin und der Beherrscherin der Unterwelt, für das irdische, wie für das jenseitige Leben. Diese von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte Tradition hatte für Unzählige die tröstende und beseligende Gewißheit eines Dogmas gewonnen, und die Feier war, wie keine andere, geeignet, die Glaubensinbrunst aufs Höchste zu steigern. Die Hauptscenen der heiligen Geschichte wurde in lebenden Bildern und pantomimischer Darstellung vorgeführt: der Raub der Persephone, die Irren der Demeter, die Wiedervereinigung beider Göttinnen. Die Feierlichkeit sinnvoller Ceremonien, die von der melodischen Stimme des Hierophanten vorgetragene Liturgie, die an die Gottheiten als an gegenwärtige gerichteten Gebete, der Weihrauchduft, die Pracht des von unzähligen Lichtern strahlenden Tempelraumes, die Klänge sanfter von fern ertönender Musik — alles das versetzte die ‚glaubensvolle Menge' in eine ebenso entzückte Andacht, als wenn bei großen, lange erwarteten Kirchenfesten „die Musik der Himmel heruntersteigt und der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quillt, das Herrlichste, das Höchste gegenwärtig vor den entzückten Sinnen sich

bewegt." Und wenn die Standbilder der Göttinnen in strahlendem Glanze sichtbar wurden, so vollzog sich ohne Zweifel bei einem großen Theil der Andächtigen die bei jedem Bilderdienst unausbleibliche Identification des Bildes mit der Gottheit, und sie glaubten der Gegenwart der großen Göttinnen gewürdigt zu sein. Vielleicht hat aber am meisten zu dem überwältigenden Eindruck der eleusinischen Feier ein nur hier wirksames Moment beigetragen: die Gemeinsamkeit der Andacht von Tausenden, die sonst im griechischen Gottesdienst unerhört war. Die griechischen Tempel, Gotteshäuser im eigentlichen Sinne des Worts, d. h. Wohnungen der Gottheit, waren zu klein, um eine Gemeinde (deren Begriff dem ganzen Alterthum überhaupt fehlte) zu fassen; jeder Beter nahte dem Götterbilde einzeln. Der Tempel zu Eleusis, ein quadratischer, durch querdurchlaufende Reihen von je sieben dorischen Säulen in fünf Schiffe abgetheilte Bau von etwa 51 M. im Lichten, hatte Raum für eine ebenso große Menge wie ein Theater. Von den Schauern des Gefühls, das so viele Tausende erhob und beseligte, wurde auch der Widerstrebende erfaßt und mit fortgerissen.

Das Heil dieses Gnadenfestes war mit Ausnahme der von Blutschuld Befleckten, allen Griechen (auch den Sklaven), seit der Unterwerfung Griechenlands auch den Römern zugänglich. Kein sittliches Verdienst verbürgte die Seligkeit im Jenseits, für die man hier eine Gewähr zu erlangen glaubte, sondern einzig und allein das geistliche der Theilnahme an der Feier der heiligen Nacht. Mit Recht spottete der Cyniker Diogenes, ein eingeweihter Dieb werde nach dem Tode ein besseres Loos haben als große Männer wie Epaminondas und Agesilaus. Die Einweihung war ein Gnadenmittel, ein Sacrament (mit diesem Wort wird in der Vulgata das griechische Mysterium übersetzt), dessen Wirksamkeit von der Würdigkeit des Empfängers nicht abhängig war. Der Werth, den es für den Einzelnen hatte, bestimmte sich durch den Grad seiner Glaubenskraft und die Bedeutung, die er der heiligen Handlung beizulegen vermochte. Gläubige Gemüther erfüllte sie mit hoher Zuversicht. Pindar und Sophokles preisen die glücklich, die nicht, ohne sie geschaut zu haben, ins Jenseits eintreten; ihnen allein, sagt der Letztere, wird dort Leben zu Theil, während den Uebrigen nur Uebel bevorstehen. Rationalisten wie Cicero fanden die Bedeutung der Eleusinien in der Feier der Erinnerung an die Stiftung des Ackerbaues und die Begründung der Cultur durch die Bezähmerin wilder Sitten, die den Menschen zum Menschen gesellt. Für Ungläubige waren sie eine leere Ceremonie, und Manche, wie der Cyniker Demonax, verschmähte die Einweihung. Doch da dies in Athen einen Sturm der Entrüstung erregte, so daß Demonax in Gefahr war, ein Opfer der frommen Wuth der Gläubigen zu werden, muß man annehmen, daß auch Diejenigen, für die das Mysterium bedeutungslos war, sich der Einweihung nicht entzogen, um keinen Anstoß zu geben.

Mit dem Untergange der alten Welt verschwand Griechenland auf ein volles Jahrtausend für Europa wie hinter einem Vorhange. Erst seit dem 15. Jahrhundert kam von dort von Zeit zu Zeit eine spärliche Kunde durch abendländische Reisende oder griechische Emigranten. Den ersten Versuch, die

damals noch sehr bedeutenden Reste Athens zu beschreiben, machte 1447 der unermüdliche, wie Wenige von dem Geist der Renaissance erfüllte Cyriacus von Ancona. Doch noch 1575 erkundigte sich der Tübinger Professor Martin Kraus (Crusius) bei griechischen Geistlichen in Konstantinopel, ob es denn noch ein Athen gebe und wie es dort wohl aussehe. Im siebzehnten Jahrhundert waren es hauptsächlich französische Reisende, denen man im Abendlande Nachrichten von griechischen Alterthümern verdankte, wie der 1645 bis 1658 in Athen als Missionar thätige Jesuit Babin; zu den Letzten, die den Parthenon vor seiner Zerstörung im Jahre 1687 sahen, gehörten der französische Botschafter in Konstantinopel, Marquis von Nointel (1673), der durch den Maler Jacques Carey den Tempel mit all seinen Bildwerken auf 21 große Blätter zeichnen ließ, und der treffliche Lyoner Antiquar und Arzt Jacques Spon (1676). Im 18. Jahrhundert wurde die Erforschung Griechenlands am meisten durch den Reichthum und die Kunstliebe vornehmer Engländer gefördert, die theils selbst Athen besuchten, theils Künstlern und Gelehrten Mittel zu wissenschaftlichen Unternehmungen gewährten. Unter diesen war die fünfjährige, überaus schwierige und gefahrvolle Reise des Malers J. Stuart und des Architecten Ch. Revett die wichtigste; als Frucht derselben erschienen seit 1762 die Epoche machenden „Antiquities of Athens“, durch die man die erste Vorstellung von der Blüthezeit griechischer Sculptur erhielt. Erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts haben Deutsche an der Wiederentdeckung der Reste griechischer Kunst Theil genommen; erst das Deutsche Reich hat nach einem vollen Jahrhundert Winckelmann's Plan der Ausgrabung in Olympia ausgeführt. Erst dem 19. Jahrhundert ist wieder die Anschauung höchster Kunstleistungen des griechischen Alterthums zu Theil geworden, die allen früheren versagt war: der Giebelgruppen des Parthenon durch die Erwerbung der Elgin marbles für das Britische Museum 1816, der Venus von Melos 1820, des Hermes des Praxiteles 1875. Zugleich hat durch die seit 1828 von der Berliner Academie begonnene Sammlung und wissenschaftliche Verwerthung aller inschriftlichen Denkmäler die Kenntniß des griechischen Alterthums eine ungeahnte, unermeßliche Vervollständigung, Erweiterung und Vertiefung erhalten. Dank der enormen Vervollkommnung der Verkehrsmittel erstreckt sich die Forschung längst auf alle Theile Griechenlands, die uns näher gerückt sind, als es vor fünfzig Jahren Rom und Neapel waren, und selbst auf die entlegensten Gegenden der griechischen Welt. Doch Athen steht nach wie vor im Vordergrunde des Interesses für die Gebildeten aller Nationen, und ist zugleich ein Centrum der Alterthumsstudien geworden, an dem dort Franzosen, Deutsche, Engländer und Amerikaner sich neben den einheimischen Archäologen betheiligen. Und während die Jugend der Stadt, zu deren Hörsälen einst Lernbegierige aus dem ganzen römischen Reich wallfahrteten, zum Theil ihre Bildung in fernen Barbarenländern sucht, ziehen die dürftigen und entstellten Trümmer jener Herrlichkeit, an der die römischen Hörer der Philosophen und Sophisten meist gleichgültig und verständnißlos vorbeigingen, Freunde der Kunst und des Alterthums aus beiden Hemisphären in immer wachsender Zahl herbei.

England in Aegypten.

[Nachdruck untersagt.]

England in Egypt. By Sir Alfred Milner, Governor of Cape Colony. Late Under-Secretary for Finance in Egypt. Sixth Edition. London, Edward Arnold. 1899.

I.

Ein großer Theil des historischen Fortschritts beruht darauf, daß die Culturerwerbungen vorangeschrittener Völker übertragen werden auf die zurückgebliebenen, daß — nach der Anschauung, welche das Bild des einzelnen Menschenlebens zum Maßstabe der Entwicklung des Volkslebens macht und die Höhe der Entwicklung mit deren Alter gleichsetzt — daß „junge" Völker von „alten" Völkern deren Errungenschaften entlehnen.

Alle Seiten der Cultur sind hieran betheiligt. Die Nothdurft des Alltagslebens eben so gut wie die höheren Formen des Daseins, Gewerbe und Handel, Ackerbau und Viehzucht, wie Kunst und Religion, Recht und Staat. Culturpflanzen und Hausthiere, Geräthe und Handwerkszeuge so gut wie Gesetze und Verfassungsformen, wie die Bildnisse der Götter und die Götter selber. Die Sprache, die Schrift, das Geld, das Fahrzeug zu Wasser und zu Lande wie die Wissenschaften, die Entdeckungen und Erfindungen.

So haben die Jahrhunderte der neueren Geschichte vom Alterthum entlehnt, so die Völker der Neuzeit von einander, so wiederum die Völker des Alterthums: Italien von Griechenland, Griechenland vom Orient, die Völker des Orients von Volk zu Volk.

Indessen, neben der scheinbaren Regelmäßigkeit dieses Verlaufes beobachten wir eine andere Kette von Erscheinungen. Diese lehrt uns, daß zur Messung des Völkerlebens das Vorbild des Menschenlebens nicht ausreicht. Denn in dem individuellen Leben ist ein leicht übersehbarer gesetzmäßiger Gang von dem Anfange zum Ende; in dem Völkerleben gibt es Auf- und Niedergänge, gibt es ein Wachsen und Dahinschwinden, welches doch niemals, oder fast niemals, an das völlige Ende führt.

Daher ist dann die relative Stellung des einen Volkes zum anderen selber eine schwankende. Dasselbe Volk ist in dem einen Jahrhundert der Lehrmeister, in dem anderen Jahrhundert der Schüler desselben anderen Volkes. England hat im 15. und 16. Jahrhundert von Deutschland gelernt, Deutschland im 19. Jahrhundert von England, und vielleicht wird in einem folgenden Jahrhundert England abermals von Deutschland lernen.

Und in größeren Abständen der Zeit wiederholt das Gleiche sich zwischen den Völkern des Alterthums und der neuen Zeit. Italien hat das Vermächtniß der classischen Welt in das neuere Europa überliefert, hat ein Jahrtausend lang diese Aufgabe für die Weltgeschichte erfüllt, um nun in den letzten Menschenaltern der neuesten Zeit von Frankreich, England, Deutschland zurückzuentlehnen, was es einstmals mit verschwenderischer Hand gegeben hat.

In noch größerem Contraste der Zeiträume ist es der alte Orient, welcher, längst zur Bedürftigkeit herabgesunken, das neue Europa aufmuntert, die verschütteten Reste seiner Cultur ans Tageslicht zu fördern und zu neuem Leben zu erwecken.

II.

Gedanken wie diese kommen uns bei dem civilisatorischen Werke, welches heute England an Aegypten leistet, und über welches uns das Buch Sir Alfred Milner's einen anziehenden Bericht erstattet.

Herodot hat Aegypten als das Land der Wunder bezeichnet. „Ich spreche ausführlich über Aegypten," sagt er, „weil es mehr wunderbare Dinge enthält als irgend ein anderes Land, Dinge zu seltsam für Worte. Zu den Wundern seines regenlosen Klimas und seines Alles ernährenden Stromes, zu den geheimnißvollen Monumenten der menschlichen Kraft und Beharrlichkeit, die seit den entferntesten Zeitaltern emporragten über die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Ebene, fügte Aegypten in seiner Geschichte und seinen Institutionen, in dem Charakter und den Sitten seiner Bewohner andere Wunder, die nicht weniger seltsam waren."

Und so ist es noch heutigen Tages. Zu Herodot's Zeiten und in der Welt, die er kannte, nahm Aegypten noch immer einen ansehnlichen Raum ein, obwohl es seine einstige Größe eingebüßt hatte. Heute ist es ein kleiner Fleck auf der Erdkarte. In Wohlstand, Macht, Bevölkerung, Intelligenz ist es zur Geringfügigkeit herabgesunken. Aber nichtsdestoweniger hat es seine hervorragende Merkwürdigkeit unvermindert behauptet.

Der bestrickende Reiz seiner uralten Denkmäler ist immer noch vorhanden. Jedes Jahr kommt eine wachsende Schar von Pilgern aus allen Ländern der Erde, um ihnen zu huldigen. Das jährlich wiederkehrende Wunder der Nilfluth erneuert sich heute wie vor Zeiten, um vielleicht auf die Fremden mehr Eindruck zu machen als alle Gräber und alle Tempel. Und wie in der natürlichen Eigenart, wie in den stupenden Alterthümern, so in dem Leben und den Gewohnheiten seines Volkes, in der Form seiner Regierung ist Aegypten noch immer, wie das Aegypten des Herodot, das erlesene Heim von dem, was beispiellos und paradox ist.

Eroberer auf Eroberer sind über das Land hinweg gegangen. Eine Dynastie hat die andere abgelöst. Jahrhunderte des politischen Chaos sind verronnen — an denen es ein Wunder ist, daß überhaupt etwas von ihnen übrig geblieben. Heidenthum hat dem Christenthum Platz gemacht, Christenthum dem Islam. Jedoch inmitten zahlloser Aenderungen hat das Land ein unveränderliches Attribut behalten. In seiner Größe und in seiner Ohnmacht, in der Blüthe und im Ruin; ob zersplittert unter einer Menge kleiner Herrscher

oder vereinigt unter einem gigantischen Despotismus; ob im Staube vor den phantastischen Abbildern einer Fülle von Gottheiten oder in fanatische Anbetung getaucht vor einem einzigen Gott, für den jedes Abbild Entweihung ist — Aegypten bleibt unwandelbar, ewig abnorm. Diese Anlage zur Excentricität ist etwas, was kein Wechsel beseitigen kann. Das Paradoxe scheint in dem Boden zu wurzeln.

Nirgend in der Welt wird man einen Bauernstand finden, dessen tägliches Leben so viele Elemente des Wunderlichen und Malerischen zeigt wie die Fellahs von Aegypten. Nirgendwo stoßen Orient und Occident in solch' schreiendem Contraste zusammen oder mit groteskeren Folgen. Und nirgendwo wird eine civilisirte Regierung geführt unter unglaublicheren Bedingungen. Die Monstrositäten der Staatsverfassung, wie sie heute in Aegypten besteht, mögen das jüngste der wunderbaren Dinge sein, aber gewiß nicht das geringste.

Man denke sich ein Volk, gelehrig und gutartig wie irgend eines in der Welt, in der Hand einer Religion, welche die intoleranteste von allen ist. Man denke sich dieses Volk und diesen Glauben, die beide sich nur in ihrem Conservatismus congenial sind, hineingestoßen in den Strom europäischer Rastlosigkeit und Neuerungssucht. Man denke sich ein Land voll von turbulenten Ausländern, welche seine Polizei nicht festnehmen darf, außer bei flagranter That, und welche seine Gerichtshöfe nicht aburtheilen dürfen, außer für die unbedeutendsten Vergehen. Man denke sich die Regierung dieses Landes, unfähig für diese Ausländer Gesetze zu geben ohne die Zustimmung eines Dutzends entfernter Mächte, davon die meisten gleichgültig oder selbst abgeneigt. Man denke sich die Staatsgeschäfte geführt in einer fremden Sprache, die wiederum nicht die Sprache der vorherrschenden fremden Rasse ist. Man denke sich die Regierung darauf angewiesen, die wachsenden Bedürfnisse des Gemeinwesens zu befriedigen mit einem Budget, welches rigoros auf ein Minimum der Anforderungen vergangener Tage beschränkt ist. Man denke sich die Politik derselben inspirirt und geleitet von dem Gesandten eines fremden Staates, welcher in der Theorie nur Einer unter einer großen Zahl solcher Gesandter ist. Man denke sich alles dieses und noch manches Andere dazu — und das ist ein Abbild des heutigen ägyptischen Staatswesens.

Und dennoch geht es vorwärts. Denn in dem Lande des Paradoxen wachsen Trauben an den Dornsträuchern und Feigen an den Disteln. So niederdrückend die Umstände scheinen, unter denen die Verwaltung Aegyptens geführt werden muß, das Erwachen des Landes während der letzten wenigen Jahre ist Stoff beinahe für ein Zaubermärchen. Auch hierin erweist sich der Geist des Excentrischen und Unwahrscheinlichen, der von Allem, was ägyptisch ist, unzertrennlich scheint.

III.

England schickte im Jahre 1882 eine Armee nach Aegypten, um den Aufstand Arabi's zu besiegen und die Ordnung wieder herzustellen, da die Regierung des Khedive dazu nicht die Kraft besaß. Unfreundliche Beobachter sahen die bewaffnete Intervention als das erwünschte Ende an, welches England lange geplant hatte. Auch haben die darauf folgenden Ereignisse nicht

ermangelt, eine solche Deutung plausibel erscheinen zu lassen. Allerdings lag es nicht in der Natur des damaligen Ministeriums Gladstone, sich neuerdings in die ägyptischen Angelegenheiten einzumischen oder gar den schweren Schritt einer militärischen Occupation zu thun. Und in Wirklichkeit wurde die englische Regierung sowie das englische Volk vorwärts getrieben durch den Strom der Thatsachen.

Hier war ein Land, der rechte Mittelpunkt der Welt, die große Straße der Nationen, ein Land, welches während des letzten halben Jahrhunderts mehr und mehr ein Anhängsel Europa's geworden war, in welchem Tausende von europäischen Menschen lebten, Millionen von europäischem Capital angelegt waren, und in welchem von allen europäischen Nationen Großbritannien vermöge seines enormen directen Handels und seines noch enormeren Transithandels am tiefsten interessirt war. Und dieses Land, welches die gemeinsamen Anstrengungen und Opfer aller Mächte eben vom Rande des Bankerotts gerettet hatten, war jetzt bedroht nicht nur durch einen Bankerott, sondern auch durch eine Herrschaft der reinen Barbarei. Das Vermögen der Europäer war nicht länger sicher; ja das Blut von Europäern, darunter eine Anzahl von Engländern, war bereits vergossen worden. Es lag die dringendste Gefahr fernerer Gewaltthaten gegen alle Europäer und gegen alle Christen vor.

Angesichts dieser Gefahr schaute die englische Regierung auf das europäische Concert, auf die Türkei; es schaute auf eine gemeinsame Action mit Frankreich, um die sonst unvermeidliche Pflicht selbständigen Einschreitens zu vermeiden. Aber die Flamme der Anarchie griff zu schnell um sich für die langsamen Bewegungen der Diplomatie. Niemand sonst war bereit, sogleich vorzugehen. So war in dem letzten Augenblick dasjenige Land dazu gezwungen, welches nicht nur das am meisten interessirte, sondern auch vermöge seiner maritimen Ueberlegenheit zu schneller Action am befähigtsten war.

Der Erfolg war schnell und groß. Aber merkwürdiger ist dasjenige, was für die Reform des ägyptischen Staatswesens darauf folgte.

Die Erhebung Arabi's war eine nationalistische Empörung gegen die Europäer, unter dem Rufe „Aegypten für die Aegypter". Die ununterschiedliche Verurtheilung alles Europäischen in Aegypten bedeutete eine unklare Vermischung der verschiedensten Seiten ägyptischen Lebens. Das Schlechteste und das Beste in Aegypten wurden dadurch gleichzeitig getroffen: die Scharen der Hochstapler, Wucherer und Betrüger ebenso wie all' die wirksamsten Werkzeuge der Bildung, Erziehung, des Fortschritts. Obenein waren gerade die besseren Elemente des europäischen Einflusses im Begriffe, Fortschritte zu machen und das Land allmählich auf die Bahn einer geordneten Verwaltung zu bringen.

Aber wie konnten wohl ungebildete Menschen, gleich Arabi und seinen Anhängern, das unterscheiden! Wie konnten sie den Unterschied den fanatischen Schulmeistern und unwissenden Bauern klar machen, welche ihre wärmsten Anhänger waren? Nein, die berechtigten Ziele ihrer Bewegung konnten nur — und das war eine der seltsamsten Ironien des Schicksals — unter den Auspicien derselben fremden Eindringlinge langsam verwirklicht werden, welche so kurzen Proceß mit Arabi und allen seinen Thaten machten.

IV.

Der Anfang der Erneuerung der ägyptischen Verwaltung datirt von der Absetzung Ismail's am 26. Juni 1879 und der Einrichtung der gemeinsamen Controle durch England und Frankreich. Vieles, was damals nur tastend angefaßt wurde, ist dann gründlich in die Hand genommen und große neue Felder der Staatsverwaltung sind in den Bereich der Reformthätigkeit gebracht worden. Erst mit der britischen Armee im Hintergrunde gelang das Werk, das ohne eine zur Stelle befindliche Macht scheitern mußte. Und es gelang jetzt England allein: im Herbst 1882 war es im absoluten Besitze des Landes. Es hatte das factische Regiment Aegyptens niedergeworfen, und das rechtliche Regiment war ein Phantom. Es gab in dem Augenblicke keine Autorität außer derjenigen der englischen Armee, kein Gesetz außer dem Willen Englands. Am 4. April 1883 reichten zweitausendsechshundert der europäischen Einwohner von Alexandria und anderen Städten eine Petition an Lord Dufferin ein — sie repräsentirten fast die ganze Vermögenskraft und den Unternehmungsgeist der Europäer im Lande —, welche darum bat, daß die englische Occupation zu einer permanenten gemacht werden möchte. Zu gleicher Zeit wurde ein ähnlicher Wunsch in einem Memorandum der amerikanischen Missionsgesellschaft ausgedrückt, vielleicht der einflußreichsten und wohlthätigsten aller ausländischen Veranstaltungen zur Ausbreitung von Bildung an den Ufern des Nils.

Die englische Regierung konnte sich zu der Einsetzung eines Protectorats nicht entschließen. Ihr wirklicher Standpunkt kam in der Note Lord Granville's an die Großmächte zum Ausdruck: sie wolle die Truppen in Aegypten so lange halten, als der Zustand des Landes es erfordere, und inzwischen die Pflicht auf sich nehmen, der ägyptischen Regierung Rath zu ertheilen mit dem Zwecke, eine befriedigende Ordnung der Verhältnisse herbeizuführen, welche die Elemente der Stabilität und des Fortschritts in sich schließe.

Die Ertheilung von „Rath" wurde ein Jahr später sehr deutlich interpretirt durch die Anweisung an den englischen Geschäftsträger, den ägyptischen Ministern und Provinzialgouverneuren klar zu machen, daß England bestehen müsse auf der Annahme der ertheilten Rathschläge und auf der Entlassung der renitenten Minister und Gouverneure. So befand sich Aegypten im Zustande der Bevormundung und England im Zustande des Protectorats. Indessen eines nicht förmlichen Protectorats, welches zumal in den eigenthümlichen Verhältnissen Aegyptens die Schwierigkeit für die englische Verwaltung vervielfachte. Was ein ausgesprochenes Protectorat auf geradem und einfachem Wege zu leisten im Stande wäre, das muß jetzt auf Umwegen geschehen. Die Fiction der eigenen Verwaltung des Khedive ist aufrecht erhalten durch den Fortbestand seiner Staatsverwaltung, in welche die scheinbar untergeordneten, thatsächlich maßgebenden englischen Beamten-Elemente eingesprengt sind.

Die Erfahrungen, die in einer fünfjährigen Thätigkeit an dem einflußreichen Posten des Unterstaatssecretärs im Finanzministerium Sir Alfred Milner gemacht hat, sind der historische Boden, auf dem das Buch entstanden ist, welches die neueste Geschichte Aegyptens erzählt.

Was hat die englische Verwaltung in der kurzen Spanne von anderthalb Jahrzehnten aus Aegypten und den Aegyptern gemacht?

Unsere Quelle ist eine englische. Wir werden bei den bewundernswerthen Culturfortschritten, die sie schildert, ein gewisses Maß von englischer Parteinahme für englische Leistungen voraussetzen müssen. Jedoch scheint die Zuverlässigkeit des Autors, der selber zu den hervorragenden Persönlichkeiten der heutigen englischen Staatsverwaltung gehört und gegenwärtig der vielgenannte Gouverneur der Kapcolonie ist, unseres Wissens keinem ernsthaften Zweifel ausgesetzt worden zu sein. Auch macht die Art seiner Darstellung so sehr den Eindruck ruhiger und anspruchsloser Sachlichkeit, daß wir im Wesentlichen ein treues Bild der Thatsachen vor uns zu haben glauben dürfen.

V.

Die elementare Aufgabe jedes geordneten Staatswesens ist die Einrichtung einer bewaffneten Macht, welche gegen äußere und innere Feinde den Frieden wahrt. Die Unfähigkeit, ja die Auflösung der äpyptischen Armee, der Zusammenbruch bei dem Aufstande von Arabi führten die Intervention der englischen Armee herbei. Die erste Nothwendigkeit bei der Reform des ägyptischen Staatswesens war hiernach die Reorganisation der heimischen Armee, damit diese im Stande sei, aus eigenen Kräften dasjenige zu leisten, was erst durch das Einschreiten fremder Heereskräfte geleistet worden war.

In der That ist diese Aufgabe sofort ergriffen und theilweise, soweit Derartiges in kurzer Frist überhaupt möglich ist, auch gelöst worden.

Das Truppenmaterial des ägyptischen Bauernvolkes war gut; was ihm fehlte, waren tüchtige Officiere, welche ihm die nöthige Einübung und moralische Widerstandskraft gaben. Die englischen Officiere haben aus diesem Material die neue ägyptische Armee geschaffen, welche bereits im Jahre 1891 gegen die Derwische eine bewundernswerthe Tapferkeit zeigte, während sie noch im Jahre 1884 gegen denselben Feind in schimpflicher Weise davon lief oder sich widerstandslos niedermetzeln ließ.

Elende Behandlung, schlechte Ernährung und Bezahlung, Mangel an Vertrauen gegen die Vorgesetzten hatten die Uebel der alten Armee verschuldet. Die neue Ordnung, welche in allen diesen Beziehungen die englische Führung schuf, machte auch aus den ägyptischen Soldaten andere Menschen. An die Stelle hochbezahlter, aber gewissenloser Officiere traten die englischen, welche ihren Untergebenen das unerhörte Schauspiel eines Vorgesetzten zeigten, der ein Herz für seine Leute hat.

Auf dem Gebiete der Armeereform hat England die deutlichsten Fortschritte erzielt, weil es hier am meisten freie Hand hatte, verglichen mit den übrigen Zweigen der öffentlichen Verwaltung. Die Krönung des Werkes aber bleibt noch zu schaffen. Soldaten hat man aus den Fellahs gemacht; der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, auch Officiere aus dem heimischen Material zu erziehen. Thatsächlich sind die Absichten der englischen Heeresverwaltung darauf gerichtet.

Das zweite Gebiet ist dasjenige der Finanzen. Die Zerrüttung derselben durch das Regiment von Ismail war der andere und ältere Grund des Einschreitens der europäischen Mächte. Ja, das Beste oder einzig Gute an jener Zerrüttung war, daß sie das Einschreiten derselben unvermeidlich machte

und dadurch die Heilung der alten Mißstände. Die Londoner Conferenz des Jahres 1884 und die Londoner Convention von 1885 legten den Grund für die Reform der Finanzen und mit dem größten Erfolge.

Eine kennzeichnende Erscheinung derselben! Als die Sachverständigen im Jahre 1884 zu London über die Tilgung der 4 procentigen ägyptischen Staatsschuld verhandelten, wurde von einem unter ihnen die Ansicht geäußert, ob nicht die Schuld bei einem Curse von 80 Procent einlösbar erklärt werden könnte. Sie stand damals auf dem Curse von 59, und nicht die Unbilligkeit dieses Planes hielt die anderen Sachverständigen von seiner Annahme zurück, sondern im Gegentheil vielmehr das Utopische desselben. Aber in der That war bereits im Jahre 1892 der Curs auf 98 Procent gestiegen und die ägyptischen Finanzen würden durch Annahme jenes Planes einen Gewinn von 11 Mill. Pfd. Sterling gemacht haben gegenüber der späteren wirklichen Gestaltung des Staatscredites, die wiederum die Folge der völligen Verbesserung der gesammten Finanzzustände war.

Im Einzelnen ist dieses erreicht worden durch eine verständige, europäischen Grundsätzen angepaßte Reform des Steuersystemes. Die Tabaksteuer ist erhöht, die Haussteuer auf die Häuser der Ausländer ausgedehnt worden. Dafür sind die das Volk in seiner Masse am meisten bedrückenden alten Steuern aufgehoben worden: die Steuer vom Besitze an Kleinvieh, die Abgabe von den Handwerkern, die in unzählbaren kleinen Summen von den Aermsten des Volkes eingefordert wurde. Und dergleichen mehreres Aehnliche. Der Preis des Salzes (im Salzmonopol der Regierung) ist um 40 Procent herabgesetzt worden. In den am wenigsten fruchtbaren Theilen von Oberägypten ist die Grundsteuer um 30 Procent ermäßigt; dazu kamen umfangreiche Steuernachlässe an rückständiger Grundsteuer. Höchst segensreich ist dann die Aufhebung der Frohndienste gewesen, welche in sattsam bekannter Weise die theuerste Form der Arbeitsleistungen für alle Betheiligten gewesen war. Uebrig geblieben davon ist allein die gemeine Pflicht, bei großer plötzlicher Landesgefahr (Heuschrecken, Nildammbrüche) mit persönlichen Diensten einzutreten.

Aehnlich ist die Reform auf der Seite der öffentlichen Ausgaben. Für Schulen, Eisenbahnen, Posten, Rechtspflege wird mehr ausgegeben. An überflüssigen Beamten, an Pensionen u. dgl. wird jetzt gespart, zumal aber an der Verzinsung der Staatsschuld wegen des verbesserten Staatscredits.

Das ganze Staatsrechnungswesen ist aus orientalischer Barbarei erlöst und nach europäischen Vorbildern geordnet. Jeder Steuerzahler empfängt periodisch seinen Steuerzettel, der ihm genau und deutlich sagt, wann und wieviel er zu zahlen hat, während früher das Unheil des kleinen Mannes in der beständigen Unsicherheit über die Forderungen und Termine des Steuereintreibers lag. In dieser wucherten die Tyrannei und die Corruption der Beamten, denen durch die neuen Einrichtungen ein Ende gemacht worden ist, zumal durch die Beseitigung der Unzahl kleiner, elend bezahlter Beamten, die auf die Corruption sich angewiesen sahen. Heute ist freilich noch ein Theil davon vorhanden; aber sie scheut das Tageslicht, während die alte Corruption frei auf offenem Markte einher ging.

Dem entsprechen die Entwickelung des Volkswohlstandes, und zwar gerade in der breiten Mehrzahl der Bevölkerung, die Zunahme der Production, die Erhöhung der Consumtion in der Gesammtheit, die Steigerung des Eisenbahnverkehrs und hier abermals des Personenverkehrs dritter Classe.

VI.

Die eigenartigen Naturverhältnisse Aegyptens — der fast völlige Mangel an Regen, der Ersatz, welchen dafür die Nilüberschwemmungen zeitweilig zu gewähren haben, die Trockenheit einer Anzahl von Monaten jedes Jahres, der Ueberfluß an Nässe in anderen — haben seit dem frühen Alterthume die Leistungen der Wassertechnik zu den Lebensbedingungen dieser Land- und Volkswirthschaft gemacht.

Hier ist ein Gebiet, auf dem die vorangeschrittene Cultur der Engländer vollends den Beruf zu erfüllen hatte, die zurückgebliebenen und verkommenen Zustände des alten Régimes mit energischer Hand vorwärts zu treiben. Sie, die für den ganzen Continent Europas im neunzehnten Jahrhundert die Meister der neuen Technik geworden sind, sie, die bis in die Ansprüche des alltäglichen Lebens hinein reinigend und sittigend eingewirkt haben auf die häuslichen Einrichtungen und die Spuren ihrer Cultur hinterlassen haben, wohin immer sie gekommen sind: sie haben den Zug der neuen Technik in die Wasserversorgung Aegyptens hinein geführt und dadurch eine mächtige Förderung dem Wohlstande dieses Landes gegeben. Das Bewässerungs-Departement ist dasjenige unter allen Zweigen der englischen Verwaltung in Aegypten, auf welches sie vom Anfang bis zu Ende mit dem uneingeschränktesten Stolze zu blicken berechtigt war. Die englischen Wasser-Ingenieure haben den neuen Wohlstand Aegyptens geschaffen.

Zugleich ist diese Culturthat der Engländer am handgreiflichsten und von der Bevölkerung des Landes am dankbarsten anerkannt. Wie auch im Uebrigen die Empfindungen der Einheimischen gegenüber der englischen Occupation sein mögen, wie groß immer das innere Widerstreben, welches durch die Anwesenheit der englischen Beamten erregt wird, — die leitenden Männer der Bewässerungsverwaltung haben jedes Vorurtheil überwunden, das den Fremden und den Christen im Wege steht. Sie genießen eine fast allgemeine Popularität durch das ganze Land hin. Sie sind Männer, an welche sich voll Vertrauen die kleinen Bauern wenden in Dingen, die weit ab von den eigentlichen Pflichten ihres Amtes liegen. Denn das Volk sieht in ihnen die großen Wohlthäter, in deren Hände sie gern alle ihre Sorge legen.

Auch die ägyptischen Staatsmänner, die zum Theil mit Abneigung die englische Occupation ansehen, halten dieses Stück der englischen Landesverwaltung für ein unentbehrliches im Interesse Aegyptens.

Obwohl die letzten Ziele, welche der natürliche Contrast der zerstörenden Ueberschwemmungen und der völligen Trockenheit der großen Wassertechnik stellt, noch nicht erreicht sind (erst in der allerletzten Zeit scheint man sich ihnen zu nähern), so ist doch bereits binnen des ersten Jahrzehnts (1882—1892) Erhebliches geschehen. Große Strecken Landes sind erst noch zu gewinnen, andere große Strecken in ihrer Fruchtbarkeit zu erhöhen.

VII.

Wie nun diese Cultureinwirkung der Engländer auf die anderen Zweige der Verwaltung sich erstreckt, auf die Rechtspflege, das Unterrichtswesen, die locale Selbstverwaltung und so manches Andere, das dürfen wir an dieser Stelle nicht weiter verfolgen.

Wir schließen mit einer allgemeineren Betrachtung.

Die Bemühungen der Engländer um die Verbesserung der Staatseinrichtungen Aegyptens bedeuten die Reinigung eines verkommenen orientalischen Gemeinwesens durch die Methoden einer europäischen Staatsverwaltung, wie sie England selber seit einem Jahrhundert oder seit einer Reihe von Jahrhunderten im eigenen Hause erprobt hat. Dieser Culturberuf einer fremden, ob auch noch so berufenen und vorangeschrittenen Nation für die Erziehung des zurückgebliebenen Volkes kann begreiflicher Weise nicht ohne Reibungen erfüllt werden — Reibungen mit den Instincten der Volksmasse, Reibungen mit den heimischen Staatsmännern, Reibungen mit den anderen an Aegypten interessirten und berechtigten europäischen Mächten, Reibungen mit dem Staatsoberhaupte selber.

Auch geht hier der Fortschritt, wie so oft in der Geschichte, nicht auf gerader Bahn. Das Regiment Tewfik's, desjenigen Khedive, welcher dem abgesetzten Ismail folgte, war den Engländern im Ganzen günstig — sofern die persönlichen Einsichten dieses Herrschers in Betracht kamen. Er starb bereits im Jahre 1892, und es folgte in zartem Alter sein Sohn Abbas. Dieser hat anderen Einflüssen nachgegeben und bisher sich fortdauernd als Gegner der englischen Occupation erwiesen. Da, wo der Widerstand sich in amtlichen Handlungen des Khedive zeigt, hat er, wie öfter bei ähnlichen, früheren Anlässen, mit einer Demüthigung des Herrschers vor den Engländern geendigt. Im Januar 1893 überraschte der junge Khedive die Welt durch die plötzliche Entlassung des Premierministers Mustafa Fehmi, dessen Verbrechen kein anderes war als der Einklang seiner Verwaltung mit den englischen Elementen derselben. Die Folge war ein sofortiger Protest der englischen Regierung, die Nöthigung des Khedive zur Absetzung des von ihm berufenen Premiers und die Ersetzung desselben durch den von England vorgeschriebenen Riaz Pascha.

Namentlich ist durch diese und ähnliche Eruptionen die Reibung nicht aufgehoben; sie wirkt fort. Der Khedive unterstützt den Widerstand der nationalen Presse gegen die Engländer. Das Beamtenthum des Landes sucht sich bei ihm beliebt zu machen durch verwandte Gesinnungen.

Dieser Zustand würde minder bedenklich sein, wenn die erzieherischen Thaten Englands für Aegypten bereits so weit gediehen wären, daß sie, wie jede richtige Erziehung, sich überflüssig gemacht hätten. Leider ist man — und nach fünfzehn bis zwanzig Jahren ist so etwas auch nicht zu erwarten — an solch ein Ziel noch nicht gelangt. Es wird fernerer Ausdauer aller Betheiligten bedürfen, um allmählich dahin zu gelangen, um den „common sense of civilization" in dem ägyptischen Staatswesen dauernde Wurzeln schlagen zu lassen.

W.

In Leopold Ranke's Heimathsthal.

Von

Gerold Meyer von Knonau.

[Nachdruck untersagt.]

Es wird kaum möglich sein, die autobiographischen Aufzeichnungen Leopold Ranke's aus der Hand zu legen, ohne daß ein lebendiges Bild der Stätten, auf denen die Jugendjahre des großen Historikers verliefen, sich dem Leser einprägt; er wünscht um so mehr, selbst einmal durch dieses Thal zu gehen, das der Greis in den Rückblicken, die er auf sein Leben warf, wieder und wieder vor seinen Augen erstehen ließ.

Als Alfred Dove sich das Verdienst erwarb, den Band „Zur eigenen Lebensgeschichte" in die Sämmtlichen Werke hinein zu stellen, fand er vier Aufzeichnungen, die Ranke über die ersten Jahrzehnte seines Lebens nach einander gegeben hatte. Allerdings bezieht sich das zweite Dictat einzig auf spätere Jahre. Dagegen kam er im dritten und vierten auf die erste Jugend zurück, und vollends im ersten ist der Kindheit, der ersten Schulzeit ein breiter Raum gewidmet. Diese Erinnerung ist um so bemerkenswerther, da sie nicht etwa durch den Wiederanblick der Umgebung, die diese Erlebnisse eingerahmt hatte, erweckt worden ist. Vielmehr geschah das im Herbst 1863 zu Venedig, wo er seinem Sohne, der ihn begleitete, diese „Jahre der Kindheit" in die Feder dictirte[1]). Er mochte sich durch den Gedanken an seinen längeren Besuch in Venedig, den er auf der ersten großen Studienreise ausgeführt hatte, in frühere Zeiten versetzt fühlen, und im Vorworte sagte er geradezu, daß er sich hier an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens besonders erinnere, wo er viele Freunde und Gönner nur noch an ihren Gräbern aufsuchen könne, andere in eisgrauer Gebrechlichkeit wieder vor sich sehe. Aber es ist doch überraschend, von Venedig aus in die stille, grüne Heimath des Unstrutthales versetzt zu werden. Freilich kehrt ja diese liebevolle Rückerinnerung auch bei Leopold's jüngerem Bruder Heinrich wieder. Das anmuthige Buch, das als „Jugenderinnerungen" Heinrich Ranke's erschienen ist, verleugnet gleichfalls die Anhänglichkeit des Verfassers an seine Geburtsstätte und deren Umgebungen nicht; ein gewisses süßes Heimweh durchhaucht diese Anfangscapitel, in denen von der Kindheit gesprochen wird.

---

[1]) Dies Dictat vom Jahre 1863 ist, von Alfred Dove mitgetheilt, zuerst in dieser Zeitschrift erschienen; vergl. Deutsche Rundschau, 1887, Bd. LI, S. 38 ff.: „Aus Leopold von Ranke's Lebenserinnerungen".

Aber auch für Leopold Ranke's Studien, vorzüglich für die Anregungen, die er seinen ersten in Berlin um ihn sich sammelnden Schülern gab, ist die Rücksicht auf dieses sein Heimaththal in nicht zu unterschätzender Weise nicht eigentlich bestimmend gewesen, aber doch nicht ohne einen von ihm selbst damals und später hervorgehobenen Einfluß geblieben. Noch 1884, als Ranke der „alten Schüler" in einer Aufzeichnung gedachte, der gemeinsamen Arbeit, aus der die Jahrbücher des sächsischen Hauses entstanden, Erwähnung that, hob er hervor, daß ebenso sehr wie Raumer's Hohenstaufen und Stenzel's Salische Kaiser „die ältesten Jugenderinnerungen an Kloster Memleben und das Unstrutthal, das wir bewohnten", ihn bestimmt haben mochten. Aber schon 1836 hatte er, als der erste Band der Sammlung, „Die Jahrbücher Heinrich's I." von Waitz, in erstmaliger Bearbeitung zu Tage trat, in der „Vorrede" in etwas erweiterter Ausdrucksweise den Satz eingefügt: „Wer kann in Norddeutschland wohnen, wer kann nur den Harz bereisen, ohne bei jedem Schritte an dies mächtige Geschlecht erinnert zu werden?"

Und ganz gewiß ist von vornherein die Landschaft, in der Ranke's Wiege stand, geeignet, den Blick eines Jeden, der für historische Dinge Theilnahme empfindet, auf sich zu ziehen. Ja, es läßt sich noch mehr sagen. Gerade mit dem Laufe der Unstrut, den Oertlichkeiten, die dieses Flüßchen bespült, ist die Geschichte des thüringischen Stammes, dem das Thal angehört, enger verknüpft als die Entwicklung irgend eines deutschen Stammes mit den vielleicht berühmteren Namen weit größerer Stämme. Weder Rhein noch Donau, noch Elbe lassen sich hier nennen; ihr Lauf gehört theils verschiedenen Stammgebieten, theils ganz fremdartigen Völkern an. Auch die sonst so ursächsische Weser ist in ihren Quellflüssen andersartig; von der Oder, die nur Colonisationsgebiet durchströmt, kann gar nicht die Rede sein. Aber auch der schwäbische Neckar endet unter fränkisch redenden Anwohnern, und höchstens der Main wäre als ein rechter Frankenfluß zu nennen, obschon an seinem Quellgebiete slavische Laute längere Zeit gehört worden sind. Die Saale ist durchaus nicht der Fluß Thüringens, sondern die längste Zeit die Grenze dieses deutschen Stammlandes gegen die erst ganz allmählich germanisirten wendischen Striche der östlich anstoßenden Markgebiete gewesen. Durchaus anders ist das mit der Unstrut. Sie ist in ihrem ganzen Laufe der rechte thüringische Fluß, und wenn freilich an ihrem Unterlaufe die linke Uferseite dem sächsischen Lande nachher angehörte, so war doch in der allerdings weit zurückliegenden Höhezeit des Thüringervolkes auch dieses Stück zwischen Unstrut und Saale ein Theil von Thüringen gewesen.

An dem Lauf der Unstrut liegen nun jene Stätten vertheilt, an denen mehrfach die Geschicke Thüringens entschieden wurden.

Nach Burg Scheidungen, da, wo der Fluß aus dem Engpaß unterhalb Nebra in dem untersten Theil seines Laufes wieder in ein breiter werdendes Thal tritt, setzt die von Sagen halb verdunkelte Geschichte des Ausganges des alten großen Thüringerreiches im sechsten Jahrhundert die letzte kriegerische Entscheidung. Der Lauf der Unstrut soll durch die Leichname der in der gewaltigen Schlacht Gefallenen ganz gesperrt gewesen sein, so daß die fränkischen

Sieger, die hier dem starken Reich, das Chlodowech begründet, eine neue Eroberung hinzufügten, wie über eine feste Brücke über die Leichname hinweg die Unstrut überschritten, und dann fiel auch der letzte feste Platz — eben Burg Scheidungen — den noch die Thüringer zur Stütze ihrer Vertheidigung zu halten hofften, und sank nach der Einnahme in Trümmer. Aber als ein Jahrhundert später Thüringen unter Herzog Radulf wieder erstarkt war und dieser im Kampfe gegen die fränkische Herrschaft sich behauptete, war es ein fester Platz bei Memleben, etwas höher am Flusse, an den Radulf in seinem erfolgreichen Kampfe sich anlehnte. Aus dem Sachsenstamme war das Geschlecht der Ludolfinger hervorgegangen, das nach dem Erlöschen der ostfränkischen Karolinger das Deutsche Reich gestaltete; aber in ebenso ausdrücklicher Weise wie auf dem heimischen Gebiete ruhte auf Thüringen die Macht des neuen Königshauses, und die beste Rechtfertigung der Wahl des ersten Herrschers, Heinrich's I., war die siegreiche Abwehr der Ungarn von den niederdeutschen Flächen. Wo diese Schlacht von 933 geschlagen wurde, steht ja nicht bestimmt fest; aber die mehrfachen Ansetzungen fallen sämmtlich an die Unstrut oder in deren Nähe, und wenn mit Recht das Ereigniß nach Rietheburg verlegt würde, so hätte sich die Ungarnniederlage in nächster Nähe von Ranke's Geburtsstadt zugetragen. Aber noch deutlicher erscheint das Unstrutthal dadurch der Geschichte des sächsischen Hauses eingereiht, daß in eigenthümlicher Weise die beiden ersten und größten Herrscher, Heinrich I. und Otto I., in Memleben ihr Leben schlossen, so daß dann Adelheid, die Kaiserin-Wittwe, und der Sohn und Nachfolger Otto's I., Otto II., hier ein Kloster ins Leben riefen und reich ausstatteten. Auch in der landgräflichen Zeit der Thüringer Geschichte fehlt die Anknüpfung an die Unstrut nicht. Der Eisenacher Dominicanermönch, der im fünfzehnten Jahrhundert die Ausschmückungen der Chronikensagen schriftlich niederlegte, ließ die Vergeltung an den widerspenstigen Großen des Landes für die verübten Mißhandlungen der Bauern, als der nach der Ermahnung des Ruhlaer Schmieds hart gewordene Landgraf mit den Edelleuten das Land pflügte, an unserm Fluß vor sich gehen: bei Freiburg zeigte man den Edelacker, auf dem Landgraf Ludwig der Eiserne die eingespannten Herren vor sich her getrieben haben soll. Doch auch noch im sechzehnten Jahrhundert fehlt es nicht an einem Ereignisse, dessen Ausgangsstelle in das Unstrutthal trifft. Von der ansehnlichen Reichsstadt nahe dem Ursprung des Flusses, Mühlhausen, deren sich der wüste Fanatismus der täuferischen Aufrührer bemächtigt hatte, ergoß sich die zerstörende Wuth auch über die geistlichen Stiftungen des Unstrutthales selbst, Donndorf, Roßleben, Memleben; aber ebenso ist der Platz, wo die Vergeltung den Anführer Thomas Münzer und die unglücklichen, von ihm bethörten Bauern erreichte und die zur Vertheidigung ganz unbefähigten Streiter dem fürstlichen Heere erlagen, der Schlachtberg bei Frankenhausen, nur auf kurze Strecke vom Flusse entfernt.

So ist es gar wohl begreiflich, wenn Ranke in seinem Rückblicke auf die im Unstrutthale verbrachte Schulzeit sagt: „Besonders war es sächsische und thüringische Geschichte, die durch die nahen historischen Plätze einen besonderen Reiz für die Jugend bekam.“

Das Unstrutthal von Artern abwärts, zumal in seiner Einengung zwischen Nebra und den beiden Scheidungen, war, da Ranke als Knabe dort lebte, noch eine stille, in sich abgeschiedene Welt, wenn es auch in seiner Geburtsstadt Wiehe, zumal da sächsische Cavallerie in derselben lag, nicht ganz an Verkehr fehlte. Aber für Ranke war die Höhe des Orlas, die den südlichen Abschluß des Thales für ihn bildete, die Grenze seiner Welt. Erst in seinem vierzehnten Jahre, als ihn 1809 der Vater nach der Schule von Pforta brachte, überschritt er sie. In der Gegenwart ist es anders geworden. Auch das Unstrutthal hat seit einigen Jahren seine Eisenbahn, die von Artern nach Naumburg führt und auch vor Ueberwindung des Engpasses bei Nebra nicht zurückschrak, während noch am Anfang des Jahrhunderts dort Alles abgeschlossen zu sein schien; Heinrich Ranke schrieb, wie sich da kaum noch Raum für einen Fahrweg bot, was auf den dorthin unternommenen Fahrten stets wegen der unmittelbaren Nähe des Flusses mit einigem Schrecken erfüllt habe. Allerdings zählt die Eisenbahnstrecke zu den sogenannten „Klingelbahnen", und sie ist auch von den lästigen Folgen der Perronsperre verschont geblieben. Zu den Weltverkehrsstraßen zählt sie in ihrer gemächlichen Beförderungsweise nicht.

Der Thalabschnitt, der mit Ranke's Leben verbunden erscheint, ist eine südöstliche Fortsetzung der Güldenen Aue und wird, wie Ranke selbst bezeugt, auch häufig im weiteren Sinne zu ihr gerechnet. Es ist ein schönes, fruchtbares Land, wie Heinrich Ranke rühmt, von hoch bedeutendem Getreidebau, so daß die Scheunen nicht ausreichen, die Garben auf den Feldern aufgethürmt werden müssen. Ueberhaupt entwirft dieser jüngere Bruder ein trefflich anschauliches Bild der Landschaft: „Die Schönheit der Gegend beruht wohl hauptsächlich darauf, daß das Thal, das sich von Westen nach Osten zieht, auf beiden Seiten nach Süden und Norden von Anhöhen eingefaßt ist, die mit dem schönsten Laubwald bedeckt sind. Im Osten ist das Thal durch einen Höhenzug geschlossen, der nicht mehr bewaldet, sondern in seiner ganzen Ausdehnung für den Getreidebau gewonnen ist. Dort drängt sich die Unstrut durch den Engpaß von Nebra hindurch. Gegen Nordwesten dehnt sich das Thal, das in unserer Nähe die Breite einer Stunde hat, allmählich immer weiter aus. In blauer Ferne zeigt sich der hohe Kyffhäuser, der die westliche Grenzmark unseres Thales bildet. Ihn sah ich aus einer Ferne, die mir kaum erreichbar schien, zu mir herüber ragen, wenn ich als Bote nach Donndorf zum Bruder wanderte." Er erinnert auch an einen Spruch, der in spielender Weise die Ortsnamen — Wiehe, Wollmirstedt, Allerstedt, Memleben — zu deuten sucht. Die Ludolfinger sollen, wenn sie in das Unstrutthal kamen, sich gepriesen haben: „Wie wohl mir steht allhier mein Leben!"

Kloster Donndorf ist der erste Platz, den ein von der oberen Seite des Thales kommender Besucher, wenn er den Spuren Ranke's nachgeht, betreten wird. Auf der südwestlichen Seite des Thales nehmen die ansehnlichen Gebäulichkeiten eine weithin sichtbare Stelle auf einem Vorberge des Finnegebirges ein, die Erziehungsanstalt mit der Kirche des ehemaligen Klosters und daneben der ausgedehnte Complex der Oekonomie des Rittergutes. Ein antike Formen

nachahmendes, von Bäumen halb verstecktes Thor, das mit dem herrschaftlichen Wappen geschmückt ist, führt vom Gutshof zum Kloster, das allerdings wenig ältere Bestandtheile mehr aufweist, nachdem eine Feuersbrunst noch zerstörte, was der Bauernkrieg und die Stürme des dreißigjährigen Krieges übrig gelassen hatten. Aus der Säcularisation der Klostergüter, die neben dem Landesfürsten auch dem Adel zu Gute gekommen war, fiel das aufgehobene Cistercienserinnenkloster den Brüdern von Werthern zu, die hier 1561, also zur gleichen Zeit, als die Fürstenschulen von Meißen und Pforta geplant wurden, eine Freischule und Erziehungsanstalt für Knaben in das Leben riefen. Diese besteht noch heute, und die achtundvierzig Schüler, je zur Hälfte staatliche und Werthern'sche Stipendiaten, gedeihen, wie ein Blick auf die wohlerzogenen, höflichen, eben zur Turnübung im Hofe sich aufstellenden elf- bis vierzehnjährigen Jungen lehrte, in der gesunden Luft auf der Höhe ganz vortrefflich. Hier hat 1807—1809 Leopold Ranke als Inhaber einer Werthern'schen Freistelle den ersten höheren Unterricht empfangen. Der jetzige Herr Director ist der Enkel des Rectors Krafft, unter dem Ranke in Donndorf war. Ein jedenfalls lebenswahres Bild zeigt den alten Herrn, von dem Ranke mit Anerkennung spricht, und die energischen Züge machen es wohl glaublich, daß der Großvater, wie der Enkel erzählte, im Herzen nur schwer sich nach dem Uebergang von Kursachsen an Preußen in die neuen Verhältnisse eingewöhnte und, obschon er noch fast ein Menschenalter über Ranke's Weggang von der Schule hinaus gelebt hat, in seiner tiefsten Auffassung seinem früheren Gebieter treues Andenken bewahrte. Daß ein fremder Besucher von Kloster Donndorf ganz zuerst nach Ranke fragte, erscheint dem sehr gefälligen Leiter der Anstalt völlig begreiflich. Nur mußte er bestätigen, daß, wie schon der Anblick von Weitem voraussagen ließ, von jener Zeit wenig mehr übrig sei. Die hellen, schönen Unterrichtsräume gehören einem nothwendig gewordenen Neubau an — einen derselben schmückt eine sehr gute Büste des berühmten früheren Schülers — und nur noch ein Fenster mit dem Blick südöstlich gegen Wiehe hin, wo über die Baumwipfel eine anmuthige Aussicht sich öffnet, im Amtszimmer des Rectors, ist mit der Erinnerung verknüpft, daß der junge Leopold von hier, ganz gewiß oft mit Heimweh, nach dem Vaterhause sah: das ist jedenfalls das „Schulfenster", von dem er redet, von dem aus er „mit scharfen, jungen Augen" das elterliche Haus zu unterscheiden vermochte. Doch auch seines Vaters ehrenvolles Gedächtniß besteht noch da oben im Kloster. Der Herr Director wußte, daß alte Bauern vergnüglich mittheilten, in Rechtssachen sei es am besten gewesen, nach Wiehe zum „alten Ranke" zu gehen, statt zu einem theuren Advocaten, weil da ein guter Rath, viel besser als anderswo, bloß acht Groschen gekostet habe.

„Die alte, kleine Pforte, durch die einst die Nonnen nach dem Brunnen tief unten im Thale geschritten", durch die im Frühjahr 1807 Ranke zuerst in den Umfang des Klosters eingetreten war, weist den nächsten Weg zu Thal, nach dem Dorfe Donndorf zurück. Dann streckt sich die Landstraße etwa eine Stunde weit nach Wiehe. Mitten im Thale gehend bietet sie einen weiten Umblick, rückwärts stets noch nach dem Kyffhäuser, der jetzt durch sein

hochragendes, neues Denkmal so deutlich bezeichnet ist, dann rechts davon über Artern nach dem niedrigen Rücken der letzten Vorberge an der Südseite des Unterharzes; links, gleich jenseits der Unstrut, liegt Roßleben mit dem stattlichen Neubau seiner Klosterschule, und weiter aufwärts steigt aus dem Flusse der vereinzelte Hügel, der die Burg Wendelstein trägt; endlich schließt die ganz hübsch gewölbte, theilweise bewaldete Kuppe des Orlas südlich das Thal ab.

Der Herr Director von Kloster Donndorf hatte darauf aufmerksam gemacht, daß auf der rechtsseitigen Höhe über den Oekonomiegebäuden von Hechendorf das kleine Denkmal stehe, das Ranke von den Seinigen gestiftet worden sei. So bestimmt der kleine, abgestumpfte Obelisk für den in die Augen fällt, der von Wiehe kommt, so schwer hält es, ihn von der anderen Seite her zu finden. Doch ist ohne Frage der Platz mit dem sich darbietenden Rundblick sehr gut gewählt. Die Aufschriften geben über die Absicht der Gründer des Monumentes den Aufschluß: „Leopold von Ranke beabsichtigte hier seinen Voreltern ein Denkmal zu setzen. An seinem Lieblingsplatz gestiftet von seinen Kindern." Dann folgen die Namen des Großvaters, Johann Heinrich Israel (1716—1799), dessen der Enkel in seinem ersten Dictate in eingehender Weise Erwähnung thut, und des Vaters, Gottlob Israel (1762—1836). Die dritte Seite zeigt: „Wen es freuet, diese blühenden Auen zu überschauen, der denke daran, daß vor nahezu tausend Jahren sie der Lieblingssitz des erlauchten Geschlechtes waren, unter dem sich das Deutsche Reich gestaltete und mächtig entfaltete."

Schon auf dem ganzen Wege von Donndorf her ließen einzelne Gruppen heimkehrender Landleute errathen, daß in Wiehe etwas Außergewöhnliches an dem Tage sich zutrug, und die im Abbruch befindlichen Buden, die ihre Waaren zusammenpackenden Krämer, die theilnehmend und verständnißvoll zuschauende Jugend bewiesen, daß einer jener „vier Jahrmärkte", die auch Leopold Ranke bei der Schilderung seiner Geburtsstadt nicht vergessen hat, eben zu Ende gegangen sei. So zeigte denn die sonst wohl sehr stille Landstadt, die höchstens durch erheblich bessere Pflasterung vor vielen ihrer Schwestern sich unterscheidet, mehr Leben, und es war oft fast schwierig, durch die schmale Hauptstraße, die den ganzen, länglich gedehnten Ort durchzieht, zu kommen, ohne mit den eifrig die leichten Verkaufsstände abreißenden Leuten zusammen zu treffen. Bald ist der Hauptplatz erreicht, den das Ranke-Denkmal schmückt, die sprechend ähnliche Porträtbüste, deren Enthüllung 1895 den Anlaß zu der so würdigen Feier in der Pfingstwoche darbot. Das sehr einfache, aber bürgerlich behäbige Geburtshaus Ranke's, das nahe dabei steht, ein Eckhaus mit einem Stockwerke und dem Dachbau über dem jetzt einen Laden in sich schließenden Erdgeschoß, zeichnet sich einzig durch die angebrachte, auf den hier Geborenen weisende Tafel vor den Nachbargebäuden aus. Die Herren Stadträthe von Wiehe gaben einer neben dem Hause sich abzweigenden Seitenstraße, nicht der Hauptstraße, den Namen Ranke-Straße. Beim Austritte aus dem unteren Ende des Städtchens liegt links der Friedhof — aber die Eltern Ranke's ruhen nicht hier, sondern in Erfurt, wohin sie

der dort mit dem Pfarrer Schmidt verheiratheten Tochter gefolgt waren — und erst hier am Ausgang sieht man auch besser das die Stadt überragende von Werthern'sche Schloß. Allein obschon seit 1461 die Herrschaft Wiehe in den Händen dieses Hauses liegt, so ist doch der jetzige Bau, der höchstens zwei Jahrhunderte zählt, ohne größere Bedeutung.

An dem Rieth hin, dessen Name noch verräth, daß erst durch Trockenlegung die breite Thalfläche zu dem schönen Getreideboden geworden ist, geht es wieder eine Stunde weit, näher an der Unstrut, die nun schon der Einpressung zwischen den Höhen von beiden Seiten her zueilt, nach der geschichtlich erlauchtesten Stelle des ganzen Thales, nach dem langgestreckten Dorfe Memleben, an dessen unterem Ausgange das alte Kloster steht.

Memleben, die uralt-ehrwürdige Klosterstiftung, etwa der Zeit um 975, ist eines der Denkmäler der großen Ottonenzeit; allein es ist ganz überwiegend eine Leidensgeschichte, die sich an die Gründung Otto's II. anknüpft. Kaum hatte noch Otto III. voll Pietät die Stiftung der Großmutter und des Vaters neuerdings reich beschenkt, als Kaiser Heinrich II., der Ludolfinger aus der herzoglich bayerischen Nebenlinie, Heinrich's I. Urenkel, der Heilige, wozu er wegen seiner Beziehungen zu Bamberg erklärt worden ist, unbekümmert um die Bedeutung der zweimaligen Sterbestätte, in Memleben eingriff, wie er es auch sonst gegenüber geistlichen Stiftungen in rücksichtsloser Weise that. Im Jahre 1015 übertrug er das kaum in seiner Entwicklung erstarkte Kloster, das außerdem durch Verwüstung seiner Besitzungen in den Wendenkriegen gelitten hatte, an das ohnehin schon so reiche vornehme hessische Stift Hersfeld, so daß sich die Memleber Brüder zerstreuten und ihr Gotteshaus als Eigenthum Hersfeld incorporirt wurde, als Propstei von Hersfeld abhängig blieb. Immerhin entstand noch erst im dreizehnten Jahrhundert die Kirche, deren Reste heute eindrucksvoll auf den Besucher wirken; aber man scheint sich damals eben mit diesem Bau ökonomisch erschöpft zu haben, so daß eine schwere Schuldenlast sich auf Memleben wälzte. Im Bauernsturm von 1525 wurde das Kloster hart betroffen, und dann eignete Kurfürst Moritz 1551 Memleben seiner neu gestifteten Fürstenschule von Pforta zu. Aber die Art und Weise, wie Pforta sich gegenüber Memleben zeigte, zählt nicht zu den Ehrentiteln der berühmten Pflegerin der Wissenschaft. Als 1722 der Blitz die allem Anschein nach recht gut erhaltene Kirche von Memleben am Dache traf, wurde nichts für deren Erhaltung gethan, und so sank die Stiftung Otto's II. in ihren jetzigen trümmerhaften Bestand. Die reichen Klostergüter verstand Pforta wohl auszunützen, und der den Klosterbau bewohnende Pfortenser Amtmann wünschte die Kirche zum Getreidespeicher zu machen. So hatte man 1793 den Abbruch der Kirche begonnen, beutete dann aber auch das Denkmal als Steinbruch aus. Daß der älteste Theil, die Krypta, vor dem durch die Gewölbe eindringenden Wasser durch eine zwar den Anblick des Chores beeinträchtigende Verstärkung des Fußbodens geschützt wurde, ist einer Anregung des kunstverständigen Königs Friedrich Wilhelm IV. zu verdanken.

Immerhin bietet Memleben auch jetzt noch genug des Sehenswerthen dar. Beim Eintritt in den Oekonomiehof begegnen noch einige spärliche Reste, dicke

Mauern, der alten Königspfalz, und dann führt ein Portal in den schön angelegten, wohl gepflegten Blumengarten, den die alte Klostermauer nach außen begrenzt. An der Seite des Gartens erhebt sich die Südmauer der Kirche, durch die man in den jetzt ganz dachlosen Innenraum eintritt; auch hier schmücken hübsche Anlagen, die eine sorgsam pflegende Hand beweisen, den Raum des Schiffes. Noch stehen also die Umfassungen, die je fünf freistehenden und die zwei Wandpfeiler, die die Spitzbogenarcaden des Mittelschiffes mit der auf ihnen liegenden Scheidemauer tragen: das Ganze zeigt den Uebergangsstil der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Ostseite ist am meisten ausgeprägt durch den noch bis zum zweiten Stockwerke erhaltenen Chor und durch die zwei Apsiden zur Seite der Vierung. Als Ganzes aber ist die Kirche so verringert, daß sogar Streit darüber besteht, ob das ursprüngliche Vorhandensein von westlichen Thürmen oder aber — nach einer alten Abbildung — die frühere Existenz eines alten Vierungsthurmes anzunehmen sei. Nicht besser steht es mit den fast erloschenen mittelalterlichen Malereien an den Pfeilern des Schiffes, auf der dem Mittelschiff zugekehrten Seite, Figuren von Heiligen und von Königen mit Krone, Scepter und Schwert, südlich Frauengestalten, nördlich Männer. Dann geht es durch die Nordmauer in den Hof des früheren Klosters, wo jetzt die Wohnung des Gutspächters sich anschließt: sieben ganz von Grün überzogene Wandsäulen sind noch vom Kreuzgang hier an der Wand des nördlichen Seitenschiffes erhalten. Aber vom Hofe aus führt der Gärtner durch einen Kellerraum in die Krypta, die wegen des nahen Laufes der Unstrut wenig tief unter der Erde liegend, gutes Licht von außen empfängt. Zwar gehört sie gleichfalls keineswegs, wie man lange annahm, der ottonischen Zeit an, sondern ist ein Theil des gesammten später entstandenen Baues; aber sie weist doch völlige Erhaltung auf. Besonders fallen die in der Mitte stehenden vier quadratisch gestellten Säulen, welche die drei gleich breiten Schiffe tragen helfen, in die Augen, durch eine Ornamentation, deren Schöpfer vielleicht ältere romanische Muster vor sich hatte. So trägt dieser Raum wenigstens in Einzelheiten den Charakter der großen Zeit, deren Andenken sich sogleich bei der bloßen Nennung des Namens Memleben einstellt.

Gleich über dem Kloster führt der Weg aufwärts von der Unstrut hinweg, empor zu der Höhe jenes Orlas-Berges, der den Ranke'schen Brüdern so lange die Grenze ihrer heimischen Welt bedeutete. Bei dem Blicke rückwärts übersieht man nochmals das Thal und versteht ganz gut, wie Leopold, als er — 1872 — in greisen Jahren wieder einen Besuch in seiner Heimath machte, mit Genugthuung eines Ausspruches Friedrich Wilhelm's IV. gedenken mochte: dieses Thal erfülle das Herz mit Frieden und Ruhe. Aber der besondere Werth liegt durchaus in den Erinnerungen, die aus vielen Jahrhunderten an dieses anmuthige Stück Thüringen sich knüpfen. Ranke meinte in der soeben herangezogenen, mit sechsundsiebzig Jahren gemachten Aufzeichnung: „Das Thal hat überhaupt etwas, was mit localem Patriotismus erfüllen kann und muß." Für uns Spätere liegt diese Theilnahme hauptsächlich darin, daß Leopold Ranke von dieser Stätte seinen Ausgang genommen hat.

Die Liebesbrücke.

Skizze aus Kaukasien.

Von

Ilse Frapan.

„Von meinem Lande wollen Sie wissen? Von meinen Bergen? Von meinen Leuten?" fragte Agbar verwundert, und seine Stimme wurde leise und liebkosend. Er blickte vor sich nieder. „Was ist da zu erzählen! Rauhe Berge, tobende Wasser, steile Thäler. Und tief in den Thälern versteckt ist unser Dorf, unser Aul. Kommst Du über den Rücken des Berges — Du siehst es nicht. Halb im Felsen stecken die Häuser. Kommst Du vom Thal herauf, siehst Du die Thüren — ein Fenster siehst Du nicht — das ist da oben im Dach — ein kleines Loch!" Er lächelte verächtlich. „Und die Leute? Die Unsrigen? Wilde Menschen sind wir alle, nicht so wie hier! Immer zu Pferd, immer die Hand am Dolch! Im guten Fall Jäger, im schlimmen Fall Räuber. Auf dem Kopf die hohe Lammfellmütze, um die Schultern den Filzmantel, im Gürtel schöne Dolche, mit Silberarbeit, mit Goldarbeit, an der Seite den Pistolenkasten, jäh, rauh, aufbrausend gegen Feind und Freund, schnell wie der Hirsch der Berge, wie der Adler über dem Kasbek."

Agbar warf den Kopf in den Nacken. Seine glänzenden schwarzen Augen erweiterten sich; er blickte über weite, weite Länder und Meere hinweg in seine Berge.

Plötzlich lächelte er, wie erwachend. „Nicht wie hier," sagte er, sich flüchtig umschauend; „hier ist Alles so weich! Sogar die Hunde. Ihre Hunde zerreißen keine Menschen, nicht wahr? Das ist merkwürdig."

Seine weißen Zähne blitzten; er zerrte an dem schwarzen, lockigen Schnurrbart.

„Von meinem Lande? Von Daghestan? — Es ist schön!"

Dann erblaßte sein gebräuntes Gesicht wie in heftiger Erregung. Die hohe Stirn zog sich zusammen. Er zuckte die Achseln.

„Nein, es geht nicht! Könnt' ich es Ihnen zeigen! Aber mit Worten — das ist zu schwer. Wenn ich sage: ‚Elbrus', ‚Kasbek', dann sehe ich vor mir ihre Majestät, und ihr weißer Schneeglanz blendet meine Augen. Aber was

sehen Sie bei diesen Namen? Sie sagen in Ihrer Sprache ‚Schwarzes Meer'! Warum sagen Sie ‚schwarz'? Es ist blau — blau — —

Gut, ich will versuchen!

Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen aus Daghestan, von unseren Lesghiern. Von den Tapfersten der Tapferen, den Edelsten der Edlen, den Schönsten der Schönen.

Eine Geschichte von Liebe! Eine ganz einfache kleine Geschichte von Liebe bei wilden Leuten.

Eine Geschichte, die ich gesehen habe, mit meinen Augen. — —

Hören Sie! hören Sie einmal! Was singt da? Ein Flüevogel? Dieser kleine Vogel singt auch über dem wilden Heimaththal, aus dem ich komme. Es ist Mittagzeit. Todtenstille. Glühender Sonnenbrand. Und durch die Stille hin und wieder dieser frische, kunstlose Gesang der Flüelerche. Hören Sie?

Das Thal ist wild, und je höher Du steigst, desto unzugänglicher wird es. Es verengt sich zur Schlucht, so nah rücken die Felsen zusammen. Es ist nicht mehr bewohnbar, es ist nur noch ein Abgrund. Und die letzten Dörfer, die letzten zwei Dörfer liegen hüben und drüben, angeklebt an die Felsen, wahre Adlernester, Gumuch und Balaï.

Zwischen Gumuch und Balaï ist der Abgrund. Wer vom einen zum anderen Dorfe will, der muß mühsame und gefährliche Felspfade klettern oder auf weitem Umrank hinabsteigen ins wegsamere Thal, um dann an der anderen Seite, mit den Sprüngen der Bergziege, Zacke um Zacke aufwärts zu klimmen. Vier, fünf Wegstunden liegen zwischen Gumuch und Balaï.

In Gumuch lebte die schöne Leïli, in Balaï lebte der Jüngling Dschandár. Aber zwischen Leïli und Dschandár lagen mehr als vier, fünf Wegstunden über die Felsen, lagen andere Gefahren als Nebel und schwindliger Pfad. Wir sind Mohammedaner. Keine Türken, aber Mohammedaner. Unsere Frauen sind streng gehütet, wiewohl unverschleiert und unversperrt. Sie gehen mit ihren Gespielinnen, um Erdbeeren, um Brombeeren zu sammeln. Sie steigen mit ihren Gespielinnen hinunter ins Thal, wo der Brunnen ist, der aus der Felswand sprudelt, gerade hinab in den gehöhlten Baumstamm, aus dem die Pferde, die Büffel trinken. Mit den großen thönernen Henkelkrügen, die auf den Achseln lehnen, kommen die Mädchen an den Brunnen, um zu plaudern, zu lachen, sich zu necken. Aber sie kommen nie allein. Ein schönes Mädchen hat so viele Hüter, wie Augen im Dorfe sind. Wehe der, die ihre Sittsamkeit auch nur einen Augenblick zu vergessen scheint: schon die kleinen Buben tragen den Dolch und wissen ihn zu gebrauchen. Ihre Natur — unsere Natur — das ist wie Pulver! Ein Funke hinein, und alles brennt. Wir sind Wilde.

Die Eltern wählen den künftigen Gatten; nur zu gehorchen hat das Mädchen. Leïli hat nicht gewartet, selber hat sie gewählt. In der Mondnacht am Brunnen — man geht gern in der Nacht, wo nicht das Vieh zur Tränke kommt, wo die Büffel schlafen, die sonst mit ihren plumpen Hufen den Boden rings um den Brunnen zerstampfen, daß der Schlamm aufspritzt —, da hat Leïli den Jäger zum ersten Mal gesehen.

Blutig kam er, bestaubt und erregt von der glücklichen Jagd mit seinen Gefährten. Sie sieht — er ist schön, schlank — hoch — geschmeidig — höher — schlanker — geschmeidiger als Alle. Nicht ermüdet hat ihn die heiße Verfolgung des Wildes. Während die Anderen ruhen, ist er wieder aufs Pferd gestiegen, und in rasendem Lauf, hinsausend unter den Quittenbäumen, zerdrückt er spielend mit der Hand die gelben, steinharten Früchte. Die eine Hälfte fällt, die andere bleibt schaukelnd am Zweig — — es lachen und flüstern die Mädchen — und Leïli steht, und der Krug fließt über . . .

Dschandár! Wenn der Name ertönt, spitzt Leïli die Ohren, und der Name ertönt oft. Dschandár! das ist der, der dem wilden Eber nur eine aufreizende Kugel von Weitem schickt, um ihn abzufangen mit dem Dolch, wenn er sich auf den Feind stürzen will, so — Aug' in Auge — mit dem kurzen Dolch!

Dschandár! Sein ist der schnellste, der treueste Renner; Leïli kennt das freudige Wiehern, mit dem Jolkässan seinen Herrn begrüßt. Keinen Fremden duldet er auf seinem Rücken — den Räuber, der ihn entführen gewollt, hat er an die Felswand geschmettert —, aber unter Dschandár ist er folgsam und sanft.

Dschandár! Wenn Leïli an ihrem Teppichrahmen webt und mit dem zackigen Hämmerlein die Fäden festschlägt, so klopft das Hämmerlein: ‚Dschandár!'

Wenn sie das Korn in der Handmühle mahlt, so schnarrt der Mühlstein: ‚Dschan—dár!' Wenn sie im thönernen Becken den Mohnsamen mit dem Stein zerreibt, so surrt der drehende Stein: ‚Dschandár!'

Und sie blickt auf zum bewölkten Himmel und singt:

> ‚Wolken wie Adern den Himmel durchschneiden:
> Blut aus den Adern tropft beim Zerschneiden.
> Würde von dir mir das Herz zerschnitten,
> Wer — wer könnt' es zusammenkitten?'

Dschandár war tapfer, und Leïli war schön. Er hat wohl ein wenig zur Seite geblinzelt, nach dem Brunnen hin, wo die Mädchen standen, ob sie's auch sehen, wie er die Quitten so leicht mit einem Handgriff zerdrückt. Auf einem herrlichen Mädchenantlitz unter dem münzenumränderten Kopftuch hat der Mond liebkosend gespielt, — auf zwei rothen, spitzen Pantöffelchen hat der Mondstrahl getanzt. Und ihre Augen haben selbstvergessen auf ihm geruht.

Solche Augen hat die Gazelle, die er unten im Thal verfolgt; mit solchen Augen hat ihn der Fasan angeblickt, der unter seiner Hand verblutet ist.

Neulich hat er drei Nächte nach einander dem Märchenerzähler zugehört, der von Derbent heraufgekommen ist; und die schöne Fatima im Märchen, die nur schaut, aber nicht reden will, er nennt sie heimlich Leïli!

Wenn er sie einmal treffen könnte, — wenn er sie könnte reden machen! Aber das verbietet die Sitte. Und auch Dschandár beginnt zu singen:

> ‚Leicht ist und nahe nach Gumuch der Weg:
> Die brausenden Wasser versperren den Weg;
> Zu meiner Geliebten möchte ich gehn,
> Einen Tiger seh ich im Wege stehn!'

Ja, wie ein Tiger blickte der alte Hussein Leïli seine Tochter an, auf der Hochzeit in Balaï, zu der die Leute von Gumuch zu Gast gekommen. Dort haben Dschandár und Leïli einander wieder gesehen. Aber der Tiger stand in der Mitte des Wegs, und Dschandár hat Leïli's Stimme nicht einmal gehört. Ein unaufhörliches Schüsseknallen, wildes Geschrei, Branntweingelage gab es dort. Aber Dschandár hat dem Märchenerzähler gewinkt, und um ihn, auf seinem Teppich, hat sich das junge Volk versammelt. Schweigend hat Leïli dem Derwisch den kupfernen Becher mit Schahrab[1]) gefüllt, und dann, auf ein Zeichen Dschandárs, hat er angehoben zu erzählen von Fatima, die nicht reden gewollt, bis der schlaue Ali sie zum Sprechen verlockte.

Der Derwisch sprach: „Und Ali nahm eine Feuerzange, redete sie an und erzählte ihr ein Märchen. Das Märchen rann so: Ein Zimmermann, ein Schneider und ein Priester übernachteten in einer Herberge. Damit nicht Räuber sie überfielen, mußte je einer von ihnen draußen Wache stehen. Zuerst ging der Zimmermann hinaus. Und weil er sich langweilte, begann er zu schnitzen, und er schnitzte aus Holz eine schöne Frau. Als Zweiter kam der Schneider hinaus. Wie er die schöne hölzerne Frau sah, beeilte er sich, sie anmuthig zu kleiden. Er gab ihr ein rothes Kleid und einen breiten Silbergürtel; bunte Seide war das Kopftuch mit silbernen Münzen, gelbe Seide das Beinkleid und roth die kleinen Pantoffeln.‘

Hier blickte Dschandár verstohlen auf Leïli, und Leïli erröthete, denn der Erzähler hatte ihre eigene Kleidung beschrieben.

‚Nun kam die Reihe der Nachtwache an den Priester. Als er die hölzerne Frau sah, so schön geschnitzt und so schön gekleidet, da jammerte es ihn, daß sie von Holz war, und er flehte zu Allah: Gib ihr eine Seele!

Und Allah erhörte sein Gebet. Da kamen der Zimmermann und der Schneider herausgelaufen, und jeder der drei wollte die Frau haben. Ich habe sie aus Holz geschnitzt, sagte der Zimmermann. Ich habe sie anmuthig und reizend gekleidet, sagte der Schneider. Ich habe ihr eine Seele gegeben, sprach der Priester.

Wem gehört nun die Frau? Als die schöne Fatima diese Frage hörte, die der schlaue Ali an die Zange gerichtet hatte, da erhob sie ihr Haupt und rief —“ In diesem Augenblick rief, den Erzähler unterbrechend, Leïli mit heller Stimme:

‚Die Frau gehört dem Priester!‘

Und Aller Augen wandten sich auf Leïli, und Alle riefen ihr nach: ‚Die Frau gehört dem Priester!‘ Dschandár aber blickte leuchtend Leïli an, und Leïli blickte freudig auf Dschandár, und beide verstanden sich, und beide dachten in ihren Herzen:

Und Leïli gehört dem Dschandár!

Sie haben sich nicht nur verstanden, sondern auch verständigt. Bald gab es nächtliche Zusammenkünfte unter tausend Gefahren. Vom Dache, wo sie mit der Mutter schläft in der lauen Sommernacht, gilt es, sich hinweg-

[1]) Duftender Süßtrank.

zuschleichen, vorüber an der Stelle, wo der Bruder Murad bei den Kornvorräthen schlummert; Murad hat den ganzen Tag gemäht, er ist müde. Leise, leise wie der Mondstrahl gleitet sie hinab über die Felsen, den Wasserkrug auf der Schulter. Erwacht ihr Bruder Medschid, der bei dem Vieh draußen ist, so geht sie zum Brunnen. Aber Medschid erwacht nicht, und auf der steilen Bergeshalde wartet Dschandár auf Jolkässans Rücken, Dschandár mit gezogenem Pistol, gewappnet gegen Feind und Freund, und er hebt sie zu sich in den Sattel, und Jollkässan, der keines Fremden Berührung duldet — Leïli darf auf ihm reiten; er kennt sie, trägt sie willig. Das ist das höchste Zeichen von Dschandár's Liebe, daß er Leïli auf seinem Pferde reiten, mit seinem Lieblingsdolche spielen läßt.

So ging es einen Sommer lang. Gegen den Herbst aber ward zwischen den Leuten von Gumuch und Balaï eine Neuerung beschlossen. Jahrtausende gähnte der Abgrund, Jahrhunderte lang lagen sich die beiden Dörfer so nah und doch so fern gegenüber, — endlich fand man es an der Zeit, eine Brücke zu bauen. Eine kunstlose Brücke aus einigen Baumstämmen, so wie bei uns die Brücken sind. Leicht war das Unternehmen trotzdem nicht, aber doch begann man die geeignetsten Eichbäume zu fällen und Steine herbei zu tragen, um die Stämme am Ende zu beschweren. In beiden Dörfern herrschte eine freudige Aufregung. Die Seite, auf der Balaï liegt, ist sonnig, dort wachsen die schönsten Stämme. Von Balaï aus sollten sie über den Abgrund nach dem rauher gelegenen Gumuch hinüber geworfen werden.

Und Alles ist bereit, und auf beiden Seiten rüstet man sich wie zu einem hohen Fest. Die Gemeinden waren vollzählig versammelt, hüben und drüben, Alle im Freien. Schüsse knallten und weckten das hallende, donnernde Echo der Felsen, als die Männer von Balaï begannen, den ersten, riesenhaften Eichenstamm mit mächtigem Anstemmen vorwärts über die Kluft zu schieben. Steine beschwerten das hintere Ende, um es an den Boden zu pressen: das vordere aber schob sich, von zwei gleich starken Männerhäuflein, die rechts und links standen, in seiner Richtung erhalten, langsam gerade vorwärts auf die Klippen von Gumuch. Am eifrigsten arbeitete Dschandár. Er hat eins der Seile gepackt, die den Stamm umschlingen und zieht gewaltig. Und Zoll für Zoll schiebt sich der Baum über die Kluft, unbehauen, unentrindet, der erste Balken der neuen Brücke. Und drüben, in Gumuch, sind die Seilschlingen in Bereitschaft, um den Balken zu fangen, und Spannung arbeitet in allen Gesichtern; jede Felszacke ist behängt mit einem kecken braunen Buben, der als Erster den Balken berühren, mit Händen ihn herüber ziehen möchte. Lange arbeiten sie.

Da! ein Jubelgeschrei aus allen Kehlen! der Baumstamm ist gelandet, die Seile haben ihn gepackt, er kommt — er liegt, er ist da — die erste, schwerste Arbeit ist geglückt! Hüben und drüben knallen die Pistolen; die ältesten Feuersteinflinten selbst hat man hervorgeholt, um den Freudenlärm zu vermehren.

In diesem Augenblick tritt aus ihrem Hause Leïli. Festkleider trägt sie wie auf jener Hochzeit in Balaï, aber auf dem Kopfe hält sie, gestützt mit

beiden Händen, eine große, kupferne Schüssel mit Plow; das ist die Festspeise für die Gemeinde. Sie tritt heraus, sie sieht hinüber nach Balaï. Hell schimmert die Sonne über Balaï, und dort, dicht am Felsenrande — wer tanzt? Es ist Dschandár! Vor Freude über das gelungene Werk, vor Freude, daß nun Gumuch und Balaï einander nahe rücken werden, tanzt Dschandár! Und wie tanzt er!

Und Leïli schwillt das Herz. Und sie hält den Fuß nicht an bei den Ihrigen, sie sieht — dort tanzt ihr Geliebter — und hier liegt der erste Balken über der Kluft! Sie eilt, immer die Schüssel hoch auf dem Haupt, vorwärts, hinab — man sieht sie an, man will rufen, ihr nacheilen, sie halten — da — hat sie schon den Fuß auf den Baumstamm gesetzt, und furchtlos, mit freudestrahlenden Augen, geradeaus blickend nach dem Geliebten, setzt sie Fuß um Fuß auf den schmalen Balken, schreitet sie sicher auf dem unbehauenen Eichenstamm, der über dem gähnenden Abgrunde hängt!

Ich sah sie gehen. Ein zehnjähriger Bub' war ich und hing an einem der Felsen in Balaï, um auch zu schauen.

Da kam Leïli gegangen — wie in der Luft ging sie. Weit von den nackten Armen waren die losen Aermel zurückgefallen, denn sie hielt ja die Schüssel mit Plow auf dem Kopfe fest. Klak, klak, klak! machten die rothen Pantoffeln, aus denen die Ferse bei jedem Schritte heraustritt. Schlank wie ein junger Tschinar[1]), geschmeidig wie eine Gazelle war sie. Und ihre Augen glühten, und ihr Gesicht war wie eine Flamme. Und hinter ihr sah ich die Leute von Gumuch, Bestürzung, Zorn, Drohung auf jedem Gesicht, alle Dolche blinkten bloß, der finstere Husseïn hatte seine Pistole im Anschlag. Ich sah, wie er zielte auf Leïli, auf die Tochter, die so alle Scham vergaß, daß sie am lichten Tage vor der ganzen Gemeinde zu ihrem Geliebten zu gehen wagte. Ich sah, wie Husseïn's Hand zitterte, und wie er die Waffe sinken ließ, zum ersten Mal in seinem Leben. Hätte er Dschandár gehaßt, seine Hand wäre wohl fest geblieben.

Ich sah auch Dschandár! Ich war zehn Jahre nur, aber ich dachte: Glücklicher Dschandár! Er tanzte immer schöner, immer wilder, immer dringlicher werbend um die furchtlose Leïli, die so offen zu ihm kam. Und er hielt sie fest mit seinen Augen, wie mit einer sicheren Hand, daß sie den Abgrund nicht sähe, der unter ihr drohte, daß sie nur ihn sähe, der ihr entgegen lächelte.

Und ungefährdet, ohne zu straucheln, ohne zu erblassen, kam sie hinüber! Sie erreichte den Boden wie unbekümmert — was ist ihr die Gefahr? Fort tanzt ihr Geliebter, und zu ihm geht sie!

Und leuchtenden Auges kam sie in den Kreis der Leute von Balaï, die sie sogleich umdrängten. Ruhig nahm sie die Schüssel vom Kopfe.

„Der Priester! der Mulláh!“ schrie es von allen Seiten, „der Priester! der Mulláh!“ klang es den Leuten von Gumuch beruhigend in die Ohren. Und sie hatten die Beruhigung nöthig, denn sie warteten in finsterem Schweigen.

[1]) Pappel.

was geschehen werde, um die Schande von Leïli und von ihrem ganzen Dorfe abzuwaschen.

‚Der Priester! der Mulläh!"

Das sah Jeder, — nur sofortige Hochzeit konnte Leïli's und Dschandár's Ehre wieder herstellen. Und der Mulláh war zum Glück bei der Hand. Mit lauterer Stimme, als er sonst zu thun pflegt, sprach der hastig Gerufene seine Gebete unter dem Schweigen der Gemeinde. Galt es doch, auch den Leuten von Gumuch diese Gebete vernehmbar zu machen.

So wurden Leïli und Dschandár noch in derselben Stunde getraut, und die Schüssel mit Plow, die für Gumuch bestimmt gewesen, ward bei der Feier in Balaï verzehrt. Die von Gumuch kamen zwar durch die Schlucht hinüber als Gäste, aber auf dem alten Umwege: Niemand versuchte es, Leïli nachzuthun. Nur die Liebe vermag auf den Wolken zu wandeln wie auf festem Boden!

Ein Wunder nur, daß die schwankende Brücke so starke Liebe trug!

Jetzt ist sie sicher und fest gebaut, die Liebesbrücke, denn Liebesbrücke hat man sie genannt, Liebesbrücke heißt sie bis heute. Ich sehe sie vor mir — so deutlich gegen den blauen Himmel — und dort schreitet Leïli — es schimmert ihr rothes Kleid — das bunte Kopftuch flattert — wie Flügel schlagen die losen Aermel — klak, klak, klak! — — —"

Und in Agbar's Augen trat es wie die Schwermuth des heimwehkranken Adlers.

Gräfin Reden.

[Nachdruck untersagt.]

Wer das Riesengebirge besucht hat, kennt die altehrwürdige, holzgeschnitzte Kirche Wang, die König Friedrich Wilhelm IV. aus hohem Norden in sein schlesisches Grenzgebirge verpflanzte. Am Eingang zum Kirchplatze steht ein der Gräfin Reden errichtetes Denkmal. Sie, auf deren Rath die Bergkirche hier neu aufgebaut wurde, war es, die als Herrin der zu Füßen des Gebirges im Hirschberger Thal gelegenen Besitzung Buchwald das Wohl der umwohnenden Bevölkerung in ihrem Herzen trug. Ein Lebensbild dieser Frau hat Fürstin Eleonore Reuß geschrieben (Berlin, Wilhelm Hertz), mit Benutzung ihres Tagebuches, brieflichen Nachlasses und ähnlichen handschriftlichen Materials; es ist nicht das erste biographische Werk dieser Art, das wir der Verfasserin danken.

Das Leben der Gräfin hat, trotz aller merkwürdigen Eigenart, doch auch die allgemeinen Züge der Zeit, welcher es angehört. Den bedeutenderen Menschen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts waren meist wunderbare Erlebnisse in der Jugend beschieden gewesen, in stets wechselnder Veränderung ihrer Lage und Daseinsbedingungen. Ein romantischer Schimmer breitet sich über ihre Jugendzeit. Fast plötzlich setzt dann wohl in festem, engeren Kreise die eigentliche Arbeit ihres Lebens ein. Die Wirkungen ihrer Thätigkeit greifen weiter jetzt und dringen tiefer. Aber sie scheinen unsere Theilnahme nicht mehr in dem gleichen Maße wie früher zu erregen. Diese Empfindung haben wir, allgemein betrachtet, auch der Gräfin Reden gegenüber, deren Leben von 1774—1854 reichte.

Sie stammte aus einer schlichten Soldatenfamilie der Fridericianischen Zeit. Ihr Vater, der Freiherr Riedesel zu Eisenbach, war als Husarenrittmeister im siebenjährigen Kriege schwer verwundet worden. Mit dem nicht begüterten preußischen Fräulein von Massow feierte er beim Friedensschlusse im Hauptquartier des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, zu dem er commandirt gewesen war, im Beisein aller Prinzen und Generale seine Hochzeit. An der Spitze braunschweigischer Truppen wurde er als General nach England, Amerika und dann wieder in die Niederlande geschickt. Ueberall hin folgte ihm seine muthige Frau mit den Kindern nach. In diesem unaufhörlichen Wechsel von Gefahr und glänzender Stellung, Entbehrung und Ueberfluß, Familienfreude und Schmerz erwuchs mit zahlreichen Geschwistern, deren Namen, wie Amerika oder Canada, auf ihr Geburtsland hinweisen, Friederike von Riedesel, die nachmalige Gräfin Reden. Wie Träume mögen diese Wirklichkeiten ihrer späteren Erinnerung erschienen sein.

Entscheidend wurde für sie, kurz vor der Wende des Jahrhunderts, ihr Eintritt in die preußische Hauptstadt und Hofgesellschaft, innerhalb deren ihre Schwester, an einen Grafen Reuß verheirathet, eine Stellung hatte. Königin Luise beherrschte damals alle Festlichkeiten durch ihre Grazie, Schönheit und edle Haltung. Niemand schien ein Vorgefühl von dem zu haben, was kommen würde. In diesen noch

sorglosen Umgebungen begegnete Friederike von Riedesel dem Grafen Reden wieder, der sie einst als dreijähriges Kind in Portsmouth auf den Knieen geschaukelt hatte. Zweiundzwanzig Jahre jünger als er, wurde sie 1802 seine Gemahlin.

Der damalige Berghauptmann und spätere (von 1803—1807) Minister Graf Reden war ein ebenso vornehmer wie gebildeter Mann. Goethe hatte auf seiner schlesischen Reise einen sehr guten Gesellschafter an ihm. Wir wissen, daß der Graf seiner politischen Ueberzeugung nach fest zum Freiherrn vom Steinz hielt. Und diese Gesinnung findet sich auch in den Aufzeichnungen der Gräfin wieder, obgleich sie die eigentlich politischen Dinge nur wie obenhin berühren. Wer sich auf die diplomatisch eingeschulte Sprache solcher Memoiren versteht, wird den Ausspruch der Gräfin vom Jahre 1810 zu deuten wissen: „Ich liebe und verehre Hardenberg, obgleich der Freund in Prag mir doch lieber ist." Dieser „Freund in Prag" damals war der Freiherr vom Stein, der auf seiner Flucht dahin 1809 auch in Buchwald eintraf und von dort aus die nahe Grenze gewann. Pertz berichtet darüber sachlich im „Leben Stein's". Im Buche der Fürstin Reuß werden aber die Vorgänge reicher und menschlich schöner erzählt. Der Freiherr vom Stein war auch in Buchwald nicht sicher. In Hirschberg lag eine französische Besatzung; der Steckbrief mußte bald in Aller Hände sein; und in Buchwald war Stein von früheren Besuchen her wohl bekannt. Da versammelte Graf Reden sein gesammtes Hauspersonal, trat mit Stein in ihre Mitte und sprach die Zuversicht aus, daß Keiner zum Verräther an seinem Freunde werden möge. Er hatte sich nicht getäuscht, und in aller Stille begleitete er den Freiherrn zu Schlitten über den Schmiedeberger Paß bis zur österreichischen Grenze. Der Gräfin hatte man es abgeschlagen, mit zu fahren. Sie mochte aber ihren Gemahl nicht allein in die Gefahr gehen lassen. Bei einem Müller, dicht am Buchwalder Schlosse, besorgte sie sich heimlich einen Schlitten. In einen Pelz verhüllt und durch ein Tuch unkenntlich gemacht, folgte sie den vorausfahrenden Herren nach und kam erst heran, als die Schlitten sich der sicheren Grenze näherten. Da brach Graf Reden in laute Freudenrufe aus, und der Gerettete gratulirte dem Freunde zu seiner muthigen Frau. Freiherr vom Stein hat diese gefahrvolle Hülfe in der Noth der Gräfin niemals im Leben vergessen, wofür eine Anzahl Briefe von ihm Zeugniß geben (S. 128, 225, 257). So entschlossen und muthig hatte sich die Gräfin auch in den Unglücksjahren 1806 und 1807 gehalten, die sie in Berlin verlebte. Mit den Franzosen wußte sie schon fertig zu werden; „aber," schreibt sie 1806, „gestern kamen wieder Würzburger und Badenser durch, Deutsche gegen Deutsche, das thut so weh!" Graf Reden war schon aus dem Staatsdienst zurückgetreten und lebte mit seiner Gemahlin abseits der großen Welt, im stillen Buchwald, als die Freiheitskriege mit vollen Siegen für das frühere Leid entschädigten.

Welchen Antheil die geistige Bildung bei uns an diesen Erfolgen hatte, weiß heute ein Jeder zu bestimmen. Damals war diese Schätzung nicht so allgemein und selbstverständlich. Während in Weimar und anderwärts dem Geistesadel der Rang des Geburts- und Beamtenadels gewährt wurde, hielt sich in Berlin seit langer Zeit der hauptsächlich wissenschaftliche Betrieb des geistigen Lebens innerhalb geschlossener bürgerlicher Grenzen; erst etwas später griff der preußische Geburtsadel in die geistige Bewegung ein, ohne sein Standesbewußtsein aufzugeben. Es muß daher als eine nicht gewöhnliche Erscheinung bezeichnet werden, wenn wir gewahren, wie Graf Reden und seiner Gemahlin der Verkehr mit damals hervorragenden Berliner Gelehrten ein Bedürfniß war. Wir treffen im Reden'schen Kreise den Historiker Johannes Müller, Alexander von Humboldt, Thaer, Ancillon, Klaproth und später Savigny. Friedrich Tieck modellirte 1805 die Büste der Gräfin. Auf einer Dienstreise ihres Gemahls, den sie immer zu begleiten pflegte, lernte sie Reichardt in Giebichenstein und den „berühmten Dr. Reil" daselbst kennen.

Diese mehr geistig bedingte Existenz des gräflichen Paares läßt sich aus dem Buche nicht leicht und vielleicht nicht vollständig wieder gewinnen; sie hat aber

ihre Spuren in der zeitgenössischen Literatur hinterlassen. 1806 wurde in Berlin der „Preußische Hausfreund" begründet, ein Blatt, dessen redliche Gesinnung nicht zu verkennen war. Die Gräfin Reden wurde, während sie in Schönebeck bei Magdeburg mit ihrem Gemahl weilte, von Delbrück, dem Erzieher des Kronprinzen, um fördernde Materialien für den Hausfreund angegangen, und sie lieferte den anonymen Beitrag „Ueber das Soolbad bei dem Gradirwerke der Schönebecker Saline im Magdeburgischen", der als „Auszug aus einem Briefe" in Nr. 25 des Hausfreundes (vom 24. Juni 1806) abgedruckt ist. Sie schildert und empfiehlt das Soolbad mit seiner schönen Umgebung den Berlinern zur Benutzung, in dem sichtlichen Bestreben, jener Gegend wirthschaftliche Vortheile zuzuwenden. Dies Schriftstück der Gräfin hätte sich in das Memoirenwerk recht gut eingefügt.

Buchwald und seine Bewohner sind auch im deutschen Liede gefeiert worden. In jugendlichen Jahren durfte dort, empfohlen vom Grafen Geßler, Theodor Körner eintreten, als er 1809, als Bergmann noch, das Riesengebirge durchstreifte. Vom „göttlichen Buchwald bei den herrlichen Redens" schrieb er entzückt dem Vater, und wie ein Nachhall überschwellender Stimmung klingen uns seine Verse:

Buchwald.

Ich grüße dich mit meinem schönsten Liede,
Mit meines Herzens stiller Huldigung.
Dein reizend Bild lebt tief mir im Gemüthe
In süßer, lieblicher Erinnerung:
Hier, wo Natur in ihrer schönsten Blüthe,
Im goldnen Farbenglanz, im Frühlingsprunk,
Mit stiller Lust und glühendem Verlangen
Die große Weihe hoher Kunst empfangen.

Der süße Wunderschein auf allen Fluren,
Des Tages Glanz, leicht wie der junge Mai,
Die Felsen, die in kräftigen Conturen
Den Himmel stürmen, mächtig, groß und frei,
Und überall der Liebe stille Spuren! —
Das bleibt dem Herzen ewig jung und neu!
Denn wo die Kunst sich zur Natur gestaltet,
Da wird des Lebens schönste Pracht entfaltet.

Und dagegen, ein paar Jahre später, der in der Schule des Lebens und im Studium der antiken Literatur gereifte Graf Friedrich Leopold Stolberg. Seine classischen Distichen über Buchwald stehen in den von de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebenen „Musen" (1813, S. 247):

An den Grafen und die Gräfin von Reden
zu Buchwald.
Den 7. September 1812.

Edle Bewohner des Thals am hehren Riesengebürge,
Die Ihr der großen Natur Becher so freundlich mir reicht,
Nehmt auch freundlich den Becher der Muse, mit Blumen umkränzet;
Wie mein Herbst sie gewährt, und wie Empfindung sie wand.
Glüh'n sie nicht gleich der Blume, die Ihr, aus Mexikos Fluren,
Hier, mit sorgsamer Hand, heimisch zu blühen gelehrt:
O, so werdet Ihr doch aus dankbaren Händen sie nehmen,
Wie ein Vergißmeinnicht, welches sie bittend empfiehlt.

Friedr. Leop. Graf zu Stolberg.

Die Blume „aus Mexikos Fluren" ist die Georgine, die in den berühmten Gartenanlagen Buchwalds damals zuerst cultivirt wurde.

Ein neuer Abschnitt im Leben der Gräfin Reden begann mit dem Tode ihres Gemahls im Jahre 1815. Sie wurde seine Erbin und Herrin von Buchwald. Die Sorge für die Erhaltung und Entwicklung der Güter fiel ihr nun allein zu, und daraus ergaben sich ernste Pflichten allgemeiner Fürsorge für ihre Guts-

ungesessenen und die arme Gebirgsbevölkerung überhaupt. Im Namen eines praktischen Christenthums suchte sie der Noth und dem Elend abzuhelfen, so weit ihre unermüdlichen Kräfte reichten. Ihr hochkirchliches Christenthum blieb rein protestantisch und stand in bewußtem Gegensatz zum Rationalismus ebensowohl wie zum Katholicismus, obgleich sie mit dem lieben, werkthätigen Bischof Sailer Freundschaft und Briefe wechselte. Sie umgab sich immer mehr mit positiv gesinnten Freunden und Geistlichen, und wunderbar: Fritz von Stein, Goethe's Zögling, ein Kind des Weimarer Musensitzes, war oft und gern gesehener Hausfreund der Gräfin in Buchwald, der an ihren Bibelstunden und Abendandachten Theil nahm und ihre Zwecke fördern half. Den Höhepunkt dieser Thätigkeit bildete die Ansiedelung der aus ihrer Heimath um des Glaubens willen ausgewanderten Zillerthaler. Für sie wurde die Bergkirche Wang gegründet.

Es blieben auch ihrem Wirken bittere Erfahrungen nicht erspart. Was sie aber die mancherlei Hemmungen von außen her siegreich überwinden ließ, war ihre persönliche Stellung zum preußischen Königshause. Auf ihren schlesischen, Buchwald benachbarten Besitzungen erschien zu häufigem Besuche die königliche Familie. Friedrich Wilhelm III. versäumte niemals, die Herrin von Buchwald in seine Nähe zu ziehen und auszuzeichnen. Besonders aber hing seit den Jahren der Jugend Friedrich Wilhelm IV. mit Liebe und Verehrung an der Gräfin, die sich als des Königs vertraute mütterliche Freundin betrachten durfte. Vielerlei hat sie so im Stillen wirken und erreichen können; des Königs Briefe an sie kann man nicht ohne Rührung lesen. Müde und lebensmatt, ist sie 1854, achtzig Jahre alt, sanft entschlafen. Sie gehört mit zu denjenigen Persönlichkeiten, deren Dasein und Wirken eine historische Vorbedingung für das Anwachsen des nationalen Gedankens und den Wiederaufbau des Deutschen Reiches war.

Reinhold Steig.

Wilhelm Raabe.

Gesammelte Erzählungen von Wilhelm Raabe. Erster bis dritter Band. Berlin, Otto Janke. 1896/97.

Die Zeit, in der diese Erzählungen spielen, dehnt sich über drei Jahrhunderte hin, und die Orte führen uns über so ziemlich alle bewohnten Breitegrade unseres Planeten. An Abwechslung des rein Scenischen scheint also wahrlich kein Mangel. Und doch ist Einem nach Beendung der Lectüre, als habe man mit geringen Veränderungen immer wieder denselben Hintergrund und dieselben Coulissen vor Augen gehabt. Die deutsche Stadt des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren Thürmen und Thoren, mit den tausend Ecken und Winkeln ihrer kleinen Erkerstübchen und krummen Gäßchen, das ist ja gewiß ein dankbarer Schauplatz für einen Dichter; aber es ist auch fast der einzige, den der Erzähler Raabe uns vorführt. Wie man durch solch eine altdeutsche Stadt hindurch geht, geht man durch diese Erzählungen hindurch. Dieselben Erinnerungen, dieselben Stimmungen — dasselbe Räthsel.

Dennoch, man würde irren, wollte man um dieser Einseitigkeit willen in Raabe einen jener Manieristen sehen, die sich auf einen einzigen Typus specialisirt haben und ihn nun unermüdlich immer wieder vorführen. Außer einer Wiederholung aus geistiger Armuth kennt das künstlerische Schaffen auch eine Wiederholung aus der Kraft der Persönlichkeit, aus geistigem Reichthum heraus. Es ist etwas Anderes, wenn ein moderner Modemaler sein Modell heute als Judith,

morgen als Thusnelda costümirt, und etwas Anderes, wenn ein Böckling um hundertsten Male mit einem bestimmten Blick oder einer bestimmten Geste zu uns redet.

Die photographischen Aufnahmen eines Gesichtes müssen sich trotz aller Verschiedenheiten der Beleuchtung und Umgebung immer gleich bleiben. Wie unendlich mannigfaltig dagegen werden die Aufnahmen dieses Gesichtes in der Phantasie eines Menschen, der es liebt! Und daß Raabe eine altdeutsche Stadt liebt, daß sie ihm nicht bloßes Modell und Motiv ist, sondern der Ausdruck einer Idee, und zwar einer Idee, die in seinem eigenen Ich nach einer Formel sucht; das macht ihn mannigfaltig in seiner Beschränkung, das läßt ihn da am reichsten erscheinen, wo man ihn am ärmsten vermuthen sollte.

Ich verglich die Lectüre der Raabe'schen Erzählungen dem Gang durch eine altdeutsche Stadt. Wer, unter anderen Verhältnissen aufgewachsen, eine solche Stadt zum ersten Mal durchwandert, wird einen eigenthümlichen Wechsel der Stimmung bei sich wahrnehmen. Der erste Eindruck ist noch der am meisten historische. Man sieht die starken Mauern mit ihren Zinnenthürmchen und Schießluken, sieht die hohen Giebelhäuser mit den überhängenden Stockwerken und am Markt, in den die gewundenen Gassen und Gäßchen münden, das Rathhaus mit dem Brunnen davor.

All das bringt alte, halb schon abgestorbene Erinnerungen in uns zum Leben, und in den Erinnerungen bekommen allerlei Dinge Farbe, die wie vergessene alte Bücher in unserer Seele langsam moderten und uns nun, da wir sie wiedersehen, doch so unendlich theuer scheinen.

Doch dieser Eindruck hält, am hellen Tage mindestens, nicht Stand. Wir bemerken hier ein erblindetes Fenster, dort ein ausgewichenes Gebälk. Um die Mauerzinnen rankt sich der Epheu, und auf den Trümmern eines zerschossenen Thurmes hat ein windverwehter Birkensame Wurzel geschlagen.

Immer stärker drängt sich uns der Gedanke auf, daß die Zeiten, die uns eben noch so lebendig schienen, längst niedersanken ins Grab, ja daß selbst ihre Kirchhöfe „historisch" wurden und kein Urenkel mehr die verwilderten Gräber pflegt.

Sind wir aber erst so weit, so ist es nur noch ein Schritt zu dem letzten, grausamsten Bild, das die altdeutsche Stadt uns bietet. Wir sahen zu den alten Giebeln und ihren seltsamen Verschnörkelungen hinauf. Nun sehen wir noch höher und sehen — die Drähte der Telegraphen und Telephone über die Stadt hinlaufen. Neben dem Rathhaus erhebt sich ein modernes Postgebäude, so praktisch und nüchtern, wie es ein correcter Bureaubeamter der Neuzeit nur wünschen kann. Und am westlichen Thor befindet sich gar die Theilstrecke einer Dampfbahn, die zum nächsten Ausflugsort hinführt.

Mag die Stadt noch so alt, noch so historisch sein, die letzten Betrachtungen sind doch die stärksten. Wir wissen genau, daß für die jetzigen Bewohner der alten Stadt die so gar nicht stilgerechten Kasernenbauten der Neuzeit, die Drähte und Schienen wichtiger sind als die romantischesten Giebelhäuser und die festesten Mauern. —

„Die in den nachfolgenden Bänden enthaltenen Dichtungen," sagt Raabe im Vorwort des ersten Bandes, „sind in dem Zeitraum von 1858—1878 entstanden. Die Stücke folgen einander nach der Reihe, wie sie geschrieben wurden."

Es war die Rede davon, daß der Schauplatz der Handlung bei Raabe nicht eigentlich wechselt. Wenn sich nun trotz der dadurch entstehenden äußeren Aehnlichkeit doch auch eine Entwicklung durch die vierundzwanzig Erzählungen hinzieht, die die einzelnen Stücke wesentlich unterscheidet, so möchte ich diese Entwicklung gleichfalls einem Gang durch eine altdeutsche Stadt vergleichen. Drei Bilder gab uns das Bild der Stadt: die drei Bilder entsprechen den drei Bänden dieser Erzählungen. Annähernd selbstverständlich, nicht schärfer geschieden, als in unserer Phantasie die Eindrücke sich scheiden lassen.

* * *

Denken wir uns das Deutschland des Alterthums — das Land also, das ummauerte Städte mit Kirchthürmen und Giebelhäusern noch nicht kannte —, so dehnt sich vor uns ein Gebiet von so ungeheuren Dimensionen, daß die Menschen in ihm zu verschwinden scheinen. Das Germanenland mit seinen noch unberührten Wäldern, seinen noch nicht ausgetrockneten Sümpfen macht den Eindruck eines uferlosen Meeres. Wie winzige Segler kommen und gehen die einzelnen Gemeinden und Stämme. Es überrascht uns, wenn wir aus der Tiefe germanischer Wälder heraus ganze Völker zum Angriff hervorbrechen sehen. Aber es überrascht uns durchaus nicht, wenn dann die Römer beim Gegenangriff wochenlang zwischen leeren Baumstämmen marschiren und die Feinde wie vom Urwald verschluckt erscheinen, so unermeßlichen Raum bietet für unsere Vorstellung das noch culturfreie Land dem halbnomadischen Volke.

Ueberspringen wir einige Jahrhunderte, versetzen wir uns aus dem deutschen Alterthum in das deutsche Mittelalter: wie erstaunlich wandeln sich da alle jene Bilder in ihr Gegentheil! Das Land ist nun gegliedert, und die Menschen sind seßhaft geworden. Aber beides zu erreichen, haben sie die festen Städte anlegen müssen. Die festen Städte haben feste Mauern, und in den Mauern muß sich auf den engsten Raum zusammendrängen, was bisher über das Land hin zerstreut lag.

Nur diese Städte und ihre Gemeinden sehen wir im Mittelalter, wie wir vordem nur die uferlosen Wälder sahen. So kommt es, daß uns das deutsche Mittelalter den Eindruck der Uebervölkerung macht, wie das deutsche Alterthum den der Leere.

Beide Vorstellungen sind historisch gleich falsch und doch von einem höheren Standpunkt aus gleich richtig. Der Historiker mag Recht haben, auf die übervölkerten Waldthäler des Alterthums zu weisen und die menschenleeren Landstrecken des Mittelalters: der Dichter wird doch immer wieder dort den unberührten Urwald rauschen hören und hier sich verlieren im Menschengewühl. Das ist *seine* Wahrheit, und wir hätten kein Recht, Raabe einen Dichter der mittelalterlichen Stadt zu nennen, wäre nicht der auffälligste Eindruck seiner Erzählungen dem ähnlich, mit dem wir uns von einer bunten, volksbewegten Scene wenden.

In der Schilderung kleinster Fleckchen als Orte der Handlung, dramatischer Brennpunkte gleichsam, ist Raabe unerschöpflich. Wenn er etwa eine Giebelstube vor uns öffnet, dürfte es schwer halten, dort auch im verlorensten Winkel eine leere Stelle zu finden. Die Blumen am Fenster, der Sonnenschein, der schräg einfällt und die Butzenscheiben auf den weißen Dielen malt, die summenden Fliegen, ein schnurrender Kater, das Geschmetter eines Vogels im Käfig, — kein Dürer würde das behaglicher und anheimelnder schildern können.

Oder wir sitzen in einer Kammer nach dem Hofe zu. Das gedämpfte Hämmern und Stampfen der Handwerker dringt an unser Ohr. Wir öffnen das Fenster; mit dem vollen Licht drängt auch der volle Klang herein, und den schmalen Hof hinunter sehen wir nun, während die Schwalben an uns vorüberschießen, die Handwerker selbst mit ihrem vielfachen Geräth.

Weiter gehen wir mit Raabe über Land. Auch hier nirgends ein unberührter Fleck. Wir beobachten das wimmelnde Leben auf einem Gutshofe. Am Eingang zerrt der Hofhund an seiner Kette. Am Tümpel wühlen und grunzen die Schweine, hin und her die Gänse und Enten und Hühner, und von den Ställen her melden sich in allen möglichen Aeußerungen auch noch die übrigen Haus- und Nutzthiere.

Die altdeutsche Stadt mit ihrem condensirten Leben herrscht eben für Raabe auch auf dem Lande, wie sie im Pfarrhause an der Landstraße herrscht, in der Spinnstube eines entlegenen Dorfes, ja selbst beim Kohlenmeiler im weglosen Wald. Nirgends eine Ecke, in der sich nicht irgend ein lebendes Wesen seines Daseins freute.

Doch eng, behaglich eng ist es für Raabe nicht nur in den Städten des mittelalterlichen Deutschlands, sondern auch in den Seelen der mittelalterlichen Deutschen. Und das führt uns vom Maler Raabe hinüber zum Dichter, zum Entdecker auf den dunklen Pfaden der Psyche.

Man hat so schöne Versuche gemacht, die weiten Linien, die die Weltanschauung der alten Germanen durchziehen, zurückzuführen auf die weiten Linien, die sie selbst umgaben. Es sind glückliche Versuche, sie haben manches psychologische Geheimniß enträthseln helfen. Auch Raabe war hier thätig. Er war es für eine andere Zeit, aber seine Erfolge sind nicht minder glücklich.

Er schildert die Menschen der altdeutschen Stadt. Und wie er sie schildert, ist es, als müßten ihre Seelen nicht weniger Heimlichkeiten und lauschige Winkel bergen als ihre Häuser. Das winklige, gieblige Bild der alten Stadt hat bei Raabe etwas Lebendiges, Persönliches. Man meint es in einem menschlichen Auge gespiegelt zu sehen. Aber nicht nur in den Augen seiner Menschen spiegeln sich solche Bilder.

So lassen wir uns gerne in ihre kleinen Leiden und Freuden einweihen, hören das Schulmeisterchen, das von seinem Schicksal wie ein Landläufer von Herrschaft zu Herrschaft gejagt wird, hören von den Erdenplagen eines Dichters, vom Alchymisten, Henker, Pfarrherrn und vom Ritter und seinen Leuten. Ihre Innenwelt kennt keine großen Züge, denn auch in ihrem Kopf gibt es eine feste, enge Mauer, über die sich die Gedanken so wenig hinaus wagen wie die Häuser der Stadt jenseits des Grabens. Ihr Leben kann sich nicht anders abspielen als in bescheidensten Bahnen. Aber indem es hier dem „Gesetz der Anpassung" bedingungslos gehorcht, ist uns die kleinste Wendung der kleinsten Existenz nicht unbedeutend. Sind es doch auch beim Gang durch eine alte Stadt nicht gerade die großen Verkehrswege, die wir aufsuchen.

* * *

Herrschen in den Stücken des ersten Bandes der Raabe'schen Erzählungen die hellen Farben und scharfen Umrisse vor, so kommt im zweiten Band das Halbdunkel einer gewissen Abendstimmung zur Geltung. Die erste Ueberraschung ist gewichen, wir nähern uns der Gegenwart. Das Bewußtsein, daß uns doch schließlich Jahrhunderte trennen von der alten Herrlichkeit, legt sich wie ein Medium zwischen uns und sie. Aber dieses Medium tönt nur ab, es trübt nicht.

Eine kleine Nuance, in der doch eine ganze Weltanschauung liegt. Sie macht Raabe's innere Größe aus — ohne sie würde er rettungslos dem Manierismus verfallen, der Masse jener sentimentalen Schwärmer, die bei jedem Ruf des Tages verdrießlich auffahren aus ihren Träumereien. Das ist bei Raabe nie der Fall. Er weiß sehr wohl, welche Werke die alte Zeit schaffen konnte in ihrer unverbrauchten Kraft; aber er weiß auch, wie viel dieselbe Kraft zerstörte, und nicht ungern sieht er den Epheu auf den zerschossenen Thürmen und den Rost an den Ketten der Fallbrücken.

Man vergleiche, wie Rabe im ersten, und wie er im zweiten Bande bei Darstellung des Krieges verfährt, der wichtigsten motorischen Kraft des Mittelalters. Dort noch ganz die Weltanschauung der alten Chroniken, für die der Krieg etwas Selbstverständliches ist, ja, als die stärkste Manifestation des Lebens, etwas Großes, Edles. Hier die Ansicht eines Geschlechts, dem sich das Leben längst in anderen Formen reiner und mächtiger offenbarte. Es muß noch rechnen mit dem Krieg, aber es rechnet nicht mehr gern mit ihm. Wenn es ihn schon betrachten soll, betrachtet es ihn am liebsten aus der Vogelperspective der Erinnerung, und selbst da noch mit einem leisen Kopfschütteln über so viel falsch geleitete und zwecklos vergeudete Kraft.

Da ist, gleich zu Anfang des ersten Bandes, eine Erzählung, die kurz vor Beginn des großen Krieges einsetzt, der „Junker von Denow". Es ist ein furchtbarer Anblick, wie das Land hier an allen Enden zu lodern beginnt, wie die

Menschen von da- und dorther sich näher wälzen in elementaren Massen. Doch trotz aller Schrecken hat das Bild nichts eigentlich Abstoßendes. Wir vergessen, daß unser eigenes Deutschland hier in Flammen geräth, oder vergessen doch, daß unsere Ahnen darunter litten.

Und nun das Gegenstück im zweiten Bande, die Leidensgeschichte der armen „Else von der Tanne". Zu Wallrode im Elend, einem kümmerlichen Walddorf, sitzt in seiner baufälligen Hütte Ehrn Friedemann Lautenbacher und arbeitet an seiner Weihnachtspredigt. „Da lag vor ihm der schlechte Fetzen groben Papieres, mit welch' letzterem er in seiner Einsamkeit so sparsam umgehen mußte, da lagen die wenigen Bücher, welche der höhnischen Zerstörungslust der wilden, streifenden Rotten entgangen waren; da lag vor Allem die alte, zerfetzte Bibel, welche er im Jahre 1639 aus dem dritten Brande seiner Hütte gerettet hatte, und welche an ihrem Einbande und dem Rand der vergilbten Blätter Zeichen der leckenden Flammen trug." Es schneit heftig, und die Flocken häufen sich auf morschen Dächern und verkohlten Trümmern. Zwei oder drei Lichter glimmern durch das Gestöber. Aber um die matten Flämmchen kauern nur Schmach und Jammer und eine fast thierische Verdummung. Und der Pfarrer macht sich seufzend an seine Arbeit, eine Arbeit für die Menschen drüben im Dorf, die ihm in brutaler Roheit das Glück seines Lebens vernichtet haben, und denen er doch nicht gram sein kann. Sie wußten nicht, was sie thaten, als sie über das Waldkind als eine Hexe herfielen. Der Schutt und die Trümmer des Krieges liegen in den Seelen der Gemeinde so hoch wie in den Winkeln des Dorfes.

Wie ganz anders unmittelbar wirkt diese Erzählung der armen Else als die vom Junker Christoph! Das sind die Ruinen, auf denen das Moos wächst, was wir hier sehen, und wir sind froh, daß Moos auf ihnen wächst. Die Bilder, die an uns vorüber gleiten, sind dieselben geblieben. Aber in uns hat sich etwas geändert, was die Bilder anders scheinen läßt und uns in ihnen neue Menschen mit neuen Gedanken und Empfindungen zeigt.

Eine der liebenswürdigsten Erzählungen Raabe's betitelt sich „Der Marsch nach Hause". Sie spielt im Jahre 1674 in der Nähe des Bodensees. Der Krieg ist lange vorüber, und das junge Geschlecht sieht lachend über die Ruinen weg. Doch in der Nähe von Bregenz und in Lindau haben sie als lebende Erinnerung der schrecklichen Zeit je einen alten Schweden sitzen. Vor dreißig Jahren wurden sie von ihren Heerestheilen versprengt. Sie haben sich dann beide in den Frieden hinein gefunden, als Kuhhirt der Eine, als Hasenwärtel der Andere; beide, ohne von einander zu wissen. Da führt sie der Zufall eines Abends zusammen. Sie berauschen sich an den Erinnerungen des Krieges und an den Weinen der Kronenschenke. Als der Mond aufgeht, bekommen sie das Heimweh. Sie haben gehört, daß ihr alter Feldmarschall sich oben im Brandenburgischen herumschlägt. Ihr Heimweh steigt mit dem Mond, und in jähem Entschluß nehmen sie sich dann plötzlich vor, den Weg zur alten Armee zurückzuwagen. Mitten in der Nacht brechen sie auf. Nach einer langen, abenteuerlichen Fahrt ist ihnen der „Marsch nach Hause" denn auch glücklich gelungen. Sie kommen im Schwedenlager an, und unter großem Jubel werden die beiden versprengten Corporale wieder eingestellt.

Aber, aber — und nun kommt das große Bedenken der neuen Zeit: es lebt und kämpft sich nicht mehr so lustig wie in den alten Tagen. Sie tragen jetzt rothe Röcke im Heer; damals waren es gelbe und blaue. Sollte das die Schuld sein? Es kommt zu den großen Schlachten mit dem Brandenburger. Bei Fehrbellin fällt der frühere Hasenwärtel, die Schweden fliehen über die Heide hin an das Meer, zu ihren Orlogschiffen. Doch der Kuhhirt ist zurückgeblieben bei seinem todten Kameraden. Heer und Heimath locken ihn nicht mehr. Die rothen Uniformen, das ist ihm nun klar geworden, sind es auch nicht gewesen. Es war einfach: er hatte zu lange die Kuhglocken im Lande vor dem Arlberg gehört.

Und wie sie ihm jetzt wieder im Ohr klingen, wird ein Entschluß in ihm reif, und noch einmal macht er sich auf zu einem — Marsch nach Hause.

Es ist nicht nur ein Marsch in ein anderes Land, sondern auch eine andere Zeit, der den guten Kuhhirten vom Schlachtfelde in die Stille der Wald- und Feldarbeiter führt. Doch Schulter an Schulter mit dem alten Soldaten hat auch der Dichter seinen Weg gemacht, und er weiß gar Manches zu erzählen von der großen Reise, die ihn vom Mittelalter in die Neuzeit brachte.

* * *

Die alten Städte haben ihre Mauern abgestreift, wie reife Blumen ihre Knospenblätter. Selbst da, wo man die Werke noch nicht schleifte und die Wälle offen ließ. Mit den Schienen der Eisenbahnen und den Drähten der Telegraphen sind sie zusammengebrochen. Doch was auf den Schienen und Drähten kommt und geht, das verwischt in langsamer Sicherheit die alten Eigenheiten. In der strengen Abgeschlossenheit früherer Zeiten hatten die Städte sich diese Eigenheiten herausbilden können. Das große Netz hat sie der alten Einsamkeit entrissen und unter einander verwebt — hat ihnen neue Aufgaben gebracht statt derer, die es nahm, und damit ihr Leben geändert.

Es wurde angedeutet, wie das Heraufkommen der mittelalterlichen Städte nicht nur das geographische Bild Europa's änderte. Wenn sich auf den Raum einer engen Gasse alles das an Leben aufstauen mußte, was sich vorher über weite Meilen Landes hatte strecken können, so wurde damit mehr umgestaltet als nur die Bodenfläche dieses Gäßchens und die Organisation einiger Dutzend Bauernhöfe. Das ganze Seelenleben des mittelalterlichen Deutschen war ein anderes als das des Germanen; sie wertheten nach anderen Maßstäben, und was für den Einen lautere Wahrheit war, wurde dem Anderen Phrase.

Nun denke man sich das Deutschland der Neuzeit: endlose Vorstädte, vom Rauch der Schlote geschwärzt, Börsenpaläste, in denen alle Werthe der Welt gehandelt werden, Halbtagszeitungen mit Correspondenten in China und Innerafrika; man denke sich daneben das idyllische Bild der alten, ummauerten Stadt — können es etwas Anderes als Gespenster sein, wenn man uns in der neuen Stadt die alten Menschen zeigt?

Das sind Betrachtungen, die der dritte Band der vorliegenden Erzählungen uns aufnöthigt. Mehr und mehr wagen sich diese Erzählungen in das Leben des Tages hinein, doch kein ehrlicher Bewunderer der Raabe'schen Kunst wird behaupten können, daß sie hier an Klarheit gewinnen.

Wir sahen, wie sicher der Dichter uns in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges einleitete. Das scheinbar heillose Durcheinander entwirrt sich vor unseren Augen, daß wir die Bewegungen eines Sternensystems zu sehen glauben, wo Alles in toller Hast zusammenwirbelt, aber doch Alles seine festen Bahnen hat.

Mit derselben Sicherheit bringt uns Raabe über das siebzehnte Jahrhundert hinaus den eigenen Tagen näher. Kein großer, edler Gedanke, der in den drei Jahrhunderten gedacht wurde, ist seiner Seele fremd.

Trotzdem: so unbedingt es das Beste in ihm zur Gegenwart hinzieht, etwas in ihm ist doch noch am Leben, das sich nach den alten Tagen sehnt. Und dieses Etwas, das er nicht verwinden kann, macht ihn zu einer der tragischen Figuren, die das gelobte Land nur sehen, aber nicht betreten können.

Ein äußerliches Merkmal ist für Raabe als Schilderer unserer Zeit bezeichnend: fast alle seine Novellen der Gegenwart gehen vor sich in — der Sommerfrische. Im Seebad, in der Schweiz, am Brocken. Es sind Menschen auf Vergnügungsreisen, die hier auftreten, und so empfänglich sind sie für die zerstreuenden Eindrücke der Reise, daß ihre Arbeit wie eine verschwommene Erinnerung traumhaft hinter ihnen liegt.

Ja nicht einmal in ihrer eigentlichen Umgebung lernen wir etwas von ihrer Arbeit kennen. Die Novelle vom „Eulenpfingsten“ spielt in Frankfurt außerhalb

der Reisesaison. Auch hier bleiben uns freilich einige Ferienexistenzen nicht erspart (ein Professor der Aesthetik aus Heidelberg, eine Lehrerin aus Amerika und ein Lederhändler aus der Schweiz). Immerhin aber befinden die Stammfiguren mindestens sich auf ihrem eigenen Gebiet. Doch diese Stammfiguren sind — ein Beamter außer Diensten und ein Tabaksfabrikant, der sich zur Ruhe setzte.

Eine künstlerische Noth ist allemal auch eine künstlerische Tugend. Es hat seine Gründe, wenn Raabe uns seine Leute nicht an der Arbeit der Gegenwart betheiligt zeigt. Es müßte uns mehr als peinlich berühren, Menschen, die wir unter anderen Umständen lieben lernten, in Verhältnisse verwickelt zu sehen, denen sie nicht gewachsen sind. Am Strande oder unter den Tannen des Harzes mögen wir hinhorchen auf das correcte Lustspieldeutsch ihres Geplauders — bei der ernsten Arbeit unserer ernsten Tage würde es unleidlich werden.

Ein einziges Mal bringt es Raabe in einer modernen Novelle zu einer wirklich zwingenden Wirkung. Das ist gegen Ende der „Frau Salome". Einige Bogen lang haben wir da einen alten Justizrat — auf Urlaub natürlich — und die Wittwe eines mysteriösen Bankbeamten durch ihr einsames Sommerdorf begleitet. Wir haben die Hoffnung auf eine andere Unterhaltung als die eines harmlosen Lustspieles schon aufgegeben. Da plötzlich wendet es sich, und eine dämonische Gestalt, die in der That nicht feiert, die tief, tief in ihre Arbeit vergraben ist, taucht vor uns auf.

Doch was ist seine Arbeit?

Hinter dichten Fensterläden, ängstlich vor dem Tag und aller Neugier abgesperrt, hat der Räthselhafte sich ein Laboratorium wie die Hexenküche eines Alchymisten eingerichtet. Tagsüber schläft er, und nur des Nachts sieht man über dem Schornsteine seiner Hütte einen funkensprühenden Rauch. Und Nachts auch öffnet sich bisweilen die kleine Pforte der düsteren Hütte, und Gestalten treten ein und aus. Scheue Bergleute, alte Sonderlinge vom Dorf, mit alten, sonderlichen Gedanken, kurz Alles, was sich an Aberglauben und sonstigen Gedankenrudimenten vom Mittelalter in dem versteckten Harzdorfe halten konnte.

So sieht Raabe die Gegenwart, wenn er sie bei lebendiger Arbeit schildert.

Freilich, wer möchte ihn deshalb verurtheilen oder auch nur schmälern in seinen Verdiensten? Mit ihren Drähten und Schienen sind die alten Städte zu anderen Organismen in einander gewachsen. Das Leben aber, das in den Drähten und Schienen einen neuen Kreislauf bildet, ist Geist desselben Geistes, der sich in Stadtfesten und Giebelhäusern Formen schuf. Der neue Mechanismus konnte nicht in Bewegung treten, wenn er nicht getrieben wurde von der Kraft, die im alten aufgespeichert lag. Noch ist nicht alle Kraft hinüber geglitten, und es wird noch lange dauern, bis die neuen Maschinen sich nicht mehr verlassen können auf die alten Accumulatoren. Bis dahin aber wollen wir uns freuen über einen Dichter, der Erzählungen geben kann wie Wilhelm Raabe.

Willy Pastor.

Die Lage im Transvaal.

[Nachdruck untersagt.]

Die Zwistigkeiten zwischen England und der Südafrikanischen Republik, die in der letzten Zeit zu einer dauernden Veranlassung allgemeiner Beunruhigung geworden sind, entspringen, wenn man sie von einem unparteiischen Standpunkt aus betrachtet, dem Wunsch der britischen Regierung und der englischen öffentlichen Meinung, die englische Rasse als die vorherrschende oder richtiger als die allein herrschende in Südafrika zu sehen. Die jüngsten Ereignisse dort sind daher wenig mehr als eine Fortsetzung oder Wiederaufnahme der früheren englischen Versuche, den Plan einer südafrikanischen Conföderation mit imperialistischer Tendenz und Leitung durchzuführen. Auch daß dies seitens eines conservativen Cabinets geschieht, entspricht durchaus früheren Erscheinungen; neu ist nur, daß als spiritus rector der jetzigen Bewegung ein Mann auftritt, der Minister der Colonien, Chamberlain, der 1881 als Mitglied des liberalen Cabinets Gladstone die 1877 von dem conservativen Cabinet Beaconsfield verfügte Einverleibung Transvaals rückgängig gemacht hat. Aber dieser Frontwechsel einer energischen und rücksichtslosen Persönlichkeit entspricht durchaus der in immer größerem Umfange und schärferer Form hervortretenden imperialistischen Strömung, in der von vielen englischen Staatsmännern die beste Garantie für die Sicherheit und den Fortbestand des britischen Reiches gesehen und gesucht wird, wenngleich die mit Canada, der ersten auf dieser Grundlage gebildeten Conföderation, gemachten Erfahrungen eher auf centrifugale Tendenzen solcher Staatengebilde als auf das Gegentheil schließen lassen dürften. Auch die während des letzten Jahres gegen Transvaal in Anwendung gebrachte Methode unterscheidet sich nicht wesentlich von der 1877 und in den folgenden Jahren gebrauchten: wie damals dem Gouverneur der Kapcolonie, Sir Bartle Frere, die treibende Rolle zufiel, ist es diesmal sein Nachfolger, Sir Alfred Milner, der dieselbe zu spielen hat, und dem, im Falle des Mißlingens, ebenso wenig wie seinem Vorgänger die Verantwortlichkeit für die in London gemachten Fehler erspart bleiben wird.

Zum Verständniß der augenblicklichen Lage in Südafrika ist ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der letzten Jahre unerläßlich. Der Jameson'sche Einfall in Transvaal im December 1895, der, wie bekannt, unternommen wurde, um einen angeblich in Johannesburg durch die Mißwirthschaft der Transvaalregierung zum Ausbruch gekommenen Aufstand zu unterstützen, die durchaus ungenügende Bestrafung und baldige Begnadigung der an dem Einfall betheiligten englischen Officiere durch ihre eigene Regierung und der fast lächerlich zu nennende, jedenfalls ganz unbefriedigende Verlauf der parlamentarischen Untersuchung über diesen Vorfall hatten in Südafrika eine tiefgehende Erregung und eine sehr erhebliche Stärkung des Afrikanderbundes hervorgerufen, welcher letztere nicht antibritische, aber antiimperialistische Tendenzen verfolgt und die Herrschaft über Südafrika für die

Afrikander, d. h. die dort geborenen Söhne weißer Eltern, zu bewahren wünscht. Diese Bewegung, die im Wesentlichen von den holländischen Elementen in der Kapcolonie ausging, wenn sich auch viele Afrikander englischen Ursprunges an ihr betheiligten, hatte zur Folge, daß Ende 1898 im Kaplande das ganz im Rhodes'schen Fahrwasser befindliche Ministerium Sprigg fiel und durch ein dem Afrikanderbunde nahe stehendes Ministerium Schreiner ersetzt wurde, das Anfangs freilich nur eine Mehrheit von einer Stimme besaß, die sich durch Nach- und Neuwahlen indessen im Laufe einiger Monate auf acht erhöhte. Im Transvaal war die Folge der verunglückten Jameson'schen Unternehmung selbstverständlich eine hochgradige Erbitterung gegen die Elemente, welchen die Schuld an demselben zugeschrieben wurde, d. h. in erster Linie Rhodes, das Directorium der Chartered Company und die Besitzer der großen Bergwerke, die man mit Recht oder Unrecht als die Anstifter der Bewegung in Johannesburg ansah. Die Thatsache, daß bis jetzt bei jedem Zusammenstoß zwischen Boeren und englischen Truppen die Ersteren mit leichter Mühe Sieger geblieben waren, und daß auch der Jameson'sche Einfall ein schnelles und unrühmliches Ende gefunden hatte, mußte, während sie auf der einen Seite das Selbstgefühl der Boeren erheblich verstärkte, auf der anderen die Stimmung der Engländer um so mehr verbittern, als diese wohl nicht ohne Grund der Ansicht waren, daß die Boerenrepublik, die mit Aufgebot aller ihrer Kräfte höchstens einige 20000 Mann ins Feld stellen könnte, einer ernsthaften Kraftentwicklung Englands zu widerstehen nicht im Stande sein würde. Es ist daher sehr erklärlich, daß die Vorgänge von 1896 die Boeren durchaus abgeneigt machen mußten, auf dem 1890 von dem Präsidenten Krüger eingeschlagenen Wege einer vermehrten Interessenvertretung der Ausländer fortzufahren, wogegen diese Letzteren und auf ihre Veranlassung und ihr Drängen die englische Regierung gerade in einer solchen Maßregel das Mittel sahen, weitergehenden und dauernden Einfluß auf die Regierung von Transvaal auszuüben. Von der englischen Regierung wurde, um sich freie Hand zu schaffen, der Jameson'sche Einfall offen als ein Schritt desavouirt, der, weit entfernt, die Lage der Ausländer zu verbessern, sie vielmehr verschlechterte; und die großen Bergwerksbesitzer zogen sich, um die Anschuldigung zu entkräften, als ob es sich um Intriguen des Großcapitals handle, anscheinend von der Frage zurück und überließen die Agitation der großen Masse der Ausländer.

Das Ergebniß dieser Politik war die angeblich von 21684 britischen, in Transvaal ansässigen Unterthanen im März 1899 an die Königin gerichtete Petition. Unter Bezugnahme auf einige erst 1896 in Transvaal erlassene Gesetze, von denen das seitdem zurückgezogene Einwanderungsgesetz, das Preßgesetz und das auf Ausländer bezügliche Ausweisungsgesetz als direct durch den Jameson'schen Einfall und die Agitation der Ausländer hervorgerufen angesehen werden können, ward Ihrer Majestät Regierung gebeten, gewisse Beschwerden (über die Polizeiverwaltung, die Behandlung und Besteuerung der Ausländer und die Schaffung von Monopolen) untersuchen zu lassen und alsdann ihren Vertreter in Südafrika anzuweisen, Maßregeln zur Abschaffung der vorgebrachten Beschwerden und zur Erlangung von Garantien für die Anerkennung der Rechte der Petenten als britischer Unterthanen seitens der Transvaal-Regierung zu treffen. Am 4. Mai telegraphirte Sir Alfred Milner an Mr. Chamberlain seine Ansichten über die Petition und die gesammte Lage in Südafrika: Unzweifelhaft müsse die Thatsache, daß Tausende von britischen Unterthanen im Transvaal wie Heloten behandelt würden und vergeblich die Hülfe ihrer Regierung anriefen, den Einfluß und den Ruf der britischen Regierung in Südafrika und die Achtung vor derselben in ihren eigenen Besitzungen untergraben, während zugleich gewisse Zeitungen, die — und nicht nur in Transvaal — offen und fortdauernd eine ganz Südafrika umfassende Republik predigten, eine Propaganda ausübten, die, durch unzählige Lügen über die Absichten Ihrer Majestät Regierung unterstützt, einen großen Einfluß auf viele Holländer in der Kapcolonie gewänne. Er könne daher kein anderes Mittel sehen, dieser verderblichen Propaganda ein

Ende zu machen, als irgend einen schlagenden Beweis, daß Ihrer Majestät Regierung nicht gesonnen sei, sich aus ihrer Stellung in Südafrika verdrängen zu lassen, und daß das beste Mittel, dieses Ziel zu erreichen, sein würde, für die Ausländer im Transvaal einen angemessenen Antheil an der Regierung des Landes, das ihnen Alles verdanke, zu verlangen. In der Antwort vom 10. Mai, einem Schriftstück, das mehr den Charakter eines Pamphlets als einer Staatsschrift an sich trägt und sicherlich mehr darauf berechnet war, einen Einfluß auf die englische öffentliche Meinung als auf die Regierung der Südafrikanischen Republik auszuüben, erging sich Chamberlain ausführlich über das, was man die Mißregierung der Republik nennen könne. Ein Einkommen von beinahe vier Millionen Pfund werde in einem Lande erhoben, das weniger als eine Viertel-Million weiße Einwohner habe; die Verwaltung sei durchaus eine liederliche, 1897 seien 18590 £ von Beamten unterschlagen worden, von denen nur wenige hundert Pfund wieder zu erlangen gewesen; von 1883—1898 seien 2398506 £ als Vorschüsse an Beamte gegeben, für die keinerlei Abrechnung bestände; 1896 seien 191887 £, 1898 42504 £ als geheime Fonds verwendet und 1899 36000 £, mehr als in England, für diesen Zweck bewilligt worden. Derartige Angriffe, die eine gewisse Berechtigung in der Thatsache finden mögen, daß das Einkommen der Republik, das 1885 177876 £ betrug, 1898 auf 3983560 £, wesentlich durch die von den Ausländern ins Leben gerufenen Industrien, angewachsen war, würden englischerseits wohl gegen keinen anderen, mächtigeren Staat gewagt worden sein, und sie konnten allerdings nicht zur Erleichterung der Verhandlungen beitragen, mußten vielmehr trotz aller gegentheiligen Versicherungen Sir Alfred Milner's und Mr. Chamberlain's bei der Regierung von Transvaal die Vermuthung erwecken, als wenn unter dem Vorwande des den Ausländern zu gewährenden Schutzes Eingriffe in die Verwaltung des Landes beabsichtigt würden.

Bei der Zusammenkunft, die in den ersten Tagen des Juni durch die Vermittlung des Präsidenten des Oranje-Freistaates im Bloemfontein zwischen dem Präsidenten Krüger und Sir Alfred Milner stattfand, vermied der Letztere, die Verhandlungen durch Wiederaufnahme des von Mr. Chamberlain angeschlagenen Tons zu erschweren. Er erklärte, daß es seiner Ansicht nach in erster Linie darauf ankomme, den Ausländern jeden Grund zu ihren durchaus berechtigten Beschwerden zu nehmen, und daß es sich daher empfehlen würde, durch eine sofortige Abänderung des Wahlgesetzes und Ausdehnung des Wahlrechts auf die Ausländer denselben die Möglichkeit zu gewähren, innerhalb des Volksraads ihre Wünsche und Beschwerden selbst vorzubringen und zu vertreten. Wenn die Regierung der Republik einem solchen Vorschlage zustimme, der nur bezwecke, den Ausländern eine ihrer Zahl und ihrer Bedeutung nach angemessene Vertretung zu gewähren, keineswegs aber sie in den Stand zu setzen, die Boeren zu überstimmen und zu majorisiren, so sei er bereit, alle Fragen, die durch vereinzelte Vorgänge, wie z. B. die (angebliche) Ermordung des englischen Unterthanen Edgar, die Mißhandlung weißer und farbiger Unterthanen Ihrer Majestät und Anderes, hervorgerufen worden, fallen zu lassen und in Zukunft den Ausländern anheimzugeben, selbst auf parlamentarischem Wege ihr Recht zu suchen und zu finden. Bis ihnen aber diese Möglichkeit gewährt worden, müsse die englische Regierung für die gerechte Behandlung der unter den Ausländern befindlichen britischen Staatsangehörigen eintreten.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Auffassung und Forderung Sir Alfred Milner's auf den ersten Blick durchaus gerechtfertigt und maßvoll erscheint. Nach der besten vorhandenen, wenn auch unzweifelhaft sehr mangelhaften Statistik, den Angaben im „Staats-Almanak", würde die weiße Bevölkerung in Transvaal 300000 Seelen, davon 175000 Männer, betragen. Der Boer wird mit sechzehn Jahren wahlbefähigt und die Anzahl der Bürger ist auf 29447 angegeben, die 28 Mitglieder in den Volksraad entsenden. Von den 23 Wahlbezirken des

Transvaal besitzen 13, in denen keine Ausländer ansässig sind, eine männliche Bevölkerung von 35 000, von denen 12 000 Wähler sind, die 16 Abgeordnete für den Volksraad wählen; weitere drei Districte, in denen das Boerenelement überwiegt, besitzen eine männliche Bevölkerung von 13 000 Seelen und 4000 Wählern, die drei Abgeordnete wählen, so daß diese 16 Districte allein durch 19 Abgeordnete in dem 28 zählenden Volksraad vertreten sind, also eine stehende Majorität haben. Von den weiteren sieben Districten haben drei eine starke, vier eine hauptsächlich ausländische Bevölkerung; die ersteren wählen bei einer Gesammtzahl der männlichen Bevölkerung von 40 000 und 7000 Wählern fünf, die letzteren mit 81 000 Männern und 4000 Wählern vier Abgeordnete. Man ersieht aus dieser Zusammenstellung beim ersten Blick, daß die die Majorität bildenden Ausländer von jeder parlamentarischen Vertretung ausgeschlossen sind, sowie daß jede Abänderung des Wahlsystems, das eine procentuale Vertretung anzubahnen oder durchzuführen bestimmt sein würde, die Boeren sofort in die Minderheit bringen muß. Sir A. Milner hat sich daher auch darauf beschränkt, eine nicht geradezu nichtssagende und verächtliche Vertretung (sechs bis acht Sitze) für dieselben zu verlangen, und Präsident Krüger sich der Auffassung, daß eine Aenderung des Wahlrechts und eine Ausdehnung desselben auf die Ausländer nothwendig sei, nicht absolut verschlossen. Aber während Sir A. Milner verlangte, daß jede Ausdehnung des Wahlrechts eine rückwirkende Kraft haben solle, d. h. einer gewissen Anzahl der längere Zeit in Transvaal ansässigen Ausländer sofort das Wahlrecht gewähren müsse, wollte Präsident Krüger dies erst nach erfolgter Naturalisation und einer längeren Probezeit, d. h. gemäß seinen ersten Vorschlägen erst nach neun Jahren, zugestehen. Die Verhandlungen mußten also erfolglos verlaufen, um so mehr, als Präsident Krüger seinerseits die Erfüllung älterer Versprechungen, so die Aushändigung des Swazielandes an die Republik und die Anerkennung eines schiedsgerichtlichen Verfahrens für die vorhandenen Streitfragen, forderte. Sir A. Milner lehnte ein Eingehen auf andere Fragen ab und erklärte mit Bezug auf das Schiedsgericht, daß er darüber keine Instructionen besäße, aber annähme, daß, sobald die Hauptfrage geregelt sei, andere, im Laufe der Zeit sich entwickelnde Schwierigkeiten im Wege eines Schiedsspruches erledigt werden könnten, vorausgesetzt, daß keine fremde Macht mit den Functionen des Schiedsrichters betraut werde.

Der erfolglose Verlauf der Conferenz rief auf englischer Seite scharfe Erklärungen der Herren Balfour und Chamberlain in öffentlichen Versammlungen und seitens des Letzteren und Lord Salisbury's im Parlament hervor, denen sich einzelne Colonien durch das Anerbieten von Hülfstruppen im Falle des Ausbruches von Feindseligkeiten anschlossen. Viele der einflußreichsten Organe der englischen Presse, namentlich die „Times“, und eine Anzahl von Zeitschriften (unter anderen „The Nineteenth Century“ in einem Aufsatz von Sir Sidney Shippard: „Werden wir Südafrika verlieren?“) haben aufreizende und drohende Artikel gebracht, in denen es an Anschuldigungen und Verleumdungen des Kapministeriums und des Afrikanderbundes nicht fehlte; ganz besonders rührig erwiesen sich auch der Rath der Ausländer in Johannesburg und die Südafrikanische Liga, das Organ der Imperialisten. Im Gegensatz zu diesem Vorgehen hat sich der Afrikanderbund sehr vorsichtig und tactvoll benommen, indem er jede öffentliche Kundgebung vermied, während seine hervorragendsten Mitglieder, Schreiner Hofmeyr, Herholdt und Andere, in der Kapstadt wie in Pretoria zum Frieden und zur Verständigung riethen, worin sie von den Behörden des Oranje-Freistaates unterstützt worden sind. Im Transvaal hat die Haltung des Präsidenten Krüger seitens der Boerenbevölkerung volle Billigung gefunden, und in einer in Paardekraal abgehaltenen Versammlung, von welchem Orte 1880 die Erhebung gegen England ausging, fielen Reden, die ebenfalls vielleicht besser nicht gehalten worden wären. Präsident Krüger hat inzwischen ein Wahlgesetz durch den Volksraad gebracht, das, wenn es auch als ein nicht unerheblicher Fortschritt gegen seine in Bloemfontein gemachten Anerbietungen

bezeichnet werden muß, doch, namentlich in Betreff der sofortigen Ertheilung des Wahlrechts an die Ausländer, sehr weit hinter den von Sir A. Milner aufgestellten Forderungen und selbstverständlich noch viel weiter hinter denen der Ausländer selbst zurückbleibt. Sein Zweck, eine weitere Einmischung des Auslandes in diese Frage zu verhindern, würde besser erfüllt worden sein, wenn er in seinen Zugeständnissen in der angedeuteten Richtung etwas weiter gegangen wäre. Die seitdem telegraphisch gemeldete Weigerung des Volksraads, die gemachten Zugeständnisse auch auf Katholiken und Juden auszudehnen, hat in einem Theil der deutschen Presse mit Recht scharfe Beurtheilung erfahren und ist jedenfalls zu bedauern. Die Entscheidung dürfte jedoch wohl noch keine endgültige sein. Als Gegenzug gegen die Ein- und Durchbringung des die Naturalisation von Ausländern betreffenden Gesetzes im Volksraad ist von englischer Seite eine gemischte Commission zur Untersuchung der vorliegenden Beschwerden vorgeschlagen worden, ein Vorschlag, dem zuzustimmen man nach den letzten telegraphischen Nachrichten in Pretoria nicht geneigt scheint, da man in ihm eine unberechtigte Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes zu sehen vermeint. So ist die Frage heute fast so weit entfernt von einer beide Theile zufrieden stellenden Lösung wie 1894/95; nur ist die Lage insofern eine viel ungünstigere für eine friedliche Verständigung geworden, als sich die Frage für England mehr und mehr zu einer Machtfrage zuspitzt, während die Stimmung zwischen den beiden weißen Rassen in Südafrika, Holländern und Engländern, eine immer gereiztere wird. Unter diesen Umständen kann man auf eine Verständigung hoffen, ohne sehr an die Möglichkeit einer solchen zu glauben.

Anfang August 1899. dt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte August.

Die Haager Friedensconferenz hat am 29. Juli ihre Arbeiten beendet. Nur wer mit allzu hoch gespannten Erwartungen den Ergebnissen dieses in der Geschichte der Culturentwicklung als Markstein zu bezeichnenden Friedenswerkes entgegensah, konnte dadurch überrascht werden, daß nicht alle Blüthenträume gereift sind. Hält man sich aber gegenwärtig, daß die hervorragendsten Völkerrechtslehrer unter Anderem stets von Neuem die Ausdehnung der bisher nur für den Landkrieg geltenden Grundsätze der Genfer Convention auf den Seekrieg als frommen Wunsch bezeichnen mußten, so leuchtet ein, wie viel in dieser Hinsicht im Haag erreicht worden ist. Nicht minder wird sich die Ausarbeitung eines codificirten Kriegsrechts für den Landkrieg als segensreich erweisen, der die früher nicht ratificirte Brüsseler Convention vom Jahre 1874 zu Grunde gelegt worden ist. Sicherlich wäre es erwünscht gewesen, wenn auch auf diesem Gebiete in noch umfassenderer Weise den Ansprüchen der modernen Civilisation Rechnung getragen worden wäre, da die Unantastbarkeit des Privateigenthums auf der See zunächst noch ein pium desiderium bleiben muß, auch der allgemeine Verzicht auf die Dum-dum-Geschosse nicht durchgesetzt werden konnte.

Als „Abrüstungsconferenz" wurde die Versammlung ursprünglich bezeichnet. Von Anfang an konnte jedoch kein Zweifel darüber obwalten, daß gerade die Erreichung dieses Ziels die größten, ja unüberwindliche Schwierigkeiten bieten würde. Die Bestimmung des Begriffs „Abrüstung" würde bei der Mehrzahl der Delegirten jedenfalls verschieden gelautet haben. Unausführbar würde vor Allem die schematische Auffassung gewesen sein, wonach die Mächte verpflichtet wären, einen bestimmten Effectivbestand nicht zu überschreiten. Müßte aber nicht z. B. der Bau strategischer Eisenbahnen, der die raschere Beförderung von Truppen ermöglicht, gleichfalls zu den Rüstungen gezählt werden? Oder wenn der Hafen der tunesischen Stadt Biserta zu einem Kriegshafen ersten Ranges gemacht wird, sollte da nicht Italien befugt sein, zum Schutze Siciliens geeignete Maßregeln zu treffen, die sehr wohl die Natur von Rüstungen haben könnten? Für die Länder, in denen die allgemeine Wehrpflicht keineswegs bloß militärischen Zwecken dient, sondern ebenso sehr ein Volkserziehungsmittel zu bürgerlicher Tüchtigkeit und Gleichberechtigung ist, ließe sich auch unmöglich eine schablonenhafte Grenze ziehen. Einem der militärischen Delegirten Deutschlands war es vorbehalten, in freimüthiger, klarer Weise die Gründe zu entwickeln, aus denen Abrüstungsvorschläge aussichtslos bleiben müssen: das deutsche Volk sei durchaus nicht von den militärischen Lasten niedergedrückt, erfreue sich vielmehr eines wirthschaftlichen Aufschwunges, von dem wir unsererseits nur hoffen wollen, daß er nicht durch die Betonung und Durchsetzung von Sonderinteressen gelähmt werde. Daß Deutschland sich nicht durch kriegerische Absichten leiten läßt, wenn es sein Volksheer unversehrt erhalten will, hat es im Verlaufe der letzten achtundzwanzig Jahre deutlich gezeigt. Nicht minder haben Regierung und Parlament durch die Verkürzung der Dienstzeit bewiesen, daß sie bereitwillig die militärischen Lasten erleichtern, das Wesen der allgemeinen Dienstpflicht jedoch nicht angetastet wissen wollen.

In der Frage hinsichtlich der Einführung der internationalen Schiedsgerichte bezogen sich die Erörterungen auf die Alternative, ob die Anrufung solcher Entscheidungen obligatorisch oder facultativ sein solle. Deutschland, das gerade aus

Anlaß einer Differenz mit einem schwächeren Gegner bekundete, daß es sich unter Umständen einem Schiedsspruche zu fügen weiß, indem es seiner Zeit in der Carolinen-Angelegenheit die Entscheidung des Papstes Leo XIII. anrief und gelten ließ, konnte die Verpflichtung, seine Entschließungen regelmäßig von denjenigen eines permanenten Tribunals abhängig zu machen, nicht anerkennen. Hieße es doch in der That, auf wesentliche Souveränetätsrechte verzichten, wenn auch in Angelegenheiten, durch die Lebensinteressen unmittelbar berührt werden, erst ein Schiedsgericht anzurufen wäre. In minder wichtigen Streitfragen mag dieses wohl in Action treten, aber selbst dann können Fälle eintreten, in Bezug auf die der Ausspruch gilt, den Shakespeare seinem Hamlet in den Mund legt:

„Wahrhaft groß sein heißt
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
Doch einen Strohhalm selber groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel."

Die Anerkennung des Princips facultativer Schiedsgerichtsentscheidungen, die Einsetzung eines internationalen Bureaus, sowie die Bestimmung der Modalitäten, unter denen der Schiedsgerichtshof gebildet werden soll, dürfen unzweifelhaft der Haager Friedensconferenz als positive Ergebnisse angerechnet werden. Nicht ohne melancholische Betrachtungen wird die spanische Regierung diese Beschlüsse vernommen haben, da der Krieg mit den Vereinigten Staaten wohl vermieden worden, wenn ein internationales Schiedsgericht in der Lage gewesen wäre, über die Ursachen der Katastrophe auf dem amerikanischen Kriegsschiffe „Maine" seinen Spruch zu fällen. Allerdings fehlt es nicht an Skeptikern, die dafür halten, daß die Unionsregierung damals in der Praxis der Unterwerfung unter die Entscheidung eines obligatorischen Schiedsgerichts minder geneigt gewesen wäre, als sie sich auf der Haager Conferenz in der Theorie gezeigt hat. Dieselben Skeptiker bezweifeln, daß die englische Regierung, die auf der Friedensconferenz die Vorschläge Rußlands mehrfach noch überbot, etwa bereit sein würde, in der Transvaal-Angelegenheit ebenso widerspruchslos einen ungünstigen Schiedsspruch gelten zu lassen, wie dies von Seiten Deutschlands früher in der Carolinen-Angelegenheit geschah. Zu den zahlreichen Ironien der Weltgeschichte gehört es nun, daß Spanien später, allerdings durch die Macht widriger Verhältnisse veranlaßt, freiwillig die Carolinen an Deutschland abtrat.

Kaiser Nicolaus II., auf dessen hochherzige Initiative die Einberufung der Friedensconferenz zurückgeführt werden muß, durfte von Anfang an die feste Ueberzeugung hegen, daß Kaiser Wilhelm II. in vollem Maße seine friedfertigen Anschauungen theilt. In diesem Umstande liegt eine weitere Bedeutung des geschaffenen Werkes, zumal dadurch von Neuem in unwiderlegbarer Weise festgestellt wird, daß, wie der Dreibund zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn, auch der Zweibund zwischen Rußland und Frankreich lediglich einen friedlichen Zweck hat.

Alle besonnenen französischen Organe haben, wie früher bereits den Besuch des deutschen Kaisers an Bord des französischen Schulschiffes „L'Iphigénie", auch den freundlichen Empfang des Aviso „Ibis" im Hafen von Geestemünde im Sinne einer Annäherung der beiden Nachbarstaaten erörtert. Die Symptome für eine solche Annäherung sind zahlreich genug.

Auch stimmen zuverlässige Informationen darin überein, daß nicht lediglich Rücksichten auf die Colonialpolitik in Betracht kommen. Mag immerhin das Zusammengehen Deutschlands, Frankreichs und Rußlands bei Gelegenheit des chinesisch-japanischen Krieges symptomatisch gewesen sein und sich auch insofern bewährt haben, als damals im äußersten Orient weitere Verwickelungen verhütet wurden, so zeigt sich die détente, von der alle Friedensfreunde nur wünschen können, sie möchte zur entente werden, auch im Zollverkehr zwischen Deutschland und Frankreich. Mit solchem Entgegenkommen wird dieser geregelt, daß es keineswegs übertrieben erscheint, wenn versichert wird, von der französisch-deutschen Grenze her lassen sich weniger

Beschwerden vernehmen als selbst beim Export nach verbündeten Staaten. In Frankreich muß andererseits die Ueberzeugung immer mehr durchdringen, daß es nicht zum Schaden der eigenen Handelsbilanz gereicht, wenn auch auf diesem Gebiete beherzigt wird, daß die Interessengemeinschaft der beiden Nachbarländer zugleich der gesammten Culturentwicklung dient. Die neue französische Regierung hat bereits gezeigt, wie verfehlt alle düsteren Prophezeiungen waren, die sich an den gleichzeitigen Eintritt des Generals Galliffet und des socialistischen Führers Millerand in das von Waldeck-Rousseau gebildete Cabinet knüpften. Daß die revolutionären Elemente der socialistischen Partei wenig erbaut sind von der Versöhnung des rechten Flügels der äußersten Linken mit der bürgerlichen Regierung, kann nicht überraschen. Aber ungetrübt sind die Beziehungen Frankreichs zu Rußland geblieben, wie dieses aus der freundlichen Aufnahme erhellt, die dem französischen Minister des Auswärtigen, Delcassé, bei seinem jüngsten Besuche in St. Petersburg zu Theil geworden ist. Von gewisser Seite war zwar behauptet worden, Herr Delcassé sei nach der russischen Hauptstadt gereist, um dort beruhigende Erklärungen über die deutsch-französische Annäherung abzugeben. Aber es hieße doch die Stellung der französischen Republik unter den Großmächten sowie gegenüber dem verbündeten Rußland unterschätzen, wenn dem französischen Minister des Auswärtigen gewissermaßen die Aufgabe zugeschrieben würde, ad audiendum verbum sich nach St. Petersburg begeben zu haben.

In Wirklichkeit bezweckte Herr Delcassé mit seiner Reise, zunächst sich dem Kaiser von Rußland vorzustellen, sodann den Besuch des Grafen Murawiew zu erwidern, und es entspricht sicher den Thatsachen, wenn er den Petersburger Correspondenten eines angesehenen Pariser Organs ermächtigte, die Gerüchte zu dementiren, nach denen seine Reise mit actuellen Fragen der inneren Politik Frankreichs zusammenhängen solle. Herr Delcassé versicherte ferner, die Beziehungen zwischen der französischen Republik und Rußland seien niemals enger, herzlicher und vertrauensvoller gewesen als jetzt.

Auf diese Weise ist auch die von Anfang an wenig glaubhafte Lesart widerlegt, wonach der französische Minister des Auswärtigen den Verhandlungen des Dreyfus-Processes in Rennes habe ausweichen wollen. Gerade Herr Delcassé hat wesentlich zur Aufklärung in diesem Processe beigetragen, indem er den Botschaftsrath Paléologue ermächtigte, volles Licht über die im französischen Kriegsministerium ganz falsch gedeutete chiffrirte Depesche des früheren italienischen Militärattachés Panizzardi an seine Regierung zu verbreiten. Als ein Beweis für die Schuld des Capitäns Dreyfus war diese Depesche in den Bureaux des französischen Kriegsministeriums entziffert worden, während der Botschaftsrath Paléologue, jedenfalls mit uneingeschränkter Billigung seines Vorgesetzten, des Ministers des Auswärtigen, dem Telegramme seine durchaus unverfängliche Deutung gab. In diesem Ministerium mußte seit geraumer Zeit schon die Ueberzeugung von der Unschuld des Capitäns Dreyfus Platz gegriffen haben. Der deutsche Botschafter ließ in dieser Beziehung keinen Zweifel obwalten, noch ehe der deutsche Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Bülow, in der Budgetcommission des Reichstages erklärt hatte, daß kein deutscher Officier, kein deutscher Agent jemals mit dem Capitän Dreyfus irgend welche Beziehungen unterhalten habe. Nicht minder concludent war das Zeugniß des italienischen Botschafters in Paris, des Grafen Tornielli, so daß das französische Ministerium des Auswärtigen seine Meinung bereits gebildet haben mußte, als der höchste Gerichtshof der Republik in seinem Revisionsurtheile zu einem übereinstimmenden Ergebnisse gelangte. Wohl aber ging aus denselben Schlußfolgerungen hervor, daß Esterhazy in Wirklichkeit der Schuldige ist, eine Thatsache, die von deutscher Seite niemals bestritten wurde. Die ganze Verblendung einer Anzahl höherer Militärs und Kriegsminister in Frankreich war nothwendig, um sich der Erkenntniß dieser Wahrheit zu verschließen. Esterhazy bekennt vor aller Welt, das Bordereau geschrieben zu haben, auf Grund dessen ausschließlich Capitän Dreyfus vom Kriegsgerichte im Jahre 1894 verurtheilt worden ist. Esterhazy entflieht, als die Verdachts-

gründe gegen ihn immer dringender werden, aus Frankreich und lehnt dann ab, obgleich ihm freies Geleit gewährt wird, vor dem Kriegsgericht in Rennes zu erscheinen. In jedem anderen Falle würde ein solches Verhalten in Verbindung mit den bestimmten Andeutungen des Grafen Tornielli, sowie mit dem Stillschweigen der deutschen Regierung, die doch den Capitän Dreyfus öffentlich disculpirte, genügt haben, Esterhazy in vollem Maße belastet erscheinen zu lassen. Trotzdem war der in Rennes aufgebotene große Apparat auch nach dem Urtheile des französischen Cassationshofes keineswegs überflüssig. Nur würde es sich empfohlen haben, auch die geheimen Actenstücke in öffentlicher Sitzung vorzulegen. Der Einwand, daß durch eine solche Veröffentlichung internationale Verwickelungen hervorgerufen werden könnten, ist längst entkräftet worden. Vielmehr darf als gewiß gelten, daß diese geheimen und geheimsten „Actenstücke" das Licht der Oeffentlichkeit nur deshalb scheuen müssen, weil der Cassationshof sie mit Recht nicht der geringsten Beachtung für werth gehalten hat.

Daß unter den „geheimsten Actenstücken" dieses dossier secret sich auch gefälschte Briefe des deutschen Kaisers an den Capitän Dreyfus befinden, ist von den Organen, die den compromittirten Generalen nahe stehen, selbst behauptet worden. Für jeden unbefangenen Beurtheiler hätte es keinen Augenblick zweifelhaft sein können, daß es sich nur um plumpe Fälschungen handeln kann. Zuverlässige Mittheilungen lassen nun darauf schließen, daß an diesen Fälschungen nicht nur der Oberstlieutenant Henry und Esterhazy, sondern auch der früher bereits aus Anlaß des Baues der transcaspischen Bahn in eine Untersuchung verwickelte russische Exgeneral Annenkow betheiligt war, dessen räthselhafter Tod vor einiger Zeit in der russischen Gesellschaft lebhaft erörtert wurde. General Mercier, der als Kriegsminister im Jahre 1894 die hauptsächliche Schuld an der Verurtheilung des Capitäns Dreyfus trug, war es zugleich, der die gefälschten Briefe des deutschen Kaisers erwarb. Daher durfte auch den pathetischen Versicherungen dieses Generals, daß er nunmehr vor dem Kriegsgerichte in Rennes Alles sagen würde, von Anfang an nicht die geringste Bedeutung beigemessen werden. Denn die ganze Existenz dieses wenig einwandfreien Belastungszeugen steht bei dem Verdict des neuen Kriegsgerichts auf dem Spiele, da die französische Deputirtenkammer die bereits beantragte Untersuchung gegen den früheren Kriegsminister von dem neuen Urtheile gegen den Capitän Dreyfus abhängig gemacht hat. In zweiter Reihe kommen dann die übrigen Generale: Boisdeffre, Gonse, Pellieux und Andere, während der gegenwärtige Kriegsminister, General de Galliffet, von Anfang an Recht und Gerechtigkeit vertrat. So könnte es geschehen, daß Gambetta, indem er den schneidigen Reitergeneral für die Republik gewann, diese zum zweiten Male rettet.

Um seine unhaltbare Position zu vertheidigen, ist General Mercier vor dem Kriegsgerichte in Rennes im Hinblick auf ein Telegramm des Fürsten Hohenlohe an den deutschen Botschafter Grafen Münster, das im Namen des Kaisers Wilhelm jede Beziehung des Capitäns Dreyfus zu Deutschland authentisch in Abrede stellte, mit der Phantasie aufgetreten, damals habe für Frankreich eine ernsthafte Kriegsgefahr von Seiten Deutschlands bestanden. Mit scharfer Logik wies der frühere Präsident der Republik, Casimir-Perier, für den das kaiserliche Telegramm bestimmt war, eine solche willkürliche Behauptung zurück, durch die General Mercier sich gleichsam als den Retter Frankreichs hinstellen und zugleich die Uebermittelung der dem Angeklagten und dessen Rechtsbeistande vorenthaltenen geheimen Actenstücke an das Kriegsgericht vom Jahre 1894 rechtfertigen wollte. Wenn nun bereits General Mercier mit so unehrlichen Waffen kämpfte, so wurde durch den am 14. August gegen Labori, den einen der beiden Anwälte des Capitäns Dreyfus, unternommenen meuchelmörderischen Anfall bewiesen, welche verbrecherische Saat in Folge gewisser Conspirationen aufgegangen ist. Neben dem Oberstlieutenant Picquart gilt Labori mit Recht als eine der sympathischsten Persönlichkeiten in dem Dreyfus-Drama, das eine solche Fülle von Verblendung und menschlicher Thorheit, zugleich aber nie versagende Selbstverleugnung und Aufopferung an den Tag legte.

Das belgische Ministerium Vandenpeereboom, dessen Entwurf eines Wahlreformgesetzes nicht bloß bei der gesammten Opposition den heftigsten Widerstand hervorrief, sondern im eigenen Feldlager Anfechtung erfuhr, mußte, nachdem es in dem mit der Prüfung der verschiedenen Vorschläge von der Repräsentantenkammer betrauten Ausschusse eine Niederlage erlitten hatte, seine Entlassung einreichen. Der König der Belgier beauftragte den Vorgänger Vandenpeereboom's im Conseilpräsidium, de Smet de Naeyer, mit der Neubildung des Cabinets, und diese gelang so vollständig, daß gehofft werden darf, die parlamentarischen Verhältnisse werden nunmehr sich wieder ruhiger gestalten.

Der gegenwärtig wieder an die Spitze der Regierung berufene de Smet de Naeyer zog sich seiner Zeit zurück, weil er den ungerechten Gesetzentwurf Vandenpeereboom's im Parlamente nicht vertheidigen zu können glaubte. Auch er ist Anhänger der représentation proportionelle; nur will er diese R. P. in sämmtlichen Wahlkreisen Belgiens und nicht bloß zum ausschließlichen Vortheile der Clericalen, durchgeführt wissen. Die Wahlreform des neuen Ministeriums wird sich also im Wesentlichen mit dem Vorschlage des unabhängigen katholischen Deputirten für Brüssel, Théodor, decken. Auch darf als sehr wahrscheinlich gelten, daß diese Reform in der Repräsentantenkammer sowie im Senate eine Mehrheit finden wird. Freilich verlangt die socialistische Opposition nach wie vor das allgemeine Stimmrecht, das S. U., wie es in den Manifesten der Partei bezeichnet zu werden pflegt. Die besonneneren Elemente innerhalb der Socialdemokratie selbst verhehlen sich aber nicht, daß die Zeit für das suffrage universel noch nicht gekommen ist, so daß auch in diesen Kreisen schließlich die R. P. gegenüber dem S. U. zur Annahme gelangen dürfte.

Das neue belgische Ministerium unterscheidet sich auch dadurch von dem früheren, daß seit geraumer Zeit wieder zum ersten Male ein Militär, der General Cousebant d'Alkemade, das Portefeuille des Kriegsministeriums übernommen hat. Während allgemein bekannt ist, daß der König der Belgier trotz seiner constitutionellen Zurückhaltung im wohlverstandenen Interesse seines Landes ein entschiedener Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht ist, schreckte die frühere Regierung vor einer solchen Reform zurück, von der sie befürchtete, daß sie ihr die Sympathien ihrer Wähler entziehen könnte. Da die militärischen Autoritäten, in vollem Einklange mit der Auffassung des Königs Leopold II., ebenfalls daran festhielten, daß die allgemeine Wehrpflicht unumgänglich nothwendig sei, gelang es bisher nicht, einen General für den Posten des Kriegsministers zu gewinnen. So erklärt sich, daß der frühere Eisenbahnminister Vandenpeereboom, noch ehe er das Conseilpräsidium übernahm, sich veranlaßt fühlte, das Kriegsressort zu verwalten. Auf die Dauer mußte eine solche Lösung versagen. Die Thatsache, daß nunmehr wieder ein General in die Regierung eingetreten ist, berechtigt zu dem Schlusse, daß die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht von dem Ministerium de Smet de Naeyer für später in Aussicht genommen sein könnte. In der nächsten Zukunft darf allerdings auf diese wichtige militärische Reform wohl nicht gerechnet werden, zumal das Cabinet durch die Wahlreform in vollem Maße in Anspruch genommen sein wird. Aber mit einem Fürsprecher der allgemeinen Wehrpflicht wie General Brialmont, dessen Unermüdlichkeit bei dieser Propaganda Anerkennung verdient, wird Belgien auch auf militärischem Gebiete mit der Zeit sicherlich der modernen Entwickelung folgen.

Nachschrift: Das preußische Abgeordnetenhaus hat in der Sitzung vom 19. August die Regierungsvorlage über den Rhein-Elbe-Kanal mit 235 gegen 147 Stimmen, den Entwurf über den Kanal zwischen Dortmund und dem Rheine mit 275 gegen 134 Stimmen abgelehnt. In einer kurzen Erklärung betonte Fürst Hohenlohe als Präsident des preußischen Staatsministeriums, daß der Mittellandkanal nicht von der Tagesordnung verschwinden, der Entwurf vielmehr wiederkehren würde.

Literarische Rundschau.

F. Max Müller's Beiträge zur vergleichenden Mythologie.

Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Von F. Max Müller. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Heinrich Lüders. Band I. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1898.

Als in den Tagen Bopp's, Schleicher's, Pott's und Anderer durch die Entdeckung der engen Verwandtschaft der alten Sprache Indiens mit den Sprachen der Hauptrassen Europa's die Existenz einer indoeuropäischen oder, wie man damals allgemein zu sagen pflegte, indogermanischen Ursprache und eines indogermanischen Urvolkes erwiesen wurde, eröffnete sich damit zugleich ein Ausblick in die ersten mythologischen Anschauungen der arischen Völker. Fußend auf den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung, mit deren Hülfe man einen großen Theil der verschiedenen Zweigen der arischen Familie angehörenden Götternamen als identisch nachweisen zu können glaubte, lüftete man vor den Augen der staunenden Mitwelt den Schleier, der bis dahin über einer, vielleicht Jahrtausende zurückliegenden Epoche in der Geschichte der Menschheit gelagert hatte. Man schuf aus der Vergleichung der mit den Gottheiten der einzelnen arischen Völkerstämme verknüpften Sagen eine besondere Wissenschaft, und an die Namen Adalbert Kuhn's, F. L. W. Schwartz's und vor Allem Max Müller's, den man als den eigentlichen Begründer der vergleichenden Mythologie und als ihren eifrigsten und erfolgreichsten Vorkämpfer bezeichnen kann, knüpft sich das Erscheinen einer Reihe durch Scharfsinn und Ideenreichthum gleich ausgezeichneter Werke.

Seit der Veröffentlichung der ersten Arbeiten über vergleichende Mythologie sind fast vierzig Jahre vergangen, Jahre ernsten und nüchternen Fleißes auf allen Gebieten, die mit der Mythologie in irgend welcher Beziehung standen, vor Allem der Sprachforschung und der Ethnologie: die Fragen nach den ersten mythologischen Ideen der Arier wurden wieder und wieder erörtert und die gewonnenen Resultate von Neuem geprüft. Der Begeisterung, mit der man die glänzenden Forschungen Max Müller's aufgenommen hatte, folgte eine Zeit der sachlichen Prüfung und demnächst eine Zeit der ablehnenden Skepsis. Neue Schulen tauchten auf, die die von ihm eingeschlagenen Pfade verließen und ihre eigenen Wege gingen. Die Junggrammatiker stellten Lautreihen auf, zu denen die alten Etymologien nicht mehr passen wollten; eine Gleichung nach der anderen fiel ihrer Kritik zum Opfer: gegen Hermes = Sârameya, Athene = Ahanâ, Helena = Saramâ und andere mehr erhoben sie Einspruch und ließen schließlich von dem alten Bestande des arischen Pantheons als unanfechtbar nur noch Dyaus = *Ζεύς*, allenfalls noch *Οὐρανός* = Varuna gelten. Neben den Linguisten erwuchsen Max Müller die

gefährlichsten Gegner aus den Reihen seiner engeren Fachgenossen, der Sanskritisten. Neigte man ehedem zu der Ansicht, daß der Rigveda die älteste überlieferte Phase der arischen Mythologie darstelle, aus der sich die Sagenwelt der Griechen und Römer und der späteren Hindus — zeitlich von ihr durch eine breite Kluft getrennt — entwickelt habe, so erhob man jetzt auf Seiten der Vedaforscher die Forderung, den Veda von Allem, was die vergleichenden Mythologen hinein interpretirt hätten, zu befreien, ihn einzig und allein aus sich selbst heraus und aus seiner Beziehung zu der späteren indischen Literatur zu erklären und ihn als ein Geistesproduct der Inder, nicht aber des arischen Urvolkes aufzufassen. Heutzutage dürfte es nicht viele Sanskritisten mehr geben, die ohne Vorbehalt das unterschreiben, was Max Müller in seiner „Wissenschaft der Sprache" (Leipzig 1893, Bd. II, S. 498) sagt: „In den Hymnen des Rigveda ist uns noch das letzte Capitel der wirklichen Theogonie der arischen Völker erhalten. Wir können gerade noch einen Blick hinter die Coulissen werfen auf die Kräfte, die zusammen wirkten, um jene prächtige Bühnenwirkung zu Stande zu bringen, die wir in dem Drama der olympischen Götter bewundern." — Schließlich gesellten sich zu den Gegnern Max Müller's noch die Ethnologen, die von einer Bevorzugung der arischen Völker gegenüber den wilden Stämmen Amerika's und Afrika's nichts wissen wollten und die Mythen der alten Arier auf eine Stufe stellten mit der Sagenwelt der Indianer und Neger, in deren Totemismus und Fetischismus sie die Lösung für manches Räthsel, das die Mythologie vor Allem des vedischen Volkes in sich birgt, gefunden zu haben glaubten.

Gegen alle diese Angriffe vertheidigt Max Müller in dem vorliegenden Buche noch einmal, wie er sich ausdrückt, „die alte Festung der vergleichenden Mythologie" und zieht damit gleichsam das Facit seines arbeitsreichen Lebens. Man wird, selbst wenn man ein grundsätzlicher Gegner der Max Müller'schen Methode ist, dem Geschick, womit diese Vertheidigung durchgeführt ist, die Bewunderung nicht versagen: statt nutzlos seine Kraft auf das Festhalten von Positionen, die nun doch einmal verloren sind, zu vergeuden, räumt er die zu weit vorgeschobenen und unsicheren Posten und zieht sich auf die sichere Burg schwer anzufechtender Theorien zurück. Hierher möchte ich die von Max Müller (S. 19 f.) aufgestellten allgemeinen Sätze rechnen, die, so lange man überhaupt die Möglichkeit zugibt, die Mythen der arischen Völker mit einander zu vergleichen, und nicht das Vorhandensein gemeinsamer indoeuropäischer Götternamen leugnet, ihre Gültigkeit behalten werden: so die Behauptung, daß die verschiedenen Zweige der arischen Sprachfamilie vor ihrer Trennung nicht nur gemeinsame Wörter, sondern ebenso gemeinsame Mythen besaßen; ferner die These, daß das, was wir die Götter der Mythologie nennen, hauptsächlich die Kräfte waren, die man sich als hinter den großen Erscheinungen der Natur wirkend dachte; und schließlich die Forderung, daß die vergleichende Mythologie stets ausgehen müsse von einer etymologischen Analyse der Götter- und Heldennamen, vor Allem derjenigen Namen, die einigen oder allen Zweigen der arischen Sprachfamilie gemeinsam und daher älter seien als die homerische oder vedische Zeit.

Von diesem gesicherten Standpunkt aus wird es dem großen Gelehrten leicht, Ausfälle gegen seine Gegner zu unternehmen, die sich zu weit vorgewagt haben und sich dadurch mehr als eine Blöße geben. So fertigt er z. B. einige der neuerdings aufgestellten Etymologien, die auf keiner besseren lautlichen Grundlage ruhen als viele der alten, in einer geistreichen, oft humorvollen, immer anregenden Polemik ab. Mit Recht fragt er, was durch eine Herleitung des Apollon von *ἀπειλή* „Drohung", oder der Artemis von *ἀρτεμής* „gesund, frisch" oder gar der Aphrodite von fordus „schwanger" für die Erklärung des ursprünglichen Charakters dieser Gottheiten gewonnen werden soll; oder er führt die Behauptung, daß Erinys nicht dasselbe Wort wie Saranyû sein könne, weil es von dem griechischen *ἐρινύω* „zornig sein", stamme, durch die Frage ad absurdum, ob man auch *δάκρυ* von *δακρύειν*

oder ἔρις von ἐρίζειν ableiten wolle. Leichter noch wird ihm, dem grammatisch geschulten Philologen, die Widerlegung solcher radicalen Anhänger der ethnologischen Schule, die ohne eine Kenntniß der Sprache des Veda von vornherein jede Zusammenstellung vedischer und griechischer Gottheiten verwerfen, und statt dessen die arischen Mythen durch Sagen und Gebräuche von Völkerschaften erklären wollen, deren Sprache sie entweder nur sehr oberflächlich oder genau so wenig kennen wie das Sanskrit. Bei alledem vertritt Max Müller nicht etwa einen einseitig philologischen oder historischen Standpunkt; er heißt im Gegentheil Jeden, der etwas aus seinem Specialstudium, mit welcher Sprache und welcher Literatur er sich auch immer befassen möge, zur Aufklärung unserer eigenen alten arischen Mythen beitragen könne, als nützlichen Mitarbeiter willkommen.

Auf einzelne Fragen des Näheren einzugehen, mag einer späteren Gelegenheit, wenn das Werk in der — übrigens trefflichen — Lüders'schen Uebersetzung abgeschlossen ist, vorbehalten bleiben. Hier möchte ich mich zum Schluß dem Urtheil Robert Brown's anschließen, mit dem er in seinem kürzlich erschienenen Buche über den semitischen Einfluß in der hellenischen Mythologie den Verdiensten Max Müller's gerecht wird, wenn er sagt, daß sein dauernder Ruhm nicht bloß, wie manche seiner Gegner behaupten, auf einem eleganten und glänzenden Stile beruhe, sondern vor Allem auf seinen großartigen Beiträgen zu menschlichem Wissen und menschlichem Denken.

Richard Fick.

Neuere deutsche Belletristik.

[Nachdruck untersagt.]

1. Die Betrogenen. Roman von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Ilse Frapan's bisher fast ausschließlich in den Dienst der Novelle gestellte Kunst hat auch dem Roman gegenüber Stand gehalten: „Die Betrogenen" nehmen in der Reihe ihrer Werke einen der ersten Plätze ein. Kein Weltbild, wie man es früher wohl vom Roman verlangte, wird geboten, aber das Bild einer bestimmten Welt aus unserer unmittelbaren Gegenwart rollt sich auf, und Gedanken und Sitten unserer Zeit erfahren eine überlegene, künstlerische Darstellung. In den Kreis der internationalen Züricher Studenten und Studentinnen führt der Roman ein; ihr Bohèmethum, aber auch ihr ernstes Wollen und Streben wird in aller Lebendigkeit geschildert; und wer je Gelegenheit gehabt hat, die mannigfachen Typen dieser bunt gemischten Gesellschaft durch eigene Beobachtung und persönlichen Verkehr genauer kennen zu lernen, wird erstaunt sein über die Sicherheit, mit der Ilse Frapan typische Erscheinungen ganz individuell zu charakterisiren verstanden hat; den Gestalten, die sie, sei es auch nur episodenhaft, Schicksale mit einander erleben läßt, glaubt man selbst auf gleichem Boden begegnet zu sein. Der starke, aber nie verletzende realistische Zug in Ilse Frapan's Kunst tritt in der lebenswahren Durchbildung der einzelnen Figuren deutlich hervor, ebenso ihre feine poetische Schilderungsgabe, die in diesem Roman dem schönen landschaftlichen Hintergrunde reizvolle Naturstimmungen abgewinnt. Vor Allem aber bewährt Ilse Frapan von Neuem den Ernst ihrer Menschen- und Weltanschauung durch Wahl und Lösung ihres dichterischen Vorwurfes. Sie zeigt zwei Menschenkinder, die, durch gemeinsame Studien zu einander geführt, als ganz „moderne", selbstherrliche Naturen auf eigenen Füßen glauben stehen zu können und sich, überkommener Moral und conventioneller Anschauungen zum Trotz, ihr Glück nach freiem Ermessen selbst gründen wollen. Da erkennen sie, daß sie mit

ihren neuen Lehren nicht weiter kommen; daß sie „die Betrogenen“ sind und einen Pakt mit der Allgemeinheit schließen müssen, wenn sie nicht statt Friedens ewige Unruhe auf ihrem Lebenswege herrschen sehen wollen, und so fügen sie sich in bestehende Ordnung und geltende Gesetze. Dieser Schluß ist von feiner Ironie eingegeben; denn „Die Betrogenen“ sind zunächst durch sich selbst betrogen, weil sie ihre Naturen nicht erkannt oder überschätzt hatten und mehr Theoretiker waren, als praktische und entschlossene, in sich gefestete, reife Menschen.

---

2. Philister über Dir! Das Leiden eines Künstlers. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.
3. Es lebe die Kunst! Roman von C. Viebig. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Die beiden Romane weisen mancherlei Berührungspunkte auf; beide gehören zu den gegenwärtig mit großer Liebe gepflegten „Künstlerromanen“, in denen die Stellung des Schaffenden zu seiner Zeit, ihren Anschauungen und Gesetzen nach modernem Empfinden behandelt wird, und in beiden ist das Thema von Glück oder Unglück in den Vordergrund gerückt, wie es einer heiß ringenden, der Kunst wahrhaft ergebenen Natur in der Ehe erwächst. Ompteda und Clara Viebig finden sich auch in der Antwort auf die aus diesem Thema erwachsenden Fragen zusammen: frei muß der schaffende Künstler sein, zu keiner Rücksicht soll er sich gezwungen sehen auf die alltäglichen Sorgen und die Misère der Enge und Kleinlichkeit; nur dann kann er zu einem echten Glück durch seine Kunst auch in der Ehe gelangen, wenn sich diese auf einer durch Wahlverwandtschaft hervorgerufenen innerlichen Liebe aufbaut und sich so das ewige Gesetz menschlicher Glücksgemeinschaft in einem Einzelschicksal erfüllt. Die Schwierigkeiten, die sich für den Künstler hierbei in erhöhtem Maße aus der Complicirtheit seiner Natur ergeben, ihre Auflösung und Ueberwindung führen in den beiden Romanen zu den äußeren und seelischen Conflicten. Aber in ihrer Darstellung wandeln Dichter und Dichterin gar verschiedene Wege: jener stellt einen Maler in den Mittelpunkt, läßt den Leser dessen Qualen in der Ehe mit einem scheinbar liebenswerthen, in Wahrheit von rücksichtslosem Egoismus erfüllten jungen Mädchen aus aristokratischen Kreisen miterleben, und führt das Ende dieser Tragödie dadurch herbei, daß es zu einem offenen, vollständigen Bruch kommt, und also der Künstler wieder nur seiner Kunst leben kann; Clara Viebig erzählt von einer Dichterin, die im Getriebe der Großstadt einen Menschen von schlichtem Charakter, von Güte beseelt und in Treuen fest, kennen lernt und an seiner Seite erfährt, wie Kämpfe, Entbehrungen, Verstimmungen und Schwächen die Schaffenskraft wohl zeitweise lähmen können, wie aber Selbstüberwindung und Liebe, Resignation und Gewißheit der Gegenliebe, Vertrauen auf eigenes Vollbringen und Sicherheit im Besitz des Vertrauens Anderer ein Glück durch Verbindung scheinbar heterogener Elemente erwirken müssen. Was Ompteda nur sagt, indem er seinem Roman ein reflectirendes Schlußwort anfügt, läßt Clara Viebig den Leser durch ihren Roman selbst erleben; die Mittel directer und indirecter Darstellung gebrauchen beide auf ihre eigene Weise, wie sie gerade in ihrer künstlerischen Eigenart überhaupt durchaus selbstständig sind. Ompteda strebt nach allgemeiner Charakteristik al fresco, Clara Viebig geht liebevoll dem Detail nach; beide sind wohl bedacht, charakteristische Einzelsituation zu schaffen; aber Clara Viebig hat auch hier ihre eigene Methode: sie baut die Einzelcapitel symmetrischer auf und strebt nach krönenden Abschlüssen, die ihr oft überraschend glücklich gelingen, so daß in wenigen Worten zumeist eine lange Gefühlsscala zusammengefaßt wird. Dadurch wird beim Leser eine Wärme der Empfindung erreicht, die hervorzubringen nicht vielen unserer Dichterinnen vergönnt ist. Die Kraft und Ehrlichkeit der Gesinnung, die Tiefe und Reinheit des Gefühls, die Ueberzeugtheit einer ethischen Grundanschauung, die schon aus

früheren Werken der Verfasserin zu uns sprachen, treten in diesem Roman, der mit seinen Beziehungen zum Berliner Leben auf viele eigenste Erlebnisse und Erfahrungen schließen läßt, besonders deutlich hervor und sichern ihm eine bleibende Wirkung.

---

4. An heiligen Wassern. Roman von J. C. Heer. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1898.

Die Geschichte eines weltab gelegenen Stückchens Landschaft im Schweizer Hochgebirge. Ueber der Landschaft liegt, als wir sie kennen lernen, die ganze Idylle einer Gegend, in die die Cultur noch nicht hinkam mit ihrer Qual. Dann erscheinen die Fremden, und die Idylle schwindet langsam hin; doch auch der Aberglaube kann sich nicht mehr halten, jener furchtbare Fluch, der kein ganz reines Glück gedeihen ließ in der Idylle. Das Buch liest sich schwer ein, im Technischen und auch im Psychologischen ist es nicht einwandsfrei, selbst in der Fabel kommt der Verfasser nicht aus ohne gewagte Constructionen. Die Landschaft jedoch, die hinter den Menschen und ihren Hütten aufragt, ist in großen Zügen geschaut und wiedergegeben, und das erhebt den Roman in seinen besten Theilen zu einer wirklichen Dichtung.

---

5. Novellen vom Genfer See. Von C. E. Ries. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Die beiden Novellen des Bandes erzählen uns in einer scheinbar nur schlicht berichtenden, thatsächlich aber künstlerisch recht feinen Art von zwei Reiseerlebnissen mit tragischem Ausgang. Man weiß ja, welches tiefere Interesse uns auf der Reise Menschen einflößen können, bei denen uns vielleicht nichts aufgefallen wäre, hätten wir sie längere Zeit gekannt. Die fremde Umgebung, der Menschen sowohl wie des Ortes, isoliren sie in einer Weise, die sie uns „rein menschlich" gleichsam in schärferen Umrissen zeigt. Die Aeußerungen, die ihnen für unseren Blick dann selbst ein geringeres Erlebniß ablockt, enthüllen uns mehr von ihrem innersten Wesen, als vielleicht ein jahrelanger Umgang. C. E. Ries hat es verstanden, das so seltsame Gemisch des Geheimnißvollen und doch visionär Klaren solcher Reiseerlebnisse in den beiden Geschichten rein wiederzugeben, und so empfiehlt sich das Buch als Reiselectüre noch in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne.

---

6. Der Schnitter und andere Märchen. Von C. E. Ries. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1889.

Man mag sich immerhin freuen, daß solche Märchenbücher heutzutage noch geschrieben werden; aber was sie bieten, sind nicht Märchen im alten Sinne. Kein Zweifel, daß sie die Aeußerlichkeiten ihrer Originale recht glücklich nachahmen, nur werden sie bisweilen gerade damit erst deren Wesen entfremdet. Wenn man vor Jahrtausenden den Wind personificirte, die Erde, den Mond, den Quell, so lag Glauben in dieser Naivität. Wer möchte behaupten, daß dem heute noch so ist, da jene Kraft der Phantasie, die sich einst Märchen ersann, doch längst Formen ganz anderer Art ansetzte! Und dann, so gut erdacht und geschrieben die Märchen von Ries sein mögen: zu den Märchen alter Volksbücher stehen sie doch in einem Verhältniß wie etwa die allegorischen Gemälde des 17. Jahrhunderts zu den echten Göttergestalten der Antike.

Auch ein Memoirenwerk.

[Nachdruck untersagt.]

Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'Atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baroneß Loë, und nach dieser Tagebuch bearbeitet von Moritz von Kaisenberg (Moritz von Berg). Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1898.

In London sind kürzlich bei Nichols die „historischen und geheimen Memoiren der Kaiserin Josephine" erschienen, in denen auf 775 Seiten Napoleon Bonaparte als eine Art Boulanger geschildert wird, dem ein gütiges Geschick in Josephine die entschlossene Pfadfinderin zu Ruhm und Macht an die Seite gab. Es ist ein Buch voll überraschender, erstaunlicher Enthüllungen, aus dessen Titel doch schon der Schalk hervorlugt, denn es nennt als Verfasserin oder Herausgeberin — Fräulein Lenormand. Unendlich viel ernsthafter schaut das Buch aus, das uns die Memoiren der Baroneß Courtot verspricht, „einer Augenzeugin der französischen Revolution, einer schwergeprüften Dulderin in den Tagen der Schreckenszeit, die auch mit dem Kaiser Napoleon und manchen berühmten Personen jener Epoche in Verbindung kam". Umständlich und mit dem Anschein erlebter Wirklichkeit berichtet der Herausgeber, wie er zu den Papieren kam, die er der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten wollte, da sie geschichtlich Hochinteressantes enthalten; und nicht wenige empfindsame Herzen haben sich rühren lassen durch das traurige Geschick Cecile Courtot's und ihres Verlobten, Hector von Trellissak. Sie mögen sich trösten: es gab nie eine Cecile Courtot, nie einen Hector von Trellissak, und Fräulein Lenormand würde auch bei diesem Buche die Pathenschaft gewiß gern übernehmen, wenn es nur mit etwas geschickteren Händen gearbeitet wäre. Solche literarische Fictionen, wie deren eine hier beliebt ist, fordern feine und flinke Finger; hier zeigen gleich die ersten Versuche eine Ungeschicklichkeit, die keine lange Illusion aufkommen läßt. Es reist da ein Alvensleben im März 1795 nach Berlin und schildert seiner Gemahlin in Briefen von erheblicher Länge und Gründlichkeit das Hofleben unter dem galanten König Friedrich Wilhelm II. Aber mit welchen Anachronismen! Der Briefschreiber weiß, daß die Rietz (er meint Ritz) damals zur Gräfin Lichtenau erhoben wurde, obgleich das erst ein Jahr später geschah; er weiß, daß sie „jetzo aus Italien retourniren wird", obgleich sie erst zwei Monate später ihre Reise dahin antrat; er nennt als Hofdame der Kronprinzessin Luise eine Gräfin Moltke, die erst zwei Jahre später an den Hof der Königin Luise kam u. s. w. Wer so weit in die Zukunft voraus schaut (man muß wieder an die Lenormand denken), der ist natürlich nicht verpflichtet, Vergangenheit oder Gegenwart zu kennen. Darum darf es nicht auffallen, wenn in demselben Briefe „der junge Graf von der Mark" als Lebender erscheint, obschon er seit fast acht Jahren todt war, wenn Herzberg (er meint Hertzberg) noch als Minister fungirt, was er seit 1791 nicht mehr durfte, und wenn ihm ein Philipp von Alvensleben als „Berather", so zu sagen cum spe succedendi an die Seite gegeben wird, der ihn thatsächlich schon vier Jahre früher im Ministerium ersetzt hatte. So ist's in den Anfängen des Buches, so am Schluß, wo wir in einem Briefe von 1797 über Helgoland, zehn Jahre vor der englischen Besitzergreifung, einen englischen Gouverneur kennen lernen. Muß ich noch auf die dazwischen liegenden Capitel eingehen? Ich denke, es genügt, wenn ich bemerke, daß sie meist Schilderungen aus dem Paris der Consularzeit enthalten, die man lieber doch in den französischen Memoirenwerken liest, denen sie nachgeschrieben sind.

— z.

Ueber dasselbe „Memoirenwerk" gehen uns von anderer Seite noch folgende Bemerkungen zu:

Wir gestehen, daß wir vorliegendes Buch mit peinlichem Befremden aus der Hand legen. Befremden darüber, daß für solche Erzeugnisse Verleger und Publicum sich finden. Dieses „Zeit- und Lebensbild" bietet sich als Bearbeitung eines Tagebuches, das die Urgroßmutter des Herausgebers geführt haben soll. Diese Dame, die es französisch verfaßte, war eine Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë. Im Jahre 1793 vermählt, bezog sie mit dem Gatten das Gut Kalbe an der Milde, und dorthin rettete sich bald nachher die Emigrantin Baronesse Cecile de Courtot — wenn es eine solche jemals gegeben hat! Ihre Geschichte könnte zugleich rührend und sehr interessant sein, denn sie war vorgeblich Hoidame der Herzogin von Lamballe. Allein ihre deutsch wiedergegebenen Erzählungen und ins Deutsche übersetzten Briefe aus Paris, nach ihrer Rückkehr dorthin, aus den Jahren 1801—1802, enthalten so handgreifliche Unmöglichkeiten, so viele falsche Daten und Erfindungen, daß der Gedanke nahe liegt, die weichherzige, gute deutsche Freundin sei das Opfer einer Mystification geworden. Es wird genügen, den Beweis dafür durch einige schlagende Beispiele zu erbringen. Zunächst hat Fräulein von Courtot ihr Gedächtniß eingebüßt: sie kann nicht mehr Französisch und entsinnt sich nicht mehr, wie die Leute hießen, mit welchen sie intim verkehrte. Sie spricht nicht nur vom „Lordkanzler Pitt" und der „Lady Somerseth", sondern auch vom „Geistesheroen Vique d'Azyr" (es ist der bekannte Arzt der Königin und Physiokrat Vic d'Azyr gemeint), und vom „Maler Chénier". Sie erzählt kühl, daß sie bei der Königin im Temple gewesen sei (S. 62, 63), und bekräftigt die Episode, indem sie diese beim Anblick des blutigen Hauptes ihrer Freundin den Schrei ausstoßen läßt: „oh ces détestables!" Andere französisch wiedergegebene Stilblüthen sind S. 33, 39, 40, 41, 43, 44, 47, 52, 57 u. s. w. zu finden. Für den Dichter Roucher, dem Verfasser der „Monate", steht S. 67 Boucher, und zwar zweimal auf einer Seite. S. 58 ist ein bekannter Brief von Marie Antoinette fehlerhaft copirt. S. 60 schreibt die Königin angeblich: „Chère Lamballe, Venez à moi tout à l'heure!" Ebenso hat der Pöbel sein Idiom vergessen. Er ruft: „Citoyenne Capet — voyez-vous donc, à la fenêtre." Wie Frau von Alvensleben schrieb, wissen wir nur durch den Stil der Uebersetzung, von welchem S. 42 eine der zahllosen Proben! Ihrer würdig sind die Mittheilungen der Freundin aus Paris; aus allen möglichen Quellen zusammengetragen, überströmen sie abermals von Schreibfehlern und Irrthümern. Dem geduldigen Leser sei es überlassen, über die Authenticität angeblicher Gespräche und Mittheilungen zwischen dem Ersten Consul und Fräulein von Courtot sich selbst das Urtheil zu bilden. In Bezug auf letztere, „Napoleon's Bekenntnisse", ist es dem Bearbeiter selbst schwül geworden. Er schützt sich durch Fragezeichen, druckt aber den Unsinn gleichwohl ab!

ππ. **Aus meiner Jugend.** Erinnerungen von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.

Durch seine dichterische wie durch seine kritische Thätigkeit hat Rudolf von Gottschall seit fast einem halben Jahrhundert einen so weitgehenden Einfluß geübt, daß es ihn wohl reizen durfte, rückblickend sein Leben aufzurollen und zu zeigen, wie seine Persönlichkeit sich entwickelt hat. Er ist bei diesem Beginnen von gutem Erfolg begleitet gewesen, denn ehrlich gegen sich selbst, gewinnt er des Lesers volle Sympathien, und konnte von so viel allgemein interessirenden äußeren Begebenheiten aus seinen Jugendjahren, von so vielen hervorragenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens erzählen, daß seine autobiographische Darstellung oft fast romanartig sich ausnimmt. Die Königsberger Gelehrtenwelt aus der Mitte des Jahrhunderts wird lebendig und die Ereignisse von 1848 erfahren scharfe Beleuchtung; wechselnd bewegen wir uns auf ostpreußischem und sächsischem Boden, von Politikern werden wir zu Künstlern geführt, hin und her wird unser Interesse gelenkt zwischen Bestrebungen der Wissenschaft und der Dichtung. Eine vielseitige und reich begabte Natur tritt uns in dem Erzähler entgegen; es ist anziehend, zu verfolgen, wie in dem Knaben schon dichterische Regungen wach werden, und man liest nicht ohne Ergötzen, wie sich Naivetät und Frühreife in seinem Wesen mischten; es ist lesenswerth, wie dann immer neue Eindrücke der Außenwelt immer neue Ideen in ihm wecken und er nicht ein verträumtes Poetendasein verbringt, sondern Antheil nimmt an den großen Fragen, die seine Zeit bewegen, wie er nicht nur sinnt und grübelt, sondern herzhaft mit eingreift, wo er seine Kräfte bethätigen kann. Man lernt verstehen, daß es Rudolf von Gottschall drängen mußte, in mannigfacher Kunst sich zu versuchen; er blieb nicht beim „Reimeschmieden" stehen, sondern wandte sich auch dem Drama und dem Roman zu, nicht immer mit gleichem Glück, aber auch selten ganz ohne Glück, und — trotz dieser ungemein ausgedehnten Productivität — doch immer mit der gleichen Liebe für jede seiner Schöpfungen. Und man darf nicht vergessen, mit welcher unermüdlichen Ausdauer Gottschall obendrein seinen literarhistorischen Arbeiten, mit welcher Hingabe er seinen Aufgaben als kritischer Richter der neuen Literatur und Kunst gerecht zu werden bestrebt gewesen ist. Ein Vorbild in der Erfüllung seiner Pflichten gibt er ab, und wir dürfen ihm danken, daß er aus seiner Jugend heraus diese seine Treue zu seinem Beruf erklärt hat.

βλ. **De Dumas à Rostand.** Par Augustin Filon. Paris, Armand Colin & Cie. 1898.

Dieses Buch, als „Skizze der zeitgenössischen dramatischen Bewegung" vom Verfasser bezeichnet, hat sich bereits viele Freunde erworben. Es ist frisch und anziehend, mit großer Sachkenntniß geschrieben, obwohl Herr A. Filon bisher auf anderen Gebieten thätig war und der Anregung eines englischen Freundes bedurfte, um sich auf dieses zu wagen. Er war sich bewußt, daß ihm der Widerspruch der Einen, die offene Gegnerschaft der Anderen dafür zu Theil werden würde, da er entschlossen war, zu sagen, was er dachte. Schon auf Seite 4 eines Bandes von dreihundert Seiten gleicht sein Urtheil über Augier einer Herausforderung. Er zeiht den Autor des „Fils de Giboyer" des literarischen Snobismus und bestreitet ihm die Fähigkeit, seine Zeit zu schildern und die Plattheit des „Bourgeois" zu erkennen! Wenn das am grünen Holze geschieht, wie ergeht es dem anderen? Sardou ist eine neue Auflage von Scribe, ein Meister der Bühnenkunst, dessen Puppen hohl sind. Das Beste in den Stücken von Dumas ist er selbst, als Liebhaber oder als Kritiker, als Spender des Lebens. „Les idées de Madame Aubray" sind ein elendes Stück, aber ein herrliches Buch; seine Art, das Gute zu lieben, war, das Schlechte zu hassen; wäre die Bühne eine Kanzel, was sie ganz gewiß nicht ist, so verdiente die Predigt von Dumas eine Stelle unter den großen Moralisten. Sie aber sollte bekehren und wußte nur zu rühren. Pailleron ist kein dramatisches Talent, und seine Intriguen gleichen Räthselspielen; aber „Die Welt, in welcher man sich langweilt" ist ein so geistreiches Stück, daß die Frage, was diese Menschen thun, vom Vergnügen verdrängt wird, zu hören, was sie sagen. Der Naturalismus in Frankreich hat dem Theater nichts gegeben, was Lob verdiente. Jules Lemaître, Hervieu, Donnay, Henri Lavedan sind geschickte Leute, die, auf sehr verschiedenen Wegen, die Charakter-Komödie schaffen wollen. Durchschlagenden Erfolg hat unter „den Jungen" nur Einer erzielt. Wir wußten seinen Namen, bevor ihn A. Filon nannte. Das Publikum, das G. d'Anunzio's „Todte Stadt" gähnend bewunderte und Ibsen's „John Gabriel Borckmann" mit stummer Ergebung bis zu Ende hörte, brach in Jubel aus, als „Cyrano de Bergerac", von allen Thesen befreit und allen Nebeln entronnen, ihm das alte Lied von vergangenem Muth und ritterlicher Liebe sang. Und das in einer Sprache, deren reiche, geschmeidige Virtuosität dazu vorbestimmt erscheint, ein großes Dichterwerk zu tragen.

βλ. **Metternich und seine auswärtige Politik.** Von Fedor von Demelitsch. Band I. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1898.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, besteht nach der in seinem Vorwort gegebenen Erklärung darin, für die Geschichte der auswärtigen Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu den übrigen Staaten Europa's während der Ministerschaft Metternich's das Material zu liefern, welches in einheimischen Originalurkunden sich findet. Eine Einleitung gibt in kurzen Zügen die Ereignisse vor und während des Krieges von 1809 und eine Darstellung des Friedens von Schönbrunn. Der Zeitraum nach diesem Frieden, bis zum Ausgang des französisch-russischen Krieges vom Jahre 1812, und folglich der Bruch Oesterreich-Ungarns mit dem bis dahin festgehaltenen französischen System bilden den Gegenstand der vier Bücher dieses ersten Bandes. Zwei weitere Bände

sollen die Geschichte der österreichischen Diplomatie bis zur Julirevolution und, wenn möglich, auch über diesen Zeitpunkt hinaus weiter führen. — Das ganze Werk verspricht ein Actenmaterial von ungeheurem Umfang, und dennoch beklagt Herr von Demelitsch jetzt schon das Lückenhafte desselben und beschränkt sich darauf, die historische Literatur in dem von ihm behandelten Zeitabschnitt „mit einigen neuen Funden“ bereichert zu haben. Angesichts einer fast 700 Seiten umfassenden Darstellung der Beziehungen zu Frankreich, Rußland, der Pforte, Preußen, der Rheinbundstaaten, Serbien, Skandinavien, Neapel, England ist der Anspruch bescheiden. Den künftigen Historikern wird die Aufgabe zufallen, hier Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden und durch Vergleichung mit anderen Quellen Klarheit über einzelne Punkte zu schaffen. Wir müssen uns hier auf Erwähnung einer einzigen Episode, der Mission Lebzeltern's zum gefangenen Papst nach Savona (Mai 1810), beschränken. Von Metternich in dessen nachgelassenen Papieren besprochen, von d'Haussonville benutzt, sind die Unterredungen zwischen Pius VII. und dem österreichischen Bevollmächtigten nach den in des Letzteren Nachlaß vorgefundenen Berichten hier wiedergegeben, während d'Haussonville die Berichte benutzt hat, die Lebzeltern an die französische Regierung richtete. Allein der Inhalt der einen läßt sich mit dem der anderen sehr wohl vereinigen. Die Mission selbst scheiterte. Herr von Lebzeltern hielt das Papstthum für verloren; er führte, bei aller Urbanität in der Form, eine Sprache und vertrat eine Politik, die nicht dazu angethan waren, Pius VII. durch die Haltung Oesterreichs über alle Unbill zu trösten, die er von Napoleon erfuhr. Kaiser Franz gab dem excommunicirten Verfolger des Papstthums seine Tochter; sein Bevollmächtigter setzte dem Papst auseinander, daß die geistliche Censur die Fürsten nicht bloßstelle und die Allianz mit Frankreich eine politische Nothwendigkeit für Oesterreich sei. Im Gegensatz zur Auffassung des Herrn von Demelitsch erscheint es uns durchaus nicht unglaubwürdig, daß der Papst auch gegen den Kaiser von Oesterreich sich geäußert habe und Lebzeltern dies unter dem frischen Eindruck des Gesprächs nach Paris berichtete (Bd. I, S. 198).

e. **Meyer's Kleines Conversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Drei Bände. Leipzig und Wien. 1898/99.

Aus einem bescheidenen Bande in Klein-Octav vom Anfang der siebziger Jahre hat dieses Conversations-Lexikon sich in seiner neuesten Auflage zu drei starken Bänden in Groß-Octav entwickelt, die das ungeheure Material encyklopädischen Wissens in gleich bewunderungswürdiger Vollständigkeit und gedrängter Kürze geben. Sie bilden so zu sagen die Mittelstufe zwischen den achtzehn Bänden des „Großen Meyer“ und dem ersten Typus dessen, was der „Kleine Meyer“ in einem Bande war. Dieser, wenn er sich auch auf das knappste Maß der Information beschränken mußte, besaß doch den Vorzug, daß er leicht transportabel war, daß man ihn immer zur Hand haben und z. B. auf Reisen als bequemes Nachschlagebuch mit sich nehmen konnte. Selbst die zwei mäßigen Bände der dritten Auflage von 1883 ließen sich zu solchem Zwecke noch gebrauchen; was uns seitdem fehlt, ist ein solches Hülfsmittel, für welches, wenn die Verlagshandlung es uns in erneuter Gestalt schaffen wollte, gewiß Viele ihr dankbar sein würden. Dieser „Kleine Meyer“ in drei Bänden ist etwas ganz Anderes, in seiner Art ungleich Bedeutenderes: ein Buch für die Bibliothek, und zwar ein ganz ausgezeichnetes, das überall da, wo der Raum oder die Mittel fehlen, wohl als Ersatz für den „Großen Meyer“ dienen, ja neben diesem, als das später abgeschlossene Werk, immer noch mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann. Wenn wir sagen daß die mehr als 80 000 Artikel und Nachweise, die es auf 2700 Seiten Text bringt, in der That die Summe des für jeden Gebildeten Wissenswerthen enthalten, daß die 168 Illustrationstafeln, Farbendrucke, Karten, Pläne und sonstigen Beilagen musterhafte Leistungen sind, so bedarf es wohl der weiteren Empfehlung eines Werkes nicht, das im Uebrigen schon durch die Zahl seiner Auflagen zeigt, daß es im deutschen Bücherschatz eine feste Stelle hat.

Kunstnotiz.

nr. Der Verlag Hermann Hillger in Berlin gibt eine Serie von Photographien heraus, die unter dem Titel „Meisterwerke der Plastik“ die hervorragendsten Werke der antiken Sculptur in getreuen Nachbildungen vereinigen soll. Die Sammlung erscheint nach einer uns zugegangenen Probe: dem Hermes aus dem Vatican, zu urtheilen, der Beachtung weiter Kreise wohl werth; sie bringt Photographien in einer Größe und in einer Klarheit, die dem Beschauer die wiedergegebenen Kunstschöpfungen in voller Unmittelbarkeit vor Augen rücken. Die Plattengröße ermöglicht ein Format von 100—150 Centimeter, so daß das einzelne Blatt fast mannshoch vor dem Betrachtenden aufragt. Die Conturen sind dadurch auf das Schärfste umrissen. Die Einzelheiten der künstlerischen Durchbildung offenbaren sich in voller Deutlichkeit, die Gesammtwirkung nähert sich überraschend weit einem rein plastischen Eindruck. Dem Anschauungsunterricht dürfte hier ein neues, bedeutsames Hülfsmittel erstehen, ebenso dem Kunstforscher, der Originaleindrücke nachprüfen will; auch als Wandschmuck in Bibliotheksräumen, Studirsälen u. s. w. werden die Blätter schnell Verbreitung finden. — Auf dem Hermes-Blatt stört leider ein wenig die falsche Bezeichnung des Capitols als seines Standortes.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Die persönliche Freiheit des Individuums und die Arbeiterschutz-Vorlage. Eine Zeitbetrachtung von C. Albrecht. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Baechtold. — Kleine Schriften von Jakob Baechtold. Mit einem Lebensbilde von W. v. Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Mit Porträt und Bibliographie. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Bierbaum. — Gugeline. Ein Bühnenspiel in fünf Aufzugen von Otto Julius Bierbaum. Mit Buchschmuck von E. R. Weiß. Als erste Buchveröffentlichung der „Insel“ herausgegeben von A. W. Heymel. Berlin, Schuster & Loeffler. 1899.

Bücher. — Arbeit und Rhythmus. Von Dr. Karl Bücher. Zweite, stark vermehrte Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Dove. — Bismarck's Bedeutung für Alt und Jung. Festrede von Alfred Dove. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1899.

Duka. — Kossuth and Görgei; recollections of a „stormy period“. An historical essay by Theodore Duka. Hertford, Stephen Austin & sons. 1898.

Frick. — Noah, ein Prediger aus uralter Zeit, aber auch für unsere Zeit nach 1. Mose 5, 28 bis Kapitel 9. Von Const. Frick. Barmen, Wupperthaler Tractat-Gesellschaft. O. J.

Furcht. — Richard Dehmel. Seine culturelle Bedeutung, sein Verhältniß zu Goethe, Lenau und zur Moderne. Von Walther Furcht. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1899.

Geiger. — Goethe in Frankfurt am Main 1797. Actenstücke und Darstellung von Ludwig Geiger. Mit 8 Abbildungen von Frankfurter Oertlichkeiten, Kunstwerken und Personen aus Goethe's Kreis. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1899.

Haenel. — Spätgothik und Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architectur, vornehmlich im fünfzehnten Jahrhundert. Von Erich Haenel. Mit 60 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff. 1899.

Hagen. — Aufsatze zur Einsicht in das Wesen der freien Muße und der philosophischen Contemplation. Von Edmund von Hagen. Berlin, im Selbstverlage des Verfassers. 1899.

Heigel. — Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs. Von K. Th. Heigel. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Herbst. — Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Betrachtungen über das Buch Esther von F. Herbst. Barmen, Wupperthaler Tractat-Gesellschaft. O. J.

Hirsch. — Theresens Glück. Roman von Jenny Hirsch. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Hölscher. — Unsere Taufnamen. Eine Erklärung über deren Sinn und Bedeutung. Von Dr. L. Hölscher. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Huch. — Blütezeit der Romantik. Von Ricarda Huch. Leipzig, H. Haessel. 1899.

Jacobowski. — Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896 bis 1898. Von Ludwig Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. Fünfunddreissigster Jahrgang. Mit einem Bilde Leo's. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1899.

Itzerott. — Delila. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Marie Itzerott. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1899.

Itzerott. — Ostern. Dichtung von Marie Itzerott. Petersburg-Leipzig, G. Heckenast's Nachf. 1897.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft. Mit Abbildungen. Bis zur elften Lieferung. Berlin, Franz Lipperheide. 1899.

Knortz. — Ein amerikanischer Diogenes (Henry D. Thoreau). Von Karl Knortz. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Kruse. — König Heinrich der Siebente. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1899.

Laurent. — Der König von Rom. Von Charles Laurent. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1899.

Marguery. — L'œuvre d'art et l'évolution. Par E. Marguery. Paris, Félix Alcan. 1899.

Meissner. — Franz Stuck. Von Franz Hermann Meissner. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Mittelstädt. — Die Affaire Dreyfus. Eine criminalpolitische Studie von Otto Mittelstädt. Berlin, J. Guttentag. 1899.

Mosen. — Ausgewählte Werke von Julius Mosen. Herausgegeben von Dr. Max Zschommler. Zweiter Band. Leipzig, Arwed Strauch. O. J.

Otto. — Kirchenzucht und Polizei im alten Isenburger Lande. Von Dr. Eduard Otto. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Pfungst. — Ein deutscher Buddhist (Oberpräsidialrath Theodor Schultze). Biographische Skizze von Dr. Arthur Pfungst. Stuttgart, Fr. Frommann. 1899.

Preuß. — Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugniß der Organismen. Von Wilh. H. Preuß. Zweite, durch Nachträge vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1899.

Ribbeck. — Reden und Vorträge von Otto Ribbeck. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Riedler. — Die technischen Hochschulen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen. Rectoratsrede von A. Riedler. Berlin, H. S. Hermann. 1899.

Riggenbach. — Die christliche Vollkommenheit nach der Schrift. Vortrag von Ed. Riggenbach. Barmen, Wupperthaler Tractat-Gesellschaft. 1898.

Schanz. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz. Zweiter Theil, erste Hälfte. Zweite Auflage. Mit alphabetischem Register. München, C. H. Beck. 1899.

Schroeder. — Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Verfasst von H. R. Paul Schroeder. Bis zur neunten Lieferung. Leipzig, Arwed Strauch. 1899.

Schücking. — Ein ehrlicher Mann. Humoristische Erzählung von Levin Schücking. Fünfte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Sicardi. — Gli amori estravaganti e molteplici di Francesco Petrarca e l'amore unico per Madonna Laura de Sade. Con un appendice e un facsimile. Milano, Ulrico Hoepli. 1900.

Söhns. — Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Franz Söhns. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Stein. — Die Philosophie des Friedens. Von Dr. Ludwig Stein. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Uhde. — Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe über deutsche Cultur. Von Wilhelm Uhde. Leipzig, Carl Reißner. 1899.

Voigt. — Römische Rechtsgeschichte von Moritz Voigt. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Welter. — Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Von Nicolaus Welter. Mit Mistral's Bildniß. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Wernicke. — Richard Wagner als Erzieher. Ein Wort für das deutsche Haus und für die deutsche Schule. Von Dr. Alexander Wernicke. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1899.

Zöller-Lionheart. — Schattirungen. Roman von C. Zöller-Lionheart. Berlin, Albert Goldschmidt. 1899.

Zoellner. — Gnade und Wahrheit. Zehn Predigten von W. Zoellner. Zweite Auflage. Barmen, Wupperthaler Tractat-Gesellschaft. O. J.

Zoellner. — Gottes Ordnung im Hause, im Lande und in der Kirche. Predigt über das vierte Gebot von W. Zoellner. Vierte Auflage. Barmen, Wupperthaler Tractat-Gesellschaft. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CI.

(October — November — December 1899.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.



Inhalts-Verzeichniß
zum
Hundertunderſten Bande (October — December 1899).

(Fortſetzung umſtehend.)

Die Begründung der „Deutschen Rundschau“.

Ein Rückblick.

Der Zeitpunkt, in dem die „Deutsche Rundschau“ das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens vollendet, fällt fast zusammen mit dem Ende des Jahrhunderts, mit der Grenzscheide zwischen dem, was Gegenwart für uns war und bald Vergangenheit sein wird. Ein solcher Moment des Rechnungsabschlusses fordert zum Rückblick auf, und dieser inneren Nöthigung hat auch die Leitung der „Rundschau“ sich nicht entziehen mögen. Es wäre nun wohl ein interessanter Versuch gewesen, auf Grund des Materials, das in ihren bis jetzt vorliegenden hundert Bänden gesammelt ist, den Gang ihrer Entwicklung rein sachlich darzustellen. Der Ausführung einer solchen Aufgabe jedoch stellten sich innere Schwierigkeiten entgegen, die kaum zu bewältigen waren; und etwas ganz Anderes daher ist es, was hier geboten werden soll. Es sind die persönlichen Erinnerungen Desjenigen, der einst, vor fünfundzwanzig Jahren, unterstützt von gleichgesinnten Freunden und ermuntert durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung, den schweren Schritt unternahm. Zu sehr während dieser langen Zeit sind sein Sinnen und Sorgen, seine Leiden und seine Freuden, ja seine ganzen Geschicke mit denen der „Rundschau“ verknüpft gewesen, als daß er in einem andern Sinne von ihr sprechen könnte. Nur von ihren Anfängen wird im Folgenden die Rede sein. Was er gewollt hat, darf ihr Herausgeber sagen; ob es oder wie viel davon erreicht worden ist: das zu beurtheilen, würde nicht ihm ziemen.

I.

Wenn ich an die Begründung und den Anfang der „Deutschen Rundschau“ denke, so muß ich, in dankbarer Erinnerung, vor Allem zwei Männer nennen: Gustav zu Putlitz und Berthold Auerbach.

Meine Bekanntschaft mit Ersterem datirt vom Ende der sechziger Jahre, wo Putlitz, bis dahin Intendant des Schweriner Hoftheaters, nach Berlin zurückgekehrt war — er, um Hofmarschall des ihm nahe befreundeten Kron-

prinzen von Preußen zu werden, während seine Gemahlin Elisabeth, geborene Gräfin Königsmarck, die Charge als Oberhofmeisterin bei der Frau Kronprinzessin übernahm. Aber diese beiden Naturen waren zum Dienen, selbst in so hohen Stellungen, nicht gemacht; schon nach kurzer Zeit legten sie sie nieder und stolz darauf, die Abhängigkeit des Hofbeamten mit der Unabhängigkeit des Schriftstellers vertauschen zu können, griff Putlitz wieder zur Feder und wandte sich aufs Neue seinem eigentlichen, seinem wahren Berufe zu. Dieser Moment hat uns zusammengeführt. Ich redigirte damals den „Salon", der noch in seiner frühen, verheißungsvollen Blüthe stand; und da war es, daß Putlitz, eine hohe, leicht gebeugte Gestalt, eines Tages in mein Zimmer trat.

Aus einem der ältesten Adelsgeschlechter der Mark, dem der Gänse von und zu Putlitz, ein Edelmann in des Wortes edelster Bedeutung, war er völlig frei von den Vorurtheilen seines Standes, frei von Egoismus, hülfreich für Andere, mißtrauisch nur gegen sich selber. Durch das unvergeßliche Haus der Olfers, das in dem alten Berlin immer einen Mittelpunkt des literarischen und künstlerischen Interesses gebildet hat, war meine Beziehung zu ihm angebahnt worden; Marie von Olfers theilte mir mit, daß Putlitz eben, nach langer Pause, wieder eine Novelle beendet und den Wunsch habe, sie dem „Salon" anzubieten. Nichts konnte mir lieber sein; war doch der Name des Dichters einer von denen, die hell in meine Jugendzeit hinein geklungen. Auf einem Kneipbild der Heidelberger „Westphalen", deren Senior er 1843 gewesen, hatte ich ihn zuerst gesehen, als ich selbst im Sommer 1851 akademischer Bürger der schönen Neckarstadt ward, und die Verse:

„Mein Heidelberg! o epheugrüne Trümmer,
Auf denen ich so selig stand"

erwecken noch heut' in mir ein sehnsüchtig-frohes Gedenken. Sie finden sich im Epilog zu seinem anmuthigen Märchen „Was sich der Wald erzählt", das als das Lieblingsbuch „verliebter Jünglinge, geliebter Mädchen" unzählige Auflagen erlebt hat, indeß Putlitzens seine Lustspiele zu gleicher Zeit über alle Bühnen gingen. So kam ich ihm nicht als einem Fremden entgegen; seine poesievolle Novelle „Walpurgis", der manch' andere noch gefolgt ist, erschien im „Salon", und von dem Tage an bis an sein Lebensende war und blieb Putlitz mir ein gütiger, treuer und zuverlässiger Freund.

Er wohnte zu der Zeit im zweiten Stockwerk des Hauses Mauerstraße Nr. 36, in dessen erstem Stock einst Varnhagen von Ense gewohnt hatte, so daß dasselbe Haus, in dem ich viele Jahre vorher als ein Werdender meine ersten bedeutenden Anregungen empfing, nun zum zweiten Male, und in noch ganz anderer Weise entscheidend, in das Leben des gereifteren Mannes eingreifen sollte. Denn hier liegt der Keim zu dem, was nachmals die „Deutsche Rundschau" ward.

Im Verlaufe der Jahre hatten wir uns immer mehr davon überzeugen müssen, daß aus dem „Salon" niemals das werden würde, was wir davon erwartet. Die Verdrießlichkeiten häuften sich, und oft, wenn mir schwer zu Muth war, ging ich zu Putlitz, den ich stets bereit fand, meine Klagen anzuhören, mich zu beruhigen und der endlich mir rieth, zu brechen, was sich nicht biegen lasse.

Doch gibt man Etwas, das mit Liebe begonnen, nicht so leicht auf. Mein Herz hing nun einmal an dem Unternehmen, dem ich sechs Jahre lang meine beste Kraft gewidmet hatte; da, noch vor Beginn des siebenten, mit dem meine Verpflichtung ablief, Anfang März 1873, erhielt ich ein Billet von Putlitz, in dem er schrieb: „Am 2. war einer der Gebrüder Paetel bei mir und unser Vorschlag, den ich natürlich unter Versprechen strengster Discretion machte, schien ihm sehr plausibel."

Sein erster Verleger war der wohlbekannte Hofbuchhändler Alexander Duncker gewesen, dessen zierliche Miniatur-Ausgaben, „elegant gebunden mit Goldschnitt", auf keinem Geburtstags- oder Weihnachtstische damaliger Zeit fehlten. Im Jahre 1870 nun hatte Duncker seinen Verlag an eine neubegründete Buchhandlung verkauft, und an diese, mit allen übrigen ehemals Duncker'schen Autoren, war auch Putlitz gelangt. Manchmal schon hatte er mir davon gesprochen, wie zufrieden er mit diesen „jungen Leuten", wie zuvorkommend, liebenswürdig und im solidesten Sinne unternehmend sie seien. Mehrfach auch hätten sie gegen ihn die Absicht geäußert, eine „vornehme" Zeitschrift zu begründen, wenn die rechte Gelegenheit sich fände, und darauf eben bezog sich jenes Billet von Putlitz. „Es sind zwei Brüder", sagte er, „Söhne eines Mannes, der, hochangesehen in der Bürgerschaft, das, was er besitzt, sich selber erworben hat und seit Jahren schon Stadtverordneter von Berlin ist. Sie sollen sehen", fügte Putlitz hinzu, „diese Gebrüder Paetel werden es noch einmal weit bringen; denn sie streben dem Vater nach, wollen, wie er, von der Pike auf dienen und erfreuen sich jetzt schon, obwohl doch noch Anfänger, der besonderen Achtung ihrer Collegen. Auf einer solchen Grundlage läßt sich bauen, und wenn ich Ihnen rathen soll," so schloß der Freund, „ergreifen Sie die dargebotene Hand."

Doch ich wollte keinen Schritt thun, bevor mein Verhältniß zum „Salon" wirklich gelöst sei, wozu die Zeit noch nicht gekommen war; im April 1873 verließ Putlitz Berlin, um als General-Intendant des Großherzogl. Hoftheaters nach Karlsruhe überzusiedeln, und ich, einer Einladung der „Neuen Freien Presse" folgend, begab mich nach Wien, um dort, während des Ausstellungssommers, für das genannte Blatt schriftstellerisch thätig zu sein. Mit diesen Arbeiten beschäftigt und nach mehrmonatlichem Landaufenthalt in Eisenach kehrte ich im November wieder heim, und jetzt zögerte ich nicht länger, mir Gewißheit zu verschaffen.

Das Geschäftslocal der Gebrüder Paetel befand sich damals in einem Hause der Linkstraße, Nr. 30, nicht weit von der Brücke. Es war ein ziemlich bescheidener Raum, zu dem man über ein paar Stufen direct von der Straße her hineinstieg, und hier stand ich zum ersten Male den Beiden gegenüber, Herrn Dr. Hermann Paetel, dem älteren, und Herrn Elwin Paetel, dem jüngeren der Brüder. Das Geschäft, das am 1. Januar 1870 durch Kauf in ihre Hände übergegangen, zuerst A. Duncker's Buchverlag hieß, führte seit dem 2. Juni 1871 die Firma Gebrüder Paetel, und hat sie beibehalten, auch nachdem am 1. April 1884 der ältere der Brüder aus ihr geschieden und jetzt eben der Sohn des seitdem alleinigen Eigenthümers, Dr. Georg Paetel, in sie eingetreten ist.

Die beiden Herren, der Eine Ende der Dreißig, der Andere Ende der Zwanzig, machten sogleich den angenehmsten Eindruck auf mich, da sie von vornherein mir ein wohlthuendes Vertrauen entgegenbrachten. Soweit ich konnte, gab ich Ihnen eine offene Darlegung meines damaligen Zwischenzustandes; noch war ich verpflichtet, aber ich konnte mich frei machen, und ich verschwieg ihnen auch nicht, daß ich eventuell dazu bereit sein würde. „Wir wollen uns gegenseitig nicht binden," sagte ich; doch ehe wir auch nur präliminarisch weiter verhandelten, mußte ich doch erfahren, ob sie dazu geneigt seien. Diese Zusicherung gaben sie mir ohne Weiteres und wünschten nur zu wissen, wie ich mir eventuell das neue Vorhaben denke. Ganz ehrlich gestanden, ich dachte nur an ein belletristisches Unternehmen, in der Art des „Salon", doch mit erweitertem Umfang, und ich glaube, daß auch die Herren Paetel an nichts Anderes dachten.

Hier nun, an dieser Stelle, war es, daß der zweite jener Männer, deren Namen ich an die Spitze dieses Berichtes gestellt habe, helfend und fördernd in den Werdeproceß der „Deutschen Rundschau" eingriff: Berthold Auerbach, ein Mann, grundverschieden von Gustav zu Putlitz in jedem Betracht und in manchem sein gerades Gegenstück.

Berthold Auerbach, ein Zweiundsechziger damals, erinnerte immer noch ein wenig an den, von dem — wie er gern erzählte — sein Landsmann Ludwig Uhland einst gesagt: „Der Berthold ist ein klein's schwarz Männle, grad wie 'ne Boxbeutelflasche, aber es ist auch eppes d'rin!" — In der Thiergartengegend und deren Nachbarschaft war er eine ganz populäre Figur, und namentlich liebten ihn die Kinder. Wenn er so einer aus der Schule heimkehrenden Schar begegnete, ging er wohl ein Stückchen mit ihnen und verabschiedete sich von dem einen oder anderen mit einem Kuß auf die Stirn und den Worten: „Nun geh' hübsch nach Haus und sag' Deinen Eltern: der Auerbach hat mich geküßt." Oder auch: „Merk's Dir, wenn Du einmal erwachsen bist, dann wirst Du auf die Stirn zeigen und sagen: Da hat mich der Auerbach geküßt."

Er war eitel, aber seine Eitelkeit hatte nichts Verletzendes. „Lobt mich nur," pflegte er zu sagen, „ich kann a Löble vertragen, ich bin ein Vielfraß an Lob." Er kehrte gern, wo's ihm paßte, den Schwaben heraus und war ein seltsames Gemisch von Naivetät und Berechnung; aber die Schwächen, die daraus entsprangen, waren von der Art, daß man darüber lächeln und um seiner sonstigen Eigenschaften willen ihm immer wieder von Neuem gut sein mußte. Warmen, wenngleich von Egoismus nicht ganz freien Herzens, ideenreich und von seinen Ideen gern Anderen mittheilend, anregend im höchsten Grade, war er ein ausgezeichneter Gesellschafter und trefflicher, zu Allem aufgelegter Kamerad. Wir wohnten damals, er in der Königin Augusta-, ich in der Schellingstraße, dicht neben einander und sahen uns fast täglich. Er hatte die Freundschaft für uns aus dem Elternhause meiner Frau, ich die Verehrung für ihn aus dem meinen und der Zeit seiner ersten „Dorfgeschichten" mitgebracht; in meinem Arbeitszimmer entsprang der erste Gedanke seines

Romans „Auf der Höhe“, und in seinem Arbeitszimmer, elf Jahre später, gewann das, was bisher nur ein loser Umriß gewesen, festere Gestalt.

Bis in meine Gymnasialzeit kann ich den Zug meines Herzens verfolgen, der mich endlich zur „Deutschen Rundschau“ führte, weit zurück bis zu den „Blätter und Blüthen“, die von mir und meinen Mitschülern zu Rinteln verfaßt und, von einem uns befreundeten Gerichtsschreiber kalligraphisch zu Papier gebracht, allsonnabendlich in einem Exemplare erschienen; bis zu den Journalmappen mit den rothen, grünen und gelben Heften, die mir in meinem Heimathstädtchen zum ersten Mal den Einblick in wirkliche gedruckte Zeitschriften gestatteten. Ach, wer es mir damals gesagt hätte, als der Ehrgeiz, in eines dieser Blätter zu kommen, zaghaft in mir erwachte, daß es noch einmal meine Bestimmung sein sollte, den Anderen den Eingang zu gestatten oder zu verwehren! .... Dann folgten die Studenten- und die Wanderjahre, dann der Aufenthalt in London, und dann, heimgekehrt, noch unter den frischen Eindrücken, die mir von dort geblieben, mein erster Versuch: das „Deutsche Magazin“, ein Zeitschriftchen von achtzig Seiten monatlich, mit hübschen Bildern und gar nicht üblen Beiträgen meiner älteren und jüngeren Freunde. Doch ich sollte bald inne werden, daß man, wenn weiter nichts vorhanden ist als jugendlicher Enthusiasmus und guter Wille, dergleichen nicht machen kann, daß noch etwas mehr dazu gehört. Nach dreijährigem Bestehen schlummerte 1863 das „Deutsche Magazin“ friedlich ein, das mir nichtsdestoweniger eine freundliche Erinnerung an so manchen schönen Jugendtraum hinterlassen hat und immer aufs Neue wach ruft, so oft ich in diese jetzt fast vergilbten Blätter hineinschaue. Vier Jahre darauf, 1867, mit einem größeren Apparat, ward „Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft“ in Scene gesetzt, eine Monatsschrift, an der die besten Schriftsteller jener Zeit mitarbeiteten und die wohl das hätte werden können, was man sich von ihr versprochen hatte. Doch der Erfolg blieb hinter den Erwartungen zurück, und jetzt, nach bald sieben Jahren, stand ich abermals vor einer gescheiterten Hoffnung.

In Folge meiner ersten Unterredung mit den Gebrüdern Paetel war ich gegen Ende 1873 in eine auf meinen Abgang bezügliche Correspondenz mit dem Verleger des „Salon“ getreten, und hatte, da wir uns nicht einigen konnten, den Entschluß ausgesprochen, nach Ablauf meiner Verpflichtung von der Leitung der genannten Zeitschrift zurückzutreten. Aeußerlich war ich also frei, innerlich aber durchaus noch nicht. In diesen Tagen, Wochen und Monaten des Zweifels, des Hin und Her, des Für und Wider ist Auerbach es gewesen, der, meine Gedanken auf bedeutendere Ziele lenkend, mir allmählich Muth und Festigkeit wiedergab. Nicht eine Fortsetzung des „Salon“, etwas ganz Verschiedenes davon, etwas Höheres sollte die neue Zeitschrift werden. Ein Unterhaltungsblatt mehr, und wenn es noch so gut, sei nicht das Bedürfniß; was uns aber wirklich Noth thue, weil wir sie nicht besäßen, eigentlich nie besessen hätten, das sei eine jener Zeitschriften im großen Stil der Engländer und Franzosen, in welchen mit den Schriftstellern ersten Ranges sich die repräsentativen Männer der Wissenschaft zu gemeinsamer Arbeit vereinigten.

Damals, in den siebziger Jahren, war noch die große Zeit der Novelle, der in allen Literaturen die hervorragendsten Schöpfungen des Jahrhunderts angehören. Gleich den Früchten in einem reichen Herbst drängten sie einander in unerschöpfter Fülle, man brauchte nur zuzugreifen. Es entstanden in rascher Zeitfolge nacheinander Meisterwerke, die heute bereits als unvergänglich gelten dürfen: und es war das gute Glück der „Rundschau", daß sie gerade noch frühe genug kam, um an diesem Segen theilzunehmen.

Würden aber die Repräsentanten der Wissenschaft sich zur Mitarbeit verstehen? Würden sie für ein Unternehmen zu gewinnen sein, das, wenn es sich nicht auf die Wissenschaft beschränkte, sie doch keineswegs entbehren konnte?

Zwar, das sagte ich mir, die Zeiten waren vorüber, wo die Wissenschaft sich in stolzer Abgeschlossenheit auf unnahbaren Höhen hielt und jeden ihrer Jünger mit einer levis notae macula behaftete, der ein lesbares Deutsch zu schreiben sich befleißigte. Sie zählte jetzt in ihren Reihen Stilisten ersten Ranges, die freilich das Ansinnen, wissenschaftliche Feuilletons zu liefern, abgelehnt haben würden. Populär sein hieß für sie vielmehr, sich einem Publicum verständlich machen, welches hinreichende Bildung und den ernsten Willen besaß, ihnen nachzudenken, nicht aber durch Oberflächlichkeit sich und dem Ansehen ihrer Wissenschaft etwas vergeben. Vorbereitend im Sinne einer solchen Annäherung, hatten die von Professor Gneist veranstalteten Vorlesungen des „Wissenschaftlichen Vereins" gewirkt, die seit Mitte der fünfziger bis Mitte der siebziger Jahre während des Winters an jedem Sonnabend in der Singakademie gehalten wurden. Hier zum ersten Mal, vor einer distinguirten Zuhörerschaft, in der die Königin Augusta selten fehlte, hatten Männer der strengen Wissenschaft gesprochen, neben denen aber auch zuweilen Schriftsteller von anerkanntem Ruf zu Wort gekommen waren, wie denn an eben dieser Stelle Berthold Auerbach 1861 seinen schönen Vortrag über „Goethe und die Erzählungskunst" gelesen hatte. Von fachmäßig philosophischer Bildung, hatte der Verfasser des Romans „Spinoza" doch auch der Wissenschaft einen Dienst geleistet, als er die Werke des von ihm über Alles geliebten und verehrten Denkers, von dem er gelernt, die Dinge „sub specie aeternitatis" zu betrachten, aus dem Lateinischen ins Deutsche übertrug. Er stand mit den akademischen Kreisen in näherem Verkehr, als es sonst wohl im Allgemeinen zwischen Schriftstellern und Gelehrten in Berlin und überhaupt der Fall zu sein pflegte; wenn irgend Einer, war er daher der Mann, von Seiten der Literatur hier vermittelnd einzugreifen. Von diesem Moment an war es mein innigster Wunsch, daß sich Auerbach an der Sache betheiligen möge, nicht nur als Mitarbeiter, sondern in leitender Stellung, der ich mich gern unterordnen wolle. Hier sei die Gelegenheit gegeben, etwas Bedeutendes zu schaffen; aber es müsse sich von vornherein als solches ankündigen. Der Autorität eines Namens, wie des seinen, bedürfe es, um Vertrauen sowohl beim Publicum wie bei Denen zu finden, ohne die sich ein solches Unternehmen gar nicht denken lasse. Die Gebrüder Paetel waren, unter den so sehr veränderten Umständen, alsbald derselben Ansicht, ja der Hinzutritt Auerbach's als Mitherausgeber erschien ihnen zuletzt so wichtig, daß sie seine Geneigtheit wo nicht zur Bedingung machten,

doch als Voraussetzung des Gelingens betrachteten. Auerbach reizte der Gedanke sehr; aber er war unschlüssig. An einem Tage war er Feuer und Flamme dafür, am andern Tage kamen die Zweifel. Sein vornehmstes Bedenken war sein langjähriges Verhältniß zu Cotta. Dann wieder fürchtete er, die zersplitternde Beschäftigung mit etwas so ganz Ungewohntem werde ihn in seiner eigenen Thätigkeit stören, worauf ich ihm erwiderte, daß ich als der Jüngere keine Mühe scheuen und alle Arbeit auf mich nehmen wolle, wenn er mir nur mit seinem Namen zur Seite stehe. Seinen Einwand, er könne dann die Verantwortlichkeit nicht tragen, dachte ich dadurch zu heben, daß ich mich verpflichtete, nichts gegen oder ohne seinen Willen in dieser Angelegenheit zu thun. Was sonst noch auf dem Grunde seiner Seele vorging, sagte er nicht so deutlich; aber, da ich ihn kannte, bemerkte ich es wohl und verstand es auch: Vortheil und Nachtheil gegen einander abwägend, gerieth er zuletzt in einen solchen Zwiespalt mit sich selber, daß es nun an mir war, ihm zuzureden, wie er zuvor mir gethan. Denn ohne seinen Beistand die Gedanken auszuführen, die er in mir angeregt, erschien mir jetzt unmöglich. Mittlerweile war es März geworden, und ich hatte Gelegenheit, abermals nach Wien zu reisen. Dort sprach ich über unseren Plan mit Dingelstedt und Laube, diesen beiden feindlichen Brüdern in Apoll, die sich sobald hernach in den orangefarbenen Heften freundnachbarlich zusammenfanden; Hanslick machte mich mit einigen seiner gelehrten Freunde bekannt, und überall fand ich ermunternde Zustimmung. Mit frischem Muth, im erwachenden Frühling, kam ich nach Berlin zurück, und etwas von beidem hatte sich auch auf Auerbach übertragen. Zwar immer noch war er seines Entschlusses nicht Herr geworden, und einmal fand ich ihn in einem Zustand inneren Kampfes, der mich so sehr bewegte, daß ich ihn ernstlich bat, sich zurückzuziehen und mich meinem Schicksal zu überlassen. Doch auch dazu konnte er sich nicht verstehen. Während meiner Abwesenheit war er gesellschaftlich mit einigen Koryphäen der Wissenschaft zusammengetroffen, und auch diese hatten sich, als er mit ihnen von unserem Plane sprach, günstig darüber geäußert, was dann auf ihn wieder seine Wirkung nicht verfehlte.

Da war es an einem Nachmittage im April. Wir machten, wie so häufig, unseren gemeinsamen Spaziergang im Thiergarten. Plötzlich blieb er stehen. „Jetzt," sagte er, „wenn solche Männer mitthun, dann ist die Sache gesichert." Ich sehe ihn noch, den behaglich runden Mann, wie er an der Ecke der Siegesallee, da, wo diese nach der Lennéstraße hin abzweigt, Halt macht und, mit seinen graublauen Augen mich anblickend, diese Worte spricht. Wir gingen weiter. Männer aus allen Zweigen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens müßten hinzutreten, Staatsmänner, Politiker, berühmte Reisende, hohe Militärs; mit seiner lebhaften Phantasie, die gleich Alles verwirklicht sah, führte er dieses glänzende Bild aus, das ihn selber hinriß, und alle seine Scrupel schienen beseitigt bis auf dies Letzte: daß die neue Zeitschrift unter bewährter alter Flagge fahren, daß sie den classischen Greifen auf ihrem Deckel tragen, daß sie mit einem Wort im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart herauskommen müsse. Er glaubte sicher, daß diese darauf eingehen werde, und er wolle, wenn ich einverstanden sei, noch heute an sie schreiben.

Dringend bat ich ihn, von diesem Gedanken abzustehen: nicht nur, daß ich mich auf jeden Fall bereits für gebunden halte, ich sei auch überzeugt, daß gerade eine junge Firma, wie die Paetel'sche, mehr als jede andere ihren ganzen Eifer, ihren ganzen Ehrgeiz an ein Unternehmen setzen werde, das sie, soweit hätte ich die Herren doch schon kennen gelernt, durchaus nicht von einem kleinlichen Gesichtspunkt aus ansähen. Auerbach hatte von einem hohen Etat gesprochen und Summen genannt, die zur Verfügung stehen müßten, denn schließlich war er auch ein guter Rechner. Auch darüber glaubte ich ihn beruhigen zu dürfen, und als ich mich von ihm vor seinem Hause trennte, da dachte ich an den verschämten Liebhaber in Dickens' „Copperfield" und die drei Worte, die er dem kleinen David in die Feder dictirt: „Barkis is willing". Aber darum war mir doch keineswegs fröhlich zu Muth.

Mir schwindelte vor all' den neuen Anregungen; das Ungewisse, das Unbekannte, das auf diesem Wege lagerte, machte mir Angst. Und doch hätte der Moment nicht glücklicher gewählt sein können. Seit den großen Ereignissen von 1866—1871 hatten das nationale Gefühl und der nationale Wohlstand sich gehoben; wir hatten jetzt ein Deutsches Reich und eine Reichshauptstadt, in der mit dem gesammten politischen auch das literarische Leben sich zu concentriren begann. Die frühere Abneigung des übrigen Deutschlands gegen Berlin war im Schwinden begriffen, Oesterreich war uns befreundet, und wo bisher alle für ein allgemeines, nicht nur berlinisches oder preußisches Publicum bestimmten Zeitschriften in Leipzig, in Stuttgart, in Braunschweig erschienen waren, durfte jetzt wohl auch ein Unternehmen, das von hier ausging, sich eines sympathischeren Empfanges versehen. Denn das war inmitten allen Schwankens mein fester Vorsatz gewesen: wenn überhaupt, so sollte die Zeitschrift nur in Berlin und nur bei den Gebrüdern Paetel erscheinen.

Zu diesen begab ich mich am andern Vormittag, um ihnen die neue Wendung der Dinge mitzutheilen; und ich hatte mich nicht getäuscht. Ohne Weiteres gingen sie auf die von Auerbach gemachten Andeutungen ein, erklärten sich sofort bereit, den Etat in jeder erforderlichen Weise zu erhöhen und ersuchten mich, unter Angabe der Bedingungen Auerbach definitiv zum Beitritt einzuladen. Wie beflügelt eilte ich über die Brücke, die von der Flottwellstraße und dem Schöneberger Ufer zur Königin Augustastraße und Auerbach's Wohnung führte.

Denn seit Ostern dieses Jahres hatten die Gebrüder Paetel mit ihrem Geschäft das kleine Gartenhaus in der Lützowstraße Nr. 2 bezogen, das — auf einem ihrem Vater gehörigen Grundstück gelegen — die zweite, noch sehr bescheidene Etappe zu ihrer künftigen Position bildete. Aber welche Stunden jenes unaussprechlichen Glücks, das den nahenden Erfolg verkündet, sollten wir noch in diesem niedrigen Zimmer erleben — demselben, in dem, als einmal unsere drei baumlangen Mitarbeiter Dingelstedt, Turgeniew und Putlitz sich hier trafen (und wirklich mit den Köpfen an die Decke stießen), der witzige Ex-Nachtwächter ausrief, daß hier die drei größten Männer des Jahrhunderts beisammen seien! —

Niemals habe ich Auerbach erregter gesehen, als an dem Morgen, da ich ihm die Botschaft der Gebrüder Paetel überbrachte und die Summe nannte, die sie zur Verfügung stellten. Das Blut stieg ihm zu Kopf, er lief im Zimmer auf und ab, er sagte Ja, er sagte Nein; wir verabredeten für den Nachmittag einen Spaziergang, am anderen Tage besuchte er die Gebrüder Paetel, und das Resultat war nachstehende Mittheilung:

‚In Folge unserer soeben stattgehabten Besprechung mit A. erhalten wir von diesem eine Karte: „Einverstanden. Weiteres morgen Vormittag.“ —

‚Dürfen wir Sie also um Ihren Besuch für morgen im Laufe des Vormittags bitten?

‚Mit freundlichen Grüßen

Berlin W., den 30./4. 1874. Lützowstraße 2. Ihre ergebenen Gebrüder Paetel.‘

Der Abend, an dem ich diese Zeilen empfing, war einer von denen, die man nicht vergißt. Die Gemeinschaft mit einem solchen Manne gab mir festen Boden unter den Füßen, sie gab mir Sicherheit, Vertrauen, und mehr noch: sie erfüllte mich mit einem Gefühle tiefer Dankbarkeit, wenn ich mich in die Tage des „Lorle“, des „Barfüßle“ zurückversetzte, wenn ich bedachte, was der Name Berthold Auerbach's einst für mich gewesen und jetzt für mich werden sollte! Denn schon sah ich im Geiste diesen Namen über oder vor dem meinen auf dem Titelblatt der neuen Zeitschrift. . . .

Auerbach war berühmt als Titelfinder, für sich und für Andere; z. B. hat er dem Roman Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde“ den höchst prägnanten Namen gegeben. Auch hatten wir in den früheren Unterhaltungen über diesen Gegenstand oft gesprochen und waren immer wieder darauf zurückgekommen. Denn er wußte, was ein Titel werth ist, ohne jedoch in diesem Falle besonders glücklich zu sein. Einmal, in den ersten Stadien, hatten wir an die Bezeichnung: „Berlin und Wien“ gedacht, um dadurch auszudrücken, daß wir nicht nur das ganze Deutschland, sondern auch das ganze Deutschthum umfassen wollten; und ich war darin bestärkt worden durch den Meinungsaustausch mit den Wiener Freunden. Der Gedanke, das Theater und die Musik von Berlin und Wien gleichmäßig zu vertreten, ist noch in unser Programm aufgenommen und in den ersten Jahren thatsächlich durchgeführt worden. Jedoch für eine Zeitschrift, wie sie sich allmählich zu gestalten begann, hätte die Bezeichnung „Berlin und Wien“ schon jetzt nicht mehr gepaßt, sie würde zu sehr an das erinnert haben, was der Engländer „Magazine“ im Gegensatz zur „Review“ nennt, während wir die Vereinigung beider Gattungen anstrebten, wie sie sich in der französischen „Revue“ und zwar als classisches Vorbild in der „Revue des deux mondes“ lange dargestellt hat. Einstweilen also, bis uns etwas Besseres einfiele, begnügten wir uns damit, wenn wir von der neuen Zeitschrift sprachen, sie die „Deutsche Revue“ zu nennen, wodurch ihr Charakter und unsere Absicht am Bestimmtesten angedeutet ward.

Am anderen Morgen — es war ein strahlender Frühlingsmorgen, und ich schickte mich eben an, in die Lützowstraße zu gehen — erhielt ich diesen Brief:

Lieber Rodenberg!

[illegible]

[illegible]
[illegible]
wollen Sie dies vorläufig [?]
den Herren Gebrüder Paetel
mittheilen
In jedem Falle bin [?] ich
Ihr herzlich grüßender
1. Mai 74 Berthold Auerbach

Als ich dies gelesen hatte, war ich sehr niedergeschlagen, denn ich wußte wohl, was nun kommen werde; und es kam auch, nicht nach acht, sondern schon nach vier Tagen:

Holzkirch bei Lauban, 4. Mai 1874.

Lieber Rodenberg!

Ich bin zur Ruhe gekommen, und ich möchte, daß auch Sie im gleichen.

Es ist mein innigster Wunsch, daß keinerlei Mißstimmung oder gar Verkennung in Ihnen sich festsetze. Ich habe nach schwerem Kampfe mit mir zu dem Entschlusse kommen müssen, mich von Mitherausgabe der „Revue" loszusagen. Sie wissen, wie gern ich mich Ihnen als Kamerad zugeselle, aber schon damals, als Sie von Ihrer Reise heimkehrten, sagte ich Ihnen, daß mir die Sache die Seele belaste und Sie selber sagten mir: in solchem Falle würde ich ablehnen.

Ich bin mir bewußt, nunmehr ganz correct zu handeln, indem ich das thue; nur darin scheine ich vom Correcten abzuweichen, daß ich nicht sofort und entschieden ablehnte. Aber bedenken Sie erstens, welches unbedingte Vertrauen ich zu Ihrer Führung der Zeitschrift habe und wie ich, hierauf gestützt, den inneren Widerspruch zu beseitigen glaubte, daß ich schließlich doch meinen Namen hinsetze, ohne in der That dem mir persönlich zugewendeten öffentlichen Vertrauen das Entsprechende wirklich zu leisten und auch im Vorgang Anderer suchte ich eine Beschwichtigung und die Erleichterung meiner Alterstage wirkte ebenfalls lockend mit.

Ich sehe aber endlich ein, ich kann es doch nicht und wenn es Pedanterie ist, so habe ich eben einmal solche. Jedes Heft würde meine innerste Natur aufregen, da ich doch eigentlich mit meinem Namen dafür einstehe, und die Wahrhaftigkeit von mir wäre geschädigt. Indem ich mir das klar machte, war ich entschieden. Ich darf mir solche Last nicht auflegen. Ich bin überzeugt, Sie erkennen das gerecht und wenn Sie auch momentan dadurch mißstimmt sind, werden Sie doch bald und für immer mir gerecht werden. Ich nehme die Dinge des Lebens nun ein-

mal schwer und genau, ich darf das nicht ändern und ich könnte es auch nicht. Ich muß für die mir noch beschiedenen Tage frei nach außen und innen bleiben.

Wir bleiben uns — deß bin ich sicher — freundschaftlich.

Herzlichen Gruß Ihrer Frau. Ihr Berthold Auerbach.

Ich lebe hier bei Gustav von Moser wonnige Tage. Ende der Woche komme ich wieder heim und sehe Sie alsbald.

Der Eindruck dieses Briefes auf mich war doch ein anderer, als ich erwartet. Als ich ihn erst von Weitem sah, da fürchtete ich, er werde mich ganz und gar entmuthigen. Das Gegentheil war der Fall. Er spornte mich an, er forderte mich heraus; er gab mir ein Gefühl, als ob mit der größeren Verantwortlichkeit auch meine Kraft gewachsen sei. Mein Entschluß war gefaßt: ich mußte den Weg, der vor mir lag, nun allein gehen; und über diesem Scenenwechsel hätte der Vorhang billig fallen sollen: ehrlich war das Anerbieten von der einen Seite gemacht, ehrlich von der anderen abgelehnt worden — so durften wir annehmen, denn auch die Gebrüder Paetel theilten diese Auffassung. Aber wir konnten darum nicht vergessen, was wir der Anregung Auerbach's schuldig waren, und wenn er aus inneren Gründen, die wir verstanden, nicht vermochte, sich als Mitherausgeber zu betheiligen, so sollte er doch an erster Stelle als Mitarbeiter erscheinen: er sollte den Ehrenplatz haben und die „Revue" mit einer Erzählung eröffnen. So waren wir verblieben, so hatten wir uns getrennt. Aber schon waren wir, Herausgeber und Verlag, Monate lang mitten in der Arbeit, einer angestrengten, doch auch einer freudigen, schon waren die Circulare versandt, die Mitarbeiter gewonnen, die Beiträge zum Theil eingegangen, da begann das leidige Nachspiel. Auerbach war anderen Sinnes geworden; er sei, schrieb mir Franz Dingelstedt als Vermittler, nunmehr bereit, die fallen gelassenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen, und zwar mit der Modification, daß er, Auerbach, als Herausgeber, ich als Redacteur zeichne. Wohl nahm in einem folgenden Schreiben Auerbach diese Bedingung, von der zuvor niemals die Rede gewesen, und die jetzt, wo das Werk so gut wie fertig dastand, geradezu kränkend war, wieder zurück; aber auch abgesehen davon schloß der rein geschäftliche Stand der Angelegenheit jeden solchen Versuch ein für allemal aus. So war die Situation geklärt, und ich hätte nun wohl des Goethe'schen Wortes mich getrösten dürfen, daß das Schicksal uns unsere Wünsche gewährt, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können. Aber die nichts weniger als erquicklichen, völlig zwecklosen Auseinandersetzungen zogen sich noch, Zeit und Laune raubend, durch den ganzen Monat hin. —

In diesen Tagen ist die herzliche Theilnahme, die Putlitz mir erwies, eine wahre Wohlthat für mich gewesen. „Wir sind eingekehrt und ausgeruht in unserer ländlichen Zurückgezogenheit," meldete mir der Freund aus Retzin, dem alten Familiensitze der Putlitz in der Prignitz, wohin er während der Karlsruher Theaterferien sich begeben hatte. Die glücklichsten Erinnerungen für ihn verknüpften sich mit diesem Erdenfleck, der Stätte seiner Kindheit und Jugend, der er nicht lange vor seinem Tode noch in seinem letzten Büchlein „Mein Heim" eine reizvolle Schilderung gewidmet hat, und an der von jeher edelste Gastfreundschaft geübt worden ist. Dorthin, zu kurzer Rast, lud Putlitz

nun auch mich ein. Aber ich hatte das Gefühl damals, mit meiner Stimmung in einen Kreis froher Menschen nicht zu passen, und Putlitz schrieb:

Lieber Freund.

Ihre Absagezeilen haben wir Alle mit aufrichtigem Bedauern empfangen. Noch mehr thut es mir leid daß ich aus ihnen sehe daß Sie viel Noth mit der neuen Aufgabe haben und nicht mit dem frischen Zutrauen an dieselbe gehen, das denn über manches fortträgt.

Aber ich sollte Ihnen eher Muth machen als ihn noch niederzuschlagen.

Nun fordern Sie eine Novelle. Eine kurze oder eine lange? Sie glauben nicht wie ich in Anspruch genommen bin durch mein Theater und wie ich eigentlich auf jede Production verzichten müßte. Eine längere Novelle (etwa 24 Buchdruckbogen, etwa 10-12 Seiten-Bogen) habe ich halb fertig, und schon im vergangenen Sommer begonnen. Das würde Ihnen aber nicht nützen.

Ob ich zu einer kleinen [illegible] Stoff und Zeit finde ist mir sehr zweifelhaft. Schreiben Sie mir aber Details, was Sie eigentlich gebrauchen.
Dank für [illegible]übersendung!
Ihnen und Ihrer [illegible] herzlichste Grüße!
Freundschaftlichst
[illegible]
[illegible] 13/7 74.

Indessen wartete ich von Tag zu Tag auf Auerbach's Novelle. Sie war unerläßlich nach den einmal getroffenen Dispositionen, aber sie kam nicht. Der Satz des Heftes hatte schon begonnen; Ende Juli war der äußerste Termin und noch am 23. schrieb mir Auerbach:

„Waren Sie je in der Stimmung, wo man es ganz unbegreiflich findet, daß man je ein Buch geschrieben und je noch eins schreiben würde? Ich meinerseits empfinde dieselbe jetzt zum ersten Mal. Vielleicht ist theilweise die Verfassung daran schuld, in der ich mich am Vorabend vor einer Brunnenkur befinde. Si vales bene est ego non valeo."

Endlich am 31. desselben Monats konnte er mir aus Tarasp melden:

„Sie haben nun die Novelle in Händen. Ich habe, wie Sie sehen, eine Durcharbeitung vorgenommen, die gerade hier im Gewirr des Badelebens eine besondere Anstrengung erheischte. Aber ich bin froh, daß ich mein Wort einlösen konnte."

So steht seine Novelle nun auf der ersten Seite des ersten Heftes; aber ich bin froh, zu sagen, daß es nicht sein letztes Wort in der „Rundschau" war, und daß auch für mich der Berthold Auerbach der guten, alten Zeit noch einmal aufgelebt ist. Es sind von ihm in dieser Zeitschrift eine zweite Novelle „Nannchen von Mainz" und einige sehr hübsche Aufsätze über Gottfried Keller, Eduard Mörike, Fr. Vischer erschienen, bis zu dem im Maiheft 1880, den ich auch heute noch nicht ohne Rührung zu lesen vermag. Auerbach beschreibt darin einen „Tag in der Heimath" — den letzten vor jenem anderen, zwei Jahre später, einem Februartag 1882, an dem sein Freund Fr. Vischer dem für immer heimgekehrten Dichter der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" in Nordstetten die Grabrede hielt.

II.

Ich wende mich nunmehr, nach dieser Episode, wieder dem chronologischen Verlauf der Dinge zu. Den Gebrüdern Paetel war Auerbach's Absage nicht minder unlieb gewesen als mir; aber ebenso wurden auch sie dadurch nur bestimmt, mit um so größerem Eifer ans Werk zu schreiten. Den ersten freudigen Impuls, ein Vorgefühl des Gelingens, gab mir die folgende (vom 16. Mai datirte) Postkarte, die ich deswegen mir auch aufbewahrt habe:

Morgen (Sonnabend) leider durch eine Einladung in Anspruch genommen. Ich werde zu Ihnen herankommen, sobald ich Zeit finde

Helmholtz

Der Besuch des berühmten Forschers gehört zu meinen schönsten Erinnerungen und ruft mir das Wort zurück, das Helmholtz selbst bei feierlicher Gelegenheit gesprochen hat: „Wer einmal mit einem oder einigen Männern ersten Ranges in Berührung gekommen ist, dessen geistiger Maßstab ist für das Leben verändert“ [1]). Einfach, ohne Prunk, ohne mich seine Größe fühlen zu lassen, setzte er sich zu mir, unterhielt sich mit mir über das projectirte Unternehmen, überlegte, wer etwa von seinen Fachgenossen zur Mitarbeit aufzufordern sei, machte mir ein Verzeichniß derselben und erlaubte mir, bei jedem von ihnen mich auf ihn berufen zu dürfen. Helmholtz selbst hat der „Rundschau“ wohl nur drei Beiträge gegeben, aber auch fernerhin stand sein Rath mir zu Gebote, so oft ich im Anfang dessen bedurfte, und manchmal in späterer Zeit noch bin ich von ihm empfangen worden in den schönen Wohnräumen des neuerbauten physikalischen Instituts, Neue Wilhelmstraße Nr. 16, welchem benachbart, Wand an Wand, Nr. 15, im Physiologischen Institut, du Bois-Reymond wohnte.

---

[1]) Rectoratsrede über die akademische Freiheit. 1878.

Demnächst empfing ich folgendes Schreiben:

Berlin 17. Mai 1874.
Geehrter Herr Hôtel d'Angleterre.

Auf Ihre freundliche Zuschrift vom 16. erwiedere ich ganz ergebenst, daß ich mich sehr freuen würde, wenn Sie Muße fänden, morgen oder übermorgen entweder Morgens 9 - 10 hier in meiner Wohnung, oder Mittags 12 - 1 Uhr im Abgeordnetenhause aufzusuchen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Sybel.

Es war im Sprechzimmer des Abgeordnetenhauses, daß ich Sybel, damals noch Professor in Bonn und nur zeitweilig hier, zum ersten Mal sah: freundlich, mit dem liebenswürdig gewinnenden Wesen des Rheinländers kam er mir entgegen; unser Gespräch bewegte sich in den angenehmsten Formen und endete mit der Zusage eines Beitrages für das erste Heft.

Professor Zeller war mein alter verehrter Lehrer von Marburg her; auch bei ihm fand ich eine gute Aufnahme; ich lasse hier ein Billet aus etwas späterer Zeit folgen, das aber ebenso gut in diesen ersten Tagen hätte geschrieben sein können:

Ich bedaure lebhaft, dass Sie mich wieder verfehlt haben. Sonnabend und Donnerstag sind die einzigen Tage, wo ich regelmæssig von 4 oder 4 1/2 U. an nicht zu finden bin. Erlauben Sie, dass ich naechsten Mittwoch nach meiner Vorlesung (10-30) zu Ihnen komme? Antwort braucht es nicht. Ergebenst

B. 21/5 76.

Zeller

Aus einem längeren Briefe du Bois-Reymond's, dem ersten an mich gerichteten, dem später noch so viele folgen sollten, sei Nachstehendes mitgetheilt:

Berlin, W., Victoriastr. 17,
10. Juni 1874.

Hochgeehrter Herr!

Auch ich begrüße mit Freuden das neue Organ mit welchem Sie die Literatur zu bereichern im Begriff stehen, und wünsche lebhaft, daß die Revue in Europa neben den englischen Reviews und der Revue des deux Mondes einen ebenbürtigen Platz einnehmen. Sollte es sich ereignen daß ich etwas schriebe, was ich nach Form und Inhalt berechtigt wäre, zur Aufnahme in die neue Zeitschrift für geeignet zu halten, so würde ich mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, die Sie mir so zuvor-

Hrn. Dr. Jul. Rodenberg, Berlin

kommenden und Sie nicht ihren
vollen Werth bieten...

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen
mit gleicher Post unter Kreuzband
einen Einzelabdruck der von Ihnen
so nachsichtig beurtheilten Rede
über eine Akademie der deutschen
Sprache zu übersenden. Sie erschien
nächstens bei Dümmler im Buch-
handel.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
E du Bois-Reymond

Mit der thatkräftigen Unterstützung dieser Viere, des großen Physikers, des großen Physiologen, des großen Historikers und des großen Philosophen durfte ich wohl wagen, mich an die weiteren Kreise der Wissenschaft und schönen Literatur zu wenden. Mitte Juni 1874 erging an die hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten folgendes Schreiben:

Sehr geehrter Herr! Berlin, im Juni 1874.

Die Unterzeichneten erlauben sich, Sie von dem Zustandekommen einer neuen Zeitschrift zu unterrichten, welche vom 1. October d. J. ab in monatlichen Heften zu Berlin erscheinen wird als

Deutsche Revue.

Die **Deutsche Revue**, mit den materiellen Mitteln ihrer Existenz reichlich ausgestattet und für eine Reihe von Jahren gesichert, unternimmt den Versuch, nicht etwa nur eine Specialität unseres geistigen Lebens, sei es dichterische Production oder wissenschaftliche Erörterung oder Kritik auf den Gebieten der Literatur, des Theaters, der Musik und bildenden Kunst zu pflegen oder zu bevorzugen: sie will vielmehr jenem Bedürfniß der hochgebildeten Kreise unsrer Nation, welches bisher noch nicht vollständig befriedigt worden ist, entgegenkommen, indem sie diesen zugleich Unterhaltung in der edelsten Form, Belehrung aus competentesten Händen und einen alle Fragen und Interessen derselben berücksichtigenden Ueberblick über die geistige Bewegung der Gegenwart bietet.

Wir sehen es als eine Förderung in unsrem Vorhaben an, daß eine Anzahl ausgezeichneter Männer sowol im Deutschen Reich als in Deutsch-Oesterreich diesem Programm ihre Zustimmung gegeben und darauf hin der **Deutschen Revue** ihre Mitwirkung zugesagt haben, welche den literarischen und künstlerischen Manifestationen in beiden Metropolen deutschen Lebens, Wien und Berlin, eine gleichmäßige, fortlaufende Berücksichtigung von Monat zu Monat widmen wird.

Wir sind es den Männern, an welche wir diese Zuschrift richten, sowie dem Publikum, für welches die **Deutsche Revue** bestimmt ist, schuldig zu erklären, daß wir in allen Dingen den höch-

sten Maßstab anlegen, daß wir in der Auswahl dessen, was wir zu bringen gedenken, streng, in unsren Uebersichten frei von äußeren Einflüssen und in unsrer Kritik durchaus unabhängig sein werden.

Die **Deutsche Revue** erscheint in einem Umfange von monatlich 10—12 Bogen gr. 8vo, von denen wir 4—5 Bogen der Novelle, 4 Bogen dem Essay bestimmen und 2—3 Bogen auf die Rubriken der regelmäßig wiederkehrenden Monatsübersichten vertheilen.

Wir beabsichtigen, in jedem Hefte mindestens eine abgeschlossene Novelle zu geben und neben dieser, je nach den Umständen, eine zweite gleichfalls abgeschlossene Novelle oder einen kleinen Roman, der in höchstens 3—4 Heften abschließt.

Es wird gewünscht, daß jedes für uns bestimmte Essay sich innerhalb eines Raumes von 1—1½ Bogen halte; doch sind wir gern bereit, wegen einer Reihenfolge dasselbe Thema fortführender Essays mit den Herren Autoren in Verhandlung zu treten.

Mit ganz besonderer Aussicht auf Gelingen bietet sich endlich eine Gelegenheit, die lang vermißte, vielfach entbehrte

Deutsche Revue

wirklich ins Leben zu rufen. Schon jetzt, auf die bloße Nachricht des Versuches, wird ihr, wie wol gesagt werden darf, eine ungewöhnliche, höchst ehrenvolle Sympathie von Seiten des deutschen Buchhandels und des Publikums entgegengebracht. Es hängt von der Betheiligung der berufenen Führer und Träger der deutschen Literatur und Wissenschaft ab, an die wir uns hiermit wenden, der **Deutschen Revue** nicht nur den augenblicklichen Erfolg, sondern auch die Möglichkeit innerer Fortentwickelung und räumlicher Erweiterung zu sichern.

Wir lassen daher auch an Sie, hochgeehrter Herr, die Bitte ergehen, sich den Mitarbeitern der **Deutschen Revue** anschließen zu wollen; und indem wir uns der Hoffnung hingeben, durch eine Zeile der Zustimmung und Zusage von Ihnen erfreut zu werden, verharren wir

mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenst

Die Verlagshandlung: Gebrüder Paetel. Der Herausgeber: Dr. Jul. Rodenberg.
Lützowstraße, 2. W. Schellingstraße, 16. W.

Dieses Schreiben konnte kaum in den Händen seiner Adressaten sein, als Etwas davon auch schon in die Oeffentlichkeit gedrungen war, die Zeitungen anfingen, sich damit zu beschäftigen und nach manchen ungenauen Angaben nachstehende Berichtigung brachten:

[Eine deutsche Revue.] Aus dem „Berl. Börs.-Cour.“ ist in viele deutsche Blätter eine Nachricht übergegangen, laut welcher in Berlin ein neues, großes literarisches Unternehmen, eine Revue im Style der „Revue des deux Mondes“ geplant würde. So weit, wie man uns von unterrichteter Seite mittheilt, beruht die Sache auf Wahrheit; und es ist ferner wahr, wenn das genannte Berliner Blatt hinzufügt: „Die berufensten und berühmtesten literarischen Kräfte Deutschlands, die hervorragendsten Männer der Wissenschaft haben sich bereit erklärt, dieser Zeitschrift ihre Feder zu leihen, um sie zu einem Brennpunkt des deutschen Geisteslebens zu gestalten.“ Allein einer Berichtigung bedarf es, wenn die citirte Notiz damit schließt, daß zur pecuniären Dotirung des Unternehmens ein Consortium reicher Mäcene einen Gründungsfonds von beiläufig 100,000 Thlrn. subscribirt und mit dem buchhändlerischen Vertrieb die Verlagsfirma der Gebrüder Paetel in Berlin betraut habe. Das Unternehmen, weit davon entfernt, eine „Gründung“ zu sein, ist vielmehr aus der ernsten Absicht hervorgegangen, der Deutschen Literatur und Wissenschaft ein gemeinsames, würdiges Organ zu schaffen. Zu diesem Zwecke hat sich die Verlagshandlung der Gebrüder Paetel mit einem Kreise literarischer und wissenschaftlicher Kapacitäten in Verbindung gesetzt, und es darf das bereits in den Stadien der Vorbereitung begriffene Unternehmen nicht nur als gesichert betrachtet, sondern auch einer Veröffentlichung über Plan, Umfang und Organisation desselben in nächster Zeit mit Bestimmtheit entgegen gesehen werden.

Noch aber war diese nicht erfolgt, als — ich darf wohl sagen — jede Post freudig zustimmende Schreiben aus allen Theilen Deutschlands und Oesterreichs brachte. Kein Tag verging, ohne daß ich den Gebrüdern Paetel neu ein-

getroffene Zuschriften mittheilen konnte, aus denen wir sahen, wie die besten Männer der Nation über unser Vorhaben urtheilten und wie gern sie uns ihren Beistand versprachen. Es ist nicht möglich, aus dieser Menge von Blättern, auch nur die bescheidenste Auswahl zu treffen: es sind ihrer zu viele. Doch versagen kann ich mir nicht, wenigstens Einiges davon hier zu veröffentlichen, und zwar als Erstes, was der edle Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) schrieb er, dessen Sang vom letzten Ritter einstmals wie Harfen- und Schwerterklang durch die Seele der deutschen Jugend gebraust, Wehmuth um das alte, Sehnsucht nach dem neuen Reiche weckend.

Hochgeehrter Herr!

Ihr gütiges Schreiben vom 2ten d. M. verpflichtet mich zu gar mannigfachem Danke, sowohl für die freundliche Aufnahme, welche mein letzter Brief bei Ihnen gefunden hat, als auch für die willkommenen Botschaften, welche Sie mir darin mittheilen. Von ganzem Herzen begrüße ich Ihr Projekt und Programm einer neuen „deutschen Revue". Es ist ein glücklicher, höchst zeitgemäßer und bildungsgeschichtlich nothwendiger Gedanke, geistig zusammenzustellen und immer inniger zu verbinden, was leider politisch auseinander gefallen ist. Nur gemeinsame geistige Arbeit kann die politischen unleugbaren Versündigungen [illegible] und jenseits der Grenzpfähle löschen und die bezüglichen Schäden wieder gutmachen. Mögen Sie nur endlich diesem Ziele zusteuern. Ich habe das, was nun einmal gekommen ist, schon vor Jahren als bittere Nothwendigkeit voraus gesehen. Nur hätte ich meinem eigenen Vaterlande dabei eine andere (edlere und glücklichere) Rolle gewünscht. Mit der

vollendeten Thatsachen aber habe ich mich zurecht gefunden, womöglich
ich sie als Österreicher seinerzeit beklagen mußte. Aber da ich zugleich
mich mit Herz und Sinn Deutscher bin und bleibe, hat die Gloriole
des J. 1870 auch tief in mein Herz geleuchtet. Und so sei und bleibe
unser Culturgebiet fortan frei und ungetheilt und über dem trennun-
ben geistigen Schaffen wehe das alte schwarz-roth-goldene Einheitsban-
ner! Wir Österreicher würden verarmen, wenn uns die Quellen
deutscher Bildung und Wissenschaft abgeleitet oder abgesperrt würden,
und Deutschland würde eines bedeutsamen, eigenthümlichen und
lebensvollen Elementes, das ihm manche Bereicherung und Ergänzung
seines edlen Kernes bietet und noch dereinst erhöht werden könn-
te, beraubt sein, wenn Österreich sich von ihm abwenden wollte.
Darum bringe ich Ihrem Programm ein aufrichtiges Glückauf!

Ihrer Aufforderung gerne nachkommend, werde ich versuchen, ob ich
Ihnen für Ihr erstes Heft Passendes und Würdiges bringen kann;
doch Sie wissen, die lyrische Muse ist etwas eigensinnig und von günsti-
gen Stunden und glücklichen Stimmungen abhängig. Darum kann
ich wohl mit Bestimmtheit meinen guten Willen erklären, muß
aber doch zugleich die Eventualität der wirklichen Leistung mit
einem eben so ehrlichen Fragezeichen begleiten.

Hochachtungsvoll mit den besten Wünschen und Grüßen

Ihr ergebener
A. Auersperg

Graz 7 Juni 874.

Der Altmeister der pathologischen Anatomie, der Begründer der Wien-Prager Mediciner-Schule, Prof. Karl Freiherr von Rokitansky, schrieb:

Hochgeehrter Herr!

Vor Allem bitte ich um Verzeihung, daß ich Ihr Schreiben vom 15. d. M. erst jetzt beantworte. Als daran auffallend schmerzhafte Affection ist [illegible]. Indem ich aber dem der Herausgabe der „deutschen Revue" zu Grunde liegenden Bestreben meine volle Anerkennung zolle, versehe ich mich nichts weniger, als einer regen Betheiligung Österreichs. Ihr Name bürgt dafür, daß sie nicht ausbleiben wird.

Was mich betrifft, so [illegible] ich mich keineswegs [illegible]; weil ich keinen

der, um meine Bestellung ab- und dort
einzunehmen, und ich kann [illegible], selbst
die Aufschrift auf eine [illegible]
unterlassend, vorläufig nur [illegible],
daß ich mich bestreben werde, bei
gegebener Muße mich zu revanchiren.

Genehmigen Sie, hochverehrter
Herr die Versicherung der aufrichtigsten Verehrung, mit der ich bin

Ihr ganz ergebenster
Rokitansky

Wien 21. Juli
874.

Von Louise von François ging folgender Brief ein, der so charakteristisch ist für die Verfasserin der „letzten Reckenburgerin":

Weißenfels d. 26t Mai 1877.

Geehrtester Herr,

Ihre freundlichen Zeilen treffen mich am Sterbebette meines guten Stiefvaters. Er war 82 Jahr alt, blind u. hülflos wie ein Kind; mit seiner Pflege ist meine letzte Familienpflicht erloschen u. habe ich im Leben auch wenig von süßem Glück gekannt, so will mich doch bedünken, als ob das süßeste Glück der Erinnerung nicht stärker anhaften könne als eine lange geübte, wenn auch strenge Pflicht.
Sie begreifen daher, daß ich auf Ihre mich ehrende u. mir jetzt doppelt wichtige Aufforderung zunächst keine bindende Zusage geben kann. Sollten mit meinen körperlichen, auch die geistigen Kräfte sich wieder heben, dann: mit Dank u. Freude; Zeit aber, längere Zeit wird dafür unerläßlich sein.

Was Ihr Project betrifft, so hat es meinen
vollen Beifall. Jedesmal wenn mir gelegentlich
ein Heft der Revue des deux Mondes zu Gesichte
kam, habe ich die Franzosen um dieses auserlesene
vielseitige Organ beneidet. Es ist Zeit, daß wir auch
in diesem Stücke ihnen nicht länger hintennach
stehen. Ehr dem tapfern Verleger, der bei der etwas
schwerfälligen Art unseres Publikums das immerhin
fragliche Unternehmen wagt, Ehr vor Allem
dem leitenden Geist des Unternehmens. Glückauf.
dem verehrten Herrn Doctor, Glückauf!

Louise v. François.

Theodor Storm that das Beste, was er für die Zeitschrift thun konnte: er verhieß ihr einen Beitrag.

Husum, 2 Juni 1874.

Verehrtester!

Allerdings bin ich augenblicklich mit einer neuen Novelle beschäftigt, und werde Sie mit Vergnügen in der neuen Zeitschrift meines liebenswürdigen Herrn Kollegen gedruckt sehen; auch wird sie, denke ich, zu Ende Juli fertig sein und sich also etwa zum 2ten Monatsheften schicken. Nur muß ich mir jedenfalls v. 1 Mai 1875 die Disposition darüber reserviren.

Warum arbeiten Sie denn aber immer unter französischer Flagge? Salon – Revue

– –

Hoffen wir nun, daß mein neues opus entwinde sich einigermaßen leidlich verlasse.

Ihr ergebst

Th Storm

Die Novelle, von der hier die Rede, heißt „Waldwinkel" (im MS. und auch im Prospect noch: „Im Waldwinkel") und ist erschienen im ersten Hefte der „Deutschen Rundschau". Die „Erzählung des alten Steuermanns: Eine Seeräubergeschichte", welche das dritte Heft eröffnet, sandte Emanuel Geibel mit diesen Zeilen:

Schwartau bei Lübeck, 6 Jul. 74

Das einzige Gedicht, verehrter Freund, über das ich diesen Augenblick verfügen kann, ist das kleine Idyll, das ich Ihnen beiliegend einsende, mit der Anfrage, ob Sie es für Ihre Zwecke brauchen können. Ich selbst bin nämlich über den Erfolg meiner Arbeit zweifelhaft, da sie in realistischer Rücksichtnahme auf die erzählende Person mehr plattdeutsch als hochdeutsch gedacht ist und sich somit nach Inhalt und Ausdruck innerhalb der durch jenes Idiom bedingten Gränzen zu halten hatte. Solchen, die mit der Sphäre des norddeutschen Volks- und Seelebens vertraut sind, wird das Geschichtchen immerhin einen heiteren Augenblick bereiten können. Aber die Uebrigen?

seine Rücksendung würde mich daher weder über-
raschen noch kränken.

Mit herzlichem Gruße

freundschaftlichst

Emanuel Geibel.

Und nun noch das Wort eines alten Praktikers, der selbst einmal unter den Führern der deutschen Journalistik stand, als er in den vierziger Jahren die „Zeitung für die elegante Welt" herausgab — die Wochenschrift, in der die literarische Generation vor uns sich ihre Sporen verdient und Heinrich Heine seinen „Atta Troll" zuerst veröffentlicht hat:

Schönen Dank, werther Freund,
für freundliche Einladung zur
Deutschen Revue.

Ich werde ihr sehr gern nach-
kommen, sobald mir Muße
wird zu einer Novelle oder einem
Essay. (Lauter Fremdworte!)

Und nun gutes Glück zu Ihrem grossen Unternehmen! Wenn Sie uns eine deutsche Revue des deux mondes schaffen so heben Sie uns auf eine erwünschte Höhe.

Herzlich grüssend Ihr ergebener

Laube.

Wien 9/6 74

Unter solchen Auspicien durften wir denn getrost an die Herstellung des ersten Heftes gehen und während dieses in erwünschter Weise sich gestaltete, ließen wir nunmehr den Prospect drucken, der früher schon im Entwurf den in Aussicht genommenen Mitarbeitern vorgelegt worden war. Er hatte folgenden Wortlaut:

Deutsche Revue.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Die **Deutsche Revue**, deren bevorstehendes Erscheinen wir hiermit anzeigen, ist aus der allgemein getheilten Erkenntniß, daß es der **Gesammtheit** der deutschen Culturbestrebungen an an einem repräsentativen Organ fehle, und aus dem Wunsche hervorgegangen, ein solches Organ zu schaffen. Wir haben den Titel „Revue" gewählt, weil dieses Wort, obgleich aus einer fremden Sprache, doch als Bezeichnung für einen literarischen Gattungsbegriff angenommen worden ist, welche sich weder übersetzen noch ersetzen läßt und am genauesten das ausdrückt, was wir beabsichtigen.

Demgemäß unternimmt es die **Deutsche Revue** — soviel wir wissen zum ersten Mal innerhalb der deutschen periodischen Literatur — nicht etwa nur eine Specialität unsers geistigen Lebens zu berücksichtigen, sondern in systematischer und planmäßig gegliederter Vereinigung eine Darstellung dessen zu versuchen, was der deutsche Geist überhaupt ist und vermag.

Der deutsche Leser hat zur Ausfüllung seiner Mußestunden illustrirte und andere Blätter; er hat zahlreiche Fachjournale, wenn er sich belehren will, und zu seiner Orientirung auf den verschiedenen Gebieten der Literatur, des Theaters, der Musik und bildenden Künste ebensoviele

kritische Führer. Allein ihm fehlt eine Zeitschrift, welche dadurch, daß sie jene mannigfachen Elemente der heutigen Bildung zusammen in sich begreift, einen Ueberblick über den ganzen Umfang derselben ermöglicht und einem Bedürfnisse der hochgebildeten Kreise unserer Nation entgegenkommt, welches bisher noch nicht vollständig befriedigt worden ist.

In diese Lücke einzutreten ist die **Deutsche Revue** bestimmt. Sie wird Unterhaltung in der edelsten Form bieten und zugleich den wissenschaftlichen Fragen, den politischen, literarischen und künstlerischen Vorgängen mit der größten Aufmerksamkeit folgen. In keiner Weise wird sie dem Dilettantismus Vorschub leisten; ihre wissenschaftlichen Aufsätze werden von Männern der Wissenschaft, ihre Beiträge zur schönen Literatur von den ersten unserer zeitgenössischen Dichter und Novellisten, ihre Kritiken von Schriftstellern verfaßt sein, deren Stimmen zu den anerkanntesten und geachtetsten gehören. Sie wird eine ganz besondere Ehre darein setzen, auf jedem ihrer Blätter den Beweis zu führen, daß deutsche Gründlichkeit wohl verträglich ist mit gutem Geschmack und deutsche Fachbildung nicht zu verzichten braucht auf guten Styl.

Die **Deutsche Revue** geht von dem politischen Mittelpunkte des Deutschen Reiches aus, und sie wird sich aller Vortheile der Information und geistigen Hülfsmittel, welche dieser gewährt, bedienen.

Aber indem wir es für nothwendig erachten, an dieser Stelle zu betonen, daß die **Deutsche Revue** keine andere Tendenz verfolgen wird, als diejenige: **deutsch** zu sein, glauben wir doch auch hervorheben zu sollen, daß ihr Nichts ferner liegen kann, als Einseitigkeit. Sie wird das deutsche Element hegen und pflegen, wo immer es sich, über alle Welt verstreut, findet; sie wird daheim, indem sie die außerordentliche Mannigfaltigkeit des deutschen Wesens, seine Unterschiede, selbst Gegensätze würdigt und mit aller Achtung vor den localen und historischen Eigenthümlichkeiten, aus denen jenes sich zusammensetzt, bestrebt sein, so viel an ihr liegt, bestehende Vorurtheile zu beseitigen, freundliche Annäherung, gegenseitiges Verständniß zu vermitteln und in freudiger, frischer Gemeinsamkeit den Zusammenhang des deutschen Geistes- und Gemüthslebens in seinem vollen Umfang aufrecht zu erhalten und zu stärken.

Aber es würde jenes Wesen in seinem tiefsten Grunde verkennen und verleugnen heißen, wenn wir uns darauf allein beschränken wollten.

Der Deutsche welcher, ohne seine Gesinnung, seine Sprache und seine Literatur aufzugeben, ein geachteter und einflußreicher Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika geworden; der Deutsche, welcher als Lehrer, Kaufmann oder schlichter Arbeiter Fuß gefaßt in allen civilisirten Gegenden des Erdkreises, ja selbst über diese hinaus, in Missionen und Entdeckungsreisen die Civilisation weiter tragen hilft: wie könnte dieser jemals daran denken, gegen das Fremde sich gleichgültig, geschweige denn ablehnend zu verhalten?

Wir wünschen daher und zunächst, die intellectuellen Beziehungen zu den uns stammverwandten germanischen Völkern neu zu beleben und werden — nachdem glücklicherweise jeder Grund politischen Mißtrauens in unsere Absichten geschwunden und dieses selbst sich in offene und ehrliche Anerkennung verwandelt — den uns so sehr sympathischen Literaturen des scandinavischen Nordens und der Niederlande besondere Berücksichtigung zu Theil werden lassen und Beiträge von ihren Schriftstellern in der **Deutschen Revue** bringen. Wir beabsichtigen ferner, eine ernste und eingehende Betrachtung jenen beiden großen uns benachbarten Nationen zu widmen, dem neuerdings erst entfalteten geistigen Leben der einen im Osten, deren Machtgebiet und innere Mannigfaltigkeit fast eine Welt für sich bedeutet, der alten und hohen Cultur der anderen im Westen, die wir bisher nicht haben entbehren können und auch in Zukunft nicht entbehren möchten. Wie wir einst in den Tagen, die der Wiedergeburt des Deutschen Reiches vorangingen, Stärkung und Erquickung geschöpft aus dem Studium der ehrwürdigen Institutionen Englands, seiner Achtung vor dem Gesetz und der persönlichen Freiheit, so werden wir auch fernerhin, wenngleich unter veränderten Umständen, seiner politischen, socialen und literarischen Arbeit mit gewohntem Antheil folgen und jedes Lebenszeichen aufrichtig begrüßen, welches wir von dem wiedererwachten Genius Italiens empfangen werden.

Es ist eine großartig bewegte Zeit, wie kaum eine zuvor, eine Zeit des Ringens für Licht und Freiheit, des Erwachens und Auferstehens in den Landen, in welche die **Deutsche Revue** hineintritt. Aber innerhalb dieser mächtigen, hinüber und herüberwogenden, an keiner Landes-

grenze Halt machenden, sondern die ganze Menschheit umfluthenden Strömung von Ideen auf dem in heißen Kämpfen errungenen festen, nationalen Boden zu stehen; aus der Fülle der rings-um auftauchenden, in beständigem Wechsel begriffenen Erscheinungen diejenigen herauszuheben, welche von Einfluß sind auf die fortschreitende Entwicklung, Erleuchtung und Aufklärung des Einzelnen, und in ihrer Gesammtheit dem Jahrhundert seine Signatur verleihen: das ist die Aufgabe der **Deutschen Revue.** Wir würden dieselbe als erfüllt ansehen, wenn es uns, auf Grundlage dieser Voraussetzungen, gelingen sollte, eine Zeitschrift herzustellen, welche von jedem gebildeten Mann und jeder gebildeten Frau mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden kann.

Die **Deutsche Revue** wird in monatlichen Heften von 10 Bogen in gr. 8° erscheinen, und ihr Programm umfaßt folgende Rubriken:

I. **Novellen und kleinere Romane.**
II. **Wissenschaftliche Essays** aus den Gebieten der allgemeinen, der Cultur- und Rechtsgeschichte, der Literatur- und Kunstgeschichte, der Musik- und Sprachwissenschaft, der Archäologie, der Naturwissenschaft, der Technologie, der Kriegswissenschaft, der Politik, Statistik und der Nationalökonomie, Geographie, Reisen und Völkerkunde.
III. **Literarische Monatsübersicht** über die bedeutenderen Novitäten des deutschen Buchhandels.
IV. **Berliner Monatschronik**
V. **Wiener Monatschronik** } über öffentliches Leben, Theater und Musik.
VI. **Politischer Monatsbericht.**

Die letzteren in jedem Hefte regelmäßig wiederkehrenden Rubriken sind jedoch nicht in dem Sinne gemeint, daß sie das gesammte dahin einschlägige Material erschöpfen sollten. Vielmehr behalten wir uns vor, sowohl die fremden Literaturen als die eigentlich fachwissenschaftlichen Werke von hervorragender Wichtigkeit in eigenen Essays zu behandeln. Ferner werden wir uns den außerhalb der beiden Hauptcentren deutschen Geistes- und Kunstlebens stattfindenden Manifestationen von nationaler Tragweite keineswegs verschließen; sondern in allen gegebenen Fällen für rasche Berichterstattung sorgen, wie wir eine solche der **Deutschen Revue** bereits auch in allen fremdländischen Hauptstädten gesichert haben. Endlich bemerken wir, daß unsere politische Monatsübersicht, knapp und möglichst objectiv gehalten, auf keine Weise der Charakteristik politischer Persönlichkeiten oder Prüfung politischer Thatsachen vorgreifen wird, welche wir, sofern es geboten scheint, in ausgeführter Darstellung zu geben beabsichtigen.

Hiermit empfehlen wir unser Unternehmen der Gunst des Publikums und seinem Vertrauen!

Berlin, im September 1874.

Gedruckt war der Prospect und lag in ungeheuren Massen zur Veröffentlichung für den 1. September bereit. Aber er ist niemals veröffentlicht worden. Die letzten Tage des August sollten anders über ihn entscheiden. Denn, ich darf es nicht verschweigen, wir waren nicht ganz zufrieden weder mit ihm noch mit uns selbst: wir hatten das Gefühl, daß hier irgend etwas noch nicht recht stimme. Man hat wohl gemeint, daß es ein Theatercoup gewesen, die Zeitschrift als „Deutsche Revue" anzukündigen, um hernach durch ihre Namensänderung um so mehr zu überraschen. Dies war jedoch nicht der Fall. Wir waren wirklich im Ernst, wiewohl auch uns das Fremdwort im Titel ein beständiger Vorwurf und ein Dorn im Auge. Wie, sagten wir uns, wir wollen eine Zeitschrift für das gesammte geistige Leben unseres Volkes schaffen und die deutsche Sprache sollte keinen Ausdruck dafür haben? Wir dachten an Max von Schenkendorf's „Muttersprache, Muttersaut!" und was er weiter von seiner Empfindung sagt:

„Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß!"

Wir gaben Storm recht, wenn er uns deswegen getadelt, und Laube, wo er sich selbst darüber ertappt hatte. Wir entschuldigten uns vor uns und vor dem Publicum, so gut es ging, waren uns aber wohl der Wahrheit dessen bewußt, wofür freilich auch nur der französische Sprachgenius die Formel geprägt hat: „qui s'excuse s'accuse". Doch ein glückliches Zusammentreffen von Außen that schließlich für uns, was wir selbst vergeblich angestrebt hatten.

Unter den Briefen, die sich in ermunterndstem Tone äußerten, war auch einer von meinem berühmten hessischen Landsmann, dem damaligen Physiologen der Würzburger Universität, Prof. Adolf Fick. In diesem Briefe heißt es:

„Nun kann ich noch ein Bedenken in Betreff des Titels nicht unterdrücken. Ihnen selbst ist — wie aus Ihrem Programm hervorgeht — das französische Wort an der Stirn der deutschen Zeitschrift anstößig geworden. Sie bringen zwar Gründe dafür vor, die ich als gewichtige anerkenne, die ich aber doch nicht für durchschlagend halte. Ich muß gestehn, daß ich lieber den Titel „Deutsche Rundschau" sehen würde, oder allenfalls „Deutsches Museum". Das ist zwar auch ein fremdes Wort, aber wenigstens eines aus einer alten Sprache."

Hier denn ist das Wort: „Deutsche Rundschau" — soweit unsere Zeitschrift in Frage kommt — zum ersten Mal ausgesprochen worden, und es ist ein befriedigendes Gefühl für mich, der Dankespflicht an dieser Stelle genügen zu können. Dennoch zögerten wir, der Anregung zu folgen. Die Bezeichnung „Rundschau" war in diesem Sinne nicht gebräuchlich und unseres Wissens bisher nur einmal angewandt worden von dem „Rundschauer" der Kreuzzeitung, Ernst Ludwig von Gerlach, dem Bruder des Generals. Später freilich haben wir aus Kayser's „Bücherlexikon" ersehen, daß der Titel schon damals Nachfolge gefunden, auf Gebieten der Journalistik allerdings, wo man ihn nicht gesucht hätte. Von 1851—1852 gab es eine „Rundschau der Versicherungen oder Sammlung von Rechnungsabschlüssen, Statuten . . . . und allen das Versicherungswesen betreffenden Gegenständen" (Leipzig). Von Juni bis December 1854 erschien eine „Wöchentliche Rundschau über Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf, Seide und verwandte Rohstoffe" (Gera). 1859 eine „Medicinisch-chirurgische Rundschau" (Wien); erst die Wochenschrift „Aesthetische Rundschau", 1866/67 (Wien) überträgt das Wort auf die eigentliche literarische Gattung, und im selben Jahr (1867, Dresden) kommt die „Deutsche Rundschau, Centralblatt für Wissenschaft, Politik und sociales Leben" hinzu, die jedoch auch nur ein Jahr bestand. Es begegnet dann nur noch 1868 eine „Monatliche Rundschau. Sammlung von Entscheidungen der Gerichte und Verwaltungs-Behörden zu Frankfurt a. M.", und 1869 „Rundschau auf dem Gebiete der Geographie und Naturwissenschaft. Zeitschrift für Deutschlands Lehrer" (Camenz). Die nächste hiernach (1874) ist unsere „Rundschau". Konnte man, bis zu deren Erscheinen, die Blätter leicht zählen, die diesen Namen führten, so wird es fast unmöglich von dem Zeitpunkt an, wo wir ihn — ich darf wohl sagen — populär gemacht haben. Die Zahl der „Rundschauen" mit den verschiedensten Nebentiteln stieg in den Jahren 1877—1882 auf 13, in den Jahren 1883—1886 auf 29, in den Jahren 1887—1890 auf 38, in den Jahren 1891—1894 auf 65.

Wir aber konnten uns noch immer zu diesem Titel nicht entschließen. Der Juli verging, der August nahte seinem Ende, der erste September, an

welchem unser Prospect versandt werden sollte, stand vor der Thür. Da kam, und zwar über den großen Ocean, aus Amerika das erlösende Wort in Gestalt eines Kabeltelegramms: eine der großen Buchhandlungen in New York bestellte, ich weiß nicht genau, wie viele Hunderte von Exemplaren und fügte hinzu, sie wolle die Bestellung verdoppeln, falls wir der Zeitschrift statt des französischen einen deutschen Namen gäben.

Ich erinnere mich dieses Momentes noch ganz deutlich, als wir drei in dem Gartenhäuschen der Lützowstraße die Depesche lasen, uns ansahen und dann wie zum Rütlischwur die Hände ineinander legten mit dem Ausruf: „Ja, so soll sie heißen — **Deutsche Rundschau!**“ — was dann sofort nach New York zurückgekabelt wurde.

Die wenigen Tage reichten eben noch hin, den neuen Prospect zu drucken, der pünktlich am bestimmten Tage in dieser seiner endgültigen Fassung in alle Welt ging:

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Preis pro Quartal (3 Hefte à 10 Bogen gr. 8vo) 6 Mark.

Inhalt des ersten Heftes:

I. **Berthold Auerbach**, Auf Wache. Novelle.
II. **Anastasius Grün**, Zum Concil. Gedicht.
III. **Heinrich von Sybel**, Die erste Theilung Polens.
IV. **Dr. Ferdinand Cohn**, Botanische Probleme.
V. **J. von Verdy** (Oberst und Generalstabschef des I. Armeecorps), Der Zug nach Sedan. Persönliche Erinnerungen nach seinem Tagebuche.
VI. **Zur Kenntniß Kaulbachs.** Mittheilungen und Briefe an den Geh. Ober-Postrath Eduard Schüller.
VII. **Theodor Storm**, Im Waldwinkel. Novelle.
VIII. **Friedrich Kreyßig**, Literar. Rundschau.
IX. **Karl Frenzel**, Berliner Chronik.
X. **Eduard Hanslick**, Wiener Chronik.
XI. **Louis Ehlert**, Richard Wagner's Tristan und Isolde.
XII. **Politische Rundschau.**

Das **zweite Heft** wird u. A. Beiträge von Emanuel Geibel, Paul Heyse, Gustav zu Putlitz, Eduard Lasker und Max Maria von Weber enthalten, denen sich zunächst solche von Rudolf Virchow, Karl Hillebrand, Friedrich Spielhagen und Adolf Wilbrandt anschließen werden.

Der übrige Text ist unverändert der der ersten Redaction, nur daß der Satz, in dem wir uns wegen der Wahl des fremdsprachlichen Titels entschuldigen zu müssen glaubten, fortgelassen worden und weiterhin statt „Deutsche Revue“ immer „Deutsche Rundschau“ gesetzt ist.

Auch die bereits im Satz stehenden Bogen des ersten Heftes mußten mit neuen Columnentiteln versehen werden; und hier, wo ich dieser Veranstaltungen des letzten Augenblickes und aller Factoren gedacht habe, die zum Gelingen beigetragen, darf ich auch der Pierer'schen Hofbuchdruckerei (Stephan Geibel & Co.)

in Altenburg nicht vergessen. Indem ich auf diese fünfundzwanzig Jahre gemeinsamer Arbeit zurückblicke, muß ich sagen, daß während dieser langen Zeit uns ihre Leistungsfähigkeit und ihr guter Wille nicht ein einziges Mal im Stich gelassen haben. Viel wurde nicht selten von ihr verlangt, und stets hat sie mit unfehlbarer Präcision, unverdrossen bei noch so zahlreichen Vorlagen und schwierigen Correcturen ihr Werk gethan, uns dadurch ermöglichend, auch in typographischer Hinsicht unsere Zeitschrift mehr und mehr zu vervollkommnen, zu deren bis jetzt ausgegebenen hundert Bänden oder dreihundert Heften gleichfalls immer dieselbe Firma, Ferdinand Flinsch in Berlin, das Papier geliefert.

Von den zwölfen, die zum ersten Hefte beigetragen haben, sind sieben bereits dahingegangen „quo pater Aeneas, quo divus Tullus et Ancus“: Berthold Auerbach, Anastasius Grün, Heinrich von Sybel, Ferdinand Cohn, Theodor Storm, Friedrich Kreyßig, Louis Ehlert; und unter den Ueberlebenden ist nur Einer, Karl Frenzel, der den Artikel: „Die Berliner Theater“, den er im ersten Hefte des ersten Jahrgangs begonnen, ununterbrochen durch alle fünfundzwanzig Jahrgänge fortgesetzt hat. Wie könnt' ich Derer, die nicht mehr sind, ohne Wehmuth gedenken, und Denen von der alten Garde, die auch beim erneuten Appell nicht fehlen wollten, genugsam danken?

Wenn ich mir heute, nach so vielen Jahren, ein Urtheil darüber erlauben darf, welche Stücke des ersten Heftes, außer der wundervollen Novelle Theodor Storm's „Waldwinkel“, am Meisten zu dem unmittelbaren Erfolge beigetragen haben, so stehe ich nicht an, die beiden Aufsätze zu nennen, deren einer „Zur Kenntniß Kaulbach's“ anonym erschienen ist. Da es sich in dieser Publication wesentlich um Briefe Kaulbach's handelt, kann von einem eigentlichen Verfasser nicht wohl die Rede sein; aber Derjenige, dem sie die „Rundschau“ verdankt, der sie herausgegeben, höchst geschmackvoll eingeleitet und sich selbst in einer Anmerkung unter der bescheidenen Initiale „M. J.“ verborgen hat, ist — jetzt darf ich es wohl verrathen — der Oberstleutnant, damals Hauptmann Max Jähns.

Von dem anderen Aufsatz „Der Zug nach Sedan“ habe ich noch das Manuscript, das der Verfasser, damals Oberst, jetzt General von Verdy du Vernois, mir geschenkt hat. Was diese Handschrift mir besonders denkwürdig macht, sind einige Bleifedernotizen, die der Generalfeldmarschall Graf Moltke vor der Veröffentlichung an den Rand geschrieben hat, und die ich nach erhaltener Genehmigung Sr. Excellenz des Herrn Generals von Verdy hier mittheilen will.

„Das Endresultat des Tages (31. August 1870) war“, so hatte Herr Oberst von Verdy geschrieben, „daß die gesammte französische Armee sich auch mit ihren letzten Abtheilungen auf das nördliche Maasufer zurückzog und nun um Sedan concentrirt stand. Einzelne Bewegungen derselben machten den Eindruck, als ob sie noch in der letzten Stunde — vielleicht durch einen Nachtmarsch — sich der drohenden Umzingelung oder einem Uebertritt nach dem dicht hinter ihr gelegenen Belgien entziehen wollte. Das auf dem linken Flügel der III. Armee befindliche 5.

und 11. Corps erhielt daher (um dem vorzubeugen, von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen) Befehl, noch in der Nacht wieder aufzubrechen, um die Maas in der Gegend von Donchery zu überschreiten.“

Hierzu, zwischen dem zweiten und dem dritten Satz, macht Graf Moltke folgende Bemerkung:

Nicht zu setzen.

Gen. v. Blumenthal wurde noch Abds v. mir schriftlich ersucht, wenn irgend möglich, u. trotz der gestern gemachten großen Ermüdung der Truppen, wenigstens mit etwas noch in der Nacht die Maas zu überschreiten.

GvM

Antwort: d. d. Vendresse 31. Aug. 7,45 Ab.
Abmarsch um 9 Uhr p. Ordnung.

Dieser Satz ist dem Sinne nach in den gedruckten Text aufgenommen und die mit Klammern versehene Stelle demgemäß gestrichen worden (Deutsche Rundschau, 1874, Heft I, S. 47).

Herr von Verdy hatte geschrieben, „daß Napoleon seinen Degen angeboten habe“; Graf Moltke setzt daneben mit Fragezeichen: „übersandt“ (a. a. O. S. 53).

Dann der schicksalsschwere Abend der Capitulationsunterhandlungen in Donchery: General von Moltke und der Generalquartiermeister von Podbielski nebst den Adjutanten und Generalstabsofficieren waren bereits anwesend, als um 11 Uhr Nachts General von Wimpffen gemeldet wurde. „Wir begaben uns nach dem am Flur liegenden Zimmer; auch Graf Bismarck war hier eingetroffen (den Se. Majestät zu den Verhandlungen hergesandt hatte).“ Diese letzten Worte sind gestrichen, denn hier befindet sich die Bemerkung von Graf Moltke's Hand:

Nicht zu setzen

dürfte wohl eine kleine Modification erhalten!

Gr B fuhr nicht nur in meinem Wagen. auf befragen hatte ich erklärt, daß es mir angenehm sein würde wenn er der, mir übertragenen, peinlichen Verhandlung beiwohne.

Von dieser Aeußerung, welche den großen Strategen am Tage seines höchsten Triumphes in einem menschlich so schönen Lichte erscheinen läßt, konnte natürlich in der historischen Darstellung und nach des Generals ausdrücklichen Willen im Texte kein Gebrauch gemacht werden; dagegen war weiterhin folgender Passus gestrichen: „Graf Bismarck bekämpfte sie (die Deductionen Wimpffen's) mit den Worten: ‚Hätten wir nur mit der französischen Armee zu verhandeln, wir würden mit Freuden ihr jede Bedingung bewilligen, welche sie wünschte!'" Dafür hatte Graf Moltke an den Rand gesetzt: „Graf B. beleuchtete die politische Situation seit 200 Jahren," und so steht es denn auch im gedruckten Text (a. a. O. S. 54). Hier schließt Bismarck's Auseinandersetzung mit den Worten: „Wir brauchen für die Zukunft materielle Garantien." In dem Manuscript jedoch fährt Bismarck noch fort: „und in dem Stadium, in dem wir sind, ist diese Garantie: die volle Kriegsgefangenschaft der um Sedan befindlichen französischen Armee." Die Randglosse Moltke's hierzu lautet: „nein! das überließ er mir zu sagen. Das Protocoll, welches Gr. Nostitz geführt, muß das ergeben." Der Text hat denn auch: „Und General von Moltke beharrte mit eiserner Energie auf den einmal gestellten Bedingungen," 2c. (a. a. O. S. 54).

Diese kleinen Züge fügen dem überwältigend großen Bilde, wenn man es im Zusammenhange betrachtet, freilich nicht viel hinzu; doch man begreift, mit welchen Empfindungen diese Blätter mich erfüllten, so frisch nach den weltumgestaltenden Ereignissen, die sie schildern, und in der Handschrift der Männer, die bei ihnen in erster Reihe Mithandelnde waren; welches Gefühl der Sicherheit, weit über das bloß literarische Interesse hinaus, sie mir gaben, wenn ich bedachte, daß wir mit ihnen zuerst vor das deutsche Publicum treten und unsere Laufbahn beginnen sollten!

Gegen Mitte September, nachdem alle Arbeit gethan war, verließ ich Berlin, um einige Wochen „Ferien in England“ zu haben. In einer eigenthümlich traumhaften Stimmung, leicht ermüdet, ein wenig traurig, betrat ich nach langer Zeit diesen Boden wieder, auf dem ich einst so viel gute Jahre verlebt hatte — Jahre der Freundschaft, der ungeduldigen Erwartung, Jahre der frohen Hoffnungen und schönen Zukunftspläne — von allem Neuen mächtig erregt, von der Fülle neuer Eindrücke bestürmt, von der Großartigkeit neuer Anblicke gehoben, und Alles mit der noch unverbrauchten Illusionsfähigkeit der Jugend in mich aufnehmend. Von allen Seiten drang das Massenhafte der Erscheinungen auf mich ein — öffentliches Leben, Geschichte, Literatur, Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Wochenschriften, Monatsschriften, Vierteljahrsschriften; und hier, stärker als je zuvor, erwachte der alte Trieb aufs Neue, dem in frühen Jahren schon die „Blätter und Blüthen“ entsproßt waren. Wie manchmal unter der Kuppel des Lesedoms im British Museum hatte ich mit dem liebsten Freunde, mit Emanuel Deutsch, vor diesen langen Reihen compacter Halblederbände gestanden, die von Addison's und Steele's „Spectator“ bis zu Thackeray's „Cornhill Magazine“ reichten; wie manchmal auch davon gesprochen mit Ferdinand Freiligrath, der mir später nach Deutschland schrieb: „Lassen Sie mich vor allen Dingen hoffen, daß die beabsichtigte Zeitschrift zu Stande kommt und daß die Vorarbeiten zu dem Unternehmen Sie recht bald wieder herführen[1].“ Siebzehn Jahre waren seitdem vergangen, der eine Freund war todt, der andere weit weg und ich wieder in London — aber nicht in dem mehr, das es mir damals gewesen.

Wir waren die Gäste einer uns nahe verwandten Familie, die nicht weit von London, bei Cranford, in der Grafschaft Middlesex, eine schöne Besitzung hatte. Dort, in Elthorne House, in der Halle, dicht am Portal, stand ein langer Eichentisch, auf dem, immer nach ihrer Ankunft, die Postsachen ausgebreitet wurden und Jeder, der hereintrat, sogleich das für ihn Bestimmte fand; und da war's an einem sonnigen Herbstnachmittage, daß aus einer

[1]) Erinnerungen aus der Jugendzeit. Deutsche Rundschau 1898. Bd. XCIV, S. 421.

weißlichen Hülle mir etwas Orangefarbenes entgegenleuchtete. Klopfenden Herzens nahm ich es an mich und begab mich damit — denn ich hätte es in der Gegenwart von Zeugen nicht öffnen können — zu meinem Lieblingssitz, unter eine hundertjährige, von Epheu ganz umschlungene Ulme, von der man den Blick über den weiten Wiesenplan hat, setzte mich, löste den Umschlag und hielt in der Hand — das erste Heft der „Deutschen Rundschau".

Zu derselben Zeit, an einem ganz anderen Punkte der Welt, hat ein Anderer, ein Größerer, auch die „Rundschau" zum ersten Mal gesehen und was er in Erinnerung daran manches Jahr hernach schrieb, das will ich zum Schluß hier mit seinem Namen folgen lassen:

[illegible]

Th. Fontane

Die Reisegefährten.

Von
Marie von Ebner-Eschenbach.

In ein Halbcoupé erster Classe des Schnellzugs Amsterdam-Leipzig war an einem Winterabend ein alter, fein aussehender Herr gestiegen, hatte seinen Pelz und sein Handgepäck auf den leeren Plätzen ausgebreitet und sich sehr behaglich eingerichtet. Der Zug war nicht stark besetzt; der Reisende hoffte allein zu bleiben; und, wenn auch im rüttelnden Waggon nicht schlafen, sich doch wenigstens bequem ausstrecken zu können. Die Enttäuschung, die ihm bevorstand, hatte sich bis zum letzten Augenblick aufgespart. Schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben, als eine mächtige, in einen langen Pelzrock gehüllte Gestalt in der Waggonthür erschien. Ein junger Mann, ein blonder Riese, trat ein. Mit weicher, wohlklingender Stimme sagte er einige Male: „Pardon!" schloß die Thür, blieb stehen, eine Antwort erwartend. Sie erfolgte nicht, und er legte denn, nachdem er seine eigenen Reiseeffecten im Netze untergebracht hatte, die des alten Herrn sorgfältig und fast respectvoll auf den mittleren Sitz zusammen. Dann setzte er sich auf den frei gewordenen Platz, so bescheiden als möglich und ganz tief in die Ecke.

Jede seiner Bewegungen war von dem Anderen mit scharfen, verdrießlichen Blicken verfolgt worden. Sein Mißfallen an dem Menschen steigerte sich, als der den steifen Hut, den er getragen hatte, mit einer runden Pelzmütze vertauschte, und der slavische Typus seiner Physiognomie noch deutlicher zum Vorschein kam.

„Ist ein Russe, ist meiner Seel' ein Russe," dachte der Alte. „Wenn er sich auf der Heimreise befindet, werd' ich ihn vor Leipzig nicht los. Angenehme Nacht in Aussicht. Raucht eine Nacht durch wie nichts, so ein Russe."

Aber der Russe rauchte nicht, er lehnte schweigend und regungslos in seiner Ecke.

Ein neuer Argwohn stieg in dem Wagennachbarn auf: „Rührt sich nicht, richtet sich zum Schlafen ein. Natürlich, so ein Russe. Raucht wie ein Kohlenmeiler oder schnarcht brüllend wie eine Rohrdommel."

Aber der Russe schlief auch nicht. Er hielt vielmehr, so viel man beim Schein der mit dem Waggon hin- und herschwankenden Deckenlampe sehen konnte, die Augen mit begütigendem Ausdruck auf den Reisegefährten gerichtet, als ob er sagen wollte: „Es ärgert Sie, daß ich da bin, und das thut mir herzlich leid, doch kann ich mit dem besten Willen nicht verduften."

Der Uebellaunige schmollte weiter. „Raucht nicht, schläft nicht, sieht mich an, möcht' wahrscheinlich gern plappern, alle Russen plappern gern. Dafür dank' ich. Da wär' mir ein stiller Raucher und selbst ein lauter Schnarcher noch lieber." Er wendete sich plötzlich dem jungen Manne zu und sagte trocken: „Wenn Sie rauchen wollen, rauchen Sie."

Der Angeredete verbeugte sich: „Ich danke, ich rauche nicht."

„So? — Aus Gesundheitsrücksichten?" Er lächelte selbst bei der Frage an diesen blühenden, kraftstrotzenden Menschen. „Oder Geschmacksache?"

„Das Letztere. Ich mag den Tabak nicht."

„Erstaunlich für einen Russen. Sie sind doch ein Russe?"

„Meine Familie ist deutschen Ursprungs, aber seit mehreren Generationen in Rußland naturalisirt, in Südrußland. Ich lebe in Taurien." Er stellte sich vor: „Alexis Platow, Gutsbesitzer." Ein kurzes Besinnen, und mit abermaliger höflicher Verbeugung die Frage: „Und wie darf ich Sie nennen?"

„Nennen Sie mich Doctor," lautete die barsche Erwiderung. „Ich bin Arzt. Das heißt gewesen. Prakticire nicht mehr. Wenn Sie schlafen wollen, schlafen Sie," fügte er hinzu.

„Ich kann nicht, Herr Doctor, ich kann auf der Eisenbahn nicht schlafen, ein so ausgezeichneter Schläfer ich sonst bin."

„Da geht es Ihnen wie mir," sagte der Alte, „ich kann im Waggon nicht schlafen und bin kein Raucher."

„Auch nie gewesen, Herr Doctor?"

„Doch, ein leidenschaftlicher, in der Jugend. Später hat es sich gemäßigt wie so vieles Andere. Und auf einmal — das kam plötzlich — macht' ich die Bemerkung: es schmeckt dir nicht mehr, du rauchst nur aus Gewohnheit. Da hab' ich's aufgegeben."

„Sofort und gänzlich?"

„Sofort und gänzlich."

„Bewunderungswürdig, Herr Doctor; eine alte Gewohnheit aufgeben können, ohne rückfällig zu werden, das ist eine große Sache."

„Nicht so gar groß in meinem Fall. Ich hasse die Tyrannei der Gewohnheit. Der Gewohnheitsmensch ist eigentlich gar kein Mensch, ist ein stumpfer, elephantenhäutiger Popanz."

„Da haben Sie recht. Auch ich hasse die Gewohnheitsmenschen."

Der Doctor betrachtete ihn mißtrauisch. Wieder eine Uebereinstimmung! Errieth ihn dieser Mensch und wollte sich ihm angenehm machen mit slavischer Wohldienerei? „Können Sie wirklich hassen?" fragte er spöttisch. „Haben Sie die Kraft dazu? Man sieht es Ihnen nicht an. Riesen wie Sie haben gewöhnlich ihre ganze Kraft aufs Wachsen verwendet."

Platow lachte gutmüthig. „Mir ist doch noch einige zu anderer Verwendung übrig geblieben. Nicht nur, um zu hassen."

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, um zu lieben, Herr Doctor.“ Unsäglich jubelvoll waren diese Worte hervorgebrochen: „Ich liebe, ich bin verlobt.“

„Schon?“

„Schon seit Jahren; und, so Gott will (dem Doctor schien, als ob Platow unter dem Pelze das Zeichen des Kreuzes mache) in sechs Wochen — verheirathet.“

„Und das wünschen Sie? Können Sie es nicht erwarten, sich unters Joch zu beugen?“

„Kann es wirklich kaum mehr erwarten.“

„So? — Wie alt sind Sie denn?“

„Sechsundzwanzig.“

„Ist das möglich? Ihnen sieht eine zwanzigjährige Seele aus den Augen.“

Der Russe fing an, ihn zu interessiren. Wenn seine Menschenkenntniß ihn nicht täuschte, und die täuschte ihn selten, ehrlich gestanden meinte der Doctor: nie! — war er da auf ein Prachtexemplar der Gattung, auf ein Unicum gestoßen. Auf einen Steppenbären, so höflich, wie heutzutage kaum noch ein Haushofmeister, einen jungen Mann der Neuzeit und naiv und vertrauensselig wie ein Kind. Trägt sein Herz auf der flachen Hand herum und fragt: „Ist's gefällig?“ So kam er ihm vor, und so mußte er sein; nach kaum einer Stunde hätte der Doctor darauf schwören dürfen.

Er hatte ein Gespräch gefürchtet und sich dann selbst kopfüber hinein gestürzt und wußte bald so viel von dem Reisegefährten, daß er seine Biographie hätte schreiben können. Aber besser als er würde Geßner oder Florian das getroffen haben. Die reine Idylle. Alexis war auf dem Gute seiner Eltern geboren worden und ihr einziges Kind geblieben. Seinen Vater verlor er früh, wurde von der besten Mutter erzogen und besann sich nicht, ihr die Aufgabe besonders schwer gemacht zu haben.

„Was aus mir werden konnte, bin ich unter ihrer Leitung geworden. Einen großen Geist und große Talente konnte sie mir nicht anerziehen. Ich bin ein einfacher Mensch. Sie werden das schon gemerkt haben, Herr Doctor, denn Sie haben einen scharfen Blick. Mittelschlag. Altmodisch, so jung ich bin, dem Vorurtheil der Pflicht unterworfen, ein gläubiger Christ.“

Der Doctor murmelte: „Phänomenal“ und setzte laut und ohne Spott hinzu: „Nun, ich gratulir' Ihrer Mutter und gratulir' Ihrer Braut.“

„Machen Sie ihre Bekanntschaft, Herr Doctor, ich hab' sie beide da!“ rief Platow, und seine Augen leuchteten. Er zog ein kleines Etui aus der Tasche, in dem zwei Miniaturbildchen eingerahmt waren, vortreffliche, im Genre Daffinger's gemalte Porträts. Eine ältliche Frau in Wittwentrauer, mit edlen, etwas strengen Zügen, und ein sehr junges Mädchen. Der Doctor stand auf, trat unter die Lampe und betrachtete die Bilder.

„Sie sehen Ihrer Mutter nicht ähnlich,“ sagte er, zu Platow emporsehend, der gleichfalls aufgestanden war.

„Nein. Ich bin ganz und gar meinem Vater nachgerathen. Meine Mutter ist eine Deutsche.“

„Und das ist Ihre Braut. O prachtvoll! Wenn das Bild nicht geschmeichelt ist.“

„Geschmeichelt?“ rief Platow in heller Entrüstung, und der Doctor fuhr fort:

„Wenn das Original so klug ist und so gut, so sanft und so energisch, wie es hier aussieht, kann man Ihnen nur Glück wünschen.“

„Das kann man, vor Allem Glück wünschen, daß ich dieses Jahr überstanden habe, das Prüfungsjahr. Ein ganzes Jahr der Trennung von ihr, von meiner Mutter. Mein zukünftiger Schwiegervater stellte die Bedingung, als ich bei ihm um meine Sonja warb: ‚Du (er sagt du zu mir, wir sind Nachbarn) bleibst ein Jahr fort, siehst dir eine andre Welt, andre Menschen an, und wenn du dann zurückkehrst, und wenn es dir daheim wieder gefällt und auch Sonja dir noch gefällt, ist sie dein.‘ Ist sie mein,“ wiederholte er, nahm dem Doctor das Etui aus der Hand und versenkte sich in den Anblick des Bildes seiner Braut. Sein Gesicht wurde ordentlich hübsch vor tiefer Wonne und schöner Zärtlichkeit. „Wenn ich denke!“ rief er, „in drei Tagen bin ich daheim, habe Alle und Alles wieder, was ich liebe, meine Mutter, meine Braut, mein altes Hauß und den Wald und die Felder und die Steppe, zu viel des Glückes! Zum Erschrecken viel! Wie soll ein Mensch, dem ein solches Glück auf Erden zu Theil wird, sich auch noch den Himmel verdienen können?“ Er hatte sich wieder in seine Ecke gesetzt, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Der Doctor aber beugte sich vor: „Sie sind mir merkwürdig,“ sagte er. „Sie haben doch studirt. Oder nicht?“

„Gewiß, ich habe die Universität absolvirt.“

„Und den Glauben nicht eingebüßt? Nichts von Ihrem Glauben?“

„Von meinem Glauben?“ er dachte eine lange Weile nach, er war sehr ernst geworden. „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Herr Doctor, etwas, das nicht einmal meine Mutter weiß. Ist das nicht seltsam? Ihr sagt' ich es nie. Aber wir begegnen uns einmal im Leben und dann vielleicht nie wieder. In die Krim kommen Sie wohl nicht?“

„Schwerlich, junger Mann. Mein Weg führt jetzt ans goldne Horn und weiter, und wieder heim . . . Nun, was wollten Sie mir anvertrauen?“

„Daß mein Glauben eine Lücke hat, eine merkwürdige Lücke. Ich kenne die Reue nicht. Höchstens denke ich: Was du gethan hast, war nicht gut, nicht schön. Das ist aber auch Alles, ist nur Selbsterkenntniß, nicht Reue, nicht die Reue, die zu haben unsere Religion uns vorschreibt. Ich habe doch schon manches Unrecht begangen, und wenn ich darüber nachdachte, gründlich und ehrlich, mußte ich mir gestehen: Wenn du wieder in dieselbe Lage versetzt würdest, würdest du auch wieder dasselbe Unrecht begehen. Das ist schrecklich, Herr Doctor, das ist das Gegentheil dessen, was zu empfinden meine Pflicht wäre als Christ. Wenn ich noch schärfer zusehe, ganz helle Augenblicke habe, Augenblicke, in denen im Kopf Alles licht wird, und man aus- und durch und durch-denkt, dann ist es mir schon gewesen, als ob ich eine Berechtigung hätte, Reue nicht zu empfinden. Und als ob alle Menschen eine gleiche

Berechtigung hätten. Welche Lücke in meinem Glauben, Herr Doctor, welch' ein klaffender Riß! Aber solche Augenblicke, in denen man ausdenkt, sind selten. Im gewöhnlichen Leben duselt man so hin. Für den täglichen Gebrauch langt Unsereins mit geringem Gedankenmaterial reichlich aus. Der Weg, den die Gedanken genommen haben in seltenen — soll ich sagen begnadeten oder unheilvollen Stunden? — verschüttet sich. Man findet ihn nicht wieder, aber das Resultat bleibt, die gewonnene Erkenntniß ist da. So ist bei mir die Erkenntniß da: Du bist der Reue unfähig."

„Das ist allerdings sonderbar," versetzte der Doctor und war wieder sehr spöttisch, aber voll Wohlwollen. Dem Skeptiker, dem Unfrommen, machte die Lücke in der Frömmigkeit seines Reisegefährten Vergnügen. Und für den Urheber dieses Vergnügens sprach etwas in seinem, der Vorliebe und Sympathie schwer zugänglichen Herzen.

„Wir sind einander nie begegnet," sagte er, „wir werden einander nie mehr begegnen, aber wir sind für viele Stunden zusammen eingesperrt in einem engen Rumpelkasten, wie zwei Gefangene in einer Zelle. Es ist eine bekannte Sache, daß Zellengenossen unbeschränktes Vertrauen zu einander haben. Sie schenken mir das Ihre, ich will Ihnen dafür etwas schenken, was sonst nicht zu haben ist, überhaupt nicht, um gar keinen Preis — das meine. Hören Sie, junger Mann, auch ich habe Seltsames im Punkt der Reue erfahren. Ich war ein Reuekünstler, ich bin als Reuiger geboren; ich glaube, daß ich mit dem ersten Athemzug bereute, auf die Welt gekommen zu sein. Denken Sie, dieses Talent haben und ein Arzt sein, immer von dem Gefühl begleitet sein: Hättest du das doch nicht gethan, oder mehr gethan, oder anders gethan. Wärst du nicht so kühn oder nicht so ängstlich gewesen!"

„Verzeihen Sie, Herr Doctor," unterbrach ihn Platow, „was Sie da gequält hat, war nicht Reue, es waren Scrupel, Gewissenszweifel. Reue hat man doch nur — wenn man sie hat — um einer Sünde willen."

„Verlassen Sie sich darauf: meine Reue war so heiß, wie der frömmste Büßer sie heißer nicht zu fühlen vermag. Aeußerlich merkte man mir nichts an, ich trug eine eiserne Maske und gab mich für unfehlbar und bin dabei ein berühmter Arzt geworden. Und jetzt kommt die Anomalie. Irrthümer, um derentwillen mich der strengste Beichtiger losgesprochen hätte, habe ich blutig bereut. Ein Verbrechen, um dessentwillen mich der erste beste Strafrichter verurtheilen müßte — nie."

Der Russe sah ihn mit lachenden Augen an. „Sie wollen ein Verbrechen begangen haben, Herr Doctor? Nun erlauben Sie mir, Sie halten mich für gar zu naiv."

„Es ist, wie ich Ihnen sage. Das größte Verbrechen, das ich als Arzt begehen konnte, habe ich begangen: ich habe einen Kranken, den ich behandelte, dessen Leben ich fristen sollte und konnte, sterben lassen, zu Grunde gerichtet mit Bedacht."

„Warum sagen Sie mir das?“ rief Platow. „Es kann nicht sein. Mir ist noch selten ein Mensch auf den ersten Blick so verehrungswürdig vorgekommen wie Sie.“

„Den ersten Blick? — Wer jung ist, wie Sie, thut gut, ihm zu mißtrauen. Sie kommen da mit einem Reisegefährten zusammen, der Ihnen einen guten Eindruck macht, fühlen sich zu ihm hingezogen und erfahren, daß er einen Mord begangen hat. Denn ein Mord war's, da hilft Alles nichts. Er hat ihn begangen und nie bereut. Dieser Scrupelfänger, der Tage lang bereuen konnte, daß er bei einem seiner leicht erkrankten Patienten dieses Mittel angewendet hat und nicht jenes — hat einen Mord nie bereut.“

„Einen Mord — einen Mord“ — wiederholte Platow in einem Ton voll Entsetzen. „Wann war das? Wo war das?“

„Wann? Vor vielen Jahren. Wo? In einer ziemlich großen Provinzstadt, irgend einer slavischen, in die mich die Verhältnisse verschlagen hatten. Es waren außer mir noch zwei Aerzte dort und ein Bader. Alle Drei hatten im Hause des Pan Sylvester ordinirt und waren supplirt worden, Einer durch den Andern, immer hinterrücks. Nebenbei gesagt, der Jüngste war talentvoll, und der Einzige, der mich erstaunt und sogar mißtrauisch angesehen hat, als ich ihm zum ersten Mal sagte: ‚Sie, Ihr Pan Sylvester stirbt.‘ Er selbst ist — schad' um ihn — bald darauf während einer Typhusepidemie, die im Lande raste, hinweggerafft worden, wie viele andere Aerzte. Er hatte eine große Verachtung gegen Pan Sylvester, und die theilten Viele mit ihm, und Viele wieder empfanden Mitleid mit ihm, ohne recht zu wissen warum und nannten ihn immer nur den armen Pan Sylvester. Ausgemacht war, daß er nie einem Bekannten — Freunde hatte er nicht — den geringsten Gefallen und nie einem Armen die geringste Wohlthat erwiesen hatte. Er bedauerte sich immer, niemals aber so intensiv, als wenn ihn Jemand um etwas bat. Der Andere kam sich dann vor, wie wenn er einen Bettler hätte berauben wollen. In der Kunst, zu lamentiren, besaß dieser Pan eine unerhörte Virtuosität. Wenn er es darauf anlegte, zu rühren, rührte er sogar die Gleichgültigen und Kalten. Eine nur ließ sich nie hinters Licht führen, die Eine, die ihn ganz und völlig kannte, die alte Haushälterin Bohuslava, eine Art Factotum. Sie war mit der verstorbenen Frau ins Haus gekommen und hatte mit ihr alle Qualen ihrer unglückseligen Ehe durchgemacht. Es hieß, die Frau sei bildschön und der Mann von tollwüthiger Eifersucht gewesen. Ohne Grund. An ihrer Frauentugend hatten nicht einmal die Mißgünstigen je gezweifelt. Aber sie klagte — und das war ungeschickt und wurde ihr übelgenommen. Es ist einmal Ehrensache für die Frau, in ihrer Ehe wenigstens glücklich zu scheinen. Sie setzt sich selbst herab, wenn sie eingesteht, daß sie es nicht ist. Die Welt fordert in dem Punkte eine heroische Heuchelei, die vielleicht ihr Gutes hat. Das gehört aber nicht hierher.

Eines Tages traf ich meinen jungen Collegen, und er kündigte mir an, ich möge mich gefaßt machen, nächstens zu Sylvester gerufen zu werden. Der Pan beginne liebenswürdig mit ihm zu sein, ein sicheres Zeichen stiller Unzufriedenheit bei dieser aufrichtigen Seele. Unter der Hand, auf Umwegen, hatte er sich schon nach mir erkundigt in seiner Katzenart.

‚Geben Sie acht,‘ sagte mein College, ‚nächstens werden Sie gerufen. Sie kommen jetzt dran, und nach Ihnen oder vielleicht schon im Geheimen mit Ihnen zugleich irgend eine Curpfuscherin. Gehen Sie trotzdem zu ihm, ich bitte Sie. Nicht seinet-, aber der Tochter wegen. Ein wunderbares Wesen, Sie werden sehen. Ich wäre längst weggeblieben, ohne diese Märtyrerin — und welches Leben führt der Engel!‘ Er sprach lang fort in Ausdrücken . . . mit einer Begeisterung . . . Ich mußte merken, was es bei ihm geschlagen hatte. Aber er war gescheidt, er machte sich keine Hoffnung; er wußte: Ein reiches Edelfräulein und ein armer Doctor, das stimmt nicht. Stimmte wenigstens damals noch nicht.

Richtig also, bald darauf erhielt ich einen schön geschriebenen Brief von der Panenka Michaela. Im Namen ihres Vaters bat sie mich, ihn am nächsten Morgen, so früh als mir irgend möglich sei, besuchen zu wollen. Die Neugier trieb mich hin. Ich bin bis ins Mannesalter hinein neugierig gewesen. Was ich fand, war ein luxuriös eingerichtetes Haus, zahlreiche Dienerschaft, und endlich ein mit wahrem Raffinement für das Wohlbehagen des Patienten ausgestattetes Krankenzimmer. Er selbst ein langer, dürrer Mensch mit einem Vogelkopf. Den flachen Schädel bedeckten dichte, kurz gehaltene, pfefferfarbige Haare. Die Augen waren klein und lauernd, die Nase bog sich schnabelartig dem breiten Munde zu. Sein gelbliches Gesicht war bartlos. Um den Hals hatte er einen seidenen Shawl geschlungen und trug einen weiten Tuchrock mit Verschnürungen. Dieser Vogelmensch hatte eine hohe, klagende Stimme und ein unstillbares Sprechbedürfniß und setzte sich gleich in Scene als der geduldige und heldenmüthige Kranke, der die schweren Leiden, die Gott über ihn verhängt, gern auf sich nähme, wenn sie ihn nur nicht zu einer Plage und zu einer Last für seine Umgebung machen würden. Aber das — das war ihm das Aergste. Er, eine Plage, eine Last, der sein Leben lang ein Centrum gewesen war und gewohnt, zu nützen, zu stützen. Der Reim gefiel ihm, er wiederholte ihn mehrmals. Ich denk' es noch. Was man sich merkt . . . Das Gedächtniß ist ein eigenes Ding . . . Was man sich merkt — was man vergißt . . .

Er also war gewohnt gewesen, zu nützen, zu stützen. Und jetzt! Ach, wenn seine Kinder nicht wären — ihnen zu Liebe, die es um ihn nicht verdienten, ließ er so deutlich durchblicken, daß es Einem die Augen ausstach, schleppte er sein elendes Dasein weiter, und that sogar, was eben zu thun Pflicht ist, um es zu fristen, nur ihnen zu Liebe.

Und nun kam die Krankengeschichte, die lang vor dem A anfing und weit hinter dem Z aufhörte. Alle Augenblicke berief er sich auf seine Tochter und auf die alte Wirthschafterin, die beide anwesend sein mußten bei meinem ersten Besuch. Wenn er so stark aufgetragen hatte, daß ihm die Tünche selbst zu schreiend und zu unwahrscheinlich vorkam, dann sollte seine Tochter die Behauptung bestätigen. Sie erröthete, sie zögerte, brachte die Lüge nicht heraus. Sie sagte: ‚Ja, ungefähr . . . Es wird dir so vorgekommen sein,‘ und seufzte ganz leise und mit unsagbarer Langmuth: ‚Der arme Papa!‘

Was, ‚der arme!‘ Ich beobachtete ihn; wenn sie ihn halb und halb im Stiche ließ, da kochte es in ihm, da sah er sie an, als ob er sie zerreißen wollte. Da begriff ich, wie zornwüthig er werden konnte, der sentimentale Dulder.

Unter einem solchen Blicke schauderte sie, beugte sich aber nicht, gab nicht klein bei. Sie war ein tapferes Geschöpf. In der Stunde schon habe ich sie beurtheilt und hatte an dem Bilde, das ich mir damals von ihr gemacht, auch in der späteren Zeit wenig hinzuzufügen und wenig hinwegzunehmen. Nicht normal, eine Heilige. Heilige sind ja nicht normal. Uebermüdet, erschöpft durch das Leiden, den fortwährenden Kampf, die fortwährende Selbstbeherrschung. Und schön . . . eine anmuthige, unwiderstehliche Schönheit. Eine Gestalt, hoch und schlank, und wie für die Ewigkeit gebaut. Und die Ansätze der Glieder und des Halses doch so fein, und ein Ebenmaß . . . ihre Bewegungen waren wie Musik. Dunkle, große Augen, und im Gesicht dieser Heiligen etwas von dem keuschen Liebreiz der capitolinischen Venus.“

Er schwieg plötzlich, er saß aufrecht und sah gerade vor sich hin, und das schwankende Licht der Lampe glitt über seine edlen, markigen Züge, und Platow dachte: „Wie prächtig sieht er noch aus als Greis.“ Er muß ein gefährlicher Mensch gewesen sein und wird dieser Panenka Michaela nicht weniger gefallen haben, als sie ihm. Und stolz und sicher und tüchtig war und ist er, und was er da erzählt von einem Verbrechen, das er begangen hat, glaube ich nicht. „Glaube ich nicht!“ rief er laut und weckte den Doctor aus tiefem Sinnen. Der fuhr zürnend auf:

„Was glauben Sie nicht?“

„Daß Sie ein Verbrechen begangen haben.“

„Nach Belieben! — Ich bin wohl ein alter Gaukler, der auf den Eisenbahnen herumfährt und wildfremden Personen Schauermären erzählt!“

„O, Herr Doctor, o!“

Der Doctor strich mit der Hand über seine Stirn: „Seit Jahren ist ihr Bild nicht mehr so deutlich vor mir gestanden, es war wie im schönsten Traum. Das dank’ Ihnen der Teufel, daß Sie mich geweckt haben . . . Aber auch die Andere,“ setzte er nach einer Weile mit der früheren Lebhaftigkeit hinzu, „die alte Bohuslava, ihr Widerspiel, steht da vor mir in ihrer monumentalen, aber nicht — o gar nicht abstoßenden Häßlichkeit. Groß, starkknochig, mit derben Zügen, unbotmäßigen grauen Haaren, die von allen Seiten unter der runden, bändergeschmückten Haube hervorquollen, und von denen jedes einzelne gegen die göttliche Weltordnung zu protestiren schien. Sie hatte zwei Leidenschaften: Haß gegen ihren Herrn, Liebe für seine Kinder, die Liebe einer Löwenmutter. Wenn Pan Sylvester sie anrief: ‚Bohuslava, weiß Sie noch, besinnt Sie sich noch?‘ besann sie sich nie, wußte sie nie, verstand ihn zu ärgern, daß jeder Blutstropfen in ihm zu Galle wurde. Dann freute sie sich so offenbar, daß er es merken mußte. Bei solchen Gelegenheiten stieß er sie (wie ich hörte, sogar höchst eigenhändig) zur Thür hinaus, zum Hause aber nicht. Er dachte nicht daran, die alte, unentbehrliche Dienerin zu entlassen, er war ein Gewohnheitspopanz und hatte übrigens ein Bedürfniß nach lärmenden und aufregenden Scenen.“

Der Doctor unterbrach sich: „Ein Fluch war der Mensch, ein Fluch für seine Kinder. Er hatte deren drei. Der Aelteste, ein Sohn, ein ernster, tüchtiger Mann, verwaltete die großen Güter, nach den Anordnungen des Vaters, wie der sich einbildete, thatsächlich aber selbständig. Seit drei Jahren schon war er mit einem liebenswürdigen, jungen Mädchen verlobt, einer vermögenslosen Waise, um die auch ein anderer gut situirter und unabhängiger Mann sich bewarb. Pan Sylvester versagte seine Einwilligung zu dieser Heirath, er wollte durchaus nur von einer wohlhabenden Schwiegertochter etwas hören. Nicht weniger bockig als er war der Vormund des Mädchens, stand ganz auf der Seite des anderen Bewerbers, konnte den Augenblick kaum erwarten, sein verantwortliches Amt als Beschützer seiner schönen, viel umworbenen Mündel los zu werden. Es lag also Gefahr im Verzuge, und Pan Sylvester, dem man endlich eine halbe Zustimmung abgerungen hatte, zog die Sache in die Länge, zögerte, vertröstete. Ja, der verstand zu quälen.

Auf keinem lastete er aber durch sein bloßes Dasein so entsetzlich schwer, wie auf seinem jüngsten Kinde, einem Sohn. Vierzehn Jahre alt damals und auch schön. Der alte Pan hatte lauter schöne Kinder. Nur ein gar so zartes Gebilde, dieser hellblonde Knabe, ein Kind des Alters und der Kränklichkeit. Man hatte gezweifelt, daß seine Mutter noch die Kraft haben werde, ihn zur Welt zu bringen. Acht Tage nach seiner Geburt starb sie. Michaela hatte sich seiner mütterlich angenommen, er war ihr das Liebste in der Welt, der scheue, blauäugige Sylph. Mich ließ er kühl. Ich fragte seine Schwester: ‚Wie geht's Ihrer Treibhauspflanze, Ihrem Herzblatt?' Ich neckte sie: ‚Sind Sie auch gewiß, daß er lebt, ein Mensch ist und nicht eine Orchidee?' Darüber konnte sie böse werden, und es war zu herrlich, und ich jubelte und triumphirte. Sie kann doch auch böse werden, gehört nicht zu den puren Geistern, ist nicht bloß eine Heilige.

Um auf den Jungen zurück zu kommen — der bebte vor seinem Vater, er zitterte, nicht aus Furcht — aus Abneigung. Ein zweiter, so absolut reiner Fall von angeborener, unüberwindlicher Antipathie ist mir nie wieder vorgekommen. Das bißchen Roth, das der Knabe auf den Wangen hatte, verschwand, verwandelte sich in einen grünlichen Schatten, wenn es hieß, der Vater läßt dich rufen. Und gerade für ihn hatte Sylvester eine Art Vorliebe, so viel als er eben haben konnte. Er legte ihm die Hand auf den Kopf, streichelte ihm das Gesicht. Dann durchzitterte den ganzen zarten Körper des Kindes ein rieselnder Schauer . . . peinlich mit anzusehen. Alle sahen es, nur der Urheber der Qual nicht, die sein armes Kind mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, zu verhehlen suchte."

Der Doctor hielt inne — versank in Schweigen. Eine Weile verging, bevor er wieder das Wort nahm: „In diesen letzten Tagen sind allerlei Zufälligkeiten zusammen gekommen, die gemacht haben, daß ich an Pan Sylvester öfter denken mußte, als es in Jahren geschah. Er erscheint mir heute doch in einem etwas milderen Lichte als damals . . . Ebenso widerwärtig, aber weniger verabscheuungswürdig. Er war eigentlich kein böser Mensch, er hat seine Bauern nicht geschunden, seine Diener nicht mißhandelt. Er war falsch,

bornirt und egoistisch, und — wie viel Wahre, Gescheidte und Selbstlose laufen denn auf der Welt herum? Im Aeußeren hatte er etwas vom Vogel, im Inneren war er wie Blei, so zäh, so schwer — was der lasten konnte! Wo er sich zeigte, da gab's nur ihn, da kam keine andere Individualität zur Geltung, da verlor Jeder das Recht auf sein eigenes Ich."

„Merkwürdig, Herr Doctor," sagte Platow, „ich kenne einen Menschen von derselben Art. Er steht mir fern, Gottlob, aber sehen Sie, den haſſ' ich. Und wenn ich mit ihm leben müßte, wer weiß, wessen ich fähig wäre."

„Keiner argen Grausamkeit, wenn er nur Ihnen Uebles thäte; wenn Sie ihn aber Eine," — er verbesserte sich: „Andere zu Grunde richten sähen, die Ihnen lieber sind, als Sie sich selbst . . . Nehmen Sie nur an: Die Zeiten, in denen das Blei nichts that als lasten und beklemmen, das waren die guten. Die schlimmen waren, wenn es ins Kochen kam und einer der Wuthanfälle eintrat, die kein Ende nehmen wollten. Da zitterte das ganze Haus — unnöthiger Weise. Die Leute hätten aus vielfacher Erfahrung wissen können, daß ihnen nichts geschah. Aber kämpfen Sie die Furcht mit Vernunftgründen nieder, versuchen Sie's!"

Von Neuem ließ er eine Pause eintreten und fuhr dann fort:

„Einmal paßte mir Bohuslava im Vorzimmer auf: ‚Der Pan gefällt mir nicht,' sagte sie.

‚Auch mir nicht,' gab ich zur Antwort.

Sie schwieg lange, legte die Finger auf meinen Arm und sprach in feierlichem Tone: ‚Zeit wär's, sonst nimmt er sie mit, oder schickt sie gar noch voraus.' Ich wußte, von wem sie sprach. ‚Sie,' das war Michaela. Wie diese ihren Bruder, so liebte Bohuslava ihr Fräulein. Vielleicht noch mehr. Es war eine mit Verzweiflung gefütterte Abgötterei. Die Alte hätte sich für ihre Herrin in Stücke hacken lassen und war nicht im Stande, ihr die kleinste Bitterniß zu ersparen: ‚Haben Sie Augen, Herr Doctor? Fällt Ihnen nicht auf, wie sie aussieht?'

‚Fällt Ihnen nicht auf?' fragte sie mich. Blödsinnige Weibsperson — mich! Freilich, meine eiserne Maske. Es liegt nur eine Generation zwischen Euch und uns, aber der Unterschied ist himmelweit. Für uns war Begehren und die Handausstrecken nicht Eins. Daher die geübte Kraft. Ein Arzt braucht mehr als ein Anderer. Beim ersten Betreten eines Hauses fallen Schranken vor ihm nieder, die man vor den ältesten Bekannten aufrecht erhält. Wenn er Vertrauen gewonnen hat, wie kommt man ihm entgegen, wie wird er erwartet und begrüßt — nur den Geliebten erwartet und begrüßt man wie den guten, geschickten Herrn Doctor, der den unausstehlichen Herrn Papa behandelt . . . Sich hüten! O — kein Narr sein, sich nicht täuschen, das prägte ich mir ein, täglich wenigstens einmal. Ich wurde aber oft dreimal an einem Tage gerufen, und die Ungeduld des Kranken theilte sich seiner Tochter mit. Immer war sie es, die mir entgegen kam, freundlich und wie aufathmend, und dieses Frauenzimmer da fragte: ‚Fällt Ihnen nichts auf an ihr?' Die unnatürlich groß geöffneten Augen, und die Abmagerung und . . . Ja, sie bezeichnete die Symptome der Nervenkrankheit, die im Anzuge war, ganz richtig

und genau. ‚So hat ihre Mutter angefangen zu sterben. Und sie wird es kürzer machen. Sie war nie so kräftig wie ihre Mutter. O, Herr Doctor! ein Bild der Gesundheit, als sie an den Altar getreten ist, und ein Herz! Kein Engel des Lichts kann besser sein — und nach zehn Jahren nicht mehr zu erkennen. Aufgeregt, zerfahren, kaum noch gut. Aus adeliger Familie waren sie beide, aber sie gebildet, fein, eine Stadtdame, und er — nun, Sie sehen ja. Den Umgang mit Seinesgleichen immer gemieden, da hätte er sich ja doch ein bißchen zusammennehmen, geniren sollen, also — lieber nur mit Untergebenen verkehrt, die sich aus Allem eine Ehre machen mußten. Sie hatte bei Tag keine Freude und bei Nacht keine Ruhe. Diese Auftritte! Mein Schlafzimmer befand sich zu ebener Erde, gerade unter dem ihren. Da hörte ich ihn auf und ab rasen, da schrie und beschimpfte er sie und schwor, daß sie ihn betrüge.‘ Die Alte brach plötzlich ab, ihre Gedanken hatten auf einmal eine andere Richtung genommen: ‚Und sie hat auch keine Ruhe mehr bei Nacht, seit drei Wochen ist sie nicht mehr in ihr Bett gekommen. Sie muß bei ihm wachen.‘ — ‚Wozu denn?‘ rief ich, ‚das ist ja ganz überflüssig.‘ — ‚Aber er will's, das heißt er gibt zu verstehen, daß er es will. So etwas sagen, Gott behüt's, man muß es errathen und es ihm aufdrängen. Er muß sich wehren können und betheuern: Ich mag es nicht, sie thut's aus Eigensinn. Und weh ihr, wenn sie es nicht thäte. Ihr ärgster Feind könnt' ihr nichts Anderes rathen.‘ — ‚Ich werde der Komödie ein Ende machen,‘ sagte ich, ‚ich werde ihm befehlen, eine Krankenwärterin zu nehmen.‘ — ‚Ja, ja, befehlen Sie das, wenn Sie ihn wollen weinen sehen, befehlen Sie's. Er hat drei Kinder, muß aber eine fremde Wärterin nehmen. Er hat das Haus voll Leute, lauter Leute, die von ihm leben, besser leben als er, und ist auf die Dienste einer fremden Person angewiesen.‘ — Sie konnte nicht weiter, sie knisterte förmlich vor Indignation. ‚Der Jaroslav‘ — das war der ältere Bruder — ‚hilft auch mit sie quälen,‘ begann sie nach einer Weile von Neuem. ‚Er bildet sich ein, daß sie Einfluß hat auf den Vater, der Narr, er kennt ihn nicht, war von klein auf mehr aus dem Haus als drinnen, weiß nicht: Auf den Vater hat Niemand Einfluß, Nie-Nie-Niemand! Ist zur Hälfte Stein, zur Hälfte Teig. Gewinnen Sie dem Stein Mitleid ab, schlagen Sie Nägel in Teig ein! Jaroslav meint, wenn sie nur wollte, wenn sie den Vater bitten wollte, er wartet nur darauf, um nachzugeben. So plagt er sie ... Der Jüngste plagt sie ebenfalls, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, ohne anders zu können. Er hat vor dem Vater eine Scheu, daß es unnatürlich ist. Auf meinem Arm bekam er einmal Krämpfe, weil der Pan ihn streichelte. Wenn der Pan ihn streichelt, ist's nicht anders, wie wenn er sich von einer Schlange liebkosen lassen müßte. Er hat es ihr gestanden unter Thränen, und sie ist darüber völlig in Verzweiflung gerathen: O mein Kind, o mein Liebling, so darfst du nicht fühlen, das ist eine große Sünde. Du mußt das überwinden, mein Kind! So predigt sie ihm und leidet mit ihm mehr als er selbst ..., und was thut sie in ihrer Frömmigkeit, diese Heilige? — Sie thut Buße für ihn.‘

‚Das auch noch?‘ Ich weiß, daß ich's geschrieen habe. Ermessen Sie nur. Noch Buße thun. Sie, noch Buße thun! Ich war wie ein Verrückter. Ich

ging nach Hause, und mit dieser Nacht begann eine Reihe von furchtbaren Nächten, in denen ich nur den einen Gedanken in mir herum wälzte, immer den einen und denselben Gedanken: Wenn der Mensch nicht wäre! Wenn der Mensch aufhörte zu sein!

O, die Familienmisèren! Dieses Aufgefressenwerden Aller durch den Einen. Immer den Unwürdigsten, denn die Guten fügen sich, geben nach, bringen Opfer ... Es braucht gar nicht der pater familias zu sein, es kann auch eine Mutter sein, eine Schwester, ein Kind, der oder dem Alles geschlachtet wird. Man braucht sie nicht einmal zu lieben, am Allerwenigsten zu achten. Aber sie haben die Macht, die Vampyre. Irgend ein Vorurtheil gab sie ihnen, ein kränkliches Gefühl von Pflicht, oder auch Furcht vor der öffentlichen Meinung ... Die Vampyre! Wer weiß, ob diese Aussauger und Auffresser nicht die unbewußten Urheber der Vampyrsage sind."

Platow lächelte: „Sie sind nicht verheirathet, Herr Doctor?"

„Nein."

„Auch nie gewesen?"

„Nein."

„Sie haben auch nie daran gedacht, sich zu verheirathen — es niemals heiß und sehnlich gewünscht?"

Der Doctor sah ihn rasch und durchdringend an und antwortete nach kurzem Zögern: „Doch — das heißt, dieser Wunsch hätte heiß und sehnlich werden können, wenn ich ihn nicht im Keim erstickt hätte."

„Und warum haben Sie das gethan, Herr Doctor? ... Verzeihen Sie," setzte er mit dringender Bitte hinzu, „ich sündige auf das Vertrauen, mit dem Sie mich beehrt haben — warum haben Sie diesen Wunsch im Keim erstickt?"

„Die Umstände zwangen mich dazu."

„Und jetzt, Herr Doctor, denken Sie von dem Glück, das sich Ihnen versagt hat, oder das Sie verschmäht haben, doch gar zu gering, wie das Familienbild beweist, das Sie eben entwarfen. Aber bitte, erzählen Sie weiter von Ihrem Vampyr."

„Ja, ja, er war einer, ohne Genuß davon zu haben; er gehörte, wie schon gesagt, nicht zu Denen, die bös sind um des Bösen willen. Er hatte keine Freude an der Peinigung Anderer und überhaupt an nichts und nichts vom Leben. Dieses elende und elend machende Dasein fristen, war in jeder Hinsicht eine undankbare Aufgabe. Und ich unterzog mich ihr seit Monaten und hätte mich ihr noch durch Monate, vielleicht Jahre unterziehen können."

„Können?" wiederholte Platow und starrte, ihn angstvoll anklagend, an.

Der Doctor hielt den Blick aus, sein Ausdruck wurde streng, seine Rede eisig. „Das Leben dieses Menschen fristen, hieß seine Leiden fristen, seine Kinder unglücklich machen oder tödten. Ich habe ihn aufhören lassen zu leiden und zu quälen. Der Mann, der so Vielen das Dasein verdüstert und vergällt hatte, hat einen leichten, sanften Tod gehabt ... Und als es geschehen war, wissen Sie, was mir dann unbegreiflich erschien? Meine in Zweifelsqualen durchwachten Nächte, der furchtbare Widerstreit, unter dem der Entschluß gereift war. Was hatte diese furchtbaren Kämpfe, diesen Wider-

streit erregt, was hatte mich dem Wahnsinn so nahe gebracht, daß ich dagestanden war Aug' in Aug' mit ihm, mit der entsetzlichen Frage auf seinen Lippen: Bin ich dir schon verfallen? Ist keine Rettung mehr? Lauter drehende Räder im Gehirn, kein Ruhepunkt, kein Lichtstrahl. Und jetzt: Ueberwunden! Was hatte den Conflict erregt? Der Widerspruch zwischen dem anerzogenen Pflichtgefühl und der Pflicht als solcher, der Pflicht an sich. Die hatte ich erfüllt, der war ich gerecht geworden, und eine wonnige Ruhe durchsonnte mich."

Der Mund Platow's bewegte sich, aber es drang kein Laut aus ihm hervor. Nur die großen Augen mit ihrem hellen Kinderblick sprachen: „Hast du mich zum Besten oder dich selbst?" Er drückte sich tief in seine Ecke, es überrieselte ihn kalt. War er mit einem Irren eingesperrt für den Rest der Nacht, konnte es noch zum Kampfe kommen zwischen ihm, dem Riesen, und dem feinen, kleinen, schmächtigen, alten Herrn?

Einen Augenblick nachher staunte er schon, wie dieser Einfall ihm hatte kommen können. Der alte Herr in der anderen Wagenecke sah wahrlich einem Verrückten nicht gleich, war ganz Klugheit, Reife, Ueberlegung. Voll Lebhaftigkeit nahm er seine Erzählung wieder auf.

„Daß der Seelenfrieden, zu dem ich nun gelangt war, anhielt, und daß nicht der kleinste Mißton meine wundervolle Stimmung störte, das dankte ich den herrlichen Kindern. Beim Begräbniß hatte ich sie nur flüchtig gesprochen, war in der Nähe gestanden, ein stiller Beobachter. Der Aelteste war blaß, biß die Zähne fest auf einander; ich wußte, was er empfand: Schmerz, daß er keinen Schmerz empfinden konnte an diesem offenen Grabe. Der Sylph preßte den Kopf an die Schulter seiner Schwester, sah mit Angstaugen um sich, alle bedauerten ihn: ‚Der arme Jüngling, wie traurig er ist, wie ihm bangt nach dem Vater!' flüsterten die Leute einander zu. Ich wußte es besser: vor dem Vater bangt ihm. Ihn durchgruselt's: vielleicht sprengt er den Deckel seines Sarges, steht auf, kommt, liebkost mich wieder ... Und Sie — woher sie die Thränen genommen hat, weiß ich nicht; aber sie hatte Thränen, heiße, kindliche Thränen, um den Peiniger. Sie weinen zu sehen, that mir nicht weh. ‚Es sind deine letzten Thränen,' dachte ich, ‚für lange Zeit. Warte nur, wie du aufblühen wirst in Jugendfrische, einem neuen Glück entgegen blühen. Du kennst die höchsten Menschengüter noch nicht, ahnst nichts von der Wonne der Freiheit, der Selbstbestimmung, von der ernsten Seligkeit, keinen Richter über dein Thun und Lassen zu haben als dein eigenes Gewissen. Du wirst am Morgen erwachen mit einem Glücksgefühl, dessen Grund du nicht kennst. Aber du wirst es haben, auch wenn du dir nicht gestehst: Der Bedränger ist fort, daher kommt es. Du lagst wie im Grabe, nun ist der Stein gehoben. Das Kellergewölbe, in dem du, eine Lebendig-Todte, vegetirtest, ist gesprengt. Ueber dir blaut der Himmel mit seiner Tagessonne und mit den Sternen der Nacht. Tritt hinaus! lebe! Freue dich deiner Schönheit, deiner Jugend, sie werden nicht welken im Dienste des Absterbenden. Du wirst dein holdes Selbst der Liebe hingeben, der Pflege des Werdenden. Freudige Sorge um Blüthen und Früchte wird deine segensreichen Tage erfüllen.

Köstliche Gedanken — ich hing ihnen nach.

Ins Haus war ich nicht mehr gekommen, und es waren doch schon zwei Wochen nach dem Tode des Pan vergangen. Jaroslav hatte mich mehrmals besucht, immer Grüße von seiner Schwester gebracht und endlich gesagt, es thäte ihr leid, daß ich gar nicht mehr käme.

‚Ist denn Jemand krank?‘ fragte ich, und er antwortete, sie hätten gehofft, daß der Freund sich noch bei ihnen einfinden werde, wenn der Arzt nicht mehr nöthig sei.

Am selben Nachmittag ging ich hin.

Es war im Winter und begann zu dunkeln. Die zwei Laternen vor dem alten Hause, dem schönsten auf dem großen Platze, brannten schon, mir kam vor, als sähe es weniger finster drein als sonst, als hätten die grauen Mauern ein freundliches Greisenlächeln. Das Thor schien zu sprechen, ‚bist endlich da, es hat mich gelangweilt, daß du so lang nicht kamst‘, und öffnet sich, als ich den schweren Klopfer in Bewegung setze, schickt der überstandenen Langweile noch einen Gähner nach und schluckt mich voll Behagen, und ich streichle es im Vorübergehen. Und der kahle Portier mit dem großen Barte und den Schweinsaugen, dessen Stummheit sprichwörtlich geworden ist, hält mir eine Rede: ‚Ach, der Herr Doctor, aber das ist schön, daß man den Herrn Doctor einmal wieder sieht.‘ Auch die andern Diener, lauter Charakterköpfe, grüßen bis zur Erde, schauen neugierig, zuvorkommend, unterthänig. Ja, das alte Wort: Was du bei den Herren giltst, sagt der Gruß der Diener dir. Auf dem Gange traf ich Bohuslava. Ihr gelbes Gesicht strahlte vor stillem Glück. Ich glaube, wenn der Pan aus seinem Grabe gestiegen wäre, sie hätte ihn umarmt unter der Bedingung, daß er sich nur eiligst wieder zu seinen Vätern versammle. Im Salon fand ich die ganze Familie. Sie saßen alle beisammen um den Tisch des großen Etablissements, nicht wie sonst, jeder für sich in einem andern Winkel. Das Licht der hohen, mit einem rothen Seidenschirm bedeckten Lampe fiel auf lauter heitere, friedliche Gesichter. Erlöst! Erlöst! schien auch da mir Alles zuzurufen.

Jaroslav und seine liebliche Braut waren über eine Landkarte gebeugt, sie entwarfen den Plan zu ihrer Hochzeitsreise. Er hielt ihre Hand in der seinen, ihre Köpfe berührten sich, zärtlich und glückselig flüsterten sie mit einander. Hinter ihnen stand der kleine, gelbliche, nervöse Vormund und hatte seine Freude an der ihren, hauptsächlich aber an dem Gedanken, daß er jetzt frei von Sorgen sei und nicht mehr in Versuchung komme, seine Mündel unglücklich zu machen aus Gewissenhaftigkeit.

Der schöne Sylph war auch da, schon in den paar Wochen ein weniger ätherisches Wesen geworden . . . Und ihr, der Schönsten, der Liebsten, der Unvergleichlichen, sah ich es auf den ersten Blick an: sie ißt, sie schläft, sie befindet sich auf dem besten Wege zur Genesung. Sie lebt auf und gibt sich wohl keine Rechenschaft von dem Grund, dem sie dieses Aufleben verdankt.

Ich hatte von meinem alten Vorrecht Gebrauch gemacht und war unangemeldet eingetreten. Näherte mich dem Tische. Ein Freudenschrei: ‚Ah —

Sie!‘ begrüßte mich. Michaela hatte ihn ausgestoßen. Sie stand rasch auf, kam auf mich zu und reichte mir beide Hände und entzog sie mir wieder plötzlich ganz bestürzt . . . Und diese Begrüßung, diese Bestürzung, dieses scheue Zurückweichen — waren von einer Beredtsamkeit . . .

Nein, daran hatte ich nie gedacht — das nie für möglich gehalten — nie! Es überkam mich wie ein blendendes Licht, es lähmte mich, ich stand da und schwieg und sah ihr in die Augen.

‚Herr Doctor,‘ sagte sie mit leiser und mühsamer Stimme, ‚Dank, daß Sie doch endlich kommen, daß Sie mir erlauben, Ihnen zu danken für Alles, was Sie für unsern armen Papa gethan haben. Sie waren übermenschlich gut für ihn, geduldig, nachsichtig wie noch kein Arzt vor Ihnen . . .‘

‚Ja, ja, erfinderisch gut,‘ fiel Jaroslav ein, der auch aufgestanden und an die Seite seiner Schwester getreten war. ‚Was Sie ihm an Leiden ersparen konnten, haben Sie ihm erspart. Daß seine letzten Tage fast schmerzfrei gewesen sind, daß sein Tod ein so sanfter war — Ihr Werk, verehrter Herr Doctor, lieber Freund,‘ er betonte das Wort, sah mich wie ermunternd an und setzte mit lächelnder Bitte hinzu: ‚wenn wir so sagen dürfen.‘

Dann habe ich bei ihnen einen unvergeßlichen Abend zugebracht. Es waren liebe Menschen, wohl, sicher, gut aufgehoben fühlte man sich unter ihnen. Sie waren gescheidter, gebildeter, als ich sie geschätzt, nahmen einen bedeutend höheren geistigen Standpunkt ein, als ich gewußt hatte. Das war Alles unterdrückt gewesen, das Alles wäre verkümmert ohne die Befreiung von der erdrückenden Last, unter der sie geseufzt hatten.

Um zehn Uhr wurde der Wagen des Vormunds gemeldet. Er mahnte zum Aufbruch, verabschiedete sich, und ich that dasselbe. Michaela reichte mir die Hand und sagte: ‚Auf Wiedersehen!‘ und ich sprach mein Bedauern darüber aus, nicht wiederkommen zu können, brachte etwas von einem Ruf ins Ausland vor, dem ich unverzüglich Folge leisten müsse. Ich küßte ihre liebe Hand und beugte mich tief, tief, ich wollte nicht, daß sie mir ins Gesicht sähe.

Ein böser Augenblick und bös die Zeit, die ihm folgte. Aber man kann so etwas thun, wie das, was ich gethan habe, man kann sich Glück dazu wünschen, im ersten Augenblick und immer, aber belohnen kann man sich dafür nicht lassen."

„Natürlich nicht. O, das hätte noch gefehlt!" rief Platow.

„Um mich zur Hölle völlig reif zu machen, meinen Sie?"

Der Reisegefährte senkte den Kopf. Seine beweglichen Züge hatten etwas Starres, Unerbittliches angenommen. Er blieb lange stumm. — „Ich muß Sie noch einmal fragen, Herr Doctor," sprach er endlich, „warum haben Sie mir das Alles erzählt?"

„Es kommt von der Zellengenossenschaft; das war schon zwischen uns ausgemacht. Warum haben Sie mir Dinge erzählt, aus denen Sie sogar Ihrer Mutter ein Geheimniß machen?"

„Meine Geständnisse sind ungefährlich."

„Ja so. Und die meinen von gar heikler Natur."

„Sie haben mir Ihren Namen nicht genannt, gestehen aber, daß es ein berühmter ist. Ihre Geschichte bietet Anhaltspunkte genug, die mich auf die richtige Spur zu führen vermöchten, und wenn ich nachforschen wollte . . .“

„Könnten Sie mich nachträglich noch vor den Untersuchungsrichter bringen,“ versetzte der Doctor kühl und ironisch. „Sie werden es nicht thun . . . Wenn ich nur noch Einiges so sicher wüßte!“

„Ja, ja, Herr Doctor, Sie können darauf schwören, ich werde keine Nachforschungen anstellen, und es freut mich, daß Sie mir das ansehen. Diese Sicherheit erklärt aber noch nicht, warum . . .“

Der Doctor fiel ihm ins Wort: „Warum ich Ihnen etwas erzählt habe, das ich meinem besten Freunde verschwieg und das nie wieder über meine Lippen kommen wird? Nun — Sie wissen — meine Gedanken waren all' die Tage von der alten vergessenen Geschichte erfüllt und hätten sich mit ihr beschäftigt, wenn ich die Nacht hindurch allein geblieben wäre. Da kamen Sie und machten mir den Eindruck eines Menschen, vor dem man ohne Gefahr laut denken kann . . . Dazu eine seltsame Macht: der Reiz des Einmal — und — Niewieder, der uns antreibt, etwas zu thun, das sonst durchaus nicht in unserer Art liegt . . . Endlich — was Niemand besser begreifen wird als Sie“ — schloß er mit einem Lächeln — „das Beichtbedürfniß, das in jedem Menschen liegt, und das auch einen Irreligiösen plötzlich überkommen kann.“

„Nein, Herr Doctor,“ erwiderte Platow, „ein Beichtbedürfniß war es nicht, denn diesem müßte die Reue vorangegangen sein, und . . .“ Er unterbrach sich: „Sie haben vorhin von Pflicht gesprochen, und mir schien, als ob Sie sagen wollten — oder habe ich Sie mißverstanden? — daß es für besondere Menschen und in besonderen Fällen ein Drüberstehen gibt. Das will mir nicht zu Kopf. Ich glaube, Niemand steht über der Pflicht, der ganz ordinären, deutlich vorgezeichneten. Die des Arztes ist: den Kranken, der sich ihm anvertraute, so lange zu fristen, als er irgend vermag.“

„Ganz recht, ganz recht.“

„Aus Ihrer Geschichte geht aber hervor . . .“

„Nichts für Andere! Ich protestire gegen jede Nutzanwendung.“

„Sehr gut,“ sagte Platow mit ungewohnter Schärfe, „ein Andrer soll also nicht eine Todsünde begehen, um ein Wesen, das er liebt, am Leben zu erhalten.“

„Was ein Andrer soll, weiß ich nicht. Ich bin noch nie in der Haut eines Andern gesteckt, ich kann für einen Andern das feine Abwägen nicht vornehmen zwischen Einsicht und Vermögen, äußerem und innerem Zwang und so Vielem noch, aus dem das Sollen eines Menschen sich construirt. — Ich habe gewagt, dem Schicksalsrad in die Speichen zu greifen. Beliebt es ihm, mich dafür zu zermalmen — je nun! Zum Glück darf ich hoffen, daß die Rache mein Haupt allein treffen wird,“ sprach er mit heiterer Ueberlegenheit.

„Ich habe Michaela nach Jahren wiedergesehen. Ganz unerwartet. Auf dem Lande. Sie hatte nach Deutschland geheirathet, war zu Besuch bei Ver-

wandten ihres Mannes. An einem meiner glücklichsten Tage habe ich sie wiedergesehen. Nach einer Nacht, in der ich mit schwerer, tückischer Krankheit Minute für Minute um das Leben eines einzigen Kindes gerungen und siegreich geblieben war. Eine Stunde der Ruhe, ein erquickendes Bad, dann ging ich in den Garten. Seelenvergnügt. Es ist nett, wenn man einem Paar schon verzweifelter Eltern sagen kann: ‚Da habt ihr ihn, er lebt, er wird leben.‘ Ich ging also in den Garten und fand sie dort auf einer Bank sitzend, ein prachtvolles Kind auf dem Schoße. Sie wußte, daß ich da war, sagte sie mir, sie hatte ihren Verwandten schon den Trost gegeben: ‚Wenn der kommt, wird Alles gut‘. Ich nahm Platz neben ihr, bewunderte ihr kleines Fräulein, und während wir plauderten, guckten aus den Gebüschen nebenan dunkle, leuchtende Augen hervor, und noch ein Mägdlein erschien und ein köstlicher Junge, und noch einer, und im Ganzen wurden es fünf. Eines schöner als das andre, lauter Raffaelische Gestalten. Ja, sie war glücklich. Sie liebte und wurde geliebt und behandelt wie ein Kleinod. Auch Jaroslav war glücklich mit seinem sanften Frauchen und hatte drei Kinder, und verwaltete sein Gut, und war ernst und fleißig und tüchtig. Als ich nach dem Sylph fragte, lagerte eine schwere Wolke sich über ihre Stirn. Der Sylph war todt. Er war geistlich geworden, in einen strengen Orden getreten, um zu büßen."

„Was zu büßen?"

„Seine einzige Schuld. Unwillkürlich begangen und doch so qualvoll bereut: den Haß gegen seinen Vater, den er bekämpft hatte, so lange er sich von ihm Rechenschaft gab, und der nicht einmal am Grabe des Todten erlöschen wollte. Im Kloster fand seine Seele endlich ihren Frieden, aber der zarte Körper des jungen Mönchs erlag den schweren Kasteiungen, die er sich selbst auferlegte . . ."

„So hat," sprach der Doctor in plötzlich verändertem Tone, „der alte Pan sich doch Einen nachgezogen."

„Danken Sie Gott. Dieser Märtyrer ist im Himmel und betet dort für die Sünder."

„Und das ist gut für die Sünder, meinen Sie?"

„O, Herr Doctor — ja!"

„Sie glauben an die Erlösung der Einen durch die Gebete der Anderen? . . ."

Es war nach Mitternacht, der Zug fuhr in einen großen Bahnhof ein. Die Passagiere verließen die Waggons und drängten in die Restauration, um ein provisorisches Frühstück einzunehmen. Bei der Rückkehr in sein Coupé freute sich der Doctor auf die Fortsetzung des unterbrochenen Gesprächs. Der Slave mit seiner Frömmigkeit und mit seinen lichten Momenten hatte es ihm angethan. Zu seinem Erstaunen waren die Effecten des Mitreisenden aus dem Netze entfernt, und als er den eintretenden Schaffner fragte, ob der junge Mann, der früher mit ihm gefahren war, auf der Station zurückgeblieben sei, erhielt er die Antwort:

„Nein, er fährt mit, aber in einem andern Wagen."

Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866

unter dem Oberbefehl

Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Persönliche Erinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois.

I. Bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten.

Die Verhältnisse in Schleswig-Holstein wurden die äußerliche Veranlassung zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich. Durch denselben mußte es sich entscheiden, welchem von beiden Staaten in Zukunft die Führerschaft in Deutschland zufallen sollte. Immerhin wurde an maßgebender Stelle in Berlin wie in Wien eine Zeit lang die Hoffnung gehegt, daß der drohende Zusammenstoß sich durch diplomatische Verhandlungen noch würde vermeiden lassen. Aber die Verhältnisse erwiesen sich schließlich mächtiger als diese Absicht. Die Stärke der in Böhmen und Mähren befindlichen und allmählich sich vermehrenden österreichischen Streitkräfte ließen in Preußen die Nothwendigkeit, sich gegen einen möglichen Ueberfall zu sichern, immer mehr hervortreten und führten auch hier zur Aufstellung von kriegsbereiten Truppen in den gefährdeten Grenzprovinzen, deren Zahl nach und nach bis zu der Gesammtmasse der für einen Kampf mit Oesterreich in Aussicht genommenen Streitkräfte anwuchs.

Am 5. Juni standen somit 8½ preußische Armeecorps zum unmittelbaren Beginn der Operationen längs der ausgedehnten Grenze bereit. An demselben Tage wurde österreichischerseits die Verordnung veröffentlicht, welche die schleswig-holsteinschen Stände nach Itzehoe berief, ein Verfahren, in welchem Preußen einen unmittelbaren Eingriff in seine Rechte erblickte und über dessen Tragweite man sich in Berlin um so weniger täuschte, als bereits am 1. Juni Oesterreich die Entscheidung über die schleswig-holsteinsche Frage dem deutschen Bunde überwiesen hatte und somit von der Gasteiner Convention zurückgetreten war.

Die hier angeführten Verhältnisse geben einen recht eindringlichen Beleg für die Nothwendigkeit eines innigen Hand in Hand Gehens der politischen und militärischen Leitung, sobald der Ausbruch eines Conflictes mit einem anderen Staate irgendwie zu besorgen ist. Selbst wenn man in Oesterreich geglaubt haben sollte, daß bei den dort ergriffenen Maßregeln Preußen vor einer Waffenentscheidung zurückschrecken würde, so hätte man doch immerhin mit der Möglichkeit einer solchen rechnen und sich auf sie vorbereiten können. Statt dessen drängte die österreichische Diplomatie zur Entscheidung, bevor noch die Streitkräfte des Kaiserreiches, sowie die ihrer deutschen Bundesgenossen bereit waren, eine solche herbeizuführen, noch dazu zu einer Zeit, als das preußische Heer alle Vorbereitungen zum Abschluß gebracht hatte und die Operationen unmittelbar zu beginnen vermochten. Völlig isolirt stand die österreichische Brigade, welche die Besatzung von Holstein bildete, im Herzogthum; auch konnte dem am meisten bedrohten Bundesgenossen Sachsen, dessen eigene Truppen zwar kriegsbereit waren, keine Unterstützung gewährt werden, da in Böhmen sich nur ein österreichisches Corps — gänzlich unzureichend für eine solche — befand. Dabei sammelte sich die eigene Hauptarmee in Mähren und war dort nicht in der Lage, rechtzeitig Böhmen zu sichern. Selbst die Vereinbarungen mit den süddeutschen Bundesgenossen waren noch nicht zum vollen Abschluß gereift; über einen gemeinschaftlichen Operationsplan überhaupt noch kein Einverständniß erzielt. Dabei trat die Wahrscheinlichkeit eines Krieges auch mit Italien immer mehr in den Vordergrund.

Unter solchen Verhältnissen war es ein höchst unglücklicher Zug der österreichischen Diplomatie, die gespannte Lage mit Preußen zur Entscheidung zu treiben. Das Schicksal der Brigade in Holstein stand auf dem Spiel, Sachsen mußte preisgegeben und der Kampf im eigenen Lande ausgefochten werden, wenn nicht ein schnelles Vorgehen erfolgte. Zu einem solchen waren aber die Streitkräfte noch nicht bereit.

In schneller Folge entwickelten sich demnächst die Ereignisse. General von Manteuffel rückte in Rendsburg ein; der in Holstein commandirende General Freiherr von Gablenz führte mit raschem Entschluß die österreichische Brigade per Bahn nach Süddeutschland, und die österreichische Diplomatie that den letzten Schritt, der jede weitere friedliche Auseinandersetzung unmöglich machte, indem sie zu Frankfurt a. M. die Erklärung abgab, daß Preußen durch sein Einrücken in Rendsburg den Bundesfrieden gebrochen habe und gleichzeitig den Antrag stellte, sämmtliche nicht preußische Bundescorps mobil zu machen. Am 14. Juni gelangte dieser Antrag durch Majoritätsbeschluß des Bundes zur Annahme; damit sprach der alte deutsche Bund sein Todesurtheil aus. General von Moltke äußerte sich späterhin in den von ihm im Generalstabswerke über den Feldzug von 1866 niedergelegten Sätzen darüber mit den Worten:

„Die Majorität der Mittel- und Kleinstaaten hatte sich ihr eigenes Urtheil gesprochen. Länder, wenigstens solche, welche zwischen den beiden Hälften des preußischen Staates eingeschoben lagen, konnten sich über die Folgen einer gegen diesen Staat eingenommenen feindlichen Haltung unmöglich täuschen."

Bereits am 15. Juni stellte Preußen daher denjenigen Staaten, deren Gebiete seine eigenen Provinzen trennten, beziehungsweise ihnen zunächst gefährlich werden konnten und die sich durch die Frankfurter Abstimmung mit ihm in einen Gegensatz gestellt hatten, ein Ultimatum. Es waren dies die Königreiche Hannover und Sachsen, sowie das Kurfürstenthum Hessen; die übrigen in Norddeutschland befindlichen kleineren Staatengruppen hatten sich der preußischen Anschauung zugeneigt. Sachsen lehnte sofort ab; von den beiden anderen Staaten erfolgte bis zu der am selben Abend ablaufenden Frist keine Antwort. In Folge dessen ward unmittelbar die Kriegserklärung von den preußischen Gesandten in Dresden, Hannover und Kassel übergeben.

Die eigenen Erlebnisse in dieser Periode waren für mich, wenn auch in Bezug auf meine Thätigkeit von ganz unbedeutender Natur, immerhin jedoch dadurch, daß ich frühzeitig Einblicke in die inneren Vorgänge erhielt, in hohem Grade interessant.

Erst im December 1865 von einem fast dreijährigen Commando im Hauptquartier der kaiserlich russischen Armee in Polen, welchem ich unmittelbar nach dem Ausbruch der polnischen Insurrection Ende Januar 1863 zugetheilt worden war, zurückgekehrt, hatte ich als Major im Generalstabe meine Beschäftigung in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung erhalten. In dieser Stellung wären mir zunächst die maßgebenden Anschauungen, sowie die Kenntniß von Vorbereitungen und operativen Absichten sonst wohl schwerlich bekannt geworden, wenn ich nicht öfter zur Abschriftnahme secreter Angelegenheiten, insbesondere auch von Denkschriften, welche der Chef des Generalstabes, sowie die Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges zur gemeinschaftlichen Vorlage für Seine Majestät anfertigten, Verwendung gefunden hätte. Hierdurch erlangte ich fortlaufend wenigstens eine allgemeine Kenntniß über die Entwicklung der Ereignisse und aus meinen Notizen aus jener Zeit ersehe ich, daß ich bereits Anfang Mai die Ansicht gewonnen hatte, daß der Krieg unvermeidlich sei.

Schon am 2. Mai schrieb der Chef des Preußischen Generalstabes, General von Moltke, an den Kriegsminister General von Roon[1]):

„Die Dinge liegen jetzt so, daß ich den Krieg für sicher halte ... Italien schlägt jedenfalls los; dort große Begeisterung, während bei uns Friedensvorstellung von Corporationen.

„Was Allerhöchsten Orts seit den letzten drei Tagen beschlossen ist, weiß ich nicht, glaube aber, daß die Mobilmachung der Armee, will man nicht die Sicherheit des Staates gefährden, nur noch um Stunden verschoben werden darf.

„Gott lenke Alles zum Besten."

Es ist bekannt, wie schwer unserem Königlichen Herrn bei seiner ganzen Anschauungsweise damals der Entschluß zu einem Kampfe mit Oesterreich und

[1]) S. auch Moltke's Correspondenz 1866. S. 68.

mit deutschen Stämmen gefallen ist. Dabei lastete auf dem Ausfall dieses Entschlusses die Verantwortlichkeit, welche dem Monarchen in Bezug auf die Zukunft nicht nur seines Volkes, sondern auch auf die der gesammten deutschen Lande zufiel. Nicht bloß stand dabei die im Laufe der Zeit schwer errungene Machtstellung Preußens auf dem Spiel, es konnte auch der Einfluß, welchen Deutschland überhaupt noch im Rathe der Völker besaß, durch das Verbluten im inneren Kampfe und die durch einen solchen schon sich documentirende Zerfahrenheit, eine wesentliche Einbuße erleiden. Deshalb wartete auch der König mit dem entscheidenden Handeln so lange, als dies irgend angänglich erschien, und zwar bis zu dem Augenblicke, in dem die Unvermeidlichkeit des Krieges offenkundig dalag, und ein längeres Zögern die Aussichten für eine glückliche Führung des Feldzuges in Frage gestellt hätte.

Dieser schwerwiegende Entschluß konnte nur vom Monarchen selbst ausgehen. Sehr zutreffend in Bezug auf die Stellung seiner Räthe schrieb Moltke am 5. April 1866 an Roon[1]):

„Es kann Niemandes Absicht sein, den König zu einem Krieg wie diesen zu überreden, sondern Ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern."

Bei der in der Zeit vom 3. zum 12. Mai erfolgten successiven Mobilmachung der Armee war auch die der Officiere des großen Generalstabes erfolgt, ohne daß jedoch sofort ihre Verwendung zur Bildung der Stäbe des großen Hauptquartiers und der verschiedenen Armeecommandos ausgesprochen wurde. Die Formation dieser Obercommandos erfolgte erst später. Meinen Pferdebestand ergänzte ich durch Ankäufe in Warschau, welchen sich meine dortigen Freunde im Garde-Ulanenregiment Ihrer Majestät der Kaiserin mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit unterzogen. Sie übernahmen es auch, den Transport noch durch Besorgung von Pferden für einige meiner hiesigen Bekannten, die mich darum ersucht hatten, zu vervollständigen. Sämmtliche Pferde trafen per Bahn rechtzeitig in Berlin ein und haben uns im Laufe des Feldzuges gute Dienste geleistet, nur eines derselben zeigte eine besondere Neigung zum Durchgehen, wurde aber durch meinen Jugendfreund Max von Versen, dem es zufiel, sehr bald davon geheilt. Ich selbst konnte mich um meine Pferde nicht weiter bekümmern, da ich am Tage ihres Eintreffens mit besonderen Aufträgen nach Süddeutschland geschickt wurde.

Dem Zwecke meiner Sendung sowie den Einzelheiten derselben vermag ich hier um so weniger näher zu treten, als sich Vieles davon in meinem Gedächtniß verwischt hat und ich Notizen darüber nicht besitze. Nur einige komische Momente, die sich in dieser Episode ereigneten, stehen mir noch deutlich vor Augen. Diese begannen bereits in Berlin noch vor meiner Abfahrt. Mir blieben nur wenige Stunden zur Vorbereitung. Für die Reise mußte ich mich vor Allem in den Besitz eines neuen Civilanzuges setzen, und beeilte mich bei Landsberger mir mehrere auszusuchen, die ein Commis sofort zur näheren Auswahl und Anprobe in meine Wohnung brachte. Nun muß ich

[1]) S. auch Moltke's Correspondenz 1866. S. 156.

zunächst noch bemerken, daß kurz vorher einer unserer Stabsofficiere, Major X., nach Prag entsandt, dort aber sofort erkannt und in große Unannehmlichkeiten verwickelt worden war. Als ich bei der Anprobe demnächst mein Bedenken aussprach, ob der schließlich gewählte Anzug nicht doch etwas zu gewöhnlich aussähe, suchte mich der Commis mit den Worten zu beruhigen: „Ach Herr Major, den können Sie ganz ruhig tragen, ganz denselben hat auch Major X. bei seiner Reise nach Prag von uns entnommen!“ Das war allerdings kein gutes Omen. Indeß verlief meine Reise doch so glücklich, daß mir nicht die geringste Unannehmlichkeit widerfuhr. Allerdings gebrauchte ich die Vorsicht, mich in jedem Hôtel unter meinem wahren Namen und als Officier einzutragen, auch habe ich niemals irgend welche Notizen mir gemacht, sondern mich stets nur auf mein Gedächtniß verlassen. Da eine Kriegserklärung damals noch nicht erfolgt war, konnte ich höchstens, wenn meine Anwesenheit den Leuten unbequem erschien, veranlaßt werden, mit dem nächsten Zuge das betreffende Gebiet zu verlassen.

Das erste Ziel meiner Fahrt war Frankfurt a. M., wo ich mit dem dort stationirten General von Beyer Rücksprache nehmen sollte. Dorthin war ich schon im Jahre 1859, als der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich drohte, mit dem Auftrage entsandt worden, aus den Acten die Zusammensetzung und inneren Verhältnisse der deutschen Bundescorps festzustellen, da das im großen Generalstabe befindliche Material nicht ausreichte, um eine richtige Vorstellung zu erhalten. Ich war zu jener Zeit Premierlieutenant im 14. Infanterieregiment und zum Generalstabe commandirt. Als ich eines Morgens im Bureau in der Behrenstraße erschien, fand ich den Befehl der vierten Division vor, sofort nach Bromberg abzureisen, da ich durch die Mobilmachungsordre zum Adjutanten dieser Division bestimmt sei. Ich stattete also sogleich meine Meldungen im Generalstabe ab, begab mich schleunigst nach Hause und packte meine Sachen ein. Kaum war dieses Geschäft beendet, als eine Ordonnanz mir ein vom General v. Moltke an das Generalcommando des II. Armeecorps gerichtetes Schreiben in Abschrift überbrachte, durch welches letzteres ersucht wurde, sich mit meinem Verbleiben in Berlin einverstanden erklären zu wollen, da ich bei der Bildung von Armee-Obercommandos bei einem derselben als Generalstabsofficier verwandt werden würde. Ich packte daher meine Sachen wieder aus und begab mich von Neuem nach der Behrenstraße in mein Bureau. Aber hier war meines Bleibens auch nicht lange, denn etwa eine Stunde später erhielt ich den oben erwähnten Auftrag, nach Frankfurt a. M. zu gehen; wiederum schnürte ich meinen Reisesack, und der Abend sah mich auf dem Wege nach Westen, statt nach Osten, wie dies am Morgen in Aussicht stand.

Im Jahre 1866 trat ich nun denselben Weg an; diesmal in Civil. Trotzdem rettete mich diese Verpuppung in Frankfurt selbst nicht vor einem Sprung aus dem Fenster! Denn als ich am folgenden Abend in einem kleinen Salon der liebenswürdigen alten Frau von Beyer mit ihr und mit dem General den Thee einnahm, wurde plötzlich der mir auch von früher her bekannte dortige österreichische Militärbevollmächtigte gemeldet. Gerade diese Persönlichkeit zu vermeiden, war für mich von Werth. Als alter Bekannter

des Hauses hatte derselbe aber nicht die Rückkehr des ihn meldenden Dieners abzuwarten gebraucht, und näherte sich durch die lange Zimmerflucht bereits in bedenklicher Weise unserem kleinen Salon, der überdies, am Ende der Zimmerreihe liegend, keinen Ausweg bot. Da blieb mir denn nichts Anderes übrig, als mit schnellem Entschluß meinen Rückzug durch das Fenster zu nehmen, welches zum Glück nur ein paar Fuß hoch über dem dahinter befindlichen Garten lag, der in Verbindung mit dem Hausflur stand.

Besser erging es mir im weiteren Verlauf meiner Reise in München. Hier wurde ich zwar auch bei einer Unterredung mit unserem Gesandten, dem Prinzen Reuß, durch das Erscheinen eines höheren bayerischen Würdenträgers gestört, ohne daß ich jedoch einen Sprung aus dem Fenster zu wagen brauchte. Der Prinz stellte mich demselben, ohne Bezeichnung meines Standes, vor, und ging dann sofort in ein Gespräch über Landwirthschaft über. Der betreffende Herr, welcher selbst Großgrundbesitzer war, und der mich ebenfalls für einen Gutsbesitzer hielt, stellte nun aus lebhaftem Interesse für die Landwirthschaft eine Anzahl von Fragen an mich, bei deren Beantwortung ihn manches in Staunen gesetzt haben muß; denn thatsächlich hatte ich von alledem, was er wissen wollte, nicht die geringste Ahnung, antwortete aber immer mit Todesverachtung darauf los, so daß der Prinz die größte Mühe hatte, aus meinem Unsinn einen richtigen Gedanken zu construiren, der allenfalls dem Herrn verständlich werden konnte. Zum Glück dauerte dessen Besuch nicht lange Zeit!

Im Uebrigen fand ich in München noch Gelegenheit, sämmtliche zum Ausrücken bestimmte mobile Truppentheile der Garnison in der allerbequemsten Weise bei einer über dieselben abgehaltenen großen Parade zu sehen.

Als ich schließlich glaubte, meine Aufträge völlig erfüllt zu haben, zog ich es doch vor, mich auf ein Gebiet zu begeben, dessen Regierung zu der unsrigen hielt. Ich wählte daher zunächst Coburg zu meinem Aufenthaltsort und berichtete von dort an den General von Moltke mit der Anfrage, ob noch Weiteres von mir verlangt würde oder ob ich nunmehr zurückkehren könnte. Inzwischen sah ich mir die schöne Burg am folgenden Tage gründlich an und besuchte Abends das Theater. Kaum hatte ich in diesem auf einem Parquetplatz mich niedergelassen, als in der Prosceniumsloge Herzog Ernst von Sachsen-Coburg erschien. Das Publicum mußte ihm wohl ziemlich bekannt sein, denn nachdem er dasselbe flüchtig durch das Opernglas überblickt hatte, heftete er dasselbe auf mich — wahrscheinlich als den einzigen Fremden, der anwesend war — und wiederholte dies während des Abends noch so häufig, daß ich mich schließlich etwas verlegen fühlte. — Als etwa fünf bis sechs Wochen später der Herzog nach der Schlacht von Königgrätz in unserem Hauptquartier eintraf, in welchem er bis zur Beendigung des Feldzuges verblieb, war, als ich ihm vorgestellt wurde, seine erste Frage: „Sagen Sie, waren Sie nicht Anfang Mai in Civil im Coburger Theater?"

Aus dem Theater zurückgekehrt, erhielt ich ein Telegramm vom großen Generalstabe, nach Verabredung lautend: „die Sachen ihrer Frau haben sich gefunden." Hierdurch sah ich meinen Auftrag als erledigt an und reiste daher noch in derselben Nacht ab.

In Berlin angelangt, erfuhr ich, daß ich dem Obercommando der II. Armee als ältester Generalstabsofficier inzwischen zugetheilt war, daß aber dasselbe sich bereits in Schloß Fürstenstein in Schlesien befände. Ein demselben Stabe zugehöriger Adjutant, mein alter Cadettenfreund von Notz, hatte, ohne weitere Anfrage, mir die große Annehmlichkeit bereitet, meine Pferde und Trainsoldaten dem Transport des Hauptquartiers von Berlin nach Schlesien anzuschließen, so daß ich ohne Weiteres noch am Abend meines Eintreffens in Berlin, die Fahrt dorthin antreten konnte.

Als ich aus dem Hause in der Gr. Friedrichsstraße, in der ich damals wohnte, heraustrat, um nach dem Bahnhof zu fahren, wandte ich mich noch einmal um, meiner Frau, die am Fenster stand, ein paar Worte zu sagen, während der Diener beschäftigt war, mein Gepäck auf die Droschke zu laden. Da hörte ich plötzlich von meiner Frau den Ausruf: „Um Himmels willen! Sieh nur! Sieh!" — Ich wandte mich wieder der Straße zu und vor mir stand, statt der Droschke, die ein paar Schritt weiter gefahren war — ein Leichenwagen! Da im Volksmunde jedoch ein derartiges Zusammentreffen, wenn man die Straße betritt, als ein gutes Zeichen angesehen wird, rief ich meiner Frau, bevor mich mein Gefährt meiner Bestimmung zuführte, noch einige darauf bezügliche Worte zu, welche sie beruhigten. Immerhin muß ich gestehen, daß auch für mich der Eindruck dieses Zufalles im ersten Augenblick gerade kein besonders angenehmer war. Im Uebrigen bestätigte sich wenigstens bei mir diese volksthümliche Auslegung, denn ich kehrte gesund und ohne daß mir etwas Widerwärtiges begegnet wäre aus den Gefahren des Krieges und der Choleraepidemie, die so manche Opfer forderte, in die Heimath zurück.

Am Vormittage des 6. Juni traf ich in unserem Hauptquartiere, welches sich noch in Schloß Fürstenstein befand, ein.

Bevor ich meine persönlichen Erlebnisse hier weiter berühre, muß ich zunächst der inzwischen erfolgten Entwicklung der allgemeinen militärischen Lage gedenken, welche zu der Bildung der II. Armee und den ihr zufallenden Aufgaben führte.

Der Aufmarsch der preußischen Streitkräfte, denen sich die der verbündeten kleineren Staaten Nord- und Mitteldeutschlands anschlossen, gründete sich auf die durch den Chef des Generalstabes, General von Moltke, in seinen Denkschriften und Vorträgen festgelegten Gesichtspunkte. In denselben war mit vollster Berechtigung stets der Gedanke festgehalten worden, daß der Schwerpunkt des Kampfes in der Niederwerfung Oesterreichs läge. Für diese Entscheidung mußten daher so viel Kräfte als irgend möglich bereit gestellt werden, und man zauderte nicht, zu diesem Zwecke auch auf die Armeecorps zurückzugreifen, welche ihre Garnisonen in der westlichen Hälfte der Monarchie hatten. Allerdings wurde hierdurch dieser Theil des Landes dem Einbruch der süddeutschen Corps preisgegeben, außerdem hatte man hier inmitten des preußischen Gebietes Hannover und Kurhessen zu bekämpfen. Indeß lagen hier doch Momente vor, welche begründete Hoffnung boten, den drohenden

Gefahren mit geringeren Kräften erfolgreich begegnen zu können. Wesentlich trug zu dieser Ansicht die Kenntniß von der Verfassung bei, in welcher sich die militärischen Kräfte der meisten kleineren Staaten befanden, und in Bezug hierauf glaubte man in der festen Organisation und Durchbildung der eigenen Truppen, sowie in der Schnelligkeit, mit welcher man sie zu versammeln vermochte, ein so großes Uebergewicht zu besitzen, daß nicht nur die beträchtliche numerische Ueberlegenheit der gesammten Gegner ausgeglichen wurde, sondern man auch befähigt war, durch frühzeitiges offensives Vorgehen den Kriegsschauplatz in ihr Gebiet zu verlegen. Selbst Mißerfolge auf dem westlichen Kriegsschauplatze konnten nur zeitweise zur Besetzung preußischen Bodens führen, denn, wenn nur der Kampf mit Oesterreich siegreich ausfiel, war es ein Leichtes, das dort verloren Gegangene in kürzester Frist wieder in Besitz zu nehmen.

So gelangte man zu dem glücklichen und folgenschweren Entschluß, von den damals bestehenden neun preußischen Armeecorps nur eine einzige Division auf dem westlichen Kriegstheater zu belassen. Zu ihr sollten die sonst noch vorhandenen losen Formationen, wie die Besatzung von Schleswig-Holstein, und die in den Festungen durch Eintreffen von Landwehren verfügbar werdenden Truppentheile stoßen, und dergestalt eine Armee gleichsam improvisirt werden, welche jedoch erst auf dem Wege der Operation zu vereinigen war.

Bekanntlich ist dies auch durchgeführt worden und die Gesammtheit dieser Streitkräfte erhielt späterhin den Namen Main-Armee, unter welchem sie auch auf diesem Kriegsschauplatz siegreich ihre Aufgabe löste.

Was nun die Verhältnisse in der östlichen Hälfte der Monarchie anbelangt, so wußte man wohl, wie bereits bemerkt, daß durch die sorgsame Vorbereitung der Mobilmachung und des Transportes sich leicht eine Offensive in Feindesland ermöglichen ließe, welcher der Gegner nicht an der Grenze, sondern erst weiter rückwärts entgegen zu treten vermocht hätte. Ein solcher Vortheil wäre um so größer auszubeuten gewesen, je früher man sich in Preußen entschloß, den bestehenden Antagonismus der beiden Großmächte durch das Schwert zu lösen. Selbst als durch Hinausschieben der Entscheidung Oesterreich noch Zeit für seine Vorbereitungen gewonnen hatte, war man noch befähigt, die Offensive unter günstigen Bedingungen zu ergreifen, sobald man dem ersten Aufmarsch der Armee unmittelbar den Beginn der Operationen folgen ließ. Das preußische Generalstabswerk sagt in Bezug hierauf:

„Alle militärischen Gründe sprachen dafür, am 6. Juni den Feldzug sofort zu eröffnen. Wir müssen aber hier daran erinnern, daß Oesterreich mit seinem Antrag an den Bund erst am 11. Juni hervortrat. Zu Anfang des Monats konnte man noch an die Möglichkeit einer friedlichen Entwirrung der schwebenden Differenzen glauben und in diesem Stadium würde König Wilhelm sich nie entschlossen haben, den ersten Schritt zu einem, in seinen Folgen für Deutschland unberechenbaren Kriege zu thun."

Demgemäß waren die ersten militärischen Maßnahmen auch nur in Rücksicht auf Schutz des eigenen Gebietes bei einem plötzlichen Anfall des Gegners

getroffen worden. In dieser Beziehung bedurften die Marken wie Schlesien einer unmittelbaren Sicherung, zu deren Durchführung sich allerdings die geographische Gestaltung der langen Grenze höchst ungünstig erwies. Nur sechs bis sieben Märsche bedurfte es, um von Sachsen aus nach Berlin zu gelangen und in nur fünf Märschen konnten österreichische Kräfte vor Breslau erscheinen. Welche Operationsrichtung der Gegner mit seinen Hauptkräften aber unternehmen würde, ließ sich mit Sicherheit um so weniger voraussehen, als in dieser Periode die einzelnen Versammlungspunkte seiner Corps noch nicht bekannt wurden. Man wußte nur, daß an die Grenze einzelne derselben vorgeschoben waren. So hatte man sich zunächst begnügen müssen, das III. und IV. preußische Armeecorps zur Sicherung von Berlin zwischen Torgau und Cottbus zu versammeln, über welche der Prinz Friedrich Carl den Oberbefehl übernahm. Verstärkt durch das herannahende II. und später auch durch das Gardecorps, sollte aus diesen Truppen die I. Armee gebildet werden, während rechts von ihr sich aus drei Divisionen des VII. und VIII. Armeecorps die Elb-Armee unter dem Befehl des Generals Herwarth von Bittenfeld in der Gegend von Halle und Zeitz zu formiren hatte. Hierdurch erschien die Mark und insbesondere die Hauptstadt gegen einen Vorstoß des Gegners aus Sachsen ausreichend gesichert.

Der Schutz Schlesiens bedingte aber besondere Maßregeln und eine räumliche Entfernung der zu diesem Zwecke bestimmten Streitkräfte von der I. Armee. Dies nöthigte zur Bildung einer II. Armee in dieser Provinz, deren Führung dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm anvertraut wurde. Seinem Befehl unterstanden zunächst das VI. Armeecorps um Waldenburg, das V. Armeecorps um Landshut, ferner eine bei Striegau zusammengezogene Cavalleriedivision, sowie besondere zum Grenzschutz von Oberschlesien bestimmte Detachements, das eine (ein Infanterie-, ein Cavallerieregiment und eine Batterie) unter dem Befehl des Generals von Knobelsdorff unweit Oderberg, das zweite, aus sechs Landwehrbataillonen und einer Landwehr-Cavalleriebrigade bestehend, unter Generalmajor Graf von Stolberg bei Rybnick.

Zur Verbindung zwischen beiden Armeen wurde vorläufig das auf Görlitz im Transport befindliche I. Armeecorps verwandt.

Somit zerfiel die Aufstellung der gesammten gegen Sachsen und Oesterreich bestimmten Streitkräfte in drei größere Gruppen, von denen die des rechten Flügels und der Mitte leicht zu gemeinschaftlichem Handeln in kurzer Frist vereinigt werden konnten, während die des linken Flügels — die zweite Armee — vorläufig noch auf sich selbst angewiesen blieb.

Die Ernennung des Kronprinzen zum Oberbefehlshaber der für den Schutz Schlesiens zunächst verfügbaren Streitkräfte war bereits am 17. Mai erfolgt; unter dem 2. Juni wurde ihm noch das Militärgouvernement von Schlesien übertragen und die Verlegung des Hauptquartiers von Berlin nach Schloß Fürstenstein fand in Folge dessen am 4. Juni statt.

Am 5. Juni waren die sämmtlichen Streitkräfte aller drei Armeen an den oben erwähnten Punkten versammelt, welche für die meisten Truppen

gleichzeitig die Endpunkte ihres Eisenbahntransportes waren, die weiteren Bewegungen konnten nur durch Märsche ausgeführt werden. Eine Linksschiebung der I. Armee erschien aber nunmehr erforderlich, um den weiten Zwischenraum bis zur II. Armee zu verkleinern, während der Elb-Armee die Sicherung von Berlin gegen einen Vorstoß aus Sachsen übertragen wurde. Demgemäß setzte sich die I. Armee sofort nach dem Eintreffen ihrer Truppen in Bewegung und erreichte mit dem II., III. und IV. Corps bis zum 8. Juni die Gegend um Görlitz, Hoyerswerda und Senftenberg, während sich hinter ihnen die Garde in Cantonnements um Cottbus versammelte[1]).

Inzwischen hatte sich im Hauptquartiere zu Fürstenstein die Anschauung geltend gemacht, daß sich in Böhmen nur das I. österreichische Corps befände, die übrigen sechs Corps der österreichischen Nordarmee sich aber in Oesterreichisch-Schlesien und Mähren, wie weiter südlich versammelten, eine Anschauung, die zwar im Gegensatz zu der sonst herrschenden Meinung stand, nach der umgekehrt die feindlichen Hauptkräfte in Böhmen und nur ein Corps in Mähren sich befinden sollten, die sich jedoch sehr bald als zutreffend erwies. Hierdurch wurde nunmehr aber ein Vorstoß des Gegners mit den Hauptkräften nach Schlesien um so wahrscheinlicher. Noch war die Entscheidung in Frankfurt a. M. nicht gefallen, der Augenblick, wo wir die Offensive ergreifen konnten, aus dem bereits früher angegebenen Grunde noch nicht eingetreten, die Aufgabe des Kronprinzen gipfelte daher zunächst nur in dem Schutze Schlesiens. Hierfür einzutreten hielt Er aber, auch insbesondere in Rücksicht auf seine Stellung als Militärgouverneur der Provinz, für eine Ehrenpflicht, und dies um so mehr, als ihm überall die sprechendsten Belege für die Opferfreudigkeit ihrer Bewohner entgegengetreten waren. Obgleich ihm in den letzten Tagen auch noch das I. Armeecorps unterstellt wurde, blieb die Ueberlegenheit des Gegners doch noch eine sehr beträchtliche; außerdem befand sich seine Armee in der jetzigen Aufstellung viel zu weit entfernt, um einem Vordringen desselben in Oberschlesien rechtzeitig entgegentreten zu können. Hierzu mußte man sich weiter östlich bereit stellen und ein Gelände aufsuchen, in welchem man den Angriff eines überlegenen Feindes mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen vermochte.

Eine solche Stellung schien sich bei der Festung Neisse hinter dem Abschnitt des gleichnamigen Flusses zu bieten. Dort war man in der Lage, den Oesterreichern sowohl das Hervorbrechen aus den südlich davor liegenden Gebirgspässen zu verwehren, als auch einen Flankenstoß in wirksamster Richtung zu unternehmen, wenn der Feind seine Massen über Oberschlesien vorführte.

Der Kronprinz erbat daher unter eingehender Darlegung der Gründe zu einem Abmarsch aus der bisherigen Aufstellung die Allerhöchste Erlaubniß, welche bereits am 10. Juni Morgens einging. Gleichzeitig wurde auch das Gardecorps der II. Armee zugetheilt und per Bahn nach Brieg in Bewegung gesetzt. Die kronprinzliche Armee wuchs hierdurch auf vier Armeecorps und eine Cavalleriedivision an und ward somit die stärkste von allen in diesem

---

[1]) Beim III. und IV. Corps war der Corpsverband aufgelöst worden, so daß ihre Divisionen unmittelbar dem Obercommando unterstanden.

Kriege aufgestellten preußischen Armeen; sie zählte zu dieser Zeit fast 130000 Mann. Gestützt auf die Festungen sprach der Obercommandirende den festen Entschluß aus, gegen jeden österreichischen Angriff — und wenn er auch noch so stark wäre — die Waffenentscheidung zur Vertheidigung Schlesiens selbständig zu suchen und nicht erst das Eintreffen von Kräften der ersten Armee abzuwarten. Von Ihm selbst ging in Rücksicht auf diese Aufgabe, die Bezeichnung seiner Armee als die „Schlesische Armee“ aus, eine Bezeichnung, deren Er sich mit besonderer Vorliebe bediente und welche später auch allgemein angenommen wurde.

Der weitere Abmarsch der zweiten Armee nach Osten wurde sofort in die Wege geleitet; am 14. Juni verließ auch das Obercommando Fürstenstein und begab sich per Bahn nach Neisse.

Mit größter Spannung hatte man im Hauptquartier während des Aufenthaltes in Schloß Fürstenstein die weitere Entwicklung der politischen wie militärischen Lage verfolgt, wohl auch mit einiger Ungeduld dem Ausbruch des Krieges entgegengesehen. Eine besondere Beachtung wurde zunächst selbstverständlich dem Sammeln von Nachrichten über den Gegner gewidmet. Der wichtigste Theil derselben ging in täglichen Zusammenstellungen durch den noch vorläufig in Berlin verbliebenen Großen Generalstab ein, der im Wesentlichen auch den Generalstab des Großen Hauptquartiers Sr. Majestät des Königs bildete; manche Notizen konnten aber auch durch den in unserem Hauptquartier eingerichteten Kundschaftsdienst erlangt werden. Immerhin gelang es erst in den letzten Tagen dieser Periode, kurz vor dem Abmarsch nach Neisse, eine ausreichende Klarheit über die zur Zeit stattgefundene Vertheilung der österreichischen Streitkräfte zu erhalten, wobei sich die bis dahin in unserem Hauptquartier bestandenen Anschauungen im Wesentlichen nur bestätigten. Am 11. Juni befand sich der Generalstab in Berlin im Besitz der österreichischen Ordre de bataille, d. i. der Eintheilung sämmtlicher mobilen Streitkräfte behufs ihrer kriegerischen Verwendung, sowie in Kenntniß der von den einzelnen Abtheilungen erreichten Versammlungspunkte, woraus deutlich hervorging, daß von den sieben österreichischen Armeecorps sich sechs noch in Mähren und südlich befanden und somit die soeben getroffenen Maßregeln einer Verschiebung unserer Kräfte zum besseren Schutze von Schlesien voll berechtigt erschienen.

Als ich am 6. Juni Vormittags in Schloß Fürstenstein eintraf, war der Kronprinz mit dem größten Theile des Stabes zu einer Truppenbesichtigung fortgeritten, von der er erst im Laufe des Nachmittags zurückkehrte. Ich konnte mich inzwischen häuslich in dem für mich reservirten Zimmer einrichten, von welchem aus man einen herrlichen Ausblick weithin in das Land genoß, und benutzte die zur Verfügung stehende Zeit, um mich unter der Anleitung eines zurückgelassenen Officiers des Stabes im Bureau durch Einsicht in die Acten über alle Einzelheiten, mit welchen das Obercommando sich seit seinem Zusammentritt zu beschäftigen gehabt hatte, zu unterrichten.

Endlich kam der Kronprinz zurück, und ich fand Gelegenheit, nunmehr mich bei ihm, wie bei dem Chef des Generalstabes und dem Oberquartiermeister, Generalen von Blumenthal und von Stosch, zu melden.

Mit Seiner Königlichen Hoheit war ich bis dahin — und dies noch dazu vor einer Reihe von Jahren — nur einmal flüchtig in Berührung gekommen; General von Blumenthal kannte ich gar nicht und nur mit dem General von Stosch verbanden mich nähere Beziehungen aus unseren dienstlichen Verhältnissen in Magdeburg im Jahre 1861 und 62, wo er als Chef des Generalstabes sich befand und ich dem Generalstabe des IV. Armeecorps angehörte, Beziehungen, welche einen sehr freundschaftlichen Charakter trugen.

Als ich mich bei dem Kronprinzen meldete, wurde ich von ihm mit sehr freundlichen Worten begrüßt, denen sich ein Gespräch anreihte, das ich wörtlich wiederzugeben vermag, da ich es unmittelbar nachher in einem Briefe niederschrieb.

Der Kronprinz: „Aber, sagen Sie, mir ist so dunkel erinnerlich, daß ich schon einmal mich mit Ihnen unterhalten habe?"

Ich erwiderte lächelnd: „Darauf dürften Sich Ew. Königl. Hoheit schwerlich besinnen; seitdem sind schon mehr als zwölf Jahre vergangen."

Kronprinz: „Bei welcher Gelegenheit war es denn?"

Ich: „Als Königl. Hoheit bei einer Reise in den Ostprovinzen Thorn besuchten und unserem Regiment — dem 14. — die Ehre erwiesen, im Casino mit dem Officiercorps zu speisen."

Der hohe Herr sah mich hierauf scharf an, besann Sich einen Augenblick und sagte dann:

„Waren Sie es nicht, der mich im Brückenkopf nach dem schönen Denkmal eines dort gefallenen Oesterreichers führte?"

„Sehr wohl, Königl. Hoheit."

„Richtig! Sie machten mich dort noch auf die Inschrift auf der Rückseite des Sarkophages aufmerksam, die der Thermopylen-Inschrift nachgebildet war."

So verhielt es sich in der That! Es handelte sich dabei um ein sehr schönes Denkmal, welches Erzherzog Ferdinand von Oesterreich dem im Jahre 1809 hier gefallenen Generalstabs-Obersten Brusch von Neuberg hatte setzen lassen. Die Rückseite des Sarkophages zierten die Worte:

Wanderer, kommst Du nach Oesterreich, künde dorten:
Du habest mich hier liegen gesehen, wie es die Pflicht mir gebot.

Dieses kleinen Zuges habe ich hier Erwähnung gethan, da er als ein Beleg dient, daß auch dem Kronprinzen die bekannte, ganz außergewöhnliche Gedächtnißgabe zu Theil geworden war, welche zu den besonderen Gaben des Hohenzollernstammes gehört.

Ueber die Persönlichkeit des Kronprinzen, sowie der beiden obenerwähnten Generale habe ich mir bereits erlaubt, schon vor ein paar Jahren in dieser Zeitschrift Einiges zu sagen[1]); ich kann aber nicht umhin, auch hier den da-

[1]) Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXIII, S. 373 ff., sowie die gesammelten Artikel in meinem Buche: „Im Großen Hauptquartier". Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1896.

mals gemachten Angaben noch ein paar Züge als Beiträge zur Charakteristik hinzuzufügen.

Kronprinz Friedrich Wilhelm befand sich im Juni 1866 in seinem 35. Lebensjahre. Die Gestalt des früher schmächtigen, hochaufgeschossenen Herrn hatte sich zur vollen Blüthe ihrer Kraft und Schönheit entwickelt; in seiner Figur, die weit über Mittelgröße hervorragte, stimmte Alles in vollendetem Ebenmaße überein: es vereinigte sich in ihr Sicherheit des Auftretens und Geschmeidigkeit der Bewegungen in harmonischer Verbindung. Den schön geformten Kopf mit seiner frischen Gesichtsfarbe schmückte reiches Haupthaar und ein prächtiger, blonder Vollbart. Vor Allem aber war es der wundervolle Ausdruck seiner blauen Augen, aus denen Herzensgüte und Innigkeit des Gemüths hervorleuchtete, die Jeden unwiderstehlich an Ihn fesselten.

Vortrefflich sah Er auch zu Pferde aus. Während des Feldzuges ritt er fast nur einen sehr schönen großen Fuchs mit mächtigem Gangwerk; Er selbst trug stets den blauen Interimsrock der Generale mit Achselstücken, den der Stern des Schwarzen Adlerordens schmückte, dazu die Schärpe, den Infanteriesäbel und hohe Reiterstiefel, auf dem Haupt die Feldmütze. Wenn er den Weg entlang sprengte, in der Hand meist die kurze Tabakspfeife, auf welcher der heraldische Adler sich befand, folgte ihm freudestrahlend jedes Auge.

Die ganze Erscheinung rief den Eindruck eines Idealgebildes hervor; in ihr sah man verkörpert, was die Sage von Siegfried's Heldengestalt uns bekundet und überliefert hat.

Wie in Seinem Aeußeren sich bereits sein edler Charakter ausprägte, so kam dieser auch in seiner vollen Reinheit in seinem Denken und Handeln zum Ausdruck.

Sein menschenfreundliches, liebevolles Herz nahm stets vollen Antheil an dem Geschick Anderer. Rührend zeigte dies sich in dem Bedürfniß, Verwundete und Kranke aufzusuchen, ihnen zu danken für das, was sie geleistet hatten, und sie in ihren Leiden zu trösten, sowie bei vielen anderen Gelegenheiten. Als er in der Schlacht von Königgrätz auf die Leiche des gefallenen Leutnants The Losen stieß, dachte er sofort an dessen Vater und ließ dem Todten die blutübergossene Adjutantenschärpe abnehmen, um sie diesem zu schicken. Auch wo sich zufällig eine Gelegenheit bot, Jemanden eine Freude zu bereiten, ließ Er sich diese nicht entgehen. — Ich selbst wurde eines Tages von dem hohen Herrn nach dem Feldzuge durch eine Sendung von Heften überrascht, welche die von meinem Großvater als Mitglied der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorträge gedruckt enthielten, die der Kronprinz zufällig in seiner Bibliothek aufgefunden hatte. Der Sendung war die Bemerkung hinzugefügt, daß diese Hefte wohl für mich einen größeren Werth haben würden, als für Ihn. Immer war Er zu helfen bereit, aber stets prüfte Er auch auf das Sorgsamste vorher die Würdigkeit des Betreffenden. So war Er eines Tages von hervorragender Stelle angegangen worden, sich für das weitere Fortkommen eines Officiers zu verwenden, der unter mir im Generalstabe arbeitete. Bevor der Kronprinz jedoch diese Verwendung eintreten ließ, schrieb Er an mich und theilte mir mit, was man von Ihm ver-

langt habe, unter dem gleichzeitigen Ersuchen, mich über den Betreffenden eingehend zu äußern, insbesondere aber auch, ob derselbe seine ausnahmsweise Befürwortung verdiene.

Des Kronprinzen große Leutseligkeit ist noch heutigen Tages durch viele charakteristische Züge bekannt; gerne unterhielt er sich mit Officieren und Mannschaften, wo sich die Gelegenheit bot, ebenso aber auch mit den Landbewohnern, die er auf seinen Wegen traf, sich dabei an scherzhaften Worten gerne erfreuend. Wohl aber verstand Er es auch dort, wo es erforderlich war, seinen Ansichten einen sehr energischen Ausdruck zu verleihen.

Tief innerlich war sein Familiensinn. Wer ihn des Nachts mit einer Meldung im Schlafe stören mußte, fand stets neben dem niedrigen eisernen Feldbette, dessen er sich bediente, auf einem Stuhle die kleinen Photographien Seiner Erlauchten Gemahlin wie Seiner Kinder aufgestellt.

Felsenfest war sein christliches Gottvertrauen und in ihm sein strenges Pflichtgefühl; beides erzeugte auch diese würdevolle Ruhe — eine der werthvollsten Feldherrneigenschaften —, die ihn bei den verantwortungsvollsten Entscheidungen, wie auf dem Schlachtfelde im feindlichen Feuer nie verließ. Wo er hintrat, wußte er sich in Gottes Hand, und so führte ihn Pflichtgefühl und menschliche Theilnahme auch in Brünn in die Cholera-Lazarethe, als die Epidemie dort in schreckenerregender Weise wüthete.

Bisher hatte der Prinz noch keine Gelegenheit gehabt, ein Commando im Kriege zu übernehmen, doch hatte er auf dem Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein Veranlassung gefunden, eine gedeihliche Thätigkeit zu entwickeln. Wie Er aber das höchste Vertrauen zu der Hingabe und Disciplin der ihm unterstellten Armee hatte, so brachte ihm diese von vornherein dasselbe Vertrauen entgegen; ein Jeder in ihr war von dem Gefühl durchdrungen, daß der Kronprinz ihn auch zum Siege führen würde. Gleich Seinem Königlichen Herrn und Vater sah auch er nur mit tiefem Schmerz dem Kampfe deutscher Brüderstämme entgegen, und hoffte lange noch, indem er dabei seinen Einfluß zur Geltung zu bringen suchte, daß ein solcher Kampf vermieden werden würde. Als aber die Entscheidung erfolgte, und der Kampf unvermeidbar geworden war, beseelte ihn nur der eine Gedanke: ihn ehrenvoll bis zum letzten Athemzuge auch durchzuführen.

Als Chef des Generalstabes war dem Kronprinzen General von Blumenthal beigegeben worden. Dieser General, den die Armee als hochverehrten Feldmarschall noch heutigen Tages das Glück hat in ihren Reihen zu sehen, war damals schon allgemein bekannt und hochgeschätzt. Seine hervorragenden Leistungen als Chef des Generalstabes des Prinzen Friedrich Carl im letzten Feldzuge gegen Dänemark ließen ihn als den geeignetsten Gehülfen des Kronprinzen bei dessen erstem Auftreten an der Spitze einer Armee erscheinen. Mit vollem Vertrauen von dem Feldherrn wie von der Truppe begrüßt, rechtfertigte er auch hier, wie später im Kriege mit Frankreich dasselbe in glänzendster Weise. Sein Verhältniß zum Kronprinzen gestaltete sich vom ersten Anfange an zu einem geradezu idealen.

Für uns, die wir dem Stabe des Obercommandos angehörten, war der General der herrlichste Vorgesetzte, den man sich denken konnte. In seinem persönlichen Umgange mit Jedem, von dessen vollster Hingabe für den Dienst er überzeugt war — und das traf im vorliegenden Falle bei Allen zu — war er von außergewöhnlicher Offenheit und Herzlichkeit, stets freundlich, lebendig und anregend, stets der gute Kamerad, niemals heftig oder auch nur erregt, dabei in vollster Anspruchslosigkeit wie ohne jedes Bedürfniß. Mit bewunderungswürdiger Klarheit beherrschte er die großen Verhältnisse des Krieges, und mit nie ermüdender Thätigkeit überwältigte er die auf ihm lastenden Arbeiten; stets zielbewußt, stets seiner Sache sicher, vermochte nichts seine Ruhe und Objectivität zu beeinträchtigen. Dabei kannte er die österreichische Armee sehr genau. Wohl besaß diese Generale und Truppenführer, welchen die Erfahrungen größerer Kriege vielfach zur Seite standen, während bei uns seit einundfünfzig Jahren nur geringe Bruchtheile des Heeres zu einer kriegerischen Thätigkeit, und noch dazu nur in kleineren Verhältnissen gelangt waren; aber er kannte auch die Schwächen österreichischer Kriegführung ebenso genau, wie die guten Seiten unseres Heeres. So war er vom ersten Augenblick an von dem glücklichen Ausgang des Kampfes durchdrungen und hielt an diesem Glauben auch unter den spannendsten Verhältnissen so zweifellos fest, daß überhaupt bei Niemandem unter uns der Gedanke an die Möglichkeit eines Unterliegens aufkommen konnte. Eine derartige Stimmung in einem höheren Stabe bleibt immer einer der wesentlichen Factoren des Sieges, nur muß sie aus einer vollen und gerechtfertigten Beurtheilung aller einschlagenden Momente hervorgehen und von den erforderlichen Charaktereigenschaften auch getragen werden.

Daß eine Persönlichkeit wie die des Generals von Blumenthal auch auf die Untergebenen vollen Einfluß gewann, erschien selbstverständlich, und so vereinte sich bei uns sehr schnell mit der schuldigen Verehrung auch die größte persönliche Anhänglichkeit für den General.

Sehr gut waren auch die Beziehungen, welche sich zwischen dem General von Blumenthal und dem Oberquartiermeister unserer Armee, dem General von Stosch, mit der Zeit entwickelten; beide stimmten sehr bald in ihren Anschauungen bezüglich der wichtigsten operativen Angelegenheiten überein, beide waren gleichzeitig durchdrungen von dem Geiste einer energischen Offensive.

General von Stosch war von großer, imposanter Figur, stets in strammer Haltung, wenngleich er beim Gehen etwas lahmte. Letzteres war die Folge eines Hufschlages von einem Pferde, welcher den Knochen des einen Unterschenkels zerschmettert und die Herausnahme eines beträchtlichen Stückes des Knochens erfordert hatte. Nur eine so gesunde und kräftige Natur, wie die seine, vermochte es, diese Operation überhaupt zu überwinden. Auch jetzt war er ein Bild männlicher Kraft, welche auch in einer nie erlahmenden Thätigkeit sich äußerte. Den mächtigen Körper überragte ein ausdrucksvoller Kopf, aus dem ein Paar kluger Augen scharf in die Welt hineinblickten, und seine offene Physiognomie machte den Eindruck, als ob ihn desto mehr Freude erfüllte, je schwieriger sich eine Lage gestaltete. Das dunkle Haupthaar zeigte

eigenthümlicher Weise hinten einen großen weißen Streifen, der in einer Nacht in Folge des erwähnten Unfalles diese Farbe angenommen hatte.

Aus seinem ganzen Wesen, in der Sprache, wie in der Art und Weise seines Auftretens leuchtete eine seltene Energie hervor, die den Einzelnen hart angreifen konnte, die sich aber auch in allen Lebenslagen auf das Höchste nutzbringend für das Ganze erwies. Einen Beleg hierfür hat späterhin auch sein schnelles Einarbeiten auf theils fern liegende, theils ganz fremde Gebiete gegeben, so als Generalintendant der Armee im Kriege 1870/71 und demnächst als langjähriger Chef der Admiralität. In seinen Entschlüssen schnell und energisch, in Allem, was er sagte, kurz und bestimmt, in der Ausdrucksweise scharf, galt er im Allgemeinen für einen schroffen Charakter. Wer aber längere Zeit mit ihm in Berührung trat und wem sein Vertrauen Gelegenheit bot, in sein Inneres einzudringen, der erkannte bald, daß unter dieser Außenseite sich ein warmes und anhängliches Herz verbarg, das Treue zu halten wußte und das sich für alles Große zu begeistern vermochte.

Der Kronprinz kannte Stosch schon von früher und war ihm im hohen Maße zugethan. Während des Krieges äußerte sich der hohe Herr einst über ihn: „Sobald ich Stosch nur von ferne sehe, fühle ich ein besonderes Wohlbehagen; es ist mir stets eine Freude, wenn ich sein prächtiges Gesicht erblicke.“ Der Kronprinz liebte die Offenheit, mit der sich der General stets ihm gegenüber aussprach, und wußte, daß er sich eben so auf sein klares Urtheil, wie auf seine persönliche Anhänglichkeit verlassen konnte. Die Beziehungen zwischen ihnen beiden festigten sich im Laufe des Krieges immer mehr und blieben auch bis zum Tode Kaiser Friedrich's bestehen, so daß der General in vielen Angelegenheiten ein treuer und zuverlässiger Berather desselben zu sein vermochte.

Auch ich hatte mich der Freundschaft des Generals aus meinem früheren Dienstverhältniß in Magdeburg, wo er mein unmittelbarer Vorgesetzter gewesen war, zu erfreuen: diese Gesinnung hat er mir bis zu seinem Hinscheiden bewahrt; ununterbrochen sind wir in näheren Beziehungen und gegenseitigem Austausch der Gedanken geblieben, und stets hat er den wärmsten Antheil an Allem genommen, was im Laufe von fünfunddreißig Jahren mir und den Meinen auf unseren Lebenswegen begegnet ist.

Bemerkt sei noch, daß er für den praktischen Dienst sehr beanlagt und für die Erfordernisse desselben durchgebildet war. Aber auch im Generalstabsdienst, in den er erst spät übertrat, leistete er bald Hervorragendes. Unermüdlich an seiner eigenen Durchbildung arbeitend, beherrschte er die Anforderungen der höheren Truppenführung in umfassendster Weise. Dabei hegte er auch ein reges Interesse für andere Gebiete des Lebens, für welche er — stets im Verkehr mit den hervorragendsten Persönlichkeiten — sich ein klares Verständniß und weitgehende Kenntnisse erwarb. Insbesondere war dies auch in Bezug auf Politik und wirthschaftliche, sowie sociale Fragen der Fall. —

Als persönliche Adjutanten des Kronprinzen folgten ihm ins Feld Hauptmann von Jasmund, welcher 1870 in der Schlacht von Gravelotte fiel, und der Premierlieutenant Graf zu Eulenburg vom 1. Garderegiment zu Fuß,

welcher gleichzeitig für den erkrankten Hofmarschall die Functionen desselben übernahm (heutigen Tages Oberhof- und Hausmarschall Sr. Maj. des Kaisers und Königs).

Im Uebrigen bezifferte sich die Zahl der in officiellen Dienststellungen in unserem Stabe commandirten Officiere auf weitere vierundzwanzig; unter ihnen waren mir schon von früher aus dem Cadettencorps näher bekannt: Major von der Burg, sowie die Hauptleute von Hahnke, Mischke und von Notz. Von diesen waren Burg und Mischke schon seit längerer Zeit in nähere Beziehungen zum Kronprinzen getreten; Ersterer seit der Dienstleistung desselben bei der Garde-Feldartillerie, während Letzterer bereits als Cadet zu seinen Spielgenossen gehörte. Hauptmann Mischke wurde später persönlicher Adjutant des Kronprinzen und verblieb, von der innigsten Zuneigung desselben beglückt und geehrt, um Seine Person, bis der Tod den kaiserlichen Dulder von seinen schweren Leiden erlöste. Wenige waren wohl je in der Lage, so tief in das ganze innere Wesen des Fürsten einzudringen, wie dieser treue Diener. Unübertreffbar an Wahrheit der Charakterzeichnung, wie an Tiefe des Empfindens steht die Rede da, welche der jetzige General von Mischke bei der Enthüllungsfeier des Denkmals Kaiser Friedrich's auf dem Schlachtfelde von Wörth dem Andenken des Unvergeßlichen widmete.

Die Zahl der Adjutanten war reichlich bemessen, dagegen nicht ausreichend die Zahl der Generalstabsofficiere, deren nur vier zur Verfügung gestellt worden waren, so daß General von Blumenthal sich veranlaßt sah, dem Chef des Generalstabes der Armee zu schreiben: „Es fehlen mir hier noch zwei Generalstabsofficiere, denn da Hauptmann von Hahnke als Liniencommissarius oft nicht abkömmlich ist, so bleiben mir nur Verdy, Burg und Hudoe“ (Letzterer war überdies noch nicht wirklicher Generalstabsofficier, sondern nur als Premierleutnant des Garde-Feldartillerieregiments zur Dienstleistung zu uns commandirt). „Können Sie abhelfen und noch Jemanden schicken, so würde das gerade jetzt förderlich sein.“ Die erbetene Verstärkung konnte aber trotzdem nicht erfolgen, da die damals vorhandene Zahl der Generalstabsofficiere sich nicht groß genug erwies, um alle Anforderungen der Kriegsformationen zu bestreiten. Es mußte bei uns deshalb nunmehr zeitweise auf die Adjutanten zurückgegriffen werden, um die für den Generalstabsdienst erforderliche Aushülfe zu leisten. Bei der Kürze des Feldzuges konnte mit dieser Aushülfe unser Dienst allerdings geleistet werden, wenngleich er uns auch oft besondere Anstrengungen auferlegte. Aber solche übersteht man mit vierunddreißig Jahren schon längere Zeit hindurch, insbesondere, wenn der Gang des Krieges ein glücklicher ist und durch den günstigen Verlauf der Operationen und siegreiche Kämpfe die gehobene Stimmung über Manches fort hilft. Immerhin führt aber eine unzureichende Zahl von Generalstabsofficieren dazu, daß die Dienstbefugnisse nicht genau abgegrenzt werden und dadurch die einheitliche Bearbeitung mannigfache Störungen erleiden kann, auch manche nothwendige Entsendung nicht zur Ausführung gelangt.

Zu dem Stabe traten demnächst noch in dienstlicher Thätigkeit hinzu: unser liebenswürdiger Gastgeber im Schloß Fürstenstein, Fürst Pleß, als

Delegirter und dirigirender Führer der freiwilligen Krankenpflege, sowie der ihm beigegebene Herr von Salisch, Rittmeister der Reserve der schlesischen Kürassiere.

Außer diesen genannten Herren trafen allmählich noch folgende Fürstlichkeiten zur Theilnahme an dem Feldzuge in unserem Hauptquartier ein: Prinz Alexander von Preußen, Königl. Hoheit, nebst drei Adjutanten, Erbprinz Leopold von Hohenzollern und der junge Fürst zu Wied. Ferner der englische Militärbevollmächtigte in Berlin, Colonel Walker. Die Zahl dieser Herren war keine so große, daß sie nach irgend einer Richtung hin unbequem wurde, und sie waren durchgängig in ihrer Anspruchslosigkeit und ihrem kameradschaftlichen Wesen bei uns ebenso beliebt, als wenn sie rein dienstliche Beziehungen zu uns geführt hätten. Im Uebrigen wurden sie, wo sich Gelegenheit bot, auch theilweise dienstlich verwandt. Oberst Walker erfreute sich der besonderen Zuneigung des Kronprinzen; er war ein Mann von großer Kriegserfahrung. In seiner biederen Natur, dabei auch im Herzen für unsere Sache gestimmt, gewann er sehr schnell unser Aller Hochschätzung, so daß wir auch bis an sein Ende ihm treue Anhänglichkeit bewahrt haben.

Unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz traf dann auch noch der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg bei uns ein, welcher bis dahin einen thätigen Antheil an den Ereignissen genommen hatte, die zu der Capitulation der Hannöverschen Armee führten.

Prinz Adalbert von Preußen, Königl. Hoheit, sowie Generalmajor von Wnuck waren ursprünglich ebenfalls dem Obercommando überwiesen worden. Ersterer schloß sich jedoch dem V. Armeecorps an, als dieses voraussichtlich in die Lage kam, mit dem Feinde zuerst zusammenzustoßen, bei welchem er in den heftigen Kämpfen dieses Corps die an ihm stets gerühmte Unerschrockenheit und Todesverachtung aufs Neue bewährte. Im heftigsten feindlichen Feuer fiel in dem Gefecht von Skalitz Leutnant von Saint-Paul, der an der Stelle seines erkrankten Bruders als Adjutant zu ihm commandirt war, an seiner Seite. Auch General von Wnuck wurde sehr bald dem V. Armeecorps zugetheilt, da sich übersehen ließ, daß eine Verwendung für ihn in unserem Stabe schwerlich eintreten würde; er übernahm dort das Commando einer combinirten Kavalleriebrigade, und wir sahen ihn am 27. Juni auf dem Gefechtsfelde von Nachod wieder, in dem Augenblick, als er nach siegreichem Reitergefecht, in welchem er selbst verwundet worden war, seine Brigade eben wieder gesammelt hatte. Unsere Freude über dies Zusammentreffen war um so größer, als der General eine allgemein hochgeschätzte Persönlichkeit war.

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Geist, welcher in einem Stabe herrscht, seine Gestaltung wesentlich durch die ganze Persönlichkeit des obersten Führers erhält. Es mußte sich mithin derselbe um so mehr bei uns zu einem harmonischen ausbilden, als unser Führer der Kronprinz Friedrich Wilhelm war, eine der reinsten und edelsten Erscheinungen, welche unser Volk aufzuweisen hat.

Die Tage, welche wir in Schloß Fürstenstein verlebten, sind einem Jeden von uns in der freundlichsten und dankbarsten Erinnerung geblieben. Nicht allein waren es die wundervolle Gegend und die herrliche Lage des Schlosses, welches mit Recht den Namen der „Perle Schlesiens" verdient, was uns erfreute, sondern vor Allem auch die Liebenswürdigkeit der Besitzer, des Fürsten Pleß und seiner allverehrten Gemahlin, einer geborenen von Kleist. Beide Herrschaften boten Alles auf, uns in stiller Fürsorge den Aufenthalt so heimathlich und angenehm zu machen, wie dies überhaupt nur denkbar ist. Während der Kronprinz die rechte Seite des ersten Stockwerks bewohnte, hatte sich die fürstliche Familie auf die andere Hälfte desselben beschränkt; die übrigen Räume waren uns überlassen worden, auch befanden sich die Bureaus im Schlosse. Der friedliche Eindruck dieser herrlichen Gegend konnte selbst durch das bewegte Treiben eines Heerlagers nicht beeinträchtigt werden. Allerdings prägte sich das Letztere bereits in der nächsten Umgebung des Schlosses aus. Dort stieß man auf die in einem kleinen Park vereinigten Fahrzeuge des Hauptquartiers, auf die Mannschaften der Stabswachen; man sah die aufgestellten Posten und Wachen, Officiere benutzten jeden freien Augenblick, um sich mit ihren neu angeschafften Pferden zu einigen, noch ziemlich unerfahrene Trainsoldaten machten Fahrübungen mit ihren Gespannen, und zahlreiche Ordonnanzen auf eiligen Rossen, wie die in fortwährender Bewegung befindlichen Beamten der Feldpost- und der Feldtelegraphen-Detachements bildeten eine reiche und bewegte Staffage des schönen Bildes, welches sich hier darbot.

Von Nah und Fern strömten die Landesbewohner herbei, um sich an diesem Anblick zu erfreuen. Vor Allem war selbstverständlich die Person Seiner Königlichen Hoheit der mächtigste Anziehungspunkt geworden. Die durch den Ernst der Zeit gebotenen Arbeiten füllten auch für Ihn fast den ganzen Tag aus; nur nach den gemeinschaftlich eingenommenen Mahlzeiten fand sich eine kurze Pause, welche der Kronprinz auf der Terrasse des Schlosses verbrachte, von der man einen entzückenden Anblick auf das im köstlichsten Grün prangende Thal des Hellbaches und auf die mächtigen Trümmer der alten Burg genoß. Der Kronprinz fand dann seine besondere Freude daran, sich mit den hinzugeströmten Landeseinwohnern, denen freie Communication gestattet wurde, in leutseligster Weise zu unterhalten, und sprach sich nachher mit großer Freude zu uns über die empfangenen Eindrücke aus, indem er hierbei mit besonderem Gefallen die urwüchsigen Antworten der biederen Leute hervorhob. Namentlich an einem Sonntage, an dem wir Alle am Vormittage in der Schloßkapelle dem vom Consistorialrath Weigel aus Breslau abgehaltenen Gottesdienste beigewohnt hatten, war der Zudrang der Bevölkerung aus der Umgegend von Freyburg, von Schweidnitz und von Breslau her ein gewaltiger, und das Ganze gewährte hierbei um so mehr den Eindruck eines großen Volksfestes, als auch das Musikcorps des in der Nähe liegenden 50. Regiments auf der vor dem Schlosse befindlichen Blumenterrasse concertirte.

Unter den vielen höheren Officieren, die in dieser Periode auf kurze Zeit in Fürstenstein eintrafen, theils behufs Meldung, theils um Instructionen zu empfangen, nahm der Commandirende des V. Corps, der General

von Steinmetz, dem ein ganz bedeutender Ruf voranging, unser Interesse am meisten in Anspruch. Es war aber auch eine besondere Freude, diesen kleinen, beweglichen Herrn mit dem scharf geschnittenen, schönen Soldatengesicht, auf dem eine eiserne Energie zu lagern schien, und dessen Augen so lebhaft in die Welt blickten, kennen zu lernen. Einen eigenartigen Eindruck machte auf uns die Kopfbedeckung, welche auf dem vollen weißen Haar ruhte, eine Feldmütze, die von einem schwarzen Wachstuche überzogen war, genau ebenso wie der General sie als sehr jugendlicher Leutnant bereits im Befreiungskriege 1813 getragen hatte. Freilich war dies eine Abweichung vom Bekleidungsreglement, aber man wollte den würdigen alten Herrn in seiner Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit, an welcher er seine Freude hatte, nicht stören, und so blieb er im Besitz dieser eigenartigen Kopfbedeckung während des ganzen Feldzuges. Seltsam war es allerdings, daß gerade dieser General, welcher als mustergültig in der strengen Beaufsichtigung aller durch Reglements vorgeschriebenen Formen galt, diese gerade bei sich selbst nicht beobachtete. Aber unter seinen sonst so glänzenden Soldateneigenschaften machte sich doch auch eine gewisse Eigenmächtigkeit bemerkbar. In welcher Weise diese auf anderen Gebieten auch hervortrat, zeigte sich 1866 in seiner Anordnung, daß die Bataillone zum Gefecht stets in Halbbataillone formirt auftreten sollten, eine Maßregel, die er zu erlassen nicht befugt war und die größere Nachtheile in sich schloß, als sie Vortheile gewährte. Sie wäre jedenfalls vom Kronprinzen aufgehoben worden, wenn man im Hauptquartier des Obercommandos hiervon Kenntniß erhalten hätte; uns wurde sie aber erst bei Beendigung des Feldzuges bekannt.

Ein anderes Zusammentreffen war uns weniger angenehm, obwohl es seine recht komische Seite hatte. Wir waren noch nicht unterrichtet, wo sich damals das Hauptquartier der österreichischen Heeresleitung befand, und würden viel darum gegeben haben, wenn wir dies mit Bestimmtheit hätten erfahren können. Einen gleichen Werth mußte man auch österreichischerseits auf die Kenntniß vom Aufenthalt unseres Obercommandos legen. Da wird plötzlich zu unserer Ueberraschung ein österreichischer Dragoner vom Regiment Windischgrätz dem Kronprinzen unter Bedeckung unmittelbar zugeführt. Dieser Dragoner, zur Grenzbeobachtung im nördlichen Böhmen gehörend, war ganz vergnügt eines Morgens über die Grenze geritten, um sich im nächsten preußischen Dorfe seine Schnapsflasche füllen zu lassen, hierbei aber von einer unserer Patrouillen überrascht worden. Sein Versuch, zu entkommen, mißglückte dadurch, daß sein Pferd stürzte, und so fiel er unseren Leuten in die Hände. In der Freude, den ersten Gefangenen gemacht zu haben, wurde der Dragoner von der Truppe direct dem Kronprinzen zugeführt. Es geschah dies zu einer Zeit, da eine Kriegserklärung noch nicht erfolgt war; wir konnten daher den Mann nicht behalten, und es blieb mithin nichts anderes übrig, als ihn, vom Kronprinzen reich beschenkt, zu seinem Regiment nach Böhmen zurückzuschicken, wodurch die Anwesenheit unseres Hauptquartiers in Fürstenstein dort jedenfalls bekannt wurde. Ich glaube übrigens, daß wir den Dragoner — damit er sich von seinem Schreck erholen konnte (!) — noch ein paar Tage bei uns behalten haben.

Während unseres Aufenthaltes in Schloß Fürstenstein ging auch die Ordre ein, welche die Officiersachselstücke an Stelle der Epaulettes einführte. Ferner wurde das Tragen eines Vollbartes, wie solchen der Kronprinz bereits seit einiger Zeit trug, allgemein gestattet. Letztere Erlaubniß wurde vielfach mit großer Freude begrüßt, trug aber durch das Hervorbrechen der Bartstoppeln in den ersten Wochen gerade nicht zu unserer persönlichen Verschönerung bei.

Am 14. Juni fand die Uebersiedelung des Hauptquartiers von dem gastlichen Fürstenstein nach Neisse statt. Der gesammte Stab wurde mittelst eines Eisenbahnzuges von 130 Achsen über Breslau dorthin transportirt; Se. Königl. Hoheit der Kronprinz, welcher noch eine Besichtigung der Festung Glatz ausführte, traf, den Weg theils per Bahn, theils zu Wagen zurücklegend, gegen 11 Uhr Abends ebenfalls in Neisse ein, woselbst Er Wohnung in den verlassenen Räumen der Kriegsschule fand, in welcher wir inzwischen uns bereits häuslich niedergelassen hatten.

Vierundzwanzig Stunden später erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Hannover, Sachsen und Kurhessen.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Ueber Systeme und Systemsbildung.

Von

E. Zeller.

Man redet viel von philosophischen Systemen; was aber ein System ist und wie es zu Stande kommt, haben wohl die Wenigsten, die davon reden, sich jemals gefragt. Die „Systeme" sind nun einmal gerade so vorhanden wie alle anderen Dinge. Diese Thatsache läßt man sich gefallen, und auch darüber wundert man sich nicht allzusehr, daß es ihrer so viele und verschiedene sind. Es gibt ja doch auch mancherlei Mineralien, Pflanzen und Thiere, — warum sollte es nicht ebensogut mancherlei philosophische Systeme geben? Was man über den Inhalt dieser Systeme hört, lautet freilich mitunter etwas befremdend. Aber schließlich ist es doch nicht seltsamer als Manches, was man schon von fremden Thieren und Menschen gesehen und gehört hat: man unterhält sich damit, schüttelt den Kopf darüber, staunt es an und legt es zu den übrigen Naturmerkwürdigkeiten.

Es wird sich nicht in Abrede ziehen lassen, daß die heutige gebildete Gesellschaft in unserem Vaterland (auf das wir uns hier beschränken) ihrem überwiegenden Theile nach zu der systematischen Philosophie, sofern sie von ihr überhaupt noch Notiz nimmt, sich nicht viel anders als in der hier geschilderten Weise verhält. Die Zeiten haben sich in dieser Beziehung seit der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gewaltig geändert. Damals galt das Interesse, welches die gebildeten Kreise der Philosophie schenkten, doch nicht bloß dem, was freilich immer der Mehrzahl vorzugsweise am Herzen liegen wird, weil es sie am unmittelbarsten berührt und ihr am verständlichsten ist: der Frage nach den Consequenzen, die sich aus einem System für unsere theologischen, religiösen, moralischen, politischen und socialpolitischen Anschauungen und für die ihnen entsprechende Lebensordnung ergeben. Sondern neben dieser exoterischen Seite der Philosophie schenkte ein nicht allzu kleiner und nicht bloß auf den engeren Kreis der Fachphilosophen beschränkter Theil der Gebildeten auch der Philosophie als solcher, ihren wissenschaftlichen Ergebnissen und der wissenschaftlichen Begründung derselben eine tiefer gehende

Beachtung und Kenntnißnahme, wie man ihr heutzutage in diesem Theil der Gesellschaft nur noch selten begegnet. Der allgemeinste Grund dieser Veränderung liegt in dem Umschwung, welchen das deutsche Geistesleben überhaupt, im Zusammenhang mit der neugewonnenen Weltstellung unseres Volkes, während des letzten halben Jahrhunderts, seit 1848, und noch mehr seit 1866 erfahren hat. Als die erste laute Ankündigung derselben auf dem philosophischen Gebiete kann jene Bewegung betrachtet werden, welche seit der Mitte der fünfziger Jahre, erst allmählich, dann immer rascher anschwellend, den lange vernachlässigten Schopenhauer in seinen letzten Lebensjahren und nach seinem Tode auf den Schild hob. Denn darüber wird man nicht im Zweifel sein können, daß es zum allerkleinsten Theile die wissenschaftlichen Verdienste des Philosophen waren, welche ihm diese Apotheose eintrugen. Auch an solchen hat es Schopenhauer allerdings nicht gefehlt. Aber von den Verehrern und Verehrerinnen, welche seine, jetzt bereits wieder im Aussterben begriffene Gemeinde bildeten, waren gewiß nur die wenigsten genauer mit ihnen bekannt und noch wenigere im Stande, sie selbständig zu würdigen. Was die Masse seiner Anhänger in ihm bewunderte, war weder der Fortbildner noch der Kritiker Kant'scher und Fichte'scher Philosophie, überhaupt nicht der wissenschaftliche Denker, sondern der geistreiche Schriftsteller, der scharfsichtige Beobachter und packende Schilderer menschlicher Schwächen und Gebrechen, vor Allem aber der Verkündiger einer neuen Lebensansicht, der Prophet des Pessimismus und jener quietistischen Verneinung des Willens zum Leben, die in Wirklichkeit freilich keinerlei Lebensgenuß und am wenigsten den Selbstgenuß der in ihrer Genialität und in dem Adel ihrer Gefühle schwelgenden Persönlichkeit ausschloß. Dieser Theil von Schopenhauer's Lehre steht aber mit seinem wissenschaftlichen System, d. h. mit seiner Metaphysik, deren zwei Haupttheile selbst schon sich schlecht genug mit einander vertragen, nur in einem losen Zusammenhang: was beide verknüpft, ist nicht die logische Nöthigung der wissenschaftlichen Consequenz, sondern die psychologische subjectiver Bedürfnisse, Neigungen und Stimmungen, wie sie sich dem Philosophen aus seiner oft recht widerspruchsvollen und grillenhaften Individualität, seinen Lebenserfahrungen, seinen Ansprüchen, Erwartungen und Enttäuschungen ergeben hatten; und er ist deshalb von ihm selbst, wie Kuno Fischer überzeugend nachgewiesen hat, gegen Ende seines Lebens, als ihm dieses ein freundlicheres Gesicht zu zeigen begann, zwar theoretisch nicht aufgegeben, aber thatsächlich immer mehr zurückgestellt worden. Wenn gerade dieser wissenschaftlich am schwächsten begründete Bestandtheil der Schopenhauer'schen Philosophie während eines Vierteljahrhunderts auf Viele eine unwiderstehliche Anziehung ausübte, so beweist dies, daß eben bei Vielen der Sinn für systematisches Denken geschwächt, die logische Folgerichtigkeit und Evidenz in ihrer Schätzung gegen die Befriedigung gemüthlicher Bedürfnisse und Stimmungen zurückgetreten war. Und diesem Ergebniß kann die Thatsache nur zur Bestätigung dienen, daß aus Schopenhauer's Schule bis jetzt auch nicht ein wissenschaftlich bedeutendes Werk hervorgegangen, von keinem seiner Anhänger, so begeistert sie ihn auch rühmen, der ernste und erfolgreiche Versuch gemacht worden ist, über

irgend ein Gebiet des menschlichen Erkennens durch die Anwendung Schopenhauer'scher Gedanken und Methoden ein neues Licht zu verbreiten. Was man in erster Reihe bei ihm suchte, war eben nicht wissenschaftliche Belehrung; es ist daher ganz natürlich, daß die ihm gezollte Bewunderung für die Wissenschaft keine Früchte von einigem Belang gezeitigt hat.

Noch unbedingter gilt dies von Denen, welche sich neben oder statt Schopenhauer Friedrich Nietzsche zum Führer gewählt haben. Denn dieser Schriftsteller war von Hause aus kein systematischer Philosoph und wollte keiner sein; und was von ihm die Blicke vorzugsweise auf sich zog, was am meisten zur Bewunderung und Nacheiferung anreizte, waren gerade die Schriften, in denen die Leidenschaftlichkeit und Selbstüberhebung, die schon frühe für seine weitere Entwicklung besorgt machen mußten, sich immer mehr ins Krankhafte auswuchsen, in denen der Sinn fürs Thatsächliche, die nüchterne Beobachtung, die Scheu vor Widersprüchen, die Strenge des Verfahrens, der Grundsatz, nichts ohne Beweis zu behaupten, kurz alle die Züge, welche die Wissenschaft erst zur Wissenschaft machen, sich immer vollständiger verloren, die Philosophie mehr und mehr in aphoristische, bald geistreiche, bald phantastische, nach dem Auffallenden haschende und jede vorangehende Paradoxie durch die folgenden überbietende Orakelsprüche überging. Eine so beschaffene Bewegung mag Wenige oder Viele noch so lebhaft ergreifen, in der Umgebung und den Vorhöfen der Wissenschaft noch so viel Staub aufwirbeln: für sie selbst könnte sie doch nur dann eine dauernde Bedeutung erhalten, wenn die Wahrnehmungen und Gedanken, die bei Nietzsche widerspruchsvoll und chaotisch durch einander gähren, von einem nüchterneren Denker gesichtet, auf ihre Begründung und ihre Haltbarkeit geprüft, auf das Maß, dessen Ueberschreitung auch das Wahre fortwährend in Unwahrheit verkehrt, zurückgeführt, und soweit sie sich bewähren, zu einem in sich einstimmigen Ganzen verarbeitet würden; wenn es mit einem Wort einem von Nietzsche's Verehrern gelänge, die Probleme, an denen er Schiffbruch gelitten hat, methodischer und mit besserem Erfolg, als er es vermochte, zu bearbeiten.

Es ist aber nicht bloß die Peripherie der philosophischen Welt, in der man auf den systematischen Aufbau der Philosophie thatsächlich und meist auch grundsätzlich verzichtet hat; sondern das Gleiche scheint auch innerhalb der Wissenschaft selbst der Fall zu sein. Vergleicht man den heutigen Zustand der deutschen Philosophie mit dem Bilde, welches sie uns während der nächsten sechzig Jahre nach Kant's epochemachendem Auftreten darbietet, so fällt kein anderer Unterschied beider schon beim ersten Blick stärker ins Auge als der zwischen der Zuversicht, mit welcher damals jeder neue philosophische Gedanke sofort zum Princip eines neuen Systems gemacht wurde, und der Bedenklichkeit, welche heutzutage gerade die einsichtigsten und besonnensten unter unseren Philosophen am meisten von der Errichtung neuer, alle Gebiete der philosophischen Erkenntniß umfassender und verknüpfender Lehrgebäude zurückhält. Dort eine Ueberfülle gleichzeitiger und auf einander folgender, einander bekämpfender und verdrängender Systeme, von denen fast jedes das abschließende, „die Philosophie ohne Beinamen", zu sein glaubt, und von denen es einzelnen auch gelingt, solchen

Einfluß zu erlangen, daß man sie, wenn auch nicht ohne Nebenbuhler, eine Zeitlang als die herrschenden bezeichnen konnte. Hier eine Menge von gründlichen Untersuchungen einzelner, bald beschränkterer, bald umfassenderer Gebiete, die aber, je gründlicher sie sind, um so weniger den Anspruch zu erheben pflegen, daß man sie als Theile eines einheitlichen Ganzen betrachte, aus dessen allgemeinen Principien sie mit innerer Nothwendigkeit hervorgegangen und aus dem allein sie zu begreifen seien. Dort geht man von Anfang an, und oft mit einem sehr ungenügenden Rückhalt von positivem Wissen, auf eine Universalwissenschaft aus; hier ist man, zunächst wenigstens, zufrieden, wenn es gelingt, ein begrenzteres Gebiet genau zu vermessen, und überläßt es der Zukunft, darüber zu entscheiden, ob und wie weit an diesen Anfang sich weitere Unternehmungen anknüpfen lassen.

Wie soll man nun diese Erscheinung beurtheilen? Hat die deutsche Philosophie der Gegenwart, im Großen und Ganzen genommen, auf die Systemsform verzichtet, um sich statt ihrer mit einer Aneinanderreihung und äußerlichen Verknüpfung einzelner Untersuchungen, oder im besten Fall einzelner Fachwissenschaften, zu begnügen? Oder hält sie fortwährend an der Idee einer alles Einzelwissen verknüpfenden Universalwissenschaft fest, verlangt und erstrebt sie fortwährend Systemsbildung, ist aber über den Weg, auf dem dieses Ziel sich erreichen läßt, noch nicht mit sich einig, oder findet seine Betretung an so viele Vorbedingungen geknüpft, daß sich bis jetzt nur Solche dazu entschließen konnten, welche es mit den Schwierigkeiten zu leicht nahmen und infolge davon zu einem voreiligen Abschluß allzu geneigt waren?

Ich glaube nicht, daß wir, Alles wohl erwogen, die erste von diesen Fragen zu bejahen genöthigt sind, so wenig sich auch verkennen läßt, daß es zur Zeit nicht ganz Wenige gibt, die ihrerseits dazu geneigt wären. Noch weniger kann ich mich überzeugen, daß ein solcher Verzicht ohne eine schwere Schädigung unseres wissenschaftlichen Lebens möglich wäre. Was die Philosophie von allen anderen Wissenschaften unterscheidet, was ihre Unentbehrlichkeit und ihr Recht zum Dasein begründet, ist doch eben nur dies, daß es neben den besonderen, auf einzelne Erkenntnißgebiete beschränkten Wissenschaften auch eine solche geben muß, welche die ihnen allen gemeinsamen und deshalb von keiner von ihnen innerhalb ihres speciellen Gebiets zu behandelnden Bedingungen des wissenschaftlichen Erkennens, die Gegenstände der Erkenntnißtheorie, der Logik und der wissenschaftlichen Methodologie untersucht; welche uns ferner über die Herkunft, den Sinn und die Geltung derjenigen Begriffe und Grundsätze unterrichtet, deren sich alle Wissenschaften bedienen, und die eben deshalb von ihnen allen vorausgesetzt, aber von keiner geprüft werden; welche endlich die Ergebnisse aller einzelnen Wissenschaften mit einander in einen inneren Zusammenhang bringt, indem sie nachweist, wie sich dieselben mit einander vereinigen lassen, inwiefern sie sich gegenseitig bedingen und modificiren, was für ein Weltbild wir durch ihre wissenschaftliche Verknüpfung erhalten, und welche Anforderungen an unser eigenes Verhalten sich aus der so gewonnenen Weltansicht ergeben. Je vollständiger aber einem Philosophen

die Lösung dieser Aufgabe gelingt, um so mehr verknüpfen sich ihm auch alle seine Annahmen zu einem Ganzen, dessen Theile er mit einander nicht nur in Uebereinstimmung zu bringen und jeden Widerspruch zwischen ihnen zu vermeiden, sondern auch einen positiven Zusammenhang unter ihnen herzustellen bestrebt sein wird. Dieser Zusammenhang kann aber nur darin bestehen, daß das Spätere immer durch das Frühere bedingt ist und somit das Ganze in logischer Ordnung vom Bedingenden zum Bedingten fortschreitet. Denn aller innere Zusammenhang unserer Vorstellungen, jeder Fortgang von ihrer gedächtniß- und phantasiemäßigen Aneinanderreihung zu ihrer gedankenmäßigen Verknüpfung beruht auf dem Verhältniß des Grundes und der Folge, des Bedingenden und des Bedingten. Wer aber dieses Verhältniß durch seine ganze Gedankenwelt durchführt, der faßt sie ebendamit zu einem Ganzen mit einander übereinstimmender und wissenschaftlich verknüpfter Gedanken, zu einem System zusammen. Alles philosophische Denken geht daher seiner Natur nach auf die Bildung eines Systems aus, und für einen Philosophen, der seiner Aufgabe sich klar bewußt ist, kann die Frage nicht die sein, ob er auf dieses Ziel hinarbeiten, sondern nur die, welchen Weg er hiefür einschlagen soll, mit welchen Mitteln er hoffen darf, das Ziel, das ihm vorschwebt, zu erreichen oder ihm wenigstens möglichst nahe zu kommen.

Auf diese Frage hat nun schon der Erste, bei dem uns zwar nicht der Name, aber der Begriff eines wissenschaftlichen Systems begegnet, eine Antwort gegeben, die in heutiger Ausdrucksweise lauten würde: „vermittelst einer von einem obersten Princip ausgehenden begrifflichen Deduction". In seiner Schrift „Vom Staate"[1]) verlangt Plato, daß man sich im wissenschaftlichen Denken, oder was bei ihm dasselbe bedeutet, daß man sich „durch die Kunst der Gesprächführung" (die Dialektik) vom Bedingten „zum Unbedingten, zum Anfang von Allem" erhebe, und „nachdem man diesen ergriffen hat, hinwiederum, das, was aus ihm zunächst folgt, verfolgend, zum Letzten herabsteige, so daß man sich nun überhaupt keines Sinnlichen mehr bedient, sondern mittelst reiner Begriffe von Begriff zu Begriff fortgeht und mit Begriffen abschließt". Plato selbst hat allerdings in seinen Schriften keinen Versuch gemacht, das Ganze seiner Lehre oder auch nur einen erheblichen Theil derselben nach dieser aprioristisch-constructiven Methode, die ihm als Ideal vorschwebt, darzustellen, und wenn er in den Vorträgen seiner späteren Jahre (über die wir freilich nur unvollständig unterrichtet sind) einen Anlauf dazu nahm, so scheint er doch damit nicht weit gekommen zu sein. Und so entschieden außer der akademischen Schule auch die peripatetische und die stoische an dem Gedanken festhielten und fortbauten, daß die Welt ein nach festen Gesetzen geordnetes und gegliedertes System sei, so machte doch Niemand den Versuch, dieses System auf dem von Plato vorgezeichneten Weg einer rein begrifflichen Construction nachzubilden. Erst sechshundert Jahre nach Plato's

---

[1]) B. VI, S. 511 B. Ausführlicher ist diese Stelle in meiner „Philosophie der Griechen", Bd. II a, S. 586 f. 615 besprochen.

Tod unternahm dies der letzte von den Philosophen, welche in das hellenische Geistesleben mit schöpferischen, für Jahrhunderte maßgebenden Gedanken eingriffen. Plotinus, der Stifter der neuplatonischen Schule, wußte in der Gesammtheit aller Wesen nur ein großes System zu sehen, dessen Theile durch die göttliche Kraft erzeugt werden, welche von dem einen, über alles Denken und Sein erhabenen Urwesen in einer stetigen Stufenreihe bis zur Materie, dem Nichtseienden und Bösen, herabsteigt; und er betrachtete es nun als die Aufgabe der Philosophie, diese Entwicklung zu beschreiben und auf Grund der so gewonnenen Erkenntniß dem Menschen den Weg zu einer stufenweise fortschreitenden Erhebung in die übersinnliche Welt und zur schließlichen vollständigen Vereinigung mit dem Urwesen zu zeigen. Für die Lösung dieser Aufgabe stand einem Philosophen, welchem nicht bloß die Kunst und Uebung, sondern selbst der Gedanke einer von der Erfahrung ausgehenden, auf genauer Beobachtung beruhenden, Schritt für Schritt vom Einzelnen zum Allgemeinen, von den Thatsachen zu den Ursachen fortgehenden Forschung so fremd war wie Plotin, — einem solchen stand hiefür nur der Weg offen, den ihm schon Plato nahegelegt hatte. Aus seinem ganzen Standpunkt ergab sich die Forderung, die Welt und alle ihre Theile aus dem Begriff abzuleiten, den er sich von der Gottheit als dem letzten Grunde der Welt gebildet hatte. Und dies ist auch unverkennbar das, worauf er ausgeht. Aber was er wirklich gibt, kommt doch nicht über die als Behauptung hingestellten Sätze hinaus, daß das Erste vermöge seiner überfließenden Vollkommenheit ein Zweites und dieses ein Drittes und das Dritte ein Viertes habe hervorbringen müssen; daß ferner das Hervorgebrachte einerseits zwar von der Kraft des Hervorbringenden erfüllt und getragen und ihm deshalb ähnlich sein müsse, andererseits aber an Realität und Vollkommenheit um so mehr hinter ihm zurückstehe, je weiter es von ihm entfernt, durch je mehr Zwischenglieder es von ihm getrennt ist; daß daher die Gesammtheit aller Wesen eine in stetig abnehmender Vollkommenheit sich immer weiter von ihrem Ursprung entfernende Reihe bilde. Mit dem Erweis dieser Sätze hat es aber der Philosoph viel zu leicht genommen, und ebenso wenig hat er dargethan, daß und warum aus dem Urwesen gerade diese und keine andere Welt hervorgehen, daß das erste Erzeugniß desselben das Denken und die intelligible Welt sein mußte, das der letzteren die Seele u. s. w. Die von ihm beabsichtigte Ableitung der Dinge aus dem Urwesen kommt in Wahrheit über eine nach bestimmten theologisch-metaphysischen Gesichtspunkten entworfene Classificirung der Wesen nicht hinaus, welche ihm theils durch die Erfahrung gegeben, theils von ihm und seinen Vorgängern zur Ergänzung und Erklärung des Gegebenen hinzugedacht sind. Zu einer wissenschaftlichen Welterklärung konnte dieses Verfahren um so weniger hinführen, je abstruser Plotin's Metaphysik schon in ihrem Ausgangspunkt, je weltfremder, trotz mancher tieferen Einblicke in das Geistes- und Gemüthsleben des Menschen, sein Denken im Ganzen genommen war. Noch ungeeigneter hiefür war aber sein System in der Gestalt, welche ihm zweihundert Jahre später der hervorragendste von seinen Nachfolgern, der Lykier Proklus, der vieljährige Vorstand der platonischen Schule in

Athen, gab. Dieser unermüdliche Systematiker arbeitet mit der größten Anstrengung daran, alle Kategorieen der neuplatonischen Metaphysik und alle die Gottheiten, welche er mit der vollen Willkür des Allegorikers jenen gleichsetzt, nach einem und demselben Schema in eine einzige, vom Ersten bis zum Letzten herabreichenden Reihe einzuordnen. Bei jedem Hervorgang des Niedrigeren aus dem Höheren haben wir dreierlei zu unterscheiden. Es bleibt in ihm, es tritt aus ihm heraus, es wendet sich (auf tieferer Stufe) zu ihm zurück; und jedes dieser Momente ist jedesmal durch eine eigene Hervorbringung bezeichnet. Mit dieser Zauberformel in der Hand macht sich Proklus ans Werk, um durch ihre unablässige Wiederholung seine ganze Götterwelt vor uns entstehen zu lassen. Was herauskommt, ist aber, wie dies nicht anders sein konnte, nur ein unverdauliches Gemenge von Vorstellungen der verschiedensten Art und Abkunft, von abstrusen Speculationen, realen Wahrnehmungen, wissenschaftlichen Gedanken und mythologischen Ueberlieferungen, die ungeprüft aufgenommen und nach einem sich einförmig wiederholenden logischen Schema in scheinbar symmetrischem Aufbau an einander gereiht werden. Gerade in dieser seiner letzten, schon ganz in scholastischem Formalismus erstarrten Gestalt kam aber der Neuplatonismus zu den christlichen, mohammedanischen und jüdischen Philosophen des Mittelalters. Um so natürlicher ist es, daß der Gedanke, welcher einem Plotin und Proklus vorgeschwebt hatte, den Zusammenhang aller Dinge durch eine Alles umfassende wissenschaftliche Ableitung derselben aus ihrem letzten Grunde zur Anschauung zu bringen, auch wo man auf ihn zurückkam, doch nirgends mit befriedigenderem Erfolge durchgeführt wurde, als dies jenen Neuplatonikern gelungen ist.

Aber dieser Gedanke selbst hatte doch immer gerade für kühnere und weiter ausgreifende Denker eine außerordentliche Anziehungskraft, und er hat diese namentlich auch in der Geschichte der deutschen Philosophie bewiesen. Schon der erste große Begründer einer selbständigen deutschen Philosophie, schon Leibniz trug sich sein Lebenlang mit dem Plane, durch eine umfassende Combinationsrechnung eine vollständige Uebersicht aller überhaupt möglichen Begriffe und Begriffsverbindungen herzustellen. Wäre dieser riesenhafte Plan ausgeführt worden, so wäre das Ergebniß zwar immer noch etwas Anderes gewesen als der neuplatonische Versuch, alle Dinge aus einem letzten Grund abzuleiten. Denn nur die nothwendigen oder Vernunftwahrheiten lassen sich nach Leibniz auf diesem Wege finden; er belehrt uns nur über die Möglichkeit gewisser Dinge, aber nicht über ihre Wirklichkeit, denn diese hängt nicht bloß davon ab, ob sie an sich selbst denkbar, sondern auch davon, ob sie durch den ganzen Weltzusammenhang, den göttlichen Weltplan, gefordert sind; wie es sich aber damit verhält, kann nur der Urheber dieses Planes beurtheilen; er allein besitzt daher eine apriorische Kenntniß aller Dinge. Aber doch ist auch hiemit ausgesprochen, daß das vollkommenste Wissen, das göttliche, dieses apriorische sein müßte; und auch dem Menschen ist die Aufgabe gestellt, sich demselben wenigstens so weit anzunähern, daß er die allgemeinen Weltgesetze und das Fachwerk, in das alle Erfahrungsthatsachen sich einfügen lassen müssen, durch rein logische Erwägungen unabhängig von der Erfahrung fest-

stelle. Eben dieses Ziel schwebte auch dem schulmäßigen Bearbeiter der Leibniz'schen Lehre, Christian Wolff, bei denjenigen Darstellungen vor, die er im Unterschied von den „empirischen" Wissenschaften als „rationale" oder als „vernünftige Gedanken" bezeichnete; nur daß er hiefür mit der gewöhnlichen Logik und ihrem demonstrativen Verfahren auskommen zu können meinte. Kant glaubte dieser wie aller Metaphysik für immer ein Ende gemacht zu haben. Aber er selbst mußte es noch erleben, daß sich Fichte aufs Aeußerste anstrengte, den ganzen Inhalt unseres Bewußtseins, die gesammte Außen- und Innenwelt, in streng apriorischer Construction aus einem Princip, seinem „reinen" oder „absoluten" Ich, hervorgehen zu lassen, und daß er dies, trotz Kant's lebhaftester Einsprache, lediglich in der consequenten Durchführung der Kant'schen Grundsätze zu thun behauptete. Und als das Werkzeug für diese Construction diente ihm, wie seiner Zeit Proklus, von dem er doch schwerlich etwas gewußt hat, die fortgesetzte Wiederholung eines dreigliedrigen Schema's, das von Fichte als Thesis, Antithesis und Synthesis bezeichnet wird. Eine ähnliche Weltconstruction verlangte auch Schelling, nachdem er Fichte's absolutes Ich durch das „Absolute" ohne Beisatz oder die „absolute Identität" ersetzt hatte; nur fehlte ihm, so lange er daran festhielt, die Geduld, um sie anders als oberflächlich und überhaftet durchzuführen, und schon nach wenigen Jahren warf er sich, auf die wissenschaftliche Lösbarkeit der Aufgabe verzichtend, jener theosophischen Speculation in die Arme, welche dasjenige, dessen rationelle Ableitung nicht gelingen will, auf irrationalem Wege zu erklären versucht. Um so größer war die Ausdauer, die Geistesarbeit und die Folgerichtigkeit, mit der Hegel sich in den Plan vertiefte, welcher als der leitende Gedanke seines ganzen Systems betrachtet werden kann: mittelst der von ihm entdeckten Methode der „immanenten Dialektik" in streng wissenschaftlicher Weise zu der von seinen Vorgängern vergebens versuchten apriorischen Construction des Universums zu gelangen. Er will zeigen, wie der absolute Grund aller Dinge mit innerer Nothwendigkeit von den abstractesten und deshalb dürftigsten Bestimmungen seines Wesens und seiner Offenbarung durch die an ihnen hervortretenden Widersprüche zu immer reicheren und höheren fortgetrieben werde, und wie in Folge davon die Gesammtheit seiner Erzeugnisse eine stetig fortschreitende Entwicklung darstelle, welche aber nicht, wie bei den Neuplatonikern, abwärts, sondern aufwärts geht, und nicht, wie bei Fichte, von der unendlichen Thätigkeit des Ich, sondern von „der objectiven Bewegung der Idee" getragen ist; wie endlich aus dieser Entwicklung in logisch geordneter Abfolge zuerst die allgemeinen Gedankenbestimmungen, welche gleichsam das logische Gerüste der Welt bilden, dann die mancherlei Formen des natürlichen Daseins und schließlich die des Geisteslebens hervorgehen, dessen Ziel dann erst erreicht ist, wenn es im „absoluten Wissen" zum Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung, zum Absoluten als einem nunmehr Bewußten und Begriffenen zurückkehrt.

Auch noch Andere haben sich neben und nach Hegel in solchen Weltconstructionen versucht, aber keiner von ihnen läßt sich seiner Bedeutung wie seinem Erfolge nach mit ihm vergleichen. Aber wie hoch man sein Verdienst auch

anschlagen mag: daß er ebenso wie Fichte und Schelling und wie viele sonst noch seit Plato der Philosophie eine für sie unlösbare Aufgabe gestellt hatte, wird heutzutage kaum noch von irgend einer Seite bestritten werden. Denkt man sich freilich die Wissenschaft qualitativ und quantitativ vollendet, glaubt man ein „absolutes Wissen“ zu besitzen oder hofft man ein solches jemals erreichen zu können, so müßte uns dasselbe von den Ursachen und dem ursächlichen Zusammenhang aller der Erscheinungen, welche in ihrer Gesammtheit die Welt bilden, oder wenigstens aller Arten und Gruppen von Erscheinungen ein Bild liefern, das sich von selbst zu einer umfassenden Beschreibung ihres mit innerer Nothwendigkeit sich vollziehenden und nach festen Gesetzen verlaufenden Hervorgangs aus ihren letzten Gründen abrunden würde. Aber so verlockend dieses Ideal einer wissenschaftlichen Welterklärung dem Philosophen vorschweben mag — um es für thatsächlich erreichbar zu halten, müßte er der Bedingungen vergessen, an welche alles menschliche Erkennen durch unsere Natur geknüpft ist. Ueber die Vorgänge in der Außenwelt belehren uns nur unsere Sinne, über die Vorgänge in unserem Innern nur unser Selbstbewußtsein; und mögen wir auf diesen zwei Wegen zur Erkenntniß noch so weit fortschreiten, die kunstlose Wahrnehmung zur wissenschaftlichen Beobachtung fortbilden, ihren Umfang unablässig erweitern, ihre Genauigkeit steigern, für ihre Vervollständigung und Prüfung die Rechnung und den Versuch zu Hülfe nehmen, technische Erfindungen ohne Zahl in ihren Dienst stellen: mit allen diesen Hülfsmitteln der Forschung können wir unsere äußere und innere Wahrnehmung zwar unabsehbar vervollkommnen, aber uns niemals wirklich unabhängig von ihr machen. Und auch die wissenschaftliche Bearbeitung der Stoffe, welche die Beobachtung uns liefert, kann dies nicht bewirken. Wenn wir das Gemeinsame, was sich in einer ganzen Reihe verwandter Erscheinungen wiederholt, zum Begriff derselben zusammenfassen, die Begriffe mit einander vergleichen, sie nach ihren Aehnlichkeiten und ihren Unterschieden in ein logisches Fachwerk einordnen, von den niedrigeren zu den höheren und schließlich zu den höchsten und umfassendsten aufsteigen, so ist dies doch nur die Umformung eines Inhalts, den wir der Erfahrung verdanken, und der sich uns in der neuen Form nur dann nicht verflüchtigt, wenn wir uns der Anschauungen fortwährend erinnern, von denen unsere Begriffe abstrahirt sind. Wenn wir untersuchen, welche Erscheinungen mit einander regelmäßig verknüpft sind, unter welchen Bedingungen jede von ihnen eintritt oder ausbleibt oder gewisse Veränderungen erfährt, wenn wir, mit einem Wort, die Gesetze des Naturlaufs und mit ihnen auch die unserer eigenen Natur feststellen, so fassen wir nur in allgemeinen Sätzen zusammen, was sich in allen bisher beobachteten Fällen thatsächlich ergeben hat. Wenn wir nach den Ursachen und dem Causalzusammenhang der Erscheinungen fragen, können wir diese Frage auf keinem anderen Wege beantworten als durch Schlüsse aus dem thatsächlich Gegebenen. Wir bilden uns mit Hülfe der uns bekannten analogen Vorgänge eine Vorstellung über die Gründe, welche die fraglichen Erscheinungen möglicher Weise hervorbringen konnten, und untersuchen dann weiter, ob und unter welchen Bedingungen und mit welchen näheren Bestimmungen oder Modificationen

sich aus jenen Gründen alles das erklären läßt, was aus ihnen erklärt werden soll. Alle unsere Causalbegriffe sind, kurz gesagt, nichts Anderes als Hypothesen zur Erklärung der uns durch die Erfahrung gegebenen Erscheinungen, mag auch ihre Sicherheit zu einem noch so hohen Grad anwachsen, ihre Geltung sich über ein noch so weites Gebiet ausdehnen, und mögen wir uns ihrer Natur und Entstehung so wenig bewußt sein, als dies z. B. in Betreff der Dinge außer uns der Fall zu sein pflegt, die Jedermann direct mit seinen Sinnen wahrzunehmen glaubt, während ihr Bild doch in Wahrheit durch ein complicirtes Zusammenspiel geistiger Thätigkeiten aus den durch die Sinneseindrücke ausgelösten Empfindungen hergestellt wird. Wenn aber dieses, so liegt am Tage, wie sehr der Inhalt, die Richtigkeit und die Vollständigkeit unserer Annahmen über die Ursachen der Erscheinungen und somit über die ganze objective Welt theils von der Genauigkeit und dem Umfang der Beobachtungen, aus denen wir sie ableiten, theils von der Bündigkeit der Schlüsse abhängen, auf denen diese Ableitung beruht; wie wenig wir daher Aussicht haben, sie jemals zu einem solchen Abschluß zu bringen, daß sie nicht von der fortschreitenden Forschung immer neue Ergänzungen und Berichtigungen zu erwarten hätten.

Von diesen aus der Erfahrung abgeleiteten Begriffen müssen aber alle unsere Deductionen ausgehen: sie können nur mit den Materialien arbeiten, welche ihnen die Induction geliefert hat. Solange daher diese mit ihrem Werke nicht fertig ist — und sie wird dies nie sein — fehlt es unserem Wissen nothwendig an den Grundlagen, welche breit und stark genug wären, um ein alles Wirkliche umfassendes Gebäude deductiver Erkenntniß zu tragen, wenn man auch annehmen wollte, daß irgend ein menschliches Denken, jene Grundlagen vorausgesetzt, die Kraft hätte, ein solches Gebäude zu errichten. Man kann wohl nachweisen, was für Folgerungen aus gewissen, durch erwiesene Thatsachen gesicherten Annahmen sich ergeben, und man kann mit solchen Folgerungen das Gebiet der unmittelbaren Erfahrung überschreiten. Aber man kann dies immer nur unter bestimmten Voraussetzungen und in dem durch sie bedingten Umfang. Wenn ein Naturgesetz so vollständig erwiesen ist wie das der Gravitation oder das der Erhaltung der Energie, so kann es uns freilich in den Stand setzen, die Nothwendigkeit dessen zu erweisen, was bisher nur als Thatsache oder vielleicht noch gar nicht bekannt war. Aus Newton's Gravitationstheorie lassen sich die Kepler'schen Gesetze als nothwendige Consequenzen derselben ableiten; die gleiche Theorie hat es Leverrier ermöglicht, das Vorhandensein des Planeten, der jetzt Neptun heißt, zu behaupten und seinen Ort zu bestimmen, ehe ihn ein menschliches Auge erblickt hatte; aus der Kugelgestalt der Erde haben schon griechische Geographen die Folgerung gezogen, welche fünfzehnhundert Jahre später Columbus bei seiner Entdeckungsfahrt leitete, daß man von Spanien aus westwärts segelnd am Ende nach Indien kommen müsse. Aber in allen derartigen Fällen wird nur auf gewisse Theile eines bestimmten Gebiets angewendet, was für das Ganze desselben durch ein inductives Verfahren, aus Thatsachen der Erfahrung, schon erwiesen ist. Unternimmt man es dagegen, unabhängig von der Erfahrung

die Welt aus apriorischen Voraussetzungen — wie man auch zu diesen gekommen sein möchte — zu construiren, so wird unvermeidlich eines von beiden eintreten: man bewegt sich entweder mit seiner Speculation in einer Traumwelt, deren Gegenbild man in der Wirklichkeit vergebens suchen würde, oder, wenn und soweit man diese in seine Constructionen mit aufnimmt, thut man dies nicht wirklich auf Grund derselben und kraft einer durch sie gewonnenen wissenschaftlichen Berechtigung, sondern man schwärzt die Begriffe, welche in Wahrheit aus der Erfahrung abstrahirt sind, die Kenntnisse, welche man den Erfahrungswissenschaften zu verdanken hat, ohne sich über ihre Herkunft Rechenschaft abzulegen, in seine speculative Construction ein und glaubt dann, weil man sie ihr — oft locker genug — eingefügt hat, sie auch durch sie gewonnen, sie aus wissenschaftlichen Principien abgeleitet zu haben. Abschreckende Beispiele der ersten von diesen zwei Consequenzen jeder apriorischen Weltconstruction bieten uns (um nur einige der bekanntesten zu nennen) die theologischen Speculationen des Neuplatonikers Proklus, die christliche Umbildung derselben durch den angeblichen Areopagiten Dionysius, dessen „himmlische Hierarchie" für die mittelalterliche Dogmatik maßgebend blieb, die Potenzenlehre des späteren Schelling. Viel häufiger ist aber in den neueren Versuchen einer apriorisch construirenden Metaphysik das Andere, daß man unabhängig von der Erfahrung zu dem gekommen zu sein glaubt oder wenigstens unabhängig von ihr, lediglich durch dialektische Zergliederung und Verknüpfung der Begriffe, erweisen zu können glaubt, was man nur an der Hand der Erfahrung kennen gelernt hat, und was nur durch die fortwährende Erinnerung an empirisch Gegebenes seinen Inhalt und seine Bedeutung erhält. So stützt sich z. B. das ganze Hegel'sche System auf den Satz, daß das Absolute (oder, wie er auch sagt: die Idee) aus seinem An-und-für-sich-sein ins Anders-sein, in die Natur übergehe, um aus ihr als Geist zu sich zurückzukehren. Allein die Begriffe des Geistes und der Natur liefert uns nur die Erfahrung: unter jenem fassen wir Alles zusammen, was wir in unserem Selbstbewußtsein vorfinden oder diesem Analoges außer uns voraussetzen, unter diesem Alles, worüber unsere Sinne uns unterrichten. Auch der Begriff des Absoluten ist uns aber doch nicht angeboren, er erhält vielmehr seine Begründung und seinen Inhalt nur dadurch, daß alles Wirkliche auf einen einheitlichen letzten Grund zurückgeführt wird; und wenn Hegel in denselben die Bestimmung aufnimmt, daß es zum Wesen des Absoluten gehöre, in der Natur aus sich herauszutreten und dieses Anders-sein als Geist wieder aufzuheben, so ist er auch zu ihr nicht durch die logische Zergliederung jenes Begriffs, sondern durch das Bedürfniß geführt worden, für das thatsächlich gegebene Verhältniß der geistigen und der materiellen Welt, ihren Gegensatz und ihren Zusammenhang eine Erklärung zu finden. Schon die leitenden Gedanken des ganzen Systems zeigen sich lange nicht so unabhängig von empirischen Voraussetzungen, wie sie es sein müßten, um der von dem Philosophen beabsichtigten apriorischen Construction zur Grundlage dienen zu können. Und ebenso wie bei Hegel verhält es sich auch bei allen Anderen, welche sich bis jetzt an der Aufgabe einer solchen Construction versucht haben, und wird

es sich ohne Zweifel bei allen verhalten, die sich etwa noch daran versuchen möchten. Je weiter man vollends bei denselben zum Besonderen und Concreten herabsteigt, um so vollständiger verschwindet selbst der Schein, als ob die Einreihung gewisser Gegenstände in das Fachwerk eines Systems uns eine wirkliche, alle ihre wesentlichen Eigenschaften umfassende Kenntniß derselben verschaffen könnte, als ob logische Operationen mit Begriffen die Bekanntschaft mit den Dingen ersetzen könnten.

Aber dennoch kann die Philosophie auf die Forderung einer systematischen Verknüpfung alles Wissens nicht verzichten. Denn sie würde damit gerade auf das verzichten, worauf ihre eigenthümliche Stellung und Bedeutung im Organismus der Wissenschaften beruht. Aber sie wird nie vergessen dürfen, daß die Aufgabe, vor die sie damit gestellt ist, zu denen gehört, welche sich immer nur unvollkommen und auch im günstigsten Fall nur in einer geschichtlichen Entwicklung lösen lassen, die nie zum Abschluß gelangt; daß kein System mehr leisten kann, als das seiner Zeit zugängliche Wissen zu einer in allen ihren Theilen übereinstimmenden und innerlich zusammenhängenden Weltansicht zu verknüpfen; daß es daher gleich verfehlt ist, wenn ein Philosoph glaubt, er könne ein für alle Zeiten maßgebendes System schaffen, und wenn Andere dies von ihm verlangen und sich über den Wechsel der philosophischen Systeme beschweren, der doch, was auch im Einzelnen Unreifes mit unterlaufen mag, im Wesentlichen gar nichts Anderes ist als die Folge und der Ausdruck des rastlos pulsirenden wissenschaftlichen Lebens. Auch das aber wird man nicht vergessen dürfen, was aus allem Bisherigen von selbst folgt: daß das für ein philosophisches System zu verwerthende Wissen sich nur durch eine Bearbeitung der besonderen Wissensgebiete gewinnen läßt, die für jedes derselben mit den ihm eigenthümlichen Hülfsmitteln und Methoden vorgenommen werden muß und von dem philosophischen Systematiker nur zum kleinsten Theile selbst vorgenommen werden kann. Er soll die gesicherten Ergebnisse dieser specielleren Forschungen zusammenfassen, wenn sich Widersprüche zwischen ihnen zeigen, den Gründen derselben nachgehen und ihre Lösung versuchen, wo verschiedene Gebiete von den gleichen oder analogen Gesetzen beherrscht, von den gleichen Ursachen bestimmt sind, dies nachweisen, andererseits aber auch die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Classen von Dingen und Vorgängen und die Modificationen nicht übersehen, welche die ihnen gemeinsamen Züge durch sie erfahren; er soll die inneren Beziehungen der Dinge ausmitteln, indem er ihre gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse, die Bedingungen jeder Erscheinung und eben damit auch die Gesetze untersucht, nach denen, und die Ordnung, in der jedes aus dem anderen hervorgeht oder sich ihm wenigstens anschließt; er soll endlich zur Krönung seines Gebäudes die Frage zu beantworten versuchen, wie wir uns die letzten Gründe oder den letzten Grund alles Seins und Geschehens zu denken haben, um uns das Ganze desselben verständlich zu machen, und welches Licht von hier aus auf unsere ganze Weltansicht fällt. Dies ungefähr wäre nach dem heutigen Stande der erkenntnißtheoretischen Forschung der Weg, auf dem bei der Bildung philosophischer Systeme vorgegangen werden müßte. Niemand wird verkennen, daß

es ein weiter Weg ist, und daß auch von ihm gilt, was jener alexandrinische Mathematiker dem König antwortete, der von ihm in der Kürze in sein Fach eingeführt sein wollte: „zur Wissenschaft führe keine Heerstraße“ (oder, wie der griechische Ausdruck lautet: „keine Königsstraße“). Denn er ist nur theilweise gebahnt; auf weite Strecken dagegen wird Jeder ihn sich selbst erst frei machen müssen, und er wird dabei nur allzu oft auf Hindernisse stoßen, über die ihn statt der festen Brücke unanfechtbarer Beweisführung nur der schwankende Steg einer mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothese hinüberführt. Aber auch diese Erfahrung ist für den, der seine geistige Arbeit mit klarem Bewußtsein zu begleiten gewohnt ist, nicht ohne Nutzen. Denn sie zeigt ihn die Lücken des bisher Erreichten; sie bezeichnet die Punkte, an denen die Forschung zunächst einsetzen muß, um weiterzuführen. Gerade dies ist aber einer, und nicht der schwächste von den Gründen, welche es wünschenswerth machen, daß die systematische Zusammenfassung unseres Wissens immer aufs Neue versucht werde. Jeder solche Versuch, wenn er von einem dazu Befähigten angestellt wird, ist eine Rechenschaft, welche die Gesammtwissenschaft einer Zeit sich selbst über den Ertrag ihrer Thätigkeit ablegt. Soweit dieser Ertrag sich als ein gesicherter ausweist, kommt er der Nachwelt direct zu Gute; aber auch wenn dies nicht der Fall ist, kann es von Werth sein, durch die Einseitigkeiten, die Lücken, die Fehlgriffe eines Systems auf Fragen, die man bisher nicht gestellt hatte, geführt, auf die Consequenzen von Annahmen, die man mit dem Urheber des Systems getheilt hatte, aufmerksam gemacht zu werden.

Bei der geschichtlichen Betrachtung eines philosophischen Systems müssen zwei Fragen auseinandergehalten werden, die man nicht immer scharf genug unterscheidet: die nach seiner thatsächlichen Entstehung und die nach seinem wissenschaftlichen Zusammenhang. Jeder Philosoph, und wäre er noch so folgerichtig in seinem Denken und noch so systematisch veranlagt, bringt doch immer zu seiner Arbeit eine Menge von Vorstellungen, Annahmen, Begriffen und Kunstausdrücken mit, die er von Anderen übernommen hat: durch Unterricht, durch Schriften, durch den unwillkürlichen Einfluß, den die Meinung der Kreise, in die er gestellt ist, auf den Menschen ausübt. Jeder hat auch selbst Manches erlebt, beobachtet, bedacht, und die Ergebnisse seiner Erfahrung und seines Nachdenkens haben bald einen tieferen, bald einen oberflächlicheren Eindruck auf ihn gemacht, bald einen größeren, bald einen kleineren Beitrag zu seinem Vorstellungsvorrath und seiner Weltanschauung geliefert. In demselben Maße, wie sein Denken zur Selbständigkeit erwacht und erstarkt, wird er das Bedürfniß empfinden, das ihm Ueberlieferte und in unmethodischer Weise von ihm Erworbene auf seine Begründung und seine Haltbarkeit zu prüfen, es zu einer umfassenden Weltansicht zu ergänzen, alle seine Annahmen mit einander in Uebereinstimmung und Zusammenhang zu bringen. Aber er tritt nicht als ein unbeschriebenes Blatt an diese Arbeit heran, sondern als eine vielseitig entwickelte wissenschaftliche Individualität; ihr Ergebniß wird daher von allen den Factoren mitbedingt sein, welche auf die Bildung dieser Individualität eingewirkt und ihr die Stoffe für ihre Arbeit geliefert haben.

Es ist die Aufgabe des Biographen, diesen Einflüssen nachzugehen, die Bedeutung eines jeden für den betreffenden Philosophen und sein System zu würdigen, uns zu zeigen, in welcher Weise sie zusammentrafen oder sich ablösten, wie sie einander förderten oder hemmten. Um dies in befriedigender Weise leisten zu können, fehlt es uns freilich in der großen Mehrzahl der Fälle viel zu sehr an dem ausreichenden Quellenmaterial. Aber würde dieser Aufgabe auch noch so vollständig genügt, so erhielten wir damit immer erst über die geschichtliche Entstehung des Systems, aber nicht über seinen wissenschaftlichen Zusammenhang Aufschluß. Diesen ertheilt uns nur Derjenige, welcher uns zeigt, welche Gedanken und Gedankengänge den Urheber eines Systems in der Zeit, aus der es herstammt, und auf dem Standpunkt, den er in dieser Zeit einnahm, geleitet haben, und wie der Inhalt und Aufbau des Systems aus ihnen hervorgingen. Ein philosophisches System darstellen heißt: die Lehrbestimmungen, die es enthält, in der Reihenfolge und der wissenschaftlichen Verknüpfung wiedergeben, durch welche die Ansicht seines Urhebers über die inneren Beziehungen dieser Bestimmungen am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Wie sich ihm aber diese ihre inneren Beziehungen darstellen, hängt nicht von der Art und der Reihenfolge ab, in welcher der Urheber des Systems zu ihnen gekommen ist. Was der Philosoph später gefunden hat, muß er im System voranstellen, wenn es den Grund dessen enthält, was ihm schon früher bekannt war; wenn es ihm erst im Verlauf seiner Arbeit gelingt, eine Lücke auszufüllen, ein Verbindungsglied zu entdecken, wird er doch nicht zögern, es an der richtigen Stelle einzufügen. So wenig der Aufriß eines Hauses den Grundriß ersetzen kann, eben sowenig macht die Beschreibung des Weges, auf dem ein Philosoph zu seinem System gekommen ist, wenn sie sich auch vollständiger und zuverlässiger geben läßt, als dies in der Regel der Fall ist, die Darstellung des Systems als solchen entbehrlich. Und dies um so weniger, da jede philosophische Lehre erst dann, wenn sie sich zum System ausgebreitet, und erst in der Form, welche sie dadurch erlangt hat, den stärksten Einfluß auf die Mitwelt und die Nachwelt auszuüben pflegt. Denn dann erst sieht man ganz, wo es mit ihr hinaus will, dann erst kann man den Baum an seinen Früchten erkennen. Die Geschichte der Philosophie ist daher mit Recht an erster Stelle Geschichte der philosophischen Systeme, und wenn sie als solche nie von dem vollendeten und abschließenden System zu berichten hat und auch ihre eigene Aufgabe nie ganz gelöst hat, so theilt sie dieses Loos mit allem menschlichen Thun und aller Menschengeschichte.

Jugenderinnerungen.

Von
Paul Heyse.

I. Berliner Jahre. — Emanuel Geibel und Franz Kugler.

Es war im Herbst des Jahres 1846, daß ich zum ersten Mal über Geibel's Schwelle trat, ein sechzehnjähriger Primaner, dem zu Ostern des nächsten Jahres das Abiturientenexamen bevorstand.

Schon lange hatte ich mich eifrig des Dichtens befleißigt und zumal die Freuden und Leiden einer ersten Liebe, mit der es mir Ernst genug war, in unendlichen lyrischen Variationen, meist nach bekannten Mustern, gebeichtet. Auch an dramatischen Versuchen hatte es nicht gefehlt, und es war mir sogar gelungen, mit einem ersten fertig gewordenen Trauerspiel, „Don Juan de Padilla", den aufmunternden Beifall meines lieben Vaters zu erringen, der mein aufkeimendes poetisches Talent von früh an begünstigte, doch als der Pädagog und Sprachforscher, der er war, wenn ich ihm wieder einmal ein Heftchen mit Versen zeigte, sich aller lobenden Kritik enthielt, dagegen sprachliche und Reimverstöße sorgfältig anmerkte.

Noch Eins, zu vielem Anderen, danke ich ihm. Er hielt streng darauf, daß ich jeden einmal angefangenen Entwurf zu Ende führte, auch wenn ich mitten in der Arbeit die Lust oder selbst den Glauben an den Werth des Stoffes verloren hatte. „Selbst aus einem verfehlten Ganzen," sagte er, „lernst Du mehr als aus zehn leicht begonnenen und leichtsinnig aufgegebenen Fragmenten."

Außer ihm und einigen Schulfreunden wußte nur noch mein Lehrer im Griechischen, Deutschen und der Literaturgeschichte, unser trotz seiner vielen Wunderlichkeiten allgemein verehrter Professor Yxem, um meine heimlichen poetischen Jugendsünden. Der treffliche Mann war aber weit entfernt, mich darin zu bestärken. Liebeslieder durfte ich ihm natürlich nicht zur Beurtheilung vorlegen. Ich wagte es aber hin und wieder mit einer Romanze oder Ballade im Uhland'schen Stil, nach dem Muster von „Der Wirthin Töchterlein". Nicht wenig betroffen war ich dann, als der grillenhafte alte Herr mit einer gewissen Gereiztheit mich warnte, in dieser Uhland'schen „Handwerksburschen-

poesie" fortzufahren. Den Grund dieses wegwerfenden Urtheils über einen Dichter, der uns Allen so hoch stand, begriff ich erst später. Irem war ein begeisterter Goethe-Verehrer. Für eine Abhandlung „Ueber Goethe's Charakter. Ein Versuch", hatte er von dem greisen Dichter ein anerkennendes Schreiben erhalten, das er als seinen größten Schatz bewahrte — die Sage ging: unter Glas und Rahmen über seinem Schreibtisch. So hatte er sich nun auch Goethe's Ansicht über den schwäbischen Dichter, „aus dessen Region nichts Tüchtiges, die Welt Bewegendes kommen könne", angeeignet, was mein jugendliches Gezwitscher im Volkston entgelten mußte.

Auch Geibel's erste Gedichte waren mir natürlich nicht unbekannt geblieben. Zur Nachahmung aber hatten sie mich nie angeregt. Ich bewunderte ihren Wohlklang, des Dichters reife Künstlerschaft in der Beherrschung aller Formen und die Wärme und Zartheit seiner Empfindung, und doch, sie machten mir weder kalt noch warm. Was ich in ihnen vermißte, hätte ich damals nicht klar zu bezeichnen vermocht: jene starke persönliche Eigenart, die mich in Heine's kleinen Liedern, seinen Nordseebildern und dem Romancero fesselte, und dann wieder den unwiderstehlich süßverworrenen Naturton Eichendorff's, der mich mit seiner einförmigen Melodie, den wenigen, unermüdlich wiederkehrenden Stimmungsklängen ganz in seinem Banne hielt.

So hätte ich nie daran gedacht, gerade Geibel's Bekanntschaft zu suchen, vollends nicht, ihn um sein Urtheil über meine poetischen Exercitien anzugehen. Er war funfzehn Jahre älter als ich, ein berühmter Mann, der es schon zu einem halben Dutzend Auflagen gebracht hatte. Wie sollte er sich um die „Handwerksburschenpoesie" eines unbärtigen Gymnasiasten kümmern? Ja, wenn mich noch eine überschwängliche Verehrung zu ihm geführt hätte!

Daß ich trotzdem eines Tages an seine Thüre anklopfte, und zwar als angehender Poet, der „schüchtern und beklommen" den Spruch des Meisters zu hören erwartet, damit war's in folgender seltsamer Weise sehr gegen meinen Wunsch und Willen zugegangen.

* * *

Während meines letzten Schuljahres hatte ich mit dreien meiner nächsten Freunde eine poetische Gesellschaft gegründet, die wir den „Club" nannten. Einmal in der Woche fühlten wir das Bedürfniß, uns unsere Verse vorzulesen, und versammelten uns zu diesem Zweck in der Wohnung des Aeltesten unter uns, des Sohnes eines wohlhabenden Soldiner Bürgers, Richard G., der mit mir in der Prima saß, ziemlich weit zurück auf den hinteren Bänken. Er war ein heiterer, überaus gutherziger Kamerad, von seinem Papa der Obhut eines Schulvorstehers in Berlin anvertraut, der seinem Pflegling neben der Ueberwachung seiner Schulstudien Freiheit genug ließ, allerlei unschuldige Allotria zu treiben.

Zu diesen gehörte unter Anderem auch eine ziemlich hoffnungslose Beschäftigung mit der edlen Poeterei, die auch mich und zwei andere Schulfreunde mit ihm zusammengeführt hatte. Denn er besaß, was ihn uns besonders liebenswürdig erscheinen ließ, eine schwärmerische Neigung, anzuerkennen, was ihm selber fehlte, so daß wir uns kein dankbareres Publicum wünschen konnten.

Der Zweite meiner Clubgenossen war Felix von Stein, der Urenkel von Goethe's Freundin. Das geringe Talent für Poesie, das er besaß, schien ihn doch wegen der Familientradition zu einiger Pflege und Ausbildung zu verpflichten, und noch viele Jahre später, als er bereits glücklicher Gatte und Vater geworden war und sein Erbgut Kochberg, mit geringem Erfolge freilich, bewirthschaftete, hat er in den Zimmern, die Goethe mit kleinen runden Wandbildern in Sepia geschmückt, sich mit dramatischen Versuchen abgemüht, die höchstens damals in unserem Primaner-Club Anerkennung gefunden hätten.

Der Vierte im Bunde war ein entschiedenes dichterisches Talent, das fruchtbarste von uns Allen, Bernhard Endrulat.

Er stammte aus einer lithauischen Familie; die Eltern, in bescheidenen Verhältnissen lebend, waren, so viel ich mich entsinne, seit Jahren in Berlin angesiedelt, zwei hohe, stattliche Gestalten, von denen der Sohn die Statur und eine gewisse Zartheit des Wesens geerbt hatte. Er war ein oder zwei Jahre älter als ich, an Leib und Seele wohlgerathen, ein auffallend schöner, stolz und treuherzig in die Welt blickender Junge mit dunklen Locken, von dem seine Lehrer — er besuchte nicht mit uns das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium — nach seinen Zeugnissen zu schließen, die günstigste Meinung hatten.

Früh hatte sich bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, daß er zum Dichter geboren sei. Er erklärte dies auch mit naiver Feierlichkeit seinen Freunden, ohne daß er die Verse, die er mit unglaublicher Leichtigkeit hinwarf, schon für vollkommene Gaben der Muse angesehen hätte. Bald nachdem uns ein Zufall zusammengeführt, befreundete ich mich mit ihm aufs Herzlichste. Ich bewunderte sein Talent höchlich und stellte es weit über mein eigenes. Denn obwohl ich selbst in einer dichterischen Welt lebte und webte, war ich durchaus nicht klar darüber, ob ich zum Dichter und nicht vielmehr zum Maler berufen sei. Von Endrulat aber glaubte ich, daß ihm der Lorbeer des Poeten nicht fehlen könne. Meine neidlose Bewunderung ging so weit, daß ich mich unendlich geehrt und geschmeichelt fühlte, als er eines meiner kleinen sentimentalen Gedichte so sehr in Affection nahm, daß er es selbst gedichtet zu haben wünschte. Er schlug mir einen Tausch gegen eines der seinigen vor, das mir als ein unerreichbares Virtuosenstückchen erschienen war, und da ich ihn ohnehin für den Reicheren hielt, ging ich ohne sittliche Bedenken auf diesen Glaukustausch ein. Meines eigenen Products entsinne ich mich nicht mehr. Das seine, das er als Motto vor ein Buch mit weißem Papier geschrieben hatte, ist mir im Gedächtniß geblieben:

Was ungereimt
Gereimt entkeimt,
Sich ungesäumt
Zum Verschen säumt,
Ob's gegen Zaum
Und Zügel bäumt,
Hier wird ein Raum
Ihm eingeräumt.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß ich von meinem wohlerworbenen Eigenthumsrecht gleichwohl nie Gebrauch gemacht habe.

Doch man würde eine falsche Meinung von dem hochgestimmten, schwärmerisch dichtenden und trachtenden Jüngling fassen, wenn man ihn im Verdacht hätte, dergleichen Formkünste hätten sein dichterisches Wesen ausgemacht. Vielmehr war er ganz erfüllt von den Freiheitsgedanken der vormärzlichen Zeit, in höherem Grade als irgend Einer von uns, und in schwungvoller Rhetorik huldigte er den abstracten politischen Idealen der Lyriker jener Tage, denen er auch später nicht untreu geworden ist.

Daß es um unser Naturgefühl nicht zum besten stand, wir uns vielmehr in diesem Gebiete mit wohlfeilem Anempfinden begnügten, wird Niemand von richtigen Berliner Kindern anders erwarten. Er aber war auch hierin mir überlegen. Noch entsinne ich mich, welchen Eindruck die Verse in einem seiner Gedichte auf mich machten:

Melancholisch finster
Schwankt der gelbe Ginster.

Was wußte ich im Thiergarten oder der Hasenhaide von dieser wild wachsenden Pflanze! Als ich ihr später zuerst begegnete, mußte ich freilich lachen, da ich dem heiteren Gesträuch, das an den Bergabhängen leuchtete, nicht zutrauen konnte, jemals in finsterer Melancholie vor dem Auge des Dichters geschwankt zu haben.

Unsere Zusammenkünfte erfuhren auch im Sommer keine Unterbrechung. In jener anspruchsloseren Zeit war es noch nicht Sitte geworden, für Jeden, der es irgend vermochte, sich aus dem Berliner Staube zu flüchten in irgend eine nähere oder entferntere Sommerfrische. Und Felix von Stein's Eltern besaßen überdies ein Haus mit einem großen alten Garten in Schöneberg, das auch den „Club" oft gastlich beherbergte. Im Uebrigen bethätigte Felix sein literarisches Interesse weniger durch eigene poetische Beiträge als durch den Eifer, mit dem er sich an unseren ästhetischen Debatten betheiligte, wobei er, der Einzige unter uns grünen Jünglingen, eine Cigarre nach der anderen rauchte.

Auch der Soldiner Freund war nicht sehr productiv. Er erwarb sich aber auf andere Art ein erhebliches Verdienst um uns, da er ein besonderes Talent für die Kochkunst hatte. So ging er, oft während der Vorlesungen selbst, geschäftig ab und zu, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen. Er „rumohrte" draußen, wie wir mit Bezug auf den Verfasser des „Geists der Kochkunst" von ihm sagten, wenn er zu lange fort blieb. Aus den geringen monatlichen Beiträgen, die wir zu unseren Symposien leisteten, konnte unmöglich die für unsere Begriffe oft glänzende Bewirthung bestritten werden. (Richard war stolz darauf, uns sogar einmal in die Geheimnisse der Béchamel-Sauce eingeweiht zu haben.) Da er aber einen reichlichen Wechsel hatte und es sich zur Ehre schätzte, in dem Poetenkreise wenigstens durch ein schätzbares Talent sich hervor zu thun, drangen wir nicht weiter auf genaue Abrechnung.

Das Getränk bestand in ein paar Flaschen jenes säuerlichen Josty'schen Biers, das nicht im Verdacht stehen konnte, uns die Köpfe zu erhitzen. Dafür sorgte nicht nur die Begeisterung, mit der wir unsere eigenen Verse vortrugen; sie wurde oft genug durch die offenherzigste Kritik gedämpft. In eine feurigere Stimmung versetzten uns häufig die Werke der großen Dichter, die wir uns mit vertheilten Rollen vorlasen. Unter Anderem entsinne ich mich eines Abends, wo wir die „Iphigenie" gewählt hatten. Immer mächtiger ergriff uns die Herrlichkeit des wundersamen Gedichts, immer höher erhoben Endrulat und ich die Stimmen; unser Kochkünstler war von seinem Herde hereingeschlichen und hatte sich sacht auf einen Stuhl neben der Thür niedergelassen; im Sopha lag Felix mit zurückgesunkenem Haupt und geschlossenen Augen; wir achteten nicht darauf, daß wir beide zuletzt allein lasen, bis tiefe, regelmäßig auf- und absteigende Töne vom Sopha her uns verkündeten, daß Einer aus unserem Bunde sanft entschlummert war. Zugleich drang ein brenzliger Mißduft aus der Küche herein, der verrieth, daß unser Abendessen Gefahr lief, als ein Brandopfer auf dem Altar der Dichtung für geringe Sterbliche ungenießbar zu werden.

Richard sprang erschrocken auf, dem Uebel draußen wo möglich noch Einhalt zu thun; träumerisch erhob sich Felix von seinem Lager und versicherte, nur einen Augenblick von der Macht der Schönheit überwältigt worden zu sein; wir Alle aber konnten durch diese drolligen Intermezzi in unserer gehobenen Stimmung nicht ernstlich gestört werden.

* * *

Was an diesen Abenden vorgelesen wurde, unterlag einer strengen Sichtung, nach welcher das für würdig Erklärte in das sogenannte „Clubbuch" eingetragen wurde — ein Quartband mit dünnem, bläulichem Schreibpapier, in einer roth marmorirten Decke, so unscheinbar, wie sich's für die prunklose Beerdigung meist todtgeborener Musenkinder geziemte.

Es war unter uns ausgemacht, daß keinem profanen Auge der Einblick in diese Blätter gestattet werden sollte. Wir waren daher nicht wenig bestürzt und entrüstet, als Richard uns eines Abends mit verlegener Munterkeit gestand, er habe sich erlaubt, unser Clubbuch Jemand zu zeigen, und zwar keinem Geringeren als Emanuel Geibel, der es denn auch freundlich durchgeblättert und geäußert habe, es werde ihm Vergnügen machen, die Verfasser persönlich kennen zu lernen.

Zu diesem Verrath hatte sich unser Freund auf folgende Weise verleiten lassen, wodurch sein Verbrechen allerdings in milderem Lichte erschien.

Das stille Haus nämlich am Enkeplatz Nr. 3, dicht an dem Gitter, das den Bezirk der Sternwarte abgrenzte, stand in besonderer Musenhuld. Im ersten Stock wohnte der Schulvorsteher, Richard's Nähr- und Pflegevater, bei dem unsere dichterischen Conventikel stattfanden, der zweite Stock beherbergte Robert Prutz mit seiner Familie, im dritten hatte Emanuel Geibel ein paar möblirte Zimmer inne. Trotz unserer Neugier, wie wohl ein wirklicher, schon gedruckter lebendiger Dichter aussehen möge, hatten wir keinen Versuch gemacht, mit den „höheren" Mächten in Verkehr zu kommen. Richard

aber, als Hausgenosse, war beiden Dichtern zuweilen auf der Treppe begegnet, und mit Geibel insbesondere in ein freundnachbarliches Verhältniß getreten, da er sich erboten hatte, ihm Federn zu schneiden.

Dabei hatte der berühmte Mann sich einmal zu der Frage herabgelassen, ob er etwa auch Verse mache. Erröthend hatte Richard seine eigenen lyrischen Sünden verleugnet, dagegen von dem Talent zweier Freunde groß Rühmens gemacht und endlich zum Beweise, daß er nicht übertreibe, das Clubbuch ausgeliefert.

Nachdem der Sturm unserer sittlichen Entrüstung verbraust war, sahen wir ein, daß wir die Folgen dieses Vertrauensbruches wohl oder übel auf uns nehmen mußten. So stiegen wir am nächsten Vormittag mit einigem Herzklopfen in den dritten Stock hinauf. Der Empfang aber, der uns zu Theil wurde, verscheuchte bald jede Beklommenheit.

Auf dem Schreibtisch freilich, von dem der Dichter sich erhob, uns mit herzlichem Händedruck zu bewillkommnen, lag das corpus delicti, unser Buch in dem roth marmorirten Einband. Das peinliche Verhör aber, das wir fürchteten, unterblieb. Geibel, damals einunddreißig Jahre alt, begrüßte uns mit väterlichem Wohlwollen als hoffnungsvolle junge Leute, deren löbliches Streben mit seinem Rath zu fördern ihm Freude machen würde. Er hielt uns, da wir selbst bescheiden verstummten, eine schöne kleine Rede über die Pflicht, durch strenge Selbstzucht sich der Gunst der Musen werth zu machen. Vor Allem sollten wir uns bemühen, etwas Rechtes zu lernen, mit allem Wissen der Zeit unseren Geist zu nähren, da der Dichter auf der Höhe seiner Zeit stehen müsse, wenn er ihr Leitstern werden wolle. Der sonore Klang seiner Stimme und die priesterliche Wärme, mit der er sprach, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Er hatte sofort mein junges Herz gewonnen, weit sicherer, als wenn er sich auf die freundlichste Kritik meiner Verse eingelassen hätte. Mit einer Art Ehrfurcht betrachtete ich das von braunem, lockigem Haar — damals noch reichlich genug — umrahmte, groß geschnittene Gesicht, aus dem unter der schönen Stirn die hellen, feurigen Augen uns gütig anblickten. Im Ganzen freilich hatte ich mir einen Dichter anders vorgestellt. Mit dem alten grünen Schnürrock und dem lose umgeschlungenen Tuch um den offenen Hals machte die stämmige, untersetzte Gestalt mehr den Eindruck eines alten Studenten oder eines etwas verwahrlosten französischen Troupiers, an den auch der starke Schnurr- und Knebelbart erinnerte. Es war mir aber lieber, ihn so finden, als wenn er in der Gestalt eines Barden oder Troubadours erschienen wäre. Dazu waren seine Worte denn doch von dem tiefen lyrischen Hauch durchweht, der seinen Gedichten ihren Reiz verlieh, und wie er sich nun mit jedem Einzelnen von uns über seine persönlichen Verhältnisse und Lieblingsstudien unterhielt, ganz anders, als wir es von den ebenfalls sehr verehrten Professoren unseres Gymnasiums gewohnt waren, fühlten wir doch, daß er von einer Menschenart war, der wir bisher noch nicht begegnet waren.

Dazwischen warf ich verstohlene Blicke auf das Blatt, an dem er eben geschrieben hatte. Ich glaube, es war eine Scene seiner Albigenser-Tragödie,

mit der er sich lebenslang tragen sollte, ohne sie zum Abschluß zu bringen. Zum ersten Mal sah ich ein im Entstehen begriffenes Manuscript eines Meisters, und auch die großen, etwas schwerfälligen Züge seiner Handschrift mit ihren Haken und Schwänzen imponirten mir höchlich.

* * *

So verlief unsere erste Begegnung zu unserer großen Befriedigung, und wir ertheilten im Hinuntergehen auf der Treppe dem Verräther feierlich Absolution, was der gute Junge mit der Bemerkung, er habe ja voraus gewußt, daß wir ihm noch danken würden, ziemlich kühl hinnahm.

Dann führte er mich bei Seite und vertraute mir, die Gedichte im Clubbuch, die Geibel als besonders talentvoll bezeichnet habe, seien fast alle von meiner Hand geschrieben gewesen, was natürlich Bernhard gegenüber Geheimniß bleiben müsse.

So sehr dies meinen nicht allzu lebhaften Ehrgeiz aufstacheln mußte, befremdete mich's doch nicht wenig. Ich hatte Endrulat's Talent für das weit bedeutendere und reifere gehalten. Als ich dann aber das erste Mal von Geibel's Aufforderung, ihn auch einmal allein zu besuchen, Gebrauch machte, erkannte ich an seinem freundlichen Eingehen auf einzelne meiner Lieder und Romanzen, daß es ihm jedenfalls Ernst damit war, wenn er in meinen noch vielfach unbeholfenen, naiven Anfängen etwas fand, was er in den weit flüssigeren, doch oft conventionell-pathetischen Versen meines Freundes vermißte.

Doch ermahnte er mich, in diesem Winter mich des Versemachens möglichst zu enthalten und erst das Gymnasium zu absolviren. Er wolle mich auch erst dann bei Franz Kugler einführen, mit dem er in herzlicher Freundschaft verbunden war, und von dessen Urtheil über alles Künstlerische er die höchste Meinung hatte.

Eines meiner Gedichte — eine Art Monolog der Niobe vor ihrer Versteinerung, deren Eintritt den Fluß der Terzinen zum Stocken brachte — hatte er schon jetzt dem Freunde gezeigt und beurtheilte nun das Gedicht sehr eingehend. Ich hatte mich ja auch von meinem Vater einer strengen Kritik zu erfreuen gehabt. Doch obwohl dieser selbst eine feine poetische Ader hatte, wovon ich manches Zeugniß bewahrte, — die letzten Geheimnisse des lyrischen Metiers waren ihm doch nicht aufgegangen, während wohl kaum ein deutscher Dichter sie je in so vollem Maße besessen hat wie Emanuel Geibel.

Ihm war nicht nur das feinste Ohr für den sinnlichen Reiz des dichterischen Ausdrucks eigen, auch das sicherste Gefühl für die Einheit des Stils und das klarste Verständniß für Alles, was die innere Form betraf. Sein angeborenes Kunstgefühl war aus drei Quellen genährt und geläutert worden: dem Studium der Alten, besonders der Griechen — mit Ernst Curtius war es ihm ja vergönnt gewesen, ein paar schöne Jugendjahre in dem classischen Lande selbst zu verleben, — dann aus der Bewunderung Goethe's und endlich nicht zum wenigsten aus einer genauen Kenntniß der zeitgenössischen französischen Lyriker. Es war ihm aber gelungen, alle diese Elemente so in sich zu verarbeiten, daß aus ihrer Verschmelzung ein eigener Klang hervorging und von Nachahmung kaum hie und da die Rede sein konnte. Es hat größere Dichter gegeben als ihn; wohl nie einen größeren lyrischen Künstler.

Das sollte auch mir zu Gute kommen. Denn wenn der Dichter auch „den Gehalt in seinem Busen" keiner menschlichen Schulweisheit verdanken kann, sondern seiner innersten Natur und dem lebendigen Leben, bringt er „die Form in seinem Geist" doch nicht fertig mit auf die Welt und darf es als ein Glück betrachten, wenn ein richtiger Meister ihm hilft, sie auszubilden.

Wie einem lyrischen Motiv am einfachsten und schlagendsten Alles abzugewinnen sei, was es an Stimmungsreiz und seelischem Werth enthält, wie, wenn der erste Hinwurf vorliegt, eine sorgsame Feile anzuwenden, nicht so sehr zur tadellosen äußeren Glättung, sondern um jede verbrauchte, flache oder bloß rhetorische Wendung durch eine charakteristischere, eignere zu ersetzen, darüber gingen mir durch Geibel's Winke ganz neue Lichter auf. Das Geheimniß des Adjectivs wurde mir klar, das mir freilich schon beim Lesen Heine'scher Lieder, der Goethe'schen ganz zu geschweigen, aufgedämmert war und sich vollends enthüllen sollte, als ich einige Jahre später Mörike kennen lernte. Geibel zeigte mir an manchem meiner eigenen Jugendlieder, wie durch ein unermüdliches „Nach-innen-feilen" zuweilen ein paar unbedeutende Strophen, die aber einer echten Stimmung entsprungen waren, zuletzt doch einen intimen, persönlichen Reiz gewinnen konnten. Auch wie viel darauf ankommt, richtig anzufangen und zur rechten Zeit zu enden, vor Allem „nicht aus dem Stil zu fallen", das heißt in einem Gedicht, das in einer bestimmten Tonart, etwa im Volkston, gehalten ist, keine Wendung zu gebrauchen, die einer höheren literarischen Sphäre angehört oder umgekehrt, wurde mir jetzt erst klar. Um nur ein Beispiel anzuführen: ich hatte, durch eine französische Lebensbeschreibung Bayard's, des Ritters ohne Furcht und Tadel, angeregt, einen Romanzen-Cyclus nach dem Muster von Herder's „Cid" verfaßt, den ich Geibel nun auch lesen ließ. Was er davon hielt, ist mir nicht mehr erinnerlich. Es muß wohl nicht viel gewesen sein, da ich es nicht der Mühe werth hielt, das Heft aufzubewahren. Nur eine einzige dieser Romanzen habe ich später in meine Gedichte aufgenommen, die letzte, die den Tod des Helden erzählt, wie er nach dem ergreifenden Begegnen mit Karl von Bourbon,

Prinz Bourbon, der gegen Frankreich,
Gegen seinen König kämpft,

verwundet im Thal der Sesia an einen Baum gelehnt, verscheidet. Der Sieger —

Klirrend in dem Eisenharnisch
Schwingt er sich von seinem Rappen,
Tritt zu jenem Vielverehrten,
Spricht zu ihm, indem er weint:

„O Bayard, Dein herbes Scheiden,
Wie zerreißt es mir die Seele!" —
Doch Bayard — mit dem Verräther
Tauscht er weder Wort noch Blick.

Schaut noch einmal auf zum Himmel,
Wendet sich und ist verschieden —

Hieran schlossen sich in meiner ersten Fassung noch einige Verse, die den Eindruck der stummen Verdammung des Verräthers warmherzig schilderten. „Dadurch schwächst Du den Schluß des Gedichts," sagte Geibel. „Hier ist die äußerste Kürze geboten, kein Wort sentimentaler Empfindung, das dem Hörer vorschreibt, was er selbst dabei zu empfinden habe. Ich würde einfach schließen:

Nie seit dieser Stund' hat Jener
Mehr gelächelt, wie man sagt.

Stoße Dich nicht an die letzte trockene Wendung. Auch in den spanischen Romanzen begegnen wir dergleichen scheinbar prosaischen Versen, die eben dadurch das Gedicht als ein echt volksthümliches legitimiren und stilgemäßer sind als der schönste lyrische Ausdruck."

Ich entsinne mich, daß ich damals nur mit geheimem Widerstreben seinem Rathe folgte. Bald jedoch ging es mir auf, daß es das einzig Rechte gewesen war.

Es währte nicht lange, so trug mir der verehrte Freund und Meister das brüderliche „Du" an, in das ich mich trotz des Gefühls meiner Unterordnung leicht genug fand. Er hatte von Anfang an sein geistiges Uebergewicht über meine grüne Primanerweisheit nie mit kühler Gönnermiene geltend gemacht, sondern nur wie der gereifte ältere Bruder gegenüber dem jüngeren. Zeitlebens hat er es geliebt, mit jüngeren Talenten sich von vornherein auf den Fuß eines kameradschaftlichen Verhältnisses zu stellen. Julius Grosse, Heinrich Leuthold, Hans Hopfen können es bezeugen, wie einfach menschlich der als schroff und hochfahrend Verschrieene ihnen entgegenkam. Gerade weil er sehr wohl wußte, was er werth war, lag ihm nicht daran, äußerlich den noch Unausgereiften gegenüber seine Würde zu wahren, und eine kleinliche eifersüchtige Regung vollends konnte ihn niemals anwandeln. Wie denn überhaupt der vielberufene Künstlerneid immer das Zeichen einer Unsicherheit des Selbstgefühls, die unheimliche geheime Furcht der eigenen Unzulänglichkeit in ehrgeizigen Halbtalenten zu sein pflegt, mit der sich dann doch eine thörichte Eitelkeit und Selbstüberschätzung sehr wohl verträgt. Ein Anderes ist die bittere Empfindung, die den Edelsten, Neidlosesten überschleichen kann, wenn er „des Ruhmes heil'ge Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht" sieht. Wo ihm dies begegnete, konnte auch Geibel in eine heilige Empörung gerathen, die dann von urtheilslosen Anhängern jener falschen Größen als selbstsüchtige Ueberhebung gedeutet wurde. Den wahrhaft Großen gegenüber war Niemand bescheidener als er.

Und doch hätte mancher Andere sich durch den raschen Ruhm, den ihm der erste Band seiner Gedichte eintrug, verblenden lassen können. Zu diesem ungewöhnlichen Erfolge hatten, außer dem inneren Werth dieser Dichtungen, mancherlei äußere Umstände mitgewirkt.

Als Geibel auftrat, waren die Zeiten der Romantik eben vergangen. Der letzte ihrer Jünger, Eichendorff, hatte seine Laute oder „Mandoline", mit der er auf den Spuren seines „Taugenichts" „durch die überglänzte Au" geschritten war, an den Nagel seines Amtszimmers gehängt und nahm an der Bewegung der Zeit nur noch in seltsamen kritischen und literarhistorischen Expectorationen

Theil. Heine war eine dichterische Großmacht für sich, deren Anhänger sich in zwei Lager theilten, die aufrichtigen Poesiegläubigen, die, wie ich und meine Freunde, in ihm den größten Lyriker nach Goethe sahen, und das „Junge Deutschland", an dessen Spitze Gutzkow jede Poesie, die nicht der Zeit diente und in dem Kampf der Geister ihre Fahne flattern ließ, als ein müßiges Spiel verachtete, Heine aber wegen seiner genialen satirischen Brandraketen in Vers und Prosa seine romantischen Lieder verzieh. Von den Dichtern, die ein politisch Lied im Sinne der vormärzlichen Freiheitssänger zwar nicht für ein garstig Lied erklärten, aber selbst in der stürmischen Zeit schwerer politischer Krisen an dem Recht der Dichtung, sich an die ewigen Mächte der Menschenbrust zu wenden, festhielten, waren einige der begabtesten, Fontane, Storm, vor Allem Gottfried Keller, noch nicht an den hellen Tag hinaus getreten, Mörike in Norddeutschland so gut wie unbekannt, und nur Freiligrath's fremdartig glänzende Erscheinung wurde in den etwas matt gewordenen Musenalmanachen als ein aufleuchtendes, vielverheißendes Meteor bewundert.

In diese theils nüchterne, theils überhitzte Stimmung der Geister trat Geibel's Muse mit ihren melodischen, seelenvollen Klängen in der That wie das Mädchen aus der Fremde hinein. Es war, als wäre der Begriff der wahren Poesie, die vom Herzen zum Herzen spricht, eine Weile verloren gewesen und nun wieder aufgefunden worden. Man freute sich, wenn auch unter den politischen Ungewittern der Himmel einzustürzen drohte, doch noch eine Lerche davonkommen zu sehen, deren süßer Ton die Herzen erquickte. Hier war von keiner „Tendenz" die Rede, von keinen witzigen, spitzigen Sarkasmen oder Sturmliedern einer revolutionären Kämpferschar: die alten, ewigen Gefühle: Liebe, Andacht zur Natur, Feier der Schönheit und gläubige Hinwendung zu einer göttlichen Weisheit, die über allem zeitlichen Weltschicksal thront, waren die bewegenden Mächte in der Brust dieses jungen Dichters, der daneben doch auch schon zu erkennen gab, daß er in dem politischen Kampf dieser Tage seinen Mann zu stehen gedenke.

Es war daher kein Wunder, daß nicht bloß „Backfische" und zartgestimmte Frauen für den neuen Dichter „schwärmten", sondern auch ernste Männer, die in ihrer Gesinnung sich von dem scharfen, nüchternen Ton des Jungen Deutschlands und Heine's gottloser Genialität abgestoßen fühlten, durch den Hauch von Innigkeit und heiterer Schönheit, der alle Dissonanzen auflöste, für Geibel gewonnen wurden. In den Kreisen der Aristokratie kam noch die Genugthuung hinzu, daß endlich einmal wieder ein Dichter auftrat, der aus seinem von dem geistlichen Vater überkommenen Christenglauben kein Hehl machte.

Zu allen Zeiten hat Geibel Werth gelegt auf aristokratische Verbindungen, doch ohne jemals seiner eigenen Würde etwas zu vergeben. Vielmehr durchdrang ihn dabei das Bewußtsein der Ebenbürtigkeit des Talents mit dem Adel der Geburt, die hohe Meinung von der Glorie des Dichterberufs nach dem Worte Schiller's:

Es soll der Sänger mit dem König gehn;
Sie beide wandeln auf der Menschheit Höh'n.

Keine persönliche Eitelkeit war dabei im Spiel, nur der Anspruch, in diesen exclusiven Regionen als Vertreter seines Standes von Macht zu Macht behandelt zu werden. Wie er denn auch sonst von der Schwäche, auch nach dem Beifall Solcher zu streben, die er nicht für voll nahm, völlig frei war. Auch er wußte, daß wir die Welt in unseren Freunden sehen müssen, wenn wir verdienen sollen, daß die Welt von uns erfahre.

In jenem Winter aber klagte er oft, daß er sich in zu viele gesellige Beziehungen verstrickt habe, die mehr von ihm forderten, als sie ihm zu geben im Stande wären. Man scheute sich nicht, seine Gefälligkeit und sein leicht improvisirendes Talent zu allerlei privaten Zwecken zu mißbrauchen. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages, als ich ihn besuchte, ihn noch im Bette fand. Er war immer ein Langschläfer und mußte sich damit necken lassen, daß er das schöne Gedicht:

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen –

wohl nur nach Hörensagen verfaßt habe.

Diesmal war es schon hoher Mittag. Aus den Kissen auffahrend, erklärte er mir, er sei die letzte Nacht erst gegen Morgen zu Bett gekommen. In der Gesellschaft, in die er geladen war, habe eine junge Gräfin einen schwachen Augenblick benutzt, ihn um ein Gedicht zur silbernen Hochzeit ihrer Eltern zu bitten. Er habe es nicht abschlagen können und, als er gegen zwei Uhr nach Hause gekommen, noch die erste Strophe hingeworfen, da die Feier nah bevorstehe. „Thu mir nun den Gefallen und mache die beiden folgenden. Dies und das ungefähr habe ich darin sagen wollen, mir brummt aber noch der Kopf von der Ananasbowle und dem schlechten Schlaf. Ich brächte in dieser Verfassung nichts Gescheidtes zu Stande."

Ich brauche nicht zu versichern, daß mir kein König der Welt eine höhere Ehre hätte erweisen können, als er durch diesen Auftrag. Ich fand richtig auf dem Schreibtisch im Nebenzimmer das Blatt mit der großen, diesmal etwas unsicheren Schrift des Freundes, eine achtzeilige Strophe, die an das Glück der ersten, grünen Hochzeit erinnerte; die zweite sollte der silbernen gewidmet sein und die dritte mit dem üblichen Ausblick auf das Gold des Greisenalters schließen. Die nächtliche Inspiration hatte nicht eben einen besonders neuen, tiefsinnigen Gedanken eingegeben, dessen Ausführung einem Anfänger schwer gefallen wäre. Als denn auch nach einer Viertelstunde der Verfasser der ersten Strophe, wie er den Federn entstiegen war, nur mit einer Unterhose und der grünen Pekesche bekleidet, mit finsterer Stirn, die Locken wirr ums Haupt flatternd, bei mir eintrat, war das gemeinsame Werk schon beendet. Er ließ es sich vorlesen, nickte ein kurzes „Gut!", bat mich, das Gedicht abzuschreiben, und nachdem er seinen Namen mit gewaltigen Haken darunter gesetzt hatte, steckte er das Blatt in ein Couvert und schickte es sofort durch seinen Stiefelputzer an die gräfliche Adresse.

* * *

Was aber den Gegenstand unserer häufigsten und eifrigsten Unterhaltungen bildete, war keineswegs, wie man nach all diesem voraussetzen möchte, die lyrische Poesie, sondern die dramatische.

Sein ganzes Leben hindurch war Geibel mit dramatischen Projecten, Scenaren und halb ausgeführten Scenen beschäftigt, und kein Thema griff er begieriger auf, als das Problem der dramatischen Technik, „das Geheimniß des Dramas", wie er es zu nennen pflegte. Fertig geworden war von all' seinen jugendlichen Entwürfen nur ein „König Roderich"; der „Meister Andrea", den er zuerst unter dem Titel „Die Seelenwanderung" für den Sohn des Prinzen von Preußen schrieb, reifte heran. Daß das anmuthige Stück, wie Geibel's Biograph Gaedertz berichtet, 1847 in acht Tagen geschrieben worden sei, ist bei der langsamen, schwerflüssigen Art, wie Geibel arbeitete, nicht denkbar. Schon aber hatte er die beiden unermeßlichen Gebiete der Geschichte und Sage nach allen Richtungen durchstreift, an jeden Busch geklopft, ob ihm keine dramaturgische Frucht daraus in die Hand fallen möchte, und die zwei inneren Seiten eines leeren Buchdeckels enthielten die lange Liste der Stoffe, die er sich zu dramatischer Behandlung auserſehen hatte. Es fehlte darin kein antiker tragischer Held, kein schon hundertmal dramatisirter deutscher Kaiser, kein vorleuchtender Name der nordischen Heldensage. Und regelmäßig mußte man erleben, wenn man ihm von einem historischen Stoffe sprach, aus dem man ein Trauer- oder Schauspiel zu machen gedenke, daß er die Stirne runzelte, die Augen zornig rollen ließ und mit donnernder Wucht hervorstieß: „Das ist *mein* Stoff!"

Worauf er dann den Buchdeckel mit der Namenliste herbeiholte und nachwies, daß er denselben Stoff schon vor so und so viel Jahren zu eigenem Gebrauch sich notirt habe.

Damals trug er sich, wie gesagt, mit einer Albigenser-Tragödie, von der er schon einige Scenen ausgeführt hatte, obwohl die Composition des Ganzen ihm noch nicht feststand. Eben der architektonische Aufbau, so viel er über dessen Grundgesetze sich Gedanken gemacht und mit Freunden ihn hin und her berathen hatte, blieb ihm bei all' seinen dramatischen Unternehmungen das Schwierigste. Die sittlichen und geistigen Conflicte, die Charakter- und Leidenschaftsprobleme gingen ihm in voller Klarheit auf und regten seine Seele zum höchsten dichterischen Ausdruck an. Nur allzu sehr aber gebrach es ihm an der unentbehrlichen scenischen, theatralischen Phantasie, die eine sich entwickelnde, anschwellende, in nothwendiger Verknüpfung sich gruppirende Handlung in Bewegung setzt. Er war stets in einer hülflosen Lage, wenn sich's darum handelte, seine Figuren mit einem plausiblen Motiv auftreten und wieder abgehen zu lassen. Solange sie auf der Scene verweilten, verstand er es trefflich, ihnen bedeutende Worte in den Mund zu legen, nicht nur lyrisch-rhetorische Herzensergüsse, sondern echt dramatische Reden und Gegenreden. Aber so wie ihm jedes novellistische Talent fehlte, stand er auch der Aufgabe des Dramatikers, äußere Umstände zum Hebel innerer Vorgänge zu gestalten, unbehülflich und unlustig gegenüber.

Aus diesem Grunde ist auch nur das eine seiner Trauerspiele zu einer starken Bühnenwirkung herangereift, die „Brunhild". Hier hatte die Sage so kräftig vorgearbeitet, daß der erfindenden Phantasie des Dramatikers nicht viel zu thun übrig blieb. Von den vielen Bearbeitern der Nibelungen hat

denn auch kaum Einer, selbst der am wenigsten Begabten, sich an dem gewaltigen Stoffe versucht, ohne einen bedeutenden Gewinn davonzutragen. So stark sind die tragischen Grundmauern des Stoffes, daß sie auch in einem Ausbau von geringerer dichterischer Größe einen imponirenden Eindruck machen. Gleichwohl bedurfte es auch für dieses Stück Geibel's der mäeutischen Beihülfe guter Freunde, wie Kugler und Putlitz, um das äußere Gefüge den Anforderungen der Bühne überall anzupassen.

Diese seine Grenze kam mir damals natürlich nicht zum Bewußtsein, und ich hielt den Freund auch auf dem Gebiet des Dramas zu allem Höchsten berufen, da er zu der Erkenntniß dessen, was die größten Dramatiker unsterblich gemacht, die feinsten und reinsten Organe besaß. Ihn über Shakespeare reden zu hören, war mir auch späterhin stets in hohem Grade anregend und belehrend, ihn ein großes Drama vorlesen zu hören, ein unvergleichlicher Genuß. Auch seine Recitation lyrischer Gedichte, zumal seiner eigenen, war eindrucksvoll; er setzte die Verse gleichsam in Musik und ließ sie auf dem Strom seiner tiefen, melodischen Stimme in einer träumerischen Eintönigkeit hinschwimmen. Wenn er Dramatisches las, kam mehr Licht und Schatten, eine größere Mannigfaltigkeit von Tönen in den Vortrag, die leidenschaftlichen Scenen wuchsen ohne jedes falsche Pathos zu machtvoller Größe an, und in den zarten, lyrischeren Theilen wußte er jede weichliche Affectation zu vermeiden. Die Abende in München, an denen er einem kleinen Freundeskreise Otto Ludwig's „Makkabäer" und Grillparzer's „König Ottokar" vorlas, stehen mir in unauslöschlicher Erinnerung. Kaum jemals im Theater, auch nicht von den größten Schauspielern, habe ich eine tiefere Erschütterung erlebt.

Und so werde ich, da er mich zu den Gipfeln dramatischer Kunst emporblicken ließ, schwerlich den Muth gefaßt haben, ihm von meinen tastenden Anfängen zu sprechen, von jenem „Don Juan de Padilla", der mir selbst trotz des väterlichen Lobes so äußerst unreif erschien, noch weniger von einer krausen dilettantischen Komödie, die ich vor jenem historischen Trauerspiel verfaßt, und mit der ich eine sehr niederschlagende Erfahrung gemacht hatte. Die Handlung dieser phantastischen Posse, die ich für uns Viere vom „Club" gedichtet hatte, ist mir gänzlich entfallen. Ich weiß nur noch, daß die Hauptpersonen ein Schneider und eine Prinzessin waren, deren Rollen mir und Endrulat zufielen, und daß es von gereimten Versen in allen erdenklichen strophischen Formen wimmelte. Beim Niederschreiben derselben hatte ich mich unendlich ergötzt und so viel lustige Faxen und Anzüglichkeiten auf unsere eigenen werthen Personen eingeflochten, daß wir bei den Proben, die auf meinem Hinterzimmer in der Behrenstraße stattfanden, nicht aus dem Lachen kamen. Wir versprachen uns einen glänzenden Erfolg bei unserem Publicum, das nur aus Felix Stein's Eltern, seiner schönen Schwester und den Meinigen bestand. Zu unserem größten Erstaunen entzündete die Aufführung nicht die geringste Heiterkeit; die Scherze, die wir oft kaum vor eigenem Lachen vernehmlich hervorbringen konnten, fielen platt zu Boden, und der Beifall am Schlusse rührte nur von der gütigen Absicht der Zuschauer her, uns über die beschämende Stimmung eines vollständigen Fiasco hinwegzuhelfen.

Ich aber hatte die gründliche Lehre erhalten, daß man beim Dichten eines Lustspiels seinem Publicum nicht Alles vorweglachen soll, und wie Recht Lessing mit seiner Warnung gegen den Bruder hatte: er dürfe nie vergessen, daß man eine Woche lang auf seiner Stube sehr ernsthaft gewesen sein müsse, wenn die Leute im Theater eine Stunde lang lachen sollen.

* * *

Im März des Jahres 1847, gerade an meinem siebzehnten Geburtstage, war mir das mündliche Abiturientenexamen erlassen worden. Meine Lehrer, die mich zur classischen Philologie berufen glaubten, hatten mir die schöne Züricher Gesammtausgabe des Plato mit auf den Weg gegeben. Ich habe ihre Hoffnungen freilich sehr getäuscht.

Denn obwohl ich zunächst in vier Semestern in Berlin u. A. die Vorlesungen von Boeckh, Lachmann und meinem Vater besuchte — bald war ich mir bewußt, daß ich nicht aus dem Holze war, aus dem klassische Philologen geschnitzt werden. Zwar, daß diese edle Wissenschaft mit der Pflege der Dichtkunst vereinbar sei, hatte gerade Geibel's Beispiel mir gezeigt, der seinen Schulsack nicht auf die leichte Achsel genommen, sondern so gründlich sein Wissen bewahrt hatte, daß er im Stande war, bei einer längeren Verhinderung seines früheren Lehrers am Lübischen Gymnasium ihn in den Jahren 1848 und 1849 nicht nur in Deutsch und Literaturgeschichte, sondern auch im Horaz zu vertreten.

Ich aber hatte früh erkannt, daß ich überhaupt für einen gelehrten Beruf nicht geschaffen war. Mein Sinn stand allein auf dichterische Aufgaben, und da ich stets vor allem Dilettiren in ernsten Dingen eine heilige Scheu gehegt hatte, war mir der Gedanke entsetzlich, mit halbem Herzen und halber Kraft mich einer Wissenschaft zu widmen, die, wie eine jede, die Hingabe des ganzen Menschen und eines ganzen Lebens erheischt.

Zunächst freilich, da es galt, ein „Brotstudium" zu wählen, während damals mehr noch als jetzt die Poesie als eine brotlose Kunst angesehen wurde, schlenderte ich auf dem Wege, den mir meine Abstammung von zwei Grammatikern und Sprachforschern wies, ohne viel Zukunftssorgen weiter und genoß nebenher die schöne Freiheit des Studentenlebens und alles Ersehnte und kaum Geahnte, was sich durch den Eintritt in das Kugler'sche Haus vor mir aufthat.

Unser „Club" hatte sich, soviel ich mich entsinne, seit der Bekanntschaft mit Geibel zwar nicht aufgelöst, sich aber lahm und unersprießlich durch den Winter fortgeschleppt. Wir waren, seit wir uns an eine berufene Kritik wenden konnten, gegen unseren eigenen ästhetischen Fürwitz mißtrauisch geworden. Das Clubbuch wurde nicht fortgesetzt. Mein Verkehr mit Endrulat hörte zwar nicht auf, da wir uns von Herzen zugethan waren. Doch da Geibel nicht daran dachte, auch ihn bei Franz Kugler einzuführen, blieb ihm der Kreis, in dem ich nun meine reichsten Eindrücke und die unschätzbarste Förderung in aller künstlerischen Bildung empfing, verschlossen.

Seine anima candida war ganz frei von Neid und Eifersucht. Sein Lebenlang hat er mit brüderlicher Wärme zu mir gestanden und mir noch

durch die Widmung seiner zweiten Gedichtsammlung, der „Geschichten und Gestalten" (Hamburg, 1862), bewiesen, daß er der Jugendfreundschaft Treue gehalten.

Im Jahre 1857 erschienen seine „Gedichte", „den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland" gewidmet. Bald nach dem Revolutionsjahr hatte sich der junge Student nach Schleswig-Holstein gewendet, wo er zunächst eine Hauslehrerstelle fand. Als dann der Streit mit Dänemark ausbrach, konnte ihn nichts zurückhalten, sich als Freiwilliger im 2. Jägercorps am Kampf zu betheiligen, und er war glücklich, als er bei Idstadt eine leichte Kopfwunde erhielt. Das „Buch der Erinnerung", das er unter dem Titel „Von einem verlorenen Posten", Herzog Ernst II. gewidmet, im Jahre 1857 herausgab, zeugt auf allen Blättern von dem stürmischen Muth und feurigen Freiheitsdrang, der ihn beseelte.

Er hatte an einer Hamburger Schule eine Stellung gefunden, die seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprach. Als die Stadt Hamburg mit großer Begeisterung 1859 ihr Schillerfest feierte, war Bernhard Endrulat die Seele der gesammten Bewegung. In einem stattlichen Bande hat er darüber berichtet. Was er selbst an poetischen Reden und Prologen dazu beigesteuert hat, entbehrt freilich alles eigenartigen Reizes und bleibt hinter Vielem zurück, was in seinen anderen Gedichten von seiner schwungvollen dichterischen Beredsamkeit Zeugniß gibt. Wie reich und voll strömt diese gleich in dem Prolog zu den „Gedichten", in welchem er seine Hingebung auf Gnade und Ungnade an die Poesie, die bestrickende „Meeresfei", in dithyrambischer Ekstase ausspricht:

Schiffe fahren, Segel schwellen, und sie singt in sel'ger Ruh';
Kluge, nüchterne Gesellen stopfen sich die Ohren zu,
Steuern ängstlich nach der kargen, klanglos-kalten Heimath fort,
Bebend vor den himmlisch-argen Liedern und den Strudeln dort.

Aber ich — mit festem Steuer zu den Klippen streb' ich hin,
Meine Augen füllt ein Feuer, Licht und Wonn' ist all mein Sinn.
Mein verklärtes Antlitz lächelt nach dem lichten Götterbild,
Luft wie Frühlingsodem fächelt Herz und Stirne kühl und mild.

Mahnet nicht, ich soll erwachen aus dem schauersüßen Wahn:
Seht, schon langt der schwanke Nachen bei dem schwarzen Schlunde an,
Und die Zaubrin hör' ich singen, und sie leuchtet rosenroth,
Und mit Singen und mit Klingen stürz' ich in den sel'gen Tod!

Nicht Alles in den beiden lyrischen Bänden ist auf diesen pathetischen Ton gestimmt. In buntem Wechsel, in den mannigfaltigsten Formen ziehen

[1]) Nach dem traurigen Ausgang, den die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1851 nahm, betheiligte er sich noch mehrfach an den Geschicken der Herzogthümer, an denen sein Herz hing, 1864—1866 als Leiter des Preßbureaus des Herzogs Friedrich von Schleswig, 1868 bis Ende 1872 als Redacteur der „Itzehoer Nachrichten". Als er seine Hoffnungen auf eine selbständige Stellung der Herzogthümer im Deutschen Reich scheitern sah, siedelte er nach dem Elsaß über, wo er als Journalist thätig war, und trat 1876 in den preußischen Archivdienst, erst in Düsseldorf, dann in Wetzlar, zuletzt als Vorstand des Staatsarchivs in Posen, wo er am 17. Februar 1886 starb.

die inneren Erlebnisse, Stimmungen und Betrachtungen des Dichters vorüber, Vieles so sinnig im Gedanken, so glücklich im Ausdruck, daß es sich neben dem Besten in Geibel's Gedichten sehen lassen kann. So u. A. die Antwort auf die Frage:

Was ist das Glück?
Nach jahrelangem Ringen,
Nach schwerem Lauf ein kümmerlich Gelingen,
Auf greise Locken ein vergoldend Licht,
Ein spätes Ruhen mit gelähmten Schwingen —?
Das ist es nicht!

Das ist das Glück:
Kein Werben, kein Verdienen!
Im tiefsten Traum, da ist es Dir erschienen,
Und Morgens, wenn Du glühend aufgewacht,
Da steht's an Deinem Bett mit Göttermienen
Und lacht und lacht!

Oder ein nachdenkliches Sprüchlein, wie das folgende:

Hüt Dich vor Wünschen, Menschenkind!
Die guten flattern fort im Wind,
Und keiner ist, der taubenfromm
Zurück mit grünem Oelblatt komm'.
Die schlimmen hascht der Teufel ein
Und stutzt nach seinem Sinn sie fein,
Erfüllt sie Dir zu Leid und Last,
Wenn Du sie längst bereuet hast.

Und doch, so Vieles ich noch anführen könnte, des alten Freundes Talent und adlige Gesinnung zu erweisen, — sein Name ist vergessen. Er findet sich in keinem Conversationslexikon, keine Literaturgeschichte erwähnt ihn, und nur ein oder das andere seiner kleinen Lieder begegnet uns hin und wieder in einer Chrestomathie.

Denn so rüstig er sich im äußern Leben zum Manne entwickelt hat — als Dichter ist er über den Jüngling nicht hinausgekommen. Das allein freilich würde nicht erklären, warum er nicht mitgenannt wird, wo man die besten Namen nennt. Ist doch gerade die Jugendzeit für den echten Lyriker die Zeit der schönsten Blüthe, und mancher früh Dahingeschiedene lebt im ewigen Gedächtniß der Nachwelt. Solchen Auserwählten aber war es gegeben, früh einen eigenen Ton zu finden, die persönlichen Züge ihres Wesens so deutlich auszuprägen, daß keine Zeit sie verwischen kann. Einem Hölty, Theodor Körner, Hölderlin, Shelley ist dies zu Theil geworden. Den Gedichten meines Jugendfreundes fehlte die persönliche Note, die seine Stimme im Geräusch der Welt erkennbar gemacht hätte. Auch in seiner geistigen Entwicklung ist er bei den Anschauungen und Ideen der 48er Tage stehen geblieben. Als er mich im Juli des Jahres 1858 in meiner Ebenhausener Sommerfrische besuchte, fand ich auch in dem gesetzten, etwas feierlich auftretenden Manne die alte Wärme der Empfindung wieder. Doch nachdem wir unsere Jugend-

erinnerungen ausgetauscht hatten, stockte es zwischen uns. Wir fühlten beide, daß wir uns eigentlich nichts mehr zu sagen hatten.

* * *

Nach dieser Abschweifung, die man der Pietät für einen verschollenen alten Freund zu Gute halten wird, kehre ich zu der Zeit zurück, wo mir durch den Eintritt in das Kugler'sche Haus eine eigentliche vita nuova aufging.

Der Hausherr selbst, 1808 in Stettin geboren, stand damals in der Vollkraft seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit und als vortragender Rath im Cultusministerium auf der Höhe seiner Wirksamkeit auf vielen Gebieten künstlerischer Cultur, da sein Chef, der Minister von Ladenberg, ihm das größte Vertrauen in seine Einsicht und Redlichkeit bewies. Neben der Vollendung und immer neuen Bearbeitung seiner bahnbrechenden Werke, der Kunstgeschichte und der Geschichte der Malerei, neben den Actenstößen, die sich auf seinem Pulte häuften, fand aber der so vielfach Begabte noch Zeit zu dichterischen Aufgaben, und dieser unwiderstehliche Nebentrieb seiner Natur war es auch gewesen, was ihn mit dem um sieben Jahre jüngeren Geibel zusammengeführt hatte.

Mit anderen künstlerischen Gefährten, darunter vor Allem der Maler-Dichter Robert Reinick, der Architekt Strack, der Bildhauer Drake, hatte Kugler schöne Lehr- und Wanderjahre genossen und in den verschiedensten Künsten sich versucht. Er zeichnete, radirte, sang, blies das Waldhorn, componirte Lieder im Volkston, die er selbst gedichtet hatte. Eine Frucht dieser romantischen Jünglingszeit war das im Jahre 1830 erschienene „Skizzenbuch", das seine ersten Gedichte enthielt, mit eigenen, zum Theil phantastischen Radirungen illustrirt und mit den Noten seiner eigenen Compositionen begleitet. Sein allbekanntes „An der Saale hellem Strande" erschien hier zum ersten Mal, mit einer Zeichnung der alten Rudelsburg. Ein so vielseitiges Talent lief Gefahr, sich in dilettantischem Selbstgenuß zu verzetteln. Aber der redliche Ernst, der im Grunde seines Charakters lag, bewahrte ihn vor dem Schicksal, aus so vielen fröhlichen Blüthen keine dauernde Frucht zu gewinnen. Er sammelte seine Kräfte zu gründlichen Studien der Kunstgeschichte, einer Wissenschaft, die damals noch in den Windeln lag, und um deren rasches Aufblühen er im Wetteifer mit seinem Freunde Karl Schnaase sich ruhmvoll verdient machen sollte.

Ueber die Ergebnisse seiner Forschung ist die Wissenschaft seitdem vielfach hinausgegangen, Manches berichtigend und nach neueren Quellen ergänzend. Dennoch sind diese Bücher in ihrer ersten Form werthvolle Zeugnisse geblieben, wie sich die Fülle der Erscheinungen in einem ungewöhnlich begabten künstlerischen Geist gespiegelt und einen einfach-kraftvollen Ausdruck gefunden hat.

Als ich ihn kennen lernte, war Kugler mit der Ausarbeitung seiner „Geschichte der Baukunst" beschäftigt. Zur Uebung in seinen geliebten freien Künsten ließ dies große Werk ihm kaum noch Zeit, es sei denn, daß er einzelne architektonische Illustrationen selbst radirte und Abends zum Clavier eines seiner alten Lieder sang oder den stattlichen Band hervorholte, in welchem er

aus dem Schatz der Volkslieder aller Nationen die charakteristischesten gesammelt hatte. Aber die poetische Ader war zu stark in ihm, um sich lange unterbinden zu lassen. Die Tage der Lyrik waren freilich vorüber. Er trug sich dagegen mit einer Fülle von Plänen zu historischen Dramen und Novellen, deren Ausführung durch das ganze nächste Jahrzehnt eifrig betrieben wurde, und über die er mit Freund Emanuel und bald auch mit mir auf weiten Spaziergängen sich auszusprechen liebte.

Sein Haus war damals der Sammelpunkt eines ganzen Schwarmes aufstrebender junger Leute, die sich freudig als seine Schüler bekannten. Der Bedeutendste darunter, Jakob Burckhardt, geboren 1818, konnte schon für einen jungen Meister gelten und stand dem älteren Freunde mit eigenem Urtheil und einer Fülle auf eigene Hand erworbener Kenntnisse zur Seite, so daß Kugler ihm die Bearbeitung der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Malerei" anvertrauen konnte. Noch ahnten wir nicht, zu welch' beherrschender Stellung in der Geschichte der Kunst und Cultur der damals Neunundzwanzigjährige, der mit seiner heiteren Feinheit, seiner poetischen und musikalischen Begabung den häuslichen Kreis belebte, schon im Lauf der nächsten Zeit sich emporschwingen sollte. Auch er war mit Geibel herzlich befreundet, wärmer und dauernder als mit den anderen jungen Hausfreunden, Fritz Eggers, Wilhelm Lübke, Richard Lucä, Theodor Fontane u. A. Adolf Menzel, der damals schon Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen" durch seine herrlichen Illustrationen verewigt hatte, stand diesem Kreise persönlich ferner, bei dessen geselligen Abenden man ihm kaum einmal begegnete.

Was aber die verschiedenen Elemente dieser Schülerschaft anzog und zusammenhielt, fast mehr noch als die unermüdliche, immer mit Rath und That hülfsbereite Güte des Meisters, waren die liebenswürdigen Frauen und Mädchen, die der zwanglosen Geselligkeit des Kugler'schen Hauses einen unwiderstehlichen Reiz verliehen. Vor allen Anderen die Hausfrau selbst, eine Tochter Eduard Hitzig's, der selbst noch, als ein gebrochener alter Mann, im Erdgeschoß seines Hauses an der Friedrichsstraße 242 vegetirte und seinen Lehnstuhl nie verließ, um in die Mansardenwohnung der Tochter hinaufzusteigen. Er freute sich aber ihres Glückes, des wachsenden Ansehens ihres Gatten, der drei lieben Kinder, die sie ihm geboren hatte, und dann und wann wünschte er auch einen der jungen Hausfreunde bei sich eintreten zu sehen. Seine Erinnerungen an die eigenen berühmten Freunde, E. T. A. Hofmann, Zacharias Werner, vor Allem den edlen Chamisso, bildeten dann das Thema des Gesprächs.

In solcher Umgebung war Franz Kugler's Frau aufgewachsen, ein Poetenkind, an dessen Wiege Dichter gestanden hatten. Auch ihr Vater, der alte „Ede", hatte sich der gaya scienza beflei߬igt. Sie selbst aber hatte von dem Kastalischen Quell, der durch ihr väterliches Haus rauschte, nur so viel gekostet, um ihren Sinn für alle Schönheiten der Dichtung zu läutern und den Instinct für das Echte und Große in sich zu befestigen. So bewegte sie sich anspruchslos auch unter der künstlerischen Jugend, auf die der Adel ihrer ernsten Schönheit und die weibliche Milde ihres Wesens einen Zauber ausübten, wie ihn ihr Bräutigam in dem Gedicht

Du bist wie eine stille Sternennacht

und späterhin Geibel bei der Widmung seiner Gedichte geschildert hatte:

Du aber wandelst durch den Garten
In stiller Anmuth lächelnd hin.

Neben ihr, in Vielem ihr voller Gegensatz, stand Kugler's Schwester Luise, äußerlich ohne jede Anmuth, mit lebhaften, derben Bewegungen ihre Reden begleitend, eine echt pommersche Frohnatur, dabei mit einem zarten Sinn für alles Künstlerische begabt, wie sie es denn auch im Blumenmalen und Decoriren von Kunstblättern zu nicht geringer Fertigkeit gebracht hatte. Sie wohnte mit ihrer trefflichen alten Mutter in einem Hause, das dem Hitzig-Kugler'schen gerade gegenüber lag, brachte all ihre Abende in der brüderlichen Familie zu, vergötterte die Kinder, that der Schwägerin alles Liebe und Gute an und nahm an den poetischen Gastgeschenken, die die Hausfreunde lieferten, begierig Theil, Einen nach dem Andern im Profil in ihr Album zeichnend. Alle liebten sie und verkehrten, beim größten Respect vor der Grundliebenswürdigkeit und Tüchtigkeit ihres Naturells, weit zwangloser mit „Tante Ihßy" als mit der Herrin des Hauses.

Außer ihr gingen noch andere anziehende weibliche Gestalten in den großen, niedrigen Mansardenzimmern der Frau Clara aus und ein, zunächst die Töchter ihres Schwagers, des Generals Baeyer, der den ersten Stock des Hauses bewohnte. Seine Gattin, Eugenie, von deren Schönheit Alle, die sie gekannt hatten, nicht genug zu sagen wußten, war schon vor einigen Jahren gestorben. An den verwaisten fünf Kindern vertrat Frau Clara neben einer alten Gouvernante Mutterstelle. Auch diese Mädchenjugend war unter künstlerischen Einflüssen aufgeblüht, die zweite Tochter, Emma, die später mein Freund Otto Ribbeck heimführte, schon über das Backfischalter hinaus, dem Kugler's Töchterchen Margarete in kurzen Röcken und wehenden Haarschleifen als ein übermüthiges Schulkind noch angehörte. Eine schöne, blonde Nichte Kugler's, Clara Wulsten, lebte zu verschiedenen Malen längere Zeit unter ihrem Dache, und an reizenden jungen Freundinnen war kein Mangel.

Hiernach wird man begreifen, daß ein siebzehnjähriger Student, dem der Eintritt in dieses Haus gestattet wurde, sich die Pforten des Paradieses eröffnet zu sehen glaubte. Zudem war es noch die gute alte Zeit des Berliner Lebens, in der die engeren Verhältnisse, die bescheideneren Sitten der Stadt, die noch keinen Anspruch machte, als Weltstadt zu gelten, jenen anspruchsloseren Zuschnitt der Geselligkeit begünstigten, der allein ein wärmeres Zusammenschließen der Menschen möglich macht und heutzutage schon durch die räumliche Weitläufigkeit des Verkehrs fast ganz geschwunden ist. Man durfte noch ungeladen an eine gastliche Thür anklopfen, ohne die Hausfrau in Verlegenheit zu setzen. Wenn der unvorgesehenen Gäste einmal so viele wurden, daß das Wohnzimmer wie ein gefüllter Bienenkorb schwärmte, — für die Bewirthung mit Thee, Butterbrot und kalter Küche reichte der häusliche Herd immer noch aus, da Niemand kam um eines Soupers willen, sondern um unter liebenswürdigen Menschen ein paar Stunden lang plaudernd und scherzend sich's wohl sein zu lassen.

Nun aber wäre nichts irriger, als zu glauben, daß solche Abende sich zu Sitzungen einer kleinen privaten Kunstakademie gestaltet hätten. So wenig der bekannte scharfe kritische Ton, der in gewissen ästhetisch angehauchten Berliner Salons vorherrschte, hier angeschlagen wurde, so wenig war es auf ein beständiges Mittheilen poetischer oder kunsthistorischer Dinge abgesehen. Und dies war nicht zuletzt das Verdienst des Hausherrn, der, ehe er Abends zu den Seinigen kam, den Professor- und Geheimrathsrock in seinem Arbeitszimmer auszog und in ein bequemes Hausvatercostüm schlüpfte. Wenn ihm Fernerstehende eine gewisse Steifheit und ablehnende Kälte nachsagten, berührten sie damit sein eigentliches Wesen so wenig wie die Berichte aus Weimar von Solchen, die in dem großen Dichter nur den Minister gefunden haben wollten. Seine scheinbare Geheimräthlichkeit entsprang nur aus einer Art Zerstreutheit und naiver Unbekümmertheit um den Eindruck, den er auf fremde Menschen machte, aus einer nachlässigen poetischen Träumerei, in der er von seinen sehr energischen Arbeiten ausruhte. So konnte er auch unter uns jungen Leuten lange stumm dasitzen, nur mit seinen freundlichen Mienen unsere übermüthigen Scherze oder ernsten Debatten begleitend. Dann stand er wohl endlich auf, wenn die Frauen „ein Lied für das Gemüth“ von ihm verlangten, und sang ein paar Eichendorff'sche Lieder in seiner eigenen seelenvollen Melodie oder spanische und italienische Volksweisen, zu denen er die Worte gedichtet hatte, und die wir nicht müde wurden immer von Neuem zu hören.

* * *

Jenes erste Jahr aber, das ich in dem traulichen Hause verleben durfte, stand fast ausschließlich unter dem Zeichen Geibel's.

Er war damals besonders productiv und bereitete die Herausgabe seines zweiten Bandes, der „Juniuslieder“, vor, die im folgenden Jahr erschienen. Ich habe diese Juniusliede“ stets für die reifste und reichste dichterische Gabe gehalten, die Geibel seinem Volke beschert hat. Alle Töne, über die seine Leier gebot, sind hier voll und rein angeschlagen: neben der zarten, süßen Naturempfindung und den Liebesliedern, die seinen ersten Band fast ausschließlich erfüllt hatten, erklingen die zornigen und weihevollen Töne, mit denen er Deutschlands politische Kämpfe begleitete, jene Seherworte, in denen er schon damals seinen unerschütterlichen Glauben an die Wiederkehr der alten Kaiserherrlichkeit aussprach, als wir alle noch eine Erhebung und Einigung Deutschlands in dieser Form für einen Traum mittelalterlicher Dichter-Phantasie hielten.

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser.
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.

Wie männlich klar und bei aller streitbaren Wucht doch maßvoll erhebt er seine Stimme für die damals heiß umstrittenen Herzogthümer, wendet sich gegen die „Kleingläubigen“, die in den Stürmen der Zeit den herannahenden

Untergang ahnten, und träumt von glücklicheren Tagen, „wo die Christen Menschen werden“. Mögen manche dieser Lieder in der Form den Einfluß der Freiligrath'schen Lyrik verrathen und die markigen Sonette an Rückert's „geharnischte“ erinnern: der Gehalt in ihnen ist sein eigen, und immer muß es ihm zum Ruhm angerechnet werden, daß er in dem tosenden Hader der Parteien fortfuhr, auf die Stimme seines Genius zu horchen, um sich weder nach rechts noch nach links drängen zu lassen. Durch alle diese eifernden und dräuenden, klagenden und anklagenden Herzensergüsse klingt immer wieder der zuversichtliche Glaube an den endlichen Sieg dessen, was ihm das Höchste war, die Befreiung seines Volkes von allem Druck, aller Schmach, unter denen es gelitten.

Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn Dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut,
Es muß doch Frühling werden!

Neben so bedeutsamen Offenbarungen seines Innern stehen liebenswürdige Gelegenheitsverse, in denen er seine Freunde anredet, allerlei Humoristisches und Gnomen und Sprüche voll Geist und Gemüth, zum Schluß die schöne kleine epische Dichtung „König Sigurd's Brautfahrt“, im musterhaftesten Stil des alten Nibelungenepos. Alles in Allem ein so gehaltvoller, reicher und farbenfrischer Gedichtband, wie die achtundvierziger Zeit nichts Ebenbürtiges ihm an die Seite zu stellen hatte.

Gleichwohl hatten die „Juniuslieder“ nicht den Erfolg wie der erste Band der Gedichte. Zum Theil lag die Schuld wohl an dem Titel, der erst durch das Sprüchlein, das als Motto vorangesetzt war, erklärt wurde. Weiß man doch, daß die große Menge gern sicher geht und ein einmal accreditirtes Buch lieber verlangt als ein neues, das ihm unter einer problematischen Etikette angeboten wird. Diejenigen aber, deren Amt es gewesen wäre, das Publicum darüber aufzuklären, daß der Dichter hier seine gepriesenen Erstlinge überboten habe, die Wortführer in der Presse hatten Anderes zu thun. Es galt, leidenschaftlicheren Vorkämpfern der „Freiheit“ zuzujubeln, Solchen, die auf der Zinne der Partei standen. Emanuel Geibel, der zum Maßhalten ermahnte, konnte man den Backfischen überlassen, deren Dichter zu sein er in heiterer Selbstironie gelegentlich einmal geäußert hatte. Es ist oft genug verhängnißvoll, eine nur in halbem Ernst gemeinte unterschätzende Selbstkritik offen auszusprechen, die dann gedankenlose oder übelwollende Kunstrichter begierig sich aneignen und für das Zeugniß tiefer Selbsterkenntniß ausgeben.

Im Sommer 1847 aber, wo die Gewitter, die sich im Revolutionsjahr über Frankreich und Deutschland entluden, nur erst von fern durch die gährende politische Schwüle sich ankündigten, hatte man noch für alles Poetische eine dankbare Empfänglichkeit. Es waren schöne Abende, wenn Geibel, der fast täglich im Kugler'schen Hause sich einfand, das schmale, abgegriffene Taschenbuch hervorzog und das neueste Gedicht las, das ihm der Tag beschert hatte. Wir saßen in dem großen Wohnzimmer mit den

drei tiefen Fensternischen um den runden Tisch, die Frauen mit einer Handarbeit beschäftigt, Luise Kugler ihr Zeichenbuch vor sich, in das sie irgend einen der Anwesenden abconterfeite. Die Kinder hatten ihr Spielzeug weggeworfen und sich hochaufhorchend in die dunklen Ecken gekauert, um nicht zu früh zu Bett geschickt zu werden. Alle, und nicht zuletzt die jungen Hausfreunde, hingen an den Lippen des Dichters, der, die Brauen zusammengezogen, heftig den Knebelbart zausend, mit seiner tiefen, eintönigen Stimme den „Morgenländischen Mythus" las —

> Welch ein Schwirren in den hohen Lüften
> Nächtlich überm Kaschmirsee! — Von Flügeln
> Rauscht's, als kämpften droben Schwan und Rabe
> Flatternd hin und her, und wundersame
> Stimmen gehn dazwischen, scheltend, flehend;
> Weithin trägt den Schall der Wind im Mondlicht. — —

Auf eine solche Vorlesung erfolgte nicht immer ein einmüthiger Beifall. Zuweilen wagte sich auch eine kritische Stimme hervor, zumal wenn es ein dramatisches Fragment betraf, und auch wir Jüngeren faßten uns wohl ein Herz, mit einem Bedenken nicht zurückzuhalten. In der Regel nahm Geibel dergleichen Einreden mit guter Laune auf. Aber schon damals machte ihm das innere Leiden zu schaffen, das ihm durch sein ganzes Leben den freien Genuß des Daseins verkümmerte. Sein reizbares Temperament konnte dann heftig auflodern, und von den Lippen, denen eben noch die sanftesten lyrischen Töne entströmt waren, brachen dann Ausdrücke von so hanebüchener Art, wie sie eher einem hanseatischen Bootsmann als dem hochgestimmten Seher und Sänger geziemten. Besonders mit Luise, die ihm in ihrer pommerschen Naturfrische bei all ihrer tiefen Bewunderung und warmen Freundschaft an derber Geradheit nichts nachgab, kam es hin und wieder zu einem leidenschaftlichen Disput, den er gelegentlich mit dem gut lübeckischen „Back di wat, Sela!" abschnitt, in hellem Zorn das Zimmer verlassend.

Er kam dann bald wieder sacht zu derselben Thür herein, die er so dröhnend zugeschlagen hatte, beugte vor der Gekränkten, ritterlich Abbitte leistend, ein Knie oder zog sich mit einem Scherz aus der Affaire. Einmal u. A. mit einem lustigen Ghasel, dessen Reimzeilen das schnöde Wort wiederholten, und von dem mir nur die erste

> Holde Künstlerin Luise, back di wat!

im Gedächtniß geblieben ist.

Es war unmöglich, ihm länger zu grollen. In dem großen Zuschnitt seiner Natur verschwanden diese kleinen Menschlichkeiten, und je näher ich ihm kam, desto fester verband mich mit ihm das Gefühl einer dankbaren, brüderlichen Liebe und Treue. Auch seine dichterische Begabung imponirte mir je länger je mehr. Immer noch blieb ich mir bewußt, daß unsere Naturen zu verschieden waren, als daß ich einen tieferen Einfluß auf mein poetisches Trachten und Treiben von ihm hätte empfangen können. Und wenn

> ein Jeglicher sich einen Helden wählt,
> Dem er die Wege zum Olymp hinauf
> Sich nacharbeitet —

so war sein Weg nicht der meine. Aber in vollem Maße mußte ich den Adel seines Gemüths, das von aller Phrase weit abliegende Pathos seiner Gesinnung und den Ernst seiner künstlerischen Selbstzucht anerkennen, dabei immer wieder die souveräne Herrschaft über alle Kunstmittel bewundern. Was er dichtete, reifte stets zu einem geschlossenen, in sich vollendeten Gebilde heran, dem es freilich vielfach an jener reizenden Unmittelbarkeit, den charakteristischen Zügen naiver persönlicher Eigenart fehlte, wie sie an den größten oder doch von mir geliebtesten Dichtern mir entgegentraten. Aber wenn sein Bestreben, Alles auf den höchsten Ausdruck zu bringen, im Starken wie im Zarten jene scheinbar nachlässigen Naturlaute ausschloß, die ein lyrisches Gedicht als eine Offenbarung der Seele in unbewachten Augenblicken erscheinen lassen, so bewahrte doch der warme Pulsschlag seines Bluts sein Dichten vor der Erstarrung zu kühler akademischer Formschönheit. Je älter er wurde, desto deutlicher trat der priesterliche Zug seines Naturells hervor. Er fühlte sich mehr und mehr als der geweihte Mund, aus dem in ihren feierlichsten Stunde die Seele seines Volkes sprach, und in den „Heroldsrufen“, die er in der glorreichsten Zeit der deutschen Kämpfe und Siege herausgab, sind Töne angeschlagen, wie sie vor ihm nur Klopstock, freilich oft schwülstig und gesucht, seiner Bardenharfe entlockt hatte.

Nicht zum mindesten erschien mir auch die strenge Selbstkritik verehrungswürdig, der er seine Dichtungen unterwarf, ehe er sie veröffentlichte. Seine „Sämmtlichen Werke“ umfassen nur acht Bände. Und doch, bei der Leichtigkeit, mit der er in Versen improvisirte, hätte er ihre Zahl unschwer auf das Doppelte bringen können. Sein feines künstlerisches Gewissen bewahrte ihn davor, dies Phantasiren auf einem immer bereiten, wohlgestimmten Instrument für etwas Höheres zu halten als ein geselliges Talent. Wie manchen Abend aber hat er uns damit ergötzt!

Die Kinder wurden längst zu Bett gebracht,
Zu scheiden mahnt' auch uns die Mitternacht.
Doch zwischen Thür und Angel, schon im Gehn,
Blieb er in plötzlicher Erregung stehn
Und wand uns aus dem Stegreif eine Kette
Melodischer Octaven und Sonette,
Elegisch bald, bald humoristisch endend,
Aus seinem Füllhorn unerschöpflich spendend,
Daß der sonoren Verse Klang hinaus
Sich dröhnend schwang und unten vor dem Haus
Ein später Wandler stehen blieb und lauschte,
Was für ein Spuk da oben raunt' und rauschte.

Diese Gabe ist ihm allezeit treu geblieben. Noch in der späteren Münchener Zeit, als sein körperliches Leiden ihn oft schwer verdüsterte, konnte er bei einer Flasche edlen Weins, wenn die Freunde ihn aufforderten, sich in die alte Stegreiflaune zurückfinden. Es gab dann zuweilen ein lustiges Wettsingen, zumal zwischen ihm und Dingelstedt, der nicht in lyrischem Pathos, sondern mit scharfgeschliffenen, witzigen Vierzeilen Geibel heraus-

forderte, ihn aber so schlagfertig fand, daß er zuletzt den Meister in ihm erkennen mußte.

* * *

Hier nun habe ich noch eines anderen literarischen Kreises zu gedenken, von dem ich vielfache Förderung genoß, der literarischen Gesellschaft, die unter dem Namen des „Tunnels über der Spree" sich allsonntäglich ein paar Nachmittagsstunden in einem Café hinter der katholischen Kirche versammelte, eigene dichterische Arbeiten sich vorzulesen und darüber ernsthaft zu Gericht zu sitzen.

Theodor Fontane hat in seinen liebenswürdig hingeplauderten Lebenserinnerungen auch dem Tunnel ein anziehendes Capitel gewidmet (s. Deutsche Rundschau 1896). Ich kann mich daher an dieser Stelle einer ausführlicheren Schilderung dieser „Kleindichterbewahranstalt", wie Geibel mit sehr ungerechtem Hohn den Tunnel nannte, enthalten und will Fontane's Darstellung gegenüber nur bemerken, daß ich von der Spannung und Spaltung der Mitglieder in zwei Gruppen, die er ausführlich bespricht, nie das Geringste wahrgenommen habe. Im Uebrigen, so mancherlei Seltsames, Pedantisches und Unpoetisches auch mit unterlief — Jeder, der es mit seiner künstlerischen Entwicklung ernst nahm, mußte den wohlthätigen Einfluß dieser Genossenschaft dankbar anerkennen.

In einem Kreise von zwanzig bis dreißig poesiebeflissenen Männern, die den verschiedensten Berufen angehörten, waren die wirklichen Talente natürlich in der Minderheit. Wenn es zur Abstimmung über vorgelesene Dichtungen kam, gab die Mehrheit der Dilettanten, unter denen es an biederen Philistern nicht fehlte, gewöhnlich den Ausschlag. Aber auch den Talentvollsten konnte daran liegen, das Urtheil des gröberen „gesunden Menschenverstandes" zu erfahren, das er ja von dem großen Publicum zu erwarten hatte, und eine unschätzbare Abhärtung gegen thörichtes Lob und verständnißlosen Tadel kam dem Neuling zu Gute, als der ich selbst, trotz meiner Jugend, durch Kugler eingeführt und freundlich aufgenommen wurde. Man weiß, daß Niemand unter seinem bürgerlichen Namen Mitglied war, sondern einen Tunnelnamen erhielt, der den Vortheil gewährte, daß jede Rücksicht auf Rang und Stand ferngehalten wurde. Man scheute sich nicht, da eine unbedingte Offenherzigkeit herrschte, einem Anakreon, Cook oder Lessing ins Gesicht zu sagen, was man dem Geheimrath A. oder dem Oberst N. N. gegenüber doch wohl für höchst unhöflich gehalten hätte. So war es Allen stets um die Sache zu thun. Und da bei der Umfrage nach einer Vorlesung Jeder sein Urtheil abgeben und begründen mußte, hatte diese pedantische Einrichtung zugleich den Vortheil, auch die Schüchternen in freier, zusammenhängender Aussprache über ästhetische Themata zu üben.

Man hatte mir, da ich ein sehr sentimentales, todesahnungerfülltes Gedicht vorgelesen hatte, den Namen Hölty gegeben. Ich zeigte bald ein anderes Gesicht mit minder elegischen Zügen und muß mich sogar anklagen, daß ich oft die Bescheidenheit vergaß, die meiner Jugend geziemt hätte,

und dilettantischen alten Herren, von deren talentlosen Versen man billig nicht viel Redens hätte machen sollen, rücksichtslos zu Leibe ging. Man verzieh mir aber dergleichen Unarten, da man meine raschen Fortschritte sah und sie zum Theil der erzieherischen Kraft des Tunnels zum Verdienst anrechnete. Und da ich die „Späne" Fontane's, Lepel's, Scherenberg's und anderer wahrhaft Begabter mit großer Wärme anerkannte, gewann ich gerade unter den Besten Freunde, denen ich durch mein ganzes Leben verbunden blieb. Hier im Tunnel las ich meine erste Novelle, „Marion", und die Erzählung in Versen „Die Brüder", die bei der ausgeschriebenen Doppelconcurrenz für die beste Erzählung in Prosa und Versen beide den Preis erhielten. Ich verhehlte mir nicht, daß hier, wie bei dem Eindruck alles Künstlerischen auf jedes Publicum, der Werth und Reiz des Stoffes den Ausschlag bei der Beurtheilung gegeben hatte. Doch war ich sehr glücklich und von da an, da ich mir nun die Ziele immer höher steckte, vor jeder Ueberhebung bewahrt.

Geibel hatte sich, wie schon angedeutet, dem Tunnel beharrlich fern gehalten. Er war nicht der Mann dazu, sich vor einem größeren Kreise Censuren über sein poetisches Wohlverhalten gefallen zu lassen, zumal von einer Corona, die so bedenklich aus Laien und Kennern gemischt war. Auch sollten wir ihn bald verlieren. Ende Februar 1848 hatte Curtius, der Hofmeister des Prinzen Friedrich Wilhelm, ihn auf Befehl des Prinzen von Preußen eingeladen, der zweiten Vorstellung seines „Meister Andrea" beizuwohnen, die diesmal vor dem Könige stattfand. Er erlebte darauf noch den Ausbruch der März-Revolution mit uns und zog sich bald darauf nach Lübeck zurück, wo er während der Winter 1849/51 an seinen dramatischen Entwürfen weiterarbeitete.

Mit welcher Stimmung er der Bewegung, die vom 18. März ausging, gegenüberstand, sagten uns seine Briefe. Schon seiner maßvollen, tief religiösen Natur war das wüste Treiben, das nicht auf eine ruhige Entwicklung, sondern auf einen jähen Umsturz zielte, ein Greuel. Zudem fühlte er sich dem Könige für die freiwillig gewährte Pension zu Dank verpflichtet und hatte im Hause seines hohen Bruders so viel Freundliches und Huldvolles genossen, daß ihn die Ereignisse aufs Persönlichste mittreffen mußten, die den verehrten Prinzen nach England trieben, und der Gedanke ihn im Innersten empörte, daß an der Wand des Palais, in welchem noch vor Kurzem sein „Meister Andrea" aufgeführt worden war, nun mit großen Buchstaben das freche Wort „Nationaleigenthum" geschrieben stand.

Wir Jüngeren, politisch völlig Unreifen hatten keinen Schutz gegen das hitzige Freiheitsfieber, das damals auch besonnenere Köpfe ergriff. Die Abenteuerlust der Jugend kam hinzu. Es war so aufregend schön, mit Flinte und Schleppsäbel, eine Feder am grauen Schlapphut, im Studentencorps mitzumarschiren, Nachts Schildwacht zu stehen auf der Rampe vor dem „Nationaleigenthum" oder im Schweizersaal des Schlosses die Nächte zu durchwachen und mit den Freunden Roquette und Fritz Eggers Verse auf Endreime zu machen, um den Schlaf abzuwehren. Auch blieb es nicht bei diesen Reimscherzen, die mit der großen Sache nichts gemein hatten. Wir konnten der Versuchung nicht

widerstehen, in die stürmischen Klänge der Zeit auch unser Wort mit hineinzuwerfen, und ließen ein Heftchen im Verlag der Gubitz'schen Buchhandlung erscheinen unter dem Titel „Funfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen", natürlich „den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland gewidmet". Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, hat nur der alte Arndt ein freundliches Wort zum Dank an uns gewendet.

Wiederholt hatte mich Geibel davor gewarnt, zu früh mit meinem Dichten hinauszutreten, sondern zu warten, bis ich „einen Schlag damit thun könnte". Zu einem Schlage nun kam es auch diesmal nicht, nur zu einem Schlag ins Wasser. Denn diese wohlgemeinten patriotischen Herzensergüsse, deren steter Kehrreim die schwarz-roth-goldene Fahne flattern ließ, gingen spurlos vorbei.

Wie ich jetzt das graue Heftchen wieder aufschlage, steigt meine Jugend daraus empor. Vier Gedichte von Bernhard Endrulat, zwei von Louis Karl Aegidi, der sich zu einem wirklichen Politiker auswachsen sollte, zwei mit N. N. bezeichnete, — verbarg sich unter dieser Maske ein gewisser Geheimrath? Ich bin nicht im Stande, es zu entscheiden, die Züge sind allzu sehr verwischt. Die noch übrigen sieben kommen auf mein eigenes Conto. Ich finde, wenn ich sie noch so redlich prüfe, daß sie nicht besser oder schlechter sind als die meisten, die damals durch die Zeitungen gingen. Eines, das letzte von ihnen, möge hier seinen Platz finden, um den Ton zu bezeichnen, auf den unsere Gemüther damals gestimmt waren.

Einen Mann!

Mel.: Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc.

O du Deutschland, edle Fraue,
Welch ein' schlimme Wittwentrauer
Ist ergangen über dich,
Seit dein weiland Mann und Kaiser
Stieg hinab in den Kyffhäuser,
Barbarossa Friederich!

Freier kamen g'nug gelaufen,
Kamen gar zu hellen Haufen,
Sechsunddreißig an der Zahl.
Warum thatst du Alle nehmen?
Edle Frau, du mußt dich schämen:
Sechsunddreißig auf einmal!

Ei, du hast es bald gespüret,
Wie die Herrn dich angeführet
Und ins Fäustchen sich gelacht.
Sechsmal sechs macht sechsunddreißig;
Rührtest du dich noch so fleißig,
Hast es doch zu nichts gebracht.

Deinen Söhnen auch vor Allen
Wollte nimmermehr gefallen
Solch verzwicktes Regiment.
Und sie schrieen Weh und Zeter,
Aber ach, die Herren Väter
Machten bald dem Schrei'n ein End'.

Endlich nahm's den Herrgott Wunder,
Da man Anno Achtzehnhundert-
Achtundvierzig schrieb im März,
Machte nicht viel Federlesen
Mit dem ganzen tollen Wesen,
Daß uns leichter ward ums Herz.

Jetzo mag vor allen Dingen
Eines noch nach Wunsch gelingen,
So man nicht erkämpfen kann:
Unser Herrgott sei so gnädig,
Daß Frau Deutschland nicht bleib' ledig,
Send' er einen mächt'gen Mann.

Nicht den alten morschen Kaiser,
Der verzaubert im Kyffhäuser
Ganz verträumet sitzen soll;
Nein, ein frisches, junges Leben,
Allem Deutschen heiß ergeben,
Aller Kraft und Treue voll.

O du Deutschland, edle Fraue,
Fröhlich im Gemüth vertraue:
Neue Hochzeit hebt dir an,
Wenn der Freier wird erscheinen,
Den wir grüßen wie noch Keinen:
Nun Gottlob, das ist ein Mann!

Der junge Sänger und Seher ahnte nicht, wie spät erst, dann aber wie glorreich sein Wunsch sich erfüllen sollte.

* * *

Die Ordnung in Berlin war wieder hergestellt, die Einwohner zu der „ersten Bürgerpflicht" zurückgekehrt. Das politische Fieber, das Jung und Alt ergriffen hatte, zitterte nur noch in dem leidenschaftlichen Interesse nach, mit dem man die Debatten in der Paulskirche verfolgte.

Auch die Musen, die ja unter den Waffen nicht ganz verstummt waren, bequemten sich wieder, friedlichere Weisen anzustimmen. Im Tunnel fuhr man fort, die Seenovellen des dicken Smidt anzuhören, Fontane's und Lepel's Balladen mit „sehr gut" auszuzeichnen und sich in den poetischen Wettkämpfen zu erhitzen. Ich selbst schwänzte immer regelmäßiger meine Collegien und war ein desto häufigerer Gast im Kugler'schen Hause, das mir ein zweites Elternhaus geworden war.

So verging das Jahr 1848. Im Frühjahr 1849 bezog ich die Universität Bonn. Hier sollte mein poetisches Streben eine tiefe Wandlung erfahren durch die Freundschaft, die mich bald mit Jacob Bernays verband, einem der schärfsten und tiefsten Denker, die jemals sich der Aufgabe der Philologie, Erkanntes zu erkennen (Böckh's Definition), unterzogen hatten. Er war damals schon Docent an der Bonner Universität. Doch seine Vorlesungen waren es nicht, denen ich jene Umwälzung meiner Sinnesart verdankte, sondern der persönliche Verkehr, in dem ich die Allgegenwart seines Wissens und die

Schärfe seines Urtheils nicht nur im Gebiete der classischen Philosophie und Historie, sondern auch in den modernen Literaturen bewundern lernte. Nur Eines fehlte ihm, was überhaupt dem jüdischen Stamme nur selten eigen zu sein pflegt: das Organ für das eigentlich Künstlerische. (Als ich ihn einmal aufforderte, ein Bild anzusehen, das irgendwo ausgestellt war, versetzte er achselzuckend: „Wozu soll ich das? Ich war ja im Louvre.") So konnte mir sein Urtheil über das Häuflein Dichtungen, das ich nach Bonn mitgebracht hatte, in Rücksicht auf die — innere und äußere — Form nicht maßgebend sein. Doch fühlte ich, daß er Recht hatte, wenn er darauf drang, daß ich mich von der spielenden Uebung meines Talents abkehrte und damit Ernst machte, in die Tiefen meiner Natur hinabzusteigen. Jetzt zuerst fing ich an, den beiden Großen, die ich freilich stets verehrt hatte, Shakespeare und Goethe, ein eigentliches Studium zu widmen und mich von Spinoza's stillem, starkem Licht durchleuchten zu lassen. So vollzog sich in mir eine heilsame Katharsis, nicht ohne Schmerzen. Meine eigenen bisherigen Leistungen erschienen mir unbedeutend, die Dramen meines theuren Kugler konnte ich nicht mehr für voll ansehen, und Geibel's Lyrik bestand nur in wenigen Stücken vor meiner schonungslos geschärften Kritik. Damals erschienen die Märchen, die ich für die Kugler'schen Kinder gedichtet hatte, vielfach auf den Spuren Clemens Brentano's wandelnd und mit Berliner Mutterwitz allzu reichlich gewürzt. Ich hatte in die Herausgabe gewilligt, um durch das Honorar meinem Vater die Sorge für meinen Unterhalt auf der Universität in etwas zu erleichtern. Im Herzen schämte ich mich, in der sturmbewegten Zeit, an der ich den lebhaftesten Antheil nahm, mit so unreifer leichter Waare hervorzutreten, und beschwor die Meinigen in jedem Brief, die Maske des „fahrenden Schülers" nicht zu lüften.

Aus der Gährung aber, in der mein dichterisches Gemüth sich befand, rang sich dann ein Trauerspiel „Francesca von Rimini" hervor, ganz im Banne der Shakespeare'schen Kunst befangen, doch bei aller jugendlichen Unreife wenigstens von einem starken Leidenschaftshauch durchweht und mit einer so ernst gemeinten Rücksichtslosigkeit zu Ende geführt, daß, der es geschrieben, darin eine feierliche Absage gegen die ästhetische Kleinmeisterei des Tunnels und seine eigene „Jungbrunnen-"Poesie geleistet zu haben schien.

Noch einen anderen befreienden Dienst hatte ich dem Bonner Freunde zu danken. Angesichts der ungeheuren Weite seines philologischen Horizonts und der tief eindringenden Spürkraft, mit der er den feinsten historischen und philosophischen Problemen nachging, erschien es mir so vermessen als hoffnungslos, auch meinerseits mich weiter zum classischen Philologen auszubilden. Dagegen war die romanische Philologie noch eine junge Wissenschaft, gleichsam eben erst aus dem Haupte eines einzigen Mannes geboren, des hochverdienten Friedrich Diez, der trotz seiner grundlegenden Werke über Leben und Dichtung der Troubadours, der romanischen Grammatik und des Wörterbuchs nur wenige Schüler hatte. Zu diesen gesellte ich mich nun, leider nur den einen Winter, in welchem er Dante las. Auf eigene Hand hatte ich mich in das uferlose Meer des spanischen Theaters gestürzt, auch angefangen, spanische

Lieder und Seguidillas zu übersetzen. Wenn ich nicht hoffen konnte, auch in dieser Wissenschaft jemals es zur Meisterschaft zu bringen, so war hier doch noch so viel auch für eine geringere Kraft zu thun, daß ein redlicher Arbeiter sich auch als Handlanger und Geselle verdient machen konnte.

Als ich dann Ostern 1850 nach Berlin zurückkehrte, empfand ich es zunächst schmerzlich, daß ich in die altvertrauten Kreise als halb entfremdet wieder eintrat. Aus meinen verwandelten ästhetischen Gesinnungen, die mit den bisher gläubig anerkannten vielfach im Widerspruch standen, hatte ich den Freunden gegenüber kein Hehl gemacht. Ich konnte nicht vermeiden, denen weh zu thun, die sich meiner dichterischen Bildung so liebevoll angenommen hatten. Aber die anfängliche Verstimmung wurde bald gelöst. Das Stück, das ich drucken ließ, wenn auch Manches darin den lieben Frauen unheimlich war, wurde doch auch von ihnen als ein neuer Schritt auf meiner Bahn begrüßt, und Kugler sowohl als Geibel, den ich wieder in Berlin antraf, wie auch mein lieber, gütiger Vater waren der Meinung, mit dieser Arbeit, wenn sie auch noch nicht für ein Meisterstück gelten konnte, hätte ich meine Lehrjahre ehrenvoll beschlossen.

Minder freundlich urtheilten die Biedermänner im Tunnel, denen schon früher Manches in meinen Versen nicht sittsam genug gewesen war. Und vollends die sogenannte gute Gesellschaft ließ es mich erfahren, daß sie es nicht verzeihen kann, wenn ein junger Poet es vorzieht, statt auf ihre landläufigen moralischen Vorschriften, auf sein eigenes Gewissen zu horchen. Die Mütter schüttelten in den Kaffeekränzchen ihre tugendhaften Häupter und beklagten meine Mutter um den verlorenen Sohn, der ohne Zeichen der Reue aus dem rheinischen Venusberge heimgekehrt sei. Auch würdige Männer, die im Stillen auf meiner Seite waren, hielten es für Pflicht, ihre sittliche Entrüstung auszusprechen. Der alte Tieck aber schickte dem unvorsichtigen Verleger durch seinen literarischen Famulus Köpke die Warnung, mit einem so zucht- und talentlosen jungen Manne sich fernerhin ja nicht einzulassen.

Ich hatte freilich versäumt, dem alten Herrn, dem ich nur eine historische Bedeutung zuerkannte, unterwürfig, wie er es verlangte, zu huldigen und Heeresfolge zu geloben.

* * *

Mich kümmerten all diese Dinge nicht, da ich mir in aller Bescheidenheit bewußt war, nur das Meinige gethan zu haben.

Das alte, trauliche Verhältniß zu den Freunden, auch im Tunnel, war bald wieder hergestellt. Ich war klug genug, meine neuen Anschauungen für mich zu behalten und ruhig auf meinem Wege fortzugehen. Nun galt es auch, die wissenschaftlichen Studien nachdrücklicher zu betreiben. Ich studirte die Provenzalen privatissime bei Mahn, dem Einzigen, der in Berlin in ihrer Sprache und Literatur zu Hause war. Daneben hörte ich über spanisches Theater bei V. A. Huber, dessen geistvolle Vorträge mich mehr anregten als die fleißige, aber ziemlich kritiklose Geschichte des spanischen Theaters von Adolf Friedrich von Schack. Mit Geibel gemeinsam gab ich dann im Jahre

1852 ein „Spanisches Liederbuch“ heraus, geschmückt mit einer reizend übermüthigen Umschlagvignette von der Hand meines theuren Adolf Menzel, mit dem ich auch außer den Tunnelsitzungen gute Freundschaft hielt. Meine Hauptangelegenheit aber in diesem fünften Universitätsjahr war die Vorbereitung zur Promotion und die Abfassung einer Dissertation über den Refrain in der Poesie der Troubadours.

Es war im Mai 1852, daß ich mich zu dem hochnothpeinlichen Verhör über meine sehr junge und unsichere Gelehrsamkeit in dem Saale der Universität einfand, wo die hohe philosophische Facultät ihren Spruch thun sollte. Sie war ziemlich zahlreich versammelt. Die Collegen meines Vaters glaubten es ihm schuldig zu sein, ihr Interesse an seinem Sohn dadurch zu bezeugen, daß sie ihn scharf ins Gebet nahmen. Und so erwies mir der alte Böckh die Ehre, sich über eine Stelle in Aristoteles' Poetik lateinisch mit mir zu unterhalten. Trendelenburg griff eine von mir aufgestellte These über Spinoza auf. Ranke ließ sich unter Anderem die Reihe der gothischen Könige, die in Spanien geherrscht, von mir hersagen — zum Glück hatte ich sie mir zufällig eingeprägt bis auf einen einzigen, den Ranke selbst dann hinzufügte — der greise von der Hagen legte mir seine Ausgabe des Nibelungenliedes vor und ließ mich ein paar Strophen übersetzen. Lachmann, den ich am meisten gefürchtet hatte, war nicht erschienen.

Auf all' diesen Gebieten, wo ich mich keiner tieferen Studien rühmen konnte, zog ich mich leidlich aus dem Handel. In meinem eigensten Fach ging es mir nicht so gut. Der alte Immanuel Bekker, der neben der classischen Philologie auch die romanische an der Berliner Universität vertrat, hatte meine Abhandlung sehr günstig censirt. Bei dem Besuch, den ich ihm machte, ihn zum Examen einzuladen, hatte ich ihm anvertraut, daß ich in den zwei Studienjahren, nachdem ich umgesattelt, mich außer den Provenzalen hauptsächlich mit Spaniern und Altfranzosen beschäftigt hatte. Hier wußte ich wirklich ein wenig Bescheid und konnte meinen Mann stehen. Gleichwohl beliebte es ihm, mich ausschließlich in romanischer Grammatik zu examiniren, die ich nur so weit studirt hatte, als zum Verständniß der Werke nothwendig war.

Noch jetzt, wenn manchmal in Angstträumen jene Stunde in meiner Erinnerung auflebt, wenn ich die scharfen, trockenen Augen des kleinen Mannes auf mich gerichtet sehe und gewisse Fragen wieder höre, auf die ich verstummte oder eine verkehrte Antwort gab, fühle ich beim Erwachen, daß mir Mörike's „examinalischer Schweiß“ auf die Stirne getreten ist.

Ich erfuhr nachher, selbst seine Collegen hatten dem unerbittlichen Peiniger vorgeworfen, daß er mir keine Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was ich wirklich gelernt hatte. Da aber seine Stimme den Ausschlag gab, wurde mir mitgetheilt, daß ich nur multa, nicht summa cum laude bestanden hatte.

Ich nahm mir das nicht sonderlich zu Herzen, da ich keinen Gelehrtenehrgeiz hatte und vor Allem glücklich war, von dem langen Druck der letzten Monate aufathmen zu können.

Im Stillen war ich seit Jahr und Tag mit Kugler's Tochter, der ich das Märchen vom Glückspilzchen und dem langen Poeten erzählt hatte, heimlich verlobt. Dies öffentliche Geheimniß durfte nun ans Tageslicht kommen. Ein schöner Brautsommer folgte, den ich mit der Familie meiner künftigen Schwiegereltern in dem Schönhauser Landhause Bernhard von Lepel's verlebte.

Im Herbst mußte geschieden sein.

Vom Königl. preußischen Cultus- und Unterrichtsministerium war mir auf meine Eingabe, daß ich vorhätte, auf italienischen Bibliotheken nach Handschriften der Troubadours und Altfranzosen zu suchen, ein Reisestipendium von fünfhundert Thalern bewilligt worden. So brach ich in Gesellschaft meiner Eltern Ende September auf, zunächst nach Montreux, wo dann mein sehr geliebter Freund Otto Ribbeck, schon damals als der bedeutendste Schüler Ritschl's anerkannt, zur Weiterreise nach Italien mich abholte.

* * *

Von diesem fröhlichen Wanderjahr und der Fülle von unvergeßlichen Eindrücken und Anregungen der verschiedensten Art, die ich ihm verdankte, wäre manches nicht Uninteressante zu berichten. Da indessen die vorliegenden Blätter vornehmlich meinen Berliner Erinnerungen und dem Freunde Geibel gewidmet sind, mit dem ich von Rom und Florenz aus kaum einmal einen Brief wechselte, ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen.

Auch in Berlin traf ich ihn nicht an, wohin ich im Herbst 1853 zurückkehrte. Er war im Frühjahr 1852 von König Max nach München berufen worden, wohin er mit seiner jungen Frau übergesiedelt war. Daß er in den neuen Verhältnissen des alten jungen Freundes nicht vergessen hatte, davon sollte ich bald den erfreulichsten Beweis erhalten.

Nach der Rückkehr aus meinem gelobten Lande hatte ich wohl oder übel mich dazu bequemen müssen, mit der romanischen Philosophie Ernst zu machen. Ich war ihr freilich auch in Italien nicht ganz untreu geworden. In den Bibliotheken von Rom, Florenz, Modena und Venedig hatte ich fleißig nach Manuscripten geforscht und manches noch Ungedruckte gefunden und abgeschrieben, was bezeugen konnte, daß ich der Gunst des Königl. preußischen Ministeriums nicht ganz unwürdig gewesen war. Und wenn auch, so oft ich „ein würdig Pergamen entrollte", nicht gerade „ein ganzer Himmel zu mir niederstieg", war doch der von meinen Vätern ererbte philologische Tropfen in meinem Blut stark genug, um mich ein kleines Triumphgefühl empfinden zu lassen, wenn ich eine halberloschene Stelle entziffert oder durch eine glückliche Conjectur eine anscheinend unheilbar verdunkelte Zeile gelichtet hatte.

Zugleich aber war mir die Weite und Schwierigkeit des ganzen, noch halb unentdeckten Gebiets gerade durch meine italienischen Erfahrungen klar geworden. Freilich war ich auch als Poet nicht müßig gewesen. Was ich aber an novellistischen, lyrischen und dramatischen Reisefrüchten neben meinen romanischen Fundstücken nach Hause mitbrachte, war nicht der Art, mich der Sorge um das tägliche Brot zu überheben: kein Roman, der viele Auflagen, kein Drama, das reiche Tantièmen versprach.

Zudem, auch wenn ich für mich allein verwegen genug gewesen wäre, mich auf gut Glück als „Schriftsteller“ zu etabliren, ich hatte eine Braut, der ich es so wenig wie ihren Eltern zumuthen konnte, sich auf ein so leichtsinniges Abenteuer einzulassen.

Es galt also, der geliebten Muse zunächst wieder zu entsagen und zu dem Brotstudium zurückzukehren, das freilich, auch wenn ich bald zur Habilitation gelangte, erst in vier, fünf Jahren es mir möglich machen konnte, meine Liebste heimzuführen.

Ich ging also seufzend daran, meine handschriftliche Ausbeute zu verwerthen, zunächst anknüpfend an ein längeres unedirtes Gedicht, „Apologia mulierum“, das ich in Rom in der Barberiniana gefunden hatte, in einer Abhandlung über die moralisirende Poesie der Altfranzosen. Mitten in den Vorarbeiten kam mir im März 1854 ein Brief aus München zu, in dem mich Dönniges im Auftrag des Königs Max einlud, nach München überzusiedeln und dort mit einem Jahrgehalt von tausend Gulden zu leben ohne weitere Verpflichtung, als an den geselligen Abenden des Königs, den sogenannten Symposien, theilzunehmen.

Daß ich durch diese märchenhafte Glückswendung, um so wundersamer bei meiner Jugend und den geringen Anfängen meiner dichterischen Laufbahn, auf einen Schlag allen Zukunftssorgen und Zweifeln enthoben wurde, hatte ich einzig und allein Geibel's unermüdlicher Freundschaft zu danken.

Er hatte in seinem guten Glauben an meinen Stern meine Berufung beim Könige durchgesetzt, obwohl von dem Wenigen, was ich bisher veröffentlicht hatte, kaum ein oder das andere Stück dem erlauchten Freunde der Dichtkunst, wie ich ihn später kennen lernte, so recht nach dem Sinne sein konnte. Der König aber, der Geibel als Dichter unbedingt verehrte, hatte auch zu seinem Urtheil und der Lauterkeit seines Charakters das festeste Vertrauen, und so wurde auf Geibel's ehrliches Gesicht hin dies Berufungsdecret unterzeichnet, durch das dem Berliner Kinde in der bayerischen Hauptstadt eine zweite Heimath bereitet wurde.

Hiervon ausführlicher zu reden, sei einer eigenen Darstellung vorbehalten, deren Mittelpunkt nicht mehr die beiden treuen Freunde meiner Jugend sein werden, sondern der edle Fürst, dem ich es verdanke, daß mein Leben in dem entscheidendsten Zeitpunkt seiner Entwicklung von jeder hemmenden Fessel befreit wurde.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Aphorismen.

Aus dem Nachlaß
von
Emanuel Geibel.

I. Dramaturgisches.

1.

Die Aufgabe des Dramas ist die Darstellung eines Menschengeschicks in einer zusammenhängenden, abgeschlossenen, durch die Charaktere bedingten und aus ihnen hervorwachsenden Handlung.

2.

Eine solche Handlung aber liegt nur vor, wo das menschliche Thun kein zufälliges und bedeutungsloses ist, sondern, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, mit einer Gegenwirkung in Conflict geräth und durch diese Verwicklung zum Abschlusse oder, dramatisch geredet, zur Katastrophe geführt wird.

3.

Die Grundbedingung alles dramatischen Schaffens ist daher das Vermögen, eine zusammenhängende Fabel zu erfinden oder einen gegebenen Stoff zur zusammenhängenden Fabel auszugestalten. Daneben stehen, wohl verstanden für den dramatischen Dichter als solchen, selbst die Gabe der Charakterzeichnung und die größere oder geringere Fülle des dichterischen Gehaltes erst in zweiter Linie.

4.

Jeder Stoff, der dem Dichter die Möglichkeit bietet, eine Handlung, wie wir sie oben präcisirten, aus ihm zu gestalten, ist dramatisch brauchbar. Der Dichter kann ihn überall entnehmen, wo er ihn vorfindet.

Er wird ihn aber fast niemals fertig vorfinden, d. h. so, daß die Motive schon rein und in ununterbrochenem Zusammenhange gegeben sind. Hier beginnt daher seine künstlerische Arbeit, indem er zunächst das Hauptmotiv, von allem verdunkelnden Beiwerk losgelöst, in den Mittelpunkt zu rücken und in steter Beziehung auf dasselbe den inneren Zusammenhang bis zur Katastrophe herzustellen hat.

5.

Ein interessanter Charakter ist noch kein dramatischer Stoff, so lange er nicht im Mittelpunkte einer bedeutenden und zusammenhängenden Handlung steht. Es wird aber in den meisten Fällen unendlich viel leichter sein, eine glückliche Fabel mit den entsprechenden Charakteren auszustatten als umgekehrt aus einem gegebenen Charakter die Fäden einer genügenden, in sich geschlossenen Handlung zu spinnen.

6.

Wäre Otto Ludwig beim Aufbau seiner Dramen an erster Stelle nicht von der Individualisirung der Charaktere, sondern von den Bedürfnissen der Fabel ausgegangen, ich glaube, er würde mehr und um Vieles leichter geschaffen haben. Seine allzu einseitig auf die Charakterschöpfung gerichtete Arbeitsmethode stand ihm offenbar im Wege. Indem er sich von vornherein in das minutiöseste Detail seiner Gestalten vertiefte und diese, bevor er noch über die Gesammtcomposition völlig im Klaren war, bis in die einzelnsten Züge hinein zu voller Leibhaftigkeit ausprägte, konnte er mit ihnen im Verlaufe der Arbeit nur allzu leicht an einen Punkt gerathen, wo sie, eben um ihrer bereits in sich abgeschlossenen, scharf hervorspringenden Individualität willen, nicht mehr zu dem stimmen wollten, was doch der Fortgang der Handlung gebieterisch verlangte. So riß ihm häufig der Faden ab, und viele seiner herrlichsten Anfänge blieben Fragmente. Die erste Frage, die sich der dramatische Dichter beim Beginn seiner Arbeit zu stellen hat, lautet nicht: Wie wird der und der gegebene Charakter im gegebenen Falle handeln? — sondern: Welche Charaktere fordert diese Handlung, um uns als wahr, lebendig und schicksalsmäßig entgegenzutreten?

7.

Alle wahre Tragödie ist im gewissen Sinne Schicksalstragödie. Denn das Letzte und Höchste, was vom tragischen Dichter dargestellt werden soll, sind nicht sowohl die leidenschaftlichen Handlungen selbst als das aus ihrer Verwicklung hervorgehende Resultat (Schicksal), in welchem sich das ewige Gesetz der sittlichen Weltordnung offenbart. Darin liegt der religiöse Charakter, die versöhnende Kraft des ernsten Dramas. Tragödien, die bei noch so glänzender Behandlung des leidenschaftlichen Elements doch der reinen Lösung entbehren — d. h. einer solchen, bei welcher die sittlichen Mächte zu ihrem Rechte kommen — werden uns immer ein peinliches Gefühl tiefer Unbefriedigtheit zurücklassen.

8.

Man hat oft gesagt, die Gabe glücklicher Fabelerfindung sei vorzugsweise untergeordneten Talenten eigen, und darin ist insofern etwas Wahres, als gerade bei diesen nicht selten ein außerordentliches Geschick für die interessante Verwicklung der Fäden hervortritt. Aber richtig ist der Satz doch nicht. Denn nicht die Schürzung des Knotens ist in der Tragödie die Hauptsache, sondern seine schicksalsmäßige, d. h. eben der sittlichen Weltordnung

vollkommen entsprechende Lösung. Und diese zu finden wird der bedeutende Dichter vermöge seines tieferen Einblicks in die Dinge fast immer befähigter sein.

9.

Die künstlerische Gewissenhaftigkeit des dramatischen Dichters hat sich vor Allem im Entwerfen und genügenden Ausreifen des Planes zu bewähren. Hier liegt das eigentliche Feld seiner Arbeit und Mühe. Erst wenn der Gang der Handlung mit allen wesentlichen Motiven ihrer Verwicklung und Lösung so vorgezeichnet ist, daß sie bei fortschreitender Lebendigkeit doch natürlich, bei genügender Spannung doch den Charakteren entsprechend zu der mit innerer Nothwendigkeit sich ergebenden Katastrophe führt, mag er sich dem Genusse der Ausführung hingeben. Läßt er sich durch die drängende Productionslust verlocken, zu früh, das heißt so lange der Entwurf noch wesentliche Lücken zeigt, an die zusammenhängende Gestaltung durch das Wort zu gehen, so wird sich das unerbittlich an seinem Werke rächen. Unendlich viele Schwächen und Fehler, denen wir in den Dramen namentlich jüngerer Dichter begegnen — mangelhafte oder unzeitige Exposition, mühsam gesuchte Motive, kleine Widersprüche, plötzliche Incongruenzen in den Charakteren — rühren lediglich daher, daß der Dichter beim Beginn der Ausführung über den Zusammenhang der nach seinem Ziele einzuschlagenden Wege noch nicht völlig im Klaren war.

10.

Der Keim jedes dramatischen Werkes liegt in der inneren Anschauung eines starken Conflictes. Die Stelle des Dramas, wo dieser am reinsten hervortritt, der Schluß des dritten Actes, wird daher nicht selten das Erste sein, was dem Dichter sich aufdrängt. Hat er von diesem Gipfelpunkte aus glücklich den Weg zur Katastrophe gefunden, so ist das Schwerste gethan. Die Composition der ersten Acte ergibt sich meistens leichter aus den Bedingungen, welche durch die letzten gestellt werden.

11.

Nichts ist unstatthafter auf der Bühne als ein Austausch bloßer Gefühle, der keine Folgen hat.

12.

Selbst die Leidenschaft bleibt undramatisch, so lange sie sich ihrem Ziele gegenüber passiv verhält. Dramatisch wird sie erst, wenn sie dies Ziel unablässig entweder mit eigenen Kräften zu erreichen oder fremde Kräfte dafür in Bewegung zu setzen trachtet, also fort und fort auf Handlung hindrängt oder darin übergeht. Und zwar so, daß wir die Entschlüsse, Bestrebungen und die daraus erwachsenden Geschicke der leidenschaftlich erregten oder angeregten Personen nicht bloß nach einander als vollendete Thatsachen hinzunehmen haben, sondern daß wir sie in stetigem Fortschritte aus einander entwickelt vor unseren Augen werden sehen. Dies Moment des rastlos fortschreitenden Werdens ist der eigentliche Lebensnerv aller dramatischen Kunst.

13.

Der Gipfel der dramatischen Handlung ist nicht der Moment, in dem die That ausgeführt, sondern derjenige, in welchem der Entschluß zur That unumstößlich gefaßt wird. Haben wir diesen Entschluß mit Augen werden sehen, so kann seine Vollstreckung ohne Schaden für die dramatische Wirkung hinter die Scene verlegt werden.

14.

Jeder Act hat, was die Stimmung und vor Allem was die Entschlüsse der handelnden Personen angeht, genau da wieder anzuknüpfen, wo der vorhergehende abschloß. Hat sich inzwischen die innere Lage der Dinge und die Stellung der Personen zu einander verändert, und beginnt somit der neue Act unter neuen Voraussetzungen, die erst wieder exponirt werden müssen, so geht dadurch nothwendig die bis dahin gewonnene dramatische Spannung wieder verloren; der Zuschauer sieht sich in seinen berechtigten Erwartungen getäuscht, und seine Theilnahme erkaltet.

15.

Das ernste Drama will und soll nicht überraschen. Nur das Angedeutete, das Vorbereitete darf geschehen. Die handelnden Personen können überrascht werden, aber der Zuschauer muß im Geheimniß sein.

16.

Je feiner das psychologische Motiv ist, das den Kern des Dramas bilden soll, eines um so größeren Schatzes von Erfindung wird der Dichter bedürfen, um es in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen leibhaft zur Anschauung zu bringen. Nichts ermüdet so sehr wie eine Aufeinanderfolge innerer Vorgänge, die sich nicht sofort in entsprechende Handlung umsetzen.

17.

Der dramatische Dichter kann, wie gesagt, seinen Stoff überall entlehnen, wo sich ihm eine fruchtbare Fabel anbietet, mithin auch aus dem Gebiete der historischen und politischen Conflicte. Er soll nur, wenn er einen derartigen Vorwurf wählt, über der Fülle des ihm zuquellenden Details oder über der Ergiebigkeit des tendenziösen Moments nie vergessen, daß er zunächst ein zusammenhängendes, in sich geschlossenes Kunstwerk zu schaffen hat und weder mit dem Geschichtschreiber noch mit dem Publicisten um den Preis ringen darf.

18.

Man spricht oft und viel von fernliegenden und darum für uns nicht zu behandelnden Stoffen, und es gibt deren allerdings genug. Aber nur zu häufig wird der Ausdruck in einem Umfange gebraucht, der ihm schlechterdings nicht zukommt. Denn nicht das durch Zeit und Raum von uns Getrennte liegt uns in der That in diesem Sinne fern, sondern nur dasjenige, was sich in seinen innersten Motiven unserem sittlichen Bewußtsein und somit unserer lebendigen Theilnahme entzieht. Der „Arzt seiner Ehre", der sein unschuldiges Weib um eines bloß äußerlich auf sie gefallenen Makels willen tödten muß, wird nie bei uns heimisch werden, „die Andacht zum Kreuz" uns immer kalt lassen, weil wir an das katholische Wunder nicht glauben.

Ebenso liegt uns Schlegel's „Jon" im Gegensatz zu Goethe's „Iphigenie" wirklich fern, weil dort die Handlung nicht wie bei Goethe auf allgemein menschlichen, sondern auf ausschließlich griechischen, für uns nicht mehr vorhandenen Anschauungen beruht. Wo aber die der dramatischen Verwicklung zu Grunde liegenden Motive uns nicht nur durchaus verständlich, sondern auch im Stande sind, unser reines Mitgefühl zu erwecken, da erscheinen Zeit und Ort vollkommen gleichgültig, und ein fremdartiges Costüm wird uns nicht stören. Dasselbe wird vielmehr nicht selten dazu beitragen, den künstlerischen Gesammteindruck zu erhöhen und zu läutern, indem es gerade durch die Empfindung einer gewissen Entfernung, die es erregt, von vornherein jenen bedenklichen pathologischen Antheil ausschließt, der sich uns bei ganz modernen Stoffen so leicht an die Stelle des ästhetischen drängt.

19.

Wie der Dramatiker nicht überraschen soll, so darf er auch nicht falsche Erwartungen erregen, indem er die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf einen Punkt hinlenkt, der späterhin für die Handlung ohne Bedeutung bleibt. Wenn in Calderon's „Magus" in breiter Erzählung berichtet wird, daß Justina ein gefundenes Kind sei, und wir nachher im Verlaufe des Stückes nichts über ihre Eltern erfahren, so ist das ein Fehler.

20.

Der Lyriker darf mitunter schwer und auf den ersten Anblick dunkel im Ausdruck sein, wenn sich nur bei wiederholter Betrachtung seines Gedichts der Sinn deutlich herausstellt; der Dramatiker niemals, da sein Wort im Moment einschlagen muß oder wirkungslos bleibt.

21.

Wenn wir für den Bau des Dramas ein Bild vom Satzbau entlehnen, so stellt sich durchschnittlich folgende Interpunction als die angemessenste heraus: Hinter dem ersten Acte steht ein Kolon, hinter dem zweiten ein Fragezeichen, hinter dem dritten ein Ausrufungszeichen, hinter dem vierten wiederum ein Fragezeichen und hinter dem fünften ein Punkt.

22.

Je gespannter eine Scene ist, desto weniger dichterischen Schmuck verträgt sie in der Ausführung. Was uns an richtiger Stelle vielleicht erfreuen könnte, wird im beschleunigten Gange der Handlung leicht zur störendsten Retardation.

23.

Die sogenannte Sentenz kann in bewegter Scene nur wirken, wenn sie das Gegentheil von ruhiger Betrachtung ist, d. h. wenn die Leidenschaft das persönlichst Empfundene in kurzem Satze als ein Allgemein-gültiges herausstößt.

24.

Fast jedes Drama, insbesondere das historische, erfordert gründliche Studien. Doch wird der Dichter nicht gut thun, unmittelbar nachdem er diese Studien vorgenommen, die poetische Arbeit zu beginnen. Denn im ersten Augenblicke

wird er fast unvermeidlich geneigt sein, das geschichtlich Bedeutende und Interessante mit dem dichterisch Nothwendigen zu verwechseln und vom Detail des frisch erworbenen Wissens mehr in sein Werk aufzunehmen, als der künstlerischen Wirkung desselben zuträglich ist. Erst wenn er die Einzelheiten des Materials so weit überwunden, daß ihm nur die großen Züge und der charakteristische Gesammteindruck zurückbleiben, wird er wieder fähig sein, mit freiem Ueberblick über das Ganze das Brauchbare zu verwerthen und den gelehrten Anreiz überall dem dichterischen Gesichtspunkte unterzuordnen.

25.

Kein Stoff bedarf, um sich zur Fabel auszugestalten, so sehr des tiefeingreifenden Läuterungsprocesses in der Seele des Dichters wie der historische. Denn nicht die Geschichte an sich in ihrer Aufeinanderfolge von Begebenheiten und Thatsachen, sondern nur der in der Geschichte enthaltene Conflict menschlicher Leidenschaften ist dramatisch darstellbar. Diesen daher aus der überhüllenden Masse der einzelnen Ereignisse im klarsten Zusammenhange herauszuarbeiten und von der Fülle des gesammten Materials gerade nur so viel beizubehalten, als zum Verständniß jener Leidenschaften und zur Charakteristik der handelnden Personen erfordert wird, ist die schwierige Aufgabe des Dichters. Je realistischer sein Talent angelegt ist, desto schwerer wird ihm diese Arbeit glücken; solchen Naturen dagegen, die beim künstlerischen Schaffen zunächst von der Idee ausgehen, wird aus dem fortgesetzten Ringen mit dem Stofflichen ein Maß von Körperlichkeit und Frische für ihr Werk zuwachsen, wie sie es ohne diesen Kampf vielleicht nie erreicht hätten. Darum ist es vor Allem Schiller gelungen, historische Stoffe dichterisch und dramatisch zu bewältigen.

26.

Auch im historischen Drama interessiren uns die Dinge nicht, weil sie einst so und nicht anders geschehen sind, sondern nur indem sie sich vor unseren Augen im Zusammenhange aus den Charakteren entwickeln. Die sogenannte historische Treue hat daher nur bedingten Werth. Sie wird uns immerhin willkommen sein, insoweit sie sich mit den Erfordernissen eines wohlgegliederten Ganzen vereinigen läßt, sonst nicht. Eine genaue Wiedergabe des geschichtlich Ueberlieferten auf Kosten der ästhetischen Wirkung ist auf der Bühne vom Uebel.

27.

Auch die Darstellung großer, an sich trostloser historischer Katastrophen kann des versöhnenden Elements, das wir oben für alle Tragödien forderten, nicht entbehren. Der Dichter wird uns, wenn er derartige Stoffe behandelt, doppelt lebendig zum Bewußtsein zu bringen haben, daß aller Zusammensturz der Dinge nur ein Schritt zum Aufbau, alles Ende zugleich ein Anfang sei.

28.

Der Dramatiker soll keinen Augenblick vergessen, daß er nicht für den Leser, sondern für den Zuschauer dichtet, und daher niemals breit ausführen, was der Letztere mit Augen sieht. Eine gewisse farbige Fülle des descriptiven

Elements kann allerdings dazu beitragen, das in der Phantasie des Lesers erweckte Bild der Handlung zu vervollständigen; den Zuschauer wird sie langweilen, wenn das Gesagte mit dem Angeschauten übereinstimmt, stören, wenn diese Uebereinstimmung fehlt. Den inneren Vorgang zu enthüllen, ist die Aufgabe des dramatischen Wortes, — für den sinnlichen Eindruck hat die Bühne zu sorgen.

29.

Der Stoff gibt dem Dichter, wo er den Entschluß einer handelnden Person zu begründen hat, nicht selten eine ganze Reihe von Motiven an die Hand. Er wird jedoch in den meisten Fällen gut thun, diese Fülle so viel als möglich zu vereinfachen und sie auf ein einziges, bedeutendes und charakteristisches Hauptmotiv zurückzuführen, dem alle übrigen untergeordnet erscheinen. Durch solche Concentration gewinnt die Handlung nicht nur an Klarheit, sondern auch an wirksamer Stärke, während ein Durcheinanderfließen verschiedener, gleich berechtigter Beweggründe sie verdunkelt und abschwächt, auch wenn dasselbe psychologisch vollkommen zu rechtfertigen wäre.

30.

Die Tragödie bedarf durchaus großer Verhältnisse und eines bedeutenden Hintergrundes, um nicht in das Peinliche und Beklemmende zu gerathen. Das bürgerliche Trauerspiel ist und bleibt daher eine mißliche Gattung. Bei kräftiger realistischer Ausführung kann sie freilich mächtig genug wirken, aber diese Wirkung ist mehr pathologischer als ästhetischer Natur; sie zerreißt und zerdrückt das Gemüth, anstatt es zu befreien. Wer Hebbel's „Maria Magdalena“ oder Otto Ludwig's „Erbförster“ gesehen hat, wird mir beistimmen.

31.

Je schwieriger es für den Dichter wird, bei fortschreitender ethischer Durchbildung des Zeitalters absolut unlösbare und mithin im höchsten Sinne tragische Verwicklungen zu finden, desto häufiger wird er sich gedrängt fühlen, die Form des Schauspiels zu wählen und das Erschütternde statt mit dem Erhabenen mit dem menschlich Rührenden abzuschließen. Ob das ein ästhetischer Fortschritt ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist es besser als wie ein bloß äußerliches Festhalten der tragischen Form durch unmotivirten Selbstmord oder dergleichen.

32.

Eine Verwicklung, die durch eine unfreie, dem Helden wider seinen Willen gewaltsam abgezwungene Handlung herbeigeführt wird, kann sehr peinlich sein; tragisch ist sie niemals.

33.

Ebenso zerstört es die tragische Wirkung, wenn im Mittelpunkte der Handlung anstatt des thatsächlich begründeten Conflictes nur ein eingebildeter, auf einem Mißverständniß beruhender steht. Die Handlung kann dabei allerdings noch Handlung bleiben, aber, der klaren Sphäre des freien Erkennens entrückt, wird sie zu einem unheimlichen Gespensterkampfe, wie z. B. in Kleist's „Schroffensteinern“.

34.

Der Zufall hat im ernsten Drama überhaupt keine Stelle. Eine That, welche der Held in unzurechnungsfähigem Zustande begeht, ist ein solcher und darum undramatisch.

35.

Wo der dramatische Dichter sich einmal entschlossen hat, nicht sowohl durch die für die Einzelgeschicke erregte Theilnahme als durch die Wucht des historischen Factums zu wirken — was unter Umständen möglich sein kann —, da wird er gut thun, die begleitenden persönlichen Verwicklungen, deren er freilich nicht entbehren kann, möglichst einfach und bescheiden zu erfinden. Er läuft sonst Gefahr, das Interesse von der Hauptsache auf das Beiwerk abzulenken und über kleinen Nebeneffecten des beabsichtigten großartigen Gesammteindrucks verlustig zu gehen.

36.

Der dramatische Held muß einen klar und bewußt auf ein bedeutendes Ziel gerichteten Willen haben, dem er unter Umständen Alles opfern kann. Dagegen ist unvernünftiger Eigensinn ebenso wenig ein genügendes Motiv wie plötzliche Laune, die mit der Hauptintention des Charakters in Widerspruch steht. Dergleichen kommt im Leben freilich vor; auf der Bühne aber wird es nur dazu dienen, den Zuschauer zu verwirren und den Gesammteindruck abzuschwächen.

37.

Was man auch sage, die einfach menschlichen Motive werden es in ihrer Wirkung auf der Bühne immer über die tendenziösen und historischen davontragen. Beide können jedoch häufig dadurch gewinnen, daß sie Hand in Hand gehen.

38.

Die dramatische Phantasie beruht auf dem Vermögen, sich die darzustellenden Vorgänge leibhaft und zwar im Rahmen der Bühne zu vergegenwärtigen. Was sich innerhalb dieses Rahmens nicht zur klaren Anschauung bringen läßt, gehört nicht auf die Scene; was dem hier wirklich Angeschauten widerspricht, ist fehlerhaft. Völlig übermenschliche Thaten eines Helden, den wir noch eben in Fleisch und Blut und in aller menschlichen Beschränkung mit Augen gesehen haben, glauben wir nicht, auch wenn sie nur erzählt werden.

39.

Auch das Lustspiel bedarf eines gewissen Anfluges von Idealität. Wir verzeihen ihm daher viel lieber eine gewagte Voraussetzung, eine kleine Extravaganz in der Erfindung als ein geist- und schwungloses Steckenbleiben in der realistischen Abschilderung alltäglicher Zustände. Was uns stündlich im Hause und auf der Straße begegnet, wollen wir auf der Bühne nicht abermals sehen, dafern es nämlich dem Dichter nicht gelungen ist, die an sich gewöhnlichen Elemente entweder geistig und gemüthlich zu vertiefen oder sie doch wenigstens geschickt zu einer kaleidoskopischen Figur zusammenzurücken. Ein bloßes Photographiebild genügt nicht.

40.

Bei den Griechen ging das Drama aus der Lyrik hervor, im Mittelalter erwuchs es aus dem epischen Element, indem sich dort der Opfergesang durch eingefügte, von Action begleitete Zwischenrede zur Handlung erweiterte, hier die lebenden Bilder, durch welche man dem Volke bei Vorlesung der heiligen Geschichten den Inhalt derselben zu versinnlichen strebte, allmählich dialogisch belebt und zu einem Ganzen verbunden wurden. Aus diesen verwandten und doch wesentlich verschiedenen Anfängen entwickelte sich mit folgerechter Nothwendigkeit eine zwiefache Art der dramatischen Composition, die erste, von der einigen Idee ausgehend und bei bescheidenem Umfang der Fabel in strengster Geschlossenheit unaufhaltsam zur Katastrophe fortstrebend, die andere, eine bei Weitem größere stoffliche Fülle durch reicher gegliederten Aufbau bewältigend und zu einer geistigen Einheit zusammenfassend. In jener überwiegt das Pathos, in dieser das Ethos, d. h. der Charakter. Die Gipfelpunkte beider Kunstweisen bezeichnen Sophokles und Shakespeare.

41.

Beide Compositionsweisen, die sich übrigens keineswegs absolut einander ausschließen, sich vielmehr im Einzelnen oft ergänzen können und eine große Reihe von Mittelstufen zulassen, stehen vollkommen ebenbürtig und gleichberechtigt neben einander. Wir können uns wohl, je nach Gelegenheit und Stimmung, von dieser oder jener mehr angesprochen fühlen; einer von beiden jedoch den unbedingten Vorrang zuzuerkennen wäre ebenso einseitig, als wenn man die Malerei über die Sculptur oder umgekehrt stellen wollte. An verunglückten, auf halbem oder falschem Verständniß ihres Wesens beruhenden Nachbildungen hat es freilich weder dem antiken noch dem Shakespeare'schen Drama gefehlt.

42.

Im Großen und Ganzen wird für das historische Drama die breitere, für die reine Leidenschaftstragödie die geschlossenere Composition vorzuziehen sein.

43.

Wenn „Don Carlos" hinsichtlich der Gesammtcomposition und der inneren Wahrheit der Charaktere als Schiller's schwächstes Stück erscheint, so hat sich doch sein staunenswerthes Talent, die jedesmal gegebene Situation dramatisch zu beleben, vielleicht nirgends so glänzend erwiesen wie gerade hier, wo es uns nöthigt, einer mühsam erfundenen und unsicher geführten, oft fast bis zur Unverständlichkeit verzwickten Intrigue dennoch im Einzelnen fort und fort mit Theilnahme zu folgen.

II. Aphorismen verschiedenen Inhalts.

1.

Es ist ein wunderbares Ding um das Menschengemüth, wie da alles Vergangene bunt durch einander wie in chaotischer Dämmerung verloren liegt und doch nur des bescheidenen Wortes, ja des scheinbar zufälligen Anstoßes harrt, um plötzlich in aller Lebendigkeit zu erwachen. Da geht es wie auf den ewig weißen Gipfeln des Hochgebirgs. Wer sagt, in welchem Jahre der Schnee fiel, der vor dem Sonnenblicke des heutigen Tages herniederschmilzt!

2.

Das tiefste, innerste Leben kann ebensowohl Traum als Gedanke sein. Im Säuseln der Blätter, im Rascheln des Laubes, im Zischen und Brausen des Wassers liegt ein Sinn, den das Wort nicht wiedergibt. Das Geräusch der Natur ist eine Sprache, die zugleich Musik ist, aber nach einem unbekannten, fremdartigen Tonsatze. Stunden können wie Minuten hinfliegen, und der Wanderer sitzt noch immer auf derselben Stelle, er blickt noch immer ins Wasser, wie versenkt in das, was vor ihm ist, wie eins und dasselbe damit. Dies Zusammensein mit der Natur, dies traumartige Weben der Seele ist fast eine Selbstverwandlung in den Stein, in die Pflanze, in die Welle.

3.

Die besten poetischen Schöpfungen entstehen, wenn sich ein Stoff in ähnlicher Weise des Dichters bemächtigt wie ein anmuthiges weibliches Wesen der Seele des Liebenden. Er erscheint ihm plötzlich in geheimnißvollem Glanze, versetzt ihn in Unruhe, nimmt seine Gedanken unwiderstehlich gefangen und erfüllt ihn, wie Zug um Zug deutlicher hervortritt, mit sehnsüchtigem Wohlbehagen. Einem Werke, das ohne solche Stimmung aus bloßer Reflexion, gleichsam aus einer Vernunftehe mit der Muse geboren ist, wird immer die rechte Lebendigkeit fehlen.

4.

Der Genius bringt nicht selten eine gewisse Verwirrung in die ruhige Fortentwicklung der Kunst, indem er plötzlich neue Formen, denen nur er gewachsen ist, zur Allgemeingültigkeit erhebt. So verwandelte z. B. Franz Schubert das deutsche Lied nicht zum Vortheil seiner Nachfolger in ein complicirtes lyrisches Musikstück, von dem nur Wenige, wie etwa Silcher, zur ursprünglichen Einfachheit zurückzukehren wagten; so unterbrach die plötzliche allgemeine Verbreitung des Shakespeare durch die Schlegel'sche Uebersetzung die glücklichen Anfänge des deutschen Dramas, indem das Vorbild des großen Briten die Talente zweiten Ranges übermächtig in eine Compositionsweise mithineinriß, zu deren künstlerischer Bewältigung ihre Kräfte nicht ausreichten.

5.

Es liegt im Wesen des Dichters, die Natur als Hintergrund für die Stimmung zu gebrauchen. Das Maß, das er hiebei beobachtet, zeigt den

Meister. Er darf eben nur andeuten, die Phantasie des Hörers glücklich anregen. Thut er mehr, so zerstört er die Wirkung, statt sie zu erhöhen. Wo die Beschreibung anfängt, hört die Stimmung auf.

6.

Das Princip der Nachahmung, von dem das Alterthum in der Kunstbetrachtung noch ausgeht, ist ein irriges. Der Künstler soll die Natur nicht nachahmen, sondern er soll sie reproduciren, nachdem er sie in sich aufgenommen. Die Nachahmung erstrebt Illusion, die Kunst Wahrheit. Jeder Versuch aber einer wirklichen Täuschung wird etwas Beklemmendes behalten; die Wahrheit befreit uns. Man vergleiche nur den Eindruck eines Wachsfigurencabinets mit dem einer Marmorstatue. Selbst die verschiedene Wirkung der Prosa und des Verses in der Tragödie läßt sich hierauf zurückführen.

7.

Das Ziel unserer Gymnasialbildung ist nicht ein Wissen, sondern ein Können. Es kommt viel weniger darauf an, daß der angehende Student eine bestimmte Summe von Einzelkenntnissen gewonnen habe, als daß er sich, wissenschaftlichen Fragen gegenübergestellt, selbständig zu helfen vermöge.

8.

Nicht das Wissen allein macht den Lehrer, zumal der Jugend gegenüber, sondern vor Allem die persönliche Hingebung an den Gegenstand, die ihre Resultate nicht in fertig geprägter Münze gleichgültig auf den Tisch zählt, sondern sie aus der inneren Fülle hervor frisch und lebendig im Augenblicke neu producirt und dadurch den Lernenden unwiderstehlich zu selbstthätiger Mitproduction nöthigt.

9.

Die Uebersetzung mittelhochdeutscher Lyrik ist keine leichte Aufgabe; ja, sie ist meines Erachtens bisher noch Keinem, der sich daran versuchte, vollständig gelungen. Bei dem Epos steht es anders. Erzähltes läßt sich eben nacherzählen, und der gegenständliche Inhalt wird auch in veränderter Gewandung seine Wirkung behalten. Aber bei dem Lyriker sind Form und Inhalt noch in ganz anderer Weise eins geworden; die Empfindung des Dichters ist aufs Tiefste mit den technischen Mitteln verwachsen, durch die er sie offenbart; sie durchdringt wie mit Herzblut den einzelnsten Ausdruck, den Bau des Satzes, den rhythmischen Tonfall der Worte bis in die Vocalisation des Reimes hinein. Da bleiben denn für den Uebersetzer nur zwei Wege: entweder sich seinem Poeten eng anzuschließen und mit bloßer Vertauschung der veralteten Worte gegen die jetzt gebräuchlichen sein ganzes Gefüge so treu als möglich herüberzunehmen — aber dann wird oft schwerfällig und gekünstelt erscheinen, was im Original durchaus flüssig und natürlich war — oder frei zu verfahren und nur den wesentlichen Kern des Ueberlieferten selbständig zu reproduciren; aber dann werden wir nicht mehr den alten Dichter lesen, sondern den neuen, der sich den Stoff des alten mit größerer oder geringerer Congenialität angeeignet. Das läßt sich freilich in gewissem Sinne von jeder

lyrischen Uebersetzung sagen. Nur daß die Verschiedenheit — und naturgemäß meist zu Ungunsten des Reproducenten — uns immer um so deutlicher zum Bewußtsein kommt, je näher sich beide Idiome stehen. Daher denn auch z. B. die unendliche Schwierigkeit, Hebel's alemannische oder Claus Groth's plattdeutsche Gedichte, wo sie nicht bloß erzählen, ohne Schaden für ihren specifischen Reiz ins Hochdeutsche zu übertragen.

10.

Es ist unwahr, daß Wissenschaft und Religion sich widersprechen. Denn die Wissenschaft, mag sie in ihren Forschungen noch so weit zurückgreifen und die Erscheinungen der Welt in ihren tiefsten Ursachen aufzudecken versuchen, gelangt schließlich doch immerdar an einen Punkt, wo sie auf das Unbegreifliche stößt, d. h. wo ihr eine geheimnißvoll bewegende Kraft entgegentritt, deren Wirkungen sie nicht mehr zu erklären vermag. Sobald aber dieser Punkt erreicht, sobald diese bewegende Kraft einmal gefunden und zugestanden ist, was liegt näher, als im Gefühl unserer erwiesenen Unzulänglichkeit nicht nur weitere unbegreifliche Wirkungen ihr zuzuschreiben, sondern sie auch in den Mittelpunkt zu setzen und in ihr den Urquell alles Lebens, den selbst lebendigen, Alles durchdringenden und bewegenden Gott zu verehren?

11.

Alle religiösen Bekenntnisse sind unzulängliche Versuche, einen incommensurablen Empfindungsinhalt, der unser Leben durchdringt und ihm die Richtung gibt, durch eine Formel auszudrücken, die der Verstand gefunden hat, und die mithin schon an sich unmöglich fähig sein kann, jenen Inhalt rein in sich aufzunehmen und wiederzugeben.

12.

Die Frömmigkeit ist keine Ueberzeugung, sondern eine Gesinnung. Sie besteht häufig neben überkommenen dogmatischen Sätzen, mit welchen sie sich verträgt, und die ihr Form und Farbe verleihen; allein sie ist keineswegs an diese gebunden; sie würde auch bestehen können, wenn der Inhalt dieser Sätze ein anderer wäre.

13.

Religion ist das Gefühl des Unendlichen im Endlichen, die ehrfurchtsvolle Empfindung der unsichtbaren Macht, von der wir uns abhängig bekennen müssen, — Glaube ist die liebevolle und zuversichtliche Hingebung an ihr Walten.

14.

Die wahre Herzensfrömmigkeit ist von dem Buchstaben des Bekenntnisses ebenso unabhängig wie das Glück in der Ehe vom Heirathscontract oder die Vaterlandsliebe vom Wortlaut eines Gesetzesparagraphen. Dinge, die vorzugsweise im Gemüth leben, lassen sich überhaupt niemals vollständig in Verstandesformeln einschließen, und es ist ein Wahn, daß man sie durch die strenge Aufrechthaltung solcher Formeln schaffen oder wieder erwecken könne, wo sie nicht mehr vorhanden sind. Das gesetzliche Wort gibt uns, für sich allein, statt des lebendigen Leibes immer nur ein nacktes Knochengerüst, das,

wenn ihm Fleisch und Blut, Odem und Seele fehlen, ein Bild nicht des Lebens sondern des Todes ist.

15.

Die einfache, für jedes unbefangene Gemüth leicht faßliche Lehre des Heilands, wie sie uns die Evangelien aus seinem Munde wiedergeben, stets auf den sittlichen Kern des Menschen gerichtet, wird durch die für ein bestimmtes Zeitalter zubereitete und schon stark individuell gefärbte Dogmatik der Episteln für uns vielfach verdunkelt. Der Mythenschleier, den die begeisterte Liebe der Jünger unbewußt um die Person des Heilands wob, indem ihr für den Ausdruck ihrer Ueberfülle jedes höchste Symbol willkommen war, läßt die ursprüngliche Gestalt des Menschensohnes oft nur undeutlich erscheinen; die Schüler sind vor den Meister, die Boten vor den Entsender getreten, und die Kirche hat vollends das Ihrige gethan, um den Schwerpunkt des Christenthums aus der allverständlichen Seligkeitslehre der messianischen Bergpredigt in die schwere Glaubenslehre der paulinischen Briefe zu verlegen.

16.

Alle Geschichtsbücher, die bis dahin geschrieben worden sind, scheinen mir eigentlich nur Vorarbeiten zu sein zu einem Werke, das der Zukunft aufbehalten bleibt, und das freilich einen Historiker von ganz eigenthümlicher Begabung erfordern würde, zu einer Geschichte der göttlichen Weltregierung, die zu gleicher Zeit eine Geschichte der Führung und Erziehung der Völker im Einzelnen und des Menschengeschlechtes im Großen und Ganzen sein würde.

17.

Es ist ein wunderlich Ding um das Seligwerden nach dem Tode. Durch die bloße Anerkennung eines dogmatischen Satzes, durch die verstandesmäßige Aneignung desselben geschieht es gewiß nicht. Aber das heißt auch nicht glauben. Sondern der Glaube ist eine Kraft Gottes, die, unser ganzes Wesen durchdringend, uns nach außen tüchtig macht zu guten Werken und im Innern uns Frieden gibt. Wer diesen Frieden hier nicht hat, wird ihn durch den Tod nicht finden; wer hier nicht auf Stunden schon selig sein kann, wird es jenseits ohne weitere Läuterung nicht werden. Es gibt keinen Sprung im Reiche der Geister, nur Entfaltungen. Und eine solche Entfaltung ist der Tod, der wohl einen hier noch häufig unterbrochenen Frieden von den Störungen der Außenwelt, vom Drucke des Leibes, vom Stande der Versuchung zu erlösen, niemals aber einen unseligen Zustand ohne Weiteres in einen seligen zu verwandeln vermag.

18.

Der augenfälligste Unterschied zwischen Shakespeare und Byron ist freilich der, daß Shakespeare immer die Welt, Byron immer sich selbst darstellt. Aber auch ein nationaler Gegensatz findet sich in beiden Dichtern ausgeprägt: Shakespeare ist durchaus Sachse, Byron entschieden Normanne.

19.

Das Ideale im guten Sinne des Wortes verhält sich zum Realen nicht anders wie Wein zu Most. Es ist eben das Wirkliche, das, ohne seine ursprüngliche Natur aufzugeben, doch im Geiste des Künstlers einen Abklärungsproceß durchgemacht hat.

20.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. So stellt die Bibel eine Handlung des lebendigen Gottes in den Beginn der Zeit. Den Griechen fehlt die Idee des Schaffens. In der hesiodischen Theogonie werden zuerst aus dem Chaos Erde und Tartara und zugleich Eros, der gleichsam eine Reihe von Geburten einleitet. Also hier eine Begebenheit als Uranfang, dort eine That.

21.

In einem durch arabische Uebersetzung aufbehaltenen Bruchstück des Empedokles heißt es: Die Pflanzenseele wird die Schale der Thierseele, die Thierseele die Schale der Menschenseele, die Menschenseele die Schale (der Leib) des göttlichen Geistes.

22.

Die Geschichte ist mit vollem Recht in neuerer Zeit vorzugsweise als Culturgeschichte behandelt worden. Aber es ist ein tiefer Mißverstand, diese culturhistorische Richtung auf die Poesie zu übertragen. Nicht als ob die letztere die Darstellung bestimmter Culturzustände ausschlösse. Aber diese Darstellung darf nicht Hauptsache werden. Das eigentlich Bewegende in der Poesie wird und muß allezeit das Reinmenschliche bleiben, und je einfacher in sich, je unabhängiger von den vergänglichen Vorstellungen und Voraussetzungen bestimmter Bildungsperioden dies zur Erscheinung gelangt, desto tiefer wird die Macht, desto dauernder der Werth der Dichtung sein.

Die Literatur des alten Indien.

Von
H. Oldenberg.

I. Die Poesie des Veda[1]).

I.

Seitab von den großen Civilisationen der antiken Welt, die in Athen und Rom ihre letzten Höhen erreicht haben, erwuchs unter der heißen Sonne Indiens eine eigenartige Cultur, von jenen scharf getrennt und doch auch mit ihnen zusammengehörig. Die westlichen Völker waren durchaus auf einander hingewiesen. Zahllose Straßen, vor allen die am meisten befahrene, die Wogen des Mittelmeeres, verbanden hier Nation mit Nation, Cultur mit Cultur. An der Grenze dieser Welt, da wo in historischer Zeit unter Anhängern der Zarathustra-Lehre die Bewegungen, welche jene Sphären erfüllten, nur noch schwach gefühlt wurden, thürmten sich mächtige Schranken, die Schneeberge des Hindukusch. Sie waren nicht unübersteigbar, aber sie sind doch wie etwa im Alterthum die Alpen nur ausnahmsweise von größeren Massen überstiegen worden. Hinter diesen Bergen, in den Ebenen des Indus und dann des Ganges begann eine neue Welt. Ein anderes Klima herrscht hier. Nicht die Hitze allein ist es, die den Unterschied macht, sondern ein völlig neuer klimatischer Typus tritt hervor. In den Wechsel von Sommer und Winter, wie er der gemäßigten Zone eigen ist, schiebt sich die tropische Form des Jahreslaufs hinein, der Wechsel der trockenen Zeit und der großen Regen. Aus den Gegenden des Aequator kommen die bestimmenden Einflüsse für Wind und Wetter. Unter den ältesten Bevölkerungen, die uns hier erkennbar sind, tritt neben mongolischen Elementen ein schwarzer Menschenschlag in den Vordergrund, dessen Zusammenhänge nach Australien zu reichen scheinen. Die hellfarbigen Arier, welche aus dem Nordwesten kommend die Gebirgsmauern über-

[1]) Es ist die Absicht, in einer allmählich an dieser Stelle zu veröffentlichenden Serie von Aufsätzen die wichtigsten Entwicklungsphasen der altindischen Literatur darzustellen. Ein zweiter Aufsatz wird sich mit der Literatur der dem Buddhismus vorangehenden Speculation (Upanishaden) und des Buddhismus selbst beschäftigen, ein dritter mit den großen epischen Gedichten, ein letzter endlich mit der späteren Kunstpoesie, insonderheit dem Drama.

stiegen und sich unter jenen dunkeln, leicht überwundenen Urbewohnern ansiedelten, haben sich damit von der Theilnahme an der geschichtlichen Arbeit der westlichen Welt nahezu vollständig abgeschnitten. Sie haben sich, wenigstens für lange Jahrhunderte, der Möglichkeit beraubt oder sich doch die Möglichkeit stark verkümmert, aus der Berührung mit ebenbürtigen, mit überlegenen Nationen Förderung zu gewinnen. In der That stehen so die geistigen Schöpfungen, welche sie hervorgebracht haben, in gewisser Weise wie die Thier- oder Pflanzenwelt eines neu entdeckten, mit der übrigen Welt unverbundenen Continents, allem uns von altersher Bekannten fremdartig gegenüber. Aber dann zeigt sich, wenn wir bei diesem Bilde bleiben dürfen, daß jener Continent, der jetzt eine Welt für sich ist, in ferner Vergangenheit doch mit andern Welttheilen zusammengehangen, dasselbe organische Leben wie sie beherbergt hat. Die arischen Einwanderer in Indien nahmen, indem sie sich von ihren Brudervölkern trennten, doch die Spuren, und mehr als bloße Spuren, der einstigen Gemeinsamkeit in die neue Heimath mit hinüber. Bei ihren Opfern wurden Lieder gesungen, deren Sprache der Sprache Homer's und des Ulfilas nah verwandt war. Diese Lieder feierten Götter wie das reisige himmlische Zwillingspaar, die Dioskuren der Griechen, oder den starken Riesen, welcher den Donnerkeil schwingt, den Donar-Thor der Germanen. Ueberall waren Keime vorhanden, aus denen, wenn ähnliche Luft und Sonne sie zur Entwicklung gebracht hätte, Formen von Glauben und Poesie, von Sitte und Recht hätten hervorgehen können, die sich den Denk- und Lebensformen jener Nationen, der Trägerinnen höchster europäischer Cultur, gleichartig und gleichwerthig an die Seite gestellt hätten.

In Wahrheit ist es anders gekommen, mußte es anders kommen. Die nach Westen weisenden Kräfte und Charakterzüge des indischen Volks mußten in der Abgeschnittenheit vom frischen Leben des Westens rettungslos erschlaffen, in der müden Stille, unter dem glühenden Himmel der neuen Heimath, in der langsamen aber unausbleiblichen Vermischung mit den dunkelfarbigen Urbewohnern. Ein neues Volk, ein neuer Volkscharakter mußte sich bilden, der Charakter, welcher daraus hervorging, daß der alten hohen intellectuellen Begabung, der reichen Phantasie der indischen Arier das Gegengewicht gesunder Thatkraft entzogen ward. Auf allen Gebieten des geistigen Daseins gewann dieser Charakter die Herrschaft. Im öffentlichen Leben trat statt der plastischen Gebilde von Staatsformen, welche die nationalen Kräfte zugleich zu entfesseln und zusammenzuhalten vermocht hätten, die unplastische Formlosigkeit des Despotismus und vor Allem der Kaste mit ihrer dumpfen Atmosphäre von Zwang und Aberglauben in den Vordergrund. Auf sittlichem und religiösem Gebiet ein Hinundherschwanken zwischen Extremen der Sinnlichkeit und Extremen der Entsagung, zwischen ekstatisch überspannter Selbstvergötterung und Verzweiflung an allem Dasein. In der Wissenschaft ein Aufbauen spitzfindiger Systeme, manch glänzender Gedanke, der doch unter dem Wust willkürlicher, alle Realität aus den Augen verlierender Spielereien mit überkünstlichen Begriffen und leeren Worten verschüttet wurde. In der Dichtung viel sinnige Zartheit, die Pracht bunter und glühender Farben,

aber auch hier jener selbe Mangel an Maß und plastischer Form, jene selbe Künstlichkeit, jenes Spielen mit einem immer übertriebener zugespitzten Raffinement der Gedanken und Worte.

Der Versuch, den wir uns vorsetzen, die Geschichte der indischen Literatur in ihren Hauptzügen darzustellen, wird uns zeigen, wie dieser Charakter im Laufe der Jahrhunderte, der Jahrtausende sich immer schärfer ausprägt.

Der Weg, welchen wir zu gehen haben, hebt bei der religiösen Literatur des Veda an, in deren ältesten Schöpfungen, den Hymnen des Rigveda, die Umformung, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, des Arierthums zum Hinduthum sich eben erst im Beginnen zeigt. Aber diese Umformung schreitet schnell fort. Am Ende der vedischen Literatur stehen die mystisch-speculativen Tractate der Upanishaden. Hier tritt uns schon die ganze scharf ausgeprägte Physiognomie des indischen Geistes entgegen, seine Neigung zu Formen, deren Charakter Formlosigkeit ist, zu kühnen, aller Wirklichkeit entfliehenden Luftreisen, in welchen der Gedanke unbegrenzte Reiche gestaltloser Phantasmen durcheilt, um dann aus grandiosen Träumen hülflos in kindischem Gefasel zu versinken.

Auf die Literatur der Upanishaden folgt die des alten Buddhismus. Sie ist jener eng verwandt, aber aus der bizarr großartigen Sphäre einsamen Asketenthums in die alltäglichere eines weitverzweigten geistlichen Ordens mit seinem geregelten, geschäftigen Treiben versetzt. So ist hier Alles minder kühn und schroff, aber verständiger und zusammenhängender, trotz der Weltabgewandtheit des religiösen Gedankens doch der Welt und ihrer Wirklichkeit näher gerückt durch das Bedürfniß, geistiges und äußeres Dasein dieser Tausende von Mönchen und Nonnen in lebensfähigen Formen aufrecht zu erhalten. Neben den Buddha zugeschriebenen Predigten vom Weltleiden und von der Erlösung mit ihren eintönigen Begriffsreihen, neben den poetischen Sentenzen und kurzen lyrischen Ergüssen, in denen das Trachten und Hoffen jener Mönchsseelen sich einen reinen und ergreifenden Ausdruck geschaffen hat, zieht hier auch eine umfangreiche Literatur von sehr viel weltlicherem Charakter unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir finden Hunderte von Erzählungen, zum großen oder größten Theil wohl nicht von den Buddhisten selbst ersonnen, sondern von ihnen vorgefunden und ihrem Geschmack, ihren Zwecken angepaßt, den Zwecken der moralischen Belehrung wie der Ergötzung vornehmlich wohl der weiteren dem Orden anhängenden Volkskreise. Es sind Märchen, Thierfabeln, Geschichten aus dem Leben von Dorf und Stadt, von Reich und Arm, rührende Schicksale der Guten, Tugendreichen und auch ergötzliche Schwänke vom Sieg der List über die Dummheit, das Beste fast möchte man sagen werth, wenn auch immerhin nur von fern, dem Decameron verglichen zu werden, mit dem es in der That durch weite, über Erdtheile und Jahrtausende hin reichende Verbindungslinien zusammenhängt, Alles ein unschätzbares Denkmal altindischen Lebens und indischer Lebensauffassung.

Vom Buddhismus muß sich dann unsere Betrachtung zu den poetischen Schöpfungen des alten Glaubens zurückwenden, der freilich inzwischen nicht der alte geblieben ist. Die arischen Götter, die menschlichen, menschenhaft ge-

stalteten, die noch von einem letzten Hauch frischer nördlicher Luft umweht wurden, sind verblaßt oder verschwunden. Statt ihrer hat eine neue Generation von Göttern den Schauplatz betreten. Es sind die Hindugötter, vielköpfig und vielarmig, von Schlangen umwunden, auf Lotusblumen ruhend, umgeben von einer Atmosphäre von Mystik, Wollust, Grausamkeit. Der ganze geistige Inhalt aber der neuen Zeit faßt sich zusammen in dem Riesengedicht, das, wie der Rigveda das vornehmste Werk des indischen Arierthums ist, so das große Buch des Hinduthums genannt werden kann: der unvergleichlich reiche, bunte, wirre, formlose Ausdruck des Hinduvolksgeistes, das Epos Mahabharata. Ein Heldengedicht, wie es in Indien sein muß, arm an Heldenthum, ungeheure Thaten der Kraft und Kühnheit ersonnen und besungen von Schwächlingen. Und um die eigentliche Handlung wuchert, von keiner ordnenden Hand in Schranken gebannt, eine unabsehbare Vegetation zahlloser Episoden, Epen im Epos, Fabeln, Systeme von Philosophie und Recht, das Ganze ähnlich den unergründlichen Tiefen eines indischen Urwalds, dessen Bäume durch das üppige Gewirr der Schlingpflanzen zu einem bunten Riesenknäuel zusammengewoben werden.

Vom Epos hat dann unsere Betrachtung den letzten Schritt zu thun, zur Kunstpoesie des Mittelalters und ihrer höchsten Schöpfung, dem Drama. Eine im Stil indischer, sylbenstechender Wissenschaftlichkeit aufgebaute Theorie der Poetik liefert die Recepte. Nach diesen bauen hier die Dichter ihre künstlichen Verse und schmücken sie mit einem Uebermaß zierlicher und überzierlicher Ornamente des Gedankens und der Form, der Anklänge, der Anspielungen, der Doppelsinnigkeiten, nur für den Kenner verständlich. Wohl weiß ein Dichter wie Kalidasa selbst diese Formen mit einem Reichthum zarter und duftiger Schönheit zu erfüllen, wenn er die zahllosen glänzend geschliffenen Edelsteine — es sind echte Edelsteine darunter — geistreicher Beredtsamkeit an der Schnur seiner dramatischen Märchen aufreiht. Aber die mächtige Sprache des wahren Dramas, des Bildes menschlichen Handelns und Leidens, spricht Kalidasa nicht; diese Sprache hat kein Inder gesprochen.

Wie auf dem weiten Wege vom Rigveda bis zur dramatischen Dichtung sich die Leidensgeschichte der Seele eines reichbegabten Volkes in der Geschichte seiner Literatur spiegelt, wollen wir darzustellen versuchen.

II.

Es mag ganz ungefähr um 2000 oder 1800 v. Chr. gewesen sein, als eine Anzahl arischer Hirtenstämme mit ihren Herden aus dem iranischen Hochland über das Gebirge in die Ebenen des Indus und seiner Nebenflüsse hinabstiegen [1]). Es war vielleicht die erste, jedenfalls die geschichtlich bedeutsamste einer ganzen Reihe von Invasionen, welche in alten und in neueren

[1]) Die hier genannten Jahreszahlen sind wie alle, welche die ältere indische Geschichte betreffen, nur als annäherungsweise, auf Vermuthungen beruhende Schätzungen zu verstehen. So läßt sich auch die offenbar über lange Jahrhunderte sich erstreckende Entstehungszeit der vedischen Poesie nicht mit irgend welcher Sicherheit bestimmen. Wer einen ungefähren Anhalt zu haben wünscht, denke an die Zeit etwa von 1400—900 v. Chr.

Zeiten denselben Weg genommen haben — Skythen, Griechen, Mohammedaner — eine Wanderung, in mancher Beziehung ähnlich dem Zuge der jenen asiatischen Ariern verwandten Völker, welche ebenfalls in vorgeschichtlicher Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Alpengebiet in die Po-Ebene hinuntergezogen und die vornehmsten Träger der Cultur Italiens geworden sind. Hier wie dort dieselbe Richtung der Bewegung aus Hochland und Gebirge in die Tiefebene, aus dem ärmeren, rauhen Land in das warme, reiche. Aber wie verschieden war die Lage, in welche die geographischen Bedingungen der italischen und der indischen Halbinsel die Einwanderer, welche sie betraten, versetzt haben! Dort eine verhältnißmäßige Beschränktheit des Raumes, welche die geschichtliche Bewegung in engem Rahmen einschloß und eben dadurch beitrug, sie fest in sich zusammenzuhalten und zu vertiefen. Hier unbegrenzte Weiten, wohl dazu angethan, die bewegenden Kräfte ins Unbestimmte zerfließen zu lassen. Dort nicht fern die Meeresküste, die Sphäre der Einwirkungen älterer, weiter fortgeschrittener Nationen. Hier Land und immer nur Land, unabsehbar an den Indus-Nebenflüssen und dann den Ganges hinab; überall dunkelfarbige, wilde oder von der Wildheit nicht weit entfernte Urbewohner: eine Sackgasse für geschichtliche Bewegung.

Die Thatsache jener Einwanderung kennen wir nur aus Schlußfolgerungen; sie liegt jenseits aller directen Erinnerung, aller Ueberlieferung. Wo diese anhebt, finden wir die Einwanderer — genauer diejenigen Schichten der Einwanderer, von welchen die ältesten Traditionen zu uns gelangt sind — im Pendschab, dem Land, das die fünf vom Himalaya herabkommenden Nebenflüsse des Indus durchströmen: eine weite Ebene, deren Einförmigkeit nur durch diese Flüsse unterbrochen wird. Sie fließen langsam, oft mit spärlichem Wasser, zwischen Schilf und Tamariskengebüsch, häufig ihr Bett wechselnd. Im Sommer, wenn die Schneeschmelze des Gebirges sie verstärkt, überschwemmen sie das Land; am Ende der Regenzeit treten sie wieder zurück und überlassen an ihren Ufern dem Ackerbau weite Strecken üppig fruchtbaren Bodens. Für das Alterthum sind sie nicht Verkehrsstraßen, sondern Spenderinnen von Wasser für Weiden und Aecker und damit von Nahrung und Leben; weidenreich nennt sie der vedische Dichter und preist ihre buttertriefende, honigsüße Woge. Wohin ihre Ueberschwemmungen oder die von ihnen gespeisten Canäle nicht reichen, ist viel unfruchtbares Land, sandige Steppe, ja Wüste. Denn im größten Theil des Pendschab fehlt es an Regen. Jährlich zu festbestimmter Zeit führt der Monsun vom Aequator ungeheure Wolkenmassen heran, die sich im Juni, Juli und August über Indien ergießen. Aber gerade das Fünfstromland empfängt von diesem Segen nur einen spärlichen Antheil. Daher ist es bis gegen die Berge hin auch arm an Wäldern. Im östlichen Theil des Pendschab, wo die Hauptsitze der vedischen Cultur liegen, insonderheit an jenem im Veda so hoch gefeierten Flüßchen Sarasvati, von dessen Ufern aus man nicht fern die Pracht der ungeheuren Schneespitzen des Himalaya erblickt, sind die Verhältnisse immerhin günstiger als im Westen. Hier kündigt sich schon jene üppige Fruchtbarkeit an, wie sie im Gangeslande herrscht. Wenn in Bezug auf die großen Regen diese Theile Indiens, den

Eingangspforten der Halbinsel nah gelegen, noch nicht das indische Klima in seiner vollen Ausprägung aufweisen, so herrscht doch dort in der warmen Jahreszeit eine Hitze, die kaum irgendwo in der ganzen Halbinsel übertroffen wird. Tag für Tag glüht dann die Sonne mit blendendem Licht von demselben wolkenlosen Himmel durch die flimmernde Luft über das ausgedörrte Land hin. Tag für Tag wehen von den Wüsten des Westens her dieselben sengend heißen Winde, hier und da zu Sandstürmen sich steigernd, endlich verdrängt von einer noch heißeren Windstille. Das Grün vertrocknet. Ueberall herrscht Oede und Mattigkeit. Kommen dann im Juni die Regen — freilich sind diese, wie erwähnt, im größten Theil des Fünfstromlandes nur spärlich — so tritt an Stelle der trockenen Hitze eine feuchte Schwüle, die noch erschlaffender, noch unerträglicher ist als jene. Sie versetzt den Menschen in ein beständiges Schwitzbad, macht die Vegetation verfaulen, verpestet die Luft mit scharfen, widrigen Gerüchen und Ansteckungsstoffen. Schwerlich hätte das indische Volk bestehen und seine Cultur schaffen können, wenn sich allein zwischen der heißen Zeit und der Regenzeit ohne ein Drittes der Kreislauf schlösse. Aber nun macht sich, je weiter nach Norden um so energischer, der Witterungscharakter der gemäßigten Zone geltend, die Unterbrechung der einförmigen Tropenhitze, die Gegensätze von Wärme und Kälte. Ein erfrischender Herbst mit kühlen Nordwinden, mit wundervollen Sternennächten tritt ein, eine Zeit rüstiger Thätigkeit, und bald folgt ein Winter, der den Boden oft mit Reif bedeckt, die Gewässer mit einer Eiskruste überzieht und dem Menschen die Kräfte gibt, einen neuen Sommer und seine Gluthen zu durchleben.

Die dunkeln Urbewohner, welche den Ariern in diesem Lande zuerst begegneten, scheinen, wenn vielleicht nicht durchweg, so doch zum großen Theil, einer Völkerfamilie angehört zu haben, von der noch jetzt größere Stämme — wie die Hos, Mundas, Santals — und Mengen zersprengter Stammfragmente vornehmlich im südwestlichen Bengalen zu finden sind. Sie hausen meist in den Schlupfwinkeln von Bergen und Wäldern oder in einem Landstrich wie der hochgelegenen, durch natürliche Bollwerke gegen jeden Angriff geschützten Ebene von Chutia Nagpur, in welcher noch heute das Hinduthum als später Eindringling erscheint. Wir deuteten schon auf den im Körperbau wie in den Sprachen sich ausprägenden Zusammenhang hin, welcher allem Anschein nach die Kolarier — so benennt man diese Stämme zusammenfassend — mit den Australiern verbindet. Sie sind von kleiner Statur, schwarzbraun oder fast schwarz, breitnasig und dicklippig. Ein Theil von ihnen ist noch jetzt dem Zustand der Wildheit nahe, kaum bekannt mit anderer Kleidung als Blätterschürzen, bis vor nicht lange mit Waffen und Geräthen auf der Stufe der Steinzeit zurückgeblieben. Andere sind weiter fortgeschritten, geschickt in Ackerbau und Viehzucht. Allen aber liegt leidenschaftliche Liebe zur Jagd im Blute; mit Bogen und Pfeilen, mit Wurfspeer und Schlinge durchstreifen sie die Wälder; sie sind große Kenner aller Kräuter und eßbaren Wurzeln in Wald und Feld. Bei ihren Festen gibt es zügellose Trinkgelage, wilde Tänze und Orgien. Ihre Zauberer wissen sich in Zustände der Verzückung zu versetzen,

in welchen sie Visionen haben und weissagen. Kenner rühmen ihnen die Tugenden der Treue und Wahrhaftigkeit, einen gewissen Zug lustiger Bravheit nach: Eigenschaften, die freilich den Einflüssen der Civilisation und ihrer Laster nicht lange Stand zu halten pflegen. Es ist keineswegs ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, daß jene dunkelfarbigen Stämme, welche vor vielleicht vier Jahrtausenden den arischen Einwanderern in Indien entgegentraten, in mancher Hinsicht höher standen als die Zurückgebliebenen unter ihren heutigen Nachkommen. Oft ist in den vedischen Dichtungen von ihrem reichen Besitz, von ihren festen Burgen die Rede, unter denen allerdings — die Vedadichter neigen zu übertreibendem Ausdruck — Befestigungen recht primitiver Art zu verstehen sein mögen. Im Großen und Ganzen aber werden wir schwerlich allzu sehr irren, wenn wir das Bild der heutigen Kolarier auf jene „schwarze Haut" der Vedalieder, auf die „Gesetzlosen" und „Gottlosen" übertragen, von denen es heißt, daß Gott Indra sie züchtigt und dem Arier dienstbar macht. Als sich Massen jener Urbewohner, während ihre Brüder in die Berge und Wälder entwichen, den Siegern unterwarfen und als Sclaven und Verrichter aller niedrigsten Arbeit in eine gewisse Lebensgemeinschaft mit ihnen eintraten, übernahmen sie damit die Rolle wohl still im Hintergrund wirkender, aber darum nicht minder bedeutsamer Mitarbeiter an der geschichtlichen und geistigen Arbeit des arischen Indien. Ihre Herren, die sie verachteten und mit Füßen traten, konnten damit doch die Wirkungen jenes Naturgesetzes nicht aufheben, das die reine Erhaltung einer höheren Rasse inmitten einer niederen auf die Dauer ausschließt, und das dem niedern Blut gegenüber dem edleren, mit welchem es sich mischt, gewichtigen, leicht sogar den überwiegenden Einfluß sichert. Unabwendbar mußte die Zeit kommen, in welcher der körperliche Typus des großen, starken, hellen Ariers durch jene Vermischung in den Typus des kleinen, schwachen, geschmeidigen, zwischen Hell und Dunkel in zahllosen Nuancen schwankenden Hindu übergeführt wurde, und wo die Tiefe und Vornehmheit des arischen Geistes sich mit den verworrenen und maßlosen, an Niedrigem haftenden Instincten des Wilden durchsetzte.

Für das Zeitalter freilich, aus welchem wir durch die Hymnen des Rigveda die älteste Kunde von den indischen Ariern empfangen, lagen diese Vorgänge noch im Schoß der Zukunft. In der Geschichte Indiens bis in jene Zeit zurückgehen bedeutet eben, wenn ein vielleicht kühner, aber doch nicht ganz unzutreffender Vergleich gewagt werden darf, annähernd so viel wie in der Geschichte Englands zu jener Vergangenheit hinaufsteigen, wo es noch keine Engländer gab, sondern Angelsachsen. Wie dort, auf die Insel versetzt, ein vom deutschen Festlande stammendes Volk erscheint, das erst nach Jahrhunderten durch Rassenmischungen in einen neuen, nicht mehr deutsch zu nennenden Typus übergeführt wird, so finden wir hier in die indische Halbinsel hinübergewanderte Stämme aus Ost-Iran, zuerst unvermischt und dann wohl durch Jahrhunderte verhältnißmäßig noch wenig von Mischungen berührt. Diese ältesten Inder bauen noch nicht die eigentlich indische Kornfrucht, den Reis, sondern wie die alten Iranier den yava, d. h. wohl die Gerste. Vor allem Ackerbau aber weit voran steht jetzt noch bei

ihnen, ganz wie bei den Iraniern, in scharfem Gegensatz zu den späteren indischen Verhältnissen, die Viehzucht, besonders die Rinderzucht. Daher denn auch hier Mythen fehlen, wie sie bei den Griechen und Germanen von den Geheimnissen des in den Erdschoß gesenkten und aus ihm erwachsenden Korns erzählen, und an ihrer Stelle ein Mythus im Vordergrunde steht, welcher berichtet, wie mit göttlicher Hülfe die ältesten Menschen die von der Kuh kommende Nahrungsfülle sich angeeignet haben. Von den für Indien bezeichnenden Thieren erwähnen die Dichter des Rigveda selten den Elefanten, nie den Tiger; für sie so gut wie für die alten Iranier ist das vor allen andern gefürchtete Raubthier, die Verkörperung gefährlicher Tücke, der Wolf. Sie nennen in ihren Dichtungen Flüsse des äußersten indischen Nordwestens, die zum großen Theil später aus dem Gesichtskreise der indischen Literatur entschwunden sind; dafür ist ihnen der beherrschende Fluß der späteren indischen Cultur, der Ganges, so gut wie unbekannt. Sie erbauen noch keine Städte, sondern kennen allein Dörfer und befestigte Burgen, in welchen man sich selbst und seine Habe vor dem Feinde birgt. Sie beten noch nicht zu den Göttern, welche wir gewohnt sind als die eigentlichen, regierenden Götter Indiens anzusehen, nicht zu Brahma, nicht zu Shiva, auch nicht zu Vishnu: denn der Vishnu des Veda ist ein durchaus anderer Gott als der des späteren Glaubens. Sie haben sich noch Götter bewahrt, welche in der Folgezeit in Indien zurücktreten, mehr oder minder vergessen werden, von denen wir aber viele in den heiligen Texten der Zarathustrier Irans, manche sogar bei den europäischen Völkern wiederfinden. Sie glauben, daß es jenseits des Todes einen Himmel für die Guten und Frommen gibt, eine Hölle für die Missethäter, wo der Götter „grimmige Kraft sie bezwingt, daß von dort auch nicht Einer wieder herauskommt“: aber noch fehlt ihnen die schreckensvolle Vorstellung, die das spätere Indien beherrscht, der Glaube an die ziellosen Wanderungen der Seele durch unzählige Daseinsformen, an diese Qual der Wiedergeburten, vor der es Ruhe allein im Nirvana gibt. Sie sprechen eine Sprache, in welche unarische Worte sowie gewisse unarische Laute, die im spätern Indisch häufig sind, eben erst einzudringen beginnen. Noch lebt in dieser Sprache die Formenfülle der alten Zeit. Noch gibt es das ganze System der Conjunctive und Optative, ähnlich und eng verwandt denen der Sprache Homer's, fähig die feinen Nuancen von Möglichkeit, Wunsch, Willen auszudrücken. Noch steht der Reichthum der Zeiten des Zeitworts unversehrt da, neben einander Perfect, Imperfect und Aorist, eine alterthümlich üppige Verschwendung von Ausdrucksmitteln für verschiedene Auffassungsweisen vergangener Thatsachen. Noch war die Plastik des sprachlichen Ausdrucks nicht durch die Neigung beeinträchtigt, die bald wenigstens in der literarischen Sprache überhand nehmen sollte, die Neigung zu jenen unförmlichen, alles Gleichgewichts ermangelnden Zusammensetzungen, wo man lange Reihen durch die verschiedensten Gedankenbeziehungen verbundener Vorstellungen roh mechanisch mit einander zu einem einzigen Wortungeheuer verkittete, von Elefanten-Rosse-Wagengetöse redete oder von dem Wissenschafts-Kasteiungs-Wachsthumszweck.

Wohin wir sehen, in den äußeren Lebensverhältnissen, in der Religion, in der Sprache des rigvedischen Zeitalters: überall fühlen wir denselben Hauch tiefer Alterthümlichkeit, den man von jeher, seit der Rigveda gelesen und verstanden wird, instinctiv empfunden hat: von Alterthümlichkeit nicht als ob wir hier den ersten Anfängen aller Cultur nahe kämen — daran dürfen wir natürlich nicht denken —, wohl aber in dem Sinn, daß die scharf ausgeprägten Züge des physischen und geistigen Charakters, der Denk- und Lebensformen, welche diesem Volk auf diesem Boden durch Jahrtausende bis auf den heutigen Tag eigen gewesen und geblieben sind, in jenem Zeitalter noch weit davon entfernt sind ihre Gestalt gewonnen zu haben.

Und doch sind die Mächte, welche jenen Charakter formen müssen, auch in jener fernen Vergangenheit schon thätig. Sie haben ihre Arbeit mit dem Augenblick begonnen, in welchem die arischen Scharen die Gebirgspässe überschritten und nach Indien hinabstiegen.

Der Körpertypus der Arier hatte in gemäßigter Zone, wahrscheinlich im mittleren oder gar nördlichen Europa, sein Gepräge empfangen. Vermuthlich wären sie dem Klima, in welches sie nun eintraten, rasch und rettungslos erlegen — wie ja selbst heutzutage trotz allen Vorkehrungen der Hygiene von einer wirklichen Acclimatisation der nach Indien versetzten Europäer keine Rede sein kann —, hätten sie sich nicht allmählich auf langen Wanderungen mit vielen Stationen der künftigen Heimath genähert und gewiß auch unterdessen einen starken Beisatz fremden Blutes von Rassen, die besser befähigt waren, sich in Indien einzubürgern, aufgenommen. Aber doch bewährte sich auch hier der Satz, daß die arische Natur zu ihrer vollen Entfaltung ein gemäßigtes Klima verlangt, in welchem das Leben des Einzelnen und das Volksleben langsam und um so kräftiger heranreift. Im heißen Lande geht die Körperkraft und mit ihr die seelische Spannkraft der Angehörigen nördlicher Rassen zurück. Und diesen Rückgang zu hemmen, waren die Lebensverhältnisse des neuen Landes nicht angethan. Solange die Vorfahren jener Wanderer in Iran gesessen hatten, mußte die Nothwendigkeit harter Arbeit und beständiger Kampfbereitschaft gegenüber den furchtbarsten Feinden, den Reiterhorden der benachbarten Wüste, sie bei rüstiger Kraft erhalten, wie später ihre dort zurückgebliebenen Bruderstämme, die Zarathustrier Baktriens, sich allezeit in Arbeit und Kämpfen als stark bewährt haben. Aber waren einmal die Pässe des Hindukusch überschritten, so sah man als Feinde vor sich statt jener unbezwinglichen, aus den Tiefen der Wüste hervorbrechenden skythischen oder tatarischen Räuber nur schwache Schwarze, unfähig zu ernstlichem Widerstand. Man befand sich plötzlich im Besitz reichster, unbegrenzt scheinender Aecker und Weideländer und zahlloser Sklaven, diese Aecker zu bebauen und die Herden zu weiden. Da mußte, sobald die letzte Burg der dunkeln Häuptlinge gebrochen war, die Neigung zum Genießen, zu der Ruhe, zu welcher das Klima einlud, die Oberhand gewinnen. Schon in der Poesie des Rigveda, welche in der auf die Periode der Eroberung folgenden Zeit aufblüht, fängt es an hervorzutreten: man will nicht kämpfen, wagen, herrschen; man will sich seines Besitzes an Kühen und Gold freuen; reich an

Kindern will man ein langes, fröhliches Leben führen. Man sitzt satt im Land, unter Nachbarn, die ebenso satt sind. Nach kleinen Stämmen gegliedert, war man gekommen; die vereinigten sich wohl hier und da zu größeren Einheiten, aber zur Ausbildung lebendig individueller, scharf sich von einander abhebender staatlicher Gestaltungen kam es nicht, und im Grunde blieben die Verhältnisse eng und klein. Den großen Staat gründen große Kämpfe; an Kämpfen und Kämpfern fehlte es. Es fehlte an den Nöthen und Gefahren, die Alle zu einer lebendigen Einheit zusammenschmieden. Es fehlte am Antrieb zu Unternehmungen, die weit in die Zukunft hinaussahen, die zähe Consequenz und Vergessen der eigenen Interessen über großen Zielen der Gesammtheit hätten lehren können. Es fehlte vor Allem an der Gesinnung, die Alles zu thun und Alles zu leiden entschlossen ist, um das eigene Recht und die eigene Freiheit gegen alle fremde Willkür festzustellen. Der König, der Adlige ist, wie die vedischen Texte sagen, „der Esser"; der gemeine Mann ist „die Speise", „der Gegessene", „der nach Belieben zu Drückende". So will es die ewige Weltordnung; daran kann menschliche Kraft nicht rütteln. Wie wäre hier jene Spannung von Willen gegen Willen, von Kraft gegen Kraft denkbar, wie sie dem Gemeinwesen der antiken Welt ihre unvergleichlich lebensvolle Form gegeben hat? Den indischen Geist treiben seine tiefsten und festesten Instincte in andere Richtung. Politische Ideen und Ideale liegen für ihn in nebelhafter Ferne gegenüber anderen viel dringenderen Bedürfnissen, vor Allem gegenüber dem Bedürfniß, sich für dieses und jenes Leben vor den Gefahren der zahllosen Verunreinigungen zu schützen, welche die angsterfüllte, abergläubische Phantasie offen und verborgen von allen Seiten drohen sieht. Welche Ehe darf man schließen, ohne sich zu verunreinigen? Was darf man essen und aus was für Geschirr? Wen darf man berühren? Mit wem reden? Wo diese Fragen und Sorgen im Vordergrunde stehen, muß sich eine andre Form der Gemeinschaft als der Staat dazu anschicken, maßgebend und allbeherrschend zu werden. Es muß eine Gemeinschaftsform sein, die den Menschen an seine Stelle als an die durch überirdische Nothwendigkeit geordnete hinstellt, den Herrn als Herrn, den Knecht als Knecht, und die ihn bei jedem Schritt seines Lebens mit einem Schutzwall gegen die gespenstischen Mächte jener Gefahren umgibt: eine Gemeinschaftsform, die in ganz anderem Maße als der Staat der rechte Ausdruck indischen Lebens geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben ist: die Kaste.

Unter Verhältnissen wie diesen übt nicht der Kampf ums Dasein jene Auswahl, die alle Schwachen ausmerzt und dadurch ein Volk stark erhält. In der üppigen Ruhe dieses Lebens kann sich auch der Schwache behaupten, wenn er dem Herrenstande angehört. Namentlich wenn er der Kluge, Geschmeidige ist, der sich den Gewalthabern als Diener oder Schmeichler zu empfehlen versteht. Die Wortreichen, Redegewandten müssen im Vordergrund stehen, nicht die starken, schweigenden Charaktere, welche zu erziehen diese Welt wenig angethan ist.

Vor Allem muß im Vordergrunde der vornehmste Inhaber aller Künste der Klugheit, der biegsamen Unterwürfigkeit stehen — derselbe, der zugleich

der Kenner aller Reinheitsordnungen, der natürliche Dirigent aller mit dem Organismus der Kaste verwachsenen Instincte und Interessen ist: der Priester.

III.

Schon in der ältesten Zeit Indiens, von welcher wir Kunde besitzen, hat sich der Priesterstand durch unübersteigliche Schranken von den profanen Ständen abzuschließen gewußt. Sieben Geschlechter erheben erfolgreich den Anspruch, die alleinigen Besitzer und Verkörperer des Brahman, d. h. der heiligen Zaubereigenschaft zu sein, die zum Umgang mit den göttlichen und geisterhaften Wesenheiten, zum Einfluß auf sie, vor Allem zum Genuß des berauschenden Göttertranks Soma befähigt. Die ersten Vorfahren dieser Familien, die „sieben Sänger", haben im Anfang der Dinge unter göttlicher Führung den Zug in die weiteste Ferne jenseits des Weltstroms Rasa gethan. Durch die Zauberkraft ihres Opfers und ihrer Litaneien, „mit feuererhitzten Liedern" haben sie die Felshöhle eröffnet, in der die Kühe von geizigen Feinden gefangen gehalten wurden — Aehnliches erzählten auch die Griechen, aber sie erzählten es von Herakles —; so haben jene Sieben das vornehmste aller Besitzthümer, die Kühe, den Menschen und unter den Menschen vor Allen den Priestern erworben. Wer von einem dieser geistlichen Heroen abstammt, ist Brahmane, sonst Niemand.

Der Brahmane hat bei allen Vorgängen des öffentlichen und privaten Lebens die Hand im Spiel. Ihm kommt die ganze Ehrfurcht zu Gute, welche dem Wissen gezollt wird — einem Wissen freilich, über dem die Nebel dumpfen Zauberthums liegen. Ohne den Brahmanen können die Riten nicht vollzogen werden, welche das Kind und den Jüngling zum Leben und zur vollberechtigten Stellung unter Seinesgleichen weihen. Er ist der Deuter der Träume und Vorzeichen, der Entsühner von Schuld und Unreinheit. Er kennt die geheimen Weihungen, durch die man zum Freund und Genossen der Sonne wird, mit ihrer Kraft sich durchtränkt, und jene, durch welche man Herrschaft über Wolken und Regen erlangt. Er ist der Vollzieher alles Zaubers, dessen das tägliche Leben bedarf, des nützenden und des schadenbringenden, von Liebeszauber, Schlachtzauber, Zauber für Felder und Herden. Er betreibt Bannung und Heilung von Krankheiten; so ist er der Arzt jenes Zeitalters. Er ist auch der Rechtskundige: noch verlaufen diese Kenntnisse und Fertigkeiten ohne Grenzlinien in die Sphären des geistlichen Wissens und Zauberwesens. Bei Anlässen aller Art lädt man ihn ein, speist und beschenkt ihn, erlangt von ihm glückbedeutende Worte und Segenswünsche, vermeidet, was ihn reizen könnte, seinen Fluch auszusprechen. Er ist vor Allem der Opferer, der Kenner der zahllosen geheimnißvollen Verrichtungen, die dem Opfer segensreiche Kraft verleihen oder es auch, wenn der Priester es mit bösem Willen vollzieht, zum Schaden wenden können; er ist der Dichter, der Sprecher und Sänger der heiligen Litaneien. Das Opfer eines Königs, der sich keinen Brahmanen als Hauspriester hält, nehmen die Götter nicht an. Der homerische Held, der in den Kampf geht, betet in eigner Person zu Zeus, ihm Sieg zu geben, wenn er ihm je fettbedeckte Schenkel von Farren und Ziegen verbrannt hat.

In Indien ist es, als die Bharatas gesiegt haben, der Hauspriester des siegreichen Königs, welcher spricht:

> Beiden, der Erd- und Himmelswelt,
> Dem Indra sang ich Lobgesang,
> Ich Visvamitra. Es beschützt
> Die Bharatas mein Zauberspruch.

Ein solcher königlicher Hauspriester, „das halbe Selbst" des Fürsten zu werden, ist das höchste Ziel für den Ehrgeiz und die Habsucht des Brahmanen. Bei seiner Ernennung spricht der König eine Formel der ähnlich, mit welcher bei der Hochzeit der Bräutigam die Hand der Braut ergreift: „Der bin ich, das bist du; das bist du, der bin ich; Himmel ich, Erde du; des Liedes Weise ich, des Liedes Worte du. So wollen wir zusammen die Fahrt thun." Und in einem Hymnus des Rigveda heißt es vom Verhältniß des Königs und seines Hauspriesters:

> Der waltet seines Reichs in sichrer Ruhe,
> Dem schwellen immerdar der Nahrung Ströme,
> Dem neigen willig sich die Unterthanen,
> Dem König, dem vorangeht ein Brahmane.

Ueberall sind kleine Fürstenhöfe durch das Land verstreut, einer mit dem andern rivalisirend: was kann da jedem näher liegen als das Bemühen, die Bundesgenossenschaft des Priesterstandes zu gewinnen? Einer wie der andre ist bestrebt, Glanz zu entfalten: und wie läßt sich, wo die bildenden Künste noch fehlen, besser Glanz entfalten, als im Pomp prunkvoller Opferfeste? So sind geistlicher und weltlicher Adel auf einander hingewiesen. Wenn der Fürst mit jenem bezeichnenden Ausdruck als „Esser" den gemeinen Mann als seine „Speise" behandelt, so unterstützt ihn der Priester dabei angelegentlich, natürlich um selbst an der Beute theilzunehmen. „Er macht dadurch das Volk zur Speise für den Fürsten," so bezeichnet der Veda mit aller Offenheit den Zweck einer liturgischen Handlung, welche der Priester im Auftrage des Königs vorzunehmen hat. Bald tritt der vedische Poet in den Dienst dieses, bald jenes Raja, wie im abendländischen Mittelalter die fahrenden Sänger von Hof zu Hof ziehen und die Freigebigkeit eines Fürsten nach dem andern erproben und preisen. Er ist gleichgültig dagegen, ob seine Kunst diesem, ob sie jenem Stamm zu Gute kommt. Sein Feind ist allein der Geizige; den schmäht er als den Ungläubigen und Gottlosen, als den Bösen, welcher den Göttern Hohn spricht. Sein Freund ist der Freigebige. Der für seine Dienstleistungen zu erhoffende Lohn auf der einen Seite, auf der andern die gewiß nicht unbegründete Furcht, gelegentlich von jenen „Essern" selbst als „Speise" betrachtet zu werden, bilden stehende, mit angelegentlichster Sorgfalt ausgeführte Motive der priesterlichen Poesie. Begreiflich, daß diesen Sängern der rechte Sängerstolz fehlt, daß bei allem Priesterhochmuth ihnen doch zugleich ein Zug von Bedientenhaftigkeit eigen ist. Das zeigt sich gegenüber den Göttern, welchen in der ihnen wohlgefälligen Weise ihre Gnadengaben abzuschmeicheln das vornehmste Ziel der von Vätern auf Kinder und Kindeskinder vererbten Sängerkunst und Priesterkunst ist. Das zeigt sich noch hand-

greiflicher gegenüber dem irdischen Machthaber und Reichen. Ihm zu schmeicheln kann man nicht Worte genug finden. Kein Andrer geht auf dem Pfade, auf dem er geht. Kein Andrer gilt als schätzereich, als ein größerer Spender. Citra allein ist König; Königlein sind die Andern, die Fürstchen, die sonst noch an der Sarasvati über ihre Ländchen gebieten. Zehn rasche Rosse hat er gegeben, zehn Goldklumpen, zehn Wagen und hundert Kühe. Auf Uebertreibungen kommt es nicht an; ein vedischer Theolog hat selbst einmal mit löblicher Offenheit ausgesprochen, was solche Ergießungen sind: sie sind Lügen. Diese Poesie steht nicht im Dienst der Schönheit wie diese Religion nicht im Dienst der Aufgabe steht, die Seelen zu läutern und zu erheben. Sondern beides steht im Dienst des Standesinteresses, des persönlichen Interesses, des Honorars. Wie der Zimmermann und der Arzt sich wünschen, daß die Leute ihre Wagen und ihre Glieder zerbrechen — sagt ein vedisches Gedicht — wie der Mann das Weib, wie der Frosch das Wasser sucht, so sucht der Brahmane einen Opferherrn, der Soma pressen läßt.

Ich bin Poet, Papa ist Arzt,
Den Mühlstein setzt Mama in Gang.
Ein Jeder geht auf seine Art
Dem Geld nach wie der Hirt der Kuh.

Ganze Familien betreiben diesen Erwerb: „Singet, lobsinget! Singt, ihr Priyamedhas! Auch die Söhnchen sollen singen!“ Je vollständiger die Leerheit des politischen Lebens dem Ehrgeiz und geistiger Kraft andere Sphären der Bethätigung versagt, um so üppiger gedeiht dies Poetenthum. Alle Aufmerksamkeit richtet sich darauf, neue Feinheiten in der Dicht- und Gesangeskunst ausfindig zu machen. Die Concurrenz spannt die Kräfte an. Der Eine beobachtet den Andern, sieht ihm ab, was brauchbar scheint. Alte Lieder, die Beifall gefunden oder göttlichen Segen eingebracht haben, „die von Honig und Butter triefen“, bringt man in neuer Bearbeitung wieder zum Vorschein. Wohl nennt mancher Dichter sein Lied ein gottgegebenes, oder er erkennt es als ein Geschenk der Göttin Rede, der Muse des vedischen Poeten, von welcher einer der schönsten Verse des Rigveda sagt:

Gar Mancher sieht, doch sieht er nicht die Göttin.
Gar Mancher hört, doch sie bleibt ihm unhörbar.
Gar Manchem gibt den Leib sie hin in Liebe
Wie dem Gemahl die schöngewand'ge Gattin.

Aber solche Momente, in welchen der Sänger die Gabe des Liedes aus räthselhafter Höhe zu sich herniedersteigen sieht, sind selten. Eine andere, nüchternere Stimmung herrscht vor. Der Dichter fühlt sich als das, was er in der That ist, als eine Art Handwerker. Er braucht von seiner Thätigkeit gern das Wort „zimmern“:

Nach Gut verlangend hat wie einen Wagen
Geschickt und kunstreich man dies Lied gezimmert.

Von den Schulen, in welchen die Priester und Poeten dieses ihr Handwerk pflegen, haben sie selbst uns in einem Gedicht des Rigveda eine Schilde-

rung gegeben, welche, in wenigen Linien hingeworfen, doch an ehrlicher Unbefangenheit und anschaulicher Naturtreue nichts zu wünschen übrig läßt. Neben den Hymnen an die großen Götter des Weltalls findet sich im Rigveda auch ein überaus merkwürdiges Gedicht an die Frösche, deren Quaken mit dem Geplärr von Brahmanen verglichen wird. Man hat an einen boshaften Scherz gedacht. Allem Anschein nach mit Unrecht; das Lied wird vollkommen ernst gemeint sein. Als Wasserthier, als ein Thier, das um den Beginn der Regenzeit überall sichtbar und noch mehr hörbar wird, ist der Frosch ein Gebieter über Wasser und Regen. Diese unschätzbaren Gaben wird er, wenn man ihm schmeichelt — und die Vergleichung mit den Brahmanen bedeutet durchaus eine Schmeichelei, — dem Menschen zuwenden. Das Gedicht hebt an:

Sie lagen still ein ganzes Jahr,
Brahmanen, heil'ger Ordnung treu.
Nun hebt, vom Regengott erweckt,
Der Frösche Schar zu reden an.

Strömen den Durst'gen die ersehnten Güsse
Hernieder, wenn die Regenzeit gekommen,
Quak, quak heißt's dann, und wie der Sohn zum Vater
Geht Frosch zum Frosch hin, und sie reden alle.

Da spricht der Eine nach das Wort des Andern,
So wie der Schüler, was der Lehrer vorsagt.
Sie bringen das Capitel schön zu Ende,
Wenn in dem Sumpf die Wortgewandten reden.

Wie bei des Soma Nachtfest die Brahmanen
Rings um die volle Kufe Hymnen singen,
So bringt den Tag ihr zu im Jahreslaufe,
Ihr Frösche, wenn die Regenzeit hereinbricht.

Die somatrunkenen Brahmanen legen los;
Alljährlich singen ihre Litanei sie ab.
Die Priester, schwitzend bei des Opferkessels Gluth,
Man sieht sie Alle; Keiner ist, der sich verkriecht.

Des zwölfgetheilten Jahres Götterordnung
Bewahren diese Leute ohn' Verfehlen.
Alljährlich, wenn die Regenzeit gekommen,
Entleeren pünktlich sie die heißen Kessel[1]).

Das Lied schließt mit einer Anrufung der quakenden Gottheiten:

Kuhbrüller, spend' uns! Ziegenmeckrer, spend' uns!
Spend' uns, du Bunter! Grüner, spend' uns Schätze!
Die Frösche sollen hundert Küh' uns schenken,
Bei tausendfachem Opfer langes Leben.

Die Poesie, die wie Froschgequak in den Schulen und Opferversammlungen dieser auf ihren Grassitzen hockenden und bei den heiligen Feuern schwitzenden

[1]) Die von den Fröschen beherrschte Ausgießung der Wassermassen des heißen Sommerhimmels wird mit der Entleerung der heißen Opferkessel verglichen.

Priester zu hören war, mußte wohl eine andere sein, als die Lieder, welche in Griechenland tanzende Chöre schönheitstrunkener Jünglinge sangen. Und doch, die geistigen Anlagen, welche durch die Pflege jener Poesie genährt und gestärkt wurden, wenn auch in mancher Hinsicht bedenklich genug, dürfen nicht kurzweg als werthlos und geringfügig beurtheilt werden. Ueberall legt der Rigveda von diesen Anlagen Zeugniß ab: von frühreifer Schärfe und Feinheit des grübelnden Sinnens, das sich freilich nur in engen und gewundenen Bahnen zu bewegen gewohnt ist, von Geschmeidigkeit und Reichthum der Phantasie, allerdings auch von dem Mangel an nüchterner Klarheit in dem Erfassen des Wirklichen, des anschaulich Concreten. Ohne den Stand, in welchem dieser intellectuelle Charakter sich aufs Höchste steigerte, und ohne die von ihm in den Geistern großgezogene Ehrfurcht vor Denken und Wissen, zu welcher sich die alte dumpfe Scheu vor der Kunst des priesterlichen Zauberers läuterte, hätte sich nie der Genius Indiens mit seinen glänzenden Eigenschaften und mit seinen Schwächen zu entfalten vermocht — ohne die Zurückgezogenheit jener Stätten, wo man sich ganz geistigen Dingen hingeben konnte, zuerst Lehrstätten für die Wissenschaft von Opfer und Opferpoesie, bald die Sammelplätze Derer, die sich in die Räthsel der Welt und des eignen Ich versenken, von höheren Zielen als denen des Augenblicks träumen wollten.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Ein Besuch bei Goethe im Jahre 1808.

Vorbemerkung.

Die Verfasserin der nachfolgenden Briefe ist Caroline Sartorius, geb. von Voigt, die Gemahlin des Historikers und Nationalökonomen Georg Sartorius, späteren Freiherrn von Waltershausen. Die Briefe wurden unmittelbar nach Rückkehr von der Reise nach Weimar in Göttingen, wo Sartorius als Professor wirkte, zwischen dem 21. und 28. October 1808, geschrieben und waren an einen nahen Verwandten gerichtet. Die erste Zusammenkunft mit Goethe fand den Aufzeichnungen gemäß am Sonnabend den 8. October statt. In Goethe's „Annalen oder Tag- und Jahresheften von 1749—1822" heißt es: „1808 den siebten October. Von der Jenaisch-Apoldischen Jagd Alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau sprechen bei mir ein." Die Briefe sind wörtlich zum Abdruck gelangt, und nur einige kurze Stellen sind ausgelassen worden, die ohne allgemeines Interesse sind und sich auf den Besuch nicht beziehen. Leider sind im Verlaufe der Zeit zwei Blätter der Correspondenz verloren gegangen, so daß zwei im Text bezeichnete Lücken bestehen. Die erste betrifft den Eintritt in das Erfurter Theater, die zweite den letzten Tag vor der Verabschiedung.

Am Schluß ist ein bisher nicht veröffentlichter Brief Goethe's mitgetheilt, eine Antwort auf eine Zuschrift der Verfasserin, in der sie ihre Ankunft zu Hause meldet. Die Beziehungen des Dichters zu dem Ehepaar Sartorius waren weiterhin dauernd herzliche. Eine größere Anzahl Briefe aus Weimar ist später durch einen Brand in Göttingen zu Grunde gegangen.

Wenigstens will ich versuchen, lieber Freund, ob ich von den Eindrücken unserer schnellen und an Denkwürdigkeiten so reichen Reise, einige Bilder für Dich auffassen und dadurch mit Dir das genossene Vergnügen theilen kann.

Diesen Brief, der ebenso gut für Papa und Mama ist, denen ich nicht besonders schreibe, um desto ausführlicher seyn zu können, kannst Du nachher an andere Neugierige täglich für 6 ₰ wie einen Roman aus der Leihbibliothek

vermiethen, und Dir dadurch in diesen schweren Zeiten ein schönes Capital machen.

Pour commencer par le commencement: den Freitag d. 7 Oct. um 4 Uhr des Morgens sind wir von Göttingen abgereist und hatten schon abends vor 6 die 9 Meilen bis Langensalza zurück gelegt. Die Wagen waren vortrefflich, die Gegend ist höchst gemein. Langensalza ist mit der Mama Erlaubniß[1]) ein garstiges Nest, und vor dem Wirthshaus zum Kreutze, wo wir übernachtet haben, will ich hiermit einen jeden Christen warnen. Das einzige Merkwürdige darin ist ein gewisser wunderbarer Mechanismus an einem gewissen geheimen Ort, der S. so gut gefiel, daß er ihn wollte abzeichnen und mit einem Aufsatz über das Rafinement in den menschlichen Bequemlichkeiten in die elegante Zeitung einrücken lassen. Am andern Morgen fuhren wir durch das bunte Gewühl von Erfurth hindurch, gerade nach Weimar zu, um dort von Goethe zu vernehmen, wie man es anzufangen habe, um etwas von den Herrlichkeiten zu sehen und für die Nacht eine Herberge zu finden. Im Wirthshaus zu Weimar war alles so voll, daß man uns nur auf eine einzige Nacht aufnehmen wollte; weil es gut ist in der Welt mancherley zu versuchen, so freute ich mich schon im Voraus auf's Bivuakieren. Unterdessen ging S. zu Goethe, der auf die freundlichste Art von der Welt uns eine Wohnung bei sich anboth und uns in die Comödie führte, wo wir Minna von Barnhelm gesehen haben. Das Schauspielhaus ist nicht groß aber allerliebst, und die Truppe, nach dem Urtheil der Kenner, eine der besten in Deutschland. Tags zuvor war Napoleon zu einer Jagd in Weimar gewesen, und den andern Tag hat er mit allen seinen königlichen Trabanten das Schlachtfeld bei Jena besucht[2]). Spaßvögel wollen behaupten, es sei daselbst eine große Hasenjagd gehalten worden, aber dies ist entschieden Verläumdung. Diese war in einer Gegend, wo die Schlacht nicht gewesen ist. Mit einer Empfehlung von Goethe an den Präsidenten von Reck[3]) und seine liebenswürdige Frau versehen, fuhren wir am Sontag früh nach Erfurth zurück. Wenn man nie eine große Stadt gesehen hat, so kann man sich von dem Leben, das dort herrscht keinen Begriff machen. Selbst in Paris, glaube ich, kann es nur mit den Stadttheilen verglichen werden, die dem Hof nahe liegen, und auf jeden Fall muß der Glanz sich dort mehr vertheilen als hier, wo sich so viel Pracht und Herrlichkeit in den wenigen guten Straßen einer mittelmäßigen Landstadt conzentrirte. Halte es nicht für Uebertreibung, der Anblick der glänzenden Equipagen und Pferde, der Ordensbänder und Sterne, die Pracht der verschiedenartigsten Uniformen und Livreen ist wahrhaft Augen verblendend, dieses gestehen selbst diejenigen, die mehr gesehen haben als ich. Vor den Häusern der gekrönten Häupter stand nach dem Maße ihrer Berühmtheit oder Größe ein größerer oder geringerer Haufe Volks. Vor dem Gouvernementhause, wo Napoleon wohnte, ströhmte die Masse wie Meereswogen.

---

[1]) Sie stammte aus Sachsen.

[2]) In der That waren diese beiden Tage die des 6. und 7. October.

[3]) Recte: von der Recke.

ewig ab und zu. Vor Alexanders Thür drängt man sich doch weniger. Der König von Westphalen und der Großfürst Constantin haben auch ihr Publicum. Von dem Primas aber, von den Königen von Baiern, Würtemberg und Sachsen, (ich bitte Mama nochmals um Verzeihung) nahmen nur Wenige Notiz. Zuweilen zeigen sich die großen Häupter vor der gaffenden Menge am Fenster. Der König von Würtemberg schien sogar daselbst faction zu sitzen. Napoleon hingegen sah man nie daran. Am Sontag Nachmittag ritten Alexander und Konstantin zu Napoleon um diesen abzuhohlen, statt dessen aber blieben sie bey ihm sitzen, und so haben wir das Vergnügen verfehlt Napoleon mit seinem Rustan zu Pferde zu sehen. Die beyden Kaiser hatten vor ihren Häusern zwey Pickets von den Cürassieren und zwei Grenadiere von der Garde. Die Könige mußten sich ohne Pickets behelfen. Die Prinzen und Mareschalle bekamen zwey Grenadiere von den Linientruppen, und so fort durch alle Cathegorien hindurch bis zum gemeinen Füsilier alle nach der strengsten Etiquette . . . .

Zuerst der Mama ihr Landesherr. Sieht gar schlecht aus. Trägt eine steife, weiße Uniform, eine aufgewichste Frisur und langen Zopf, läßt sich die Rockschöße nachtragen, nimmt sich aberwitzig aus, wie ein Kreutzphilister. Nun der Würtemberger. Die Unform muß auf dem schmalen Stuhl hin und her balancieren um das Gleichgewicht zu behalten. Sieh: das scandaleuse Publicum erhebt ob des Schmehrbauchs ein lautes, verhöhnendes Gelächter. Der Baiernkönig tritt auf mit einer jovialen, ächt deutschen Physiognomie und einem preußischen Anstande. Inzwischen war Jerôme mit seiner Königin in die große Loge getreten, weil er, wie man sagt, wegen Rangstreitigkeiten nicht unten sitzen gewollt. Von allen Kaisern und Königen, die dort versammelt waren, selbst den Allmächtigen nicht ausgenommen, hat Jerôme die schönste Physiognomie, seine Züge, geistreiche Augen, nur krank sieht er aus, zum Erbarmen! Die Königin hat etwas durchaus Fatales. Alle diese waren schnell hinter einander gekommen, nun erfolgte eine ziemliche Pause. Stärker denn zuvor erhallen jetzt die Trommelschläge. Beide Kaiser erscheinen zugleich. Alexander geht voran, Napoleon dicht hinter her und hatte als der Letztkommende den Rang. Dafür ließ er Alexander zur Rechten sitzen. Es liegt wirklich etwas Unheimliches darin mit Napoleon in demselben Raum eingesperrt zu seyn. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und Alexander ward schier vergessen. Beyde Kaiser waren äußerst einfach gekleidet; es schien, als solle der Glanz, der sie umgab ihnen blos zur Folie dienen. Alexander trug eine schlichte, dunkelgrüne Uniform mit silbernen Achselbändern und das rothe Band der Ehrenlegion, Napoleon trug gleichfalls eine dunkelgrüne Uniform mit rothen Auflagen, ohne alle Verzierung, goldene Obersten Epaulets, das rußische Blau Band, ganz einfach weißes Unterzeug, weiße, seidene Strümpfe und Schuh mit kleinen, gelben Schnallen, einen rauhen, dreyeckigen Huth ohne Cordons mit einer Cocarde von der Größe eines dreygroschen Stücks. Er hat einen ganz besonders zierlichen Fuß und eine schöne Hand. Sonst scheint er mir nicht schön gebaut. Der Rumpf ist im Vergleich zum Untertheil viel zu massiv. Der Kopf steckt in den Schultern, es ist kein rechtes Verhältniß

im Ganzen. Einen Bauch hat er jedoch nicht. Die Haare sind schwarz, der Teint ganz italienisch, die Form des Kopfes nicht ohne Grazie. Die Züge sind gerade nicht antic, lassen sich aber doch der Ähnlichkeit unbeschadet bis zur Antique erheben. Die Augen liegen sehr tief und Blick und Farbe sieht man garnicht. Das Kinn ist sehr hervorstehend, und die Fläche der Backe von der Nase bis zum Ohr so groß, wie ich sie noch bei keinem Menschen gesehen habe. Eben darum hat das Profil trotz der gebogenen Nase etwas Glattes. Sein Äußeres imponirt eben nicht, aber es ist Grazie und ein sehr ruhiger Anstand darin, und seine Gesten, mit denen er sehr sparsam ist, sind voller Anmuth. Sobald er sich setzte begann die Music, er sah sich einmahl ganz langsam nach den Logen um, dann hob sich der Vorhang, die Vorstellung, der er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen schien, ging rasch vorwärts. Er verwandte keinen Blick von der Bühne, hielt ein goldenes Taschenperspectiv in der Hand, welches er auf und zu schob, und durch das er zuweilen sah, dann nahm er auch wohl eine Prise Tabac aus einer kleinen, ganz flachen goldenen Dose; gesprochen ward fast gar nicht. Alexander lorgnirte zuweilen die Logen, der Primas schlief zuletzt ein, Jerôme konnte sein Uebelbefinden und seine schlechte Laune garnicht verbergen, die übrigen saßen in steifer Förmlichkeit da. Alexander ist tout bonnement groß und hübsch, wie man sagt im Umgang höchst liebenswürdig. Sein Äußeres hat nichts Geistreiches, auch fehlt es ihm an ruhigem Anstande, und der kahle, stark gepuderte Kopf entstellt ihn. Constantin ist etwas kleiner, aber musculöser gebaut, jedoch die Calmückenphisiognomie ist gar zu widrig. Nach beendigtem Schauspiel stand Napoleon zuerst auf, gab Alexander den Pas, brachte ihn in seinem Wagen zu Haus, und alle übrigen folgten nach ihrer Reihe.

Ungeheuer ermüdet kamen wir selbst nach Haus, ich kann sagen, in einem solchen Gedränge habe ich mich nie befunden, man mißhandelte sich einer den andern. Den andern Tag blieben durch ein dummes Misverständniß die Comödienbillets aus, indessen haben wir wenig dabei verloren, da es eines von den weniger guten Stücken von Racine war, wo jedermann sich eigentlich gelangweilt hatte, nur Talma hätte ich gerne gesehen. Den Abend giengen wir zu Frau von Reck, die täglich nach dem Theater offen Haus hielt. Dort versammelten sich Menschen von allen Enden der Welt, mitunter wunderbare Gesichter. Maret [1]), der bei Recks wohnte, fehlte selten, und auch diesen Abend trafen wir ihn dort. Au premier abord verwundert man sich, daß der Vertraute von Napoleon so aussieht, ich glaube aber, daß mit jeder Minute der Eindruck günstiger wird. Er ist ein Mann von ohngefähr 50 Jahren und hat eine große Ähnlichkeit mit Hinüber in Marienwerder. Vergrößere diesen um einige Finger breit, wasche ihn rein ab, veredele seine Züge um etwas, gieb ihm endlich Ruhe statt Phlegma, und Du hast Marets Bild. Seyn ganzes Wesen war äußerst sanft und milde, nur in den Augen glänzte ein heimliches zurückgepreßtes Leben; er soll in der Revolution schreckliche Dinge bestanden haben, und in der That trägt er ganz das Gepräge von

[1]) Nachmals, seit 1811, Herzog von Bassano.

jemandem, den das Schicksal gewaltsam verarbeitet hat. Er war allgemein geehrt und geliebt, auch Goethe, bei dem er in Weimar logirt hat, sprach von ihm mit hoher Achtung. Erfreulich war es zu sehen wie der alte Wieland von den Franzosen geehrt wird. Maret ließ sich ihm präsentiren, und auch der Kaiser hat ihn sehr ausgezeichnet. In dieser Assemblée waren noch ein paar Secretäre des Kaisers, die keine Uniform hatten sondern ganz wunderbare französische Kleider von ungerissenem schwarzen Sammet mit blattgrünem Muster wie englische Teppiche en migniature, dabey Steinknöpfe, breite Pointmanchetten, Stahldegen und dreyeckige Hüthe mit Stahlagraffen und weißen Federn ausgelegt. Außerdem trieben sich noch einige subalterne schöne Geister in der Gesellschaft herum z. B. Herr Peter Falk, ein wahres Satansgesicht, klug aber widrig, wie ich noch keines gesehen. Dann der Dichter Thümmel, ein wahrer Clown, und was er spricht ist auch nicht weit her. Den Oberschenken Wangenheim trafen wir dort auch sehr unvermutet.

24. Oct. Weiter zu schreiben ist mir heute unmöglich, meine Hand ist ohnedem vom Schreiben lahm und krumm. Das nächste Mahl die Folge, die für uns höchst interessant ist. Den 20ten sind wir zurückgekommen, wir erwarten Brief von Dir. Noch auf tausend und abertausend interessante Dinge mache Dich gefaßt.

Lebewohl, wie ein geschickter Romanschreiber will ich bey dem Ende des ersten Theils Deine Erwartung spannen. Doch für heute kein Wort mehr.

C.

Göttingen d. 27. Oct. 1808.

Ich glaube, lieber Freund, daß ich in meinem letzten Brief da stehen geblieben bin, wo die Herrlichkeiten von Erfurth anfingen uns zu ermüden, wie das denn immer mit den Dingen der Fall ist, die bloß unsere Neugierde befriedigen, wenn wir alles gesehen haben, so sind wir satt, wollen weiter und haben uns nicht selten den Magen verdorben. Am Montag Nachmittag war S. beym Grafen Romanzow gewesen, eine Menge Prinzen aber, deren Schicksal auf dem Spiel stand, hielten dessen Thür umlagert. S. beschied sich leicht da nicht durchdringen zu können, gab seine Karte ab und hielt damit die Sache für beendigt. Am andern Morgen trieben wir uns noch ein wenig auf der Straße herum und freuten uns der herrlichen Haltung der Garde, die in einem Glanz sich dort zeigte, von dem man beym bloßen Durchmarsch keine Vorstellung sich machen kann. Aber der Reiz der Neuheit war dahin, wir sehnten uns herzlich nach unserm Wagen, den wir stündlich von Weimar erwarteten, und waren noch unschlüssig, ob wir eine Einladung zu Recks zum Diner annehmen sollten. S. war schachmatt, hatte sich auf's Bett gelegt und schlief, ich saß am Fenster, schrieb und gähnte abwechselnd, als draußen auf einmahl eine fremde Stimme nach unserem Nahmen fragte, und ein Unbekannter in blauem Frack und rundem Huth hereintrat. Er brachte eine Empfehlung vom Grafen Romanzow an S., wie leid es diesem gethan ihn nicht gesprochen zu haben, und wie sehr er dieses nachzuhohlen wünsche. „Ihre Wohnung stand nicht auf Ihrer Karte“, fuhr der Fremde

fort, „der Graf gab mir den Auftrag Sie aufzusuchen, bei Recks habe ich endlich Ihren Aufenthalt erfahren." — Wir glaubten, es sei ein Kammerdiener des Grafen, ich schrieb ruhig fort, S. bot ihm keinen Stuhl an und erkundigte sich nur, um welche Zeit der Graf zu sprechen sei. „Genau sagte jener, „kann ich dieses nicht bestimmen, aber wahrscheinlich gegen 5 Uhr, kommen Sie indessen etwas früher, und bleiben Sie solange auf meinem Zimmer; mein Nahme ist Bethmann, der Graf wird sich sehr freuen, daß ich Sie aufgefunden habe, er schätzt Sie außerordentlich." Bei dieser Phrase, die nicht wohl aus dem Munde eines Bedienten kommen konnte und dem wohlbekannten Nahmen legte ich unwillkürlich die Feder nieder und stand auf. Der Fremde empfahl sich indessen, und ließ uns im Zweifel, ob er wohl gar der russische General-Consul aus Frankfurth sei? Bey Recks erfuhren wir denn, daß er es wirklich gewesen, daß er S. dort gesucht und erzählt habe, wie der Graf sich der kleinsten Details seiner ersten Bekanntschaft mit S. erinnert und noch nach einem Zeitraum von fast 20 Jahren mit der größten Theilnahme seiner gedacht. Das Diner war gar sehr belebt, und in der Gesellschaft, die fast aus lauter Fremden bestand, die sich zum ersten Mahle sahen, herrschte eine Freymüthigkeit, die man oft in vertrauten Zirkeln vermißt. Unterdessen war unser Wagen angekommen, und ein Billet von Goethe meldete, daß er uns diesen Abend bei sich erwarte. Während der Zeit, daß S. beym Minister war, bereitete ich alles zur Abreise. Er kam bald zurück. Der Minister hatte ihn auf's freundlichste empfangen, hatte alter Zeiten bestens gedacht und ihn zuletzt gebethen den andern Morgen, wo er länger Zeit habe, wiederzukommen. Nun war guter Rath theuer; Goethe erwartete uns, und doch war des Ministers Vorschlag nicht abzulehnen. Zuletzt faßte ich mir ein Herz und machte mich allein auf den Weg. S. versprach den andern Tag nachzukommen, sobald er seinen Besuch abgethan haben würde. So fuhr ich denn mit sinkendem Tage weg, machte die drei Meilen allein im Finstern, und um 9 Uhr kam ich nach Weimar in ein Haus, wo ich niemahls gewesen, zu einem Mann, dem ich fast unbekannt war, und vor dem so manche sich fürchten mochten. Ich brachte meine Worte kurz an. Goethe war äußerst liebenswürdig, hieß mich willkommen und umarmte mich, bey dieser Gewohnheit ist's denn auch verblieben, so lange wir dort gewesen sind, und weil es sich einmal beyläufig ergab, daß er nur „hübsche Kinder" küßt, so konnte ich nichts dagegen einzuwenden haben. Seine Frau, die eben nach Frankfurth gereist war, habe ich nicht kennen gelernt, und auch dieses war einer von den seltenen Glücksfällen, deren wir mehrere auf unserer Reise gehabt haben. Goethens Haus ist gar preißlich, und bei altmodigen, höchst einfachen Meubles, ein Inbegriff von allem Comfort. Die Treppe ist ganz im Italiänischen Geschmack, mit Statuen, einem Plafondgemählte und einer Friese in Stuckatur verziert und so über alle Maßen schön, daß man in einem Privathause ihr nichts vergleichen kann. Am Eingang im Vorzimmer empfängt Dich nach antiker Weise ein freundliches Salve, das mit dunkelem Holz in den weißen Fußboden eingelegt ist. Noch ein anderer Fußboden in einem Saal war besonders hübsch. Es war mit Papier beklebt und

mit Wachsmahlerey, die eine Nachahmung des Alterthums ist, überzogen. Der Grund war ein dunkelgrüner, gesprenkelter Porphyr, rings herum lief eine helle Arabeske, und in der Mitte war als Medaillon die Tragische Maske angebracht. Von den Kunstschätzen aller Art, die dieses Haus enthält, sage ich kein Wort, als daß ich eine wahre Diebesneigung zu den geschnittenen Steinen verspürte, die ich dort gesehen habe.

Am Mittwochen Mittag kam S., dem ich den Wagen gleich wieder mit einer Ladung von seinen Büchern nach Erfurth geschickt hatte, auch an, und es war schon der Mühe werth diese Unterredung nicht versäumt zu haben, die vielleicht für unser künftiges Leben nicht ohne Folgen sein mag. Der Graf war über alle Maßen gütig gewesen, hatte sich nach S. seinen literärischen Arbeiten genau erkundigt, die Titel der mitgebrachten Bücher angesehen, sich nach ihrem Inhalt erkundigt und bey Gelegenheit von denen, die über Nationalökonomie handeln, nach mehreren Schriftstellern, die auch diesen Gegenstand behandelt und nahmentlich nach Hufeland gefragt und zuletzt die merkwürdigen Worte hinzugefügt: „On n'a jamais tant écrit sur les finances, que depuis qu'elles sont dérangées partout, et sur le commerce que depuis qu'il n'en existe plus." Die Fortsetzung von Spitteler hat er getadelt, als eine Sache, mit der man jetzt sich nicht befassen müsse, und als S. erwiedert, daß das gewiß mit aller Vorsicht geschehen, so hat er geantwortet: „Mon Dieu, je n'en doute pas, vous êtes un homme sensé et ce n'est pas de cela dont il s'agit, mais qui pouvait s'attendre à cette queue?"

Ich habe natürlich nur sehr summarisch diese sehr interessante Unterredung mittheilen können, viele nähere Details sind der mündlichen Unterhaltung aufbewahrt. S. hat nachher noch lange mit Bethmann gesprochen und diesem ziemlich reinen Wein über seine Wünsche und die Unannehmlichkeiten seiner jetzigen Verhältnisse eingeschenkt. Der Graf wußte damahls von seiner Reise nach Paris noch nichts und glaubte noch früher als sein Kaiser nach Petersburg zurückzukehren, Bethmann schlug daher S. vor ihn von Weimar nach Auerstedt oder Buttelstedt, wo des Grafen erstes Nachtquartier seyn würde, abzuhohlen, wo er diesen nach aller Bequemlichkeit hätte sprechen können. Wie sich das alles in der Folge geändert hat, und was weiter daraus geworden, wird der dritte Theil meines Briefes melden, dem Du hoffentlich nicht das Schicksal von so manchem gelehrten Werke wirst angedeihen lassen, dessen dritter Theil von den Mäusen verzehrt ist, ohne daß sich jemand die Mühe gegeben hat die beiden ersten zu studieren. Acht Tage lang führten wir bei Goethe ein gar erfreuliches Leben. Täglich gab es etwas neues, und er selbst machte den guten Wirth auf die liebenswürdigste Weise. Des Mittags waren gewöhnlich ein paar Gäste geladen, den Nachmittag war Comödie, und des Abends wurden öfters Sänger und Sängerinnen aus der Oper herbeygehohlt, uns das Herz mit Gesang und Saitenspiel zu erfreuen. Alles trug dazu bey unseren Wirth in die glänzendste Laune zu versetzen und dadurch unsern Aufenthalt zu verschönern. Napoleon hatte ihn vor allen anderen ausgezeichnet und auf dem Hofball in Weimar[1]) fast nur mit ihm gesprochen; Maret hatte

[1]) Am 6. October.

ihm durch den schmeichelhaftesten Brief in des Kaiser's Nahmen das Ehrenkreuz verhießen; alles, was groß und berühmt war, drängte sich zu seiner Bekanntschaft; so sehr er gewiß über kleinliche Eitelkeit hinweg ist, so hätte er nicht Mensch sein müssen um sich nicht geschmeichelt zu fühlen, um so mehr da er so viele Auszeichnung seiner Persönlichkeit und nicht seinem Platz in der Welt verdankte.

Der 14 October erschien — der so manches Andenken aus jener Schreckenszeit erneuerte. Die Kaiser trennten sich. Alexander kam nach Weimar und die Jahresfeier der Schlacht, die auf immer über Preußens Geschick entschieden hatte, war ein — Hofball. Das Schloß und die Stadt waren erleuchtet, und wie damals die Flamme der niederbrennenden Häuser die Gegend erhellte, so strahlte jetzt ein brennender Obelisk mit den Nahmenszügen beider Kaiser in weite Ferne. Um den Contrast zu vollenden, mußte die Herzogin auf derselben Stelle und zur selben Stunde die schöne Stephanie bewillkommnen, wo sie zwey Jahre früher den Sieger, dessen Schwerdt vom Schlachtfeld dampfte, empfangen hatte, um seinen Zorn zu beschwören. Sollte man nach solcher Erfahrung, wie gute und böse Tage vorübergehen ohne andere Spuren zu hinterlassen, als die Nebelbilder der Erinnerung, sollte man es noch der Mühe werth achten sich über die Dinge dieser Welt zu freuen oder zu ängstigen? — Mit wahrem Interesse habe ich die edle Herzogin gesehen, die hochherzige, starke Frau, deren Muth in der Stunde hoher Prüfung sich so herrlich bewährte, und von der Napoleon gesagt: En général j'estime peu les femmes, mais il y en a deux que je respecte, c'est la duchesse de Weimar et la Markgrave de Bade, sa sœur. —

Goethe war den Mittag bei Hof, damit aber kein Tag ohne ein eigenthümliches Interesse verstreichen sollte, so meldeten sich der Schauspieler Talma und seine Frau an. Goethe bath mich in seiner Abwesenheit ihnen und einem Secretär des Kaisers, der auch im Hause logiren sollte, die Honneurs zu machen, und so habe ich denn diesen Tag die Frau vom Hause represéntirt. Talma ist ein höchst interessanter Mensch, der nichts von der französischen Manier, als eine große Leichtigkeit besitzt, sonst ist er ernst, fast düster und hat etwas beschränktes in der Physiognomie, aber seine grauen, an sich nicht schönen Augen haben auch im gemeinen Leben einen sonderbar melancholischen Ausdruck, der ihn ganz zum prince tragique (wie er sich selbst einmahl nannte) stempelt. Er ist ohngefähr 38 Jahre alt, von mittlerer Größe und gut gebaut. In England erzogen, befleißigt er sich einigermaßen der englischen Weise, und giebt gerne zu verstehen, daß er die Sprache kann. Madame Talma, die als mademoiselle Vanhove im komischen Fach sonst bekannt gewesen, ist älter wie er, weniger interessant und nicht hübsch, eine Pariserin im ganzen Sinn des Worts, aber ihr artiges verbindliches Wesen gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Beyde waren neugierig das deutsche Theater zu sehen, obgleich sie die Sprache nicht verstanden. Den Abend ward Camilla gegeben und mademoiselle Jagemann, die in dieser Rolle ihr schönes Talent entfaltete, erntete ihren gerechten Beyfall.

Den anderen Tag gab Bertuch, vor dessen Industrie-Comtoir sich mancher Rittersitz verbergen muß, ein stattliches Déjeuner dinatoire. Goethe, Wieland, Talmas, der Gesandte Bourgoing, Verfasser der Reise durch Spanien, und einige vornehme Russen waren dort. Talma ward über alle Vorstellung von jedermann fetirt und benahm sich mit einem so feinen Anstande, so viel Würde, blieb so ganz an seinem Platz und wußte doch diesen so zu erheben, daß man sagen kann, seine sämmtlichen deutschen Collegen, ja ein großer Theil von dem, was hier zu Lande sich zur besten Gesellschaft rechnet, sind erbärmliche Stümper gegen ihn. Er war im großen Costüm, weil der Kaiser Alexander ihn zu sprechen begehrt und trug einen Lapisfarbenen Rock mit einer Garnitur Steinknöpfe, die Goethe wenigstens auf 20 Carolin schätzte, die feinste Wäsche und Points von einer Schönheit, wie ich noch keine gesehen habe. Der Kaiser hatte ihn sehr gnädig empfangen und ihn sammt seiner nicht weniger eleganten Frau auf den Abend zu einer Declamation wieder bestimmt. Der Gesandte Bourgoing ist eine so seltsame diplomatische Figur voll steifer Förmlichkeit, daß wenn dergleichen auf dem Theater vorkäme, so würden wir es für eine grelle Carikatur halten.

Des Mittags hatte Goethe Talmas geladen, und hier schien ein wahrer Wettstreit zwischen dem Wirth und seinen Gästen einzutreten, wer den anderen an Liebenswürdigkeit übertreffen könnte. Goethe ist des Französischen nicht ganz mächtig, aber seinem Geist legt keine Sprache, die er nur einigermaßen kann, so leicht Fesseln an. Talmas bathen ihn dringend nach Paris zu kommen und bei ihnen zu logieren, das Glück den Autor vom Werther bey sich zu besitzen, würde ganz Frankreich ihnen beneiden, keine Frau in Paris würde ruhen, eher sie ihn gesehen, auf allen Toiletten, in allen Boudoirs würde er sein Buch finden, das immer von neuem gelesen, von neuem übersetzt jetzt, wie vor dreißig Jahren, den Reitz der Neuheit besäße. Es gab keine Art der feinen Schmeicheley, die sie nicht mit der Leichtigkeit des guten französischen Tons, der nie fade noch kriechend wird, ihm ausgespendet hatten. Goethe antwortete heiter und artig, wollte sich aber auch auf kein Versprechen einlassen und meinte spaßhaft: das Glück in Paris eine solche Sensation bey seinen jetzigen Jahren zu machen, wäre für seine Schultern zu schwer. Nun rückte Talma mit dem Plan eines Trauerspiels los, in welches er und Dulise den Werther verwandeln wollten. Dieses schien in der That ziemlich ungewaschenes Zeug zu seyn; Goethens unerschöpfliche gute Laune ließ sich indeß durch die Verunstaltung seines Kindes nicht irre machen, zuletzt nur sagte er mit einer fast unmerklich spöttlichen Miene: wenn sie mit ihrem Trauerspiel im Reinen wären, so möchten sie es ihm schicken, damit er es übersetzen und bei sich könne aufführen lassen.

„Mon Dieu," sagte Talma, der, um mit der Herzogin von Orléans zu reden, wohl fühlen mochte, wo Barthel den Most hohlt, „mon Dieu, qu'avez vous besoin de notre pièce, vous qui feriez cent fois mieux que nous?" — „C'est qu'on n'aime pas à refaire ce qu'on a fait une fois," antwortete Goethe. Sein Kammerdiener brachte ihm inzwischen ein dicken Brief, den er erbrach, durchsah und ohne weiter seiner zu erwähnen in's Fenster legen ließ.

Talma fragte jetzt ziemlich indiskret, ob es wahr sey, wie man allgemein versichere, daß eine wahre Geschichte dem Roman zu Grunde läge? Besorgt über die Wirkung dieser Frage blickte ich nach Goethe, auf dessen Gesicht sich aber keine Spur von Verstimmung zeigte. „Diese Frage," erwiederte er freundlich, „ist mir schon oft vorgelegt worden, und da pflege ich zu antworten: daß es zwey Personen in einer gewesen, wovon die eine untergegangen, die andere aber leben geblieben ist, um diese Geschichte der ersteren zu schreiben, so wie es im Hiob heißt: Herr, alle Deine Schafe und Knechte sind erschlagen worden, und ich bin allein entronnen Dir Kunde zu bringen." Unser lautester Beyfall lohnte den herrlichen Einfall; ernsthafter mit einem unbeschreiblich tiefen Ausdruck setzte er hinzu: „So etwas schreibt sich indeß nicht mit heiler Haut." Er hatte bisher französisch gesprochen, dieses Wort aber sprach er deutsch, und sich zu Sartorius wendend: „traduisez cela à nos amis, monsieur." — Talma mit dem Gepräge der großen Leidenschaften bekannt, faßte leicht den Sinn, ohne die Worte zu verstehen. Goethe ging schnell wieder in seine vorige Heiterkeit über. „Gewöhnlich," sagte er, „muß man schwer seine Jugendthorheit abbüßen; ich aber gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen sie noch in späteren Jahren Heil und Segen bringen; erstlich so manche erfreuliche und interessante Bekanntschaft, wie dieß heute noch der Fall ist, dann hat vorgestern mir der Kaiser Napoleon das Ehrenkreuz gegeben, und eben beschenkt auch Alexander mich mit einem Orden"; und nun zeigte er das Packet, das der Kammerdiener ihm früher gebracht, und welches das große Band des Annaordens mit einem brillantnen Stern enthielt. Hiermit entfernte er sich um sich anzukleiden, weil er nach Hof zu der oben erwähnten Declamation gebethen war. Er hinterließ Talmas wie uns alle von seiner Liebenswürdigkeit entzückt, die wirklich diesen Tag über alle Beschreibung war.

Talmas, welche die Scene, wo Othello die Desdemona erwürgt, erwählt hatten, überhörten sich ihre Rollen auf meinem Zimmer, und hier war Talma so gefällig uns einige der bedeutendsten Stellen zu declamiren. Schon des morgens bey Bertuch, als man ihm ein Bild von Othello zeigte, tadelte er den Ausdruck im Munde als zu schwach gegen den in den Augen und rechtfertigte seinen Tadel vollkommen, in dem er auf einen Augenblick selbst den Character so annahm, daß er einem Mahler ein reiches Studium dargebothen hätte. Sein Mienenspiel ist unübertrefflich schön, und die eine Stelle, wo Desdemona von neuem ihm Versicherungen ihrer Treue und Liebe gibt, und er mit einem lauten, halb wahnsinnigen Lachen, das zwischen Hoffnung, Freude und Verzweiflung hinschwankt ausruft: „Tu m'aimes?" war so gräßlich schön, das sein Bild mir immer noch vor Augen schwebt.

Als sie weg waren, trat Goethe in seiner Hofuniform mit Stern und Ordensband geschmückt herein: „Ich komme," sagte er, „mich Ihnen zu zeigen und zu fragen, ob Sie mich accreditiren wollen?" Er war in dieser Kleidung so jugendlich und schön, daß ich ihm um den Hals fiel und ausrief: „Ew. Excellenz, Ihnen so zu widerstehen ist unmöglich, aber ich hoffe, Sie werden mein Unglück nicht wollen."

Den Abend ward Don Carlos gegeben, und Talmas kamen, nachdem sie ihre Aufgabe vollbracht, zu uns in Goethes Loge. Sie kannten das Stück aus einer Uebersetzung, und was sie nicht verstanden, übersetzten wir ihnen, so gut es gehen wollte. Talma folgte dem Stück mit der größten Aufmerksamkeit, lobte oft, tadelte manches, vielleicht nicht immer richtig, aber ohne alle Arroganz und mit so wenig Vorurtheil, als man dieses von einem Franzosen nur immer erwarten kann. Das Ganze schien ihm un peu froid zu seyn, „il a trop peu de couleur dedans," meinte er, und es läßt sich nicht läugnen, daß dieses Stück so wenig reich an Handlung ist, daß es jemandem, für den die Anmuth der Diction verlohren geht, leicht kalt erscheinen mag. Lebhaft ward er indessen von der großen Schönheit der letzten Scene ergriffen, wo Carlos von seiner Stiefmutter in der Nacht Abschied nimmt, um nach Flandern zu entfliehen, und der König beyde belauscht. „C 'est beau, c'est touchant, c'est vraiment dramatique," rief er einmahl über das andere.

Nach dem Schauspiel fuhren Talmas mit uns nach Goethens Hause zurück, wo er uns noch vor seiner Abreise in der Nacht eine Probe von seiner Kunst versprochen hatte. Außer diesem Talente besitzt er noch ein anderes, welches leicht noch mehr Neider finden möchte, nehmlich das sehr solide mit der unglaublichsten Leichtigkeit — Geld zu schneiden. Im Theater noch schickte die Herzogin an Mad. Talma einen brillantenen Ring, und der Herzog ihrem Manne ebenfalls für die Mühe einer halben Stunde eine sehr schöne Dose mit einem Mosaik Gemälde, und auf Goethens Treppe erwartete ihrer schon ein Hoflaquai mit einem Brief vom Grafen Romanzow, worin ihm dieser, wie man nachher erfuhr, einen Wechsel von 500 Ducaten im Nahmen des Kaisers überschickte, der sie schon in Erfurth mit einem Ringe beschenkt hatte, wie Talma selbst sagte: de la moitié de la grandeur de ma main et une grande plaque de diamants pour madame Talma. Ebenso sind sie von allen übrigen Königen und Prinzen beschenkt worden, ich glaube, daß sie leicht für 10.000 Thl. Geld und Schmuck mit nach Haus genommen haben.

Die Könige haben sich überhaupt mit Geschenken sehr angegriffen, es mag manchem sauer genug geworden sein. Der Sachsen König hatte allein klüglich in seinen Archiven nachschlagen lassen, was die Auguste von Polen in ähnlichen Fällen gegeben hatten, und war nach dieser Vorschrift mit 8, 10, 18 Ducaten losgerückt, wo die anderen es sich hatten Hunderte kosten lassen.

Talma hatte zuletzt noch die große Artigkeit für uns allein (denn Goethe war auf dem Schloß geblieben) eine Scene aus Gaston de Foix und die Hexen Scene aus Macbeth, die aber bei den Franzosen in einen Traum, den er seiner Frau erzählt, verwandelt ist, vor zu declamiren. Noch einmahl: als Mimiker leistet er alles, was möglich ist, als bloße Pantomime wäre schon sein Spiel ein herrlicher Anblick. Seine Declamation ist weniger französisch wie die seiner Collegen, aber immer noch genug um deutschen Ohren nicht ganz angenehm zu sein. Für uns, die wir durch die schöne Abwechslung des Versbaues in Goethens und Schillerns Stücken verwöhnt sind, hat der französische Alexandriner etwas höchst schleppendes und eintöniges, das uns ohne ihren

Aufwand an Geschrei und Lärm bald wie das Rauschen eines Mühlrades einschläfern würde . . . .

Für den Abschieds Abend hatte der Dichter seine schönste Gabe, seine Gedichte uns aufgespart. Er erschien abends bei Tisch mit einer Hand voll Papiere, die er neben sich hin legte und war über alle Maßen wohl gelaunt.

Nach dem Essen fing er an vorzulesen, aus dem Kopf zu rezitiren, bis des Nachts 1 Uhr; an diesem Abend übertraf er sich selbst. Des Dichters Glück war von jeher: Weiber, Wein, Gesang, und unseren Freund, für den ein ewiger Frühling blüht, begeistern die beiden ersten noch im Herbst seines Lebens zu den herrlichsten Gesängen. Verliebt sein ist die Weise des Hauses; verliebt ist jedermann, der darin aus- und eingeht; ich war zuletzt wahrhaftig besorgt auch uns würde die Epidemie ergreifen. So hat er diesen Sommer in Karlsbad ein Liebchen gehabt, dem er seine süßesten Lieder gesungen, und diese Sonette, die noch sämtlich ungedruckt sind, theilte er uns mit. Schön waren sie alle, am schönsten aber die, in welchen er Sie sprechen ließ, und mit deren Zartheit ich nichts zu vergleichen wüßte, wie es denn wohl noch nie einen Dichter gegeben hat, der in das weibliche Gemüth so tiefe Blicke gethan hat, es ist als habe das ganze Geschlecht von der Edelsten bis zur Niedrigsten bei ihm Beichte gesessen. In denjenigen Liedern worin Er sprach herrschte schon mehr das gemäßigte Feuer der reiferen Jahre, als die Gluth, die im Werther z. B. alles entzündet und verzehrt, was seinem Kreise sich naht. — Alsdann gab es allerhand Gelegenheitsgedichte, zum Theil aus früheren Zeiten, die wegen mancherley Personalitäten nicht gedruckt sind, noch es werden können, in denen aber eine Laune herrschte, die uns bald in das unsinnigste Lachen versetzte; in meinem Leben glaube ich nicht so gelacht zu haben.

In tiefer Nacht schieden wir endlich von einander, nachdem er uns in diesen wenigen Stunden durch alle Stufen des Vergnügens geführt hatte.

Ich glaube gern, daß Goethe, nur gegen wenige und nur selten ist, wie ich ihn gesehen habe; aber so wie er war, habe ich nie einen liebenswürdigeren Mann gesehen.

So hast Du denn eine Art Reisejournal von mir erhalten, wo ich noch so manchen interessanten Tag, so viele pickante Anecdoten wegen des zu großen Reichthums an Gegenständen habe auslassen müssen. Für die mündliche Unterhaltung ist noch so vieles. C.

Goethe an Caroline Sartorius.

Haben Sie recht viel Dank, liebe kleine Frau, für die baldige Nachricht Ihrer glücklichen Zurückkunft. Daß die vegetabilischen Späße[1]) ihre gute

[1]) Bezieht sich vermuthlich auf den berühmten „Zwiebelmarkt", der damals, wie heute noch, um dieselbe Zeit im October alljährlich in Weimar abgehalten wird. Die „Zwiebelrespen", eine Art Guirlande von Zwiebeln, werden dort in den Speisekammern aufgehängt.

Wirkung gethan haben freut uns recht sehr. Versäumen Sie nur nicht jährlich dergleichen bey uns von dem famosen Markte abzuhohlen.

Ihrem theuren Gatten empfehlen Sie mich auf's beste. Was er mir schreibt ist in einem treuen Herzen verwahrt. Möchte er mir doch einige Nachricht von den englischen und irländischen Klosterstudien geben können aus jener dunklen Zeit von der man wenig weiß. Wäre es auch nur Nachricht, daß man nicht viel wisse. Empfehlen Sie mich im Blumenbachischen Hause zum allerschönsten. Zwey Hefte für den Herrn Präfecten liegen bey. Er dürfte nur die Nummern der Verzeichnisse angeben, die ihn interessieren und ich würde gern Exemplare davon überschicken. Leben Sie recht wohl und denken in Ihrem häuslichen Kreise mit freundschaftlicher Neigung an uns, wie wir an Sie und lassen uns manchmal von Ihrem Befinden etwas erfahren.

Goethe.

Kalliope.

Episode aus einem Roman.

Von

Rudolf Lindau.

[Nachdruck untersagt.]

Es war an einem heißen Augusttage. In dem obern Stockwerke der Villa Argyriadi in Therapia waren alle Fenster geschlossen, und dunkle Vorhänge verwehrten dort dem Lichte Eingang in die Zimmer; im Erdgeschoß dagegen hatte Marco, der aufmerksame Haushofmeister, gegen fünf Uhr, als sich eine kühlende Brise erhoben, Thüren und Fenster öffnen lassen, um der frischen, reinen Luft freien Zug durch das schwüle Haus zu gestatten. — Der schmale Quai vor dem Hause war verödet, auch auf dem Bosporus zeigten sich nur wenige Fahrzeuge, außer den Dampfschiffen „Schirkets" genannt, die den Personenverkehr zwischen Konstantinopel und den zahlreichen, am europäischen und am asiatischen Ufer des Bosporus gelegenen Ortschaften vermitteln. — In Therapia selbst schien Alles zu ruhen, in Erwartung des nahenden Abends, der die vornehmen, jede Ermüdung scheuenden Bewohner des aristokratischen Vorortes von Konstantinopel nach des Tages Unthätigkeit zur Erholung ins Freie zu locken pflegte.

Auf der Veranda der Villa saßen Frau Kalliope und deren Freundin Marianne. Die schöne Frau erschien in hohem Maße erregt. Das gewöhnlich bleiche Antlitz war geröthet, und die dunklen, großen Augen glühten.

„Beruhige Dich," sagte Frau Marianne besänftigend.

„Sprich nicht so, wenn Du mich nicht erzürnen willst," fuhr Frau Kalliope auf. „Du bist nicht meine Freundin, wenn Du kein Gefühl hast für die unerhörte Kränkung, die dieser Mensch mir zugefügt hat. Wir haben ihn gastfreundlich empfangen, das Haus ist ihm geöffnet gewesen wie einem Mitgliede der Familie, wochenlang ist er darin aus- und eingegangen, als wäre es sein eigenes. — Und eines Tages fällt es ihm ein, uns den Rücken zu kehren, und er verläßt das Haus ohne ein Wort der Erklärung, wie einen Gasthof, in dem man schlecht behandelt worden ist. — Wäre Argyriadi ein Mann, er würde den Schimpf, der ihm und mir angethan ist, zu rächen

wissen. — Agyriadi . . ." — sie lachte höhnisch, —" der hat andere Sorgen als die um die Ehre seiner Frau. Heute früh, als ich mich bei ihm beklagen wollte, sprach er so lange von Geld und Geschäften und immer nur von Geld und Geschäften, bis ich es nicht mehr mit anhören konnte und ihm die Thüre wies. — Hätte ich einen Bruder, einen treuen Freund . . ."

„Ich begreife Deinen Unwillen, Liebe, aber gestatte mir ein Wort."

„Nun?"

„Du sagst, Herr von Oer habe das Haus verlassen, ohne ein Wort der Erklärung zu geben; aber, Liebe, hast Du ihm denn gestattet, zu sprechen? Ist er nicht mehrere Male hier gewesen, sicherlich doch nur, um sein Benehmen aufzuklären, und hast Du ihm nicht deutlich zu erkennen gegeben, daß Du ihn nicht hören und sehen wolltest?"

„Er ist seit jenem Tage, wo er so ungezogen war, daß es selbst Deiner Nachsicht mit ihm auffiel, zweimal hier gewesen. — Das nennst Du ‚mehrere Male' — wäre es nicht seine Absicht gewesen, mich zu beleidigen, er hätte wieder kommen müssen, bis ich ihm Gelegenheit gab, sich zu entschuldigen. — Konnte er nicht schreiben? Sprich!"

„Vielleicht konnte er nicht schreiben, was er Dir sagen wünschte. — Herr von Oer . . ."

„Es ist besser, der Name wird nicht mehr zwischen uns ausgesprochen," unterbrach Frau Kalliope heftig. „Du willst mich nicht verstehen, oder Du kannst mich nicht verstehen. Ich bedaure, daß ich überhaupt mit Dir von der Sache gesprochen habe."

„Liebe," sagte Marianne sanft und versuchte Kalliope's Hand zu ergreifen.

„Nein, laß nur!" stieß Kalliope hervor. „Wir verstehen uns nicht. Ich will mir den Hut aufsetzen, wenn es es Dir noch recht ist, daß wir zusammen ausfahren." Und ohne eine Antwort abzuwarten, erhob sie sich und wollte die Veranda verlassen.

Frau Marianne hielt sie zurück. „Geh nicht im Zorn von mir, Kalliope. Denke an unsere alte, alte Freundschaft, und daß Du mich stets treu gefunden hast. Ich bin ungeschickt — das erkenne ich. Verkenne Du nicht, ich bitte Dich darum, daß ich nur Dein Bestes will. Gieb mir die Hand, Kalliope. Sei mir nicht böse!" Sie wollte die Freundin umarmen, aber plötzlich trat sie schnell einen Schritt zurück.

In der offenen Thür, die von der Veranda nach dem Empfangszimmer führte, erschien Marco, ein hochgewachsener, hagerer Mann, von edler Haltung, mit feingeschnittenen Gesichtszügen. In seiner reichen kroatischen Nationaltracht, die er aber im Hause Argyriadi niemals anlegen durfte, weil sie Frau Kalliope mit der Haushofmeisterwürde, die er bekleidete, nicht vereinbar erschien, sah er prächtig und stolz aus; aber auch im schwarzen Frack mit der tadellos weißen Binde hatte er den Anstand eines vornehmen Mannes. Er trug jetzt einen großen silbernen Teller in der Hand, auf dem Süßigkeiten und zwei Gläser reinen Wassers standen. Er näherte sich den beiden Damen gemessenen, ruhigen Schrittes, wartete, die Augen niedergeschlagen, und ohne

eine Miene zu verziehen, bis eine Jede ein Glas Wasser genommen, zur Hälfte geleert und auf den Teller zurückgestellt hatte, und zog sich sodann lautlos, wie er gekommen war, wieder zurück.

„Der Mann kann jedes Wort, das wir gesprochen haben, gehört haben," sagte Frau Marianne leise.

„Ich glaube nicht, daß er gehorcht hat — und wenn er es gethan hat — nun . . ." Sie machte eine Bewegung mit den Achseln, als wollte sie sagen: ‚Was macht es aus, ob ein Diener uns belauscht oder nicht' — und fuhr dann laut fort: „Ich zürne Dir nicht, Marianne . . . Entschuldige mich einen Augenblick!"

Nach wenigen Minuten erschien sie wieder mit Hut und leichtem Umhang. Der Wagen stand bereits vor der Thür. Die Freundinnen nahmen darin Platz, und gleich darauf befanden sie sich auf dem Wege nach Bujukdere, der sich langsam mit Fußgängern, Wagen und Reitern zu füllen begann.

Auf dem Quai von Bujukdere herrschte reges Treiben. Der schöne, kühle Abend nach des Tages schwerer Hitze hatte die Mehrzahl der Villen- und Yalibewohner — mit dem Namen „Yali" bezeichnet man eine unmittelbar am Wasser gelegene Villa — ins Freie getrieben. Die beiden Freundinnen grüßten und dankten nach rechts und links. Der Wagen fuhr im Schritt Frau Kalliope hatte sich wieder beruhigt und empfand stolz, daß der verschleierte Blick ihrer Augen über viele Männerherzen gebieten konnte. Dies Siegesbewußtsein verlieh ihrem Antlitz und ihrer Haltung eine feierliche Würde.

„Da kommt Sotiri," sagte Frau Marianne. „Ich war sicher, daß wir ihn antreffen würden. Er hält es für unpassend, gegen Abend auf der Promenade zu fehlen."

„Ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen," entgegnete Frau Kalliope. Sie winkte dem jungen Stutzer. „Steigen Sie ein, lieber Sotiri," sagte sie freundlich. „Sie finden zwei verlassene Frauen, die sich nach starkem männlichem Schutz sehnen."

Der Kyrios Sotiri dankte artig und nahm den beiden Damen gegenüber Platz. Dann begann das unvermeidlich lange Gespräch über das Befinden, das Wetter, die nächsten Anverwandten, und nachdem dies Thema durch die stereotypen Fragen und Antworten erledigt war, fragte Frau Kalliope: „Sind Sie heute Abend frei?"

„Ich bin immer frei, wenn Sie mich zu Ihrem Gefangenen machen wollen," antwortete Sotiri selbstgefällig. — Er war stolz auf eine gewisse Sammlung fader Redensarten, die er in Paris gelernt zu haben glaubte, auch im Griechischen anwandte, und die ihn, wie er meinte, zu einem außerordentlich wohlerzogenen, liebenswürdigen Mann stempelten.

Frau Kalliope und die Freundin nickten beifällig. „Toujours le parfait gentilhomme," sagte Frau Marianne.

„Schön, lieber Sotiri," unterbrach Frau Kalliope; „dann bitte ich Sie, heute Abend mit meiner und meines Mannes Gesellschaft fürlieb zu nehmen und bei uns zu essen."

„Vielen Dank. Ich gehorche mit Freuden. Haben Sie die Gnade, mich vor meinem Hause abzusetzen, damit ich pünktlich um acht bei Ihnen sein kann.“

„Kommen Sie doch sogleich mit uns!“

„Nein,“ antwortete der Kyrios mit großer Bestimmtheit. „Das ist unmöglich. Ich muß mich doch festlich schmücken.“

„Aber ich bitte Sie! Wir sind ganz allein.“

„Das ist ein Grund mehr, der schuldigen Ehrerbietung nicht zu ermangeln. Uebrigens ist es meine Gewohnheit, im Frack zu speisen.“ Der Kyrios liebte dies bei jeder passenden Gelegenheit festzustellen, denn er hielt es für vornehm, sich stets zum Diner, auch wenn er allein aß, feierlich anzukleiden. Man konnte ihm überhaupt zum Lobe nachsagen, daß er für jede Gelegenheit correct angezogen war und es für ein schweres Verbrechen gehalten haben würde, mit hohem Hut und gelben Schuhen oder mit weichem Filz und schwarzen Schuhen zu erscheinen.

„Wie Sie wollen, Sie Sonderling.“ Angenehmeres hätte Frau Kalliope Herrn Sotiri nicht sagen können, und das wußte sie.

Uebrigens hatte der Kyrios, obgleich er ein vollkommener Geck war, mehrere hübsche Eigenschaften: er war gefällig und verschwiegen, er sprach ein halbes Dutzend Sprachen, hatte alle neueren französischen Romane gelesen, war auf die „Revue des deux Mondes“, in der er nur den novellistischen Theil las, und den „Figaro“ abonnirt, und man sagte ihm nach, er habe sich in Paris in einem geheimnißvollen Zweikampf kaltblütig-brav benommen. Das machte ihn in der friedfertigen griechischen Gesellschaft sehr „interessant“. Er selbst sprach niemals von diesem Ehrenhandel.

Herr Sotiri war an jenem Tage besonders liebenswürdig, was wohl dem Umstande zugeschrieben werden mußte, daß Frau Kalliope's Augen mit einem Ausdruck auf ihm ruhten, der sein Blut schneller pulsiren machte. Seit Jahren folgte er der schönen Frau in stummer, fast hoffnungsloser Verehrung. Dies mußte sie längst erkannt haben, aber nie hatte sie bisher darauf anders als durch oberflächliche, kühle Freundlichkeit geantwortet. — Heute sprachen ihre Augen eine Sprache, durch die er sich ihr plötzlich näher gerückt fühlte.

Als Sotiri die beiden Freundinnen vor seinem Hause verlassen hatte, sagte Frau Kalliope zu Mariannen: „Willst Du heute Abend bei uns speisen? Das Wetter ist herrlich. Wir könnten nach dem Essen eine Spazierfahrt auf dem Bosporus machen. Demosthenes“ — dies war der Name des keineswegs beredten, vielmehr etwas blöden Gemahls Frau Marianne's — „läßt Dich gewiß frei, wenn Du ihn darum bittest, oder er begleitet Dich, was noch liebenswürdiger von ihm sein würde.“

Aber Frau Marianne war nicht frei. „Wie gern käme ich zu Euch! Entschuldige mich und bedaure mich: meine Schwägerin hat sich bei uns angesagt.“

„Da bedaure ich Dich in der That. Aber dann entschädige mich und komme morgen. — Versöhnungsfeier! — Ich war heute vielleicht ungerecht gegen Dich, aber Du hast keine Idee, wie sehr ich mich über die Unart jenes

Menschen geärgert habe. Das war mehr als er verdiente. Du sollst mich nicht wieder über ihn sprechen hören."

„Du machst mich froh, Liebe. Ich danke Dir. Also auf morgen Abend. Vielleicht sehe ich Dich schon vorher."

Herr Sotiri erschien mit dem Glockenschlage acht im Yali Argyriadi. Frau Kalliope trug ein duftiges Kleid, in dem sie verführerisch schön aussah, aber es hätte dessen nicht bedurft, um Sotiri zu ihrem Sklaven zu machen. Dazu genügten ihre Augen, wie sie an jenem Abend auf ihn blickten. — Herrn Argyriadi war Sotiri, der Sohn eines Jugendfreundes, ein vertrauter, willkommener Gast. Nach der kurzen, vorzüglich zubereiteten Mahlzeit, der Frau Kalliope und Sotiri kaum gebührende Ehre widerfahren ließen, während der alte Hausherr starken Appetits, über den sich die Frau Gemahlin zu ärgern pflegte, zur Nacht speiste, zog sich Herr Argyriadi auf wenige Minuten, wie er sagte, in sein Zimmer zurück. Das that er gewöhnlich, wenn fremde Gäste ihm keinen Zwang auferlegten. Er liebte es, sich nach Tische auszuruhen, und Frau Kalliope wußte, daß er dazu nie weniger als eine Stunde gebrauchte. Auf Sotiri, der seine Gewohnheiten kannte, brauchte er keine Rücksichten zu nehmen. — Sobald Herr Argyriadi verschwunden war, begab sich Frau Kalliope, von Sotiri gefolgt, auf die dunkle Veranda, wo nunmehr erfrischende Kühle herrschte.

„Darf ich Ihnen einen Shawl holen?" fragte besorgt der aufmerksame Kyrios. „Sie könnten sich erkälten."

„Sie sind zu gütig, lieber Freund. Ich bitte, lassen Sie sich von Marco ein Tuch für mich geben."

Sotiri eilte davon und war gleich darauf wieder neben Frau Kalliope, um den Shawl über ihre zarten Schultern zu breiten.

„Wie geschickt Sie sind!" sagte Frau Kalliope. „Man merkt leicht, es ist nicht das erste Mal, daß Sie Kammerfrauendienste versehen."

Was kann eine schöne Frau nicht alles sagen, um einem verliebten jungen Manne zu schmeicheln! Der gute Sotiri fühlte sich beglückt durch das ihm gespendete Lob. „Zu gütig, gnädige Frau, zu gütig," murmelte er.

Es war eine schöne, stille, sternenhelle Sommernacht. Der Quai vor dem Yali war vollkommen verödet. Im Hause rührte sich nichts. Auf dem dunklen Bosporus leuchteten einige wenige Schiffslichter. Aus weiter Ferne erklang leiser Gesang. Die niedrigen, leichten Wellen der Wasserstraße brachen sich mit sanftem Plätschern an der Quaimauer, und von der Mitte des Bosporus her drang der ewige Accord der Meeresströmung geheimnißvoll murmelnd an das Ohr der am Ufer Weilenden. Nach einer langen Pause, die Sotiri nicht zu unterbrechen wagte, denn er fühlte, daß sich etwas Außerordentliches vorbereitete, sagte Frau Kalliope mit gedämpfter, klagender Stimme: „Sie sind mein Freund, Sotiri?"

„Das bin ich, gnädige Frau. Das wissen Sie."

„Ja, ich habe es immer gewußt. Heute will ich es Ihnen beweisen." Sie sprach ganz leise. — Er wußte nicht, wie es gekommen war, daß er ihre Hand in der seinigen hielt. — Ihre Worte drangen kaum vernehmbar an sein

Ohr. Was sie besagten, war verworren, unklar, fast unverständlich wie die Fortsetzung einer vorher gegangenen Erzählung, Kenntnisse bei ihm voraussetzend, die er nicht besaß. Nach und nach wurde ihm der Sinn dessen, was er hörte, einigermaßen klar: sie war von einem Mann, den sie vertrauensvoll aufgenommen, nachdem sie sich geweigert hatte, ihm schändliche Vergünstigungen zu gewähren, tödlich beleidigt worden. — Und diese Beleidigungen und Kränkungen dauerten fort, und sie war wehrlos, sich dagegen zu vertheidigen. „O, hätte ich einen Mann, der mich schützen wollte und könnte, einen Bruder, einen Freund!" sagte sie mit Thränen in der Stimme.

„Sie haben einen Freund."

„O, Sie Guter, Edler!" Er fühlte den sanften Druck ihrer Hand, die er erschauernd an seine Lippen führte.

Ihre Rede wurde wieder verworren, unverständlich. — Was verlangte sie von ihm?

„Nennen Sie mir den Elenden," sagte er, „damit ich Rechenschaft von ihm fordere und ihn züchtige."

„Um Gottes willen! Woran denken Sie? Sollte ich meinen Ruf, Ihr Leben aufs Spiel setzen? Lieber suche ich den Tod, um Frieden zu finden."

„Kalliope!" kam zärtlich flehend über Sotiri's bebende Lippen.

Sie schwieg. Ihre Hand drückte die seine krampfhaft. Plötzlich beugte sie sich zu ihm. Er fühlte ihren heißen Athem auf seiner Wange, und sie flüsterte ihm zu: „Dann sei es Deine Sorge, mich von ihm zu befreien."

Sotiri fuhr erschreckt zurück. „Wie heißt er?" fragte er endlich mit heiserer Stimme.

„Der!" hauchte sie.

* * *

Im unteren Theile von Galata zieht sich längs des Bosporus eine sehr lebhafte Straße von der Hafenbrücke von Karakeui über Top-haneh und Fyndykli bis nach dem weißen Schloß von Dolma-Batschi hin. Sie ist die Hauptverkehrsader jenes Stadttheils und unter dem allgemeinen Namen der Straße von Galata bekannt. Zwischen derselben und dem Quai befindet sich, in der Nachbarschaft der Neuen Brücke, ein enges, schmutziges Hafenviertel. — Zur Rechten der Brücke, von Galata herabkommend, wird es von arbeitsamen Kaufleuten, Händlern und Handwerkern bewohnt, die ausschließlich mit Schiffern und Fischern verkehren, denen sie Alles liefern, was auf dem Wasser für lange oder kurze Fahrten gebraucht wird: Proviant, Taue, Segel, Anker, Ketten, Kisten, Laternen, Ruder, Riemen, Nägel, Schrauben, Wäsche, Kleidungsstücke u. s. w. — In den engen, schlecht gepflasterten Gassen, wo es nach Theer, Petroleum, Oel und Fischen riecht, wimmelt es von Käufern und Verkäufern, von Matrosen und Packträgern und, zur Mittagszeit, auch von Maklern und ähnlichen Geschäftsleuten, denn in demselben Stadttheil befindet sich die Börse von Galata. Diese macht einen kläglichen Eindruck und ist keineswegs reinlicher als die dumpfigen Straßen, durch die man zu ihr gelangt.

Dem Arbeiter- und Börsenviertel gegenüber, auf der linken Seite der Brücke, hinter dem stattlichen Gebäude des Crédit Lyonnais, der großen französischen Bank von Konstantinopel, betritt man ein Gewirr von engen, schmutzigen, übel riechenden Straßen, die jedoch zum Theil durch hohe, massive Bauten gebildet sind. In diesen sind unter Anderem die Bureaux des Oesterreichischen Lloyd und der französischen Messageries, sowie zahlreicher Rheder und Geschäftsleute, die mit Schiffen zu thun haben, untergebracht; auch erhebt sich dort ein von Mönchen des Mont Athos bewohntes russisches Kloster, ein neues, weitläufiges, hohes Gebäude mit zahlreichen, blank geputzten, kleinen Fenstern. Außer dem Kloster, das durch sein ordentliches Aussehen auffällt, sind nur noch wenige einigermaßen gut gehaltene Häuser zu entdecken. Die meisten erscheinen vernachlässigt und abscheulich schmutzig. — Etwa in der Mitte des Viertels liegt die unansehnliche griechische Kirche des Heiligen Nicolaus, deren eine Seite, von dem dem Gottesdienst geweihten Raum abgeschlossen, einen engen öffentlichen Durchgang von einer Straße zu einer andern bildet. — Im Erdgeschoß der meisten Häuser haben sich Händler, Schenk- und Speisewirthe niedergelassen. Die niedrigen, in vielen Fällen halbdunkeln Räume machen einen unheimlichen Eindruck.

Der ganze Stadttheil wird nach der Hauptstraße, die ihn, mit der nahen Rue de Galata gleichgerichtet, durchschneidet, gewöhnlich das Viertel Mummhaneh, seltener das von St. Nicolaus oder auch der Christkirche genannt. — In dieser Hauptstraße sieht es nicht viel schlimmer aus als in den meisten Straßen von Galata, die fast ausnahmslos verwahrlost und schmutzig sind; aber wenn man von der Rue Mummhaneh nach rechts oder links abbiegt, so befindet man sich in kurzen, engen, feuchten Gassen inmitten der Schlupfwinkel des gefährlichsten Verbrecherthums von Konstantinopel. Die Männer, die ihren Wohnsitz während des Tages dort aufgeschlagen haben — wo sie die Nächte verbringen, könnte wohl nicht einmal die Polizei sagen —, tragen meistentheils den Schlapphut mit niedriger, schmieriger Krempe; — Fez und Turban bilden Ausnahmen; weibliche Wesen sieht man auf offener Straße fast gar nicht, aber in den Thüren vieler Häuser kauern widerwärtige Frauengestalten, in manchmal glänzende, stets schmutzige Fetzen gehüllt, auf deren frechen, dick geschminkten Gesichtern das niedrigste Laster seinen Stempel unverkennbar aufgedrückt hat. — Doch fehlt es in dem Viertel nicht an anständig gekleideten Menschen. Das sind in den meisten Fällen Beamte der großen Rhedereien oder Geschäftsleute, die auf deren Bureaux zu thun haben. Man erkennt sie schon daran, daß sie gleichmäßigen, gewöhnlich schnellen Schrittes dahingehen, wie Männer, die einem bestimmten Ziele zusteuern, während die große Masse, die die Straßen belebt, unthätig umherlungert und am liebsten auf den grob gezimmerten Schemeln ruht, die vor der Mehrzahl der Kaffeehäuser und Schenken aufgestellt sind. Auffällig ist die Stille, die in dem Viertel herrscht, in dem es von gewaltthätigen Menschen der schlimmsten Art wimmelt. Man vernimmt keinen Ruf, man hört kaum lautes Sprechen. Die Männer sitzen und stehen sich stumm oder in leises, anscheinend gleichgültiges Gespräch vertieft gegenüber, und vergeblich würde man auf ihren kalten Ge-

fichtern nach einem Ausdruck leidenschaftlicher Erregung suchen. — Wirft man von der Straße aus einen Blick in die halbdunkeln Schenken, Kaffeehäuser und Gewölbe — nur wenige Abendländer möchten dieselben wohl betreten —, so sieht man dort nur Gäste derselben Menschenclasse, die sich in den Gassen, anscheinend zwecklos, umhertreibt. Einige der Insassen der Spelunken halten schmutzige Karten in den Händen, vor anderen stehen Bretter, auf denen eine eigenthümliche Art des Damespiels geübt wird. Auch Roulette wird in diesen Lokalen gespielt. Davon kann man jedoch von außen nichts sehen, da die Roulette in dem hinteren, dunkeln Theile des Raumes aufgestellt ist. Ebenso wie auf der Straße geht es in diesen Lokalen ruhig zu, und überhaupt kann man sagen, daß, wenn man im Viertel von Mummhaneh rufen oder schreien hört, man ziemlich sicher sein darf, daß es sich um eine blutige Schlägerei handelt. Dann erscheinen, gewöhnlich sehr schnell, Soldaten oder Polizisten — denn die Anzahl der Wachtposten in Mummhaneh ist eine ungewöhnlich große, — um die kämpfenden Parteien zu trennen und zu verhaften; aber trotz der Eile, mit der sie sich genaht haben, finden sie in den meisten Fällen nur noch einen der Streitenden, der, von gleichgültigen Zuschauern umstanden, blutig am Boden liegt; der Gegner ist entkommen, und wenn sein verwundeter Feind ihn nicht verräth, so wird er schwerlich wieder gefunden.

Albanesen, Montenegriner, Laasen und Kurden bilden einen nicht geringen Bestandtheil der gewaltthätigen Bevölkerung von Konstantinopel, aber in Mummhaneh darf man sie nicht suchen; dort hausen viele Malteser und hauptsächlich Griechen, unter denen die Kephalonier, ob verdient oder unverdient, dürfte schwer zu entscheiden sein, den schlechtesten Ruf haben. Die meisten blutigen Missethaten, die von Mummhaneh ausgehen, werden ihnen zugeschrieben, und man sagt, der Kephalonier sei bereit, Alles zu thun, wofür man ihn bezahlt, nur keine ehrliche Arbeit.

* * *

Ein junger Mann, in einfarbigem, dunkelgrauem Sommerkostüm, einen Strohhut auf dem Kopfe und einen billigen, festen Stock in der Hand, betrat an einem schwülen Augusttage die, üble Gerüche ausdünstende, Straße von Mummhaneh. Er schritt gelassen einher, vielleicht etwas zu langsam für einen Abendländer, den ein Geschäft in das Hafenviertel gerufen hat, doch erregt seine Erscheinung keines der Männer, deren Ellenbogen er in der engen Straße streifte, besondere Aufmerksamkeit. Er bog, ohne sich aufzuhalten, wie Einer, der seines Weges sicher ist, in eine enge Quergasse und stand bald vor einem niedrigen Kaffeehause. Dort trat er ein und ließ sich an einem kleinen, schmalen Tische nieder. Er zog den Hut ab und wischte sich mit einem feinen weißen Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Auf der Straße war er gewissermaßen unbemerkt geblieben. Dem Wirthe des Kaffeehauses fiel er sofort auf. Anständig gekleidete Abendländer sah er nur in seltenen Ausnahmefällen in seinem der Polizei und vielen Verbrechern wohlbekannten Locale. Er näherte sich dem vornehmen Gaste: „Guten Tag. Der Herr befehlen?"

„Eine Tasse Kaffee und ein Glas Wasser."

Das Verlangte wurde ihm sogleich auf einem zu dem Zweck besonders reingewaschenen Teller überbracht. Der Fremde schlürfte das Getränk langsam ein, steckte sich eine Cigarette an und sah sich gleichgültig in dem halbdunkeln, fast leeren Raum um. Dabei begegneten seine Augen alsbald den lauernden Blicken des Wirthes, die sich von dem Angekommenen nicht wieder abgewandt hatten. Er winkte diesem durch eine kaum bemerkbare Bewegung des Hauptes. Der Wirth war, ohne sich besonders geschäftig zu zeigen, an seiner Seite. Der Fremde legte einen Medschidije, ein großes Silberstück im Werthe von etwa vier Mark, unhörbar auf den Tisch. — Eine Tasse Kaffee in einer der Schenken von Mummhaneh wird von den üblichen Gästen mit zehn Para — etwa fünf Pfennigen — bezahlt. Der Wirth zog aus der großen Tasche der kurzen, hellen Jacke, die er trug, eine Handvoll kleinen Silber- und Kupfergeldes.

„Der Rest ist für Sie," sagte der Gast.

Der Wirth steckte den Medschidije gelassen ein, ohne dafür zu danken. Dann beugte er sich zu dem Fremden und fragte leise: „Kann ich dem Herrn gefällig sein?"

„Ja . . . Sie könnten mir vielleicht einen Dienst erweisen."

Der Wirth wartete ruhig, daß der Andere weitersprече.

„. . . wenn Sie mich mit einem Mann bekannt machten, auf den ich mich verlassen könnte."

„Um was zu thun?"

„Das würde ich ihm lieber selbst sagen."

Der Wirth blickte den Gast mit einem eigenthümlichen, schweren Blicke an. „Ich kenne einen solchen Mann," sagte er.

„Wann könnte ich ihn sehen."

„Das Einfachste wäre, ich schickte ihn zu Ihnen."

„Es paßt mir besser, ihn hier zu treffen."

„Dann kommen Sie eine Stunde vor Sonnenuntergang zurück. Er wird hier auf Sie warten."

Darauf erhob sich der Gast langsam, nickte dem Wirthe zu und entfernte sich, wie er gekommen war.

Der Wirth trat wieder hinter seinen Schenktisch und schaute sich, die Anwesenden musternd, in seinem Zimmer um. Dann trat er vor die Thür und blickte die Straße auf und ab. Er fand dort augenscheinlich nicht, was er suchte, denn er kehrte wieder hinter den Schenktisch zurück, öffnete dort eine schmale Thür und sagte, in einen dunkeln Raum sprechend, in ruhigem Tone: „Jani."

Ein Knabe von etwa zwölf Jahren, bleichen Angesichts, mit bösen, für sein Alter zu wissenden Augen, trat heraus. Der Mann gab ihm eine kurze Weisung, und das Kind entfernte sich sogleich. In etwa zehn Minuten kam er mit einem jungen Manne zurück, einem Vollblut-Kephalonier aus Mummhaneh.

„Weißt Du, wo Spiro ist?" fragte ihn der Wirth.

„Bei Georgi."

„Sag ihm, er solle um elf Uhr" (eine Stunde vor Sonnenuntergang nach türkischer Zeitrechnung) „hier sein."

„Hast Du eine Cigarette für mich?"

Der Wirth gab ihm das Gewünschte, und der Kephalonier entfernte sich, ohne weiter gesprochen zu haben.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang trat ein Mann von etwa dreißig Jahren in das Kaffeehaus. Er war mittelgroß, schlank, tief gebräunten Angesichtes, mit den scharf gezeichneten edlen Zügen, die man auch bei den unteren Volksclassen der Eingeborenen der griechischen Inseln häufig findet, mit langem, feinem Schnauzbart und dichtem, schwarzem, glänzendem, sorgfältig gescheiteltem Haar. Die Augen blickten ruhig, ernst. Er trug einen grauen, vom Regen ausgewaschenen und von der Sonne ausgebleichten Filzhut, ein leichtes, kurzes, dunkles Jackett und ein Beinkleid desselben Stoffes, das nach Matrosenart durch einen schmalen ledernen Riemen über den Hüften festgehalten war. Er trat trägen Ganges, sich nachlässig in den Hüften wiegend, an den Schanktisch, stützte, die Hände in einander gelegt, die Ellenbogen darauf und blickte den Wirth, ohne ein Wort zu sagen, fragend an.

„Bist Du aufgelegt, ein Geschäft zu machen?"

„Ja," kam gleichgültig über Spiro's Lippen.

„Ich weiß nicht, was man von Dir verlangt. Man wird es Dir sagen."

„Ist der Mann hier?"

„Er wird wohl sogleich kommen. Du kannst ihn nicht verkennen. — Ich werde ihm, wenn er sich gesetzt hat, Kaffee und Wasser bringen."

Es befanden sich etwa ein Dutzend Personen im Kaffeehause. Spiro setzte sich an einen leeren Tisch in der Nähe der Thür und steckte eine Cigarette in Brand. Gleich darauf trat der vornehme Fremde herein und nahm in Spiro's Nähe Platz, der ihn, ohne den Kopf zu wenden, von der Seite musterte. — Der Wirth brachte dem Neuangekommenen Kaffee und Wasser und sagte leise, während er den Kaffee aus einem von Rauch geschwärzten blechernen Gefäß in die Tasse goß: „Ihr Mann ist hier. Er wird Sie anreden. Es ist der sicherste Kephalonier in Mummhaneh."

Nach einer Minute etwa erhob sich Spiro, trat auf den Tisch zu, an dem der Fremde saß, und ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, neben dem vornehmen Gast nieder. Eine kurze Pause. Dann eröffnete er die Unterhaltung: „Sie wünschen mich zu sehen, mein Herr?"

„Ich wünsche Sie zu sprechen."

„Zu Ihren Diensten."

„Wo kann ich mit Ihnen sprechen?"

„Hier wird uns Niemand stören."

„Ich würde vorziehen, Sie allein zu sehen — bei mir."

„Wie Sie befehlen. Wo wohnen Sie?"

„Lesen Sie griechisch?"

„Ja."

Der fremde Gast nahm ein Stück Papier aus der Tasche, auf dem in deutlichen Buchstaben der Name einer Straße und eine Hausnummer verzeichnet waren. Er reichte es Spiro, der es etwas lange für einen des Lesens Kundigen studirte und dann sagte: „Ich kenne die Straße und das Haus."

„Kaufen Sie eine Occa Tabak und bringen Sie mir das Packet morgen Vormittag um zehn Uhr — französische Zeit. — In der offenen Hausthür finden Sie einen Diener, der Sie fragen wird, ob Sie den Tabak für seinen Herrn mitgebracht haben. Darauf antworten Sie, Sie hätten ihn mitgebracht. — Haben Sie verstanden?"

„Ich habe verstanden: Ich bin um zehn Uhr — französische Zeit — vor Ihrem Hause und antworte dem Diener auf seine Frage, ich hätte den Tabak mitgebracht."

„Richtig. Der Mann führt Sie dann in mein Zimmer, und dort wird sich das Weitere finden."

Spiro wartete noch eine Minute, und als er erkannte, daß der Fremde seine Mittheilungen beendet hatte, erhob er sich und nahm seinen alten Platz wieder ein. Der Fremde winkte dem Wirth, legte wie am Morgen ein großes Silberstück auf den Tisch, das der Mann gleichmüthig, ohne Miene zu machen, etwas herauszugeben, und ohne Dank, in die Tasche steckte, und entfernte sich in ruhiger, möglichst unauffälliger Weise. Die alten Insassen des Cafés hatten ihn natürlich bemerkt, und einige von ihnen wechselten verständnißvolle Blicke unter einander, aber keiner sprach ein Wort. — Spiro steckte eine zweite Cigarette an, und erst nachdem er diese langsam aufgeraucht hatte, verließ er das Local.

Am nächsten Morgen zu früher Stunde trat Spiro in eine Barbierstube, wo er sich rasiren ließ und wusch. Er hatte ein frisches Hemd angezogen und einen noch ziemlich guten Hut aufgesetzt. Auf den ersten Blick hätte man ihn wohl für einen Handwerker oder Händler, vielleicht für einen Schmuggler halten können. Ehe er auf die Straße trat, wandte er sich an den Besitzer der Barbierstube, einen älteren, reinlich gekleideten Mann. „Können Sie mir vielleicht sagen, wohin ich dies zu tragen habe?" fragte er auf ein in Papier eingeschlagenes Packet deutend, das er unter dem Arm trug, und gleichzeitig hielt er dem Barbier einen kleinen, zusammengekniffenen Zettel hin, den er aus der Tasche gezogen hatte.

Der Mann las schnell die eine Zeile, die darauf geschrieben stand, und nannte ein Haus in einer der besten Straßen von Pera.

Spiro wiederholte in bedächtig fragendem Tone den Namen der Straße und die Hausnummer.

„Das ist richtig," sagte der Barbier, worauf Spiro, nachdem er durch eine flüchtige Bewegung der Hand gedankt hatte, die Stube verließ.

Zur bestimmten Stunde befand sich der Kephalonier vor dem ihm bezeichneten Hause. Ein Diener erwartete ihn an der Thür. „Haben Sie Tabak für meinen Herrn?" fragte er.

„Ich habe ihn mitgebracht. Hier ist er."

„Folgen Sie mir!"

Spiro wurde in ein im Erdgeschoß gelegenes, mittelgroßes, hohes, kühles Zimmer geführt, das den Eindruck machte, augenblicklich nicht bewohnt zu sein. Stühle und Sessel und ein Kronleuchter waren mit weißen Ueberzügen bedeckt, und vor den Fenstern hingen schwere Gardinen, die dem Lichte den

Eingang verwehrten. — Spiro, von der hellen Straße kommend, erkannte den Fremden erst, als dieser, vom anderen Ende des Zimmers auf ihn zuschreitend, zu sprechen begann: „Setzen Sie sich!"

Spiro that, ohne sich nöthigen zu lassen, wie ihm geheißen, und der Andere nahm dicht neben ihm Platz. Dieser, der Andere, hatte sich wohl überlegt, was er sagen wollte. Seine Rede war kurz und bündig: „Ich bin von einem Manne schwer beleidigt worden und will ihn dafür züchtigen. Wollen Sie das übernehmen?"

„Wer ist der Mann?"

„Ein Fremder, den kaum zehn Personen in Konstantinopel kennen."

„Ist er jung?"

„Er ist jung und stark, und wenn es Ihnen nicht gelingt, ihn sofort unschädlich zu machen, so wird er sich vertheidigen."

„Wie soll er gezüchtigt werden?"

„Schwer."

„Soll er getödtet werden?"

„Das wäre nicht nöthig, aber es soll für einige Zeit erkennbar bleiben, daß er bestraft worden ist."

Spiro hatte den Kopf gesenkt und drehte nachdenklich an seinem feinen Schnurrbart. Nach einer längeren Pause sagte er leise: „Was bekomme ich, wenn ich Ihren Auftrag ausführe?"

„Was verlangen Sie?"

„Hundertundfünfzig Pfund."

Der Andere lachte höhnisch. „Sie sollen sich an einen Fremden machen," sagte er. „Ich aber bin kein Fremder. Ich kenne Pera, Galata, Stambul und Mummhaneh. Sie sind der Erste, an den ich mich gewandt habe. Wenn Sie mir nicht dienen wollen, so finde ich ein Dutzend Anderer, die bereit sein werden, zu thun, was ich verlange."

„Das ist möglich, mein Herr, aber wenn Sie sichere Arbeit haben wollen, so müssen Sie dafür bezahlen. Zu dem Unternehmen, das Sie vorschlagen, sind zum mindesten drei Männer nöthig, von denen ein Jeder sein Leben aufs Spiel setzt. Dafür sind fünfzig Pfund nicht zu viel. Sie thäten es nicht für das Zehnfache. Also sagen Sie ‚ja' oder ‚nein' zu meinem Vorschlage."

Wenn Grieche mit Griechen zusammentrifft, so gibt es heißen Kampf, — heute zwar gewöhnlich nur, wenn es sich um Geschäfte handelt. Der Preis, den Spiro forderte, war unverhältnißmäßig hoch für Gefälligkeiten der Art, die man von ihm verlangte, aber der Kephalonier hatte den Anderen, obgleich der kein einfältiger Thor war, schnell erkannt und hoch eingeschätzt. Der Kyrios hatte sich bereits demaskirt. Wäre er ein erfahrener Mann gewesen, so würde er sich gehütet haben, in persönlichen Verkehr mit einem Bravo von Mummhaneh zu treten. Er hätte mit Leichtigkeit für wenige Pfund einen passenden Zwischenträger, einen Armenier, Juden, Levantiner, in Pera oder Galata finden können, mit dem Spiro zu billigen Bedingungen handelseinig geworden wäre. Der Kephalonier witterte ein gutes Geschäft. Er wollte es sich nicht entgehen lassen. Seine hohe Forderung war ein Erpressungsversuch.

„Sehr wohl, mein Herr," sagte er, sich gelassen erhebend, als das gewünschte „Ja" auf seine Forderung nicht kommen wollte. „Dann empfehle ich mich Ihnen, aber Sie sollen sich nicht ganz umsonst bemüht haben. Ich will Ihnen unentgeltlich einen guten Rath geben: Wenn Sie einen Anderen suchen, um Ihnen den bewußten kleinen Dienst zu erweisen, so gehen Sie nicht selbst nach Mummhaneh, wo in diesem Augenblick bereits zwanzig Leute Ihre Personalbeschreibung geben könnten, unter Anderen Giovanni, dessen Schweigen Sie mit dem Medschidije, den Sie ihm für seine Tasse Kaffee bezahlten, keineswegs erkauft haben. Nehmen Sie sich in Acht, daß, im Falle einem Fremden ein Unfall zustoßen sollte, die Polizei sich nicht bei Ihnen nach ihm erkundigte. — Ich wußte bereits gestern Abend die Vor- und Zunamen sämmtlicher Bewohner dieses Hauses, das Sie die Güte gehabt haben, mir so deutlich zu bezeichnen. Giovanni ist nicht ungeschickter als ich. Mich kennt er. Mich wird er nicht verrathen. Mich verräth Keiner von Denen, die Sie im Gespräch mit mir gesehen haben, aber wenn ein Anderer als ich sich veranlaßt sehen sollte, wegen eines Unfalls, der einem Fremden zugestoßen wäre, auf einige Zeit aus Mummhaneh zu verschwinden, so möchte ich nicht dafür einstehen, daß nicht einem oder dem Anderen der Gedanke kommen könnte, sich auf ehrliche Weise einige Pfund zu verdienen und die Aufmerksamkeit der Polizei oder des Gesandten des verunglückten Fremdlings auf Sie zu lenken. Das wäre Ihnen vielleicht unangenehm."

Der Kephalonier wandte sich langsam der Thüre zu.

„Was schulde ich Ihnen für den Tabak?" fragte der Kyrios mit zitternder Stimme. Er war bleich geworden, und Spiro's Augen hatten sich nun hinlänglich an das im Zimmer herrschende Halbdunkel gewöhnt, um dies zu erkennen.

„Geben Sie mir ein halbes Pfund," sagte er lächelnd. „Das ist die Hälfte von dem, was Sie auf der Regie dafür zu bezahlen haben würden, und ich verdiene ein Viertelpfund daran."

Auch die Finger des Kyrios zitterten, als er die Geldtasche öffnete. „Hier ist ein Pfund," sagte er. — „Seien Sie vernünftig," fügte er besänftigend hinzu. „Ich kann Ihnen nicht hundertfünfzig Pfund geben. Ich besitze sie nicht. Wenn Sie darauf bestehen, so muß ich auf mein Vorhaben verzichten. Ich thue es ungern, aber Sie lassen mir keine Wahl. Ich hatte mir gedacht, die Sache mit zwanzig oder dreißig Pfund abzumachen. Ich wollte ja den Mann nicht tödten lassen, ich sagte es Ihnen schon. Er sollte nur eine ordentliche Tracht Prügel bekommen. Die hatte er verdient. Das hätte mir Spaß gemacht, aber jeder Spaß hat seinen Preis. So theuer, wie Sie es verlangen, kann ich ihn beim besten Willen nicht bezahlen. — Seien Sie vernünftig!"

„Ich bin vernünftig, Herr. Sie sind ungerecht. Was Sie von mir verlangen, ist kein Kinderspiel. Wenn ich dabei ergriffen werde, so stehen mir im günstigsten Falle fünfzehn Jahre Kerker bevor, — fünfzehn Jahre Budrum oder Rhodos." Er preßte die Zähne zusammen, die Backenknochen traten hervor, und sein Gesicht erschien plötzlich mager und schrecklich. „Eine tüchtige

Tracht Prügel sagen Sie jetzt, mein Herr," fuhr er fort. „Sie sprachen von schwerer Züchtigung und fügten hinzu, der Mann sei jung und stark und werde sich vertheidigen, wenn es mir nicht gelänge, ihn sofort unschädlich zu machen. Glauben Sie, daß ich einen Knüttelschlag oder einen Dolchstich, der einen starken Mann niederwerfen soll, auf ein Loth oder das Zehntel Zoll berechnen kann? Nein, mein Herr, das wissen Sie selbst, das geht nicht. Wenn ich Ihren Auftrag übernehme, ich oder jeder Andere, so muß es dem Zufall überlassen bleiben, ob Ihr Feind den Anschlag überlebt oder nicht. Er ist dem Schlimmsten ausgesetzt; aber auch ich muß auf das Schlimmste vorbereitet sein. Dafür sind fünfzig Pfund, die auf mein Theil kommen würden, ein billiger Preis."

„Ja," sagte der Kyrios, den Entmuthigten vortrefflich spielend, aber doch nicht gut genug, um Spiro zu täuschen, „dann muß ich auf die Sache verzichten. Ihnen entgeht ein gutes Geschäft. Ich spare mein Geld. Unannehmlichkeiten habe ich nicht zu fürchten. Ich verlasse Konstantinopel in einigen Tagen, und wenn ich zurückkomme, ist mein Gegner von hier verschwunden. Ich aber habe gelernt, mich in Zukunft nur auf mich selbst zu verlassen, wenn ich nicht getäuscht sein will. In Ihnen habe ich mich getäuscht. — Ich halte Sie nicht weiter zurück."

Spiro lächelte höhnisch, winkte bedeutungsvoll, schritt langsam der Thüre zu, öffnete diese und war verschwunden, aber er hatte noch keine zehn Schritte auf der Straße gemacht, als der Diener, der ihn vor einer Stunde empfangen hatte, wieder an seiner Seite war.

„Mein Herr ersucht Sie zurückzukommen."

Spiro entgegnete kein Wort und befand sich gleich darauf wieder dem Kyrios gegenüber. „Sie befehlen?" fragte er kalt.

„Setzen Sie sich, seien Sie vernünftig! Ich kann Ihnen unmöglich hundertundfünfzig Pfund geben. Nennen Sie einen vernünftigen Preis!"

Aber Spiro, der bis dahin mit vollkommener Ruhe gesprochen hatte, zog nun andere Saiten auf. „Sie feilschen mit mir, als wollten Sie ein Pferd von mir kaufen. Es handelt sich nicht um ein gewöhnliches Geschäft, weder für Sie noch für mich. Sie dürfen nicht glauben, daß ich dergleichen oftmals mache. Es ist richtig, daß mein Messer hier und da roth gefärbt worden ist, aber das war in eigener Sache. Da habe ich rasch gehandelt, ohne an die Folgen zu denken. Jetzt soll ich es für Ihre Rechnung thun. Da überlege ich mir reiflich, ob die Gefahr nicht zu groß ist für den Lohn, — für jeden Lohn. Ich bin kein kleinmüthiger Mann. Wäre ich einer, so hätte mich Giovanni nicht zu Ihnen geschickt; aber ich bin auch kein leichtfertiger Narr. Ich weiß, was ich aufs Spiel setze, wenn ich Ihren Auftrag übernehme, und ich übernehme ihn unter keinen anderen als unter meinen Bedingungen. Sind diese Ihnen genehm, so bin ich Ihr Mann, und Sie werden einen sicheren, verschwiegenen Diener in mir haben, dafür bürgt Ihnen mein Leben, denn ich gebe es dann in Ihre Hand; verweigern Sie, darauf einzugehen, so ziehe ich mich zurück, um einige Pfund ärmer, aber meines Lebens und meiner Freiheit sicher. Das ist auch ein Geschäft, und wenn ich mir die

Sache ruhig überlege, wohl das beste, was ich machen könnte; aber ich bin nicht Einer, der auf sein Wort zurückkommt. Ich wiederhole: hundertfünfzig Pfund! Und nun habe ich des Redens genug, und zum letzten Male frage ich: Herr Sotiri Stamitiades, wollen Sie das annehmen: ja oder nein?"

Sotiri fuhr erschreckt zusammen, als er beim Namen genannt wurde, aber er faßte sich einigermaßen wieder, und kaum hörbar kam leise über seine bleichen Lippen: „Ja."

Darauf streckte Spiro mit etwas theatralischer Gebärde seine Rechte aus, in die Sotiri zitternd die seine legte. „Nun haben Sie mein Wort, Herr," sagte der Kephalonier, „und können ruhig sein. Es ist besser als die meisten Unterschriften in Galata."

Sotiri ließ sich schwerfällig auf einen Sessel fallen. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Das Ungeheuerliche seines Vorhabens wurde ihm zum ersten Male klar. Er blickte in einen tiefen, schwarzen Abgrund, der zu seinen Füßen gähnte, und in den er sich stürzen sollte. Er würde seines Lebens nie wieder froh werden, er würde keine ruhige Stunde mehr haben. Eine Fluth wüster Gedanken schoß durch sein Gehirn: der Mörder, im Besitz eines furchtbaren Geheimnisses, würde sich an seine Fersen heften, würde ihn nie wieder freigeben. Er fluchte der Schändlichen, die ihn verführt, die sein Leben vergiftet hatte, sein schönes, sorgenloses, genußreiches Leben. Er sank in den Sessel zurück, auf dem er saß. Angstschweiß perlte auf seiner bleichen Stirn. Er schloß die Augen.

Spiro blickte mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Verachtung auf den Schwächling nieder. Nach einer langen Minute öffnete Sotiri die Augen wieder. Sein Entschluß war gefaßt. Er zog ein kleines Portefeuille aus der Tasche, dem er zwei Fünfpfundscheine entnahm, die er vor Spiro auf den Tisch legte.

„Hier, nehmen Sie das für Ihre Bemühungen," sagte er leise, aber ruhig.

Spiro blickte ihn erstaunt an. „Was soll das bedeuten?" fragte er.

„Ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben . . . nichts. Nehmen Sie das für Ihre Bemühungen."

Spiro verstand, daß die ernste, große Partie nicht gespielt werden würde. Nun, zehn Pfund war gute Bezahlung für einen Morgenbesuch. Er steckte das Geld gelassen ein. „Wie Sie wollen," sagte er. „Von mir haben Sie nichts zu befürchten."

„Was sollte ich von Ihnen zu befürchten haben?" entgegnete Sotiri, der mit dem von seiner Feigheit, nicht von seinem Gewissen eingegebenen Vorsatz, sich nicht in die Hände des Bravos zu begeben, seine Ruhe wiedergewonnen hatte. „Sie haben nichts für mich gethan. Ich verlange nichts von Ihnen."

„Richtig, mein Herr, richtig, Herr Stamitiades. — Sie haben den Tabak etwas theuer bezahlt" — er wies auf das von ihm mitgebrachte Paket, das noch auf dem Tisch stand, — „aber Sie sind ja ein reicher Herr. Wenn Sie später mehr davon haben wollen, so wenden Sie sich wieder an mich. Auf mich können Sie sich verlassen." Und mit einem eigenthümlichen Lächeln setzte er hinzu: „Wissen Sie, Herr, zehn Pfund ist nicht zu viel für das, was

Sie heute von mir gelernt haben. Sie werden mir später dafür danken. — Ich bin Ihr gehorsamster Diener."

Um fünf Uhr Nachmittags desselben Tages saß Frau Kalliope Argyriadi auf der Veranda ihres Yali. Ein Schirket fuhr dicht am Ufer vorüber. Sie musterte aufmerksam die Fahrgäste, die an der Brüstung standen, und als sie keinen Bekannten darunter erblickte, trat sie in das Zimmer zurück, um einen Roman, den sie vor wenigen Minuten beiseite gelegt hatte, wieder aufzunehmen.

Nach einer halben Stunde überreichte ihr Marco einen Brief, den, wie er sagte, ein Eilbote soeben abgegeben habe.

Frau Kalliope erbrach ihn schnell. Er enthielt nur wenige Zeilen:

„Gnädige Frau, ein unabweisbares Geschäft zwingt mich, sofort nach Paris abzureisen. Ich bedauere, mich nicht persönlich von Ihnen verabschieden zu können. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl. Ich küsse Ihnen die Hand. Sotiri Stamitiades."

Ein Ausdruck wüthender Enttäuschung lagerte sich auf ihr Antlitz und entstellte es bis zur Häßlichkeit. Sie trat vor den Spiegel und strich sich das Haar aus der Stirn. War sie denn alt und häßlich geworden, daß sie alle Macht über Männerherzen eingebüßt hatte? Vor einigen Wochen hatte Der sie verlassen, heute wagte sogar Sotiri ihr den Rücken zu kehren. Es kochte in ihr. „Ich werde mich rächen," murmelte sie vor sich hin, aber sie wußte sehr wohl, indem sie dies sagte, daß sich kaum eine Möglichkeit bieten würde, ein solches Vorhaben auszuführen. — Sie fühlte sich sehr unglücklich.

Der Grieche, an dem sie sich rächen wollte, befand sich um die Zeit im Orient-Expreßzuge auf dem Wege nach Paris und fühlte sich froh und frei. — Kalliope, pah! Als ob es nicht in Paris ebenso schöne Frauen die Menge gäbe!

Spiro saß im Café Giovanni und rauchte eine Cigarette nach der anderen. Er hatte einige Worte mit dem Wirthe gewechselt.

„Nun, was wollte der schöne Herr von Dir?" fragte dieser.

„Nichts, aber er hat mich für meinen Besuch bezahlt. Hier ist ein Pfund für Dich. Ich theile ehrlich mit Dir."

Giovanni steckte das Geld gleichgültig in die Tasche. „Ich hatte Besseres erwartet," sagte er mürrisch.

„Für nichts gibt es wenig," erwiderte Spiro. „Man muß mit dem zufrieden sein, was man dafür bekommt."

„Auf wen hatte er es denn abgesehen?"

„Er hat es mir nicht gesagt."

„Das ist schade. Man hätte sicherlich auf der anderen Seite etwas verdienen können."

„Das mag Deine Art sein," sagte Spiro unfreundlich. „Meine ist es nicht."

Giovanni wandte sich achselzuckend ab.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Das preußische Staatsministerium hat am 31. August an die Oberpräsidenten einen Erlaß gerichtet, in dem betont wird, daß nicht nur die höheren politischen Beamten, sondern auch die Landräthe in ihrer amtlichen Thätigkeit sich durch die Stimmungen ihrer Kreise und die Meinungen der Bevölkerung über die Maßnahmen der Regierung nicht beirren lassen dürfen. Vielmehr sind sie, wie in dem Erlasse hervorgehoben wird, berufen und verpflichtet, die ihnen bekannten Anschauungen der Regierung zu vertreten, die Durchführung ihrer Politik insbesondere in wichtigen Fragen zu erleichtern und das Verständniß für diese in der Bevölkerung zu erwecken und zu pflegen. Der vom Fürsten zu Hohenlohe als Präsidenten des Staatsministeriums unterzeichnete Erlaß schloß mit dem Ausdrucke des Vertrauens, daß es genügen werde, die politischen Beamten mit Ernst und Bestimmtheit auf ihre Aufgaben hinzuweisen, woran dann noch die Hoffnung geknüpft wurde, es werde nicht wieder ein Anlaß geboten werden, weitergehende Maßregeln zu treffen. Während mehrfach angenommen wurde, daß die von der Regierung gelegentlich der Verwerfung der Canalvorlagen angekündigte Action sich zunächst auf den Erlaß vom 31. August beschränkt habe, war diesem bereits der Beschluß voran gegangen, durch den zwei Regierungspräsidenten und eine Anzahl von Landräthen zur Disposition gestellt wurden. Weitere Aenderungen in der inneren Verwaltung Preußens vollzogen sich dann mit dem Rücktritte der Minister des Innern v. d. Recke und des Cultusministers Dr. Bosse, von denen der Erstere durch den Regierungspräsidenten in Düsseldorf, Freiherrn von Rheinbaben, der Letztere durch den Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Studt, ersetzt wurde. Mit dem Erlasse des Staatsministeriums an die Oberpräsidenten steht allem Anscheine nach auch eine andere Verfügung im Zusammenhange, durch die den Landräthen und anderen politischen Beamten untersagt werden soll, dem Bunde der Landwirthe anzugehören und dessen Bestrebungen zu unterstützen.

Die Verurtheilung des Capitäns Dreyfus hat überall, und in Deutschland nicht am wenigsten, wenn auch nach Lage der Dinge nicht überrascht, doch aufs Tiefste bewegt. Noch vor dem Abschluß des neuen kriegsgerichtlichen Verfahrens sind deutscherseits die Erklärungen amtlich wiederholt worden, die früher bereits von der deutschen Regierung „bei loyaler Beobachtung der einer fremden inneren Angelegenheit gegenüber gebotenen Zurückhaltung, zur Wahrung ihrer eigenen Würde und zur Erfüllung einer Pflicht der Menschlichkeit" abgegeben wurden. Sicherlich darf die Veröffentlichung dieser Note im amtlichen Theile des „Deutschen Reichs-Anzeigers" auf die hochherzige Initiative des Kaisers Wilhelm II. zurückgeführt werden, dessen Intervention von einem der Vertheidiger des Capitäns Dreyfus, Labori, zu dem Zwecke angerufen worden war, dem früheren Militärattaché in Paris, Oberst von Schwartzkoppen, möchte gestattet werden, vor dem Kriegsgericht in Rennes oder vor einer Commission in Deutschland Zeugniß abzulegen. Der von dem muthigen

Rechtsbeistande des Angeklagten in Vorschlag gebrachte Weg mußte sich allerdings sogleich als ungangbar erweisen. Freilich hatte das Kriegsgericht in Rennes selbst den Grundsatz aufgegeben, wonach ausländische Zeugen in einer die internationalen Beziehungen Frankreichs unmittelbar berührenden Angelegenheit nicht vernommen werden sollten. Nimmermehr hätte sonst eine so problematische Erscheinung wie der frühere österreichische Officier Czernusky in Rennes seine ganz im Stile Quesnay's de Beaurepaire gehaltene Aussage vortragen dürfen, deren widersinnige Einzelheiten nicht bloß jedem mit diplomatischen Gepflogenheiten selbst nur einigermaßen Vertrauten von Anfang an in ihrer ganzen Nichtigkeit erscheinen, sondern auch vom schlichten gesunden Menschenverstande sogleich zurückgewiesen werden mußten. In ihrer Verblendung wollten jedoch die französischen Generale sogar ein solches Zeugniß gelten lassen; nur daß sie dadurch den Maître Labori in vollem Maße berechtigten, seine auf die Vernehmung der Obersten von Schwartzkoppen und Panizzardi abzielenden Anträge zu formuliren.

Vielleicht verhehlte der Vertheidiger des Capitäns Dreyfus sich selbst von Anfang an nicht, daß seine Anträge in der von ihm gestellten Weise nicht angenommen werden könnten. Auch wurden sie thatsächlich von dem Kriegsgerichte in Rennes abgelehnt. Der Zweck, von deutscher Seite eine neue, authentische Bestätigung der Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus zu erhalten, ist jedoch durchaus erreicht worden. Abgesehen von jenen Generalen und all' Denen, die diesen nach wie vor Heeresfolge leisten, kann nur eine Stimme darüber herrschen, daß durch die ebenso knappe wie würdige Erklärung der deutschen Regierung, die sich zugleich jeder Intervention, jedes Eingriffs in die Rechtsprechung eines fremden Staates enthält, die ganze Anklage gegen den Capitän Dreyfus vernichtet worden ist. Als bedeutsames Actenstück für Deutschlands Verhalten in dieser Angelegenheit wird die Note des „Reichs-Anzeigers", zu deren Veröffentlichung das amtliche Organ ausdrücklich ermächtigt zu sein erklärte, dauernden Werth behalten. Wie der Auftact mit dem Hinweise auf die eigene Würde der deutschen Regierung und auf die Erfüllung einer Pflicht der Menschlichkeit dieser Note jede Spitze nimmt, ja vielmehr in vollem Einklange mit den guten Beziehungen steht, die zwischen Deutschland und Frankreich sich in erfreulicher Weise entwickelt haben, wird im zweiten Theile die Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus in unzweideutiger Weise erhärtet.

Weder an Vollständigkeit noch an Präcision und Klarheit lassen diese einander ergänzenden Erklärungen auch nur das Geringste zu wünschen übrig. Allerdings ist bereits vor Jahren die Legende beseitigt worden, wonach Capitän Dreyfus zwar nicht directe, aber indirecte Beziehungen zu deutschen Organen unterhalten haben könnte. Noch bei den jüngsten kriegsgerichtlichen Verhandlungen in Rennes versuchte aber einer der Generale, diese Legende den Militärrichtern von Neuem zu suggeriren. Um so mehr empfahl es sich daher, auf die früheren Erklärungen des deutschen Botschafters in Paris hinzuweisen, in denen in aller Form betont wurde, daß auch niemals indirecte Beziehungen zwischen dem Angeklagten und der deutschen Regierung bestanden haben. Mit welchen Mitteln aber die Entschließung des Kriegsgerichts von Rennes beeinflußt werden sollte, erhellt aus der Thatsache, daß man sogar der Insinuation Raum gab, der Capitän Dreyfus und Esterhazy könnten gemeinsam operirt haben, falls dieser, wie er selbst zugesteht, das Bordereau geschrieben haben sollte. Und dieser circulus vitiosus sollte von den Militärrichtern in Rennes nicht sofort erkannt worden sein? Nur als Urheber des Bordereau ist der Capitän Dreyfus im ersten kriegsgerichtlichen Verfahren verurtheilt worden, und jetzt sollte er, obgleich das einzige ihm zur Last gelegte Document eingestandenermaßen von einem Anderen herrührt, die darin verzeichneten Actenstücke ausgeliefert haben?

Im Hinblick auf die Thatsache, daß die gesammte civilisirte Welt von der Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus überzeugt ist, waren die Generale bemüht, das Kriegsgericht in Rennes durch die zwar mit keinem einzigen ernsthaften

Beweismittel unterstützten, aber immer von Neuem wiederholten Versicherungen von der Schuld des Angeklagten gleichsam zu hypnotisiren. Da es nun aber nicht an militärischen Zeugen fehlte, die, wie der Oberstleutnant Picquart, der Commandant Hartmann, der Capitän Freystätter und Andere, für den Angeklagten eintraten, schreckten dieselben Generale nicht davor zurück, die Ehre dieser Zeugen zu verunglimpfen. Vor Allem galt es auch, eine so gewichtige Aussage wie die des Capitäns Freystätter zu entkräften, der selbst an dem Kriegsgerichte im Jahre 1894 theilgenommen hatte und durch das den Angeklagten schwer belastende Zeugniß des Oberstleutnants Henry, sowie durch die wider Recht und Gesetzlichkeit vorgelegten geheimen Actenstücke bestimmt worden war, sich dem Verdict auf Schuldig anzuschließen. Als Capitän Freystätter dann davon Kenntniß erhielt, daß Oberstleutnant Henry, als Fälscher eines dieser geheimen Actenstücke entlarvt, durch Selbstmord an sich Justiz geübt habe, als er ferner darüber belehrt wurde, daß die Vorlegung von Actenstücken, von denen weder der Angeklagte noch dessen Rechtsbeistand Kenntniß erhielt, durchaus ungesetzlich war, fühlte er sich in seinem Gewissen bedrängt und bekannte dies rückhaltlos vor dem Kriegsgerichte in Rennes.

Für dieses hätte auch wesentlich in Betracht kommen müssen, daß die überwiegende Mehrzahl der Sachverständigen das belastende Document, die Grundlage der früheren Verurtheilung des Capitäns Dreyfus, nunmehr dem ehemaligen Commandanten Esterhazy zuschrieb, wie denn überhaupt kein Zweifel darüber obwalten kann, daß Esterhazy nicht bloß die in diesem Verzeichnisse aufgeführten Actenstücke, sondern auch eine ganze Reihe anderer, viel wichtigerer an das Ausland verkauft hat. Um das eigene Geständniß Esterhazy's zu entkräften, mußte von den Generalen die phantastische Legende vom Dreyfus-Syndicate aufrecht erhalten werden. Am zweideutigsten war in dieser Hinsicht freilich das Verhalten des früheren Kriegsministers de Freycinet, der, noch immer nach der höchsten Macht in der Republik strebend, es mit den Generalen nicht verderben möchte. So versicherte er zunächst pharisäisch, daß er zwar nicht an der Unbefangenheit der französischen Blätter zweifle, die für die Revision eintreten, daß er aber Berichte erhalten habe, aus denen die Wirksamkeit des Syndicates im Auslande hervorgehe. Auf anonyme oder doch auf die von ihm in keiner Weise näher bezeichneten Berichte stützte sich also dieser Ehrenmann, um die Presse aller Culturländer der Bestechlichkeit zu bezichtigen. Herr Freycinet unterließ nur, zu erklären, auf welchem Wege der höchste französische Gerichtshof genau zu demselben Ergebnisse hinsichtlich der Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus gekommen ist wie die vorherrschende öffentliche Meinung aller Länder außerhalb Frankreichs. Für ihn bedurfte es aber dieser Fiction, um zu erklären, daß selbst Esterhazy, als er sich zu seinem Geständnisse genöthigt sah, vom Dreyfus-Syndicate bestochen worden sei. Immerhin war es von Interesse, von dem früheren französischen Kriegsminister nunmehr zu erfahren, wie er die unzweideutige Erklärung der deutschen Regierung mit seinen Phantasien über die angebliche Irreführung der öffentlichen Meinung in Zusammenhang bringt. Nur widerfuhr Herrn Freycinet sogleich das Mißgeschick, daß, wie die internationale Presse im Allgemeinen entschiedene Verwahrung gegen seine perfiden Verdächtigungen einlegte, so auch insbesondere von berufener russischer Seite gegen ihn Front gemacht wurde. „Die russische Presse," hieß es in dem offenen Briefe, den der Vertreter eines angesehenen Petersburger Organs im „Figaro" veröffentlichte, „war berechtigt, etwas Anderes von Seiten eines Franzosen, eines früheren Kriegsministers zu erwarten." Eine ganze Reihe russischer Blätter und Revuen wurde zugleich namhaft gemacht, die sämmtlich die Freisprechung des Capitäns Dreyfus verlangten. „Ja, alle sind einstimmig," lautete der Schluß dieses offenen Briefes, „sie zu fordern als die *einzige* Lösung, die dem Rufe von Gerechtigkeit und Billigkeit entspricht, den Frankreich in Rußland genießt und sich vor Europa bewahren muß." Wie ein bitteres Epigramm mußte dieser Hinweis mit Rücksicht auf das ganze Verhalten Freycinet's und der Generale klingen.

Nur dürfte auch für den früheren Kriegsminister der Ausspruch gelten, den Emile Zola in seiner Philippika gethan, wonach keine einzige der Persönlichkeiten, die, offen oder heimlich, die Revision bekämpften, je zur höchsten Macht im Staate gelangen würde. Vergebens bemühten sie sich — und dies gilt wie von Freycinet auch von Cavaignac, von Méline und Dupuy — indem sie die Armee gewinnen, ihr Verhältniß zu dieser gleichsam als das Piedestal zu benutzen, auf dem sie die höchste Stellung im Staate erringen könnten.

Vielmehr sind sie sämmtlich tragisch schuldig und ihre Schuld unsühnbar geworden, nachdem das Kriegsgericht von Rennes am 9. September den Capitän Dreyfus mit fünf gegen zwei Stimmen unter Zubilligung mildernder Umstände zu zehn Jahren „Detention" verurtheilt hat. Als der höchste französische Gerichtshof mit Einstimmigkeit die Revision beschloß, herrschte wohl in allen Culturländern die Ueberzeugung, daß es sich nur noch um eine Formalität handeln würde, sobald ein neues Kriegsgericht die Consequenzen aus dem Urtheile des Cassationshofes zu ziehen hätte. Die grausame Behandlung des Capitäns Dreyfus auf der Teufelsinsel wäre selbst für einen Verbrecher allzu hart gewesen. Und nun wurde ein Unschuldiger, der so schwer gelittten hatte, vor ein neues Kriegsgericht gestellt, und abermals wurde er moralischen Torturen der schlimmsten Art unterworfen und mußte dann, wie muthig er auch den Kampf für seine Ehre aufnahm, und wie vorzüglich er darin durch seine Vertheidiger Labori und Demange unterstützt ward, wiederum unterliegen.

Ueberall, wo menschlich empfunden wird, kann das tragische Loos dieses Unglücklichen nur tiefes, inniges Mitgefühl erregen. Auch darf kein Zweifel darüber obwalten, daß der Eifer, mit dem bisher für die Gerechtigkeit gestritten wurde, nicht erlahmen wird. Ob sich sogleich der Ariadnefaden wird finden lassen, der in dem Labyrinth der französischen Militärgesetzgebung zu dem Ziele einer neuen Revision führt, ist jedenfalls die erste bedeutsame Frage. Daß das Kriegsgericht in Rennes von dem ihm durch das Urtheil des höchsten Gerichtshofes vorgezeichneten Wege bei der Beurtheilung des angeblichen Geständnisses des Angeklagten, sowie hinsichtlich der Urheberschaft des Bordereau abgewichen ist, leuchtet ohne Weiteres ein. Nicht minder kommt in Betracht, daß ein Schriftstück wie der dem österreichischen Militärattaché, Oberst Schneider, zugeschriebene Bericht von diesem selbst als Fälschung bezeichnet wurde. Selbst wenn er in einem weit früheren Stadium wie viele Andere an die Schuld des Capitäns Dreyfus geglaubt haben sollte, ist er doch später in vollem Maße von der Unschuld dieses Officiers überzeugt worden, so daß er zu der Zeit, in die das Schriftstück von einem Fälscher des Datums verlegt wurde, nicht mehr den geringsten Zweifel hegte. Noch andere im kriegsgerichtlichen Verfahren zu Rennes festgestellte Thatsachen lassen sich anführen, um eine neue Revision zu begründen.

Ueberdies wird der bevorstehende Schwurgerichtsproceß gegen Emile Zola, der bisher nur in contumaciam verurtheilt ist, Gelegenheit bieten, in alle Schlupfwinkel hinein zu leuchten, in denen die so schwer compromittirten Anstifter, wie General Mercier und du Paty de Clam, bisher sich zu bergen versuchten. Geradezu unglaublich klingt es, daß du Paty de Clam, dessen angebliche Krankheit ihn nicht gehindert hat, die gefälschte Lesart der Depesche des italienischen Militärattachés Panizzardi an dessen Regierung noch beim jüngsten Processe in das geheime dossier einzuschmuggeln, nicht über einen der wichtigsten Punkte vernommen wurde. Da das Kriegsgericht im Gegensatze zu dem Cassationshofe dem Märchen von dem Geständnisse des Capitäns Dreyfus, wie es von dem Gendarmerie-Capitän Lebrun-Renault colportirt wurde, Bedeutung beimaß, mußte unter allen Umständen in öffentlicher Sitzung contradictorisch festgestellt werden, ob nicht vielmehr die durchaus wahrscheinliche Darstellung des Angeklagten zutreffend wäre. Dieser versicherte aber, nicht er, sondern du Paty de Clam habe davon gesprochen und ihm insinuirt, daß er unwichtige Actenstücke ausgeliefert

haben könnte, um wichtige dagegen einzutauschen. Mit dem ganzen Verhalten du Paty's, der die Rolle der verschleierten Dame spielte, der einem Esterhazy das „befreiende Document" auslieferte, steht eine solche Sprache jedenfalls besser im Einklange als mit dem Charakter des Capitäns Dreyfus. Unter allen Umständen mußte dieser höchst wichtige Punkt im Kreuzfeuer des Verhörs aufgeklärt werden. Statt dessen erfolgte eine commissarische Vernehmung, deren nichtssagende Ergebnisse keineswegs geeignet waren, Licht über die Angelegenheit zu verbreiten.

Das Urtheil des Kriegsgerichts von Rennes, das in seiner vorliegenden Gestalt mehr für das böse Gewissen der Richter als die Schuld des Angeklagten spricht, muß aber auch politische Folgen haben. Während durch die Freisprechung des Capitäns Dreyfus die Regierung in den Stand gesetzt worden wäre, gegenüber den compromittirten Generalen Gnade für Recht ergehen zu lassen, kann es nunmehr nicht fehlen, daß zunächst in der Presse und dann im Parlament nachdrücklich die gerichtliche Verfolgung aller Schuldigen, insbesondere des Generals Mercier, verlangt werden wird. Ein Beschluß der Deputirtenkammer, wonach diese Verfolgung von dem Urtheile des Kriegsgerichts abhängig gemacht werden sollte, liegt bereits vor. Inzwischen sind im Verlaufe des Processes von Rennes dem General Mercier so viele Amtsverbrechen nachgewiesen worden, daß ein parlamentarischer Ansturm gegen den früheren Kriegsminister ganz unvermeidlich ist.

Während also die französische Hauptstadt sich rüstet, bei der im nächsten Jahre bevorstehenden Weltausstellung zahllose Gäste aller Nationen festlich zu empfangen, drohen dem Lande selbst innere Verwicklungen der schwersten Art. Ist doch auch der Senat als Staatsgerichtshof einberufen, um die Theilnehmer an einem Complott abzuurtheilen, unter denen Paul Déroulède an erster Stelle genannt werden muß. Wegen seines ersten Versuchs, die plebiscitäre Republik zu proclamiren, ist der Präsident der alten Patriotenliga vom Pariser Schwurgerichte freigesprochen worden. Seitdem ist aber eine ganze Reihe neuer Thatsachen zur Kenntniß der Regierung gelangt, so daß der Minister des Innern, Waldeck-Rousseau, eine Anzahl Verhaftungen vornehmen ließ und der Ministerrath die Einberufung des Staatsgerichtshofes beschloß. Da insbesondere royalistische Vereine und Ausschüsse durch die Maßregeln der Regierung betroffen wurden, handelt es sich allem Anscheine nach um Versuche, die orléanistische Monarchie wieder herzustellen, obgleich Paul Déroulède aus dem Gefängnisse heraus Erklärungen erläßt, nach denen er zwar die Beseitigung des gegenwärtigen Régimes anstrebt, jedoch ein entschiedener Anhänger der plebiscitären Republik sein und bleiben will. Das gegenwärtige Ministerium hat sicherlich gut daran gethan, die Angelegenheit einer so besonnenen Körperschaft wie dem Senate zu überweisen. Als Staatsgerichtshof wird dieser die Anklage gewissenhafter prüfen als Pariser Geschworene, vor denen Paul Déroulède allzu leichtes Spiel hatte.

Durchaus verfehlt wäre es, in dem betrübenden Ausgange des Dreyfus-Processes, sowie in anderen Erscheinungen der inneren Politik Frankreichs einen Niedergang der Nation zu erblicken. Vielmehr weiß Jeder, der häufiger Gelegenheit findet, das Land zu besuchen und nicht bloß in der Hauptstadt, sondern auch in den verschiedenen Provinzen sich zu orientiren, welch' lebendige Kräfte des Volkslebens jenseits der Vogesen noch wirksam sind. Selbst in der Dreyfus-Angelegenheit ist inzwischen die zuerst winzige Zahl der „intellectuels" außerordentlich gewachsen, und ursprüngliche Gegner der Revision — Jules Clarétie ergriff jüngst als ein solcher Bekehrter öffentlich das Wort — haben mit der Zeit die volle Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit des nunmehr zum zweiten Male ungerecht verurtheilten Angeklagten gewonnen. Auch in der Deputirtenkammer zeigte sich bereits vor dem Schlusse der ordentlichen Session, welche Fortschritte die Sache der Gesetzlichkeit seit dem Tage machte, an dem der frühere Kriegsminister Cavaignac die mit „Documenten" unterstützte Rede hielt, unter denen die „Fälschung" des Oberstleutnants Henry als besonders beweiskräftig figurirte. Eine Nation,

die so überzeugungstreue Richter wie Bertulus und die Mitglieder des Cassationshofes besitzt, in der Officiere wie der Hauptmann Freystätter und der Commandant Hartmann der unerhörten Pression der Generale Widerstand leisten, birgt in sich selbst die Elemente eines Umschwunges zum Besseren. Namen wie Picquart, Scheurer-Kestner, Trarieux, Emile Zola, Gabriel Monod und viele Andere bürgen dafür, daß mit dem Verdicte des Kriegsgerichts von Rennes das letzte Wort in dieser für einen modernen Rechtsstaat tief beschämenden Angelegenheit noch nicht gesprochen ist, und auch das wollen wir nicht gering anschlagen, daß selbst in diesem von den Generalen beherrschten Gerichte von sieben Mitgliedern zwei den moralischen Muth besaßen, gegen die Verurtheilung zu stimmen.

Daß andererseits das Ansehen Frankreichs im Auslande durch die jüngsten Vorgänge geschädigt wird, können sich die leitenden Staatsmänner in Paris sicherlich nicht verhehlen. Wie schon früher aus Anlaß der Faschoda-Angelegenheit die französische Regierung eine ganz andere Sprache hätte führen können, wenn ihre Action nicht durch die Zwistigkeiten im Innern gelähmt worden wäre, so jetzt nicht minder in der Transvaal-Frage, die neuerdings einen bedrohlicheren Charakter angenommen hatte. Frankreich, das in der Südafrikanischen Republik wichtige Interessen zu wahren hat, würde, wenn es innerlich frei wäre, wohl auch hier seines Ziels klarer bewußt vorzugehen im Stande sein. So verdient denn die aus sicherer Quelle geschöpfte Nachricht vollen Glauben, wonach die französische Regierung ihren Vertreter in Pretoria angewiesen hat, Neutralität zu beobachten und den Bestrebungen der Buren in keiner Weise Vorschub zu leisten. Die von der englischen Regierung an die der Südafrikanischen Republik gerichtete Depesche klang allderdings fast wie ein Ultimatum, war in der That aber versöhnlicher Natur, und enthielt Vorschläge, die hoffen ließen, daß in letzter Stunde noch ein friedlicher Ausgleich erzielt werden könne. Doch hat sich, seit der Antwortsnote Krüger's, die Lage wieder so verschlimmert, daß man auf Alles gefaßt sein muß.

Literarische Rundschau.

Novalis und das neue Jahrhundert.

[Nachdruck untersagt.]

Novalis' sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Meißner, eingeleitet von Bruno Wille. Drei Bände. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Bald sind hundert Jahre herum seit Novalis' Tod. Das Spielen mit der Hundertziffer hat in unserem Tagesbrauch einen banalen, schablonenhaften Zug bekommen. Aber wer will sich der Macht des Moments verschließen, wenn man, rund rechnend, sagt: „Das neunzehnte Jahrhundert begann mit Novalis' Tod!" Das Jahrhundert der That, des Realismus in Forschung, Kunst und Politik, dessen Sonne sich roth heraufhebt über dem armen blauen Grabhügel des jungen, versonnenen Romantikers, — welcher Gegensatz! Novalis starb im März 1801. Er starb wie in einer sanften Verklärung, die doppelt merkwürdig war an einem Neunundzwanzigjährigen, dessen Lebenswerk in unvollendeten Blättern ohne jeden äußeren Erfolg bestand. Man wird an das Ende eines Anderen gemahnt, der auch so friedevoll auslosch, und der mehr als diese eine Aehnlichkeit mit dem Dichter des „Ofterdingen" hat: Spinoza. Aber Spinoza war fünfundvierzig Jahre alt, als er an der Schwindsucht starb, und er hatte der Welt ein Werk gegeben, das diese Welt seiner Auffassung nach für immer erschloß. Novalis mußte, wenn auch er sich am logischen Ende seiner vollen Leistung fühlte, den ganzen Glauben des Künstlers an den ausgestreuten Aphorismus in sich tragen, der dem Kundigen in Satzeskürze eine Welt umschließt, den Glauben, daß in der ungeheueren Logik des Schönen der Torso ebenso rede, wie das vollendete Kunstwerk.

Dann kam das „neunzehnte Jahrhundert". Nach unserem heutigen Urheberrecht sind des Novalis' Werke jetzt seit beinahe siebzig Jahren dem Neudruck frei. Kein deutscher Verleger empfand Jahrzehnt um Jahrzehnt das Bedürfniß, die alte Tieck'sche Gesammtausgabe auf eigene Faust zu erneuern. Selbst diese Originalausgabe hat seit über fünfzig Jahren keine neue Auflage mehr zu Stande gebracht. Inzwischen steht die Sonne des Jahrhunderts im letzten Blitz des Verlöschens. Da jetzt tritt eine neue, vollständige Sammlung vor, die schon im äußeren Gewande verräth, wie sehr eine lebhafte und intime Liebe zum Stoff bei Verleger und Herausgebern zusammengewirkt hat. Man hat das Gefühl, als sei ein dräuendes Himmelszeichen, geknüpft an die Ziffer dieses Jahrhunderts, endlich still vorüber gegangen. Alte Werthe kommen aus ihrem Schlupfwinkel zurück. „Sein Geist," hat Arnold Ruge gelegentlich von Novalis gesagt, „trifft in allen Punkten ins Herz der Zeit." Seltsame Träumerei. Man erinnert sich an gewisse alte Scherzbilder aus dem Frankfurter Parlament, die den guten Ruge mit einer Schlafmütze über den Augen zeichnen. Im neunzehnten Jahrhundert, groß und klein, wie es

war, traf auf keinen Fall Novalis ins Herz der Zeit. Aber der feine und selbstdenkende Kopf, der die Einleitung zu dieser neuen Ausgabe geschrieben hat, setzt die Ruge'schen Worte doch bedeutsam an den Schluß seiner liebevollen Skizze von Novalis' unsterblicher Individualität. Mögen sie im zwanzigsten Jahrhundert endlich ihre Wahrheit finden, — vielleicht.

Ich habe mir, während ich diese drei wirklich sehr hübschen blauen Bände des zierlichsten Liebhaberformates mit ihrem schlicht schönen Druck vor mir sah, die Frage vorgelegt, wie Viele in unserer schnellen Zeit den alten lieben Novalis jetzt wohl zum ersten Male als „Neuen" kennen lernen werden? Und was werden sie jetzt bei ihm finden? Wer da von der blauen Blume im Sinne, wie das jetzt absterbende Jahrhundert sie sah, anfinge, der weckte unabänderlich etwas von Kamillenthee. Es ist das Wesentliche dieser Blume, daß sie neu wird und an neuen Stellen wächst. Nur mit diesem tiefen Entwicklungsprincip und seiner ewigen Auferstehung kann sie in neue Zeiten wieder einwachsen.

Als Dichter ist Novalis auch im neunzehnten Jahrhundert immer mehr oder weniger „achtend" mitgeschleift worden. Dafür war dieses Jahrhundert ein zu kluges Jahrhundert und ein zu aktenmäßig sorgfältiges. Was man aber nicht mehr sah und sehen wollte, war gerade das, was meiner Ansicht (und ich glaube, auch seiner eigenen nach) das Bedeutendste in Novalis war: die philosophische Tiefe. Nach hundert Jahren Neunzehnhunderts-Philosophie ist es möglich, jetzt eine Wegbiegung zu finden, die zu ihm zurücklenkt. Ich meine nicht, zurücklenkt im Sinne einer Reaktion. Aber etwa so, wie man von einem Wege, der im Ganzen höher gestiegen ist, doch eine jähe, wundervolle Fernsicht in zurückliegende Gegenden erhält.

Niemals hat ein Jahrhundert der Menschheit so auf seine Klarheit gepocht wie das neunzehnte. Novalis sollte „unklar" sein. Noch in dem kurzen Vorwort, das der Text-Herausgeber dieser neuen Ausgabe, Meißner, beigefügt hat, findet sich eine kleine Spitze nach dieser Seite, bei allem Wohlwollen. Der Vorwurf ist aber so ungerecht wie nur möglich. Novalis ist voll von unfertigen, jugendlichen Zügen, die sich aufdrängen, weil man bloß diese Jugendsachen von ihm hat. Aber das eigentliche Gerüst, das Alles trägt und um dessentwillen ein Name „Novalis" in der Weltliteratur stehen geblieben, ist ein Gedanke von eminenter Klarheit. Man staunt, daß er in einem so jungen Kopfe sich schon so klar entwickeln konnte. Wie eine Offenbarung muß er von einem bestimmten Moment an sich darin festgesetzt haben, fortan schlechterdings unerschütterlich. Es war der Glaube an die Dichtung als eine W a h r h e i t s q u e l l e. Wie dieser Glaube sich bei Novalis ausspricht, tritt er stets mit voller philosophischer Kraft hervor. Die Philosophie bestimmt die Erkenntnißquellen für unser Weltbild. Für Novalis ist das Aesthetische, ist die Dichtung eine echte Erkenntnißquelle dieser Art. Es handelt sich bei ihm nicht mehr um eine ästhetische Theorie im Engern. Es handelt sich um Welt-Theorie. Die Form, wie Novalis diesen seinen Grundglauben anbringt, ist natürlich eine sehr vielgestaltige. Bald kommt er mit ihm direct, wenn auch meist aphoristisch philosophirend. Bald will er sein großes, erkenntnißtheoretisches Urtheil über die Dichtung mit den Mitteln der Dichtung selbst zum Ausdruck bringen. Ich finde wenigstens in der Prosadichtung des „Ofterdingen", die ganz auf dieser Absicht steht, den Versuch schwächer gelungen, obwohl die Idee einzigartig war, wie die Fortsetzungs-Fragmente ahnen lassen. In den vollendeten Theilen des Romans tritt der Gedanke doch da am schönsten hervor, wo in Reden mehr oder minder unmittelbar und auf naiver Kunsttechnik philosophirt wird, während die Handlung als Ausdrucksmittel unvollkommen bleibt. Immer aber und wie nun auch der große Erkenntniß-Gedanke durchgedrückt werde, es bleibt ihm die sieghafte Klarheit, und in jedem Ausdruck ist er der eigentliche Novalis-Geist, der über den Wassern schwebt: ein eisern logischer Geist.

Gerade in diesem Gedanken von der Kunst als Wahrheitsquelle steckt aber das, was man heute nothwendig durchfühlen muß: die eigenthümliche Beziehung

zwischen Novalis und dem modernen Realismus in der Dichtung. Novalis, der Romantiker, der Mann der blauen Blume, war in seiner Weise ein Realist, wie das ganze neunzehnte Jahrhundert für die Theorie der Dichtung keinen schärferen hervorgebracht hat. Und der Dichter des „Ofterdingen" und das Jahrhundert, das ihm folgte und ihn so selten verstand, sind im letzten Grunde gar nicht deswegen auseinander gekommen, weil der eine ein Träumer und das andere realistisch war; sondern der verwegene Realismus dieses Dichter-Denkers war dem ganzen Jahrhundert des Realismus noch zu realistisch-kühn. Die realistische Theorie unserer Tage hat mit so viel Energie betont, daß die Kunst der Wirklichkeit gerecht werden, daß sie gleichsam zurück müsse zur Wirklichkeit. Von einer neuen „Wahrheitskunst" ist viel gesprochen worden. Novalis wird nicht müde, uns immer neu zu verkünden, daß die Kunst Wirklichkeit sei, daß sie Wahrheit sei. „Poesie ist das absolut Reelle. Dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer, je wahrer." Die Stimmungsgegensätze zweier Zeiten liegen in diesen verschiedenen Fassungen des realistischen Problems. Aber wenn man sie abzieht, leuchtet doch ein merkwürdig Gemeinsames hindurch. Novalis wächst auf und erlischt inmitten einer Blüthezeit der Dichtung. Wie groß oder klein er selbst sich nun noch bei längerem Leben hätte als Dichter entfalten können: jedenfalls stand die Dichtung im Ganzen, als Zeitbild, in einer Glorie der Erfüllung über ihm. Der unbestritten größte Mensch der Zeit, Goethe, war ein Dichter. Im Kopfe und der Arbeit dieses Dichters und seiner Genossen schien das größte Stück Wirklichkeit umspannt zu sein, das man je besessen hatte. Aber die Kunst war letzten Endes immer die Klammer, die Alles zusammenhielt. Wer in solcher Stunde von der Kunst sprach, dem erschien sie als ein absoluter Werth, dessen weltumfassende Größe als solche nicht diskutirt zu werden brauchte. Und Novalis war der Philosoph dieser Stunde und dieser Kunst. Das spätere neunzehnte Jahrhundert stand dagegen auf einem ganz anderen Fleck. Die „Wirklichkeit" hatte sich ihre ganz besonderen Gebiete geschaffen. Vor Allem der Naturforscher, doch auch der Historiker, der Politiker schalteten mit ihr wie mit einem Privatbesitz. Unendlicher Segen strömte von hier aus, darüber war kein Zweifel. Aber es war, als wenn man die Dichtung jetzt von hier aus erst für Etwas zurückerobern müsse. Die Frage des „Sollens" kam in den Vordergrund. Die Kunst „sollte" etwas. Sie sollte realistisch werden, sollte sich irgendwie an jene Wirklichkeit annähern, sollte gleichsam sich durch besondere Thaten legitimiren, daß sie in jenen Kreis überhaupt wieder aufgenommen werde. Für diese Generation war die Wirklichkeit nicht mehr innerhalb des großen Dichters, sondern der Dichter sah sich vor sie gestellt wie vor eine Art Prüfungscommission, vor Vertreter dieser „Wirklichkeit", die alle einen ganz anderen Rock trugen als er selbst. Die Philosophie dieser Zeit konnte nicht mehr den prachtvollen Harras-Sprung wagen, zu sagen: „die Kunst ist Wirklichkeit". Sie versteckte ihren dunkeln Drang in der mehr oder minder schulmeisterlichen Weisheit: die Kunst soll versuchen, sich der Wirklichkeit möglichst zu nähern.

Und doch liegt eben in dem „dunkeln Drange" selbst die tief innerliche Zielgemeinschaft zwischen Novalis und den Späteren. Durch die ganze Kette der Versuche, Wirklichkeit und Kunst in Einklang zu bringen, geht als Grundfaden ein scharfer Protest. Der Protest gegen die innere Entzweiung des Menschen in seinem köstlichsten Gesammtbesitz. Der Protest gegen die starre Aufstellung eines Dinges, das „Wirklichkeit" genannt wird und dem wir in eiserner Wahrheitsforschung allein nahe zu kommen hoffen; und eines zweiten, gänzlich davon getrennten Dinges, das „Kunst" heißt, das mit Wahrheitsforschung schlechterdings gar nichts zu thun hat, und das neben jener Wirklichkeit schließlich nichts Anderes ist als blauer Dunst und flüchtig ergötzende, aber sonst zwecklos verschwebende Gaukelei. Es war eine verfeinerte Form dieses Dualismus, wenn man zugab, daß die reale, die wirkliche und wahre Welt ein Jammerthal sei, während in jenem schönen Gaukelspiel das Erhabenste, Befreiende, Versöhnliche liege. Aber der Riß blieb auch so und das Er-

habene blieb Schein. Novalis war es, der sich gegen diese zugleich dualistische und tief pessimistische Lehre mit flammendem Zorn erhob. Er kam aus der Schule Goethe's, dessen ganze Lebensarbeit innerlich auch auf jenem Protest steht. Aber Novalis' philosophische Fassung ist völlig original, in Formen, die Goethe wenigstens theoretisch nie so ausgesprochen hat. Man hat Novalis einen Mystiker genannt. Er theilt aber nur mit so manchem anderen „Mystiker" das Loos, daß seine Mystik nichts Anderes ist als ein folgerichtiger Monismus, der sich vor der unfaßbaren Größe seines Einheitsbildes der Welt bloß oft in der stammelnden Rede des dunkel Begeisterten ergeht. Für Novalis ist die Kunst Wirklichkeit, weil es eben für ihn kein Zweierlei in der Kunst gibt. Der grüne Baum und die Venus von Milo erblühen aus der gleichen Realität. Für den engeren Ausbau dieser Ideen wurde ihm dann Fichte bedeutsam. Diese Details brauchen hier nicht angedeutet zu werden. Wille hat in der Einleitung einige Linien sehr gut entwickelt. Andere mögen aber noch eine Masse Gold für modernstes Denken hinzuheben.

Jene monistische Linie fand nun das neunzehnte Jahrhundert unabhängig und in seiner besonderen Weise auch heraus. Nicht bei Novalis, dessen Tiefe es wie einen mythischen Schatz unter blauen Flämmchen liegen ließ, sondern in der Welt selber, auf Grund eines zunehmenden Realismus äußerlicher Art. Nicht umsonst ist gerade das Wort Monismus aus naturwissenschaftlichen Kreisen heraus in Umlauf gesetzt worden. Die Naturforschung hat am meisten wohl beigetragen, ein einheitliches Weltbild dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich zu machen. Die Linie vom fernsten Nebelfleck des Alls bis zur Flechte auf irdischem Granitgebirge, wie sie Alexander von Humboldt zuerst seherisch als Einheit schaute, ist in den Tagen der Spektralanalyse und Darwin's aus einem Sehertraum zur Realität geworden. Zuerst der physische Mensch, dann aber auch der moralische Mensch fühlte sich selber hineingerissen in diese großartig einheitliche Verknüpfung. Anfangs mit etwas Angst, aber dann doch allmählich mit der großen Zuversicht, daß sich hier eigentlich nur auf einem neuen Wege erfülle, was alle tiefste Philosophie seit Jahrtausenden gehofft und geglaubt: die organische Einfügung des kleinen Reigens „Mensch" in den vollkommeneren Reigentanz eines Höheren, mochte man das nun Gott oder Naturgesetz oder Entwicklung oder wie sonst nennen. Keine Frage der Dauer konnte es sein, daß auch der ästhetische Mensch schließlich hier einmünden müsse. Die ersten Versuche dazu waren nur, wie gesagt, schwach. Man muß immer nicht vergessen, durch welche einseitigen Hände diesmal die ganze Sache ging. Die Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts oder, weiter gefaßt, überhaupt der ganze Realismus dieses Jahrhunderts hat uns ja unschätzbare neue Bausteine zu einer einheitlichen Weltansicht aufgehäuft. Aber die philosophische Durchdringung des neuen Materials ist streng genommen jetzt, am Ausgange des Jahrhunderts, noch erst in den Anfängen. Man muß sich erinnern, wie kurzsichtig und nothdürftig nach dieser Seite Anfangs gebaut worden ist. Wenn ich mir das Einheitsbild der Allnatur so eng aufbaue, wie es etwa der jüngst verstorbene alte Büchner gethan (der sonst und in seiner Weise menschlich ja auch Idealist genug war), wenn ich das einzige Einheitsband dieser Natur bloß in gewissen Gewichtsverhältnissen des Stoffes, der Materie suche: so werde ich nie über die bedrohliche Thatsache hinauskommen, daß ein beliebiger roher Mamorblock von so und so viel Stoffgewicht absolut gleichwerthig sei der Venus von Milo. Ueber solchen Standpunkt hinweg ist noch ein gewaltig weiter Weg, den der echte Monismus philosophisch erst wandeln soll. So lange der aber nicht allgemein und bis zur handgreiflichsten Deutlichkeit für Jedermann zurückgelegt ist, wird an der Einfügung des ästhetischen Welttheils in diese modern-realistische Einheitswelt noch gar manches Gewaltsame und Schiefe haften. Das ist aber im Einzelnen hier auch nicht zu kritisiren.

Worauf es ankommt, ist die tief innerliche Gleichartigkeit des Zieles bei Novalis wie beim modernen Realismus. Von zwei Seiten rollt die Welle hier gegen den

gleichen Fels. Es ist ein altes Bild: der Fels, der die Welle bricht, der Geologe von heute wird es veraltet nennen. Im Laufe der Zeiten gibt es keinen Fels, den nicht die Welle durch langsame Erosion zerstörte. Auch der Glaube an die Realität des Aesthetischen ist eine solche Welle der Jahrtausende. Was vor hundert Jahren Novalis hieß, das heißt heute Naturalismus in der Kunst. Und in nochmals hundert Jahren, wenn der Begriff Natur sich selber noch wieder ein Stück geklärt hat, wird es nochmals wieder anders heißen. Die Welle aber ist die gleiche. Bloß eins sollte unsere Zeit mit aller Energie sich von Novalis wieder als einem wahren Erzieher aneignen. Novalis stand in harmloser Freude der Naturforschung gegenüber. Seine letzte äußere Lebensleistung galt sogar gerade ihr, als er in Freiberg bei Werner sich auf das Bergfach einzuschulen begann. Auch das stolze Fragment der „Lehrlinge zu Sais" redet dichterisch davon. Aber Novalis hatte noch jenes Andere, das wir so schmerzlich vermissen. Er hat den großen Glauben an die Dichtung, an ihr königliches Recht, Welten zu vergeben, an ihr Messiasthum, Berge zu versetzen. Das ist es, was wir vor Allem brauchen, wenn unser Realismus nicht zur Schulmeisterei, sondern zum wirklichen Einklang von Theorie und Praxis führen soll. Die Kunst ist keine arme Seele, die vor einer Wahrheits-Commission zu erscheinen hat, um sich nothdürftig mit ihrem Dienstbuch von sechs Jahrtausenden auszuweisen und Besserungsvorschläge demüthig hinzunehmen. Vor solcher Commission möchte es immer geschehen, daß sie etwa auf ihr Marmorgewicht gewogen werde und daß sich keine Ziffer herausrechnen ließe, die das Gewicht der Atome jenes rohen Marmors aus dem Steinbruch von dem der Venus von Milo unterschiede.

Wilhelm Bölsche.

Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert.

Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. Bern, Schmid & Francke. Lausanne, F. Payot. 1899.

Das Unermeßliche der endlos dahin fluthenden Zeit sucht der menschliche Geist durch eintheilende Abschnitte zu bewältigen. Hundert Jahre, die auch die längste Dauer eines menschlichen Einzellebens überragen, werden ihm zur Ehrfurcht gebietenden Einheit, vor der er, sich besinnend, stille steht. Daher ist es keine überraschende Erscheinung, daß alle Culturnationen auf das nahe Ende des laufenden Jahrhunderts hin die Bilanz ihres Lebens und Strebens zu ziehen versuchen. Deutsche, englische, französische Werke encyklopädischen Charakters sind im Entstehen begriffen; wie sollte da der Schweizer zurückbleiben und den praktischen Sinn und Ordnungsgeist, der ihn im Geschäftsleben auszeichnet, nicht auch durch Buchführung und Rechnungsabschluß auf idealem Gebiete bewähren?

Eine Unternehmung solcher Art ist das in Lieferungen erscheinende Prachtwerk: Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Deutsch und französisch kommt dieses groß, doch ohne Weitschweifigkeit angelegte literarische Document heraus. Der erste Band, mit 600 Seiten Text, 38 Vollbildern, 73 Porträts und 75 Illustrationen im Text, wurde auf Neujahr 1899 vollständig; über die beiden anderen, im Erscheinen begriffenen Bände liegt ein kleines Programm vor, so daß über Werth und Bedeutung des Unternehmens schon jetzt ein bestimmtes Urtheil möglich ist.

Dieses Urtheil darf dahin lauten, daß ein besseres Gesammtbild der inneren und äußeren Geschichte der Schweiz und der Entwicklung ihres Lebens auf allen Gebieten dem Schweizervolke wie dem Auslande noch niemals dargeboten wurde. Was würden wir darum geben, wenn wir vom achtzehnten Jahrhundert ein ähnliches Werk besäßen! Aber das Ende des vorigen Jahrhunderts gestattete der Schweiz so wenig wie einem anderen Volke Europa's stille Einkehr bei sich selbst

und ruhiges Erwägen erfüllter Schicksale und erreichter Lebensziele. Der Corse, der die Welt in Athem hielt, zertrümmerte 1798 die stärkste der cantonalen Republiken, Bern; Suwarow's Colonnen zogen über den Gotthard, österreichische Scharen schlugen sich bei Zürich in offener Feldschlacht mit Napoleon's Heerführern herum, als ob die Schweiz herrenloses Gebiet wäre. Wo man gezwungen war, in solcher Weise Geschichte tagtäglich zu erleben, da hatte man wahrhaftig nicht Muße, sie zu schreiben.

Wie anders am Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Lange Jahre des Friedens haben der Schweiz gestattet, nicht bloß ökonomisch zu gedeihen, sondern vor Allem auch am festen politischen Aufbau des Schweizerhauses zu arbeiten, an jener nicht ohne Opfer erkauften Umgestaltung eines bloßen Staatenbundes zu einem Bundesstaate, der seit der Mitte des Jahrhunderts sich immer fester einigte.

Nun ist freilich die Schweiz im Vergleich zu den gewaltigen Mächten, in deren Mitte sie liegt, ein sehr kleines Land. Aber am wenigsten von deutschen Lesern ist zu besorgen, daß sie diese Bemerkung als einen Einwand gegen ein tieferes Interesse für die Entwicklungsgeschichte der Schweiz ausspielen werden, indem gerade der deutsche wissenschaftliche Geist die culturelle Bedeutung eines Volkes, z. B. der alten Griechen oder der italienischen Städterepubliken der Renaissance, niemals nach dem geringen territorialen Umfange solcher Kleinstaaten abgeschätzt hat. Der im gebildeten deutschen Publicum so entwickelte historische Sinn begreift ohne Mühe, daß es von Wichtigkeit ist, zu beobachten, wie die älteste Demokratie Europa's, bei der die Eigenthümlichkeit mitwirkt, daß sich in ihr drei sprachlich unterschiedene Rassen zu einer einzigen Volksgenossenschaft vereinigt haben, die großen Fragen der Zeit zu lösen suchte. Gewiß nicht allein ihrer durch Verträge garantirten politischen Neutralität, sondern auch dem in ihr zu friedlicher Bethätigung entwickelten internationalen Geiste verdankt es die Schweiz, daß die Großmächte den Mittelpunkt ihrer „Unionen" in die kleine schweizerische Bundeshauptstadt verlegt haben, damit dieselben hier, auf praktischem Boden, das Kommen eines Reiches der Gerechtigkeit und des Völkerfriedens vorbereiten helfen.

Ist mit diesen Andeutungen die allgemeine Wichtigkeit des kleinen schweizerischen Gemeinwesens und damit auch einer geschichtlichen Schilderung desselben dargelegt, so darf nun versichert werden, daß das Werk, von dem wir sprechen, die ihm zukommende Aufgabe aufs Schönste löst. In Professor Paul Seippel, der (trotz des so deutsch klingenden Namens) Genfer, jedoch neben der französischen auch der deutschen Sprache mächtig ist, hat das Unternehmen einen ungemein feinen und geschmackvollen Leiter gefunden, einen Mann von weiten Horizonten und von klarstem Verstande, dem es bei dem Vertrauen, das seine Persönlichkeit einflößt, nicht schwer fiel, sich mit einem Generalstabe hervorragender und ausgezeichneter Mitarbeiter zu umgeben. Als solchen nennen wir in erster Linie den ehemaligen Bundesrath und Bundespräsidenten Dr. Numa Droz (der in den letzten Jahren als der für Kreta in Aussicht genommene Pacificator oft in der europäischen Presse genannt wurde). Er hat die den ersten Band hauptsächlich füllende politische Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert geschrieben, von der er, wenigstens was die zweite Zeithälfte anbetrifft, wohl sagen durfte: „et quorum pars magna fui." Trotz seiner eigenen persönlichen Betheiligung an jener glücklichen Umgestaltung der schweizerischen Verfassung ist jedoch die Arbeit von Numa Droz eine zwar warmherzige, aber in den Urtheilen streng objective historische Schilderung. Ebenso ist die von dem Luzerner Stadtarchivar Th. von Liebenau verfaßte Einleitung, d. h. die Hinüberleitung aus dem achtzehnten Jahrhundert in unsere Zeit, die umsichtige Darstellung eines Mannes, der als Kenner vaterländischer Geschichte einen ersten Rang einnimmt.

Naturgemäß gaben diese beiden großen historischen Arbeiten in besonders hervorragender Weise Veranlassung zu begleitendem illustrativem Schmuck des ersten

Bandes, d. h. zu vorzugsweise historischen Zeitbildern. Aufs Zuvorkommendste stellten zu diesem Zwecke die Bibliotheken und Museen in Basel, Bern, Zürich, Genf u. s. w. ihre Schätze an passenden Bildern zur Verfügung. Für die Zeit der „Putsche", d. h. der kleinen Aufstände zu gewaltsamer Beseitigung einer Cantonsregierung, die in den dreißiger und vierziger Jahren häufig waren, ebenso für die Freischarenzüge und den Sonderbundskrieg sind auch Flugblätter aller Art, vor Allem die satirischen Bilder des damaligen berühmten und genialen Zeichners Disteli, vielfach benutzt worden. Vor Allem aber sind sämmtliche im Text genannten wichtigeren Persönlichkeiten durch gute Porträts vertreten.

Der erste Band enthält ferner eine Darstellung des heute geltenden Staatsrechts der schweizerischen Eidgenossenschaft aus der Feder Professor Dr. Hilty's, des Staatsrechtslehrers an der bernischen Universität, sodann einen Ueberblick über das schweizerische Milizheer von Oberst Ed. Secretan, endlich eine Abhandlung von Professor Ernst Röthlesberger in Bern über die internationale Bedeutung, welche die Schweiz durch die Genfer Convention, durch die Schiedsgerichte, durch die Friedensgesellschaften und durch die internationalen Unionen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erlangt hat; ebenso wird die Stellung der Schweizer im Auslande in dieser vortrefflichen Arbeit ins Auge gefaßt.

Der zweite Band, von dem bereits viele Lieferungen erschienen sind, wird die Culturarbeit in Schule, Kirche, Wissenschaften, schöner Literatur, Presse, bildenden Künsten und Musik behandeln. Auch für diese Gebiete wurden berufene Bearbeiter gewonnen, deren Namen aufzuzählen uns jedoch zu weit führen würde. Auch ist es wohl nicht nothwendig, auf die Bedeutung schweizerischer Literatur und Kunst in einer Zeit hinzuweisen, die von ersten Namen, wie Gottfried Keller, C. F. Meyer, Arnold Böcklin, erfüllt ist — wobei man übrigens nicht vergessen möge, daß das literarische und künstlerische Schaffen auch der französischen Schweiz manche sehr erfreuliche Seite aufweist.

Der dritte (und Schluß-)Band des Werkes wird der wirthschaftlichen und socialen Entwicklung gewidmet sein. Sind die Aufsätze über die schweizerischen Arbeiterverhältnisse (von Nationalrath Dr. Curti), über Landwirthschaft, Industrie, Handel, über Verkehrswege und über Hygieine naturgemäß ernsteren Charakters, so kommen in jenem Bande doch auch gewisse andere Elemente schweizerischen Lebens zur Sprache, an die man im Auslande gewöhnlich zuerst denkt, wenn von der Schweiz die Rede ist: vor Allem die alpine Welt mit ihren Naturwundern. Hier wird viel zu sagen sein, wenn man die einfachen Zustände zu Anfang des Jahrhunderts mit der Entwicklung modernen Touristenlebens vergleicht, dessen markantestes Wahrzeichen die elektrischen Wagen der Jungfraubahn sind.

Der Schilderung des Alpenlebens schließt sich eine solche der schweizerischen Nationalfeste, der in neuester Zeit so sehr entwickelten dramatischen Festspiele unter freiem Himmel, des Schießwesens u. s. w. an. Ueber Sitten und Gebräuche und die Lebensgewohnheiten der Gegenwart im Vergleich zum vorigen Jahrhundert gibt endlich Paul Seippel am Schlusse des ganzen Werkes Auskunft.

Man sieht aus diesen immerhin noch lückenhaften Angaben, daß „Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert" ein für Forscher, Historiker, Nationalökonomen, Politiker u. s. w. ungemein ergiebiges Sammelwerk zu werden verspricht, das eine Menge sonst schwer zu beschaffender Auskünfte umschließt. Behandeln doch die erwähnten Beiträge der Mitarbeiter in nirgends vorher veröffentlichten Originalabhandlungen meistens Gebiete, über welche bisher eine zusammenfassende Arbeit nicht vorhanden war. Dabei geschieht dies nicht im Ton trockener Gelehrsamkeit, sondern in Darstellungen, die sich an alle gebildeten Leser wenden und dem Verständniß eines Jeden leicht erschließen. Man begreift daher, daß wir in der Schweiz uns dieses schönen Werkes freuen, und daß wir hoffen und wünschen, auch das Ausland möge ihm freundliche Beachtung schenken.

J. V. Widmann (Bern).

ρ. **Alfred Lord Tennyson.** A Memoir. By his Son. Copyright Edition. With Portrait. In four volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1899.

Der Pietät des Sohnes hat der große englische Dichter, der die „Königsidyllen" und „In Memoriam" schuf, es überlassen, sein ernstes, harmonisches, in tiefer Gedankenarbeit und im Dienste des Ideals verbrachtes Leben zu erzählen. Wir haben die Londoner Ausgabe des monumentalen Werkes (London, Macmillan & Co.) in einer ausführlichen, liebevoll in den Kern des Gegenstandes eindringenden Studie der Lady Blennerhassett erst kürzlich in dieser Zeitschrift gewürdigt (Februarheft 1899) und sind erfreut, es nun auch in der „Tauchnitz Edition" begrüßen zu dürfen, in der es sich den früher erschienenen zwölf Bänden Tennyson'scher Dichtung, als deren Abschluß gleichsam, anreiht. Die deutschen Verehrer englischer Poesie dürfen wohl dankbar dafür sein, daß ihnen dies Alles in einer so vollständigen und correcten, so sauber ausgestatteten und dabei so wohlfeilen Ausgabe zugänglich gemacht wird; und gern werden sie das schöne Jugendporträt Tennyson's, nach einem Gemälde von Samuel Laurence, betrachten, mit dem der erste Band dieser Darstellung seines Lebens geschmückt ist. Aber die Biographie, in welcher der nunmehrige zweite Lord Tennyson das Bild seines Vaters in schlichten Zügen verewigt hat, setzt eine so genaue Kenntniß der zeitgenössischen englischen Verhältnisse voraus, daß es wohl wünschenswerth erscheinen konnte, mit Benutzung des dort gebotenen Materials den zahlreichen Lesern, bei denen jene Voraussetzung nicht zutrifft, ein deutsches Leben Tennyson's zu geben. Dies ist von kundiger Hand in dem nachstehend angezeigten Buch geschehen.

βλ. **Leben und Werke Alfred Lord Tennyson's.** Von Th. A. Fischer. Gotha, F. A. Perthes. 1899.

Th. A. Fischer, Verfasser einiger werthvoller „Studien zur englischen Literaturgeschichte", eines „Lebens Thomas Carlyle's" und Uebersetzer von dessen „Sartor Resartus", trat wohl vorbereitet an die Aufgabe heran, die er mit großem Verständniß und Geschick gelöst hat. Sein Buch wendet sich an alle Gebildeten, vor Allem an Diejenigen, die das Bedürfniß fühlen, einer der edelsten und mächtigsten Stimmen zu lauschen, die unserem, von allen Verlockungen und Verführungen einer aufgeregten Zeit bedrängten Geschlecht das Unsichtbare und Göttliche als das Reale und einzig Bestehende verkündet haben. Wie der Jüngling, so der Greis in Tennyson huldigt dem sehnsuchtsvollen, aber männlich starken Optimismus, der die unsterbliche Tröstung bietet: „Klagen werden Sphärenklang, Eh Du Deinen Lauf vollendet: Dreh Dich sausend, folg' der Sonne, Gut ist Alles, was gut endet!" Ist des Verfassers Befürchtung begründet, und Tennyson in Deutschland wirklich so gut wie unbekannt, dann wünschen wir um so mehr dem Buche Heil auf seinem Wege zu den Seelen, die nach Schönheit und Liebe verlangen, „denn so ist festgeknüpft die ganze Erde, mit goldnen Ketten rings an Gottes Fuß".

βλ. **In Memoriam von Alfred Lord Tennyson.** Aus dem Englischen übersetzt von Jakob Feis. Straßburg, Heitz. 1899.

Eine namhafte Zahl von Uebersetzern hat es im Laufe der Jahre versucht, Dichtungen von Tennyson, insbesondere seinen „Enoch Arden", ins Deutsche zu übertragen. Unseres Wissens ist jedoch nur einmal, und zwar von einer Dame, A. von Bohlen, das eigenthümlichste und berühmteste seiner Werke, „In Memoriam", in unsere Sprache übersetzt worden. Das Versmaß des Gedichtes besteht aus zwei gereimten jambischen Tetrametern, die zwischen zwei Versen gleicher Art eingefügt sind. A. von Bohlen ist, zum Theil mit großem Glück, dem Versbau des Originals treu geblieben. Der neueste deutsche Uebersetzer, Jakob Feis, hat Tennyson's Versform nur ausnahmsweise beibehalten und es im Uebrigen vorgezogen, den einzelnen Gedichten die Fassung zu verleihen, die nach seinem Empfinden ihre ernste, melancholische Stimmung am besten wiedergab. Auch mit diesen Abweichungen hat er einen schönen Erfolg erzielt, und sein Wunsch, dem großen philosophischen, tiefreligiös denkenden Dichter in Deutschland neue Freunde zu gewinnen, verdient in jeder Beziehung in Erfüllung zu gehen. Wenn nicht Alles so gelang, daß die ursprüngliche Schönheit der Form und der wunderbare Tonfall der Verse Tennyson's in der Uebertragung sich wiederfinden, so ist doch dieses erreicht, daß der Gedankengang einen unverfälschten, würdigen, oft von Wohllaut getragenen Ausdruck fand. Wir können es uns nicht versagen, das schöne, mit XLIII bezeichnete Gedicht als Probe davon zu geben:

Wenn wirklich Tod und Schlaf dasselbe wär',
Und, von dem Tod berührt, verschlösse sich
Der Menschengeist, so wie die Blume sanft
Am Abend ihre Blüthenkrone schließt;
Dann, unbekümmert um die flücht'ge Zeit,
Könnt' er des Körpers ledig fortbestehn
Und wahrte, wie die Blume ihre Pracht,
So alle Spuren der Vergangenheit;
Der Mensch verlöre nichts; gebettet läg'
Im blumenreichen Seelengarten stumm
Der Geisterkronen blattumhüllte Pracht:
Seit ihrem Urbeginn die ganze Welt.
Und *seine* Liebe blieb' so voll und rein,
Als da er mich auf Erden hier geliebt;
Und wenn einst tagt der Allerseelentag,
Dann wiederum erwachte auch sein Geist.

γ. **J. v. Döllinger.** Von J. Friedrich. Zweiter Band. München, C. H. Beck. 1899.

Dieser zweite Band der Lebensbeschreibung Döllinger's, die wir seinem Amts- und Kampfgenossen, Professor Friedrich in München, verdanken, schildert die zwölf Jahre von 1837 bis 1849. Die Hauptereignisse dieser Zeit sind Döllinger's Eintreten für den Erlaß des Kriegsministeriums, der auch von den protestantischen Soldaten die Kniebeugung vor dem Allerheiligsten verlangte — Döllinger kam übrigens selbst zur Ueberzeugung, daß, wenn die Prote-

stanten in der Kniebeugung nicht eine bloße militärische Ehrenbezeugung, sondern eine Gewissensbedrängung erblickten, der Erlaß aufgehoben werden müsse —; die Herausgabe des berühmten dreibändigen Werkes „Die Reformation"; die Ernennung Döllinger's zum Propst von St. Cajetan; seine Pensionirung als Professor in Folge der Wirren, die das Auftreten von Lola Montez hervorrief; endlich seine parlamentarische Wirksamkeit im bayerischen Landtag und im Frankfurter Parlament. Das Hauptinteresse concentrirt sich auf die Frage — die wir schon bei Besprechung des ersten Theils aufzuwerfen hatten — ob Döllinger in der früheren Periode seines Lebens ultramontan genannt werden kann; und noch bestimmter als dort muß diese Ansicht jetzt als irrig bezeichnet werden. Ueberall zwar erscheint Döllinger als Vorkämpfer dessen, was er selbst einen „eifrigen Katholicismus" genannt hat, und die Protestanten haben dies oft genug zu fühlen bekommen. Ultramontan aber in dem Sinne, in welchem dies Wort einzig gebraucht werden kann, ist Döllinger thatsächlich und nach seiner eigenen bestimmten Erklärung niemals gewesen. Er hat demnach auch die Rückführung der Jesuiten nach Bayern im Jahre 1841 weder für ausführbar noch auch nur für recht wünschenswerth erklärt und im Frankfurter Parlament im Namen der katholischen Abgeordneten eine Erklärung verfaßt, die darauf hinaus lief, daß man in Deutschland Jesuiten weder wolle noch brauche. So kann es nicht Wunder nehmen, daß Döllinger gelegentlich von ultramontaner Seite auch Angriffen ausgesetzt war. Von großem Interesse ist Friedrich's Mittheilung, daß Döllinger sich längere Zeit mit der Absicht trug, in einem Parallelwerk zur „Reformation" auch die Uebelstände der katholischen Kirche ausführlich zu erörtern, daß er sich aber von der Ausführung dieses Planes wieder abbringen ließ, um nicht in schwere Conflicte zu gerathen.

γ. **Histoire des rapports de l'église de l'état en France de 1789 à 1870.** Par A. Debidour. Paris, Félix Alcan. 1898.

Diese Schrift steht auf dem grundsätzlichen Standpunkte, daß die Freiheit der Religionsübung staatlicherseits anerkannt und gewährleistet sein muß, derart, daß der Staat in geistlichen Dingen keinerlei Einmischung und Gerichtsbarkeit hat, daß aber, wo die Kirche ihrerseits auf die bürgerliche Gesellschaft gestaltend einwirken will, der Staat seine Souveränetät in weltlichen Dingen aufrecht erhalten und das letzte Wort sprechen muß. Dieser Standpunkt ist nicht bloß der individuelle des Verfassers; er ist in Frankreich alt eingewurzelt seit den Tagen, da Philipp der Schöne die ganze Nation gegen die ultramontanen Ansprüche Bonifacius' VIII. aufrief und sie dem Ruf ihres Königs mit imposanter Einmüthigkeit Folge leistete. Man kann also sagen, daß Debidour sich zum Dolmetsch der nationalfranzösischen Auffassung der Beziehungen von Kirche und Staat macht, und das verleiht seinem Buche ein hohes Interesse. Im Uebrigen befleißigt er sich einer möglichst objectiven Darstellungsweise, und so wird das Werk von allen Historikern und Politikern, für welche ja die von Debidour behandelte Frage das größte Interesse hat, mit Nutzen gelesen werden. Seine Brauchbarkeit wird dadurch erhöht, daß am Schluß auf S. 651—736 noch einundzwanzig pièces justificatives angehängt sind, lauter Actenstücke von hervorragender Bedeutung, wie die vier Artikel vom 19. März 1682, das Decret über die Einziehung der geistlichen Güter vom 2. December 1789, die Civilconstitution des Clerus vom 12. Juli 1790, das Concordat, das Unterrichtsgesetz vom 15. März 1850, endlich die Encyclica quanta cura und der Syllabus.

βλ. **Pascal.** Par Maurice Souriau. (Classiques populaires, édités par la Société française d'Imprimerie et de Librairie.) Lecène, Oudin & Cie. Paris 1897.

Seit den zweihundertundvierzig Jahren, die vom Zeitpunkt des Erscheinens der Apologie des Christenthums durch Pascal bis heute verstrichen sind, hat er die Gedanken der Menschen unablässig beschäftigt. „Pascal, den ich beinahe liebe, weil er mich unendlich belehrt hat," schreibt ironisch genug am 20. November 1888 Nietzsche an G. Brandes: „Der einzige logische Christ . . ." fügt er hinzu! Wie gegen diese Behauptung gerichtet erscheint die vorliegende, unter Heranziehung der Urtheile moderner französischer Theologen verfaßte Studie über „Pascal". Die Frage, ob das Christenthum der „Pensées" auch wirklich das Christenthum des Evangeliums sei, wird auf das Bestimmteste verneint und die Doctrin der Jansenisten in Bezug auf die verschwindend kleine Zahl der Auserwählten, die Pascal noch überboten habe, wie schon so oft mit der Calvinischen Lehre in Verbindung gebracht: „La doctrine de Jansénius, repensée par Pascal, ce n'est plus le Jansénisme, c'est le Pascalisme," schreibt Souriau. Er häuft Citate und Argumente, um sich und Anderen „die Unmenschlichkeit" der Theorie von Pascal zu beweisen, und beruft sich auf die härtesten Aussprüche der „Pensées". Daß auch mildere angeführt werden könnten, verschweigt er nicht, allein er folgt der Schule, gegen welche die Polemik der „Provinciales" gerichtet ist, und behauptet mit einem Muth, um welchen ihn die Gesellschaft Jesu beneiden könnte, daß diese Polemik ihr Ziel verfehlte, weil Escobar noch unter den Augen Pascal's seine Moraltheologie um viele Bände bereichert habe. Man könnte Herrn Souriau füglich erwidern, daß diese Thatsache nicht gegen den siegreichen Angriff von Pascal, sondern nur für die Kurzsichtigkeit und Bornirtheit des spanischen Casuisten angeführt werden kann. Es gibt vielleicht noch heute Franzosen, die nicht begreifen, was ihnen bei Sedan widerfahren ist. Wir haben aber nicht bemerkt, daß Moltke's Ruhm dadurch beeinträchtigt worden wäre. In der Serie, in welcher dieser Band erschien, und die ganz vortreffliche Biographien enthält, ist er einer der schwächsten. Im Interesse

Derer, die sich zu Pascal besonders hingezogen fühlen, sei deshalb an die belehrenden und gründlichen Arbeiten von L. Derôme erinnert, der seinen Gegenstand unter den Neueren mit am besten kennt.

βλ. **Memoiren einer Idealistin.** Von Malwida von Meysenbug. Drei Bände. Vierte Auflage. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1899.

Vierundzwanzig Jahre sind ins Land gegangen, seitdem das Buch, das nun in vierter Auflage vorliegt, sich Freunde erwarb. Der Vorrede von 1881 hat diesmal die Verfasserin kein Wort hinzugefügt, „Die Memoiren einer Idealistin“ gelassen, wie sie waren. Noch einmal ziehen die Entwicklungsphasen an uns vorüber, welche die Namen Theodor, Alexander Herzen, Joseph Mazzini, Richard Wagner bezeichnen. Die Geschichte der politischen Flüchtlinge von 1848, „der Pioniere von Ideen, für welche die Zeit noch nicht reif war“, spricht zu einer veränderten Welt und hat doch nicht aufgehört, zu rühren und Theilnahme zu erwecken, obwohl sie Ziele verfolgte und Ideen huldigte, mit welchen wir heute nichts mehr anzufangen wissen. Schreibt doch die Verfasserin selbst in den ersten Zeiten der Verbannung, daß die politische Revolution ihr gleichgültig geworden sei, weil sie sich überzeugt habe, daß sie stets mißglücken werde, so lange das Volk Sklave des Capitals und der Unwissenheit bleibe, wie es ihr schon damals klar geworden sei, daß die Zukunft der socialen Frage gehöre. Wie sie sich die Lösung dachte, hat sie S. 59—62 des zweiten Bandes näher ausgeführt, wo sie Arbeit, Verdienst und das Recht der Bildung für Alle fordert und dem Einwand, wie denn die Gesellschaft die Mittel hierzu beschaffen werde, mit dem Hinweis auf den Luxus der Höfe und das ungeheure Budget der stehenden Heere begegnet. Es war die Zeit der Utopien, wo man ohne Lächeln den Plan discutiren hörte, vermittelst kleiner Luftballons, die in einer mäßigen Höhe in der Luft zerplatzen mußten, revolutionäre Flugblätter, welche denselben entfallen sollten, über ganz Rußland zu verbreiten und dadurch die Landbevölkerung (die des Lesens, nebenbei, unkundig war!) zum Aufstand gegen die despotische Regierung zu vermögen. Malwida von Meysenbug, die den russischen Urheber dieses Planes „eine seltene Intelligenz“ nennt, erwiderte ihrerseits einem Anwalt der Todesstrafe, „daß es unmöglich logisch sein könne, wenn die Gesellschaft auf legalem Wege dasselbe thue, wofür sie strafe, nämlich: morde!“ Eine Begegnung mit Lothar Bucher, der, gleichfalls ein Flüchtling, damals in London lebte, brachte einige Ordnung in das Chaos, indem er die Idealistin mit den Grundzügen der Nationalökonomie vertraut zu machen suchte. Nicht in ihren sociologischen Phantasien und entlehnten philosophischen Anschauungen, die, nach mancher Wandlung, das Reich des Ideals in der Kunst verwirklicht fanden, wohl aber in der Güte dieser Seele, die zu lieben, zu dulden, zu verzeihen und sich hinzugeben wußte, liegt ihre Anziehungskraft geborgen. Sie, die Heimath und Familie den Träumen ihrer Jugend opferte, bot einst ihrem Vater die Hingebung ihres Lebens. Hätte er sie angenommen, schreibt sie, so wäre der ganze Lauf desselben ein anderer geworden. Er that es nicht, und nach vielen Irrfahrten und qualvollem Leid, um den Preis herber Demüthigungen, opferte sie sich dem Wohl eines fremden Kindes. Sie erzählt, wie sie unter dem Einfluß und Zauber Schopenhauer's die Kleine allabendlich mit dem großen Worte des Veda „Tat wam asi“ eingeschläfert habe. Das Kind hätte noch viel weniger verstanden, wenn sie ihr das seither so oft mißbrauchte Wort verdeutscht hätte. Aber es verstand, daß es mütterliche Liebe war, die zu ihr sprach, und hat sie vergolten. Das ist Malwida von Meysenbug's werthvollster Beitrag zur Frage, die sie so viel und so lange beschäftigt hat, der Frage der Emancipation der Frau, in Uebereinstimmung mit den Bedingungen ihres weiblichen Glückes.

γ. **Le rôle social de la femme.** Par Madame Anna Lampérière. Paris, Félix Alcan. 1898.

Vorliegende Studie ist darauf gerichtet, den einseitigen „femininistischen“ Bestrebungen entgegenzutreten und nachzuweisen, daß die Abhülfe gegen die auf der Frauenwelt lastenden Uebelstände nicht darin gesucht werden darf, worin die Frauenrechtlerinnen sie finden wollen. Nicht in Wettbewerb soll die Frau mit dem Mann treten, nicht auf dieselben Erwerbszweige wie dieser sich werfen: das Erzeugen von Werthen soll sie ihm überlassen; ihre geistige Anlage ist eine andere. Ihre Aufgabe ist, einzutheilen, zu organisiren und so zu bewirken, daß die vorhandenen Mittel für die Familie ausreichen; suppléer l'homme au lieu de l'imiter, das ist das Ziel der Frau, und wenn man sie hierzu befähigt und ihr etwa da gesetzlichen Schutz gibt, wo er ihr noch fehlt, wie im Punkte des Vermögensrechts, so wird man Alles gethan haben, was man thun kann und soll. Die Schrift macht den Eindruck, daß in Frankreich in manchen Stücken für die Frauenausbildung erheblich weniger geschieht als bei uns, und man kann deshalb die Vorschläge der Verfasserin nicht einfach auf deutsche Verhältnisse übertragen; aber die Grundgedanken scheinen uns richtig, und daß eine Frau es ist, die den Satz einschärft: „Il faut retenir dans la famille les femmes au lieu de les en écarter“, das kann das Gewicht dieser Mahnung nur verstärken.

βλ. **Eine Vertheidigung der Rechte der Frau.** Von Mary Wollstonecraft. Aus dem Englischen übersetzt von P. Berthold. Dresden, Pierson's Verlag. 1899.

Mehr als hundert Jahre sind verstrichen, seit im schwülstigen, empfindsamen Ton ihrer Zeit, aber nicht ohne Geist und Einsicht eine schöne und begabte Frau der Sache ihres Geschlechtes das Wort geredet hat. Mary Wollstonecraft, am 27. April 1759 geboren, starb am 10. September 1797 bei der Geburt ihrer Tochter, welche als nachmalige Gattin Shelley's

Schicksale erfuhr, kaum weniger stürmisch als diejenigen, welche das Leben der Mutter verdüstert hatten. Eine Deutsche, Helene Richter, hat es biographisch dargestellt; die Uebersetzerin des vorliegenden Buches fand es angezeigt, es in einer kurzen biographischen Skizze, die sie demselben voranschickt, zu verschleiern. Nicht dicht genug, um nicht die Thatsache durchblicken zu lassen, wie Vieles zu verschleiern war. Mary Wollstonecraft gehört zu den Frauen, welche die Moral in ihren Büchern unterbrachten. In ihrer Existenz hat sie keine Rolle gespielt. Der Brief an Talleyrand, „den ehemaligen Bischof von Autun", dem sie ihr Buch dedicirte, ist ein Stück unfreiwilliger Komik. In seinem vom 10. September 1791 datirten Bericht über das Unterrichtswesen werden zwar den Frauen mit der Gleichberechtigung in Bezug auf die Mittel zur Bildung auch dieselben politischen Rechte wie den Männern zugestanden; dann aber wird „im Namen des Glücks und der Wohlfahrt beider Geschlechter" in der Praxis wieder zurückgenommen, was die Theorie soeben anerkannt hatte. Wenige Tage nach Verlesung dieses Berichtes von Talleyrand trat die Legislative an die Stelle der Constituante, und erst 1802 und 1806 lebten manche seiner Ideen in der Organisation wieder auf, in welcher das napoleonische System die Frauenfrage überging. Mary Wollstonecraft hatte Talleyrand von der Güte ihrer Sache nicht zu überzeugen vermocht, und wohl nur mit spöttischem Lächeln mag er Tiraden gelesen haben wie die folgenden: „Wenn gerechte Gesetze den Bürger gebildet haben werden, wird die Ehe heilig sein: die jungen Männer werden aus Neigung ihre Frauen wählen, und in den Mädchen wird die Liebe über die Eitelkeit siegen. Familienväter werden dann nicht mehr in liederlicher Gesellschaft ihren Körper schwächen, ihre Gefühle erniedrigen und, indem sie ihren Lüsten fröhnen, vergessen, zu welchem Zweck das Verlangen in sie gepflanzt worden ist."

ρσ. **Geschichte des Mädchens von Orlach.** Von Justinus Kerner. Mit einem geschichtlichen Rückblick des Verfassers auf ähnliche Vorkommnisse im Alterthum, einschließlich derjenigen in der Heiligen Schrift, einem literargeschichtlichen Anhang von Wilhelm German und zwei Bildern. Schwäbisch Hall, Wilhelm German's Verlag. 1898.

Dieses Büchelchen bringt aus Justinus Kerner's 1834, nach der „Seherin von Prevorst" erschienenen Geschichten Besessener neuerer Zeit an erster Stelle die „Geschichte des Mädchens von Orlach", Oberamts Hall, am Schlusse aus demselben Buche „Einige Vorbemerkungen über Besessensein, besonders in geschichtlicher Hinsicht" zum Abdruck und schiebt dazwischen eine meist ebendaher oder aus den „Blättern aus Prevorst" gezogene Sammlung gläubiger und ungläubiger Zeit- und Zeitungsstimmen ein. Die Herstellungsart ist nicht durchweg lobenswerth: denn über die Quellen, Auslassungen und nicht immer richtigen Zusätze German's empfängt der Leser nicht diejenige Auskunft, die er verlangen darf. Trotzdem erregt das Buch durch den Inhalt, um Justinus Kerner's willen, unsere Aufmerksamkeit. Kerner sah in der menschlichen Natur ein Mittelglied zwischen einer Uebernatur und einer Unnatur, dergestalt jedoch, daß die Scheidelinien zwischen ihnen fließend wären und ein Hereinragen der Geisterwelt in unsere sinnliche Welt nicht ausschlössen. Als ein Mittel, den gewöhnlichen Zustand zu verändern, galt ihm z. B. die Anwendung des Magnetismus. Das Mädchen von Orlach, das Kerner, gleich der Seherin von Prevorst, vorher in seinem eigenen Hause behandelte und beobachtete, befand sich seiner Meinung nach in dem Zustande des Besessenseins, ähnlich demjenigen, wie ihn die biblischen Bücher, namentlich des Neuen Testaments, aber auch andere Schriften des Alterthums kennen und voraussetzen. Mögen wir vielleicht an diesem Büchlein, gegenüber dem für Justinus Kerner's Person viel wichtigeren Buche über die Seherin von Prevorst, sachlich nicht dasjenige Maß von Interesse nehmen, das für den Schwäbisch Haller German bestimmend gewesen ist, so lassen wir es doch nicht als ein Sympton derjenigen Beschäftigung außer Acht, die sich jetzt mit Lust und Liebe den schwäbischen Dichtern, insonderheit auch Justinus Kerner, zuzuwenden begonnen hat. Nach den liebenswürdigen Familienmittheilungen noch von Justinus Kerner selbst, dann von seiner Tochter Marie und zuletzt von seinem Sohne Theobald, neben denen Reinhard's Kernerbiographie der urkundlichen Fundirung nicht entbehrte, ist 1897 mit einer inhalts- und umfangreichen Briefpublication aus Kerner's Nachlaß vorgegangen worden. Ernst Müller, der sie besorgte, hat dann das Jahr darauf die Gedichte Kerner's in einer angemessenen Auswahl bei Reclam herausgegeben und ihnen verdienstlich den Weg in alle Schichten des Volkes wieder geöffnet, in das sie als der treuherzige, ungelehrte Ausdruck eines volksmäßig empfindenden Dichtergemüthes mit Fug und Recht gehören.

βλ. **Les Plantes dans l'Antiquité et au Moyen Age.** Histoire, usages et Symbolisme. Par Charles Joret. Paris, Librairie Bouillon. 1897.

Der Verfasser dieses gelehrten, aber auch für den Laien höchst interessanten Werkes ist Professor an der Universität Aix und der Autor von Büchern über Herder und über die literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland vor 1789. Er hat zahlreiche historische und philologische Arbeiten vollendet, bevor er mit einer solchen über „die Gärten des alten Aegypten" die langen und mühseligen Studien begann, die er zum vorliegenden Werk vereinigt hat. Der erste Theil desselben behandelt „die Pflanzen im classischen Orient", vorläufig im alten Aegypten und bei den Semiten. Es ist kein botanisches Interesse, welchem das Unternehmen von Joret sein Entstehen verdankt. „Ich wollte versuchen," sagt er, „die landwirthschaftliche, industrielle, poetische, künstlerische und pharmakologische Geschichte der den verschiedenen Nationen des classischen Alterthums bekannten Pflanzenarten zu geben." Victor Hehn, den er bewundert, A. de Candolle,

K. Sprengel, E. Meyer, K. Jessen nennt er mit höchster Anerkennung als seine Vorarbeiter. Er selbst hat, ihre Forschungen ergänzend, auch „Folklore" und Legende befragt und in seinem Werk über „die volksthümliche Flora der Normandie" schon vor zehn Jahren eine Probe seines Wollens und Könnens dem Publicum vorgelegt. Diesmal hat er die größere Aufgabe mit bewundernswerthem Wissen und Fleiß in Angriff genommen. Wir vermissen nur den Leitfaden eines genauen Verzeichnisses aller angeführten Namen, besonders der Pflanzen selbst, wenn nicht der angeführten Quellen. In Abwesenheit eines solchen ist es auch dem fleißigsten und aufmerksamsten Leser nur schwer möglich, Einzelnes zu finden oder zu controliren. Einer derselben hat das ganze Buch durchblättern müssen, um sich zu überzeugen, daß die Alraune (Mandragore) im Abschnitt über „die Pflanzen in Mythus und Cultus" fehlt und folglich auch die Sage von der Vernichtung des Menschengeschlechts und einer neu sich aufbauenden Weltordnung durch den Lichtgott Ra, der die Alraunfrüchte, mit Menschenblut zu Bier bereitet, siebentausend Krüge voll, ausgießen läßt zur Ueberschwemmung des Landes. Glücklich der Verfasser, der keinem anderen, als diesem rein sachlichen Einwand begegnet! Mit der deutschen Literatur völlig vertraut, hofft er, neben seinen Berufsgeschäften als Lehrer, nach dem hier besprochenen Werk auch noch das andere über „die Geschichte der intellectuellen und literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland" zu vollenden, von welchem er bisher nur Fragmente veröffentlicht hat. Wir wünschen Herrn Joret — und nicht minder uns selbst, seinen Lesern — ein fröhliches Gelingen.

γ. **Geschichte der römischen Literatur.** Von Martin Schanz, ord. Professor an der Universität Würzburg. Erster Band. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1898.

Professor Martin Schanz hat sich, nachdem die erste Auflage des ersten Bandes seiner römischen Literaturgeschichte vergriffen war, nicht damit begnügt, den ursprünglichen Text bloß durch Berichtigungen und Nachträge zu verbessern und zu vervollständigen; er hat vielmehr das ganze Werk völlig überarbeitet, wobei freilich die Grundlagen sich als dauerhaft erwiesen; er hat mehrere Paragraphen, die dann mit dem Zusatz a gekennzeichnet sind (so über „das Fortleben Cäsar's") neu eingefügt, die Belegstellen vielfach ausführlicher mitgetheilt, das Literaturverzeichniß vermehrt, und schließlich dem Ganzen ein Register beigegeben. So ist das Werk (dessen zweiter Band auch bereits vergriffen ist, während der dritte noch nicht das Licht der Welt erblickt hat) in jeder Beziehung ein standard-Werk, das zur Zeit nur in der — seit bald zehn Jahren aber nicht mehr neu aufgelegten — römischen Literaturgeschichte von Teuffel-Schwabe ein Seitenstück hat. Alle die großen Schriftsteller der republikanischen Zeit, an welchen wir unsere Jugend gebildet haben, ziehen an unserem Auge vorüber in anschaulicher Beleuchtung, unter allseitiger gerechter Würdigung; es ist ein Genuß, dem Historiker zu folgen, und manche seiner Urtheile dringen uns ins Herz, so wenn er über die seit Generationen altherkömmliche Verwendung Cäsar's in der Schule sagt: „Die Neuzeit hat seine unsterblichen Schriften dem Knaben als Schulbuch in die Hand gedrückt, an dem sie die grammatischen Regeln des Latein lernen, und hat sich dadurch schwer an dem großen Genius versündigt; denn die Werke Cäsar's versteht und würdigt nur der reife Mann." Diese Sünde verschafft aber unseren Knaben doch wieder die unmittelbare Anschauung eines großen Mannes, und sie wird kleiner, wenn der Lehrer dieses Bild — neben der formalen Behandlung der Commentarii — anschaulich heraus zu arbeiten sich bemüht. Daß er dies thue, dazu mahnt freilich Christ's kritische Bemerkung mit allem Nachdruck.

δ. **Die Ingenieurtechnik im Alterthum.** Von Curt Merckel, Ingenieur. Mit 261 Abbildungen im Text und einer Karte. Berlin, Julius Springer. 1899.

Der technische Fortschritt der Gegenwart ist größtentheils der Fortschritt der letzten 100—150 Jahre. Die Verkehrsanstalten (Straßen, Posten u. dgl.) sind im Römerreiche z. B. auf einer Höhe gewesen, welche in den europäischen Staaten und deren neuester Geschichte erst etwa zu Anfang oder im Laufe des 19. Jahrhunderts erreicht worden ist. Auch sonst war das Ingenieurwesen der alten Welt zu einer Virtuosität gebracht, die uns in ihren Resten noch staunende Anerkennung abnöthigt. — Die Forschung hat seit lange diese Seite der alten Geschichte klar zu legen gesucht, und es hat sich allgemach eine umfangreiche Literatur darüber angesammelt. Die hier zu bewältigende Arbeit fällt theils dem historisch-philologischen Fachmanne, theils dem ausgrabenden oder deutenden Techniker zu. Ein Ueberblick über das bis jetzt Vorhandene aus dem Standpunkte und der Sachkunde der gegenwärtigen Ingenieurwissenschaft ist wünschenswerth. Er zeigt den Gang der stufenweisen Entwicklung in den technischen Hülfsmitteln des Völkerlebens durch die Jahrtausende der ältesten Geschichte — von Asien herüber durch Aegypten, Griechenland, Italien. — Hier nun hat ein Hamburger Ingenieur aus einer längeren Reihe von öffentlichen Vorträgen ein schönes Buch hervorgehen lassen, welches in klarer Darstellung und zahlreichen Abbildungen jene Aufgabe zu lösen versucht. Die vortreffliche Verlagsbuchhandlung hat ein wahres Muster in der Ausstattung des Werkes geliefert — einfach, vornehm, anmuthend; dazu ein Einband, welcher den besten Beispielen des Auslandes entspricht und hoffentlich den zum Theil arg zurückgebliebenen Leistungen der deutschen Verlagsbuchbinderei ein belebender Sporn werden mag.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Sociologie. Von Prof. Dr. Th. Achelis. Leipzig, G. J. Göschen. 1899.

Bern. — Aus meinem Leben. Gedichte. Fremdländische Sinnsprüche. Romanfragmente. Von Maximilian Bern. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Brügelmann. — 100 Aphorismen. Ein Vademecum für denkende Menschen. Dargestellt von Dr. W. Brügelmann. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Büdingen. — Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Streifzüge eines Arztes in das Gebiet der Strafrechtspflege. Von Dr. med. Theodor Büdingen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Carli. — Il Ce-Kiang. Studio geografico-economico con una introduzione storica e una carta. Del Dott. Mario Carli. Roma. Forzani & C. Tipografi del senato. 1899.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Bis zur sechsunddreissigsten Lieferung. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Deutscher Humor. — Erste Abtheilung: Schleswig-holsteinischer Humor. Herausgegeben von Albert Johannsen. Erste und zweite Lieferung. Husum, Verlag: „Deutscher Humor". O. J.

Federn. — Zwei Novellen. Von Karl Federn. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Fischer. — Goethe und Napoleon. Eine Studie von Andreas Fischer. Frauenfeld, J. Fischer. 1899.

Flachs. — Ein gebeizter Schurke. Uebermüthige Geschichten von Adolf Flachs. Berlin, Georg Minuth. O. J.

Frantz und Schuchardt. — Die deutsche Politik der Zukunft von Constantin Frantz und Ottomar Schuchardt. Celle, Verlag der Schulbuchhandlung. 1899.

Gotthelf. — Uli der Pächter. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. (Sechster Band der Volksausgabe seiner Werke im Urtext.) Bern, Schmid & Francke. 1899.

Gyp. — Eine Leidenschaft. Roman von Gyp. Einzig berechtigte Uebersetzung von Franz von Laroche. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Hase. — Kirchengeschichte. Von Karl von Hase. Zwölfte Auflage. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1899.

Henkel. — Sidney Whitman und seine Verdienste um Deutschland von Dr. Wilhelm Henkel. Mit Whitman's Bildniss von Franz von Lenbach. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Hoffmann. — Tante Fritzchen. Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Horaz. — Ausgewählte Lieder. Deutsch von Heinrich von Wedel. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1899.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren vom wissenschaftlich-humanitären Comitée Leipzig und Berlin. Leipzig, Max Spohr. 1899.

Köster. — Streik und Terrorismus der socialdemokratischen Gewerkschaften. Von Jos. Köster. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Larsen. — Entehrende Arbeit. Drama in vier Aufzügen von Erich Larsen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Leander. — Sämtliche Werke von Richard Leander. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lehmann. — Die Deutsche Reichsangehörigkeit vom nationalen und internationalen Standpunkt. Eine Studie von Bodo Lehmann. München und Leipzig, G. Hirth. 1899.

Lenz. — Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. Von Max Lenz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Lessing. — Maria Bashkirtseff. Eine Studie von Theodor Lessing. Oppeln und Leipzig, Georg Maske. 1899.

Löwenstimm. — Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen. Von August Löwenstimm. Berlin, Johannes Räde. 1899.

Marcks. — Fürst Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen". Versuch einer kritischen Würdigung von Erich Marcks. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Meyer's Hand-Atlas. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Bis zur vierundzwanzigsten Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Monod. — Das Weib. Die Bestimmung und der Beruf der Frauen von Adolf Monod. Nach dem Französischen bearbeitet und mit Zusätzen aus anderen Schriftstellern versehen von Dr. Ferdinand Seinecke. Neunte Auflage. Berlin und Hannover, Carl Meyer. 1899.

Mosen. — Ausgewählte Werke von Julius Mosen. Herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. Dritter Band. Leipzig, Arwed Strauch.

Neubürger. — Goethe's Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau. 1899.

Oldenberg. — Aus Indien und Iran. Gesammelte Aufsätze von Hermann Oldenberg. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1899.

Oncken. — Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar bis März 1813. Urkundliche Mittheilungen von Wilhelm Oncken. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Pichler. — Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen von Adolf Pichler. Erster Band. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898.

Rapport d'ensemble du Général Galliéni sur la situation générale de Madagascar. Deux tomes. Paris, Imprimerie des journaux officiels. 1899.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 4000. Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Von Peter Rosegger. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Reimar. — **Stöckl.** — Schwere Bürde. Novelle von F. L. Reimar. — Der rechte Bräutigam. Erzählung von Helene Stöckl. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Sachs. — Ein Lebensmorgen. Skizzen von Erich Sachs. Berlin, E. Ebering. 1900.

Schwabe. — Frauen-Berufe. Die Kontoristin. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe von Jenny Schwabe. Leipzig, C. Kempe. 1899.

Schweiz, Die, im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. Bis zur fünfzehnten Lieferung. Bern, Schmid & Francke. 1900.

Sintenis. — Nicolaus Lenau. Von J. Sintenis. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Steinschneider. — Ueber Sprachkenntniß und Sprachkunde. Zwei Vorträge von Moritz Steinschneider. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Suttner. — Im Berghause. Novelle von Bertha von Suttner. Dritte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Torresani. — Der beschleunigte Fall. Roman in zwei Bänden von Carl Baron Torresani. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Trinius. — Der Rennstieg. Eine Wanderung von der Werra bis zur Saale. Von August Trinius. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Zeichnungen von F. Holbein. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1899.

Ward. — Great Britain and Hanover. Some aspects of the personal union. By Adolphus William Ward. Oxford, At the Clarendon Press. 1899.

Weise. — Salonmüde. Zwei Novellen von Lisa Weise. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Weiß. — Weltgeschichte von Dr. Joh. Bapt. von Weiß. Vierte und fünfte Auflage. Erste und zweite Lieferung. Graz und Leipzig, „Styria".

Wilsdorf. — Gräfin Cosel. Ein Lebensbild aus der Zeit des Absolutismus. Nach historischen Quellen bearbeitet von Oscar Wilsdorf. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1900.

Xénopol. — Les principes fondamentaux de l'histoire. Par A.-D. Xénopol. Paris, Ernest Leroux. 1899.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Peterl.

Von

Ossip Schubin.

[Nachdruck untersagt.]

Motto: Plus je connais l'homme,
Plus j'aime le chien!
Montaigne.

Warum liebte man ihn nicht mehr — warum liebte ihn gar Niemand — aber Niemand auf der weiten Welt mehr?

Er schüttelte seinen kleinen Kopf und die unverhältnißmäßig großen Ohren, die daran waren, nachdenklich. Immer und immer wieder drehte er die Frage in seinem Gehirn herum und konnte keine Antwort darauf finden.

Wenn er überhaupt nie geliebt worden wäre, so hätten ihn seine Entbehrungen nach der Richtung hin nicht weiter gedrückt; aber er war der verwöhnteste kleine Hund gewesen in ganz Böhmen — und darum konnte er sich in seinen verstoßenen Zustand nicht hinein finden.

Warum liebte man ihn nicht mehr? — Er war ein schmutziger, schlecht gehaltener, struppiger weißer Spitz und lag mißmuthig blinzelnd, an einen Pflock gebunden, vor einem verfallenen Hundehaus, neben ihm ein drahtumflochtenes Thonschüsselchen mit schmutzigem Wasser, rings um ihn herum ein Gemüsegarten, der sich zwischen zwei mit Brettern abgesteckten Bauplätzen in einer ärmlichen und übelriechenden Vorstadt ausdehnte.

Zwei Gärtnerburschen wanderten mit roth angestrichenen Gießkannen zwischen den Kohlrüben- und Gurkenbeeten herum, thaten, was sie konnten, um den Garten vor dem Verdursten zu bewahren, und brachten es nicht zu Stande. Ehe sie zu dem Bottich gelangen konnten, aus dem sie die Kannen füllten, mußten sie an Peterl vorbei. Mißmuthig von der Hitze, versäumten sie es nie, ihm bei dieser Gelegenheit einen Fußtritt zu geben oder ihm mindestens ein Schimpfwort an den Kopf zu werfen.

Peterl seufzte, rasselte mit seiner Kette, vergrub den Kopf zwischen den Vorderpfoten — und dachte an alte Zeiten.

Das Erste, woran er sich erinnern konnte, war ein großer, ganz mit sauberem gelbem Stroh gefüllter Verschlag (box nannten es die Menschen) in

einem gemüthlichen Pferdestall, in den das Licht durch kleine, hoch in den Wänden angebrachte Fenster brach, so daß es den Pferden in weißen Streifen über Kopf und Rücken schwebte, ohne ihnen je in die Augen zu fallen. Zwei Paar Pferde standen in dem Stall, ein Paar große und ein Paar kleine. Die Box befand sich am äußersten Ende des Stalles, neben einem der großen Pferde. Alle Tage wurde das Stroh darin erneuert, und in dem Stroh spielte Peterl Verstecken mit seinen kleinen Geschwistern — zwei winzigen Hündchen, die so weiß und weich und zottig waren wie er selber. Manchmal spielte die Mama der Kleinen mit ihnen — die Vorderbeine ausgestreckt, den Kopf an der Erde, stand sie auf der Lauer, zum Sprung bereit, und ehe sich's einer versah, hatte sie sich auch schon auf ihn geworfen und rollte ihn mit ihren Tatzen hin und her wie einen Ball, während die anderen, vor Freude bellend, um sie herum rasten und einander aus einer Ecke des Verstecks in die andere jagten.

Die Mama war sehr schön — ein weißer Spitz war sie mit schwarzen Augen und einem schwarzen Näschen, mit kleinen, spitzigen, rosigen Ohren und einem schlanken Körper, der ganz mit langen, dichten, weißen Haaren bedeckt war. Sie hatte keinen guten Charakter und war sehr naschhaft. Aber man ließ sie gewähren, weil sie eben schön war.

Anfangs wollte sie sich gar nicht von den Kleinen rühren, aber später wurde es ihr lästig, immer fort mit ihnen beisammen zu sein. Sie stellten auch zu große Anforderungen an sie und zerrten mit ihren spitzigen Zähnchen gar zu unbarmherzig an ihr herum.

Auf die Dauer war das nicht auszuhalten. So entfernte sie sich denn immer häufiger von ihnen und blieb auch immer länger weg — nur so manchmal, ganz unerwartet und plötzlich, kam sie über das Brett gesprungen, das vor die Oeffnung des Verschlags gestellt worden war, damit Peterl und seine Geschwister nicht davon laufen könnten — und da hüpften sie an ihr hinauf und wälzten sich mit ihr herum, daß sich die ganze Familie in dem gelben Stroh ausnahm wie ein riesiger weißer Knäuel. Und jeden Abend legte sie sich noch zu ihnen in die warme, mit Heu ausgepolsterte Kiste, die ihnen zur Lagerstätte diente. Dann duckten sie sich alle zusammen in sie hinein und schliefen wundervoll und träumten, daß der nächste Tag gerade so schön sein würde wie der jüngst vergangene.

Aber die Tage blieben nicht immer so schön — so ganz allmählich ging es den Hündchen schlechter.

Einmal verging ein ganzer Tag, ohne daß die Spitzmama kam. Und sie kam auch nicht am Abend — sie schlief nicht mehr bei ihnen.

Die Nacht war ihnen recht traurig zu Muthe, sie weinten bis in den Morgen hinein. Dann kam die dicke Kutschersfrau und brachte ihnen ihr Frühstück, Milch in einem hübschen weißen Napf. Erst wollten sie nicht fressen — dann tauchten sie ihre kleinen Mäuler vorerst neugierig in den Napf und zogen sie schnell wieder heraus, und dann schmeckte ihnen die Milch so gut, daß sie den ganzen Napf leer schlürften, und wie sie fertig waren, da fingen sie an, sich alle unter einander zu küssen, nur um sich den süßen Rahm

von den Schnäuzchen herunter zu lecken, und das war wieder eine Freude! Die dicke Kutschersfrau fütterte sie jetzt sehr oft im Tag — alle zwei Stunden — und dabei redete sie mit ihnen und streichelte und lobte sie und versicherte ihnen, daß sie die hübschesten Hunde seien in ganz Böhmen. Häufig stand nicht nur die Frau, sondern auch der Kutscher und der kleine, blau- und weiß-gestreifte Stallbub — alle Drei bewundernd vor dem Brett, hinter dem sich die zottigen weißen Knirpse in ihrem Verschlag tummelten, und bewunderten die schönen, jungen Hunde.

Dann eines Tages kam ein Diener aus dem Schloß und meldete, daß die kleinen Herrschaften die jungen Hunde kennen zu lernen wünschen. Da wurden die drei Spitze noch extra gebürstet und gekämmt, dann wickelte sie der dicke Kutscher in seine Schürze und trug sie in das Schloß bis in den Flur, denn es regnete — da konnten sie unmöglich zu Fuß gehen.

Im Schloß waren zwei kleine Knaben, und die geriethen in das hellste Entzücken beim Anblick der jungen Hunde, und sie herzten und küßten sie und gaben ihnen Leckerbissen zum Fressen und lachten, wenn die kleinen, weißen Dinger sich auf dem Teppich überpurzelten — und wenn sie sich dann auf den Hintertheil setzten wie große, alte Hunde und gähnend ihre rosigen Mäuler aufrissen und mit ihren winzigen, kindischen Stimmen anfingen, zu klaffen und zu bellen, da freuten sich die jungen Herren noch mehr.

Außer den kleinen Jungen war noch eine alte Dame im Schloß, die Tante der Kleinen, welche die Aufsicht über sie zu führen hatte während der Abwesenheit des Papas. Der Papa befand sich nämlich gerade auf der Hochzeitsreise.

Er durchstreifte Italien mit seiner jungen Gattin, welche er genau drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau — der Mutter der beiden Jungen und eines kleinen Mädchens, das Peterl erst später kennen lernen sollte — geheirathet hatte.

Die Kinder kannten die Stiefmama noch nicht, aber sie haßten sie schon. Erstens war sie die Stiefmama, und zweitens war sie gelehrt. Die Köchin und die Kinderfrau hatten es den Jungen gesagt, daß sie gelehrt sei — und die mußten es wissen. Daß alle gelehrten Frauen unausstehlich sind, hatte ihnen einmal früher ihr Papa mitgetheilt — früher, viel früher, ehe er noch von der Existenz seiner jetzigen Frau eine Ahnung gehabt hatte. Jetzt dachte er wahrscheinlich anders, sonst wäre es unbegreiflich gewesen, daß er gerade diese Wahl getroffen. Denn seine Frau war wirklich ganz voll gepfropft von Weisheit — oder vielmehr von Wissenschaft, was ja bekanntlich zweierlei ist.

Wie weit diese junge Gattin und Stiefmutter bereits auf dem Wege gekommen war, wo Wissenschaft Weisheit wird, soll hier noch nicht verrathen werden — vorläufig nur so viel: sie war wirklich gelehrt — sie kannte sich in der deutschen Philosophie aus wie ein Professor und hatte über Alles, wenn auch nicht ihre eigenen, doch die vornehmsten modernsten Ansichten Anderer. Mit der Religion war sie natürlich ganz und gar fertig, besonders mit dem Christenthum, aber nebstbei betrachtete sie auch Kant, Hegel und Schopenhauer als überwundene Standpunkte, und selbst in Nietzsche, für den

sie, wie sie lächelnd einzugestehen pflegte, eine Schwäche besaß, sah sie nur eine Uebergangsstation, die an und für sich sehr interessant gelegen war, aber einstweilen noch nach keiner Richtung hin vernünftigen Anschluß hatte. Doch auch abgesehen von der Philosophie war ihre geistige Ausstattung imponirend. Sie hatte zwei Jahre lang in Zürich Medicin studirt.

Das war alles ganz und gar unerhört und gegen das Hergebrachte, und die beiden jungen Herren, ihre Stiefsöhne, grübelten jetzt schon darüber nach, was für Schabernack sie der neuen Frau ihres Vaters anthun wollten. Unter Anderem hatten sie sich's fest vorgenommen, daß sie ihr auf keinen Fall Mama sagen wollten, sondern immer nur gnädige Frau.

Die Gesellschaft der jungen Hunde stimmte sie so vergnügt, daß sie für eine halbe Stunde gänzlich der Stiefmutter vergaßen. Sie wälzten sich schließlich auf der Erde mit ihnen, und die Tante, welche, wie bereits erwähnt, interimistisch die Aufsicht über sie führte, freute sich mit ihnen an den allerliebsten weißen Geschöpfchen. Erst als diese sehr deutliche Beweise von mangelhafter Salonfähigkeit zu geben anfingen, fand man es gerathen, sie nach Hause zu schicken. Dann wurden sie noch draußen von dem ganzen Dienstpersonal angestaunt und bewundert, so daß, als sie in den Stall zurückkehrten, sie sehr hochmüthig geworden waren, d. h. die beiden Geschwister Peterl's waren hochmüthig geworden — Peterl selbst machte sich aus der Bewunderung nicht so viel, dem hatte nur die Freundlichkeit wohlgethan. Er ließ sich lieber streicheln als bewundern. Manche Hunde sind so! Andere wieder lassen sich lieber bewundern als streicheln — und noch anderen ist das Liebste — ihr Fressen. Das sind die häufigsten.

Peterl war die Liebe das Nothwendigste, und darum blieb er auch den Stallleuten, die ihn aufgezogen hatten, am anhänglichsten.

Als er zu ihnen zurückkam, konnte er gar nicht aus noch ein vor Freude, wedelte sich fast sein damals noch sehr kurzes Schweifchen ab und bellte mit seinem jungen, schrillen Stimmchen von einem Athemzug zum andern. — Die Kutschersfrau begriff sofort, was er wollte, nämlich ihr erzählen, was er im Schloß alles erlebt. Sie klopfte ihm auf den Hals und versicherte ihn, daß er ein kluges Hündchen sei — und der Kutscher streichelte ihn auch, befaßte sich aber gleich darauf mit seiner höheren Ausbildung. Er lehrte ihn das Pfötchen geben, damit er sich das nächste Mal im Schloß auszeichnen könne.

Der kleine Stallbursch stand daneben und grinste andächtig, und die schwarze Katze, die auch zum Stall gehörte, sprang dem Pferde, dessen Stand an den Verschlag der Hündchen stieß, auf den Rücken, von wo aus sie zusah, wie Peterl seine ersten Lectionen nahm.

Die Katze hieß Diblik (was auf Böhmisch „Teufelchen“ bedeutet), und während sie auf dem Pferde hockte, stand ihr der Schweif vom Rücken kerzengerade in die Höhe wie eine schmale, schwarze Feder, und sie machte ihrem unheimlichen Namen alle Ehre. Das Pferd hieß Lepidus. Es war auch schwarz, aber es hatte doch einen weißen Stern auf der Stirn und sah gutmüthig aus.

Die Katze war ganz schwarz, sie hatte keinen weißen Stern auf der Stirn und war auch nicht gutmüthig. Nicht nur, daß sie selber kein gutes Herz besaß, verachtete sie noch alle Thiere, die eins hatten. In ihren Augen war ein gutes Herz ein Beweis von Dummheit. In Folge dessen verachtete sie alle Hunde, weil sie ihrem Herrn anhänglich waren, weil sie folgten — und weil sie sich bemühten, etwas zu lernen.

Sie war Niemandem anhänglich — sie folgte nie — und sie nahm sich nicht die geringste Mühe, etwas zu lernen.

Peterl konnte indeß nicht begreifen, was der dicke Kutscher von ihm wollte, während er da in dem sauberen Stroh vor ihm kniete, warum er ihn immer wieder beim Vorderpfötchen nahm und ihm hierauf wieder die Hand hinreichte. Er blickte mit seinen hübschen, dunkelgrauen Hundeaugen aufmerksam in das breite, glatt rasirte Gesicht des Mannes, zog seine kleine, mit zarten weißen Härchen bedeckte Stirn zusammen vor Aufmerksamkeit und kraute sich mit seiner winzigen Hinterpfote nachdenklich hinter dem Ohr. — Aber er konnte nicht begreifen . . .

Da befahl der Kutscher dem Stallbuben, in den Verschlag zu springen und auf allen Vieren herum zu kriechen, dann hieß er ihn das Pfötchen geben, und schließlich lobte und streichelte er ihn dafür.

Nun hatte Peterl die Sache weg. Er lief auf den Kutscher zu und legte ihm die Pfote in die Hand — erst einmal, dann zwanzigmal — er war so stolz auf seine Kunstfertigkeit, daß er nicht aufhören wollte, sie zu produciren.

Und das ganze Stallpersonal schlug die Hände zusammen über seine Klugheit und rief einmal über das andere: „Der kann's — der kann's, unser Peterl ist ein Mordskerl!“ Und Peterl wedelte mit dem Schweif und war selig.

Wir ersehen hieraus, daß er sich ebenso gern loben ließ wie seine Geschwister, nur in einer anderen Tonart. — Es gibt eine Art Lob, das auf das Gemüth wie Liebkosungen wirkt, und ein anderes, das nur eine Befriedigung der Eitelkeit ist.

Aus der zweiten Sorte machte sich Peterl nichts, für die erste hätte er sein Leben gelassen.

Wenn man ihn so lobte, wie ihn die armen Leute im Stall lobten, da war's ihm, als ob man seine kleine Seele gestreichelt hätte. Hunde haben nämlich auch eine Seele, wenn auch die Menschen zu hochmüthig sind, es zugeben zu wollen.

Er konnte gar nicht aufhören, sich schön thun lassen; er fand immer wieder eine beredtere Art, sein Wohlbehagen auszudrücken, und die Stallleute fanden immer neue Schattirungen von Anerkennung, bis die schwarze Katze, die nach wie vor beobachtend auf dem Rücken des schwarzen Pferdes saß, auf ihre vier Beine sprang und anfing, vor Aerger und Neid zu fauchen. Denn obwohl sie selber mit der Liebe der Menschen gar nichts anzufangen gewußt hätte, gönnte sie selber doch keinem Anderen. — Da wurde der schwarze Lepidus unter ihr unruhig, sprang mit seinen Vorderbeinen in seinen marmornen Trog hinein, und der Kutscher mußte sich von Peterl trennen, um nach dem Rechten zu sehen.

Die beiden Geschwister Peterl's lagen indessen phlegmatisch in ihrer Kiste zusammengerollt, die der Stallbursche mit frischem, duftigem Heu ausgestattet hatte, und blinzelten nur manchmal überlegen nach dem betriebsamen Peterl hin, der nicht aufhören wollte, das Pfötchen zu geben.

Mit dem Besuch im Schloß war eine große Unruhe in die kleine Hundegesellschaft hinein gerathen. Sie fühlten sich in ihrem Behälter nicht mehr zufrieden und trommelten mit ihren Vorderpfoten gegen das Schutzbrett, was das Zeug hielt, den ganzen Tag, bis sie müde waren. Und wenn die Thür in den Stall aufging, dann kläfften und quietschten sie jämmerlich.

Der Kutscher, der nun auch fand, daß seine zottigen, weißen Schützlinge etwas von der Welt kennen lernen sollten, und daß der Verschlag für die freie Entwicklung ihrer Persönlichkeiten nachgerade zu eng geworden war, führte sie dann eines Tages heraus, ließ sie draußen herumtollen nach Herzenslust, und zwar auf den etwas verwilderten Rasenplätzen, welche sich von der Rückseite des Schlosses an bis zu dem Stall zogen.

Das war wunderschön! — Es regnete diesmal nicht wie am Tage ihrer Vorstellung im Schloß, aber kurz zuvor war ein Gewitterschauer über den Rasen niedergegangen, und an den hohen Halmen glänzten die Wassertropfen — sie glänzten auch in den Kelchen der gelben Butterblumen und weißen Maßliebchen, die noch über die Grashalme hinaus ragten, und weiße und blaue Schmetterlinge gaukelten darüber hin.

Und die kleinen Hunde hetzten einander, daß es eine Lust war. Hier war es noch viel schöner zu spielen als in dem Stall – und wenn sie es satt hatten, einander nachzulaufen, so liefen sie Schmetterlingen nach, und dann erblickte Peterl plötzlich die großen, weißen Blüthendolden in den Kastanienbäumen, bildete sich ein, daß es eine besondere Abart weißer Hunde sei, setzte sich auf sein kleines Hintertheil und bellte zu den Kastanienbäumen hinauf wie toll.

„Peterl, kusch dich — kusch dich, Peterl!" rief der Kutscher, aber Peterl war nicht zum Schweigen zu bringen, als er plötzlich ein feines, weiches Stimmchen hörte, das zweimal hinter einander „Peterl! ... Peterl!" rief.

Er sah sich um, ob ihn die Schmetterlinge gerufen hätten oder die Blüthen. Wer konnte denn ein so feines, weiches Stimmchen haben? ... Da erblickte er ... ein kleines, wunderhübsches Menschenkind. Es war, bis auf seine rothen Schuhe, ganz weiß gekleidet; auch sein Hut war weiß. Es war eigentlich gar kein Hut, nur eine weit vorspringende Batistkrause, die einen Schatten über die kleine, von hellbraunen Haaren umkräuselte Stirn und über die großen, schelmischen braunen Augen warf. — Unter den Augen hörte der Schatten auf. Das feine Stumpfnäschen, der rothe Mund und die Grübchen in den Wangen waren frei, so daß der Sonnenschein sie nach Herzenslust küssen konnte.

„Peterl, Peterl!" rief das kleine Mädchen noch einmal mit ihrem zarten, glockenreinen Stimmchen. Da hüpfte Peterl von dem Rasenplatz herunter auf den Kiesweg und trippelte auf die kleine Schönheit zu.

Er setzte sich vor sie hin und wollte ihr das Pfötchen geben. Sie neigte sich zu ihm nieder, schüttelte seine dargereichte Pfote und rief in einem fort: „Peterl! . . . Peterl!"

Sie selber hieß „Liesel" — das erfuhr Peterl durch die Domestiken, welche indessen Alle herbeigelaufen waren, um sich den neuen Freundschaftsbund anzusehen.

Peterl vernahm es mit großem Interesse, daß sie „Liesel" hieß — er versuchte auch sofort, den Namen auszusprechen, aber es kam nicht viel Gescheidtes dabei heraus. Die Deutlichkeit der Articulation hatte ihm die Natur entschieden versagt. Er konnte nur bellen, und das that er denn auch in allen Tonarten der innigsten Hundezärtlichkeit, und dabei drehte er den Kopf nach allen Richtungen und leckte die winzigen rothen Schuhe des kleinen Fräuleins; schließlich, um sein unterthäniges Entzücken ganz besonders deutlich kund zu geben, legte er sich auf den Rücken, gerade vor die Kleine hin, focht mit den Vorderbeinen in der Luft und knurrte beseligt.

Die Kleine war indessen auch ganz außer Rand und Band vor Freude; sie zappelte und hüpfte und tanzte und lachte und bückte sich schließlich zu dem Hunde nieder, nahm ihn in die Arme und küßte ihn und drückte ihn an sich, daß ihm darüber der Athem verging, und er fast gestorben wäre.

Es that dem Peterl weh, aber es war doch schön!

Die Kleine wollte ihn auch gar nicht mehr hergeben. Obgleich die Kinderfrau energisch erklärte, daß es für sie Zeit sei, ins Schloß zurückzukehren, um ihre Milch zu trinken, hielt sie ihn noch immer fest an sich gedrückt. Offenbar konnte sie nicht begreifen, warum der Peterl nicht mit ihr Milch trinken solle!

Schließlich mußten die Beiden mit Gewalt getrennt werden.

Während die Kinderfrau Liesel ins Schloß schleppte, trug der Kutscher seinen weißen Schützling in den Stall.

Am Abend bellte Peterl öfter aus dem Schlaf. Die Kutschersfrau behauptete, er träume zu lebhaft.

Er träumte von Liesel!

Sie waren gute Freunde, das Kind und der Hund.

Da die drei weißen Spitze wirklich viel zu groß waren, um in den Verschlag eingesperrt zu bleiben, so spielten sie den ganzen Tag draußen in dem Stallhof. Sehr oft kam Liesel mit ihrer Kinderfrau die Hunde besuchen, aber sie kümmerte sich nicht um Peterl's Geschwister, nur den Peterl liebte sie — sie holte sich ihn jeden Tag ab zum Spaziergang.

Er war aber auch ein gar zu kurzweiliger Spielgefährte.

Erst trug sie ihn ein Stückchen, und dabei lehnte er den Kopf gegen ihre Schulter wie ein Kind. Dann wurde er ihr zu schwer, sie setzte ihn auf die Erde. Ein Weilchen stapfte er bedächtig neben ihr her; so lange sie sich um ihn bekümmerte, nahm er nie Reißaus. Wenn sie ihn aber nicht mehr zu

beachten schien, fühlte er sich beleidigt und lief davon. Da vermißte sie ihn sofort und rief mit ihrem feinen Stimmchen: „Peterl! . . . Peterl!"

Er ließ sich ein Weilchen rufen, lief eine Strecke weit, dann duckte er sich in das hohe Gras neben dem Weg, an dem sie vorüber gehen mußte, und wenn sie wirklich kam, streckte er den Kopf vor und bellte, und wie sie das Händchen nach ihm ausstrecken wollte, war er fort.

Die Kinderfrau mußte sie sehr festhalten, damit sie ihm nicht auf die Parkwiesen nachlaufe. Dort belustigte sich indessen Peterl in der ausbündigsten Weise, tollte in weiten Kreisen über den hohen Rasen, in dem der Wind Wellen zog und der kleine Hund wie in einem Meere versank.

Und Liesel rief ganz empört: „Peter! . . . Peter!" und wenn sie schon überzeugt davon war, daß er wirklich gänzlich in Verlust gerathen sei, da kam er plötzlich aus der Richtung, von wo sie ihn am allerwenigsten erwartete, herangestürmt und legte sich ihr demüthig vor die Füßchen, von denen er mit seiner rosigen Zunge den Staub herunter leckte. Und Liesel wiederholte strafend und empört: „Peter, Peter!" und dann bückte sie sich zu ihm nieder und klopfte ihn tüchtig durch mit ihren kleinen, weichen Händchen — manchesmal auch züchtigte sie ihn mit einem Blumenstengel.

Wenn die Tage sehr schön und die Wiesen ganz trocken waren, da durfte sich Liesel mit Peter darauf herum treiben zwischen dem hohen Gras und dem röthlichen Sauerampfer und den gelben und violetten Blumen — und zuweilen haschten sie sich — da lief Peterl immer recht langsam, damit sie ihn einholen könne.

Manchmal überließ die Kinderfrau die Kleine für ein Weilchen der Obhut des zottigen Freundes. Sie ging ins Schloß, um etwas zu holen. Und wenn sie wieder kam, fand sie Alles in Ordnung. Peterl hielt einen Zipfel von Liesel's Kleidchen zwischen den Zähnen, damit sie nicht davon laufen könne, und Liesel lachte und trommelte mit den dicken Fäustchen auf ihm herum.

Alle verwöhnten Peterl. — Nur einer mochte ihn nicht, und das war sein eigener Papa!

Derselbe hieß auch Peter, und zwar nannte man ihn immer „Peter den Großen", um ihn von Peterl zu unterscheiden. — Ursprünglich hatte man ihm den Namen beigelegt, weil er aus Rußland oder vielmehr aus Sibirien stammte und von illustrer Herkunft war. Sein Großvater, hieß es, war eine wichtige Persönlichkeit am russischen Hof, spielte eine große Rolle in Gatschina, wo er ein vertrauter Freund des jungen Kaisers war. — „Peter der Große" war durch einen der deutschen Verwandten des Zaren an seinen jetzigen Herrn gekommen, und dieser Herr besaß sogar eine Photographie, auf welcher man Peter's hochgeborenen Großvater mit der vollzähligen russischen Kaiserfamilie abgebildet sehen konnte.

Wie stolz Peter's Herr sich durch den Besitz dieses vornehmen Hundes fühlte, kann man sich vorstellen.

Uebrigens war Peter der Große, ganz abgesehen von seinem tadellosen Stammbaum, wirklich ein Prachtstück. Er hatte einen kurzen, hochmüthig gebogenen Nacken, der aus einer breiten Halskrause hervorragte, rosa durch-

schimmerte, sehr spitzige Ohren, ein Paar leuchtende Raubthieraugen, ein Fell wie ein Eisbär, so tadellos weiß und zottig, und einen Schweif wie ein Federbusch. So einen Schweif hatte die Welt noch nicht gesehen. Wenn er durch ein grünes Getreidefeld lief im Mai, wo die Halme schon lang sind, so daß sein ganzer Körper darin versteckt war, da leuchtete der Schweif von Weitem wie ein weißes Banner aus den Feldern heraus. — Seinem vornehmen Aeußeren entsprechend hatte Peter auch einen ganz eigenthümlichen Charakter.

Seinen Herrn liebte er über alle Maßen, die Dienerschaft behandelte er mit freundlicher Herablassung, allen fremden Elementen aber brachte er das unbegrenzteste Mißtrauen entgegen. Wenn Besuch ins Schloß kam, so versteckte er sich sofort in einen Winkel, aus dem er nicht eher heraus zu bringen war, als bis sich der Besuch entfernt hatte. Wenn er aber außerhalb des Schlosses ein unberufenes Element witterte, so schoß er sofort darauf los, biß, was er erreichen konnte, oder riß den Leuten wenigstens die Kleider vom Leibe.

Es hieß, Peter der Große habe den Park von Monplaisir von Vagabunden gesäubert. Und das war immerhin gut; denn der Park von Monplaisir besaß zwar drei fest verschlossene Thore, aber sehr lückenhafte Mauern dazwischen. Darum that ein wenig Aufsicht wohl. Der dicke Kutscher behauptete immer, Peter der Große sei eine ganze Gensdarmerie-Compagnie werth.

Daß Peter der Große in seiner drakonischen Strenge mitunter zu weit ging, ja daß er sich durch das Ungestüm seines vornehmen Raubthierblutes dazu hinreißen ließ, viele unschuldige Röcke, Schürzen und Beinkleider zu zerreißen, für die sein Herr dann bußfertig Schadenersatz leisten mußte, kann leider nicht geleugnet werden. Aber dafür war er eben ein „Ueberhund".

Peterl's Geschwister waren längst an zwei mit dem Besitzer von Monplaisir besonders befreundete Hundeliebhaber verschenkt worden, Peterl aber blieb in Monplaisir: der Kutscher sollte ihn für die kleinen Herrschaften erziehen. Der Kutscher lehrte ihn Kunststücke, er lehrte ihn aufwarten und auf den Hinterbeinen gehen, apportiren und Purzelbäume schlagen, springen und auf Leitern kriechen. Und Peterl lernte Alles. Er war immer so sichtbar bemüht zu begreifen, runzelte die Stirn und sah dabei aufmerksam in das Gesicht seines Lehrmeisters. Seine Augen waren wunderschön, sanfte, dunkelgraue Augen, aus denen ein Menschenherz heraussah — vielleicht ganz einfach ein gutes Hundeherz. Denn wenn ein Hundeherz gut ist, so ist es besser, als das beste Menschenherz.

Er begriff sehr rasch, und wenn er einmal begriffen hatte, dann wedelte er immer auf das Unbändigste mit seinem Schweif.

Der Kutscher behauptete, er lache mit dem Schweif.

Er war so brav, wie nie ein Hund vor ihm. — Wenn die Kutscherfrau in den Wald ging, um Holz zu sammeln, sammelte er mit, legte große und kleine Stücke bedächtig auf einen Haufen zusammen; wenn sie Gras für ihre Kaninchen sichelte, trug er ihr's in seinem Maul in den Korb, — wenn sie Abends müde nach Hause kam, zog er ihre Pantoffeln unterm Bett

hervor, um sie ihr zu bringen; artig, ohne etwas für sich zu verlangen, sah er zu, während die Katze ihre Milch aus einem Schüsselchen trank, und nur, wenn er sehr hungrig war, zupfte er die Kutscherfrau am Schürzenzipfel, um sie daran zu erinnern, daß er auch etwas haben möchte, und nie steckte er sein schwarzes Näschen in den Milchnapf, selbst wenn dieser auf der Erde stand. Draußen vertrug er sich mit allen Hunden und schnappte nach keinem Menschen, seinen Stall aber vertheidigte er bis aufs Blut. Er hätte sich lieber todtschlagen lassen, als einem Fremden, sei's Hund oder Mensch, zuzugeben, daß er über die Schwelle trete, wenn er nicht von berufener Seite ausdrücklich Befehl dazu erhielt.

Ja, er war ein rührendes Hündchen.

Aber im vierten Monat seiner kleinen Existenz stellte sich etwas heraus — etwas recht Fatales — daß die Mutter Peterl's nämlich offenbar nicht von ganz reiner Rasse gewesen war. Seine Beine wurden zu hoch, und sein Schweif blieb zu dünn, und in seinem Fell zeigten sich ein paar verfängliche gelbe Flecken.

Der Mangel an Rassereinheit trat bei Peterl merkwürdiger Weise viel auffälliger hervor als bei seiner Mutter. Der Kutscher, welcher sich in der Sache nicht zurechtfinden konnte, wendete sich um Aufklärung an den Förster, der ein wissenschaftlicher Hundekenner war.

Kurz darauf kam er zu seinem Weib zurück mit dem Bescheid, der Förster habe ihm mitgetheilt, das sei der „Atavismus" — die am Peterl wahrnehmbaren Schönheitsfehler nämlich. Aber darüber, was der „Atavismus" sei, hatte der Förster dem Kutscher keine nähere Auskunft gegeben, da er momentan viel zu sehr mit seinen geometrischen Arbeiten beschäftigt war. — Der Kutscher konnte sich nicht klar darüber werden, ob es eine Erbschaft oder eine Krankheit sei. Jedenfalls war es kein Trost! — Mit täglich wachsender Unruhe beobachtete das Stallpersonal seinen Schützling. Für den Stall war Peterl schön genug, — der Stall fand ihn reizend, so wie er war, und machte sich gar nichts aus einer Unregelmäßigkeit in Katja's Stammbaum. Aber was würde der gnädige Herr sagen . . . der gnädige Herr hielt auf Rassereinheit.

Mitten in diese aufgeregte und besorgte Stimmung des Stallpersonals hinein schneite ein Telegramm, welches die Ankunft des Herrn mit seiner jungen Frau meldete.

Das ältere Fräulein, die Tante, welche während der Abwesenheit des Herrn das Haus geführt hatte, seufzte. Es war bisher Alles so schön friedlich gegangen; sie fragte sich, was nun werden solle. Sie würde das Scepter niederlegen müssen, welches sie seit dem Tode der ersten Gattin des Hausherrn über dem Haushalt geschwungen, — das war ihr klar; alles Andere war ihr dunkel. Die Regierung aufgeben zu müssen, ist selbst für den entmuthigtsten Herrscher eine mißliche Sache. Doch war sie bereit, sich in das Unvermeidliche mit Würde zu fügen. Was sie kränkte, war, daß sie nun den Einfluß

über die Kinder verlieren mußte, an denen sie drei Jahre Mutterstelle vertreten hatte.

Natürlich brachte sie der Stiefmutter Mißtrauen entgegen; das aber ließ sie sich nicht merken, sondern nahm ein für die Umstände zurechtgemachtes vergnügtes Gesicht an, um den Kindern die Ankunft der Eltern zu melden. Liesel lachte nur, wie sie immer lachte, wenn ihr die bevorstehende Ankunft von Gästen verkündigt wurde. Das bedeutete für sie jedesmal eine rosa oder blaue Schleife ins Haar und eine besonders gute süße Speise zum Nachtisch.

Die beiden Jungen faßten die Sache anders auf, ernster und mißmuthiger. Erstens fragten sie die Tante, was sie unter dem Ausdruck „Eltern" verstehe, — und als die Tante ihnen dies etwas zögernd erklärte, gaben sie zur Antwort: von einer neuen Mama wüßten sie nichts, sondern nur von einer neuen Frau ihres Vaters.

Die Tante Elisabeth zuckte die Achseln und zog sich in ihr Zimmer zurück, wo sie sofort daran ging, ihre Koffer zu packen.

Während der Hofmeister den beiden jungen Herren, seinen Schülern, einen Ferientag gab, um sich in aller Muße dem Entwurf eines Gedichts zur Feier der Ankunft der Neuvermählten widmen zu können, beriethen sich die Bürschchen über allerhand ruchlose Dinge, mit denen sie die Stiefmama zu ärgern und zu demüthigen gedachten.

Wie sie wußten, sollten außer den großen Pferden auch die Ponies (der Jungen specielles Eigenthum) nach der Bahn entsendet werden — und zwar letztere, um das Gepäck der Ankommenden abzuholen. Daß sie die Ponies nie und nimmer zu diesem Zweck hergeben würden, stand bei ihnen fest.

Sie unterließen es auch keineswegs, ihr empörendes Vorhaben auszuführen. Am nächsten Morgen benutzten sie den Moment, wo der Kutscher und sein blau und weiß gestreifter Adjutant mit Wagenwaschen im Schuppen beschäftigt waren, um sich in den Stall zu schleichen, die Ponies loszumachen und auf den ungesattelten Thieren in den Wald zu jagen, von wo aus die jungen Herren binnen kurzer Frist, die Hände in den Hosentaschen, den Hut auf dem Ohr und die österreichische Volkshymne auf den zum Pfeifen gespitzten Lippen, wohlgemuth zurückkehrten.

Als der kleine Groom die Ponies anspannen wollte, waren sie nicht zu finden. Der arme kleine Stalljunge, der sich aufs Kutschiren gefreut hatte, weinte bitterlich; der alte Kutscher, welcher immer auf der Seite der jungen Herrschaften stand und genau wußte, wieviel es geschlagen hatte, behauptete, es sei ihm unbegreiflich, wo die Thierchen hingerathen seien, und schickte zum Vorsteher des nächsten Dorfes mit der Bitte, die Ponies austrommeln zu lassen. Ehe er selber auf die Bahn fuhr, kam er ins Schloß, sich respectvoll zu erkundigen, ob Niemand der Herrschaft entgegen fahren wolle. Er wußte im Vorhinein, was die Antwort sein würde, und der Empfang war dem entsprechend.

Es war ein etwas kühler Tag, Anfang Mai. Gegen Abend, als der Wagen vor dem Schloß hielt, befand sich Niemand auf der Freitreppe außer

dem Hofmeister mit seinem Gedicht, das er vergeblich versucht hatte, einem seiner hoffnungsvollen Zöglinge einzutrichtern, und dem Diener mit einem Regenschirm. Die jungen Herren waren unter dem Vorwand, die Ponies zu suchen, verschwunden, Tante Elisabeth war mit Packen beschäftigt, und Liesel saß mit ihrer Wartefrau im Kinderzimmer, ganz vertieft in ihr aus süßem Milchbrei bestehendes Abendbrot.

In schwungvollem Bogen fuhr der Kutscher vor. Nicht einmal vor der neuen „gnädigen Frau" wollte er sich eine Blöße geben. Zum Dank für seine Kunstfertigkeit wurde er von seinem Herrn sofort wegen seines zu raschen Fahrens heruntergeputzt, welches der gnädigen Frau Schwindel verursacht hatte.

Als der gnädige Herr sich ausgeschimpft hatte, und während der Kutscher mit brennenden Ohren dem Stall zufuhr, fing der Hofmeister an, sein Gedicht zu declamiren.

Erhabenes Paar!
Seht, zum Empfang bereit
Steht hier die Kinderschar,
Strahlend vor Dankbarkeit!

„Ja, zum Teufel!" unterbrach ihn Herr von Feldeck, „wo ist denn die Kinderschar?"

Darüber konnte der Hofmeister keine Auskunft geben.

Vielleicht war das der Umstand, welcher den Hausherrn dazu bestimmte, die weitere Declamation des Pädagogen mit einem unfreundlichen „Schon gut" abzuschneiden. Der tief gekränkte Mann senkte beschämt sein Haupt, erhob es jedoch wieder, als er die junge Frau sagen hörte: „Du hättest den armen Menschen doch ausreden lassen sollen; er ist der Einzige, welcher mir einige Freundlichkeit bezeigt hat bei meiner Einkehr ins neue Heim!"

„Ach was!" brummte Herr von Feldeck. Der wohlerzogene Gleichmuth seiner Gattin trug nichts dazu bei, ihn aufzumuntern.

Ehe der Abend vollständig hereingebrochen war, hatte er noch eine ganze Reihe von Zornesausbrüchen. Die Tante, welche nach kurzer Begrüßung der Schwägerin fortfuhr, ihre Koffer zu packen, meinte, er feire seine eigene Ankunft mit „Böllerschüssen".

Sie besaß entschieden eine humoristische Ader, welcher Umstand ihr über vielfache Unannehmlichkeiten des Lebens hinübergeholfen hatte, ihr auch im Ertragen des neuen Regierungsumschwungs in Monplaisir nützlich war.

Die Verstimmung des Hausherrn dauerte weiter bis zum nächsten Tag, und sogar darüber hinaus, obwohl die junge Frau ihn freundlichst versicherte, „es würde Alles ganz gut werden, sobald sie nur die Zügel in den Händen hielte".

Unbegreiflicher Weise schien es ihm jetzt, da es zu spät war, an eine Aenderung zu denken, gar nicht recht geheuer, ihr die Zügel anzuvertrauen. Aber, was war zu machen, — man mußte der Sache ihren Lauf lassen!

Als Herr von Feldeck am Tage nach seiner Rückkehr im Stall erschien, sich dort umzusehen, bemerkte er Peterl, der etwas verschüchtert mit seinem Hundeinstinct Böses ahnend hinter dem Kutscher stand und höflich mit dem Schweif wedelte.

„Was hast denn Du da für einen scheußlichen Köter, Petrzilka?“ fuhr Feldeck den Kutscher an.

„Ich bitt'r Gnaden, bitt' ich — das ist eins von der Katja und dem Peter!“ gab der Kutscher ängstlich zur Antwort.

„Weißt Du's gewiß?“ fragte Herr von Feldeck mürrisch.

„Ja, ganz gewiß!“

Die schwarze Katze, welche sich mittlerweile wieder einmal auf den Rücken ihres Freundes Lepidus geschwungen hatte, um den Herrn genauer betrachten zu können, stellte ihren Schweif in die Höhe und fauchte mit bedeutsamen, funkelnden Augen.

„Er wird noch schön werden,“ behauptete kleinlaut der Kutscher; dann, mit inniger Ueberzeugung, setzte er hinzu: „Und er ist ein so guter, braver Hund und . . .“

Der dicke Kutscher kraute sich hinter den Ohren und stotterte: „Wenn der Hund auch nicht schön ist, für uns ist er gut genug, und wenn der gnädige Herr es erlaubt, so will ich ihn für mich behalten; auf das Bißchen Essen für das Thier kommt's mir nicht an.“

Dem Herrn war Alles recht; wenn der Kutscher den Hund behalten wolle, so solle er ihn in Gottes Namen behalten, aber nur auf das Eine streng sehen, daß der Hund sich nicht im Schloß zeige, — denn ein so garstiger Köter sei eine Schande für's ganze Haus. Dann ging der Herr.

Das Trio im Stall aber versammelte sich jetzt um Peterl. — Einer nach dem Anderen wollte den armen Beschimpften liebkosen, und Einer nach dem Andern entdeckte eine neue Schönheit an ihm. Der Kutscher, welcher seinem Herrn noch nie etwas übel genommen hatte, nicht einmal seine zweite Heirath, war diesmal sehr böse auf ihn. — „Marjanko!“ erklärte er seinem Weibe feierlich, „der gnädige Herr wird's noch bereuen, daß er uns den Hund geschenkt hat! Denk an mich, der Hund wird sich auswachsen! — Dann aber geb' ich ihn dem Herrn nicht mehr zurück — lieber verlass' ich den Dienst!“

„Prahlhans!“ sagte das Weib, mit den Achseln zuckend; dann bückte sie sich zu Peterl und setzte ihm eine Schale Suppe vor. Peterl aber fühlte sich sehr glücklich.

Noch eine Person gab's auf der Welt, der Peterl's Schönheitsmängel ganz gleichgültig waren, — und das war Liesel.

Im Schloß durfte sich Peterl nicht mehr sehen lassen. Aber im Park draußen hatte Liesel zahllose und endlose Zusammenkünfte mit ihm, und da jetzt die gute Jahreszeit sich voll entfaltet hatte und Liesel von früh bis Abends draußen herumtollte, so konnten sie nach Herzenslust einander Gesellschaft leisten.

Ach, was war es schön, sich so stundenlang mit dem kleinen Mädchen zwischen dem immer höher und üppiger anwachsenden Wiesengras herumzutreiben und sich von dem herzigen Geschöpfe tyrannisiren zu lassen!

Er folgte der Kleinen meistens auf den Wink; nur manchmal spielte er sich auf den Unfolgsamen hinaus, damit sie das Vergnügen haben möge, sich possirlich über ihn zu ärgern und ihm mit den kleinen Fäustchen auf den Kopf zu trommeln.

Bis gegen Ende Juni dauerte die Freundschaft zwischen Peterl und dem kleinen Fräulein ungestört; dann aber trat eine traurige Schicksalswendung in dem Leben des armen Peterl ein.

Die Stiefmama hatte richtig gleich nach ihrer Ankunft in Monplaisir die Zügel der Regierung an sich genommen. Daß aber die Resultate dieses Regierungswechsels so glänzender Natur gewesen wären, wie Frau Ottilie sich's versprochen, hätte Niemand die Kühnheit gehabt zu behaupten, am allerwenigsten ihr Gemahl. Doch ließ er sie gewähren. Erstens konnte er nichts Anderes thun, und zweitens hatte er eine Theorie von der Nützlichkeit des Hörnerabstoßens, die er auf Alles und Jedes anwendete, jüngster Zeit mit besonderer Vorliebe auf seine Frau, welcher er bei dieser Beschäftigung mit dem erhabensten Phlegma zusah. —

Wenn sie zu energisch vorging, so z. B. an einem Tage den sämmtlichen Dienstboten kündigen wollte, um ein neues, musterhaftes System einzuführen, schritt er ein, aber durch Kleinigkeiten ließ er sich nicht beirren, — z. B. hatte er gar nichts dagegen, daß sie sich um die Lehrstunden seiner Söhne bekümmerte und abwechselnd die beiden jungen Herren und ihren Hofmeister zu unterrichten versuchte.

Nach vierzehn Tagen bedankte sich der Hofmeister und mußte ausdrücklich gebeten werden, zum mindesten bis zu dem neuen Schuljahr zu bleiben, zu welchem Ausharren er sich nur unter der Bedingung verpflichtete, daß die Stiefmama dem Unterricht ihrer Pflegesöhne weiterhin nicht nur nicht mehr beiwohnen, sondern sich in keinerlei Weise weiter hineinmischen möge. Die jungen Herren aber ergaben sich den unbändigsten und respectwidrigsten Siegesdemonstrationen, führten Kriegstänze auf und brannten ein Freudenfeuerwerk gerade vor den Fenstern der Stiefmama ab.

Das war ja recht abscheulich; als sich die Stiefmama aber bei ihrem Gatten über diesen Unfug beklagen wollte, zuckte er nur die Achseln und sagte: „Liebes Kind! Thu, was Du willst, aber laß' mich aus dem Spiel, ich muß jetzt auf die Jagd" — und schwupps war er ihr entwischt. — Es war Schonzeit, in Folge dessen ging er gar nicht auf die Jagd, sondern irgendwo andershin, — nur um aus dem Haus zu kommen. Dabei stellte er Betrachtungen darüber an, wie komisch es sei, daß sie ihm zu dieser Jahreszeit die Rebhühnerjagd geglaubt hatte. Nun, etwas Gutes habe es doch, wenn man sich eine so eingefleischte Städterin zur Frau genommen!

Hatte es wirklich etwas Gutes? — Außer dem kleinen Vortheil, ihr unter einem falschen Vorwand davonlaufen zu können, sah er nicht viel. Sie hatte andere Interessen, andere Freuden, andere Sympathien als er und seine Kinder; sie entbehrte Bequemlichkeiten, die er nicht entbehrte, und wußte Genüsse nicht zu schätzen, ohne die ihm und den Seinen das Leben fast unerträglich gewesen wäre. Das Aergste war, daß sie für die ihrer Obhut anvertrauten Kinder kein Verständniß besaß, daß sich ihre Fürsorge in ebenso grotesker Art zeigte wie ihre Strenge.

Daß Jungen von acht und neun Jahren reiten sollten, schien ihr ganz ungehörig. Es wurde ihnen nur unter der Bedingung gestattet, daß sie im Schritt ritten und sich auf dem Sattel anbinden ließen. Als ihr Mann ihr zu beweisen trachtete, daß es viel gefährlicher sei, angebunden als frei im Sattel zu sitzen, da zeigte sie sich beleidigt und sagte, dann dürften die Jungen überhaupt nicht reiten, — sie habe Medicin studirt, und das Reiten sei für junge Organismen schädlich, es riefe Erschütterungen des Rückgrates hervor, ganz abgesehen von seiner großen Gefährlichkeit. Und als ihr Mann ihr hierauf erklärte, daß er seit seinem sechsten Jahre zu reiten pflegte, erwiderte sie ihm, das sei nicht maßgebend, nach solchen vereinzelten Erfahrungen könne man sich nicht richten, ihr Vorgehen richte sich nach wissenschaftlich begründeten Gesetzen.

Hierauf scherzte Herr von Feldeck: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie . . .“

Frau von Feldeck ereiferte sich unter Anderem auch über Goethe, welcher sich erkühnt hatte, die Theorie anzugreifen.

An die Theorie dürfe man nicht tasten, behauptete sie, die Theorie sei ein von der Wissenschaft aus einer großen Summe von Beobachtungen gewonnener Weisheitsextract, ein wahres Lebenselixir.

Herr von Feldeck wurde ungeduldig. „Ich versichere Dich, Ottilie, wenn es sich um Kinderpflege und Erziehung handelt, ist mir die mit gesundem Menschenverstand gepaarte Erfahrung zehnmal lieber als alle Theorie. Der gesunde Menschenverstand ist ein genialer Autodidact, die Theorie ist immer eine doctrinäre alte Jungfer!“

Nun erging sich Frau von Feldeck des Langen und Breiten über alles Unheil, das die sogenannten „genialen Autodidacten“ in der Welt angerichtet hatten. Hierauf erklärte sie dem Gatten, sie müsse den Kindern gegenüber nach ihrem besten Gewissen handeln. Entweder wollte sie Mutterstelle an ihnen vertreten oder sich gar nicht um sie kümmern. Sie wurde heftig und stützig, und da er gegen ihren mit großer Leidenschaftlichkeit gepaarten Eigensinn doch nicht aufkommen konnte, ihm die Auseinandersetzung auch schon zu lange gedauert hatte, so ergab er sich in sein Schicksal und lief seiner Gattin unter allerlei Vorwänden davon.

Lüge und List sind immer die Folgen der Tyrannei, der ehelichen ebenso gut wie jeder anderen.

Nach kaum dreimonatlicher Ehe fing er bereits an, sich zu fragen, warum er Frau Ottilie denn eigentlich geheirathet habe.

Um ein Heim zu haben — den Kindern eine Mutter zu geben? Unsinn! — Seine Schwester hätte sein Haus gewiß ebenso gut und bedeutend friedsamer geführt, und die Kinder wären eigentlich auch besser versorgt gewesen.

Ja, warum hatte er sie geheirathet? — Das war so gekommen.

Als er im vorigen Spätsommer in Ostende Seebäder genommen, hatte man sie ihm gezeigt als eine junge Dame, die thatsächlich ihren Doctor machen wollte, worauf er sie sich wie eine Merkwürdigkeit besah. Zu seinem großen Erstaunen war sie hübsch, wenn auch zu mager und mit scharfen Zügen. Sie hatte goldblondes Haar, welches, wie er sofort merkte, nicht künstlich gefärbt war, und ging geschmackvoll, fast immer in weiße Wolle gekleidet.

Dies hatte zur Folge, daß er sich mehr als einmal nach ihr umsah. Sie bemerkte seinen Blick, und nun war es an ihr, nach ihm hin zu schielen, wenn er zufällig vorüberkam. Einer seiner Bekannten, der mit ihrer Familie verkehrte, theilte ihm mit, daß er eine Eroberung bei ihr gemacht habe, — genau wie ihn habe sie sich immer den jungen Siegfried vorgestellt.

Er hatte sein Lebtag nie die „Nibelungen" gelesen, aber eine Ahnung davon, wer Siegfried gewesen war, hatte er doch.

Die Schmeichelei that ihre Wirkung. — Er ließ sich ihr vorstellen, bezeigte ihr kleine ritterliche Aufmerksamkeiten und merkte bald, daß sie ihn allen Männern ihres Kreises vorzog. Sie war reich, und seine Güter waren verschuldet. — Zu seiner Ehre sei's gesagt, daß ihr Reichthum ihn eher stutzig machte, als ihn anfeuerte, und daß er schließlich von Ostende abreiste, ohne ein bindendes Wort gesprochen zu haben. Aber der gemeinschaftliche Bekannte, welcher mit ihm nach Böhmen fuhr, lag ihm in den Ohren. Zu Neujahr sandte er nicht nur ihren Eltern, sondern dem gelehrten Fräulein speciell eine Glückwunschkarte. Kurz darauf schrieb sie ihm, sich auf Tatjana in „Eugen Onägin" berufend, einen Brief, der sein Schicksal besiegelte.

Während der kurzen, glühend zärtlichen Brautschaft that er sein Möglichstes, die schlanke Million, welche ihre Mitgift ausmachte, zu vergessen.

Es war ihm gelungen, sich einzureden, daß er thatsächlich in Marie Halbers verliebt gewesen sei; aber, als er jetzt, die Büchse, die er nicht losschießen durfte, über der Achsel, die Feldraine entlang schritt, bereitete die Erinnerung an besagte Million ihm doch recht unbehagliche Empfindungen.

Er hätte nicht genau sagen können, weshalb, — sie hatte ihm nach jeder Richtung hin mehr gebracht, als er ihr gegeben, und da er ein durch und durch anständiger Mensch war, so demüthigte und beschämte ihn das Bewußtsein — machte ihn feig, veranlaßte ihn, hinzunehmen, was er nicht hätte hinnehmen sollen, und verhinderte ihn einzuschreiten, wo das Einschreiten dringend nöthig gewesen wäre.

So ging er denn, über die Regierungsversuche der Stiefmutter grübelnd, recht muthlos zwischen den Weizenfeldern einher, und versuchte sich immer von Neuem mit demselben Trostwort zu beruhigen: „Es wird schon anders werden, — sie wird sich die Hörner abstoßen."

Aber im Innersten war er sich längst klar darüber geworden, daß seine passive Haltung unwürdig und nur eine moralische Trägheit sei.

Er war nicht der einzige Unbefriedigte der beiden Ehegatten. Vielleicht war seine Frau die Entmuthigtere.

Sie fühlte es genau, daß „Siegfried" ihre Leidenschaft nicht erwiderte; sie fühlte, daß er mit nichts von dem, was sie veranstaltete, eigentlich einverstanden war, daß seine Nachgiebigkeit gewissen höflichen Rücksichten entsprang, die die Frucht eines schlechten Gewissens, und einer Gleichgültigkeit, die die Folge seines phlegmatischen Charakters war. Vergebens zerbrach sie sich den Kopf darüber, wie sie es anders machen sollte.

Daß sie mit ihrem System nicht vom Fleck kam, merkte sie; was sie anrührte, schien in die Brüche gehen zu wollen. Was hatte sie denn im Grunde nach allen ihren Bemühungen für Erfolge aufzuzählen? Verdruß mit ihren Stiefsöhnen, Verdruß mit ihren Dienstboten — und . . . stillschweigenden Verdruß mit ihrem Mann!

Er war unzufrieden mit ihr, wenn er auch aus Höflichkeit darüber schwieg. Im Grunde seines Herzens war ihm das vergnügte „alle Fünf gerad sein lassen", das zur Zeit seiner Schwester geherrscht hatte, viel lieber gewesen als die von ihr eingeführte Musterwirthschaft.

Ja, er schwieg aus Höflichkeit — aus Höflichkeit! Wenn er doch blind gewesen wäre aus Liebe! . . . aber nein, er hatte keine Liebe, — und da er doch ein anständiger Mensch war, so schämte er sich, eine reiche Frau geheirathet zu haben ohne Liebe, — und darum war er höflich . . . geduldig!

Wie der Gedanke sie demüthigte, ihr am Herzen fraß, in der Seele brannte! Was machte sie sich denn aus ihrem Geld! Damit sollte er anfangen, was er wollte, aber ihren Einfluß sollte er gelten lassen, ihr helfen ihre Ideen durchzuführen, mit ihr für ihre Ueberzeugungen kämpfen.

Darum aber war's ihm gar nicht zu thun. Er behandelte sie wie eine Närrin, der man nicht widersprechen darf. Er hoffte, daß die Zeit sie von ihren Schrullen curiren werde. . . . Schrullen . . . Schrullen! . . .

O, das war nicht zum Aushalten kränkend!

Je ruhiger er war, um so gereizter und aufgeregter wurde sie. Da sie im Großen nichts ausrichten konnte, bohrte sie sich in Kleinigkeiten hinein, bewies ihren Dienstboten, ihren Kindern gegenüber eine kindische Rechthaberei, durch die sie sich verhaßt und lächerlich machte, — was sie merkte, ohne die Ursache der heraufbeschworenen Wirkung ergründen zu können.

Sie war unglücklich, und kaum vier Monate verheirathet machte sie sich bittere Vorwürfe darüber, der Wissenschaft untreu geworden zu sein, und dachte mit Sehnsucht an die Zeit zurück, wo sie in Zürich Medicin studirt und gemeinschaftlich mit ihrem Bruder einen neuen Bacillus zu entdecken getrachtet hatte.

Diesem Bruder, welcher noch immer auf den Höhen der Wissenschaft wandelte und seine Bacillenerforschungen mit dem alten Eifer betrieb, berichtete sie ihren Kummer in einem langen, ausführlichen Brief, in dem sie ihm zugleich mittheilte, wie sehr sie sich nach dem Verkehr mit einer gleichgestimmten Seele sehne, und ihn dringend aufforderte, sie zu besuchen.

Ende Juli traf der Bruder ein. Er war ein etwas vierschrötiger Gesell mit zwei kleidsamen Schrammen in seinem rothen, aufgedunsenen Gesicht und einem borstigen, blonden Kopf, der wie ein sehr schlecht gemähtes Stoppelfeld im September aussah.

Er trug eine Brille, hielt sich für unwiderstehlich und hatte über Alles seine eigenen Ansichten.

Herrn von Feldeck war er gründlich zuwider, weshalb dieser noch öfter von Hause weglief als früher. Dr. Emil Halbers merkte das zwar, legte sich den Umstand jedoch auf das schmeichelhafteste aus. Der gute Feldeck wich ihm aus, weil er sich durch die Anwesenheit einer überlegenen Intelligenz gedemüthigt fühlte.

Diese Beurtheilung der Sachlage theilte er seiner Schwester mit, worauf er sich ein Weilchen damit beschäftigte, sie ausbündig zu bedauern, und seine Rede endlich mit dem ermuthigenden Satz schloß, sie müsse sich eben in die geistige Minderwerthigkeit des Gatten finden, — man sei nun einmal im Ehestand darauf angewiesen, seine Ansprüche möglichst tief herunterzuschrauben. Es gebe überhaupt keine glücklichen Ehen, und wenn man schon so thöricht gewesen sei, die veraltete Mode mitzumachen, müsse man sich mit Anstand in die Consequenzen finden. Dann erzählte er allerhand Züricher Neuigkeiten, berichtete von dem und jenem weiblichen Genie, das unlängst seinen Doctor gemacht und viel von sich hatte reden machen, worauf er von seinen eigenen Erfolgen zu erzählen begann, — erst von seinen Erfolgen in Bezug auf Medicinstudentinnen, dann von seinen Erfolgen hinsichtlich des neuen Bacillus; er hatte ihn zwar noch nicht entdeckt, aber er ahnte ihn bereits und war ihm ganz bestimmt auf der Spur.

Den Rest des Tages drehte sich das Gespräch ausschließlich um Bacillen, und die beiden Geschwister redeten sich nun in einen solchen Zerstörungseifer hinein, daß von da an in Monplaisir Alles desinficirt wurde, von der Bettwäsche angefangen bis zum Schwarzbrot. Das ganze Haus roch nach Carbol!

Im Innersten seines Herzens zitterte der Hausherr vor Wuth über das, was er respectwidrig als einen verdammten Schwindel bezeichnete, aber er dachte an die Million seiner Frau und da . . . Er hätte um keinen Preis unritterlich sein mögen; aus lauter Angst, sich als Rüpel zu gebärden, benahm er sich, wie man es auf gut Oesterreichisch ausdrückt, wie ein „Papplöffel".

So ging denn die große Bacillenverfolgung in Monplaisir ihren Weg. Sie sollte eine Aera bilden in der Geschichte der stillen Stätte, — noch um Jahre später sprach die Dienerschaft von jener Schreckenszeit!

Es ließ sich nicht leugnen — die Zustände waren ungemüthlich in Monplaisir, und daß diese Ungemüthlichkeit auch nur mit dem geringsten Nutzen verbunden gewesen wäre, hätte man dem jungen Doctor aufs Wort glauben müssen, denn irgendwie nachweisbar waren die durch seine hygieinischen Maßregeln errungenen Erfolge nicht.

Dies aber entmuthigte den strebsamen Gelehrten keineswegs. Unbeirrt fuhr er fort, den Bewohnern von Monplaisir jedes kleine Vergnügen zu ver-

gällen, nicht nur das, welches sonst mit dem Essen und Trinken verbunden war, sondern auch manches Andere; denn überall witterte er den unsichtbaren Feind.

Eines Tages, als Frau Ottilie, in das Studium eines wissenschaftlichen Werkes vertieft, in ihrem Boudoir saß, das eigentlich eine Bibliothek, an allen Wänden mit Bücherschränken garnirt war, stürzte Doctor Emil mit sehr aufgeregtem Gesicht zu ihr herein und schwang ein Zeitungsblatt in der Luft.

„Da hast Du's . . ." rief er; „ich hab' Dir's immer gesagt, nirgends ist man sicher, — nichts soll man unnöthiger Weise anrühren, nicht einmal Blumen . . . am allerwenigsten Blumen! . . ." Worauf er mit lauter Stimme zu lesen begann: „Domingo Freine — hörst Du's, Domingo Freine — hat, wie er der französischen Akademie berichtet, in einem gegen Infection aus der Nachbarschaft sehr geschützt (zwei Meilen von Rio und 50 Meter über dem Meeresspiegel) liegenden Garten aufgeblühte Blumen unter möglichster Vermeidung jeder Uebertragung von Mikroorganismen durch die benützten Instrumente abgeschnitten und in Nährflüssigkeiten fallen lassen, in denen sich alsbald Colonien — hörst Du's, Ottilie? — Colonien! verschiedenartiger pathogener oder verdächtiger Bacillen entwickelten . . ." Doctor Emil ließ das Blatt auf einen Tisch fallen und sich selbst in einen Lehnstuhl —, „es ist schrecklich . . . schrecklich! . . . die Unvorsichtigkeiten, die man aus Mangel an wissenschaftlicher Bildung begeht, die Gefahren, denen man sich aussetzt! . . . Höre nur weiter . . ."

Und nun folgte eine lange Aufzählung der Blumen, mit welchen man in Folge ihrer Bacillenverdächtigkeit den Verkehr meiden müsse, — vor allen anderen zeigten sich verschiedentliche, besonders anmuthige Rosengattungen verpönt. „Denke Dir, aus der wundervollen nach Rothschild benannten Rosenspielart wurde Leptothrix ostrana gezüchtet!"

Während nun Frau Ottilie sämmtlichen Rosen, welche zum Schmuck der Stuben herumstanden, den Krieg erklärte, spazirte der Doctor etwas tiefer in den Park hinein, um für seinen, durch den Artikel mächtig erregten wissenschaftlichen Eifer neue Opfer zu suchen. Da bemerkte er plötzlich etwas, das ihm, wie er sich später ausdrückte, einen Schauer von Hagelkörnern über den Rücken trieb. Es war Liesel, die neben Peterl im Grase saß und ihm liebevoll die Ohren zauste. Sie hatte ihm soeben einen Kranz von Rosen über den Kopf gezogen, und in diesem Halsschmuck, welcher ihn ihrer Ansicht nach vortrefflich kleidete, fand sie ihn ganz und gar entzückend. — Er seines Theils warf sich hin und her vor Wohlbehagen und leckte ihr aus Dankbarkeit den kleinen Arm — das hatte der junge Mediciner ganz deutlich gesehen: der Hund berührte den Arm des Kindes mit seiner Zunge!

Nun gab es auf der weiten Welt nichts Bacillenhaltigeres, da ein Hund bekanntlich ungenirt an allerhand Dingen herumleckt, die er lieber ungeschoren lassen sollte. Und obendrein trug er einen Kranz aus Rosen um den Hals!

Der junge Gelehrte erstarrte vor Schrecken.

Als seine Geistesgegenwart sich von Neuem bei ihm eingestellt hatte, faßte er Liesel unter beiden Achseln und trug die empört aus seinen Händen Herausstrampelnde ins Schloß zurück. Liesel sah sich wie Hülfe suchend nach ihrem Freunde um. Aber der rührte sich nicht. Er saß da wie angewurzelt und machte über den zerzausten Rosenkranz hinüber, der ihm um den Hals hing, ein ebenso hülfloses wie trübsinniges Gesicht. Er sah, daß hier weiter nichts zu thun war. — Ihm ahnte Böses, und seine traurige Ahnung ging nur zu bald in Erfüllung.

Der junge Mediciner wußte der Stiefmama die unausbleiblichen Folgen, welche Liesel's Umgang mit Peter nach sich ziehen mußte, so entsetzlich darzustellen, daß die Stiefmama erklärte, Peterl müsse auf der Stelle weggegeben werden.

In ihrem ersten Schrecken wollte sie auch zugleich die Kinderfrau wegschicken, welche Liesel's Verkehr mit Peterl gestattet, sowie den Kutscher, welcher Peterl bei sich beherbergt und die Freundschaft des kleinen Fräuleins mit dem Hunde wohlgefällig unterstützt hatte. Da sich aber Herr von Feldeck wieder einmal „auf der Jagd“ befand, mußte man seine Rückkehr abwarten, um etwas Definitives beschließen zu können.

Gegen Abend kam er zurück, machte sein freundlichstes Gesicht und nannte seine Frau „Mausi“. Eine Anwandlung von Flitterwochenverliebtheit durchwärmte ihre gelehrte Seele. Eigentlich hätte sie am liebsten alle Bacillen der Welt vergessen, um ungestört die Stunde genießen zu können, welche das Schicksal ihr bot. Aber — „die Pflicht vor Allem!“ lautete ihr Wahlspruch, und nach dem richtete sie sich.

So erzählte sie denn dem Gatten mit fliegendem Athem und schreckenerregenden Beiwörtern die ganze Geschichte. Herr von Feldeck verstand das musterhafte Hochdeutsch seiner gebildeten Gattin überhaupt schlecht, am allerschlechtesten aber, wenn es mit hochtrabenden Bei- und Fremdwörtern garnirt war. Für ihn hatte das, was sie vorbrachte, weder Hand noch Fuß. Nur so viel hörte er aus all' dem heraus, daß seine Frau schon wieder im Begriffe stand, einen „Krawall“ heraufzubeschwören. Und diesmal riß ihm die Geduld, — die Sache war ihm gründlich zuwider. Er zog seine dunklen Augenbrauen zusammen und begann: „So gut ich's verstehe, Ottilie“ — mit Mausi war's vorläufig zu Ende — „so gut ich's versteh', handelt sich die ganze Aufregung darum, daß der kleine Stallköter meinem Mädel die Hand geleckt hat!“

„Nicht die Hand,“ unterbrach sie ihn. „Gott sei Dank, so arg war's nicht, aber den Arm . . . begreifst Du denn nicht, wie gefährlich . . .“

„Nein, ich begreife gar nicht,“ erwiderte der Gatte trocken; „da der Köter eben so gutmüthig als garstig ist — und gesund dazu, begreif' ich Deine Aufregung gar nicht. Ich bin zwischen Hunden und Pferden aufgewachsen, und wenn meine Eltern jedesmal das halbe Dienstpersonal hätten hinausjagen sollen, sobald mir ein Hund oder ein Pferd die Hand geleckt hatte, da wären wir weit gekommen!“

„Aber Leopold! . . . bedenke den Fortschritt der Wissenschaft! In Deiner Jugend wußte man noch nichts von Bacillen, man konnte nicht daran denken Gefahren vorzubeugen, die man nicht fürchten gelernt hatte!“

„Ach der Teufel hole die Wissenschaft, wenn sie Einem jedes Plaisir vergällt, und mit den ewigen Gefahren, denen man vorbeugen muß, laß mich aus! Etwas muß man doch auch dem lieben Gott überlassen!“ schnaubte Leopold.

„Gewiß“ — erwidert sie ihm in ihrer belehrenden Weise — „nur nicht zu viel!“ — Nach einer Pause hub sie von Neuem an: „Uebrigens weißt Du, was den Gottesbegriff anbelangt . . .“

Da aber hielt sich Herr von Feldeck die Ohren zu und lief davon. Er ertrug viel von seiner gelehrten Frau — nur nicht Vorträge über den „Gottesbegriff“.

Natürlich bereute er kurz darauf seine Ungezogenheit und büßte sie ab mit Concessionen.

Schließlich wurde die Angelegenheit folgendermaßen geordnet: die ganze Last der Strafe fiel auf Peterl's schwachen Rücken. Kutscher und Kinderfrau kamen mit einem blauen Auge, d. h. mit einer vernichtenden Strafpredigt davon; aber für Peterl gab's keine Gnade, der mußte binnen drei Tagen entfernt werden. Entweder er kam fort — oder er wurde erschossen.

Bei dem Gedanken, daß sein harmloser kleiner Schützling erschossen werden sollte, weinte der dicke, alte Kutscher wie ein kleines Kind. Und Peterl, der die drei Tage über natürlich den strengsten Hausarrest erdulden mußte, sah ihn mit seinen rührenden Augen immer so traurig an, daß dem Dicken das Herz mit jeder Stunde schwerer wurde.

Die Kutscherfrau rieth ihrem Mann, sich in die Sache zu fügen — „Herrschaft bleibt Herrschaft“, sagte sie — „die Herrschaft hat immer Recht — das ist einmal so — und es handelt sich ja doch nur um ein unvernünftiges Thier!“

„Ach' gib Du mir Ruh',“ erwiderte der Kutscher — „ein Hund hat oft mehr Verstand als ein Mensch, — und mehr Herz hat er fast immer; Peterl — mein armer Peterl!“ Und dabei klopfte er dem kleinen Köter liebevoll auf den Hals, und Peterl wedelte hierauf mit dem Schweif. Aber er sah immer gleich traurig aus, und seine armen, geängstigten Augen fragten deutlich: ‚Was nun?‘ Er hatte nämlich genau verstanden, um was sich's handelte. Denn wenn die hochmüthigen Menschen, die sich so viel besser und klüger als die Thiere denken, auch nie lernen, die Hundesprache zu verstehen, so verstehen im Gegentheil die Hunde von dem, was die Menschen reden, jedes Wort, — besonders, wenn es auf die Hunde Bezug hat.

Der Kutscher überlegte indessen, wie er es anstellen solle, damit Peterl's Zukunft sich nicht gar zu traurig gestalte. Ihn irgend Jemandem in den umliegenden Ortschaften zu schenken, hätte nichts genützt, da Peterl auf meilenweite Entfernung doch immer den Weg zu seinem geliebten Stallhof und seiner noch geliebteren Liesel zurückgefunden hätte. Er mußte irgendwohin expedirt werden, von wo aus die Gefahr seiner Rückkehr nicht mehr befürchtet zu werden brauchte.

Ein ganzer Tag verstrich; der Kutscher hatte nichts ausgeklügelt zu Peterl's Rettung. Der zweite Tag brach an, die Sonne stieg höher und höher, wendete sich schließlich dem Westen zu; — die Schatten wurden lang — der Kutscher speculirte noch immer. Er hatte indessen Peterl angebunden, damit dieser nicht durch erneuerte Ausflüge in den Park und zärtliche Zusammenkünfte mit Liesel die Empörung der Herrschaften vermehren möchte. Anfangs hatte Peterl geheult und an dem Strick gebissen. Jetzt aber lag er ganz geduldig still vor dem kleinen Hundehaus, das neben die Stallthüre gestellt worden und vor dem er an einen Pflock festgebunden war. Er hatte sich wie eine Schnecke zusammengedreht und sein Köpfchen unter das Hinterbein gesteckt Er wollte der Zukunft nicht in die Augen sehen.

Der Kutscher saß vor ihm auf einer hölzernen Bank und grübelte noch immer. Einen kurzen Augenblick hatte er daran gedacht, um Peterl's willen den Dienst zu kündigen. Den Gedanken jedoch gab er bald auf. Denn wenn er Peterl liebte, so liebte er auch seine Pferdchen, den schwarzen Lepidus und die blonde Licenz, — er liebte den Stallhof, der mit der Försterei verbunden war, und in dem er mit dem Förster und dem Heger seit beinahe zehn Jahren hauste, — er liebte die Linden im Park, von denen der Geruch im Juni und Juli über die Dächer hinüber in den Stallhof drang, — und vor Allem liebte er Liesel, die ihn manchmal mit ihrer Kinderfrau besuchen kam, und deren Stimmchen girrend und lachend von früh bis Abend aus dem Park herüberklang.

Der Lohn war gut, Arbeit nicht übermäßig und die Herrschaft zu ertragen. Es war eher eine gute Herrschaft. Der Herr war sehr gut, die neue Gnädige . . . freilich, die sekirte oft, — aber bei einem Ehepaar ist immer ein Theil schlimmer als der andere; man muß froh sein, wenn man's aushalten kann. Der Kutscher wußte das aus Erfahrung. Nun, was war zu thun?

Der Heger, dem der Auftrag geworden war, Peterl, falls der Kutscher keine anderweitige Versorgung für ihn ausgekundschaftet hatte, zu erschießen, schritt, das Gewehr über der Schulter durch den Hof, und schielte mit einem recht bösen Blick nach der Hundehütte, vor welcher der unschuldig Verurtheilte noch immer geduldig zusammengekauert lag.

Der Heger und der Kutscher hatten sich wieder einmal in den Haaren gelegen, und der böse Blick war die Folge davon. Sie zankten sich oft, aber das hatte weiter nichts zu bedeuten. Die Versöhnung blieb nicht lange aus. Diesmal war die Sache ernster.

Der Kutscher seufzte tief. — Endlich kam ihm eine Erleuchtung. Er erinnerte sich, daß sein Bruder, der ein Kunstgärtner bei X. . . . war, sich einen der weißen Spitze, die er im zarten Kindesalter kennen gelernt, für seine Frau gewünscht hatte. Damals, als die Knirpse noch in tadelloser Schönheit prangten und Katja's mangelhafte Rassenreinheit von Niemandem geahnt wurde, hatte der Kutscher nicht darauf hoffen dürfen, dem Bruder einen der Hunde zuwenden zu können; jetzt aber lagen die Sachen anders. Er schrieb sofort ein paar Zeilen an den Kunstgärtner, und zwar folgendermaßen:

„Milí bratře (lieber Bruder)!

Durch die besondere Gnade meiner Herrschaft, welche sich bewogen fühlte, mir einen Beweis allerhöchsten Wohlgefallens zu geben, ist mir einer der weißen Spitze geschenkt worden. Bitte telegraphire augenblicklich, ob Du noch wünschest, das Thierchen zu besitzen.

Es hat Eile, da ich im entgegengesetzten Fall Jemand anderen damit beglücken möchte; die Leute reißen sich um die weißen Hunde, die, wie Du weißt, eine große Seltenheit sind. Es warten hier fünf darauf — falls Du den Spitz nicht mehr wolltest, würden sie darum loosen. Ich kann sie nicht alle befriedigen und möchte doch Keinen kränken, aber Du gehst natürlich vor. Also telegraphire sofort Deinem Dich liebenden Bruder

Wenzl Petrzilka."

Dieser wahrheitsgetreuen Epistel wurde natürlich die gewünschte Antwort zu Theil, nämlich ein Telegramm des Inhalts: „Hund sofort abschicken!"

Der Kutscher athmete erleichtert auf. Dann betrachtete er Peterl, welchen er sonst immer nur mit Liebe anzusehen pflegte, zum ersten Mal in seinem Leben kritisch.

Peterl befand sich entschieden auf einer ungünstigen Entwicklungsstufe. Was würde der Bruder sagen zu den unverhältnißmäßig großen Ohren, zu dem kahlen Schweif? — Hm ... hm! Das war recht fatal: Peterl würde sich schon herauswachsen, aber leider war der Kutscher der Einzige, der daran glaubte!

Mit schwerem Herzen zimmerte er dem armen Peterl aus Kistendeckeln den Käfig zusammen, in welchem er die Reise antreten sollte. Die Kutscherfrau wusch ihn indessen mit Seife und Soda und knüpfte ihm ein rothes Band um den Hals; dann setzte sie ihm sein Lieblingsgericht, süßen Reisbrei, vor. Aber Peterl merkte, daß etwas Verhängnißvolles im Gange war. Er steckte sein Näschen in den Brei und wandte es gleich darauf ab. Er konnte nichts essen. Die Kutscherfrau redete ihm zu und streichelte sein Köpfchen. Er wedelte mit seinem garstigen Schweif und leckte ihr die Hand, um ihr seine Dankbarkeit zu beweisen, — aber essen konnte er nicht.

Die Kutscherfrau fing an zu weinen, der Kutscher fuhr sie an, dann aber trat ihm selber das Wasser in die Augen.

Als er mit der Kiste fertig war, wurde er nachdenklich.

Es wäre doch zu traurig, wenn der arme Peterl fort müßte, ohne von seiner kleinen Herrin Abschied genommen zu haben. Das meinte die Kutscherfrau auch. Aber wie eine letzte Zusammenkunft herbeiführen?

Wenn es schönes Wetter gewesen wäre, so hätte sich die Sache eher gemacht. Er hätte der Kinderfrau und Liesel aufgelauert im Park. Aber es regnete in Strömen.

Da blieb denn nichts Anderes übrig, als ins Schloß zu schleichen, in das Bügelzimmer einzudringen und eines der Stubenmädchen zu bitten, sich an die Kinderfrau zu wenden mit der Frage, ob sie ihre kleine Schutzbefohlene nicht in den Stall bringen wolle, damit sie von ihrem guten Freund Abschied nehme.

Das Stubenmädchen, welches eine Schwäche für Peterl, nebstbei Gründe hatte, sich mit dem dicken Kutscher gut zu stellen — da er um mehrere ihrer

Geheimnisse wußte, — verfügte sich denn auch ganz bereitwillig in die Kinderstube, kam aber mit der entmuthigenden Nachricht zurück, die Frau Streubel könne der Aufforderung des Herrn Petrzilka nicht nachkommen, so leid es ihr auch thäte; sie habe strenges Verbot. Diesem zuwider zu handeln, hieße ihre Stelle aufs Spiel setzen. Und um die Stelle sei's ihr gar nicht zu thun. Stellen bekäme sie genug und sogar bessere; aber von Liesel wollte sie sich nicht trennen, denn ein reizenderes Kind habe sie auf der Welt nicht gesehen.

Da zog denn der Kutscher wieder ab, in den Stall zurück, wo er sofort seinem Weibe erzählte, wie es ihm im Schlosse ergangen, wobei er natürlich gewaltig auf die Frau Streubel zu schimpfen begann, welche er als eine infame deutsche Intriguantin bezeichnete.

Er selber war nämlich ein Altczeche und hegte die strengsten conservativen und nationalen Ueberzeugungen. Wenn er nüchtern war, äußerten sie sich friedlich. Aber heute hatte er einen Schnaps getrunken, um sich für die bevorstehende Trennung von Peterl zu stärken, — da wurde er immer rabbiat.

Sein Weib fing sofort an, ihm die Leviten zu lesen. — Er gehe viel zu weit und schütte das Kind mit dem Bade aus, — die Frau Streubel sei eine gute Frau, wenn auch eine Deutsche, und daß sie dem Verbot der Herrschaft nicht zuwider handle, sei nur in der Ordnung. „Denn Herschaft bleibt Herrschaft, das hab' ich Dir schon einmal gesagt," erklärte sie.

Der Kutscher antwortete nichts mehr — es brummte ihm der Kopf vor Sorgen und Branntwein. Er wendete sich ein letztes Mal zu Peterl und ließ sich alle seine Kunststücke von ihm vormachen. Peterl führte Alles aus, aber mit so traurigen, geduldigen Augen!

Der Kutscher seufzte, dann klopfte er ihn ein letztes Mal ab, seufzte noch einmal und . . . plötzlich legte er den rothen Zeigefinger an die Stirn. Das bedeutete so viel, als daß in seinem Kopf ein neuer Gedanke aufzudämmern begann. Seine Gedanken brauchten sehr lang zum Ausreifen, dann aber waren sie auch darnach.

Wenzl Petrzilka stand auf, schnitt einen langen Papierstreifen zurecht, denjenigen ähnlich, die den Medicinflaschen an den Hälsen hängen, und schrieb darauf: „Hier ist der Hund! Er heißt Peterl. Bitte, seine Struppigkeit zu verzeihen — diese ist etwas Vorübergehendes und liegt in der Rasse. Er wird noch sehr schön werden. Im Uebrigen kann er apportiren, aufwarten, Purzelbäume schlagen und verlorene Taschentücher finden. — Dein treuer Bruder
W. P."

Diesen Steckbrief mußte die Kutscherfrau dem armen Peterl an das Band stecken, welches seinen Hals schmückte.

Und nun hatte die Abschiedsstunde geschlagen — es gab kein Zögern mehr. Peterl wurde in den Lattenkäfig gesteckt. Er wehrte sich, wie er konnte; zweimal entwand er sich seinen Freunden und versteckte sich in die fernste Ecke des Stalls, wo er dann schwanzwedelnd mit Augen, aus denen die Todesangst herausleuchtete, stumm um Gnade flehte. Es nützte nichts — in den Käfig mußte er! Und als er drin war, nagelte der Kutscher den Deckel auf den Käfig. Der Stallbub lud das Gehäuse auf den Einbringwagen, mit dem der Kutscher zur Post fahren sollte, und holperti, polterti ging's hinaus, den

dicht umbuschten Weg hinunter, der aus dem Park führte, und in dem die letzten Regengüsse grausame Risse gemacht hatten.

Peterl rüttelte nicht mehr an den Stäben, er war zu müde zur Verzweiflung. Der letzte Hoffnungsschimmer war in seinem kleinen Hundeherzen gestorben. Elend, zusammengekauert, mit gesträubtem Fell lag er in einer Ecke seines Käfigs . . . Da rief ein feines Stimmchen plötzlich: „Peterl! Peterl!"

Er fuhr auf, er zappelte, tanzte, wedelte.

Die sich bereits senkende Sonne trat aus den Wolken und ihre Strahlen legten sich weich und goldig über das vom letzten Regen noch triefende Gras.

Liesel machte ihren Nachmittagsspaziergang mit Frau Streubel. Jetzt kam sie an der Hand der Gestrengen einen Seitenpfad entlang, der auf die Straße mündete. War es Zufall, oder hatte Frau Streubel ein Einsehen gehabt? Auf Letzteres deutete ein Biscuit in Liesel's Hand.

Der Kutscher hielt. Die Frau Streubel, welche zu finden schien, daß ein Hund im Käfig Niemandem mehr gefährlich vorkommen kann, hob die Kleine so, daß sie dem Peterl das Biscuit zwischen die Stäbe seines hölzernen Kerkers stecken konnte — dann streichelte Liesel noch den Käfig, klopfte mit ihren zarten Patschen darauf herum, rief mit ihrem weichen Stimmchen einmal ums andere: „Peterl! armes Peterl!" bis Frau Streubel erklärte: jetzt sei's genug. — Da zogen die Pferde an, der Wagen setzte sich in Bewegung. — Das Letzte, was Peterl sah, war Liesel, die auf einer hohen, smaragdgrünen Rasenböschung dem davonholpernden Gefährt nachspähte und ihm Kußhändchen zuwarf.

Jetzt wendete sich der Weg. Er sah sie nicht mehr, aber durch das Rauschen der Büsche hindurch hörte er's ein letztes Mal: „Peterl, armes Peterl!"

Er wedelte mit dem Schweif, seufzte auf und — legte sich nieder. Liesel's freundliche Augen hatten ihm ein wenig Muth gemacht. Es würde vielleicht doch nicht gar so schlimm kommen, dachte er.

Nun, schön war's immerhin nicht, was er in den nächsten vierundzwanzig Stunden erlebte. In Folge der Haltestation im Park war der Kutscher nur gerade vor Thorschluß auf die Post gekommen; es blieb ihm nur noch Zeit, den Hund aufzugeben; dann legte er zum Abschied die Hand auf den Käfig, sagte „Adieu, Peterl!" und die Thüre hatte sich hinter ihm geschlossen — Peterl lag ganz verlassen da in der fremden Poststube zwischen verschiedenen Paketen und Kisten, mit denen er eine Viertelstunde später in den gelben, mit einem doppelköpfigen Adler verzierten Wagen verladen wurde, den er bereits bei der Anfahrt vor dem Postgebäude bemerkt hatte. Dann wurde er umgeladen in irgend einen ganz dunklen Raum, wo neben ihm noch ein Hund bellte und verschiedenes Geflügel, jedes nach seiner angebornen Art, Spectakel machte.

Plötzlich schrie etwas draußen langgedehnt, fürchterlich, dann fing der dunkle Raum an sich zu schütteln, die Gänse schnatterten, die Hühner gackerten, ein Kalb blökte, ja die Wände der dunklen Stube selbst schienen zu stöhnen und zu schreien. — Mit Schrecken dachte Peterl, daß dies überhaupt nicht mehr aufhören würde, — daß das die Hölle sei, von der die Frau des Kutschers einmal mit dem Stallbuben gesprochen, die ewige Qual, mit der die Menschen gepeinigt wurden, die nicht hatten folgen wollen.

Aber er war ja gar kein Mensch, nur ein armer kleiner Hund, und er war immer so brav gewesen!

Anfangs drehte er sich in seinem Käfig herum wie ein Kreisel und bellte, bis ihm der Athem verging. — Dann sank er todmüde nieder. Er war heiser — er konnte nicht mehr bellen, und rühren konnte er sich auch nicht mehr, da ihm jeder Knochen in seinem Körperchen wehe that. So ließ er denn Alles über sich ergehen.

Von Zeit zu Zeit blieb die dunkle, närrisch herumtanzende und stöhnende Stube, in welcher er sich befand, stehen, und einer oder der andere von Peterl's Reisegefährten wurde herausgeschoben. Erst das Kalb, dann die Gänse. Peterl sagte sich, endlich würde die Reihe auch an ihn kommen, und das war ein Trost.

Und die Reihe kam auch an ihn. Das weißliche Morgenlicht drang durch die Thür der dunklen Stube, als diese mit einem scharfen Ruck zum dritten Mal stehen blieb.

Ein Mann trat herein, stöberte da und dort herum und wollte wieder fortgehen — gerade, als ob er den Gegenstand, den er gesucht, nicht hätte finden können. Da rief von draußen eine Stimme: „Ich weiß es bestimmt — es muß ein Hund da sein — er ist in Risnitz aufgegeben worden — Abends um 7 Uhr!“

Peterl fing an zu bellen, so laut er mit seinem wunden kleinen Hals noch bellen konnte . . . „Haf . . . haf . . . haf!“

„Hab' ich's nicht gesagt?“ rief die Stimme von draußen — „jetzt aber schnell!“

In aller Eile wurde Peterl's Käfig ins Freie gesetzt, und zwar auf die gepflasterte Plattform eines Stationsgebäudes, dessen verwischter Umriß gerade anfing, sich aus der Morgendämmerung herauszuarbeiten.

Peterl erblickte bläulichrosa ins Morgenlicht hereinschillernde Fensterscheiben, eine gelb angestrichene Veranda, mit wildem Wein umrankt, in dem der Morgenthau kühlend von einem Blatt ins andere raschelte.

Er athmete auf, während er sich aus seinem Käfig heraus nach einer neuen Wendung seines Schicksals umsah. Drei oder vier Männer, von denen der eine eine rothe Mütze und blanke Knöpfe an einem blauen Rock trug, hatten sich um den Käfig versammelt, und einer von ihnen, der in einem sauberen bürgerlichen Anzug dem Kutscher Petrzilka sehr ähnlich sah, nur daß er einen Schnurrbart trug, erklärte dem mit den blanken Knöpfen: der soeben angelangte Hund sei „etwas Großartiges“, das sein Bruder durch besondere Protection geschenkt bekommen habe, — der Hund heiße „Peter“, und sein Großvater sei der Lieblingshund des Kaisers von Rußland.

Nun wurde der Hundekäfig vorsichtig geöffnet.

Die Männer hatten sich herumgestellt, damit der kleine Reisende nicht davonlaufen könne.

Er schien keine Lust dazu zu haben. Freundlich blinzelte er Demjenigen, den er als seinen neuen Herrn erkannte, zu, wedelte mit seinem Schweif.

„Etwas ganz Beson . . .,“ begann der neue Herr wieder, — aber beim Anblick Peterl's blieben ihm die zwei Silben des eben begonnenen Wortes im Halse stecken.

„So . . . so!“ murmelte der Mann mit der rothen Mütze und den blanken Knöpfen, den die Anderen als Herrn Stationschef anredeten.

„Ein allerliebstes, freundliches Hundl,“ versicherte einer der Packer und begann den verdutzten und verschämten Peterl zu streicheln — „und hübsch wird er auch noch, wenn ich mich nicht sehr irre!“

„Hm! hm! Wie sagten Sie . . . ein sibirischer Bärenhund?“ fragte der Stationschef. „Sonderbar! er hat so lange Ohren; Bärenhunde haben gewöhnlich spitze Ohren und einen buschigen Schweif. — Dieser hat keinen buschigen Schweif!“

„Das wird alles noch werden,“ erklärte überlegen Peterl's neuer Herr, der indessen den Papierstreifen an Peterl's Hals entdeckt hatte. „Ich empfehle mich Ihnen, Herr Stationschef.“ Damit nahm er Peterl unter den Arm und marschirte mit ihm aus dem Stationsgebäude hinaus bis zu seiner Britzka, die draußen auf der Straße seiner wartete.

Er setzte erst Peterl in den Wagen, sprang dann selber nach und hieß den Kutscher, einen plumpen Bauernburschen in einer carirten Zwilchjacke, zufahren.

„Es ist etwas nicht ganz in der Ordnung,“ murmelte er, indem er den Hund musterte, der sich bescheiden zu seinen Füßen zusammengeduckt hatte. „Was nur die Rosa dazu sagen wird?“

Die „Rosa“ war seine Frau — die Tochter eines Gewürzkrämers aus der nächsten Kreisstadt, der gute Geschäfte gemacht und sich drei Häuser gekauft hatte. Diese drei Häuser waren das Unglück des Kunstgärtners geworden. Erstens hatten sie ihn veranlaßt, seine jetzige Gattin zu ehelichen, und zweitens wurden sie ihm — wie er sich ausdrückte — jedesmal „an den Kopf geworfen,“ wenn der geringste Anlaß zu Verdrießlichkeiten am ehelichen Horizonte aufdämmerte.

Während er mit Peterl nach Hause fuhr, fürchtete er sich im vorhinein vor den drei Häusern, und rieb sich von Zeit zu Zeit den Kopf, als ob er zukünftige Beulen daran spüre.

Indes ging's mit knarrenden, nach Theer riechenden Rädern über die staubige Straße, in deren Gräben Unkraut wucherte. Der Knecht in der braun und grau carirten Zwilchjacke hielt die Zügel zwischen den Knieen, auf die er seine Ellenbogen gestützt hatte. Er machte einen runden Rücken, sein Kopf sank auf seine Brust, er schlief ein. Sein Herr ließ ihn schlafen. Das Pferd kannte den Weg — es war ein grobknochiges, langbeiniges braunes Pferd mit einem sehr langen Schweif, mit dem es sich unaufhörlich die Fliegen wegwedelte.

Der Kunstgärtner rieb sich noch immer den Kopf. Manchmal warf er einen Blick auf Peterl, der ihn unaufhörlich bittend ansah, als wolle er sagen: ‚Ich weiß, daß ich nicht so hübsch bin, wie Du es erwartet hast, aber ich werde ein so braver Hund sein!‘ Da fühlte der Gärtner deutlich, wie ihm eine Neigung zu Peterl ins Herz schlich, trotzdem dieser nicht so schön ausgefallen war, wie er es erhofft.

Aber was würde die Rosa sagen?

Neben der Straße begannen jetzt Häuser aufzuragen, — große, schmucklose Häuser, die noch keine regelmäßige Reihe bildeten, und hinter denen Schutt- und Kehrichthaufen sich zwischen Zäunen thürmten, an denen zerrissene Kinderwäsche hing.

Der Kunstgärtner versetzte dem Knecht einen Stoß zwischen die Schulterblätter, um ihn aufzurütteln.

Der Knecht richtete sich auf und rieb sich schläfrig den Rücken seiner braunen Zwilchjacke. Durch eine Gasse, in der es nach Gerberlohe, welkem Gemüse und alten Selcherwaaren roch, ging's in eine Nebenstraße und dann durch ein geöffnetes Gartenthor — man war angekommen.

Zwischen Gemüsebeeten fuhr das Wägelchen, bis zu einem einstöckigen Haus, das oben sechs und unten fünf vor Sauberkeit glänzende Fenster und eine Thüre hatte. Auf der Schwelle der Thür stand mit erwartungsvoll glänzenden Augen die Frau Kunstgärtnerin, die sich der „Kaiserlichen Hoheit" zu Ehren eine schwarzseidene, mit bunten Blumen bestickte Schürze vorgebunden hatte. Der Hund, der Verwandtschaften am russischen Hofe besaß, imponirte ihr, als ob er selber ein Stückchen Großfürst gewesen wäre!

„Wo ist der Hund?" fragte sie.

„Da," erwiderte verschämt der Gärtner, indem er Peterl aus dem Wägelchen helfen wollte. Aber Peterl brauchte keine Unterstützung, er sprang heraus mit der Flinkheit eines Seiltänzers und legte sich der Frau Gärtnerin vor die Füße.

Sie fuhr bei seinem Anblick entsetzt zusammen. „Das ist ja ein ganz gemeiner Köter!" erklärte sie.

Peterl, der wirklich die besten und einschmeichelndsten Absichten gehegt hatte, fühlte sich durch diesen Ausspruch gekränkt und knurrte ärgerlich.

„Das scheint Dir nur so im ersten Moment," entschuldigte der Gärtner den kleinen Ankömmling. „Besieh Dir ihn näher, er hat wunderschöne Augen, er hat Augen wie ein Mensch."

„Ach, was braucht ein Hund Augen zu haben wie ein Mensch! — Auf die Augen sieht man nicht. Ein gemeines Mistvieh ist's — zum Schinder mit ihm!"

„Er wird sich noch machen — da lies," rief der Mann, und er reichte ihr den Papierstreifen, welchen Peterl um den Hals getragen hatte.

Die Gärtnerin, die sich übrigens von ihrem Dienstmädchen „gnädige Frau" tituliren ließ, wurde nachdenklich. „Vielleicht macht er sich wirklich noch," murmelte sie, „aber, weißt Du, Jaroslaw — sehen darf ihn einstweilen Niemand."

„Ist auch nicht nöthig," erklärte der Gatte. „Meinetwegen versteck ihn in der Küche, und wenn die Schwatzbasen kommen, denen Du, wie ich weiß, seine Ankunft schon angekündigt hast, sag ihnen: Se. Durchlaucht sei müd' von der Reise und empfange heute nicht."

Der Gärtner war eine Zeitlang Kammerdiener bei einem Fürsten gewesen, und darum kannte er sich aus in den Sitten der großen Welt.

„Aber jetzt gib dem armen Thiere etwas zu fressen, hörst Du!" fuhr er fort.

Die „Gnädige" führte Peterl in eine sehr sauber gehaltene Küche, wo sie dem Dienstmädchen auftrug, dem Kleinen Milch und Semmel zu verabreichen.

Das Schüsselchen, in welchem ihm diese Leckerbissen vorgesetzt wurden, war zu klein — Peterl machte beim Essen zwei Flecken auf die Erde, das war der Gnädigen ein Greuel. Peterl wurde sofort für seine Ungeschicklichkeit gezüchtigt, aber vorläufig machte er sich nichts daraus.

Er war froh, ein gutes und reinliches Frühstück bekommen zu haben, froh, aus seiner Haft entlassen zu sein — außerdem war er todmüde. Er kauerte sich auf einen Sack zusammen, den das gutmüthige Dienstmädchen hinter dem Herd für ihn ausgebreitet hatte, und schlief ein.

Er träumte von Monplaisir und schlief so fest und träumte so lebendig, daß er sich in der Situation gar nicht zurechtzufinden wußte, als er aufwachte. Mit erschrocken-aufmerksamen Augen blinzelte er in die ihm gänzlich fremde Umgebung hinein. Erst allmählich erinnerte er sich dessen, wo er war, und fühlte zugleich, daß in der Küche der Frau Kunstgärtnerin etwas Besonderes im Anzuge war. Rings um sich hörte er Tellergeklapper und Gläsergeklirr, der Herd sprühte Feuer, in Peterl's Ecke wurde es so heiß, daß er sein Plätzchen verließ und unter den Küchentisch kroch. Aber auch dort war seines Bleibens nicht; das Gepolter, das die Dienstmagd im Verein mit der Gärtnerin auf der Tischplatte ausführte, war so laut und aufregend, daß es ihn an nichts so sehr erinnerte als an seine unvergeßliche Eisenbahnfahrt. — Er verkroch sich unter einen Sessel, weil er das Zuckerstoßen und Mandelhacken über seinem Kopf nicht mehr aushielt. „Bum . . . bum . . . bum! — Bum . . . bum . . . bum!"

Er fing an, melancholisch zu heulen, und erhielt einen Fußtritt.

Nach einer Weile hörte das Gepolter auf, die Gärtnersfrau und das Dienstmädchen waren verschwunden, die Küche füllte sich mit würzigem Duft. Er sah unter dem Sessel hervor, unter dem er sich verdrießlich zusammengerollt hatte, und erblickte auf dem Küchentisch eine große Schüssel voll wunderschöner, dick mit weißem Zucker bestreuter Kuchen.

Die Schüssel übte eine geradezu dämonische Anziehungskraft auf ihn aus. Er war ganz allein. — Erst legte er den Kopf zwischen die Vorderpfoten und machte die Augen zu und zitterte am ganzen Leib aus Angst vor der Versuchung.

Nachdem er ein Weilchen in dieser Stellung verharrt hatte, fühlte er sich überzeugt von der Festigkeit seiner Principien, und davon, daß die Versuchung unfähig sei, über seinen starken Charakter zu siegen. Warum sollte er sich nicht in aller Unschuld und Enthaltsamkeit an dem Anblick der schönen Kuchen erfreuen?

So hob er denn den Kopf, betrachtete die Kuchen und athmete vergnüglich schnuppernd ihren Duft.

Ein Weilchen ließ er sich daran genügen. Aber immer schwerer fiel ihm die Entsagung. Bald lernte er, was viel Klügere und Bessere vor ihm erfahren mußten, daß das einzige Mittel, der Versuchung nicht zu unterliegen, darin besteht, ihr den Rücken zu kehren. Denn es ist nun einmal ein solcher Klapperschlangenzauber in jeglicher Versuchung, daß Derjenige, der ihr ins Gesicht zu sehen wagt, immer den Kürzeren gegen sie zieht.

Peterl's Augen wuchsen sich fest an der Kuchenschüssel, der Mund wässerte ihm vor Eßlust, die würzigen Düfte umschmeichelten aufreizend seine schwarze Nase. — er suchte seine Sehnsucht durch immer intensiveres Schnuppern hinzuhalten, — aber dieser genügsame Genuß war nicht danach, ihn auf die Dauer zu befriedigen.

Volle fünf Minuten währte der Kampf mit seinem besseren Ich, dann streckte er die Waffen — es duftete zu schön! Mit der Kunstfertigkeit, die ihm im Springen eigen war, schwang er sich auf den Tisch hinauf, schnappte nach dem schönsten Kuchen ... Doch kaum hielt er ihn zwischen den Zähnen, so öffnete sich die Thür, das Dienstmädchen trat ein. Peterl erschrak dermaßen, daß er bei einem hastigen Sprunge vom Tisch herunter die ganze Küchenpyramide umstieß, so daß das Gebäck nach allen Seiten hin auf die Erde rollte.

Die Dienstmagd warf ihm in aller Eile einen zürnenden Blick zu; denn ihn zu züchtigen, blieb ihr keine Zeit mehr. — Sie las die Kuchen von der Erde auf, wischte sie mit dem Schürzenzipfel ab, schichtete sie von Neuem auf die Schüssel, von der sie herunter gefallen waren, bestreute die Pyramide mit Zucker und trug sie aus der Küche hinaus an ihren Bestimmungsort — d. h. in die Putzstube. Sie stieß an die Küche und war von dieser nur durch eine mit weißen Gardinen verhängte Glasthür getrennt.

Es war Alles glimpflich abgegangen. Außer dem ersten, gestohlenen Kuchen hatte Peterl noch einen zweiten verzehrt, der unter den Tisch gerollt war, und von dem reichlichen Mahle ermüdet, war er neuerdings eingeschlafen.

Da weckte ihn das Geklirr von Geschirr und Geschnatter von Stimmen, welches aus dem anstoßenden Raume hervortönte.

„Ja, ein wunderschöner Hund!" hörte er seine Herrin sagen — „in ganz Europa hat Niemand einen so schönen Hund, außer dem Kaiser von Rußland. Sein Vater ist der Liebling des Zaren, der auch Niemandem einen von der Rasse geschenkt hat als dem Kaiser von Deutschland und meinem Schwager ..." Dann mit einem nachdenklichen Zusatz: „Damit ich nicht lüg'! ich glaube, der König von Dänemark hat auch einen ... ja, ja — der König von Dänemark ... der Deutsche Kaiser ... und wir ..."

„Hm!" hörte Peterl weiter eine andere Stimme — die Stimme einer Frau, die zwischen jedem Wort schmatzte — „das ist ja sehr interessant, Frau Petrzilka; wie kommt denn Ihr Herr Schwager zu dieser hohen Auszeichnung?"

„Ach, mein Schwager ist Ingenieur, er baut die Eisenbahn zwischen ... zwischen ... ach, wie heißt es nur? ... Gatschina und Sebastopol!"

„So, so, da ist Ihr Herr Schwager ja ein sehr einflußreicher Mann! Hm! hm!"

„Aber natürlich — mein Schwager hat aber auch schon zwei Nihilistencomplotte entdeckt — das erste Mal hat ihm der Kaiser den Wladimirorden geschenkt und das zweite Mal den Hund!"

„Ist es denn nicht gestattet, die Bekanntschaft Seiner Herrlichkeit zu machen?" fragte nun eine andere, dünne Stimme.

„Ach, leider heute nicht, mein Mann hat ihn nach Podmepitz mitgenommen, um ihn photographiren zu lassen, Frau Apothekerin."

„Ach wirklich, wie schade!" — —

Dann hörte Peterl ein Weilchen nichts als das Geklapper von Geschirr, worauf andauerndes Schmatzen folgte, zum Zeichen, daß eine neue Speise aufgetragen worden war.

Nach einer Weile wurde dieses Geräusch von Beiwörtern unterbrochen, als da sind: „ausgezeichnet . . . vorzüglich . . . großartig!" Zuletzt bat Jemand um das Recept, und dann fragte die dünne Stimme der Apothekerin: „Wie heißt denn dieses merkwürdige Hündchen?"

„Peterl, meine Damen — Peterl. Der Zar selbst hat ihm den Namen gegeben."

Immer aufmerksamer horchte unser struppiger Freund. Ein Wunsch wandelte ihn an, die Kaffeegesellschaft nicht nur vom Hören, sondern auch vom Sehen kennen zu lernen.

So sprang er denn auf den Stuhl, der vor der Glasthür stand und begann an dem geblümten Vorhang, welcher die Scheiben verhüllte, zu zupfen, erst mit den Pfoten, dann mit seinen spitzigen, weißen Zähnen. Der Vorhang war morsch — ritsch — ratsch riß er entzwei — das Fenster lag bloß, — Peterl, der sich mit den Vorderpfoten auf die Lehne des Sessels stützte, konnte bequem die ganze Gesellschaft übersehen. Sie bestand aus vier Personen und war um einen zum Brechen voll beladenen Tisch gruppirt. Die Kunstgärtnerin saß mit dem Rücken gegen Peterl, der seine großmächtigen Ohren, so gut es anging, spitzte und sofort ein vergnügtes Bellen ausstieß.

„Peterl!" schrie mit kurzathmiger, tiefer Stimme eine Frau, die ein dunkelrothes Gesicht und ein kaffeebraunes Kleid hatte. „Peterl!" rief sie noch einmal. Sie war die Frau des Steuereinnehmers.

Peterl bellte noch vergnügter und machte Miene, sich durch die Glasthür in die beste Stube der Frau Kunstgärtnerin zu stürzen.

„Was für ein garstiger Köter!" bemerkte die Frau mit der dünnen Stimme, die Apothekerin.

Die Dritte am Tisch, ein mageres bescheidenes Mädchen, die Lehrerin an der Industrieschule, meinte nur: „Hübsch ist er nicht, aber ein gutes, freundliches, lustiges Hündchen scheint es zu sein, und wenn er noch jung ist, wächst er sich aus."

Starr vor Entsetzen, vor Bosheit und gedemüthigter Eitelkeit wendete die Gärtnerin sich um.

„Franzka!" schrie sie außer sich und mit der Geistesgegenwart der Verzweiflung: „Jag den Köter hinaus; was hat er hier zu schaffen und mir die Küche zu verunreinigen! Marsch!"

„Komm, Peterl, komm her," rief die in die Küche zurückgekehrte Franzka. Etwas verdutzt sprang Peterl von seinem Observatorium herunter, und während Franzka ihn hinausführte, hörte er noch die dünne Stimme der Apothekerin sagen: „Ach . . . Sie haben also zwei Hunde, die Peter heißen, Frau Petrzilka!"

(Schluß folgt.)

Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866
unter dem Oberbefehl
Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Persönliche Erinnerungen
von
J. von Verdy du Vernois.

II. Einrücken in Böhmen. Treffen von Nachod.

Der Vorschlag des Kronprinzen, mit der Armee nach der Neiße abzurücken, war am 10. Juni genehmigt worden, also zu einer Zeit, als der erste Antrag Oesterreichs in Frankfurt a. M., die Mobilmachung der nichtpreußischen Bundescontingente betreffend, noch nicht gestellt und die Entscheidung hierüber daher auch nicht gefällt sein konnte. Dies geschah erst am 11. resp. 14. Juni. Es ist nöthig, dies im Auge zu behalten, um die Bewegungen unserer Armee verstehen zu können, und sich dabei zu erinnern, daß die Offensive der gesammten preußischen Streitkräfte aus dem bereits dargelegten Grunde bis dahin nicht ins Auge gefaßt werden konnte.

Um daher die schlesische Armee nicht vereinzelt dem erwarteten Vorstoße der feindlichen Hauptarmee auszusetzen, war die I. Armee unter Prinz Friedrich Carl angewiesen worden, sich ihr zu nähern; und sie hatte dazu den Marsch auf Görlitz anzutreten. Dieser Marsch erforderte aber noch die Zeit bis zum 18. Juni. Die Lage der schlesischen Armee war daher keineswegs als eine günstige zu betrachten; zwar konnte die I. Armee von Görlitz aus zu Operationen in Schlesien wie zum Einrücken in Sachsen und Böhmen verwandt werden, aber ihre Heranführung bis Neiße hätte einen weiteren Zeitaufwand erfordert, der schwer ins Gewicht fallen mußte, sobald die Oesterreicher frühzeitig die Initiative ergriffen und in Schlesien einfielen.

Mit einem derartigen Einbruch mußte aber sowohl im Großen Hauptquartier wie auch im Hauptquartier unserer Armee gerechnet werden, da die Aufstellung der Oesterreicher um Olmütz auf einen solchen Vorstoß hinwies. Man glaubte sogar annehmen zu können, daß bei vorhergehender Concen-

trirung der österreichischen Kräfte in Mähren, diese im Stande wären, in vierundzwanzig Stunden mit etwa 100 000 Mann vor Neiße zu erscheinen, wenige Tage später sogar mit 150 000 Mann.

Von großem Interesse ist es, hier die Anschauungen der beiden Generalstabs-Chefs Moltke und Blumenthal hervorzuheben. Moltke wies bereits in einem an letzteren gerichteten Schreiben vom 11. Juni darauf hin: „Ich glaube, Sie werden die Ansicht theilen, daß Nichts nachtheiliger sein könnte, als gegen eine entschiedene Ueberlegenheit an der Neiße schlagen zu wollen, wenn wir fünf Tage später auf der Linie Schweidnitz-Breslau 7 Corps versammeln können.“ Der Brief endigte mit den Worten: „Sie werden an Ort und Stelle besser urtheilen, als ich es von hier aus kann; ich möchte nur warnen, sich nicht fortreißen zu lassen, zum Schlagen unter allen Umständen. Es ist freilich viel leichter, zum Widerstand um jeden Preis zu rathen, als zu einem, wenn auch noch so nöthigen Ausweichen. Ich hoffe, daß wir noch sieben Tage Zeit behalten, um unseren Aufmarsch zu vollenden.“

Die Erwiderung des Generals von Blumenthal läßt deutlich erkennen, daß man sich in unserem Hauptquartier vorzugsweise mit dem Gedanken trug, einem Angriffe selbst überlegener feindlicher Kräfte an der Neiße mit der schlesischen Armee entgegen zu treten[1]). Alle Anordnungen wurden getroffen, um eine Aufstellung der gesammten Kräfte für ein Gefecht vorzubereiten, „aus der wir dem Feinde da mit Kraft entgegentreten können, wo er hauptsächlich angreift.“ Besonders charakteristisch ist in diesem Schreiben demnächst noch der Abschnitt: „Es klingt dies vielleicht Alles kühn, leichtsinnig und übermüthig, aber Eure Excellenz können sich überzeugt halten, daß wir nur nach kaltblütiger Ueberlegung und mit der dringend gebotenen Vorsicht handeln werden. Unsere Aufgabe ist vor der Hand eine defensive, und wenn ich hier von Offensive spreche, so ist nur gemeint, daß wir augenscheinlich günstige Chancen nicht verlieren und nicht an der Defensive-Aufgabe kleben wollen.“

Man sieht hieraus wohl unverkennbar, daß bei uns die Stimmung vorherrschte: „Zurückgehen wollen wir nicht; wir lassen es auf eine Schlacht ankommen!“ Die Warnungen Moltke's waren daher nicht unberechtigt.

In entscheidender Art änderte sich aber die gesammte Sachlage, als Oesterreich am 11. Juni den bekannten Antrag in Frankfurt a. M. einbrachte und am 14. Juni die Entscheidung über denselben dort erfolgte.

Bereits bei unserem Eintreffen in Neiße fanden wir ein Schreiben des Generals von Moltke an den Kronprinzen vom vorhergehenden Tage vor (13.), in welchem noch auf die Möglichkeit einer Ablehnung des Antrages hingewiesen wurde, worauf wir es alsdann zunächst nur mit Oesterreich allein zu thun hätten. „Wird hingegen der Antrag angenommen, so führt dies unmittelbar zu einer Kriegserklärung an diejenigen unserer Nachbarstaaten, welche gegen uns gestimmt haben . . .

---

[1]) Moltke's militärische Correspondenz. Aus den Dienstvorschriften des Krieges 1866. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

„Das Einrücken eines Teils der I. Armee nach Bautzen oder Löbau wird den Rückzug der am rechten Ufer etwa befindlichen sächsischen Truppen von selbst veranlassen; in wie fern es aber den General Benedek bestimmen wird, einen erheblichen Theil seiner Streitkräfte nach dem nördlichen Böhmen zu dirigiren, läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussehen.

„Euere Königliche Hoheit werden daher zunächst nur mit großer Vorsicht verfahren müssen, um nicht mit der II. Armee in einen Kampf verwickelt zu werden, bevor Sie nicht durch die I. Armee unterstützt werden können . . .“

Noch war der Augenblick nicht gekommen, in welchem es der II. Armee beschieden sein konnte, thatkräftig in die sich entwickelnden Operationen einzugreifen. Wohl war durch das Verfahren Oesterreichs in Frankfurt a. M. der Kriegszustand auch mit dieser Macht eingetreten und somit für uns auch das Ergreifen der Offensive nunmehr außer Zweifel gestellt. Indessen mußten vorher unsere Armeen, welche im Hinblick auf die bisher nur maßgebende Defensive an der langen Grenzlinie weit von einander getrennt standen, zum einheitlichen Handeln näher an einander geführt werden, und dies konnte zunächst in Folge der Gestaltung der Grenze nur durch das Einrücken der Elbarmee in das Königreich Sachsen geschehen. Bis diese aber Sachsen in Besitz nahm, lag immer noch die Möglichkeit vor, daß die feindlichen Hauptkräfte in Schlesien einfielen. Es war daher vorläufig nicht zu vermeiden, daß die schlesische Armee des Kronprinzen zum Schutze dieser Provinz noch einige Tage an der Neiße verblieb, während die I. Armee des Prinzen Friedrich Carl zu Görlitz bereit stand, sowohl uns wie die Elbarmee erforderlichen Falles zu unterstützen, als auch um, mit jener vereint, vom Königreich Sachsen und aus der Lausitz her die Offensive in Böhmen zu ergreifen. Ob dabei unsere Armee ganz oder nur theilweise bei den Operationen in Böhmen mit verwandt werden konnte, hing von den Maßnahmen des Gegners ab und blieb für den Augenblick noch von der weiteren Entwicklung derselben abhängig.

Nach diesen Gesichtspunkten sind demnächst auch die weiteren Anordnungen getroffen worden.

Am 16. Juni begannen die Operationen auf hannöverschem und churhessischen Gebiet von Truppen derjenigen Heerestheile, welche späterhin zur Bildung der Mainarmee Verwendung fanden; in der Nacht vorher erreichte auch die Avantgarde der Elbarmee die sächsische Stadt Riesa. In umsichtig vorbereiteter Weise vollzog sich der Rückzug der Königlich sächsischen Truppen unter der Führung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Albert nach Böhmen, woselbst das Corps des Grafen Clam-Gallas sich zu ihrer Aufnahme befand.

In Berlin gingen einige Tage nachher Nachrichten ein, welche mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen ließen, daß die österreichischen Hauptkräfte sich aus ihrer Aufstellung um Olmütz nach Böhmen in Marsch setzten. Hierdurch war für Schlesien nur noch wenig zu besorgen, die Entscheidung lag alsdann in Böhmen, und zu dieser mußten alle Kräfte, so weit sie nicht anderweitig in unabweisbarer Dringlichkeit in Anspruch genommen wurden, so schnell als möglich vereinigt werden.

Am 19. Juni Abends ging in Folge dessen bei uns der telegraphische Befehl ein:

„Gemeinschaftliche Offensive nach Böhmen befohlen. I. Armeecorps morgen (den 20.) auf Landeshut in Marsch zu setzen. Bei Neiße verbleibt ein Corps; schriftliche Ordre morgen. gez. v. Moltke."

Wir hatten nunmehr diese Nacht, wie auch — da am 20. die in Aussicht gestellte Ordre eintraf, — die folgende ununterbrochen zu arbeiten, um Alles, was sich für den Augenblick befehlen ließ, anzuordnen, so wie das voraussichtlich noch demnächst Nöthige vorzubereiten.

Die betreffende Ordre wies darauf hin, daß alle Nachrichten eine Concentrirung der feindlichen Hauptmacht in Böhmen wahrscheinlich erscheinen ließen und es der Wille Sr. Majestät sei, daß nunmehr auch die I. Armee (Prinz Friedrich Carl) die Offensive ergreifen sollte, der sich auf ihrem rechten Flügel die Elbarmee anzuschließen hatte.

Die Ordre enthielt ferner die auch für unsere Armee erforderlichen Maßnahmen in den weiteren Sätzen:

„Die erste Armee soll sodann unverzüglich ihren Vormarsch beginnen und hat sich mit dem linken Flügel an das Gebirge zu halten.

„Wenn nun zwar dieses Vorgehen die Entfernung zwischen beiden Armeen abkürzt, so ist doch, um die Vereinigung zu beschleunigen, eine entgegenkommende Bewegung der zweiten Armee unter den jetzt veränderten Umständen nothwendig.

„Das erste Armeecorps ist daher sofort auf Landeshut in Bewegung zu setzen, um erforderlichen Falles über Schreiberhau und Trautenau die erste Armee verstärken zu können.

„An der Neiße darf zunächst nur ein Armeecorps stehen bleiben. Die beiden übrigen sind in der Höhe von Glatz und Frankenstein auf den verschiedenen Straßen so zu echelloniren, daß der größere Theil der Armee in kürzester Zeit bei Landeshut oder bei Neiße weiter versammelt, eventuell die Offensive aus der Grafschaft ergriffen werden kann."

Auch in unserem Stabe hatten sich durch eingegangene Nachrichten die Anzeichen von einem Marsche der österreichischen Nordarmee gemehrt und die Ueberzeugung hervorgerufen, daß unser Rechtsabmarsch nach Böhmen zu einer Nothwendigkeit werden würde. Dieser Gedanke war nach allen Richtungen hin erwogen worden, es konnten nun die erforderlichen Befehle schnell erlassen und die nöthigen Directiven gegeben werden. Um wo möglich den Feind über unsere Absichten zu täuschen, wurden noch folgende Anordnungen getroffen:

Das VI. Armeecorps erhielt Befehl, sich auf dem rechten Ufer der Neiße zusammen zu ziehen und von dort aus über die österreichische Grenze kleinere Abtheilungen vorzutreiben, um dem Gegner glauben zu machen, daß unsere Armee in dieser Richtung mit einem Theile ihrer Kräfte vorgehen werde. Ferner hatte der Kronprinz, schon vor dem Abmarsch von Fürstenstein, bereits befohlen, daß Fourire der verschiedensten Truppentheile nach Oberschlesien entsandt werden sollten, um hierdurch das Gerücht von der Ansammlung größerer Massen in jener entfernteren Gegend auszubreiten.

Am 20. ging demnächst ein weiterer Befehl Sr. Majestät ein, daß am folgenden Morgen bei sämmtlichen gegenüberstehenden österreichischen Vorposten-Commandeuren Schreiben Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen abzugeben seien, des Inhalts: Durch das Verfahren Oesterreichs zu Frankfurt a. M. sei der Kriegszustand factisch ausgebrochen, und hätten die preußischen Truppen daher die Weisung erhalten, demgemäß zu verfahren.

Da wir zur Zeit in die Lage gekommen waren, einigen Anhalt über die Bewegungen des Gegners zu gewinnen, drängte sich uns die Besorgniß auf, daß wir zu spät nach Böhmen hinein gelangen könnten, um bei einem entscheidenden Kampfe bei der Hand zu sein. Seine Königl. Hoheit der Kronprinz wandte sich daher in einem Schreiben am 22. Juni an Se. Majestät, welches, unter Berücksichtigung der allgemeinen Lage, die Ermächtigung erbat, auch mit Seiner Armee sofort in Böhmen einrücken zu dürfen, ferner auch den Wunsch aussprach, das zum Verbleib bei Neiße bestimmte VI. Corps nach der Grafschaft Glatz heranziehen zu dürfen. Dort wäre es noch im Stande, seine, in Deckung der heimathlichen Provinz bestehende Aufgabe zu lösen, andrerseits aber auch bereit, zu einer Entscheidung in Böhmen herangezogen zu werden.

Kaum war jedoch dieser Antrag in Neiße der Post zur Beförderung übergeben worden, als auch ein Telegramm aus Berlin einging:

„Berlin, den 22. Juni Nachmittags.

„Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen. Das VI. Corps bleibt bei Neiße verfügbar.

gez. v. Moltke."

Somit erwies sich die Anschauung des Großen Hauptquartiers in vollster Uebereinstimmung mit der bei uns gewonnenen Ansicht, und der Wunsch des Kronprinzen hatte sich erfüllt, bevor er noch an Allerhöchster Stelle zur Kenntniß gelangte. Auch in Bezug auf die Verwendung des VI. Armeecorps wurde der Vorschlag, dasselbe nach der Grafschaft Glatz heranzuziehen, sobald das Schreiben des Kronprinzen in Berlin eintraf, umgehend telegraphisch dahin beantwortet, daß diese Verwendung ganz dem Ermessen des Ober-Commandos überlassen bliebe.

In einem ferneren Schreiben des Generals von Moltke an Blumenthal vom 24. Juni drückte sich Ersterer noch dahin aus, daß auch er die beabsichtigte Verwendung des VI. Corps für eine sehr zweckmäßige Maßregel hielt. „Ein Vorstoß von Grulich auf Hohenstadt würde sehr wirksam sein und Ihnen vielleicht bei Nachod Erleichterung gewähren."

Während die Colonnen der schlesischen Armee nunmehr in Bewegung zum Einbruch in Böhmen gesetzt wurden, verlegte der Kronprinz am 23. Juni sein Hauptquartier von Neiße nach Schloß Camenz und am 25. nach Eggersdorf, von wo aus am folgenden Tag die böhmische Grenze überschritten werden sollte.

Die Tage in Neiße wurden leider durch einen schweren Schicksalsschlag, welcher den Kronprinzen traf, tief getrübt. Schon am 15. Juni erreichte uns hier die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung Seines Sohnes, des Prinzen Sigismund. Eine weitere Kunde in den nächsten Tagen sprach zwar hoffnungsvoll von einer Besserung, aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Bereits am 18. Juni entriß der Tod den jungen Prinzen seinem irdischen Leben. Fern von der geliebten Gemahlin, deren aufopfernde Sorge Er nicht persönlich theilen konnte, in einer Zeit, in der Er selbst bereit war, sein Leben für unseres Volkes Glück und Ehre einzusetzen, trug der Kronprinz, gestärkt durch seine tiefe religiöse Anschauung, den schweren Verlust in bewunderswerther Fassung.

Ihre Majestät die Königin Augusta eilte zu ihrem Sohne, um ihn, wenn auch nur auf wenige Stunden, zu sehen und mit ihrem Troste zur Seite zu stehen. Ihr Eintreffen in Neiße erfolgte am 19. Juni, und die Officiere des Stabes hatten die Ehre, der hohen Frau vorgestellt zu werden. Ihr stets Alles umfassendes Interesse hatte Sie auch bewogen, sich in letzter Zeit genau über diejenigen Männer zu unterrichten, welche bei der Bildung des Hauptquartiers zur näheren Umgebung des Kronprinzen gehörten, und so vermochte Sie es fast bei einem Jeden von uns, in ihren Gesprächen auf Beziehungen des Einzelnen einzugehen. Begleitet war Ihre Majestät von der Fürstin Anton Radziwill, der sie Gelegenheit bieten wollte, ihren Gatten, welcher sich im Generalstabe des Gardecorps befand, vor Beginn der Kämpfe noch einmal zu sehen.

Im Uebrigen nahm seit unserem Eintreffen in Neiße unsere Beschäftigung einen wesentlich anderen Charakter an, als sie in Fürstenstein gehabt hatte. Hier lagen wir nun inmitten des Gebietes, auf welchem wir uns bei einem Vorstoß der Oesterreicher zu schlagen beabsichtigten und auch inmitten der Truppen, welche bestimmt waren, diesen Kampf durchzuführen. Die Bureau-Arbeiten durften im Laufe des Tages nur wenige Stunden in Anspruch nehmen, da es galt, im Gelände selbst sich zunächst gründlich zu orientiren. So wurde auch tags über nur Dasjenige bearbeitet, was einer augenblicklichen Erledigung bedurfte, während für alle mehr vorbereitenden Arbeiten die Nächte benutzt werden mußten.

Die Gegend um Neiße war uns fast Allen vollständig unbekannt. Um so sorgfältiger mußte die Erkundung derselben ausgeführt werden; vor Allem galt es dabei, die Stellungen zu bestimmen, in welcher wir bei der vorausgesetzten Ueberlegenheit des Gegners am günstigsten seinem etwaigen Vorstoß zu begegnen vermochten. Auch der Kronprinz war persönlich in dieser Richtung unausgesetzt thätig; oft wurden die Pferde schon in der Nacht nach weit entlegenen Punkten vorausgeschickt, die wir dann zu Wagen erreichten, und von denen aus das Gelände zu Pferde durchstreift wurde. Hierzu traten noch die Besichtigungen der Vorposten-Aufstellungen, welche südlich der Neiße auf den ins österreichische Gebiet führenden Wegen von den verschiedenen vorgeschobenen Detachements eingenommen waren, sowie die Besichtigung der Festung Neiße und aller derjenigen Truppentheile, welche in erreichbarer Nähe Unterkunft ge-

funden hatten oder bei ihren Märschen die Umgegend von Neiße berührten. Während dieser Ausflüge blieb meistens abwechselnd der Chef des Generalstabes oder der Oberquartiermeister mit einigen Officieren des Stabes in Neiße, um unvorhergesehene Angelegenheiten sofort erledigen zu können. Regelmäßige Vorträge beim Kronprinzen fanden gewöhnlich des Nachmittags statt, und außer den obengenannten beiden Generalen nahmen an denselben diejenigen Officiere Theil, welchen die Bearbeitung der gerade zum Vortrage gelangenden Angelegenheiten zufiel.

Als am 20. Juni der Befehl einging: am nächsten Morgen die Erklärung über den Kriegszustand an die österreichischen Vorposten abzugeben, sagte General Blumenthal im Bureau: „Jetzt dürfte es an der Zeit sein, daß der Kronprinz einen Armeebefehl erläßt", und forderte einige Herren, die augenblicklich nicht beschäftigt waren, auf, einen solchen zu entwerfen. Nachdem dies geschehen, wurden die einzelnen Arbeiten vorgelesen. Zufällig trat der Kronprinz dabei in unser großes Arbeitszimmer und hörte einige Augenblicke zu, ein Lächeln flog über seine Züge, die Fortsetzung aber unterbrach er mit den Worten: „Gebt mir mal Eure Stilübungen her," und ging, nachdem er dieselben zusammengerafft und unter den Arm genommen hatte, mit Mischke in sein Zimmer. Für Ihn war es ja feststehend, daß Er in diesem gewichtigen Augenblick nur aus sich allein heraus zu der Truppe Dasjenige zu sagen vermochte, was ihn ganz erfüllte. Und so währte es auch nicht lange, als Mischke wieder zu uns kam, in der Hand den Armeebefehl, welchen der Kronprinz selbst entworfen hatte und der nunmehr sofort vervielfältigt und an demselben Tage auch ausgegeben wurde.

Dieser lautete:

Armeebefehl.

Neiße, den 20. Juni.

„Soldaten der zweiten Armee! Ihr habt die Worte unseres Königs und Kriegsherrn vernommen! Die Bemühungen Sr. Majestät, dem Lande den Frieden zu erhalten, waren vergeblich. Mit schwerem Herzen, aber stark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit seiner Armee, ist der König entschlossen, zu kämpfen für die Ehre und Unabhängigkeit Preußens, wie für die machtvolle Neugestaltung Deutschlands. Durch die Gnade und das Vertrauen Meines Königlichen Vaters an Eure Spitze gestellt, bin Ich stolz darauf, als der erste Diener Unseres Königs mit Euch Gut und Blut einzusetzen für die heiligsten Güter Unseres Vaterlandes. Soldaten! Zum ersten Male seit über 50 Jahren steht Unserem Heer ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf Eure Kräfte, auf unsere bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, es gilt denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug. Und nun vorwärts mit der alten preußischen Losung: Mit Gott für König und Vaterland! gez. Friedrich Wilhelm."

Im Uebrigen war es eine Zeit größter Spannung, die wir hier in Neiße durchlebten. Zunächst stets in der Erwartung, daß die Oesterreicher, deren Vorposten an der Grenze den unsrigen gegenüberstanden, die Offensive gegen uns ergreifen würden. Für diesen Fall war, wie bereits hervorgehoben

wurde, die Absicht bei uns vorherrschend, ihnen mit den eigenen Kräften der II. Armee entgegen zu treten, eine Absicht, die sich schon in dem Antrage des Kronprinzen bezüglich des Marsches der Armee an die Neiße bekundete. An Drang nach Thaten fehlte es daher nicht, und es kann mithin nicht verwundern, daß die durch die allgemeine Lage bedingte Verzögerung der Operationen eine gewisse Ungeduld hervorrief. Mit um so größerer Freude wurden daher auch die Befehle Sr. Majestät begrüßt, welche alle noch bestehende Ungewißheit lösten, zunächst die Erklärung des Kriegszustandes, dann die Ordre zum Einmarsch in Böhmen.

Allerdings mußte dabei der Weg, den wir vor Kurzem erst in östlicher Richtung verfolgt hatten, nunmehr zum Theil wieder in westlicher Richtung zurückgelegt werden. Wir vermochten in unserem Stabe die Gründe hierfür vollständig zu übersehen, aber in der Truppe mag doch Mancher in jener Zeit etwas den Kopf geschüttelt haben, über dieses Hin- und Herziehen, und dies um so mehr, als eine außergewöhnliche Hitze eingetreten war, welche die Märsche oft recht anstrengend gestaltete. Immerhin hörte man aber auch aus der Truppe die Aeußerung: „Wir verstehen es zwar nicht — aber es wird doch nöthig sein.“ Es gehört in solchen Fällen eben das volle Vertrauen zur obersten Leitung dazu, um mit Zuversicht der Zukunft entgegen sehen zu können.

In umfassender Weise waren Stäbe wie Truppen vom Großen Generalstabe mit allem Hülfsmaterial versehen worden, welches irgend wie von Nutzen sein konnte. Ein äußerst reiches und vortreffliches Kartenmaterial, nicht nur von unseren Provinzen, sondern auch von den anstoßenden österreichischen Kronländern, stand uns in vielen Tausenden von Exemplaren zur Verfügung. Dasselbe wurde ergänzt durch genaue Beschreibungen, sowie geographische und statistische Notizen, welche sich sogar eingehend über jeden Weg durch die vor uns liegenden Gebirge ausließen. Als besonderer Kenner dieses Berglandes trat zu uns der Präsident Graf von Schweidnitz aus Posen, welcher das Hauptquartier begleitete, bis die Armee die Berge durchschritten hatte und an der Elbe in Böhmen angelangt war. Ferner waren übersichtliche Zusammenstellungen über Alles, was zur Kenntniß der österreichischen Armee beitragen konnte, ausgearbeitet worden und gedruckt in kleinen Heften uns zugegangen; selbst eine Charakteristik ihrer Generale, welche sich in den höheren Stellungen befanden, fehlte nicht. Man ersieht daraus, in welcher umfassenden Weise der Große Generalstab schon damals diesem Theile der Vorbereitung für einen möglichen Kriegsfall seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit gewidmet hatte. Glücklicher Weise ließen uns die diplomatischen Verhandlungen vollauf Zeit, dieses so äußerst werthvolle Material gründlich zu studieren, wenn auch manche nächtliche Stunde darauf verwandt werden mußte.

Von Einzelheiten in dieser Periode sei noch Folgendes erwähnt.

Bereits am Tage unseres Einrückens in Neiße fand in unseren Räumen eine kleine Alarmirung statt, indem ein dicht hinter der Kriegsschule befindliches Brodmagazin in Flammen aufging. Am folgenden Tage wurden wir wiederum durch Alarmsignale gestört, welche sich weithin über die Cantonnements und Biwaks der Truppen ausbreiteten. Der Kronprinz mit fast

dem ganzen Stabe begab sich zu Pferde durch Neiße zu der Avantgarde, da von dieser verschiedene Meldungen eingingen, daß die Oesterreicher im Anmarsch wären. Nur Stosch und ich blieben zu Hause und ließen uns in unseren Arbeiten nicht stören, da nach unserer Ansicht die Meldungen falsch sein mußten. So weit wir die Bewegungen des Gegners zu übersehen vermochten, konnte es sich nur um ganz kleine Detachements desselben handeln. Aber auch letzteres war nicht der Fall. Kleine Gruppen von Landarbeitern hatten beim Mähen ihre Jacken ausgezogen, ihre weißen Hemden waren von Weitem für österreichische Uniformen gehalten worden, ihre Sensen, in den Strahlen der Sonne aufleuchtend, für Gewehre. Derartige Täuschungen kommen, namentlich beim Beginn eines Feldzuges, in Folge der allgemeinen Aufregungen häufig vor. Da fällt der Blick bei Veränderungen in der Beleuchtung plötzlich auf einen in weiter Entfernung erst jetzt bemerkbar werdenden dunklen Strich, der sich in der Phantasie zu einer marschirenden Colonne gestaltet, während dies nur eine Hecke ist; jedes Gepolter und wenn es auch nur durch die Hufschläge von einem Pferde gegen die Thüre einer in der Nähe befindlichen Scheune herrührt, wird für einen Kanonenschuß gehalten. Die Zahl der Sinnestäuschungen gerade in diesem Stadium eines Krieges ist eine ungemein große, indes verliert sich die Aufregung späterhin, macht aber dann öfter einer gewissen Sorglosigkeit Platz, die unter Umständen recht schlimme Früchte tragen kann.

Auch unter den Landesbewohnern zeitigt die Erregung, in Folge der Gefahren, die auch ihnen drohen, insbesondere in den Grenzdistricten übertriebene Gerüchte in manchmal kaum glaublicher Weise; andere Nachrichten dagegen tauchen in Folge ihrer Beziehungen zu der jenseits der Grenze ansässigen Bewohnerschaft auf, welche schon ernster genommen werden müssen und einer gründlichen Untersuchung bedürfen. So war, als unser Hauptquartier nach Schloß Camenz kam, überall das Gerücht verbreitet, daß die Oesterreicher an der hier ziemlich nahen Grenze Truppen zusammengezogen hätten und einen Ueberfall beabsichtigten. Das Zusammenziehen eines stärkeren Detachements des Gegners in jener Gegend war keineswegs unmöglich, ein geplanter Ueberfall des Hauptquartiers in Folge der Nähe unserer Truppen dagegen sehr wenig wahrscheinlich, als besondere Uebertreibung aber erschien dabei die mehrfach eingehende Mittheilung, daß die Mannschaften jenes angeblichen Detachements zur Ausführung des Ueberfalles sämmtlich mit Blendlaternen versehen worden wären.

Immerhin veranlaßte die Möglichkeit der Versammlung eines feindlichen Detachements, welches bei der so großen Nähe des Hauptquartiers durch Patrouillen hätte Störungen hervorrufen können, daß einige von unseren Officieren zur Erkundigung vorgeschickt wurden. Diese entdeckten allerdings von der Anwesenheit österreichischer Truppen nichts, aber sie stellten doch fest, daß sich zwischen uns und der Grenze auch keine preußischen Truppen befanden, wie wir dies nach den eingereichten Marschübersichten der einzelnen Corps angenommen hatten. Nun herrschte am Tage wie in der folgenden Nacht ein Ungewitter, mächtige Wolkenzüge sendeten unablässig ihre gewaltigen

Wassermassen herab; wir hatten bei unserem Marsche gesehen, wie sich die Colonnen des V. Armeecorps nur mit der allergrößesten Anstrengung in den völlig aufgeweichten Wegen fort bewegten, dabei hinderte Wolken und Regen jede Fernsicht; es erschien daher fraglich, ob jene Marschcolonnen ihr Ziel auch wirklich erreichen würden. So mußte nunmehr Hauptmann von Rauch mit der Infanterie und Cavallerie unserer Stabswache kleine Feldwachen auf den verschiedenen Wegen vorschieben und während des Sturmes in der Nacht selbst unablässig patrouilliren .... Da — am anderen Morgen, als die Sonne wieder die gesammte Gegend in vollem Lichte beschien, entdeckten wir von der schönen Terrasse des prächtigen Schlosses, von der man eine herrliche Aussicht genießt, daß diese Vorsichtsmaßregeln völlig überflüssig gewesen waren, denn zwischen uns und der Grenze sahen wir nunmehr das Biwak eines großen Theiles des V. Armeecorps. Bei dem Generalcommando dieses Corps waren nämlich auch im Laufe des Nachmittags die Nachrichten von der Ansammlung der Oesterreicher eingegangen und hatten dasselbe veranlaßt, nachdem unsere recognoscirenden Officiere zurückgekehrt waren, eine stärkere Abtheilung dorthin vorzuschieben, wovon wir keine Kenntniß erhielten, so daß unsere Mannschaften vergeblich die Nacht sich abgemüht hatten und ebenso unsere Pferde dieselbe unter dem Sattel oder angespannt vor unseren Wagen unnütz zubringen mußten.

Das Obercommando hatte selbstverständlich das lebhafteste Interesse daran, daß der Rechtsabmarsch unserer Armee hinter der Grafschaft Glatz fort und theilweise durch dieselbe den Oesterreichern nicht zur Kenntniß gelangte oder daß diese wenigstens so spät als möglich etwas davon erfuhren. Die sich beim Einrücken in Böhmen abspielenden Ereignisse ließen auch vermuthen, daß dieser Wunsch theilweise in Erfüllung gegangen ist. Aber man kann bei derartigen Vorgängen nicht vorsichtig genug sein! Ein oder zwei Jahre nach dem Kriege lasen wir zu unserer größten Ueberraschung in der officiellen Bearbeitung desselben durch den österreichischen General-Quartiermeisterstab einige der während des Aufenthaltes an der Neiße zwischen unseren Commandos gewechselte Telegramme und erfuhren, daß diese schon unmittelbar nach ihrer Absendung bereits damals den Oesterreichern bekannt gewesen waren. Unsere Vermuthung ging darauf hinaus, daß in den Wäldern durch Ableitung diese Kenntniß herbeigeführt sein konnte.

Mehrfach wurden uns auch in dieser Zeit Leute zugeführt, welche im Verdacht standen, Spionage zu treiben, doch stellten sich diese Sistirungen stets als Mißgriffe heraus, herbeigeführt allerdings durch große Unvorsichtigkeit der Betreffenden. Unter diesen war auch ein Herr, welcher sich als englischer Officier entpuppte, der in Civilkleidern als Correspondent einer englischen Zeitung die Gegend um Neiße durchstreifte; er fand bei uns nach Feststellung seiner Persönlichkeit eine höfliche Aufnahme, auch lud der Kronprinz ihn zur Mittagstafel ein.

Seitdem wir Schloß Fürstenstein verlassen hatten, waren sämmtliche Officiere und höheren Beamte des Stabes stets Gäste des Kronprinzen bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, deren einmal festgesetzte Zeiteintheilung, so weit

die Verhältnisse es gestatteten, innegehalten wurden. Dies blieb bis zur Beendigung des Feldzuges, und der besonderen Umsicht des als Hofmarschall functionirenden persönlichen Adjutanten, Premierleutnant Grafen von Eulenburg, war es zu danken, daß für unser leibliches Wohl in ausgiebigster Weise während des ganzen Krieges gesorgt wurde. Bei dem schnellen Verlauf der Operationen hatte die Beschaffung der Lebensmittel nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden, um so mehr als die Zahl der Tischgenossen sich häufig durch Theilnahme von eingetroffenen Ordonnanzofficieren und anderen Passanten plötzlich in unerwarteter Weise vermehrte. Das leutselige Wesen des Kronprinzen, welcher stets unseren Mahlzeiten beiwohnte, gab diesen Vereinigungen einen besonderen Reiz. Das gesammte Feldservice war von Silber, dem jedenfalls eine größere Dauerhaftigkeit innewohnte, als wenn es von Porzellan gewesen wäre; Tassen und Gläser ersetzten ebenfalls silberne Becher.

Am 25. Juni hatte uns unser Ritt bei herrlichem Wetter über das Gebirge von Camenz nach Schloß Eggersdorf, dem Grafen Magnis gehörig, geführt. Der Weg durch die wundervolle Gebirgslandschaft ließ uns die Schönheiten derselben im vollsten Maße genießen. Eggersdorf selbst war stark mit Truppen überlegt; hier stieß auch Colonel Walker zu uns, während der Erbprinz von Hohenzollern und Fürst Pleß bereits in Neiße, Fürst Wied in Camenz bei uns eingetroffen waren. Die Liebenswürdigkeit des Grafen Magnis und seiner Familie ließen uns den letzten Abend, den wir auf heimathlichem Boden verbringen sollten, in einer sehr wohlthuenden Weise verleben, aber auch mancher ernste Gedanke tauchte auf in Hinblick darauf, daß wir am kommenden Morgen den ersten Schritt in Feindesland thun würden. Bis dahin war es nur zu einzelnen kleinen Patrouillen-Zusammenstößen gekommen, eine schwierige Operation mit voraussichtlich sehr ernsten Kämpfen stand uns nunmehr bevor!

Am 25. Juni Abends war die allgemeine Lage folgende:

Die Elb- und I. Armee befanden sich bereits in Böhmen im Vorrücken gegen die Iser, an welcher ihnen nur das I. österreichische und das königlich sächsische Armeecorps gegenüber standen.

Von unserer, der schlesischen Armee, waren die zunächst zum Einrücken bestimmten Armeecorps bis nahe an die böhmische Grenze gelangt: Auf dem rechten Flügel das I. Corps und die Cavalleriedivision zwischen Liebau, Schömberg und Waldenburg, in der Mitte die Garde bei Wünschelberg und Neurode, während der linke Flügel, das V. Corps, Rückerts und Glatz erreichte; ein jedes dieser Corps hatte somit eine der großen Straßen zum Vormarsch zur Verfügung, welche über die Gebirge in Feindesland führten.

Das VI. Armeecorps befand sich zur Zeit noch um Patschkau. Wir wissen, daß es, zum Schutze Schlesiens bestimmt, zunächst noch bei Neiße hatte verbleiben sollen, daß aber der Vorschlag des Kronprinzen vom 22. Juni, dasselbe nach der Grafschaft Glatz heranzuziehen, als zweckmäßig anerkannt und die weitere Verfügung über dieses Corps ganz seinem Entschlusse überlassen worden war. In Folge dessen erhielt das Corps die Weisung, den

Rechtsabmarsch in die Grafschaft Glatz weiter fortzusetzen. Diese Maßregel erwies sich späterhin als besonders nutzbringend. Denn hierdurch wurde es nicht nur angängig, dem General von Steinmetz in seinen schweren Kämpfen bereits am 28. Juni eine wesentliche Unterstützung durch eine verstärkte Brigade des VI. Corps zukommen zu lassen, sondern es wurde auch die rechtzeitige Verwendung des gesammten Armeecorps am entscheidenden Tage auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ermöglicht.

Von dem vor uns befindlichen Gegner wußten wir mit Bestimmtheit nur, daß derselbe die Grenze mit Cavallerie beobachtete, hinter welcher sich einige kleinere Infanterie-Abtheilungen befanden, alles Uebrige beruhte meist nur auf Combinationen. Aus diesen ergab sich allerdings ein Anhalt, welcher die Wahrscheinlichkeit in sich schloß, daß unsere Aufgabe, das Gebirge in der nur möglichen Theilung in einzelne Colonnen zu durchschreiten und die Vereinigung mit den anderen Armeen in Richtung auf Gitschin zu suchen, sich zu einer sehr schwierigen gestalten konnte.

Am 11. Juni war in Berlin die Ordre de bataille der österreichischen Armee zur Kenntniß gelangt, mit ihr die Versammlungspunkte der einzelnen Heereskörper. Man wußte nunmehr mit Bestimmtheit, daß diese Versammlung nicht, wie bis dahin angenommen, mit den Hauptkräften in Böhmen und nur in Mähren mit einem Corps erfolgt war, sondern daß gerade umgekehrt der Aufmarsch mit sechs Corps in Mähren stattgefunden hatte, während sich nur ein Corps in Böhmen befand, zu welchem die Sachsen zu stoßen vermochten. Weiterhin erhielt man bis zum 19. Juni einige Andeutungen, welche auf stattfindende Bewegungen innerhalb des Gros der österreichischen Armee schließen ließen und auf die Absicht eines bevorstehenden Abmarsches aus Mähren deuteten. Aber noch am 24. schrieb General von Moltke an Blumenthal: „Mit den Nachrichten steht es trotz aller Mühe schlecht. Bestätigt sich, daß die Oesterreicher sich bei Jung-Bunzlau concentriren, so wäre die Vereinigung unserer Armee gesichert, wenn von beiden Seiten rasch vorgegangen wird!"

Inzwischen hatte man in unserem Hauptquartier jedoch die Ansicht gewonnen, daß die gesammte österreichische Hauptarmee ihren Marsch nach Böhmen angetreten habe; mit ziemlicher Bestimmtheit glaubte man, den 18. Juni als den Tag annehmen zu können, an welchem diese Bewegung begann. Da man nun den bisherigen Standpunkt der Oesterreicher genau kannte, auch das Wegenetz, welches von dort nach Böhmen führte, vollständig zu übersehen vermochte, so war es nicht schwer, unter Festhaltung der Durchschnittsleistung in den Märschen größerer Heerestheile ein Marschtableau zu entwerfen, welches, wenn es auch auf völlige Uebereinstimmung mit den österreichischer Seits thatsächlich erfolgenden Bewegungen keinen Anspruch erheben konnte, doch immerhin einen werthvollen Anhalt zur Beurtheilung der Lage zu bieten vermochte. Wohl konnte der Zeitpunkt des Aufbruches um ein oder zwei Tage falsch angenommen sein, ebenso die Märsche, namentlich durch Einlegen von mehr oder wenigeren Ruhetagen oder durch größere oder geringere Bemessung ihrer Länge nicht völlig stimmen, auch der Bahntransport verschiedene Leistungen aufweisen; jedenfalls blieb aber im Allgemeinen als Er-

gebniß fest stehen, daß in den Tagen, in welchem wir das Gebirge durchschreiten und in das Elbthal hinabsteigen wollten, sich recht beträchtliche Massen der Oesterreicher in unserer unmittelbaren Nähe befinden konnten. Ob diese dann bereits so weit vorgeschritten waren, daß sie den Austritt aus dem Gebirge schon unseren vereinzelten Colonnen zu verwehren vermochten, oder ob wir hoffen durften, diesen Austritt noch ohne Kampf zu bewerkstelligen, dann aber sich größere Massen des Feindes der Fortsetzung unseres Marsches entgegenstellen würden, alles Dies ließ sich mit Bestimmtheit nicht übersehen, wohl aber mußte man sich auf diese Fälle vorbereiten. Die Anordnungen wurden daher so getroffen, daß wir, um dem Schwierigsten gewachsen zu sein, zunächst damit rechneten, daß der Feind uns überhaupt den Austritt aus dem Gebirge versperrte.

War nun der Gegner in seinem Vormarsch jedoch bereits so weit gelangt, daß er seine Hauptkräfte gegen uns zu vereinigen vermochte, so war der Kampf, um so mehr da der Mannschaftsstand der österreichischen Corps ein höherer war, als bei den unsrigen, gegen eine beträchtliche Ueberlegenheit zu führen, ohne daß bei dem noch sehr großen Abstande von der unter Prinz Friedrich Carl heranrückenden Elb- und I. Armee auf irgend welche Unterstützung gerechnet werden konnte. Es war daher nicht ausgeschlossen, daß wir in das Gebirge zurückgeworfen wurden und somit unsere Operation gleich beim Betreten des feindlichen Gebietes scheiterte. Hierauf mußten wir es nun ankommen lassen. Jedenfalls war man in unserem Obercommando durchdrungen von der Ueberzeugung, wo wir auf den Feind stoßen würden, denselben auch ohne Rücksicht auf eine etwaige Ueberlegenheit mit aller Kraft zu bekämpfen. Man sagte sich nämlich: Je mehr feindliche Kräfte wir auf uns ziehen, desto leichter und schneller wird das Vorgehen der beiden anderen Armeen erfolgen. Die Richtung ihres Anmarsches mußte sie aber nach Ueberwältigung des Widerstandes untergeordneter Kräfte in Flanke und Rücken der mit uns ringenden feindlichen Corps führen, so daß dadurch sogar der Rückzug der österreichischen Hauptarmee in Frage gestellt werden konnte.

Daß die Aufgabe der schlesischen Armee unter den obwaltenden Umständen im großen Hauptquartier Sr. Majestät des Königs ebenfalls als eine recht schwierige angesehen wurde, geht auch aus zwei Schreiben des Generals von Moltke hervor.

In dem ersten, an den im Stabe des Prinzen Friedrich Carl befindlichen General von Stülpnagel unter dem 23. Juni gerichteten Briefe heißt es:

„. . . Nicht bloß das I. Corps, sondern die ganze II. Armee rückt auf Arnau vor, so daß sie einen erheblichen, ich fürchte sogar allzu großen Theil der feindlichen Streitkräfte auf sich ziehen wird. Nur ein kräftiges Vorgehen der I. Armee kann die Zweite degagiren.“

Und ferner finden sich in einem Schreiben an General von Blumenthal aus Berlin vom 24. Juni die Sätze:

„. . . Das V. Corps hat dort (bei Nachod) eine schwere Aufgabe: die Flankendeckung der ganzen Armee. Es kann leicht kommen, daß General Steinmetz nördlich auf Braunau ausweichen muß. Das Gardecorps muß die Aufnahme sichern; sorgen Sie nur für die richtige und correcte Führung.“

Die im ersteren Schreiben befindlichen Worte „allzu großer Theil“ waren wohl wesentlich aus dem Grunde gewählt, um die I. Armee zu einem schnelleren Vorgehen zu veranlassen.

26. Juni.

Nach den Befehlen des Kronprinzen sollte am heutigen Tage das I. Armeecorps noch um Liebau und Schömberg verbleiben, das V. Corps sich mit dem Gros der Grenze nähern und eine Avantgarde über dieselbe gegen Nachod vorschieben, während in der Mitte das bisher noch in Folge der Grenzgestaltung zurück befindliche Gardecorps nunmehr in das Gebiet von Braunau in Böhmen einzurücken und je eine Division auf den beiden nach Trautenau und Nachod führenden Straßen vorzuschieben hatte, wodurch der Raum zwischen beiden Flügeln ausgefüllt wurde und diese Divisionen zur Unterstützung des I. bezw. V. Corps bei deren weiterem Vorgehen bereit waren.

Der Kronprinz hatte beschlossen, den Vormarsch des Gardecorps zu begleiten. Früh von Eggersdorf aufbrechend, stießen wir auf der Straße Neurode-Braunau bald auf die Marschcolonne der 1. Garde-Infanteriedivision. Lauter Jubel begrüßte aus allen Reihen den hohen Herrn; besonders war dies der Fall, als der schwarzgelbe Grenzpfahl mit dem österreichischen Doppeladler uns erkennen ließ, daß wir das feindliche Gebiet betraten. Erhebend war es, zu sehen, wie innig die Freude von Officieren und Mannschaften aus allen Gesichtern strahlte, als sie in der großen Suite, welche an ihrer Seite vorbeiritt, den geliebten Kronprinzen erkannten, den sie mit ihren Zurufen begrüßten. Ununterbrochen begleiteten uns Hurrahrufe, sowie der Gesang patriotischer Lieder während des ganzen Rittes. Die Haltung der Truppen war eine vorzügliche, was um so mehr anzuerkennen war, als die große Hitze den Marsch zu einem sehr anstrengenden machte. Dabei war die ganze Adjustirung in einem so vortrefflichen Zustande, daß man eigentlich den Eindruck hatte: die Bataillone rückten zur großen Parade auf dem Tempelhofer Felde aus; nur die ihnen unmittelbar folgenden Patronen- und Sanitätswagen und die größere Zahl der Handpferde deuteten darauf, daß dieser Marsch doch einem anderen Zwecke diente.

Braunau betrat der Kronprinz an der Spitze der Gardefüsiliere. Hier kam für den heutigen Tag das Hauptquartier zu liegen. Zunächst ritt der hohe Herr jedoch noch über die Stadt hinaus, um einen Eindruck von dem vorliegenden Gelände zu gewinnen und die vom Garde-Grenadierregiment Königin bezogene Vorpostenaufstellung zu besichtigen. Auf dem Wege dorthin stießen wir auf drei Mann vom 3. Garde-Ulanenregiment, welche einen Wagen begleiteten, auf dem ein schwer verwundeter österreichischer Dragoner sich befand. Es hatte kurz vorher ein kleiner Patrouillenzusammenstoß stattgefunden, wobei letzterer in Gefangenschaft gefallen war; auch einer der Garde-Ulanen war verwundet. Der Kronprinz ließ sich in ein Gespräch mit diesen Leuten ein, und schon hierbei zeigte sich der innige Antheil, welchen er an Jedem, der sein Blut vergoß, nahm. Als er später nach Braunau zurückkehrte, sandte er sofort seinen Leibarzt in das Lazareth, in welchem die Verwundeten untergebracht waren, um über deren Zustand Bericht zu erhalten.

Hier auf der Chaussee beschenkte er den Garde-Ulanen noch reichlich, indem er ihm dabei sagte: „Sie sind unser erster Verwundeter!"

Da die Vorposten noch über eine Meile südlich Braunau auf der Straße nach Nachod standen, setzte der Kronprinz nur in Begleitung von einigen Officieren den Weg dorthin fort, uns Uebrige aber schickte er nach Braunau zurück, um die erforderlichen Bureauarbeiten zu erledigen.

Die Haltung der Bewohnerschaft erwies sich als eine würdige; dabei kam jedoch nirgends eine uns besonders feindliche Gesinnung zum Ausdruck. Auf dem Lande dagegen fanden wir in den Dörfern, welche wir durchschritten, vielfach die Einwohner geflüchtet.

In der Stadt selbst war inzwischen das 2. Bataillon des 1. Garderegiments zu Fuß eingetroffen. Der Kronprinz verweilte nach seiner Rückkehr noch längere Zeit inmitten desselben, ließ sich dann Vortrag halten und erwiderte den Besuch des Abtes vom dortigen Benedictinerkloster, wobei sich noch Gelegenheit fand, einen Blick in die schöne Kirche desselben zu werfen.

Gegen Abend ging Meldung ein, daß die Avantgarde des V. Armeecorps nach einem kurzen Gefecht sich in den Besitz von Nachod gesetzt habe. Der Gegner hatte nur eine kleine Infanterieabtheilung, sowie etwa zwei Escadron und zwei Geschütze gezeigt.

Vom VI. Armeecorps erfuhren wir, daß es am heutigen Tage, wie befohlen, Glatz und Landeck erreicht hatte. Die Meldung, daß österreichische Abtheilungen in die Südspitze der Grafschaft Glatz eingedrungen waren, hatte das Vorschieben des Corps in dieser Richtung veranlaßt. Die von ihr zunächst befindliche Infanteriebrigade Hoffmann mit dem Dragonerregiment Nr. 8 und zwei Batterien waren auf Befehl des Kronprinzen dem General von Steinmetz vorübergehend zugetheilt worden, um dem V. Corps bei seinem weiteren Vormarsch Flanke und Rücken zu decken; sie traf am Abend des 26. in Alt-Heyde und Neu-Wilmsdorf ein.

27. Juni.

Treffen von Nachod. Bereits mehrere Tage zuvor war in unserem Hauptquartier ein Marschtableau in großen Zügen als allgemeiner Anhalt für den Einmarsch in Böhmen und die Fortsetzung dieser Bewegung in Richtung auf Gitschin vorläufig bis an die Elbe entworfen worden. Nach demselben sollten am 27. Juni das I. Corps Trautenau, die Garde Eypel und Kosteletz, sämmtlich Orte, welche am Fuße des Gebirges liegen, erreichen, während dem V. Corps aufgegeben war, bei Nachod aus dem Gebirge zu treten. Am 28. Juni hatte man die Vereinigung dieser drei Corps an der oberen Elbe bei Arnau, Königinhof und Gradlitz in Aussicht genommen. In wie weit diese Märsche zur Durchführung gelangten, hing lediglich von der Einwirkung des Gegners ab.

Da die Bewegungen am 26. ungestört sich vollzogen hatten, konnten auch für den 27. die oben erwähnten Marschziele aufrecht erhalten werden.

Bei Erreichung derselben erschien es am Wahrscheinlichsten, daß zunächst das V. Corps mit dem Feinde in Berührung treten würde. Denn nach der Vorstellung, welche sich bei uns durch Berechnung der österreichischen Be-

wegungen gebildet hatte, mußten die Marschcolonnen des feindlichen rechten Flügels, von Südosten kommend, die Richtung auf die an der Elbe liegende Festung Josefstadt nehmen. Diese Colonne konnte man auf zwei bis drei Armeecorps schätzen, ihre Marschrichtung mußte, wenigstens theilweise, unweit des aus dem Gebirge heraustretenden V. Armeecorps vorbeiführen. Hatte der Feind Kenntniß von dem Marsche unserer Armee oder wenigstens eines Theiles derselben erhalten, so konnte man voraussetzen, daß er uns mit starken Kräften entgegentreten und sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen würde, diese gegen die einzelnen Colonnen zu verwenden, in denen wir nur das Gebirge zu durchschreiten vermochten. Dem V. Armeecorps stand dann eine schwere Aufgabe bevor. In wie weit unsere rechte Flügelcolonne, das I. Armeecorps und die Cavalleriedivision, beim Marsche auf Trautenau in Berührung mit dem Feinde kommen konnte, ließ sich mit Bestimmtheit nicht übersehen.

Unter diesen Umständen erachtete der Kronprinz es für geboten, sich dorthin zu begeben, wo die Aussicht auf eine ernste Entscheidung nahe lag. Es wurde daher am Morgen des 27. aufgebrochen und die Straße von Braunau auf Nachod eingeschlagen. Gleichzeitig wurden Major v. d. Burg und Hauptmann Mischke von unserem Stabe zum I. Armeecorps gesandt, um über etwaige Ereignisse bei demselben aus eigener Wahrnehmung berichten zu können. Das Gardecorps war auf Eypel dirigirt worden, wohin es den Marsch von Braunau und Umgegend auf zwei verschiedenen Straßen antrat, so daß je eine Division bei Nachod oder Trautenau, wenn an diesen Punkten eine Unterstützung erforderlich werden sollte, einzugreifen vermochten. Die Unterbringung des Hauptquartiers war vorläufig in Hronow, einer Ortschaft an der Straße Braunau—Nachod, in Aussicht genommen worden.

Auf unserem Ritte mußten wir bei der Marschcolonne der 2. Garde-Infanteriedivision vorbei, bei der wegen der überaus großen Hitze einige Truppentheile die Tornister auf Wagen mit sich führten. In Hronow erfuhren wir, daß General von Steinmetz bereits dieser Division die Mittheilung habe zukommen lassen: er wäre ohne Gefecht in den Besitz von Nachod gelangt und bedürfe ihrer Unterstützung für den heutigen Tag nicht. Die Gardedivision bog daher rechts in die Berge ab, um das ihr für diesen Fall gegebene Marschziel — Eypel — zu erreichen. Der Kronprinz ritt mit uns noch durch Hronow hindurch, um einen Einblick in das jenseitige Gelände zu gewinnen. Es kam dabei zur Erwägung, ob es jetzt nicht zweckmäßiger wäre, vom Ritt auf Nachod Abstand zu nehmen und in Hronow zu bleiben, wo man mit den beiden anderen Corps (Garde- und I.) die nähere Verbindung erhielt. Zu unserer Ueberraschung trafen wir hier einen Zug Dragoner vom VI. Armeecorps, welches sich noch auf weite Entfernung in der Grafschaft Glatz befand; derselbe sollte die Verbindung mit dem Gardecorps aufsuchen. Der Kronprinz befand sich noch im Gespräch mit dem Officier, der diesen Zug führte, als aus südlicher Richtung — also aus der Gegend um Nachod — einige Kanonenschüsse, deutlich vernehmbar, herüberschallten.

In Folge dessen schickte mich der Kronprinz nach einer Bergkuppe, welche über die nächsten Höhenzüge hervorragte, um zu sehen, ob man von dort aus

einen Ueberblick über das vorliegende Gelände gewinnen könnte. Der Ritt erforderte wegen der Entfernung und Steilheit der Berge einige Zeit. Während desselben verstärkte sich der Kanonendonner derartig, daß man auf ein ernstes Gefecht schließen konnte. Von der Kuppe selbst hatte man auch keine weitreichende Aussicht: höhere Berggruppen stiegen hinter derselben auf und beschränkten den Gesichtskreis. Als ich nach dem Südausgang von Hronow zurückgelangte, fand ich den Obercommandirenden nicht mehr vor, ebensowenig Jemanden vom Stabe: selbst meine Trainsoldaten waren, statt mich zu erwarten, gefolgt, da sie mein Wegreiten nicht bemerkt hatten. Dagegen standen jetzt, durch das Geschützfeuer herbeigelockt, verschiedene Gruppen von Landesbewohnern auf und neben der Straße. Bereitwillig erhielt ich von diesen auf meine Fragen Antwort. Der Kronprinz war mit seiner Suite von ihnen gesehen worden, wie er in langem Galopp die Richtung auf Nachod eingeschlagen hatte; ich beeilte mich daher, ihm zu folgen. Bald gelangte ich auch in die Nähe der Stadt. Auf den jenseits derselben befindlichen Höhen schien ein heftiges Gefecht zu wogen, starke Wolken von Pulverdampf lagerten über denselben, ununterbrochen schallte Schützenfeuer, gemischt mit Salven und Kanonenschlägen, welche in den Bergen donnerähnlich widerhallten, von dort herüber; auch markirten sich hoch in der Luft über dem Plateau springende Geschosse durch leichte hell gefärbte Wölkchen.

Der letzte Theil des von Norden nach Süden laufenden Weges führt auf dem Hange des Gebirges nach Nachod hinein, links begleitet ihn ein tief liegendes, schmales Wiesenthal, in welchem sich die Mettau schlängelt; jenseits desselben erheben sich die Höhen des Glatzer Gebirgslandes, auf denen sich hier in kurzem Abstande fast parallel mit dem Hronow-Nachodaweg die Grenze entlang zieht und aus welchen, tief eingeschnitten, von Osten her, die von Reinerz aus dem preußischen Gebiet kommende Chaussee die Mettau auf einer Brücke in unmittelbarer Nähe von Nachod überschreitet.

Starke Infanteriecolonnen und mehrere Batterien des V. Armeecorps quollen aus dem engen Defilé hervor und theilten sich, um gleichzeitig die zerstört gewesene, aber wieder hergestellte Chausseebrücke, sowie eine zweite, von Pionieren geschlagene Brücke über die Mettau zu benutzen. Die lauten Hurrahrufe, mit denen jede einzelne Abtheilung die Grenzpfähle begrüßte, schallten ununterbrochen von dort herüber. Vor mir war der Weg von zurückgeschickten Wagen der Avantgarde fast völlig verstopft. Da die Marschrichtung der rechten Flügelabtheilungen aus dem Thale nach der Hronow-Nachoder Straße auf diesen Theil der Straße wies, bemühte ich mich, vor ihrem Eintreffen die Straße frei zu machen, indem ich, wo es anging, die einzelnen Wagen Kehrt machen ließ und sie weiter zurückschickte, die anderen dagegen durch die sie begleitenden Mannschaften zur Seite beförderte.

Unmittelbar darauf konnte ich, da die Straße nunmehr für die Truppen frei war, welche zum Theil in aufgelöster Ordnung den steilen Hang, vom Wiesenthal zur Chaussee erkletterten, meinen Ritt fortsetzen. Wenige Schritte weiter fiel mir links des Weges an dem ersten Hause von Nachod ein todter österreichischer Infanterist, welcher in dem kurzen Gefecht der Avantgarde am

Abend vorher gefallen war, um so mehr auf, als er den im Todeskampf erstarrten Arm mit geballter Faust, wie drohend, uns entgegenstreckte.

In Nachod selbst traf ich auf dem Marktplatz die ersten Wagen mit Verwundeten, die dort abgeladen und in den Häusern untergebracht wurden, sowie bereits eine Anzahl gefangener Oesterreicher. Auch fand ich hier den jungen Fürsten Wied von unserem Stabe, und zwar zu Fuß. Bei dem eiligen Durchreiten des Kronprinzen durch die Stadt war bei dem auf dem Platze durch die zurückkommenden Wagen der Avantgarde und voreilenden Truppen und Munitionswagen entstandenen Gedränge sein Pferd gegen eine Wagendeichsel gerannt und todt hingestürzt. Da sich seine Handpferde noch nicht eingefunden hatten, befand er sich auf der Suche nach einem anderen Pferde. Glücklicher Weise trafen eben einige Dragoner mit Beutepferden ein, so daß sich der Fürst wieder beritten machen konnte. Während er noch die Bescheinigung für die Abgabe eines Pferdes für den Dragoner schrieb, setzte ich meinen Weg weiter fort. Massenhaft kamen hier Verwundete mir entgegen, namentlich auch Cavalleristen, unter ihnen eine beträchtliche Anzahl von Officieren — Dragoner und Ulanen —, welche, von den begleitenden Mannschaften unterstützt, sich theils nur noch mühsam auf ihren Pferden hielten, dazwischen Mannschaften, auf Tragen gebettet, verwundete sowie herrenlos gewordene Pferde, zurückeilende Munitionswagen und Transporte von Gefangenen. Da rechts und links der Straße durch die Beschaffenheit des Geländes kein Platz zum Ausweichen war, konnte man gegen diesen Strom nur mühsam vorwärts gelangen. In der Regel vertheilt sich auf dem Gefechtsfelde Alles, was aus dem Kampf zurückkommt, in größerer Breite; hier im Gebirge ging dies aber nicht an, und da nur eine Straße vorhanden war, mußte sich eben Alles auf dieser zusammendrängen. Auf der Thalsohle war ein mächtiges Verbandzelt aufgeschlagen, und unsere Sanitätsofficiere befanden sich bereits in voller Thätigkeit.

Hier machte ich eine angenehme Erfahrung über die Feuerfestigkeit meines Pferdes, einer Stute kaukasischer Rasse, welche zu den Pferden gehörte, die mir aus Warschau geschickt worden waren. Ich ritt sie heute zum ersten Male. Dicht jenseits des Chausseegrabens sah ich einen leicht verwundeten Infanteristen, der ein mächtiges Holzgefäß aus einer dort aus dem Gestein hervorsprudelnden Quelle mit Wasser füllte. Ich bat ihn, mir einen Schluck zu geben. Der Mann kam in Folge dessen durch den tief eingeschnittenen Chausseegraben zu mir und reichte mir das Gefäß, aus welchem ich trank, indem ich dabei die Zügel fallen ließ. In demselben Augenblicke schlug eine Granate neben uns in den Chausseegraben, bohrte sich tief in denselben ein und explodirte, eine trichterförmige Garbe von Erde, von Feuer und Dampf hoch in die Luft werfend, mit starkem Knall. Jedes andere Pferd hätte unter diesen Umständen wohl einen Satz gemacht, das meinige rührte nicht einen Fuß von der Stelle, sondern wandte nur ruhig den Kopf dorthin, wo die Explosion erfolgt war, so daß ich, im Trinken begriffen, nicht einen Tropfen Wasser vergoß.

Endlich gelangte ich in Fühlung mit unserem Stabe. Denn plötzlich entdeckte ich, nachdem ich durch Altstadt geritten war, in einiger Entfernung vor mir General von Stosch und Premierleutnant v. d. Hude unweit der Chaussee auf einem

sich dort abzweigenden Wege halten. Ersterer theilte mir mit, daß der Kronprinz im Eifer, möglichst schnell einen Ueberblick über den Stand des Gefechtes zu gewinnen, in mitten der Infanterie und abprotzenden Geschütze auf dem Hange des Plateaus, durch zurückjagende Dragoner und herrenlose Pferde arg ins Gedränge gekommen und, ausbiegend, an einem Wäldchen in Infanteriefeuer gerathen wäre. Augenblicklich befände er sich auf einer Höhe nahe bei Altstadt. Der General selbst war hierher geeilt, um die einzelnen Abtheilungen des Gros (die 10. Division) zu dirigiren, von welchem das Regiment 46 bereits im Vorgehen begriffen war. Ich konnte ihm sagen, daß auch das zweite Regiment der 19. Brigade, die Grenadiere Nr. 6, unmittelbar folgte, sowie daß nach meinen Erkundigungen auch die andere Brigade der 10. Division (die 20.) sich mit diesen in unmittelbarem Anschluß befände. Vergnügt lächelte der General und sagte: „Na, bis jetzt stand die Sache nicht besonders; jetzt aber wird es sich schon machen!"

Allerdings machte die Lage, soweit man sie von hier unten im Thale aus beurtheilen konnte, auch jetzt noch einen sehr ernsten Eindruck, und ein schnelles und energisches Eingreifen frischer Kräfte in das Gefecht schien dringend geboten, wenn es nicht einen unglücklichen Ausgang nehmen sollte. Bei Altstadt erweitert sich das Thal etwas, so daß es, von den Höhen eingerahmt, eine kesselartige Gestalt annimmt. Die Chaussee gabelt sich hier in zwei Theile: gerade aus führt sie nach Neustadt ziemlich steil und in Hohlwege eingeschnitten auf die Höhen der Branka und das Plateau von Wenzelsberg, welche sich wie ein Riegel vorlegen, und von denen aus das gesammte Defilée von Nachod und Altstadt in seiner ganzen Ausdehnung beherrscht wird; scharf rechts zweigt sich die Chaussee auf Skalitz ab und tritt, über den nördlichen Hang des Brankaberges ziehend, in das lang gestreckte Dorf Wisokow ein, dessen erste Gehöfte und Gärten hier die Aussicht begrenzen. Nördlich letzterwähnter Chaussee lehnen sich, oft steil abfallend, in verschiedene Gruppen gegliedert, die theilweis bewaldeten Berge an sie heran, während den östlichen Theil der Brankahöhe dichter Wald bestand und sich ihr weiterhin ebenfalls völlig bewaldete Berge anschlossen.

Oben auf den Höhen wogte heftiges Gefecht; es war klar, daß, wenn es den Oesterreichern gelang, unsere dort fechtenden Abtheilungen herunter zu drängen, der ganze Kessel von ihnen beherrscht wurde und die Entwicklung von Unterstützungen schwerlich sich ermöglichen ließ. Es kam daher Alles darauf an, daß unsere bereits oben befindlichen Truppen sich dort so lange hielten, bis die herbeieilenden Bataillone und Batterien das Gros in ausreichender Stärke den Hang erstiegen und festen Fuß auf dem Plateau gefaßt hatten. Aber bereits näherte sich das Gefecht, soweit sich dies aus dem aufsteigenden Pulverdampf von abgegebenen Salven erkennen ließ, an einzelnen Stellen in bedenklicher Weise dem Rande des Plateaus, und jetzt zeigten sich auch schon uns gegenüber ein paar Compagnien im Zurückgehen, welche, den Rand überschreitend, am Abhange Deckung suchten, dann aber wieder Front machten; gleichzeitig bemerkten wir auch weiter links zwei Batterien langsam im Schritt den Hang herunterkommend. Stosch schickte sofort Hude hin, den Batterien den Befehl zu über-

bringen, unverzüglich auf die Höhe zurückzukehren und, was auch eintreten möge, dieselbe nicht zu verlassen. Vor uns sahen wir das erste entwickelte Regiment des Gros bereits an verschiedenen Stellen im Aufstieg nach der Höhe, so daß dort wohl noch rechtzeitig Unterstützung, wenn solche erforderlich sein sollte, eintreten konnte. Hierüber beruhigt, wandten wir unsere Aufmerksamkeit den beiden Batterien zu, wobei wir Hude auf seinem Weg zu ihnen genau verfolgen konnten. Ehe dieser sie jedoch erreicht, sahen wir die Geschütze sich wieder bergauf wenden und über den Rand fort das Plateau erreichen, wo sie unseren Augen entschwanden. Jedenfalls hatte auch an dieser Stelle ein kurze Zeit währendes Zurückgehen unserer Truppen statt gefunden, was späterhin auch durch v. d. Hude bei seiner Rückkehr bestätigt wurde.

Sehr bald war zu bemerken, daß das Gefecht auf den Höhen wieder eine günstige Wendung nahm und unsere Truppen bereits im Vorschreiten waren, noch bevor größere Abtheilungen des Gros in dasselbe einzugreifen vermochten [1]).

Stosch hatte mich inzwischen über den bisherigen Gang des Gefechtes orientirt. Da das V. Armeecorps bei Nachod biwakiren sollte, waren die bereits am Abend vorher hier eingetroffenen Vortruppen bis auf die südlichen Höhen vorgeschoben, und die bereits bis dahin schon große Entfernung vom Gros war dadurch bis auf etwa 3 Meilen ausgedehnt worden. Der am heutigen Tage frühzeitig eingetroffene General von Steinmetz hatte, da die Meldungen nur über beobachtende feindliche Cavallerie berichteten, den Befehl für das im Anmarsch befindliche Corps zum Beziehen der Biwaks bereits erlassen, als die Vorhut auf den Bergen vom Feinde angegriffen wurde. Bei der Wichtigkeit, die Höhen zu behaupten, war die gesammte Avantgarde ins Gefecht geführt, auch die beim Gros befindliche Cavalleriebrigade Wnuck eiligst hervorgeholt worden, so daß es bisher der Avantgarde gelungen sei, sich gegen eine bedeutende Ueberlegenheit des Feindes zu behaupten. Jetzt, wo das Gros des V. Corps in das Gefecht eingriff, erschien der Erfolg gesichert.

Wir warteten nun noch den Anmarsch des Grenadierregimentes Nr. 6 ab, welches sich vor uns in zwei Treffen in Halbbataillone aus der Marschcolonne entwickelte, und dessen Führer der General beim Vorbeimarsch orientirte. Die Mannschaften trieften von Schweiß und waren über und über mit Staub bedeckt; man sah es ihnen an, wie überaus anstrengend der Marsch bei der glühenden Hitze in dem bergigen Gelände und bei der Eile, welche die möglichst schnelle Unterstützung der Kämpfenden bedingte, für sie war; aber man konnte auch gleichzeitig mit freudigem Gefühl beobachten, wie sie darauf brannten, um auch an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Stosch dauerte die Entwicklung zu lange; er hätte es am liebsten gesehen, wenn jedes einzelne Halbbataillon, sobald es aufmarschirt war, auch gleich in das Gefecht eingriff; er schickte mich hin, um das Vorgehen zu beschleunigen.

---

[1]) Thatsächlich war der erfolgreiche Widerstand gegen drei österreichische Infanteriebrigaden und den größeren Theil der Kavalleriebrigade Solms durch die 6½ Bataillone, 5 Escadrons, 2 Batterien starke Avantgarde des V. Corps und die combinirte Kavalleriebrigade Wunck (8 Escadrons, 1 Batterie) geleistet worden. Vom Gros hatte sich das vorderste Halbbataillon Priebsch (Regiment 46 dabei noch zu betheiligen vermocht.

Ehe ich jedoch die nächste Abtheilung erreichte, trat die ganze Masse schon an. Der kurze Aufenthalt war durch das Ablegen der Tornister entstanden, eine Erleichterung, die bei der starken Erschöpfung der Mannschaften und dem jetzt bevorstehenden schweren Aufstieg auf den steilen Hang der Höhe wohl gerechtfertigt erschien.

Nachdem das Regiment sich in Bewegung gesetzt hatte und hinter uns, allerdings noch in größerer Entfernung, bereits die Marschcolonne der 2. Brigade des Gros sichtbar wurde, meinte Stosch: „Nun rollt Alles von selbst weiter. Jetzt kommen Sie, wir wollen den Kronprinzen aufsuchen."

Wir wandten uns Altstadt zu. Hierbei schloß sich uns Hauptmann von Hahnke an, der, aus der Gefechtslinie zurückkommend, ein herrenloses österreichisches Cürassierpferd eingefangen und sich mit demselben beritten gemacht hatte, da das seinige bereits erschöpft war.

Wir bemerkten den Kronprinzen mit dem Stabe auf einem kleinen Bergvorsprung nördlich der Chaussee, hart am westlichen Ausgange von Altstadt. Auf demselben befanden sich eine abgeprotzte Batterie und eine oder zwei Compagnien 46er[1]; die Batterie war vom Kronprinzen zurückgehalten worden, als das Gefecht einen rückgängigen Charakter anzunehmen schien, um einen etwaigen Abzug der Kämpfenden auf den Hängen der vorliegenden Höhen zu erleichtern, wozu sich hier ein ausreichendes Schußfeld bot. Der Kronprinz selbst beobachtete mit einem Fernrohr Alles, was sich im Vorgelände nur irgend Bemerkenswerthes zeigte, die linke Hand auf den Säbel gestützt; im Knopfloch trug er eine blaue Kornblume, die er hier gefunden und gepflückt hatte — wie er sich später äußerte: dies als ein gutes Omen betrachtend, indem er dabei an seine erlauchte Gemahlin und die vielfache Bedeutung dieser Blume für sein Haus gedachte. Nicht die geringste Spur von Unruhe oder irgend welcher Aufregung machte sich in der ganzen Haltung des Hohen Herrn bemerkbar; es machte seine ganze Art und Weise zu sprechen wie seine gesammte Haltung den Eindruck, als ob auch nicht das geringste Außergewöhnliche für ihn vorläge, was nicht verfehlt hatte, auch die für ein Gefecht so nothwendige Ruhe und völlige Objectivität seiner ganzen Umgebung mitzutheilen. Als ich mich bei ihm meldete, ohne irgend etwas von dem Berge, auf welchen er mich bei Hronow hinaufgeschickt hatte, zu erwähnen, kam er selbst hierauf zurück, indem er lächelnd zu mir sagte: „Na, Ihren Berg wollen wir uns ein ander Mal besehen!"

Hier auf dem Bergvorsprung hatte man einen etwas weiteren Ueberblick, namentlich nach Südwesten hin; man konnte eine größere Zahl von kleinen Infanteriecolonnen erblicken, auch stärkere Cavallerieabtheilungen. Die Truppen wechselten mehrfach die Plätze, um sich den zahlreichen Granaten zu entziehen, mit denen die Oesterreicher die vorliegenden Höhen und das hinter diesen befindliche Gelände überschütteten. Auch bis zu uns gelangten mehrere derselben; zwei schlugen sogar nur wenige Fuß unterhalb des Standpunktes des Kronprinzen in den steilen Abfall des Bergvorsprunges ein, ohne jedoch zu crepiren.

[1] Halbbataillon Stoeckl.

Sichtlich nahm das Gefecht einen entschieden günstigen Fortgang. Immer weiter entfernte sich die Feuerlinie vom Rande des Plateaus, immer mehr Halbbataillone und Batterien rückten an verschiedenen Stellen auf den beiden großen Straßen und den Hängen vor und verschwanden, die Höhenrücken erreichend, hinter den Kammlinien derselben. Da ertönten von halb rechts herüber laute Hurrahrufe, die sich immer mehr zu uns hin fortpflanzten, und plötzlich, durch den großen Knäuel, den unsere Reitpferde und unsere Trainsoldaten mit den Handpferden rechts von uns in unmittelbarer Nähe bildeten, sprengte der Hauptmann von Jarotzki, Adjutant im Stabe von Steinmetz, heran, die Meldung überbringend, daß die Dragoner Nr. 8 eine feindliche Standarte erobert hätten. Die Freude war groß! Die erste Trophäe in diesem Kriege! Und noch dazu den tapferen österreichischen Reitern abgerungen, für die wir Alle eine besondere Werthschätzung empfanden. Sie war ehrenvoll verloren gegangen, und die hohe Meinung, welche wir von der österreichischen Cavallerie hegten, hatte sie hier — wie auch späterhin bei allen anderen Gelegenheiten des Feldzuges — auf das Glänzendste gerechtfertigt. Des Kronprinzen Antlitz verklärte sich, in seiner Freude umarmte er Jarotzki, den Ueberbringer dieser glücklichen Nachricht. Unmittelbar darauf brachte ein Dragoner die Standarte selbst; ihm folgte wenige Augenblicke später ein zweiter Reiter mit einer zweiten genommenen Standarte. Der Kronprinz nahm eine derselben in die Hand, trat an den der Chaussee zugewandten Rand des Berges und zeigte sie den unten vorbei marschirenden Truppen, ihnen einige Worte dabei zurufend, die mit ungeheurem Jubel von diesen begrüßt wurden.

Jetzt stieg der Kronprinz zu Pferde, um sich weiter vor zu begeben; gleich unten auf der Chaussee stießen wir auf den sehr schwer im Unterleibe verwundeten Hauptmann Graf Rittberg vom Regiment 58, der von Krankenträgern zurückgebracht wurde. Der Kronprinz redete ihn an; er war bei voller Besinnung, erkannte den Hohen Herrn sofort, dessen Mittheilung von der Eroberung der beiden Standarten ihm große Freude bereitete, die in rührender Weise zum Ausdruck kam.

Wir schlugen die Richtung auf Wisokow, die Skalitzer Chaussee benutzend, ein. Bald hinter einem einzelnen Gehöft stießen wir auf das 2. schlesische Dragonerregiment Nr. 8, welches in Escadronscolonnen hinter einander, zum Theil auf der großen Straße selbst, bis zu den ersten Gehöften von Wisokow, gegen Einsicht vom Feinde gedeckt, hielt. Vorne trafen wir den Commandeur desselben, Oberstleutnant von Wichmann, der bis vor Kurzem noch dem Generalstabe angehört hatte, von einem Hiebe im Gesicht noch blutüberströmt, mit zerfetztem Waffenrock. Aus vollem Herzen spendete der Kronprinz dem wackeren Führer und den tapferen Dragonern des neu errichteten Regiments warme Worte des Dankes und der Anerkennung unter dem Jubel der Truppe für die erste glänzende Waffenthat. Freudestrahlend berichtete Wichmann über die Einzelheiten des Kampfes: wie seine Dragoner mit den österreichischen Cürassieren im heftigen Handgemenge gewesen, dann, kaum gesammelt, feindliche Infanterie attakirt hatten. Der Verlust des Officiercorps war ein beträchtlicher; er bezifferte sich fast auf die Hälfte desselben: drei todt, sechs verwundet.

Es ist bekannt, daß der Kronprinz später zum Chef dieses Regimentes ernannt wurde und stets, wenn die Umstände es nicht durchaus anders geboten, die Uniform desselben trug.

Von den Dragonern wandte sich der Kronprinz zu dem in geringer Entfernung links davon befindlichen westpreußischen Ulanenregiment Nr. 1, welches ebenfalls den Kampf mit den österreichischen Cürassieren des Prinzen Solms in ruhmvoller Weise bestanden hatte. Das Regiment war hinter dem aus dem östlichen Theil von Wisokow nach der Neustädter Straße führenden Feldweg in Escadronscolonnen neben einander aufgestellt, und zwar ebenfalls derartig, daß es der Einsicht Seitens des Feindes entzogen blieb. Eine Strecke vor ihm, auf einer Stelle, von der aus man einen Ueberblick weithin in das Gelände hatte, hielt der Commandeur dieser Brigade, Generalmajor von Wnuck, durch einen Hieb am hinteren Theile des Kopfes ebenfalls leicht verwundet. Schwerer verletzt war in dem Reitergefecht der Commandeur der Ulanen, Oberst von Treskow, der bereits zurücktransportirt worden war. Um auf den Standpunkt des Regiments nicht die Aufmerksamkeit des Gegners zu ziehen, war angeordnet worden, daß dasselbe von einer lauten Begrüßung des Obercommandirenden Abstand nehmen sollte. Auch hier spendete Se. Königl. Hoheit dem General wie dem Regiment seine höchste Anerkennung, und um wenigstens einem der braven Leute die Hand drücken zu können, reichte er die seine dem Standartenträger. Während des Verweilens des Kronprinzen vor dem Regiment sausten wieder ein paar Granaten dicht über dasselbe hinweg und schlugen hinter ihm ein. Weiter links von den Ulanen standen Batterien von uns noch im langsamen Feuer und beschossen sich mit österreichischen Batterien, welche jedoch bereits auf weite Entfernungen zurückgegangen waren. So gewann man den Eindruck, daß das Gefecht beendet sei, eine Anschauung, die sich sehr bald als noch nicht zutreffend erweisen sollte.

Bevor unser Ritt weiter fortgesetzt wurde, erschien es angezeigt, die eingetretene Ruhe zu benutzen, um die unter der Hitze sehr leidenden Pferde durch Tränken zu erfrischen. Während der Kronprinz sich mit den übrigen Herren deshalb nach Wisokow wandte, dirigirte ich mich, da ich schon Gelegenheit genommen hatte, mein Pferd zu tränken, nach dem nördlich von Wenzelsberg liegenden Wäldchen, in der Hoffnung, von dort aus mehr vom Feinde zu sehen, als dies von unserem letzten Aufenthaltsort aus möglich war.

Hierbei stieß ich auf einige quer über das Feld ziehende Infanteristen, in deren Mitte ein Tambour eine Fahne trug. Sie gaben mir die Auskunft, daß sie dieselbe auf dem Felde gefunden hätten; zunächst machte diese Fahne, welche wohlerhalten war, in Folge der auf ihrem Tuche befindlichen Figur eines Heiligen den Eindruck einer Kirchenfahne, wie solche bei Processionen geführt werden; ich überzeugte mich jedoch sehr bald, daß es eine Truppenfahne war, und schickte die Leute mit ihr nach Wisokow, um sie dort dem Kronprinzen vorzustellen. Erst lange nachher ergab sich, daß diese Fahne dem österreichischen Regiment angehörte, dessen Oberstinhaber unser Kronprinz war und dessen Namen es führte. Ein eigenthümlicher Zufall, daß gerade die erste eroberte österreichische Infanteriefahne, welche der Hohe Herr zu sehen bekam, eine seines eigenen Regiments war!

Indem ich weiter vorritt, zeigte es sich jedoch bald, daß auch dort nichts weiter zu sehen war als die starke feindliche Artillerielinie, aus der jetzt nur noch vereinzelt Schüsse fielen. Den Abzug der Infanterie des Gegners entzog das mit hohem Getreide bestandene und vielfach durch Dörfer, kleine Büsche und wellenförmige Erhebungen durchsetzte Gelände der Einsicht. Ich wandte mich daher wieder nach Wisokow, und in der Hoffnung, nördlich des Dorfes vielleicht mehr zu sehen, durchritt ich es etwa in der Mitte, wo die große Straße tief eingeschnitten ist, und erkletterte mit meinem Pferde auf einen schmalen und steilen Fußpfad den jenseitigen Hang. Der Pfad führte unmittelbar in ein Gehöft hinein, dessen Wohngebäude mir zur Rechten blieb, während eine an dasselbe stoßende große Scheune sich quer vorlegte, so daß ich im ersten Augenblick nur wenige Schritte weit sehen konnte. Als ich eben mit dem Pferde um die Ecke der Scheune biegen wollte, bemerkte ich, daß an der Hecke, welche etwa hundert Schritt vor mir das Grundstück abschloß, einige dunkle Gestalten mühsam im Weiterschreiten längs derselben mit vorgebeugten Köpfen sich bewegten, andere folgten; den Berghang eben ersteigend, und über dem hohen Getreide fort blitzten die Gewehrläufe geschlossener Colonnen, die sich ebenfalls im Vormarsch befanden, an verschiedenen Stellen herüber. Es war kein Zweifel möglich! Die dunklen Mäntel, in welchen die einzelnen Leute einherschritten, die eigenartigen Tschakos, welche im ersten Augenblick mir wie die Käppis unserer Jäger erschienen, sowie die Richtung des Marsches der Colonnen ließen mir deutlich zum Bewußtsein kommen, daß hier ganz unerwartet stärkere feindliche Abtheilungen im Vorrücken begriffen waren, die sich gegen die Umfassung des Dorfes durch eine dünne Schützenkette sicherten.

Glücklicher Weise übersah ich dies alles mit einem Blicke, als mein Pferd erst zur Hälfte über die mich deckende Wand der Scheune vorgetreten war, so daß ich, ohne bemerkt worden zu sein, es sofort zurückzuziehen vermochte. Wenige Galoppsprünge führten mich an den Rand des Hohlweges, in dem ich vorhin beim Durchreiten in einiger Entfernung eine stärkere Infanterieabtheilung bemerkt hatte, die bei den zusammengesetzten Gewehren ruhte. Ich rief dieser schon von Weitem zu: „An die Gewehre!" und theilte dem Führer mit, was oben auf der Höhe vorging. Das Halbbataillon erkletterte auch sofort die Ränder, während ich, in der Ueberzeugung, daß sich der Kronprinz in der Nähe befinden mußte, weiter eilte, damit er nicht dem Gewoge des sich überraschend hier entspinnenden Kampfes ausgesetzt würde. Nur wenige Schritte von dem eben erwähnten Truppentheil entfernt, sah ich, um einen Vorsprung des Hohlweges biegend, die Herren unseres Stabes, größtentheils zu Fuß, an einem Gehöfte. Der Kronprinz selbst befand sich in demselben, da dort eine Anzahl Verwundeter lag, die er persönlich hatte sprechen wollen. Auf meine Mittheilung an den General von Blumenthal über die Lage holte dieser den Kronprinzen schleunigst heraus, und dann ritten wir den Hohlweg weiter zurück, zwischen hastig voreilende Truppen hindurch, bis sich Gelegenheit fand, aus demselben herauszubiegen und eine Höhe zu erreichen, von der aus man einige Uebersicht gewann. Auch hier schlug

wieder eine Granate in unserer unmittelbaren Nähe ein und zwar in einem todt daliegenden Pferde.

Bereits bei unserem Abreiten aus Wisokow erscholl lebhaftes Gewehrfeuer sowohl aus dem Dorfe heraus als auch insbesondere auf den nördlich desselben befindlichen Höhen. Wenn auch dieser Angriff frischer österreichischer Streitkräfte aus westlicher Richtung unseren nächsten Truppentheilen sehr überraschend kam, so war er doch andererseits noch rechtzeitig bemerkt worden, und zwar durch den Generalleutnant von Kirchbach, Commandeur der 10. Infanteriedivision, der sofort Abtheilungen der noch im Anmarsch befindlichen Regimenter nördlich der Chaussee und des Dorfes vorgehen ließ. Es kam hier zu einem sehr heftigen Kampf mit dem Gegner, der auch in einzelne Gehöfte eindrang, jedoch schließlich mit großen Verlusten aus den Bergen zurückgeworfen wurde.

Die Einzelheiten des Infanteriegefechtes entzogen sich durch die Gehöfte und Bäume, sowie durch die vielen Falten des bergigen Geländes unseren Blicken; dagegen sahen wir unsere 1. Ulanen am äußersten rechten Flügel zur Attake vorgehen, und bald gewahrten wir zwei österreichische Geschütze, welche ihnen hierbei in die Hände gefallen waren und nun von Ulanen, die auf den Sattelpferden aufgesessen waren, nach der Chaussee zurückgeführt wurden.

Hiermit war auch der letzte — allerdings vorher nicht erwartete — Act des Gefechtes siegreich beendet. Der Erbprinz von Hohenzollern, welcher vom Kronprinzen zum General von Steinmetz geschickt war, um dessen Ansicht über die Lage zu hören, kehrte mit guten Nachrichten zurück und gleich darauf traf auch der Sieger des Tages, der alte Steinmetz, mit seinem Stabe bei uns ein. Als solchen begrüßte ihn der Kronprinz freudigst und umarmte den heldenmüthigen Führer vor den Augen der Truppen.

Deutlich erkannte man auch jetzt den Abzug starker feindlicher Kräfte an verschiedenen Stellen, vorzugsweise in Richtung auf Skalitz.

Mit General von Steinmetz und seinem Stabe wurde nunmehr die gesammte Lage noch gründlich durchgesprochen, sowie die durch sie erforderlich gewordenen allgemeinen Anordnungen für den folgenden Tag getroffen. In Rücksicht darauf, daß der heutige Zusammenstoß des V. Corps mit dem Feinde am 28. stärkere, in der Nähe vermuthete Kräfte desselben auf das Corps ziehen könnte, wurde ihm die Unterstützung vom Gardecorps in Aussicht gestellt.

Nachdem hierauf noch die an Se. Majestät den König zu richtende telegraphische Meldung geschrieben und festgesetzt worden war, daß dem heutigen Kampfe der Name „Schlacht von Nachod" beigelegt werden sollte, schickte sich Se. Königl. Hoheit an, das Gefechtsfeld zu bereiten, um nähere Kenntniß von den Einzelheiten nehmen und den Truppen seinen Dank und seine Anerkennung aussprechen zu können[1]).

---

[1]) Späterhin trat an Stelle der Bezeichnung „Schlacht" die eines „Treffens" oder „Gefechts von Nachod".

Diesem Ritte über das Gefechtsfeld wohnte ich nicht bei, da ich mir die Erlaubniß erbat, nach Nachod zurückzukehren, um die dorthin gebrachten Gefangenen zu examiniren. Es kam hierbei zunächst darauf an, festzustellen, welche Kräfte der Gegner im Gefecht gezeigt hatte, und gleichzeitig die uns vom Großen Generalstabe übersandte Ordre de bataille der österreichischen Armee in Bezug auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Außerdem war es wünschenswerth, über die bisherigen Bewegungen des Feindes Anhaltspunkte zu erhalten. Selbstverständlich ließ sich Auskunft hierüber nur insoweit erwarten, als der Einzelne in der Truppe Selbsterlebtes mitzutheilen vermochte.

Auf dem Marktplatz von Nachod fand sich bereits eine beträchtliche Anzahl eingebrachter Gefangener vor, welche ich zunächst nach ihren Regimentern rangiren ließ, um mich dann mit Einzelnen von ihnen zu unterhalten. Hierbei ereignete es sich, als ich mich mit Leuten des Regiments Gorizutti nicht recht zu verständigen vermochte, daß ein Jägercorporal aus dem Gliede trat und zu mir sagte: „Herr Officier, die dummen Kerls wissen nichts; fragen Sie mich nur, ich kann Ihnen das alles viel besser sagen." In der That erwies sich dieser Corporal über Erwarten gut unterrichtet. Das schließliche Ergebniß meiner Untersuchung war, daß wir in dem Gefecht das VI. österreichische Corps unter dem Commando des Feldmarschall-Leutnants Baron Ramming und einen Theil der 1. Reserve-Cavalleriedivision gegen uns gehabt hatten. Auffallend war es zunächst, daß sich vom VI. Corps nur die Anwesenheit von drei Brigaden feststellen ließ, doch ergab sich die Theilnahme auch der 4. Brigade sehr bald darauf durch das Eintreffen eines neuen Transportes von Gefangenen, welcher sich nur aus Mannschaften der noch fehlenden Brigade — es war die des Obersten Baron Waldstätten — zusammensetzte. Diese Brigade war es mithin, welche den letzten Angriff in ziemlich überraschender Weise gemacht hatte.

Erfreulich war die Uebereinstimmung, welche die vom Generalstabe aufgestellte Ordre de bataille des Gegners mit seiner thatsächlichen Gliederung aufwies; nur geringe Einzelheiten stimmten nicht. Ferner ließ sich übersehen, daß sich das Corps bereits seit sechs oder sieben Tagen, und zwar ohne Ruhetag, in Bewegung befand und am Morgen aus der Gegend von Opočno aufgebrochen war, — wenigstens wurden ein paar Ortschaften genannt, die nördlich dieses Städtchens liegen. Allseitig wurde ausgesagt, daß man ein Gefecht nicht erwartet habe.

Ueber die Bewegungen anderer Heerestheile erfolgten nur ganz unsichere Angaben; auffallend war es dagegen, daß Mannschaften der Brigade Waldstätten angaben, schon bei Skalitz angelangt gewesen zu sein, als sie nach dem Gefechtsfelde beordert wurden, ein Punkt, der späterhin am Abend in Hronow noch zu verschiedenen Combinationen über Dasjenige, was der Gegner am heutigen Tage beabsichtigt hatte, Veranlassung bot.

Nachdem ich mit den Mannschaften fertig geworden war, begab ich mich, da ich gehört hatte, daß sich in einem größeren Gebäude — irre ich nicht, so war dies das Rathhaus — eine Anzahl gefangener Officiere befinden sollte, in dasselbe. Es stellte sich jedoch heraus, daß hier nur verwundete Officiere

untergebracht waren, die in geräumigen Stuben auf Stroh gebettet lagen. Ich unterließ daher jede weitere Ausfrage und beschied mich, mich nach etwaigen Wünschen derselben zu erkundigen. In Folge dessen bat mich der durch einen Schuß im Arm verwundete Oberst von Wimpffen, Commandeur eines Infanterieregiments, wenn es möglich wäre, den Feldzeugmeister Graf Wimpffen in Wien, von seinem Schicksal zu benachrichtigen, eine gleiche Bitte sprach mir ein jüngerer Officier bezüglich seiner in Budapest lebenden Eltern aus. Ich schrieb die betreffenden Mittheilungen sofort auf abgerissenem Papier, das zum Einwickeln verwandt gewesen war, nieder, nachdem mir die Aerzte noch beruhigende Erklärungen über die Wunden gegeben hatten, was ich in meinen Zeilen zum Ausdruck brachte. Diese kurzen Bleistiftnotizen übergab ich alsbald auf dem Marktplatz einem Adjutanten des Generalcommandos des V. Armeecorps, den ich zufällig dort traf, mit dem Ersuchen, wenn sich eine geeignete Gelegenheit finden sollte, sie den österreichischen Vorposten übermitteln zu lassen. Thatsächlich sind beide Schreiben auch an ihre Adressen gelangt; leider hat aber das an den Feldzeugmeister Graf Wimpffen gerichtete nur trügerische Hoffnungen erweckt; denn der Oberst erlag nach einiger Zeit doch seiner Verwundung. Wie mir mitgetheilt wurde, war eine Amputation erforderlich geworden, und der Brand hinzugetreten.

Als ich mich eben wieder zu Pferde gesetzt hatte, um zu unserem Stabe zurückzukehren, traf General von Blumenthal mit dem größeren Theile desselben auf dem Marktplatz ein. Der Kronprinz war nur mit seiner nächsten Umgebung auf dem Gefechtsfelde geblieben; alle Anderen mußten jetzt nach Hronow, wo inzwischen für das Hauptquartier Unterkunft besorgt worden war, zurück, um die weiteren obliegenden Arbeiten zu besorgen.

Dort angelangt, wurde zunächst ein ausführlicher Bericht an Se. Majestät den König entworfen, welcher dem Kronprinzen bei seinem Eintreffen vorgelegt werden sollte. Von den anderen Corps fanden wir zunächst noch keine Meldungen im Bureau vor; es waren nur Schriftstücke von untergeordneter Bedeutung bis dahin eingegangen. Dagegen bereitete uns ein chiffrirtes Telegramm einige Schwierigkeiten. Da ich bisher mich unseres Chifferbuches noch nicht bedient hatte, übernahm ich selbst, um mich zu üben, die Entzifferung des Telegramms. Aber schon nach den ersten drei übersetzten Worten schüttelte ich zweifelsvoll den Kopf, ob mir dies gelingen würde, denn was ich herausbrachte, war einfach Unsinn. Ich versuchte es also noch einmal von vorne an, aber mit demselben Resultat. An meiner Befähigung für dieses Geschäft irre werdend ersuchte ich denjenigen Officier, welchem sonst das Dechiffriren oblag, seinerseits das Telegramm zu entziffern. Aber auch er brachte dieselben Worte heraus wie ich: „Wehmüthig — Erinnerung — Vermeiden —", und in derselben unzusammenhängenden Weise ging es weiter. Entweder war also vom Auftraggeber ein anderes Chiffrirbuch benutzt worden oder eine Verstümmelung erfolgt, die um so eher eintreten konnte, da das Telegramm mehrfach unterwegs abgenommen und bei anderen Stationen wieder aufgegeben worden war. Aus der Unterschrift ergab sich, daß es von der Elbarmee herrührte, aus der Zeitangabe, daß es schon ein paar Tage alt war, sein Inhalt daher jedenfalls

durch die Begebenheiten überholt sein mußte. Als ich nach dem Feldzuge Einsicht in die Acten der Elbarmee bekam, stellte es sich heraus, daß das bewußte Telegramm die Mittheilung über diejenigen Punkte enthielt, welche die einzelnen Abtheilungen derselben einige Tage vor dem 27. Juli erreicht hatten.

Auf Veranlassung Blumenthal's schrieb ich noch eine kurze Uebersicht des heutigen Gefechts zur Veröffentlichung in unseren Zeitungen, damit man in der Heimath so bald als möglich wenigstens einen ungefähren Begriff von dem Verlauf desselben erhielt. Einige Tage später fand ich in einer in Beschlag genommenen österreichischen Zeitung den vollen Wortlaut dieser kurzen Relation wieder. Derselbe war bereits einer Berliner Zeitung entnommen und mit dem Zusatz begleitet: „Jetzt erfahre man in Wien erst durch den Feind, was sich zugetragen habe." Allerdings waren in der ersten Zeit die von der österreichischen Nordarmee veröffentlichten Nachrichten wenig dazu angethan, die Bevölkerung über die Ereignisse aufzuklären.

Indem wir im Bureau auf das Eintreffen Sr. Königl. Hoheit warteten, wurde die Zeit mit nochmaligen Erwägungen über die Lage ausgefüllt, die jedoch um so weniger abschließender Natur sein konnten, als noch keine Nachrichten vorlagen, ob das Garde- und I. Armeecorps ihre für heute vorgeschriebenen Marschziele erreicht hatten. Im Uebrigen machte man sich darüber weiter keine großen Sorgen, da nach den bei Nachod gemachten Erfahrungen man die Ueberzeugung glaubte hegen zu können, daß jedes unserer Corps selbst einem überlegenen Gegner gewachsen sein würde. Ein erster großer Erfolg ist nicht bloß nach außen hin, sondern vor Allem auch für die Stimmung der Betheiligten von ganz bedeutender Wirkung.

Weiter drehte sich unsere gemeinschaftliche Unterhaltung, nachdem alles Nothwendige erledigt war, um die Einzelheiten, die ein Jeder von uns heute auf dem Gefechtsfelde erlebt und beobachtet hatte. Die Truppe hatte sich so vortrefflich geschlagen, wie die höchste Erwartung es sich nur hatte vorstellen können, aber auch dem braven Verhalten der Oesterreicher ließ man volle Gerechtigkeit widerfahren. Vielfach waren sie in Colonnen zum Angriff vorgegangen; um desto mörderischer hatten unsere Zündnadelgewehre gewirkt, unter deren Feuer jeder in solcher Formation geführte Angriff zusammenbrechen mußte. Mit glänzender Festigkeit und Bravour hatte unsere Avantgarde den Angriff der großen Ueberlegenheit, welchem sie ausgesetzt war, zurückgewiesen; schwerlich wäre ihr dies gelungen, wenn sie nicht im Besitz ihrer vortrefflichen Waffe gewesen wäre. Mit besonderem Interesse wurde auch des Reiterkampfes gedacht. Niemand von uns hatte einen solchen bisher erlebt; wir hatten unsere Vorstellungen nur herausbilden können aus den Ueberlieferungen der Veteranen aus dem Befreiungskriege. Diese aber hatten nur gelehrt, daß das Ineinanderreiten zweier größerer Cavallerie-Abtheilungen eine seltene Ausnahme wäre, und daß in der Regel eine von beiden Parteien vor dem Zusammenstoß Kehrt mache, und diese Anschauung war auch in die Lehrbücher übergegangen. Hier hatten sich aber die beiden Gegner durchbrochen, waren ineinander geritten und war ein längeres, hin- und herwogendes Handgemenge entstanden. Dieselbe Erscheinung zeigte sich übrigens, wie wir später erfuhren,

an demselben Tage nicht weit von uns auch noch an anderen Stellen. Bei Czornahora waren die 3. Garde-Ulanen und Mexico-Ulanen, bei Trautenau unsere Lithauer Dragoner mit Windischgrätz-Dragoner in heftiges Handgemenge gerathen und gleiches Verhalten hat sich späterhin in glänzender Weise auf dem Schlachtfelde von Königgrätz auch bei größeren Abtheilungen in den Kämpfen der beiderseitigen Reiterei gezeigt. Indessen übersahen wir es in jenen Stunden in Hronow noch nicht, daß bei dem bei Wisokow stattgefundenen Gefecht der Brigade Wnuck eine beträchtliche Ueberlegenheit auf unserer Seite lag; wir glaubten damals noch, daß die Oesterreicher mindestens ebenso stark wie wir gewesen wären.

Wohin sich auch unser Gespräch wandte, immer von Neuem kam es auf unseren fürstlichen Führer zurück. Jeder von uns wußte etwas von ihm zu erzählen, was er gesagt hatte, was an ihm beobachtet worden war. Mit stolzer Freude hatten wir ihn zum ersten Male im Gefecht gesehen, und aufrichtige Bewunderung erfüllte uns über seine unerschütterliche Ruhe, die er in manchem recht ernst hervorgetretenen Moment bewahrt hatte, wie über seine Kaltblütigkeit in der Sphäre der Gefahr und seine klaren Aeußerungen in Beurtheilung der mehrfach wechselnden Gefechtslage. Dabei hatte der Kronprinz inmitten der Aufregung und bei der außergewöhnlichen Hitze des Tages auch körperlich eine seltene Leistungsfähigkeit gezeigt. Als Er endlich nach Sonnenuntergang bei uns eintraf, erschien er, obwohl er mehr als vierzehn Stunden im Sattel zugebracht hatte, so frisch und angeregt, als ob überhaupt keine Anstrengung an ihn heran getreten wäre. Diese Frische erhielt sich aber auch noch weiterhin, obgleich die Verhältnisse ihn nöthigten, noch bis des Morgens um ½2 Uhr aufzubleiben.

General von Blumenthal sagte aber am Abend noch zu uns: „Das nächste Mal müssen wir doch dafür sorgen, daß der Kronprinz sich nicht so exponirt wie heute. Wenn es nöthig ist, dann in Gottes Namen! Aber heute waren wir eigentlich doch nur Zuschauer!"

Der Stab war jetzt wieder vereint, mit Ausnahme vom Fürsten Pleß, welcher mit seinem Gehülfen Salisch in aufopferndster Weise und unermüdlicher Thätigkeit sich den Ansprüchen seiner Stellung als Delegirter der freiwilligen Krankenpflege hingab, überall, wo es noth that, selbst die Hand anlegend. Außer ihnen fehlten noch Burg und Mischke, welche zum I. Armeecorps entsandt gewesen waren, und deren Rückkehr wir mit Spannung entgegen sahen.

Inzwischen hatte auch der innere „häusliche" Dienst unter den sicheren Directiven des Grafen Eulenburg, obwohl denselben auch heute im Gefecht wie auch bei allen anderen Gelegenheiten während des Feldzuges seine Thätigkeit als persönlicher Adjutant voll in Anspruch nahm, mit Sicherheit functionirt, so daß wir gleich nach dem Eintreffen des Kronprinzen an einem frugalen Mahle unsere Lebensgeister zu kräftigen vermochten. Der Kronprinz erzählte hierbei Manches von dem, was er inzwischen gesehen und erlebt hatte: von den massenhaften Verlusten des Feindes, von dem Enthusiasmus, mit welchen ihn die Truppen begrüßt, daß er den Prinzen Adalbert gesprochen, der

im schärfsten Infanteriefeuer sich bewegt, dann von den Verwundeten, die er aufgesucht hatte. Hierbei erfuhr ich auch, daß unter diesen sich General von Ollech, mein alter Lehrer auf der Kriegs-Akademie, befand, dessen anregenden Vorträgen ich viel verdankte, und der demnächst mein sehr wohlwollender Abtheilungschef im Generalstabe gewesen war; seine Verwundung sollte eine recht schwere sein. Ich bedauerte sehr, daß ich erst jetzt davon Kenntniß erhielt, denn da der General in Nachod lag, hätte ich wohl einen Augenblick gefunden, um ihn aufsuchen zu können. Unter den vielen kleinen Zügen, welche der Kronprinz uns noch mittheilte, erinnere ich mich noch, daß er erzählte: wie er zu einer Batterie, die Verluste gehabt, gelangt wäre und in Anerkennung ihrer Thätigkeit dem ihm zunächst stehenden Unterofficier die Hand gegeben habe, da wären sämmtliche Mannschaften der Batterie auf ihn zugestürzt und hätten ihm auch die Hand gedrückt. „Sie können sich denken," setzte der Kronprinz hinzu, „die Händedrücke von den Artilleriefäusten waren kräftig! Ich werde wohl in den nächsten Tagen nur mit der Linken noch schreiben können!" —

Gegen Ende der Mahlzeit erhob sich der Hohe Herr und brachte in kurzen kernigen Worten einen Toast auf den Sieger von Nachod und sein braves Armeecorps aus, in dessen Hochrufe wir Alle mit freudigem Herzen einstimmten.

Obgleich es allmählich spät geworden war und gewiß Mancher von uns nach den Anstrengungen des Tages gern frühzeitig zur Ruhe gegangen wäre, mußte doch noch die Rückkehr von Burg und Mischke abgewartet werden, da wir inzwischen wohl Nachricht vom Gardecorps erhalten hatten, das sein Eintreffen bei Eypel meldete, aber vom I. Corps noch jede Meldung ausstand.

Die Nacht war bereits angebrochen, als endlich beide Officiere unser Hauptquartier wieder erreichten. Die Nachrichten aber, die sie uns brachten, waren recht ernster Natur und keineswegs erfreuliche. Das I. Corps hatte gegen das X. österreichische unter Feldmarschallleutnant Freiherrn von Gablenz ein sehr heftiges Gefecht gehabt, das Anfangs einen günstigen Verlauf nahm, im Laufe des Nachmittags aber durch frisch auftretende Truppen dieses Corps zu einer rückwärtigen Bewegung und schließlich zur Aufgabe von Trautenau geführt hatte. Das Heraustreten des I. Armeecorps, unseres rechten Flügels, von dem aus die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Carl aufgenommen werden sollte, aus dem Gebirge war mithin mißglückt.

Ohne sich mit nutzlosen Betrachtungen über das Ereigniß selbst aufzuhalten, hob der **Kronprinz** sofort hervor, daß der Unfall reparirt werden müßte, und zwar konnte dies nur dadurch geschehen, daß das in Flanke und Rücken des Gegners bei Eypel befindliche Gardecorps den Auftrag erhielt, gegen Trautenau vorzugehen und sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Man rechnete dabei mit Bestimmtheit darauf, daß das I. Armeecorps in Fühlung mit dem Feinde geblieben sei und gleichzeitig denselben in der Front anfassen würde, während die Garde ihm in Flanke und Rücken ginge. Daß General von Bonin mit seinem Corps wieder bis in die alten Quartiere um Liebau und Schömberg zurückgehen würde, wie dies thatsächlich inzwischen ausgeführt wurde, war ein so fernliegender und so unglaublicher Gedanke, daß er überhaupt nicht an uns herantrat. Wie es gekommen war, daß das Anfangs sich siegreich entwickelnde

Treffen sich in eine Niederlage für uns verwandelt hatte, ließ sich zur Zeit nicht übersehen; wir enthielten uns daher zunächst jeder Meinungsäußerung, da die Grundlage, eine solche zu motiviren, uns fehlte. Erst allmählich im Laufe der nächsten Tage klärten sich die einschlagenden Verhältnisse so weit auf, um zu erkennen, daß schwere Fehler in der obersten Führung des Armeecorps wie auch in dem Verfahren einiger anderer höherer Truppenführer die alleinige Schuld daran trugen, daß die Hingabe und Tapferkeit der ostpreußischen Regimenter nicht von dem wohlverdienten Erfolg gekrönt wurden.

Die erforderlichen Befehle wurden, der veränderten Sachlage entsprechend, schnell entworfen und expedirt. Schwer bedauerten wir dabei, daß die Steinmetz zugesagte Unterstützung durch die Garde ausfallen und das V. Corps, nur durch die in der Nähe befindliche Brigade Hoffmann des VI. Corps verstärkt, möglicher Weise dem Anfall starker feindlicher Uebermacht preisgegeben werden mußte. Aber wie die Verhältnisse nun einmal lagen, ließ sich nichts Anderes machen.

Im Uebrigen war die Garde durch den Major v. d. Burg auf seinem Rückritt von Trautenau, welches er etwa um fünf Uhr verlassen hatte, von der Nothwendigkeit einer Unterstützung des I. Armeecorps unterrichtet worden, und ihr commandirender General, der Prinz August von Württemberg, hatte eine solche für den 28. bereits in Aussicht genommen, da sie am Gefechtstage selbst nicht mehr zu ermöglichen war.

Unsere Thätigkeit in dieser Nacht schloß mit einem komischen Intermezzo. Burg und ich waren im Bureau aufgeblieben, um noch die Abschriften einiger Befehle, mit deren Abfassung unsere Schreiber beschäftigt waren, nach ihrer Vollendung zu vergleichen, als der Kriegskorrespondent einer ausländischen Zeitung eintraf. Er war äußerst unglücklich, daß er zu spät gekommen war, und dem heutigen Gefecht beizuwohnen. Da wir beide in dem Augenblick nichts zu thun hatten und es uns ganz angemessen erschien, wenn sich im Auslande eine wahrheitsgetreue Darstellung der Ereignisse verbreitete, dictirten wir ihm eine kurze Relation des Gefechts von Nachod, indem wir ihn gleichzeitig darauf hinwiesen, daß jetzt neue Kämpfe bevorständen und er das für seine Beobachtungen Versäumte reichlich nachholen könnte. Zu unserer Verwunderung aber bedauerte er sehr, nicht hier bleiben zu können, da seine Aufgabe es erfordere, unmittelbar sich nach Berlin zu begeben, um dort zu beobachten, welche Wirkung der heut erfochtene Sieg auf die Bevölkerung hervorbrächte. Hiermit verabschiedete er sich von uns und ließ sich auch ferner nicht mehr bei uns sehen.

Es war bereits zwei Uhr Morgens vorüber, als auch wir uns zur Ruhe begeben konnten.

(Ein dritter Artikel im nächsten Hefte.)

X. Schopenhauer in seinen Beziehungen zu den Naturwissenschaften[1]).

Von

Paul Schultz.

„Wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf."

Schopenhauer.
S. W. III, S. 94.

Im Jahre 1824 veröffentlichte die Akademie der Wissenschaften zu München eine kurze Uebersicht über die Fortschritte der Physiologie seit dem Anfang des Jahrhunderts; darin werden bei den Fortschritten der Sinneswerkzeuge nur Schopenhauer und Purkinje genannt[2]).

Während Purkinje's Name jedem Physiologen geläufig ist und mehrere seiner Beobachtungen als Phänomene seines Namens in allen Lehrbüchern erwähnt werden, ist es heute noch den Meisten unbekannt, daß der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" auch eine bedeutsame, den Fortschritt fördernde Leistung auf dem Gebiete der Sinnesphysiologie soll zu Stande gebracht haben. Ja, es möchte ihnen vielleicht als ein Frevel an der historischen Gerechtigkeit in unserer Wissenschaft erscheinen, daß der ausgezeichnete Breslauer Physiologe, der das erste Experimentalcolleg in Deutschland schuf, den Kranz des Ruhmes theilen soll mit dem Philosophen, der nicht müde wurde, auf die gegen das Ende seines Lebens mächtig aufblühende Naturwissenschaft die volle Schale seines höhnenden Spottes auszugießen. „Medicaster", „Herren vom Scalpell und Tiegel", „platte Barbiergesellen", „unwissende Apotheker" — so nannte er die Forscher, darunter einen Liebig, einen Wöhler,

---

[1]) Nach einem bei Gelegenheit der Habilitation gehaltenen Vortrag. — Im Folgenden ist die in der Reclam'schen Universalbibliothek erschienene Ausgabe der Schopenhauer'schen Werke zu Grunde gelegt; sie ist als die sorgfältigste und umfassendste anerkannt und ist zugleich die billigste. Grisebach hat sich durch ihre Besorgung ein Verdienst um die deutsche Literatur erworben. Bis jetzt sind erschienen Schopenhauer's Werke Bd. I—VI (im Folgenden: S. W. I—VI), Schopenhauer's Nachlaß I—IV (i. F.: S. N. I—IV) und Briefe (i. F.: Br.). Weiteres ist in Aussicht gestellt.

[2]) S. Br. S. 220.

einen Helmholtz, die, in bewußtem Gegensatz zu den sich überfliegenden Speculationen der Naturphilosophie, mit Beobachtung und Experiment zur inductiven Methode zurückkehrten. Für eine unglaubliche Roheit hielt er das Verfahren der damals wieder aufgenommenen mechanischen Naturerklärung, ihm verwandt das der Physiologen, die die Lebenskraft leugneten und ihr chemische Kräfte substituiren wollten. „Dabei unternehmen sie es, die doch nichts als ihre Elektricitätsspielzeuge, Volta'sche Säulen und Froschkeulen kennen, trotz ihrer krassen, ja schusterhaften Unwissenheit und Roheit in Sachen der Philosophie, über Materie, Bewegung, Veränderung in den Tag hinein zu philosophiren." Es ließe sich noch eine recht, recht stattliche Blüthenlese solcher epitheta ornantia, mit denen er die Naturforscher seiner Tage belegte, aus seinen Werken zusammenstellen.

Und dennoch! Die gerechte Nachwelt muß anerkennen, daß jenes Urtheil der Münchener Akademie durchaus zutreffend war. Es gründete sich auf die 1816 zum ersten Male erschienene Schrift Schopenhauer's: „Ueber das Sehen und die Farben."

Im Salon seiner begabten, aber leichtlebigen Mutter, der später berühmt gewordenen Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, wird der soeben in Jena zum Doctor promovirte fünfundzwanzigjährige Jüngling von Goethe angesprochen. Der war durch die Promotionsschrift: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", insbesondere — für Goethe's Denkweise überaus charakteristisch! — durch das Capitel darin, welches von der anschaulichen, intuitiven Darstellung der Geometrie handelt, auf ihn aufmerksam geworden. Goethe findet Gefallen „an dem merkwürdigen und interessanten Mann", und da er sogleich den bedeutenden Kopf in ihm erkennt, führt er selbst ihn in mehreren Unterredungen und unter Vorzeigung der Versuche in seine Farbenlehre ein. Sie lag dem Dichter, seit er sie ergriffen, am meisten am Herzen, und noch immer hoffte er, Proselyten zu machen. Der junge Philosoph, gehoben durch das Vertrauen des „göttlichen Goethe", ergreift den Gegenstand mit Begierde. In Dresden umgibt er sich mit den nothwendigen Instrumenten und vertieft sich in die Untersuchung. Anderthalb Jahre nach jener ersten Begegnung mit Goethe übersendet er ihm das Manuscript, dessen Drucklegung sich dann durch Goethe's Schuld fast noch um ein Jahr verzögerte.

I.

Was jene Abhandlung noch heute so bedeutungsvoll erscheinen läßt, und was ihrem Urheber einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte unserer Wissenschaft sichert, ist, daß hier zum ersten Male der Versuch gemacht wird, die Lehre vom Sehen empirisch-psychologisch und die Lehre von den Farben rein physiologisch zu behandeln [1]).

Der erste Theil handelt vom Sehen. Einleitend wird bemerkt, daß die Sinne lediglich die Sitze gesteigerter Sensibilität seien. Jeder Sinnesnerv ist

---

[1]) Eine eingehende Darstellung und kritische Würdigung dieser Abhandlung findet sich im „Archiv für Anatomie und Physiologie" (Physiol. Abth.). Suppl.-Bd. 1899.

als ein modificirtes Tastorgan aufzufassen, ihre specifischen Verschiedenheiten beruhen, abgesehen von der eigenthümlichen Art der Erregung durch die verschiedenen äußeren Reize, auf den Besonderheiten der peripherischen Endorgane. „Demnach könnte auch der Gehörnerv sehen und der Augennerv hören, sobald der äußere Apparat beider seine Stelle vertauschte." Hiermit ist nur die Anschauung ausgesprochen, die schon seit Aristoteles in der Sinneslehre herrschte, daß bestimmte Sinnesapparate den besonderen physikalischen Vorgängen, den adäquaten Reizen, angepaßt sind. Das Gesetz der specifischen Sinnesenergie, wie es zuerst Johannes Müller in umfassender Weise aufgestellt und begründet hat, und wie es vor ihm sich nur bei Descartes [1]), allerdings in voller Klarheit, angedeutet findet, hat Schopenhauer, wie auch aus seinem Hauptwerk hervorgeht [2]), nicht gekannt und nicht einmal geahnt [3]). Denn der Kernpunkt desselben beruht gerade darauf, daß auch der inadäquate Reiz die specifische Reaction im Sinnesnerven auslöst. Uebrigens gehört die Frage lediglich in das Gebiet der Physiologie, und was Schopenhauer aus dieser Wissenschaft in seinen Werken beibringt, hat er, wie er selbst immer mit Nachdruck und Genugthuung hervorhebt, von Cabanis gelernt.

Im Folgenden entwickelt er nun die ihm eigenthümliche und höchst folgenreiche Lehre von der Intellectualität der Anschauung. Während „bei Kant die Außenwelt durch die Sinne ganz fertig in den Kopf hinein spaziert" [4]), zeigt Schopenhauer, daß die bloße Anschauung oder Wahrnehmung schon ein zusammengesetzter Proceß ist. Sinne und Verstand bauen sie auf. Jene, der sensuale Antheil, liefern das Material, die bloßen Empfindungen; dieser, der cerebrale Antheil, gibt die Formen Raum und Zeit und schließt zugleich unbewußt auf ein vom Subject verschiedenes die Empfindung erregendes Object. Der Sehact, wie jede sinnliche Wahrnehmung, besteht in einem unbewußten Schließen, das richtig zu üben erst die Erfahrung lehrt. Daher starrt das Kind dumm in die Welt hinein. Erst mit der Zeit lernt es den Verstand gebrauchen, es schreitet von der Empfindung zur Anschauung fort, — nunmehr blickt es mit klugen und intelligenten Augen in die Welt. In der Thatsache, daß alsbald jeder Eindruck, jede Empfindung auf ein äußeres Object bezogen wird, sieht Schopenhauer im Gegensatz zu Kant den allein richtigen Beweis für die Apriorität des Causalgesetzes.

---

[1]) Descartes, De la dioptrique. Discours 6 (V, p. 55 der Cousin'schen Ausgabe). Deutsche Rundschau, 1897. Bd. LXXXXI, S. 341.

[2]) Vergl. besonders S. W. II S. 36 ff., IV S. 107.

[3]) Es ist daher ein Irrthum, wenn Helmholtz (Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. Deutsche Rundschau, 1882, Bd. LXXII, S. 130) meint: „Die Lehre von den specifischen Energien der Sinne hat Goethe höchstens in unvollkommener Entwicklung durch A. Schopenhauer kennen gelernt." Vergl. Weinmann, Die Lehre von den specifischen Sinnesenergien. Hamburg, L. Voß. 1895.

[4]) Vr. S. 132. Ganz ähnlich später Helmholtz, Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. 1892. Deutsche Rundschau a. a. O., S. 116. „Kant faßte noch alle Zwischenglieder zwischen der reinen Sinnesempfindung und der Bildung der Vorstellung des zur Zeit wahrgenommenen räumlich ausgedehnten Gegenstandes in einem Act zusammen, den er die Anschauung nannte."

Daß in der That die Anschauung intellectual, nicht sensual ist, dafür spricht erstens, daß wir die Objecte verkehrt empfinden, aber aufrecht sehen. Nicht etwa das umgekehrte Bild auf der Retina ist Gegenstand der Anschauung; dort ist überhaupt kein Bild, dort ist nur Empfindung. Sondern indem der Verstand die Ursache der Empfindung auf ein Object außerhalb bezieht, verfolgt er den z. B. den unteren Theil der Netzhaut erregenden Lichtstrahl nach rückwärts und gelangt so zum Oben des Objectes. Alles behält nun seine Ordnung.

Ferner ist es eine erst erworbene Function des Verstandes, die beiden Affectionen der Retina nicht doppelt wahrzunehmen, sondern die Reizung conformer, gleichsinniger Netzhautstellen auf einen Gegenstand zu beziehen. Daher sieht der willkürlich Schielende doppelt, der dauernd Schielende einfach.

Ein dritter Beweis beruht auf der Thatsache, daß, obgleich wir von einem Gegenstande nur flächenhafte Bilder empfangen, wir ihn doch körperlich sehen. Eine experimentelle Bestätigung für die beiden letzten Behauptungen — so wird in der zweiten, 1854 erschienenen Auflage der Abhandlung hinzugefügt — liefert das (1838) von Wheatstone erfundene Stereoskop. Durch dieses werden zwei flächenhafte Bilder desselben Gegenstandes, die von verschiedenen Punkten entsprechend der Stellung der Augen im Kopfe aufgenommen sind, sowohl zu einer Anschauung verschmolzen, wie auch als solider Körper in drei Dimensionen aufgefaßt.

Werden nun aber dem Verstand bei seinem Schlußverfahren falsche Data geliefert, so entsteht im Gegensatz zur Realität der falsche Schein, die Sinnestäuschung. Die Vernunft bildet aus den einzelnen Anschauungen des Verstandes Begriffe, aus diesen Urtheile. Werden Begriffe falsch verbunden, so entsteht ein Trug der Vernunft, der Irrthum. Der wird sofort durch richtige Einsicht beseitigt, die Wahrheit hergestellt. Der Trug des Verstandes dagegen, der falsche Schein, kann nicht ohne Weiteres aufgehoben werden. Wenn beim willkürlichen Schielen das Bild des Gegenstandes auf nicht conforme Netzhautstellen fällt, so belehrt mich die Vernunft vergebens, daß ich nur einen Gegenstand vor mir habe; ich sehe ihn doch doppelt so lange, bis der Verstand gelernt hat, bei der veränderten Lage der Netzhäute die Reizung der einzelnen Stellen anders zu deuten.

Jetzt wird mancher vielleicht verwundert fragen, zu was Ende ich hier eine Paraphrase Helmholtz'scher Gedanken ausführe. Denn man erkennt leicht in dem Voraufgegangenen dessen Lehre von den Localzeichen und den correspondirenden Punkten der Netzhaut wieder, seinen Beweis von der Apriorität des Causalgesetzes, seine Lehre von den unbewußten Schlüssen[1]. Ich aber muß dem

[1]) In seinem Vortrage „Die Thatsachen in der Wahrnehmung" (Vorträge und Reden. Braunschweig 1884. II S. 237) hebt Helmholtz hervor, daß er den in früheren Arbeiten gebrauchten Ausdruck „unbewußte Schlüsse" später vermieden habe, „um der Verwechslung mit der gänzlich unklaren und ungerechtfertigten Vorstellung zu entgehen, die Schopenhauer und seine Nachfolger mit diesem Namen bezeichnen." Dieser scharfe Tadel trifft, wie Heyfelder („Ueber den Begriff der Erfahrung bei Helmholtz", Berlin 1897) mit Recht hervorhebt, unseren Philosophen deshalb, weil für ihn, als echten Kantianer, die Erscheinungen das Erzeugniß des Subjectes sind, während sie für Helmholtz Wirkungen der zwar ihrem Wesen nach unbekannten, aber an sich realen Außendinge auf die Sinnesorgane des Subjectes darstellen.

Fragenden antworten: Schopenhauer's eigenste Gedanken sind es, der Oeffentlichkeit übergeben 39 Jahre vor Helmholtz' Vortrag „Ueber das Sehen des Menschen", worin er zum ersten Male jene Anschauungen entwickelt, und 51 Jahre vor dem Erscheinen der „physiologischen Optik", worin sie eine ausführliche Darlegung und Begründung erfahren.

Diese Ergebnisse auf dem Gebiet der empirischen Psychologie sind es besonders gewesen, welche Helmholtz auch über die Fachkreise hinaus schnell berühmt gemacht haben. Wie das auf Schopenhauer wirken mußte, den ihm gebührenden Lohn der Anerkennung in fremden Händen zu sehen, kann sich denken, wer seine moralische Physiognomie kennt. Mißtrauen war wohl der schlimmen Züge schlimmster darin. Es hat ihn sein Leben lang nicht verlassen und ihm manche bittere Stunde bereitet. Als Goethe ihm vorschlug, das ihm übersandte Manuscript seiner Abhandlung an Seebeck, „den sorgfältigen, denkenden Beobachter", uns bekannt als Entdecker der entoptischen Farben, zur Beurtheilung weiterzugeben, verwahrt sich Schopenhauer energisch dagegen; er fürchtet ein Plagiat. Ja, er bittet Goethen, ihm genau anzugeben, was er jenem etwa bereits über seine Arbeit mitgetheilt habe. Gegen Brockhaus, in dessen Verlage sein Hauptwerk erschien, hatte er die Befürchtung ausgesprochen, dieser möchte ihm das contractlich ausbedungene Honorar vorenthalten. Zur Begründung führte er die völlig aus der Luft gegriffene Behauptung an, er habe dergleichen schon von Brockhaus gehört. Da er der Aufforderung, Namen zu nennen, nicht nachkommen konnte, mußte er sich gefallen lassen, daß der Kaufmann ihm, dem Philosophen, antwortete, er halte ihn von nun an für keinen Ehrenmann mehr, und den Verkehr mit ihm abbrach. Furcht, von der eigenen, geliebten Schwester in Vermögensangelegenheiten übervortheilt zu werden, zerstörte jäh das zwischen beiden bestehende trauliche Verhältniß; es hat sich nie wieder in seiner ursprünglichen Herzlichkeit hergestellt. Später, in der eigenen Behausung in Frankfurt am Main, wähnte er sich vor seiner Umgebung nicht sicher. Geld und Geldeswerth versteckte er in die seltsamsten Schlupfwinkel, an seinem Bette hatte er Degen und geladene Pistolen zur Hand, um einem nächtlichen Ueberfall zu begegnen; nie vertraute er sich dem Schermesser eines Barbiers an. Dieses ihn bitter quälende Mißtrauen gegen die Menschen, diese grenzenlose Furcht vor Bedrohungen seiner Person hat etwas Krankhaftes an sich. Er selbst hat es einmal ausgesprochen, „daß auch das größte Genie Spuren von Beschränktheit und Wahnsinn zeige"[1]). Und daran bei ihm zu denken, liegt um so näher, als er väterlicherseits auf das Schwerste erblich belastet war[2]).

---

[1]) Aristoteles sagt nach Seneca: Nullum magnum ingenium sine insaniae mixtura. S. W. IV S. 82, 159.

[2]) Die Großmutter wurde nach dem Tode ihres Mannes für wahnsinnig erklärt und unter Vormundschaft gestellt. Der älteste Bruder von Schopenhauer's Vater war von Jugend auf geistesschwach, der zweite ist es durch Ausschweifungen geworden, der Vater selbst litt zuletzt an Gedächtnißschwäche, und sein plötzlicher Tod wurde als freiwilliger in Folge geistiger Umnachtung angesehen. Vgl. Gwinner, Schopenhauer's Leben. Leipzig 1878. Brockhaus.

Nach dieser Schilderung wird es nicht Wunder nehmen, wie er sich Helmholtz gegenüber verhielt. Er hatte bereits seine Schrift „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte“ gelesen, worin seiner Meinung nach „von dieser gar nicht die Rede ist, sondern bekannte Sächelchen“ oder, wie es ein anderes Mal heißt, „abgedroschenes Zeug aus der Mechanik vorgetragen werden“ [1]). Aus dem Königsberger Vortrag „Ueber das Sehen“ hatte ihm der pfälzische Advokat C. Becker, einer seiner ersten Anhänger und Bewunderer, Auszüge übermittelt. Schon aus diesen geht ihm deutlich und sicher hervor, daß der Physiker ihn ausgeschrieben habe. „So ein Helmholtz hat bloß die Absicht, sich irgendwie, per fas und nefas, geltend zu machen und eben darum Andere nicht gelten zu lassen, während er sie bestiehlt. Selbst die Hälfte seines Titels ist dem meinigen entnommen“ [2]). Den Vortrag selbst hat er wahrscheinlich niemals in den Händen gehabt.

Auf eine Widerlegung dieser Vorwürfe brauche ich nicht einzugehen. Wer den Gang der wissenschaftlichen Untersuchungen und den Charakter unseres großen Physikers kennt, dem werden Schopenhauer's Verdächtigungen und Schmähungen nur als weiterer Beleg für die oben geschilderte Seite seiner eigenen moralischen Physiognomie erscheinen. Dennoch kann man sein Befremden nicht unterdrücken, daß Schopenhauer in der ersten Auflage der „physiologischen Optik“ gar nicht [3]), in der zweiten nur einmal beiläufig erwähnt wird. Hier heißt es in der Uebersicht über die Geschichte der Gesichtsempfindungen: „Vieles Richtige, scharf ausgesprochen, findet sich auch bei J. G. Fichte in den ‚Thatsachen des Bewußtseins‘, namentlich die Zusammenfassung der Empfindungen in Qualitätenkreise, den fünf Sinnen entsprechend. Was in Schopenhauer's einschlägigen Erörterungen richtig ist, wird meist auf diese Quelle zurückzuführen sein“ [4]). Dies ist, so weit ich wenigstens sehen kann, unzutreffend. Das, was oben als die wesentliche Leistung Schopenhauer's hervorgehoben wurde, läßt sich nirgend bei Fichte nachweisen. Hieraus folgt nun freilich andererseits, daß auch Helmholtz Schopenhauer's Aufsatz nicht gelesen haben kann. Dies ist leicht begreiflich. Die Naturforscher jener Tage besaßen aus gutem Grunde eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Philosophie. Helmholtz hatte noch auf der Universität die sinnlosen Speculationen

[1]) S. Br. S. 132 u. 331.

[2]) S. Br. S. 132.

[3]) Dies hat zuerst der Mathematiker Joh. Karl Becker, der Sohn des Obengenannten, gerügt. „Zur Lehre von den subjectiven Farbenerscheinungen“, Poggendorf's Annalen 1871. V, Ergänzungsband S. 38. In Bezug auf die Intellectualität der Anschauung heißt es dort: „. . . Schopenhauer, der diesen Gegenstand auf derselben Basis und fast mit demselben Ergebnisse wie Helmholtz, nur schärfer und philosophisch durchdachter, wenn auch lange nicht so sehr durch die Ergebnisse experimentaler Forschung unterstützt, behandelt hat.“ Die experimentelle Begründung ist nun freilich vom Standpunkte der empirischen Psychologie — und vorwiegend in ihr Gebiet gehören diese Dinge — eine unerläßliche Forderung; eben dies ist der Grund, daß Helmholtz' spätere Mittheilungen schnellere und allgemeinere Beachtung und Anerkennung fanden. Auch Zöllner („Ueber die Natur der Kometen“, Leipzig, Engelmann, 1872) hat bereits für den Beweis der Apriorität des Causalgesetzes und für die unbewußten Schlüsse die Priorität Schopenhauer's gegenüber Helmholtz geltend gemacht (S. 345 ff.).

[4]) Helmholtz, Physiologische Optik. Zweite Auflage. S. 248. Voß, Hamburg.

jener falschen Naturphilosophen mitanhören müssen, deren Colleg, „mit den Metallen anfing und mit dem Abendmahl endigte". Du Bois-Reymond hat uns davon aus seiner Studienzeit ein paar köstliche Proben aufbewahrt. Als nun die heiteren und kurzen Saturnalien eines reinen ideellen Naturwissens, wie Alexander von Humboldt sich ausdrückte, zu Ende gingen und die neuere physikalische Schule Schritt für Schritt Boden gewann und sich ausbreitete, mußten ihre Anhänger trotz ihrer erstaunlichen Erfolge erleben, daß sie als marktschreierische Neuerer in Bann gethan wurden. Am eifrigsten waren dabei die Philosophen, und von diesen wieder der Eifrigste, wie wir oben gesehen haben, Schopenhauer. Kein Wunder, daß Helmholtz, auch als er geradezu darauf aufmerksam gemacht worden war [1]), wenig Lust verspürte, in dessen Werken herumzustöbern, ob sich darin Vorahnungen seiner Gedanken fänden; um so weniger, als er sich hatte gefallen lassen müssen, daß unser Philosoph ihn, den Naturforscher, mit einem Maulwurfshaufen, sich selbst aber mit einem Montblanc verglich.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne eines sonderbaren Zusammentreffens zu gedenken. Als Student in Berlin war Schopenhauer gut befreundet mit einem Commilitonen Helmholtz, wahrscheinlich, wie er selbst an Becker schreibt, dem Vater des Physikers [2]). Als der Freund 1813 bei der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft zu den Waffen eilte, schenkte ihm Schopenhauer die Uniform als Leutnant und gab ihm einen Sophokles mit [3]). Es hat ihn wohl besonders bitter gestimmt, daß der Sohn des einst ihm so nahe stehenden Studiengenossen nicht bloß, wie er sich nun einmal einredete, das Ignoriren und Secretiren gegen ihn befolgte, sondern sogar sein Plagiator wurde.

Der zweite Theil der Abhandlung behandelt die Farbenlehre. Als leitender Gesichtspunkt wird hier die Untersuchung des Vorganges im Auge aufgestellt. Die Farben werden erklärt als verschiedene Zustände oder Modificationen der Retina. Dadurch erhält die ganze Theorie vom Grund aus ein eminent physiologisches Gepräge. Alle Sensibilität, so lehrt die Physiologie, ist nicht reine Passivität, sondern Reaction auf den empfangenen Reiz. Sie findet bei der Lichtempfindung in der Retina statt. Schopenhauer nennt sie die Thätigkeit der Netzhaut. Sie kann voll und getheilt vor sich gehen. Ihre Theilung geschieht der Extensität, der Intensität und der Qualität nach. Auf der letzteren beruht die Farbenempfindung. Sie wird mit Hülfe der farbigen Nachbilder und der Contrasterscheinungen studirt.

Aus Beobachtungen, die schon Goethe richtig gesehen und als physiologisches Farbenspectrum beschrieben hatte, folgert Schopenhauer, daß es nicht einzelne Farben, sondern nur Farbenpaare gibt. Indem bei einem Farbeneindruck die

---

[1]) Herr Professor Engelmann hatte die Güte, mir mitzutheilen, daß er im Jahre 1864, veranlaßt durch Zöllner, in Heidelberg Helmholtz auf Schopenhauer aufmerksam gemacht habe. Darauf entgegnete ihm Helmholtz, er habe schon davon gehört, daß sich manches Werthvolle bei Schopenhauer finde, doch habe er noch nichts von ihm gelesen.

[2]) S. Br. S. 266.

[3]) Gwinner l. c. S. 130.

qualitative Thätigkeit der Retina durch Bipartition aus einander tritt, entsteht als die eine Hälfte der Thätigkeit die durch das äußere Object hervorgerufene Farbe, und blickt man danach auf eine graue Fläche, so folgt eine bestimmte andere Farbe, die ihr complementäre, als die zweite Hälfte nach. Solche Dualitäten, solche Farbenpaare, die als polare Gegensätze angesehen werden können, sind Orange und Blau, Gelb und Violett, Roth und Grün, wobei aber unter Roth nicht das spectrale, sondern das Goethe'sche, der Purpur, zu verstehen ist. Nur diese sechs sind ursprüngliche Farben. Für sie finden sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten besondere Namen. Sie werden gewissermaßen a priori erkannt; von ihnen findet sich eine Norm, ein Ideal, eine epikurische Anticipation in uns. Indem nun jede Farbe aus der Bipartition der vollen Netzhautthätigkeit entsteht, die der Weißempfindung entspricht, folgt schon von selbst, daß Vereinigung der complementären Farben Weiß gibt. Auf der intensiven Theilung der Netzhautthätigkeit beruht die Abstufung der Empfindungen von Weiß bis Schwarz, welches letztere der Unthätigkeit entspricht. Bei dem gewöhnlichen Gebrauche des Auges, bei den in der Natur vorkommenden Farben bestehen intensive und qualitative Theilung immer neben einander. Darum sehen wir jene Normal- oder Idealfarben nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit. Sie erscheinen vielmehr blasser durch Zumischung von Weiß oder dunkler durch Zumischung von Schwarz. Hierdurch und durch die Mischung der Farben unter einander entstehen alle überhaupt vorkommenden Farben. Auf der extensiven Theilbarkeit beruht es, daß verschiedene Stellen der Netzhaut gleichzeitig in verschiedener Weise erregt werden. Dadurch wird auch eine Erscheinung erklärt, welche wir heute als simultanen farbigen Contrast bezeichnen. Zur Begründung dieser Ausführungen werden die damals bekannten Fälle von Farbenblindheit herangezogen. Achromatoblepsie nennt Schopenhauer diesen abnormen Zustand. Er liebte es, seine allerdings gründlichen Kenntnisse der alten Sprachen in mannigfaltigen, oft recht gewagten Wortbildungen an den Mann zu bringen. Daß die Farbe nur ein subjectives Phänomen sei, zeigen die total Farbenblinden, übrigens auch, wie vorher bemerkt wird, der Daguerreotyp, der rein objectiv alles Sichtbare, nur nicht die Farben, wiedergibt. Und daß jede Farbe aus einer Bipartition der Netzhautthätigkeit entstehe, lehren die Roth-Grün-Blinden, deren er selbst drei beobachtet hatte.

Dies ist im Wesentlichen die Schopenhauer'sche Farbenlehre. Nachdem er die Wirkungen vollkommen dargelegt hat, geht er zu den Ursachen, zu den äußeren Farben, über, und hier muß er sich mit Newton auseinandersetzen. Da Goethe zuerst seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt und ihn ausführlich nur mit seiner Farbenlehre bekannt gemacht hatte, so ist es nicht zu verwundern, daß er von seinem großen Lehrer, dem einzigen Menschen seines Zeitalters neben Kant, vor dem er etwas wie Respect fühlte, auch dessen furor antiteutonicus[1]) ganz in sich aufnahm. Der Schüler schwor in diesem Falle,

---

[1]) Der Ausdruck stammt von J. Czermak. Ueber Schopenhauer's Theorie der Farben. Sitzungsberichte der königlich sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Bd. LXII. Abth. II. Juli-Heft 1870.

was doch sonst nicht seine Sache war, in verba magistri. Er hat es sich daher auch, soweit sich schließen läßt, nicht einmal angelegen sein lassen, Newton im Original nachzulesen, obgleich er die Principia mathematica in seiner Bibliothek besaß [1]). Sonst wäre er mit einem Schlage seines fundamentalen Irrthums inne geworden, daß der englische Physiker gar nicht die Farben als objective Phänomene angesehen hat, und ferner, daß er die sieben Farben nicht als Grundfarben betrachtete, sondern ihre Zahl nur wählte aus der Vergleichung mit den Intervallen der Tonleiter. Zum anderen hat sich Schopenhauer auch keine redliche Mühe gegeben, die einschlägigen physikalischen Experimente anzustellen, die ihn eines Besseren hätten belehren können. Allerdings war er gar nicht einmal im Stande, solche nachzumachen, was gewiß bei seiner mangelhaften Vorbildung in diesen Dingen kein Vorwurf, aber darum nicht minder wahr ist. So gelang es ihm trotz vortrefflicher Apparate und der Anweisung von Pouillet nicht, die Fraunhofer'schen Linien im Spectrum darzustellen; was er darüber und über die Polarisation des Lichtes vorbringt, ist besser der Vergangenheit nicht zu entreißen. Ebenso wenig gab ihm das Stereoskop Veranlassung zu weiteren Beobachtungen und eingehenderen Versuchen, die ihm doch leicht für seine Lehre eine umfassendere experimentelle Bestätigung hätten geben können. Helmholtz wurde gerade durch stereoskopische Untersuchungen zur Aufstellung seiner Theorie des Empirismus geführt.

Nahm er nun auch πυξ και λαξ, ohne selbst zu prüfen, in Bezug auf die äußeren Farben die Goethe'sche Lehre an, so blieb er doch, wie wir schon gesehen, dabei nicht stehen. Er hat selbst das Verhältniß seiner Leistungen zu denen Goethe's klar ausgesprochen. Er gab die Erklärung zu den von Goethe aufgezeigten Erscheinungen und „damit die erste wahre Theorie der Farbe überhaupt“[2]). Goethe freilich sah die Sache anders an. Er fühlte sehr richtig heraus, daß die Behauptung der Herstellung des Weißen aus Farben ebenso mit der Theorie Schopenhauer's im Grunde genommen im Widerspruch stand, wie sie seine eigene Lehre von Grund aus stürzte. Denn für ihn war das Licht das absolut Einfache; erst aus der Mischung desselben mit dem Dunkel entstanden ihm die Farben. Unmöglich war ihm demzufolge zu denken, wie Dunkel zu Dunkel gefügt Licht, die Mischung das ursprünglich Einfache geben solle. Diesen Widerspruch konnte er nicht in sich aufnehmen, nicht ihn lösen, noch sich ihm bequemen. „Er wollte daher an diese strittigen Punkte nicht rühren“[3]). Vergebens suchte Schopenhauer ihn in Briefen (sie gehören zu den interessantesten, die wir von ihm kennen) durch ergänzende und erklärende Ausführungen umzustimmen. Er hält ihm vor, daß er ja im Objectiven Goethe's Lehre als die einzig richtige anerkenne, daß seine Ausführungen hingegen nur den subjectiven Vorgang im Auge beträfen. Darauf aber, wie überhaupt auf das Subject

---

[1]) Griesebach, Edita und Inedita Schopenhauriana. Brockhaus, Leipzig. S. 165. Die entscheidende Stelle hätte er übrigens auch in Goethe's Farbenlehre wörtlich abgedruckt finden können.

[2]) S. W. VI S. 228.

[3]) S. W. VI S. 222.

zurückzugehen, hinderte Goethen, wie Schopenhauer einmal bemerkt, die erstaunliche Objectivität seines Geistes[1]). Dazu kam wohl, daß Goethe es müde war, eine Polemik wieder aufzunehmen, in der er von allen Fachleuten nur Widerspruch, höchstens schonende Nachsicht erfahren hatte. Die Herstellung des Weißen aus Farben hat er Schopenhauern nie verziehen[2]). Aus dem anfänglichen eifrigen Schüler und Anhänger glaubte er sich einen Gegner erstanden. Die beiderseitige Entfremdung folgte. Das schnell geknüpfte Band ward schnell gelöst. Goethe gab seinem Unmuth in den bekannten Versen Ausdruck:

> Was Gutes zu denken wäre gut,
> Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
> Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
> Wird sogleich mit Dir selber hadern.

Und ferner:

> Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden
> Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden[3]).

Schopenhauer trug diesmal das Unvermeidliche mit Würde. Er hörte trotz alledem nicht auf, in furchtlosem Widerspruch mit der gesammten gelehrten Welt, wie er bekannte, die Fahne der Goethe'schen Farbenlehre ganz allein hoch empor zu halten[4]). Die schönste Genugthuung für Goethe's ablehnendes Verhalten blieb ihm freilich versagt: noch zu erleben, daß, während Goethe's Farbenlehre nur noch literarhistorisches Interesse erregte, gerade die ihm eigenthümliche Theorie von Seiten der Physiologie als begründete wissenschaftliche Lehre wieder aufleben sollte. Denn in der That, dies geschah in der Hering'schen Farbenlehre. Auch sie stellt, im Gegensatz zur physikalischen Theorie von Young-Helmholtz, das Princip auf, daß die Farben als ein subjectives Phänomen auch zunächst als solches, physiologisch, erklärt werden müssen. Daß sie sich in ihren Ausführungen nicht bloß an Klarheit und Folgerichtigkeit über die Theorie Schopenhauer's erhebt, sondern in einigen Punkten sich auch ihr geradezu entgegensetzt, ist leicht begreiflich, wenn man erwägt, daß Schopenhauer ein sehr geringes Thatsachenmaterial einseitig verwerthete, und daß er nicht im Stande war, eine Erscheinung nach naturwissenschaftlicher Methodik im heutigen Sinne zu analysiren und mit anderen in umfassender Weise zu combiniren. Das kann indessen, wie ich glaube, unsere Bewunderung für das, was er dennoch geleistet, eher erhöhen als verringern. Es ist hier nicht

---

[1]) S. W. V. S. 198. Vergl. hierzu noch folgende charakteristische Aeußerung Schopenhauer's über Goethe: Dieser Goethe war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinne wollte, daß die Objecte als solche nur da seien, insofern sie vom erkennenden Subject vorgestellt werden. „Was," sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, „das Licht sollte nur da sein, sofern Sie es sehen. Nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe." Frauenstädt, A. Schopenhauer. Berlin 1863. S. 222.

[2]) S. W. VI S. 99.

[3]) Am 28. Januar 1854 schreibt Schopenhauer an Frauenstädt: Aus dem soeben erschienenen Briefwechsel zwischen Goethe und dem Staatsrath Schulz ersehe er, daß Goethe zwar seine Fähigkeiten belobe, ihn aber einen Gegner seiner Farbenlehre nenne. „Er thut es aber bloß, weil auch ich eine Herstellung des Weißen aus Farben lehre, und seine Maxime ist: Und weiche keinen Finger breit von Goethe's Wegen ab." S. Br. S. 253.

[4]) Gwinner l. c. S. 155.

der Ort und steht nicht im Bereiche meiner Kräfte, zwischen der Young-Helmholtz'schen Theorie, wie sie von A. König und von v. Kries weiter ausgebildet ist, und der Hering'schen, die besonders unter den Ophthalmologen viele Anhänger sich erworben hat, zu entscheiden. Das aber muß ausgesprochen werden, daß neben den eben genannten Forschern Schopenhauern ein bleibender Ehrenplatz in der Geschichte der Farbenlehre gesichert ist.

II.

Das Gebiet der Farbenlehre hatte indessen Schopenhauer während seines Dresdener Aufenthaltes, wie er Goethen schreibt, „ein paar Wochen ausgenommen, nur als Nebensache behandelt"[1]). Er trug weit andere Theorien als die der Farbe beständig im Kopf herum. Er machte den Gährungsproceß seines Denkens durch, aus dem sich seine ganze Philosophie nach und nach heraushob, wie eine schöne Gegend aus dem Morgennebel[2]). Wann darein der erste Sonnenstrahl der Erleuchtung fiel, wissen wir nicht so genau auf Jahr und Tag wie bei Descartes, nur daß ihm „der einzige glückliche Einfall, aus dem jedes Werk seinen Ursprung hat"[3]), schon sehr frühe gekommen ist.

Da der Vater es sich in den Kopf gesetzt hatte, aus dem einzigen Sohn einen Kaufmann zu machen, so hielt er für nothwendig, ihm eine kosmopolitische Erziehung zu geben. Im Alter von zehn Jahren mußte der Knabe in die Fremde nach Frankreich, im Alter von fünfzehn Jahren begleitete er die Eltern auf einer anderthalbjährigen Reise durch den größten Theil Europa's. So ging ihm verloren, was sonst auf den Menschen bestimmend für das ganze Leben wirkt: Familie, Heimath, Vaterland. Dafür hat er freilich ein Anderes, Wichtigeres kennen gelernt: die Menschheit. Den Wunsch des Vaters, daß er in dem Buch der Welt lesen solle, hat er getreulich erfüllt. So ging bei ihm auch hier im Praktischen, seiner Forderung gemäß, die Anschauung dem Begriff voran. Und dieser Begriff? Durch den Schleier der Maja, der das Leben um ihn her rings verhüllte, drang sein außerordentlicher Scharfblick hindurch in die Tiefe, und dort erblickte er nur Elend, Noth und Langweile. „In meinem siebzehnten Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte"[4]). Das ganze Leben kam ihm vor wie ein Geschäft, das die Kosten nicht deckt, wie ein Spiel, das die Kerze nicht werth ist, die es beleuchtet. Und trotz allen Jammers, trotz der Aussicht auf den nahen Tod sah er überall den heftigsten Drang zum Leben, den Drang, sich zu erhalten und sich zu genügen, die immer wieder auftauchenden kleinlichen, eitlen Wünsche und Lüste zu befriedigen. Blickte er in das eigene Herz, fand er hier den rastlos treibenden Drang gar mächtig wieder, bisweilen in solchem

[1]) S. W. VI S. 231.

[2]) S. N. IV S. 416. Dann heißt es weiter: „Bemerkenswerth ist dabei, daß schon im Jahre 1814 (meinem 27. Jahre) alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellen."

[3]) S. W. VI S. 223.

[4]) S. N. IV S. 350.

Ungestüm, daß er wie ein unbändiges Roß die Zügel, die der Intellect ihm anlegte, zwischen die Zähne nahm und durchging[1]). Und wie sich, wie die Menschen, so sah er alle lebenden Wesen von der gleichen Macht beherrscht; ja, auch die Kräfte der anorganischen Natur waren ihm nichts Anderes als solche Strebungen auf einer niederen Stufe. Da ging es ihm auf. Der eigentliche Kern, das wahre, innere, unzerstörbare Wesen der Welt ist nichts Anderes als Wille, und alle die flüchtigen Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur sind nur seine vorüber gehenden Objectivationen. Was Kant in seiner Vernunftkritik als einen Grenzbegriff hatte stehen lassen, den positiv zu fassen jeder Versuch verfehlt sei, das Ding an sich, das hatte er nun, wie er glaubte, in Wahrheit gefunden. „Das wäre mein höchster Ruhm, wenn man einst von mir sagte, daß ich das Räthsel gelöst, welches Kant aufgegeben hatte“[2]). Hierzu kam die zweite wesentliche Lehre seines Systems, in der er durch die Lectüre Helvetius', Cabanis' und Bichat's bestärkt wurde, daß der Wille das Primäre sei, der Intellect erst das Secundäre, das Accidens. „Jener ist der starke Blinde, der diesen, den gelähmten Sehenden, auf den Schultern trägt“[3]). Diese Trennung, diese Zersetzung des lange untheilbar gewesenen Ichs oder der Seele in zwei heterogene Bestandtheile ist, wie er gern rühmt, für die Philosophie das, was die Zersetzung des Wassers für die Chemie gewesen ist. Das Radical der Seele ist der Wille[4]). Dieses Hinzutreten des Intellectes zum Willen geschieht nun, wie seine Beobachtungen an Thieren und an heranwachsenden Kindern ihn gelehrt hatten, allmählich in zunehmendem Maße, wie in der Thierreihe mit der höheren Ausbildung der Formen, so beim Menschen mit seiner fortschreitenden Entwicklung.

Damit haben wir wieder eine Seite seiner Lehre berührt, die eine merkwürdige Bestätigung durch die Ergebnisse der neueren Naturforschung erfahren hat. Die Untersuchungen des menschlichen Gehirnes in den ersten Lebensmonaten, wie sie besonders Flechsig mit seltenem Geschick und bewundernswerther Ausdauer unternommen hat, haben gezeigt, daß das neugeborene Kind ein in Bezug auf die innere Differenzirung noch nahezu unentwickeltes Großhirn besitzt. Nur die niederen Hirntheile, welche die zur Erhaltung des Lebens nothwendigen Triebe vermitteln, sind fertig ausgebildet. Erst allmählich entstehen Bahnen von den Sinneswerkzeugen nach der Großhirnrinde und stellen hier in ihren Endigungen gleichsam innere Sinnesflächen dar. Von hier aus bilden sich weiterhin Nervenzüge zu den Ursprüngen der Bewegungsnerven. In dem bisher nur von blinden Trieben beherrschten Kinde bemächtigt sich jetzt der Wille der Sinneswerkzeuge und stellt sie in seinen Dienst. Die inneren Sinnesflächen werden nun wieder unter einander auf die

---

[1]) S. W. II S. 247.

[2]) S. N. IV S. 348.

[3]) S. W. II S. 242.

[4]) S. W. III S. 220. Vergl. auch S. N. IV S. 96: „Lavoisier zersetzte das bisherige Urelement Wasser in Hydrogen und Oxygen und schuf dadurch eine neue Periode der Physik und Chemie. Ich aber habe die bisherige Seele oder Geist (ψυχή) zersetzt in zwei Grund-Verschiedene (Wille und Vorstellung), wodurch die wahre Metaphysik begonnen hat.“

mannigfachste Weise verbunden. Die Endigungen dieser intercerebralen Verbindungsbahnen, die sogenannten Associationscentren, nehmen einen großen Theil der menschlichen Großhirnrinde ein. Indem einerseits bei Geistesstörungen vorzugsweise diese Theile erkrankt gefunden werden, und sie andererseits an Masse und Oberfläche absolut wie relativ von allen Thieren beim Menschen am höchsten ausgebildet sind, darf man sagen, daß auf ihnen die geistige Ueberlegenheit des Menschen beruht, daß sie die Organe des Intellectes sind. Diese Bahnen aber bilden sich beim Menschen zuletzt aus. Nimmt man hierzu die Ergebnisse der vergleichenden Hirnforschung, welche zeigen, daß, je niedriger ein Thier in Bezug auf seine geistige Ausbildung steht, je mehr es nur den Trieben der Selbsterhaltung unterworfen ist, innerhalb gewisser Grenzen um so geringer auch die Ausbildung des Großhirns im Verhältniß zum Körpergewicht ist, so hat es allerdings den Anschein, als ob hiermit Schopenhauer's Lehre vom Primat des Willens und der secundären Natur des Intellectes ins Physiologische übersetzt ist.

Hier wird freilich von vielen Psychologen Einsprache erhoben werden. Sie leugnen die Möglichkeit einer Trennung der „Seele" in die beiden heterogenen Bestandtheile Wille und Intellect. Nach ihnen gibt es nur Empfindungen, bewußte Empfindungen. Diese sind das einfachste Element der Psyche; aus ihrer mannigfachen Verbindung auf dem Wege der Association entstehen alle anderen psychischen Vorgänge [1]. Demgegenüber hält Wundt, den in der Beurtheilung solcher Fragen neben Klarheit und Schärfe eine unerläßliche gründliche philosophische Vorbildung auszeichnet, an dem Vorhandensein eines Willensvermögens als einer ursprünglichen Energie des Bewußtseins neben den Vorstellungen fest. Daß wir aus der Fülle der auf uns eindringenden Vorstellungen nur immer auf eine oder einige besonders achten, daß, wenn wir das Bewußtsein mit einem inneren Sehen vergleichen, wir gleichsam den inneren Blickpunkt bald diesem, bald jenem Theil des inneren Blickfeldes zuwenden, ein Vorgang, der mit einem Thätigkeitsgefühl verbunden ist: die Thatsache der Aufmerksamkeit oder Apperception, ist für Wundt ein Beweis für diese Auffassung [2].

Auch der Physiologe wird zunächst die Aufstellung eines besonderen Willensvermögens als eine willkürliche Hypostase zurückweisen. Alles Geistige sucht er unter strenger Durchführung des Gesetzes der Erhaltung der Energie auf Hirn- und Nervenprocesse zurückzuführen, und als Ideal schwebt ihm vor, Newton's Gesetze im Spiel der Gehirnmoleküle wieder zu finden. Daher geht er auf das einfachste gegebene Element eines Nervencomplexes zurück, auf den Reflexbogen, bestehend aus centripetaler und aus centrifugaler Nervenfaser. Denn die Analogie erlaubt, zu schließen, daß, wo jene vorhanden ist, auch diese sich findet und umgekehrt. Aus Reflexbogen baut er sich Rückenmark und Gehirn auf; er sieht in ihnen Apparate, die als Reflexbogen

[1] Vergl. Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. Jena 1898. Hier wird gleich im Eingang bewußt und psychisch identisch gesetzt.

[2] Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. Leipzig 1893. S. 266 ff., 560 ff.

höherer Ordnung zwischen den ursprünglichen eine außerordentlich reiche und mannigfaltige Verknüpfung zwischen den verschiedenen Nerven herstellen. In dem centripetalen wie in dem centrifugalen Nerven des Reflexbogens läuft ein Erregungsvorgang ab. Will man dem ersteren einen geistigen Parallelvorgang zuordnen, die Empfindung, so hat der Physiologe nichts einzuwenden; nur sieht er nicht ein, warum nicht eben ein solcher auch dem zweiten zukommen solle, da doch sonst die ganze psychologische Betrachtungsweise eine völlig einseitige, nur auf die eine Hälfte des Reflexbogens beschränkte bleibt. Man könnte dann den Erregungsvorgang in dem centrifugalen Nerven Willensimpuls nennen und ihn als Element des Willens betrachten. So hätte man ein zweites psychisches Aequivalent, und die Scheidung in Empfindung und Wille hätte in den sensiblen und motorischen Nervenprocessen eine anschauliche, streng physiologische Grundlage. Und nur auf einer solchen vermag der Physiologe psychologischen Erörterungen und Theorien zu folgen. In jedem Falle ist für ihn der Reflexerregungsvorgang das Schema und die Urform dessen, was wir als willkürliche Handlung bezeichnen. Gerade dadurch sieht er sich in den Stand gesetzt, das Princip der Evolution auch auf das gesammte „geistige Gebiet" des thierisch-menschlichen Lebens auszudehnen. Gerade dadurch erhalten auch für ihn erst die erwähnten Ergebnisse der Flechsig'schen Forschungen so hohe Bedeutung, und ebenso bewahren Schopenhauer's geistvolle Ausführungen über das Verhältniß von Wille und Intellect in gewissem Sinne ihre Berechtigung und auf jeden Fall ihr Interesse. Denn nun ist verständlich, wie bei den niederen Thieren, wo nur der einfache Reflex vorhanden ist, auf den Reiz, sei er ein äußerer oder ein innerer, unmittelbar die entsprechende eindeutige Bewegung, die Triebhandlung, erfolgt. Aehnlich beim Neugeborenen. Erst mit dem Aufsteigen in der Thierreihe und mit dem Heranwachsen des Kindes treten übergeordnete Zwischenglieder ein, die einen modificirenden und hemmenden Einfluß ausüben: die Bewegungen werden zusammengesetzter, geordnet und abgestuft. Mit der höchsten Ausbildung ist die Wirkung der Verbindung höherer Ordnungen in den Centralorganen noch weiter gestiegen. Auf die Reize erfolgen nicht mehr unmittelbar Bewegungen, und die Bewegungen, welche sich darstellen, scheinen frei aus dem Innern des Menschen zu kommen, bestimmt durch längst vergangene Reize und gerichtet auf ein fernes Ziel; nun nennen wir sie Handlungen des Willens, veranlaßt durch Motive [1]).

---

[1]) Indem die übergeordneten Reflexbogen besonders des Großhirns dazwischen treten, entstehen solche Nervenerregungsvorgänge, denen auf der geistigen Seite „das Bewußtsein" entspricht. In Folge der Uebung können sich diese complicirten Bahnen so ausschleifen, daß sie wieder wie einfache Reflexbahnen fungiren, und darauf beruht alle Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit. In der aufsteigenden Thierreihe hat man sich diese Umwandlung bewußter Vorgänge in Reflexe, gleichsam die Entlastung des Bewußtseins zu Gunsten der Erlernung immer zusammengesetzterer, feiner abgestufter und geordneter Bewegungen im zunehmenden Maße zu denken. Daß das Bewußtsein keiner absoluten Stärke des Nervenprocesses entspricht, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß derselbe Nervenvorgang das eine Mal mit, das andere Mal ohne Bewußtsein ablaufen kann.

Sind wir nun auch noch um Siriusweiten davon entfernt, die Principia mathematica der einfachsten Reflexbewegung zu beschreiben, so ist doch die Möglichkeit einer streng mechanisch-causalen Erklärung dargelegt und jedenfalls der Weg gewiesen, den allein die exacte physiologische Forschung zu wandeln hat. Erst an seinem vielleicht nie erreichten Ende eröffnet sich uns die Einsicht in die „willkürlichen Handlungen", können wir den „Willen" begreifen, so weit er überhaupt naturwissenschaftlich zu begreifen ist.

Hiermit sind wir nun aber an einen Punkt gelangt, wo es offenbar wird, daß Schopenhauer's Lehre trotz der oben aufgezeigten Uebereinstimmung sich in einen grundsätzlichen Gegensatz zu der neueren Naturforschung stellt. Es handelt sich um die Methodik.

Hören wir den Philosophen selbst. „Man hat wollen die Folge der Handlung aus dem Motiv verstehen aus der Folge der Wirkung aus der Ursache: ebenso das thierische Leben aus Elektricität und Chemismus, diesen wieder aus Mechanismus: so immer das Nähere aus dem Ferneren, das Unmittelbare aus dem Mittelbaren, das Starkerscheinende aus dem Schwacherscheinenden, das An-Sich aus der Erscheinung. Ich schlage den entgegengesetzten Weg ein: aus der Art wie das Motiv deinen Willen bewegt, sollst du verstehen, wie die Ursache die Wirkung bewegt, aus den auf Motive erfolgenden (vulgo willkührlichen) Bewegungen deines Leibes die ohne Motiv erfolgenden (organischen, vegetativen), aus diesen die lebende Natur, den Chemismus, den Mechanismus und aus dem Wirken des Motivs das Wirken der Ursach: also aus dem Unmittelbaren das Mittelbare, aus dem Nahen das Ferne, aus dem Vollkommenen das Unvollkommene, aus dem Ding an sich, dem Willen, die Erscheinung"[1]).

Es dünkt uns unbegreiflich, daß „der alleinige Thronfolger Kant's" diese Sätze hat niederschreiben können. Da nach den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden kann, als darin Mathematik anzutreffen ist, weil deren Sätze allein Erkenntniß a priori geben, so muß astronomische Kenntniß eines Systems, insofern darin die letzte Zurückführung alles Körperlichen auf die bewegte Materie, also ein einziges empirisches Princip, reinen mathematischen Ausdruck findet, als die höchste erscheinen, die wir erlangen können. Daher sucht auch die heutige Naturwissenschaft die Erscheinungen astronomisch aus bewegter Materie zu begreifen. Schopenhauer dagegen besaß gegen jede mechanische Erklärung und ihre experimentelle Begründung, gegen „l'expérience et le calcul der Physiker" eine gründliche Abneigung, der er oft genug durch höhnische Exclamationen Ausdruck gibt. Daher verspottet er auch die Hochschätzung der „allererhabensten" Astronomie. Ja, sein Urtheil über den Werth der Mathematik selbst ist demjenigen Kant's geradezu entgegengesetzt. „Wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf"[2]). Dazu beging Schopenhauer den groben, freilich recht begreiflichen Irrthum, zu glauben, daß das

---

[1]) S. N. IV S. 341.
[2]) S. W. III S. 94. Vergl. auch S. W. II S. 353 ff. S. W. V S. 134, 159 u. a. m.

Nächstliegende, das unmittelbar Gegebene auch das Einfache, das Urphänomen sein müsse. Gerade so, wie eine frühere Zeit Luft, Wasser, Erde und Feuer als Elemente angesehen hatte, gerade so, wie Goethe sich nicht ausreden ließ, daß das weiße Licht das Ursprüngliche, Unzerlegbare sei. So wurde Schopenhauer's Naturlehre Anthropocentrismus. Der Mensch ist nicht die Welt im Kleinen, ein Mikrokosmos, sondern die Welt ist ein Mensch im Großen, „Makranthropos"! „Sein eigenes Innere gibt ihm den Schlüssel zur Welt. Γνωθι σεαυτον!" [1])

Im Widerspruch hiermit — es ist dies einer von den vielen im System — finden wir freilich auch die entgegengesetzte Auffassung über die Aufgabe und das Ziel der Naturforschung vertreten [2]). Danach wird Zeit, Raum und Materie als schlechthin gegeben angenommen. Fortschreitend am Leitfaden der Causalität werden von dem ersten, einfachsten Zustand der Materie alle anderen entwickelt [3]). Wir steigen auf vom bloßen Mechanismus zum Chemismus, zur Polarität, zur Vegetation und zur Animalität. Die thierische Sensibilität, das Erkennen, tritt auf als eine bloße Modification der Materie. Kurz, „im Grunde ist das Ziel und das Ideal aller Naturwissenschaft ein völlig durchgeführter Materialismus". Aber nur innerhalb dieser, nur als Physik und Physiologie hat er seine Berechtigung. Darüber hinaus gilt er nichts. Ja, er wird völliger Nonsens, sobald er absolute Erkenntniß der Welt geben will, sobald er die Metaphysik zu verdrängen oder gar zu ersetzen sich anmaßt. Diese Anmaßung erhob aber gerade der damalige landläufige Materialismus in Deutschland, wie er durch Moleschott begründet und durch Büchner populär gemacht worden war. Darum entlädt sich gegen ihn und seine Vertreter Schopenhauer's Zorn in den verächtlichsten Ausdrücken; am liebsten nennt er ihn „eine Barbiergesellen- und Apothekerburschenphilosophie". Denn indem dieser Materialismus seine Grenze überschreitet, übersieht er völlig, daß er sich selbst auflöst. Sind wir nämlich an seiner Hand auf jenem Gipfel angelangt, wo das denkende Subject mit seinen Vorstellungen als eine Modification der Materie auftritt, so „spüren wir eine plötzliche Anwandlung des unauslöschlichen Lachens der Olympier". Wir werden mit einem Male „der enormen petitio principii und der Grundabsurdität des Materialismus" inne, daß wir als letztes Resultat mühsam herbeigeführt haben, was doch schon im ersten Anfang vorausgesetzt war, das Denken. Ohne Subject kein Object, darum keine Materie als Ding an sich, und das Geistige nicht erst ihre Modification oder ihr Product, sondern gerade ihre Bedingung. Daher ist auch das wirkliche und wahre Rettungsmittel gegen den Materialismus nicht Spiritualismus, sondern Idealismus. In ganz ähnlicher Weise hat F. A. Lange aus der geschichtlichen Entwicklung des Materialismus seine Berechtigung und seine Grenzen festgesetzt und als letztes Ergebniß seiner

---

[1]) S. N. IV S. 116.

[2]) S. W. I S. 63. Vergl. S. W. II S. 23, 371 und S. N. IV S. 39.

[3]) S. W. II S. 359 wird treffend bemerkt, daß die Materie zwar a priori gedacht, aber a posteriori gegeben ist (im Gegensatz zu den Anschauungen a priori). „Sie ist in der That der Anknüpfungspunkt des empirischen Theils unserer Erkenntniß an den reinen und apriorischen, mithin der eigenthümliche Grundstein der Erfahrungswelt."

Kritik gezeigt, daß seine consequente Durchführung mit Nothwendigkeit zum Idealismus führt.

In Schopenhauer's sämmtlichen Werken finden sich aber solche Aeußerungen, in denen die Berechtigung und die Bedeutung des Materialismus innerhalb der Naturwissenschaften anerkannt wird, nur an einigen Stellen. Viel häufiger wird diese „Alte-Weiber-Speculation" heftig bekämpft, geschmäht oder lächerlich gemacht. Nun ist es aber merkwürdig, höchst merkwürdig, daß Schopenhauer trotz alledem die materialistische Erklärungs- und Ausdrucksweise durchgängig gerade dort anwendet, wo sie nach seinen eigenen obigen Ausführungen gar keine Gültigkeit beanspruchen durfte. Man glaubt einen Stoff- und Kraft-Philosophen strengster Observanz zu hören, sobald er von dem genetischen Verhältniß des Intellectes redet. Der wird nach ihm nicht bloß durch das Gehirn bedingt — das hatte auch Kant gelten lassen —, sondern sogar im Gehirn erzeugt. Wie der Magen verdaut, die Leber Galle, die Nieren Urin, die Speicheldrüsen Speichel absondern, so stellt das Gehirn vor, sondert Vorstellungen ab[1]). Es ist daher wohl möglich, daß „man einmal dahin kommen wird, auf physiologischem Wege das Erkennen als Function des Leibes, folglich der Materie deutlich zu begreifen, ungefähr wie man jetzt den tellurischen Magnetismus aus der Elektricität begreift"[2]). Demgegenüber stehen nun freilich wieder die Worte, daß „die wahre Metaphysik uns belehrt, daß dieses Physische selbst bloßes Product oder vielmehr Erscheinung eines Geistigen (des Willens) sei, ja, daß die Materie selbst durch die Vorstellung bedingt sei, in welcher sie allein existirt"[3]). Also das Geistige Product der Materie, die Materie wieder Produkt des Geistigen. Der Circulus vitiosus liegt am Tage. Schopenhauer hat ihn wohl selbst gefühlt. Aber mit allem Aufwand an Scharfsinn und glänzender Darstellung hat er ihn nicht zu beseitigen oder auch nur zu verdecken vermocht. Wir wissen, wodurch er in ihn hineingerieth. Er hatte seine Kenntnisse über den Bau und die Verrichtung des Gehirnes vorwiegend aus Cabanis und Bichat[4]) geschöpft,

---

[1]) S. N. II S. 54. Das Secretionsgleichniß ist aus Cabanis entlehnt. In Schopenhauer's Werken findet es sich nicht, aber oft genug ganz ähnliche Wendungen (z. B. II, S. 231, 281, 287). Nur die andauernde Nichtbeachtung seiner Werke erklärt, daß Carl Vogt's viel spätere Aeußerung (1847) so großes Aufsehen erregen konnte. Uebrigens ist der Erste, der das Secretionsgleichniß schriftlich fixirt hat, Friedrich der Große in einem Brief an Voltaire. Vergl. Dr. G. Berthold, Friedrich der Große und das Secretionsgleichniß. Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1877. S. 765.

[2]) S. N. IV S. 60. Vergl. S. W. II S. 23, 202: „Wie für die Bewegung der gestoßenen Kugel muß auch zuletzt für das Denken des Gehirnes eine physische Erklärung an sich möglich sein, die dieses ebenso begreiflich machte, als jene es ist."

[3]) S. W. III S. 220.

[4]) Paul Janet schließt seinen Artikel „Schopenhauer et la physiologie française" (Revue des deux mondes, 1880, Bd. 39) mit den Worten: „Quelle que soit la valeur de cettes idées, c'est de chez nous qu'elles sont revenues; c'est à nos propres philosophes, qu'il faut en faire honneur: c'est ce qu'oublient trop souvent les admirateurs intempestifs de tout ce qui vient de l'Allemagne. Nous exaltons Schopenhauer, nous avons oublié Cabanis et Bichat. Lui même a été plus juste que nous." Ja, bis zum Uebermaß gerecht und bis zum Unverstand ungerecht gegen die deutschen Physiologen seiner Zeit. Diese

von denen gerade der Erstere der Physiologie eine materialistische Grundlage gab. Beide waren Schüler Condillac's, der in Frankreich den Materialismus Lamettrie's zum Sensualismus weiterbildete, wie in England Locke auf Hobbes folgte. Schopenhauer machte nun den Versuch, den französischen Sensualismus mit dem transcendentalen Idealismus Kant's zu verschmelzen. Aber vergeblich — es entstand keine echte Legirung; man erkennt an jedem Stück unverbunden das grobe Schwermetall neben dem Edelmetall wieder.

III.

Die anthropocentrische Betrachtungsweise der Willenslehre — man kann sie überhaupt das Grundgebrechen des ganzen Systems nennen — führte aber noch in einer anderen wesentlichen Beziehung zum schroffen Gegensatz gegen die Naturforschung. „Wahre Philosophie ist es, die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit einer Sache durch alle Zeiten zu verfolgen." Mit diesen Worten hatte Kant der Philosophie und den Naturwissenschaften einen neuen Weg, den der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung, gewiesen, und er selbst hatte ihn in seiner Kosmogonie mit größtem Erfolge betreten. In der Folge wurde er bald zur breiten Heerstraße, in die alle Wissenszweige einbogen, und auf der das neunzehnte Jahrhundert seine großen Wahrheiten, fand. Nur „der kühne Fortsetzer der Kantischen Philosophie", wie Schopenhauer sich selbst nannte, stand abseits. Er hatte sich den Zugang verlegt. Der Wille ist das wahre Wesen der Welt, er ist metaphysisch, also außerhalb Raum und Zeit und einer historisch-genetischen Betrachtung unzugänglich; die Dinge sind die Objectivationen des Willens, sie sind für uns nur Erscheinungen, Vorstellungen, folglich können sie nicht objectiv geworden, aus einander hervorgegangen sein. Die Metaphysik des Willens läßt eine zeitliche Entwicklung nicht zu, darum auch keine Geschichte. So kam Schopenhauer zu seinem Urtheil über den Unwerth der Weltgeschichte [1]). Sie ist ein Wissen, keine Wissenschaft; als planmäßiges Ganzes sie zu fassen vermag nur roher und platter Realismus, wie ihn die geistesverderbliche und verdummende Hegel'sche Afterphilosophie vertritt [2]). Wenn Schopenhauer dagegen an anderer Stelle der Geschichte einen positiven Werth zuerkennt, weil sie die Vernunft und das besonnene Bewußtsein des menschlichen Geschlechts darstellt, wodurch dieses erst ein Ganzes werde, so widerspricht er damit wieder einmal, wie so oft, in auffallender Weise sich selbst. Wie für die Menschheit, so ist nun auch für die ganze belebte Natur die Annahme einer in der Zeit und durch die Zeit fortschreitenden Entwicklung werthlos und unwissenschaftlich. Wohl erheben sich die Arten von niederen Formen zu einer höheren. Aber sie sind nicht aus einander geworden, sie sind von Anfang so, wie sie sind, gewollt. Und weil sie unbewußt gewollt sind, wie der Mensch bewußt will, sind sie zweckmäßig. Die Biologie auf ihrer heutigen Höhe betrachtet als ihre größte Errungenschaft, daß Darwin ihr die Wege gezeigt hat, die anthropocentrische

---

Ideen sind nun aber noch nicht Schopenhauer's Philosophie, sie sind nur ein Theil seines Systems und, wie oben gezeigt, noch dazu einer, der recht schlecht zum Ganzen paßt.

[1]) Vergl. Kuno Fischer, A. Schopenhauer. Heidelberg 1893. S. 454 ff.

[2]) S. W. II S. 519.

Erklärungsweise zu beseitigen, und Du Bois-Reymond hat ihn deswegen als den Copernicus der organischen Welt gepriesen. Schopenhauer dagegen sah in jener Lehre (er hatte „the origin of Species" freilich nur im Auszug kennen gelernt) nichts als platten Empirismus und wies jede Verwandtschaft derselben mit seinem System zurück[1]).

Unbegreiflicher Weise haben aber einige allzu eifrige Anhänger unseren Philosophen als einen Vorläufer des englischen Naturforschers hinstellen wollen[2]). Zwar es ist richtig: bei Schopenhauer finden sich, vielleicht in der deutschen Literatur zum ersten Male, gerade die Ausdrücke „Kampf um das Dasein", „Kampf um die Existenz", und die Sache, die wir heute damit bezeichnen, hat auch er in immer wieder neuen, geistvollen und packenden Wendungen dargestellt. Es ist ja die Grundlage seines Pessimismus. Aber das „homo homini lupus" stammt nicht von ihm, und das „πολεμος πατηρ παντων" hat schon einer der ältesten griechischen Philosophen gelehrt. Zwar lassen sich von Schopenhauer die Worte anführen: „Daß aus dem Unorganischen die untersten Pflanzen, aus den faulenden Resten dieser die untersten Thiere und aus diesen stufenweise die oberen entstanden sind, ist der einzig mögliche Gedanke"[3]). Daß aber diese seine Worte nicht im Darwin'schen Sinne zu verstehen sind, daß vielmehr zwischen beiden Anschauungen eine völlige Diversität besteht, ergibt sich leicht, wenn wir Schopenhauer's Gedanken näher betrachten. Vorab noch eine Bemerkung.

Kant hatte die mechanische Erklärungsart als die einzig zulässige und wissenschaftliche anerkannt, auch für das organische Gebiet. Freilich reicht sie in diesem vor der Hand nicht und, wie unser Verstand beschaffen ist, überhaupt niemals aus. Darum ist das Princip der Zweckmäßigkeit bei der Erklärung der Lebewesen als nothwendig beizubehalten, aber nur als Leitfaden für die Beobachtung, als regulativer, nicht als constitutiver Grundsatz. Die Möglichkeit einer mechanischen Entstehung der Organismen ist damit nicht geleugnet. Ja, Kant hat sogar, indem er für einen Augenblick die selbst gezogene Grenze außer Acht läßt und ein Abenteuer der Vernunft zu wagen zugibt, einen Plan dazu skizzirt. Daher hat ihn D. Fr. Strauß unter die Vorgänger Darwin's gerechnet[4]). Ihnen kann mit einigem Recht auch Goethe, muß mit vollem Lamarck beigezählt werden. Nun ist es für Schopenhauer's Standpunkt schon allein bezeichnend, daß er jenen auffälligen Versuch Kant's, ob nicht doch mit dem Princip des Mechanismus in der Biologie etwas auszurichten sei, gar nicht erwähnt[5]), daß er von Goethe's entwicklungsgeschicht-

---

[1]) Br. S. 384.

[2]) So von Voß, Frauenstädt, Schemann, Herrig. Noiré (Der monistische Gedanke, Leipzig 1875) behauptet geradezu, daß Schopenhauer durch Aufstellung des Willens (d. h. Kampfes ums Dasein) den Grundgedanken der Entwicklungslehre durch divinatorische Intuition bis in seine Tiefen ausgedacht habe!

[3]) S. N. IV S. 132.

[4]) „Der alte und der neue Glaube". Bonn 1895. S. 122.

[5]) Daß er ihn in der „Kritik der Urtheilskraft" gelesen hat, ist bei diesem Kenner der Kantischen Werke selbstverständlich. Wir besitzen aber auch noch ein ausdrückliches Zeugniß dafür von seiner Hand. Vergl. S. N. III S. 74.

lichen Ideen nur einmal und sehr abfällig spricht[1]), und schließlich, daß er sich zu Lamarck, auf dessen Lehre er ausführlich eingeht, in entschiedenen Gegensatz stellt. Hören wir nun seine Lehre selbst.

Das Organische ist in den niedersten Formen durch Urzeugung entstanden. Dem gegen das Ende der fünfziger Jahre heftig entbrannten Streit in der Pariser Akademie über die generatio aequivoca folgte Schopenhauer mit größtem Interesse. Er macht dazu die richtige Bemerkung, daß die Urzeugung schon a priori aus der Thatsache folge, daß die Thiere da sind. Er hielt aber für gewiß, daß sie bei niederen Thieren auch heute noch eintritt. In Deutschland war bereits durch Schwann und Helmholtz selbst für die niedersten Keime ihre Unmöglichkeit für die Gegenwart im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht. Pouchet, der sich in Paris zu ihrer Vertheidigung wieder aufwarf, wurde durch Pasteur glänzend widerlegt. Die daraus sich ergebende Schlußfolgerung, daß in der atmosphärischen Luft „Billionen Keime aller möglichen Schimmelpilze und aller möglichen Infusorien beständig herumschweben", mochte damals nicht bloß für Schopenhauer „eine enorme Hypothese" sein[2]). Heute ist sie jedem Gebildeten eine geläufige Thatsache. Die Pflanzen waren die Vorboten und Quartiermacher für die Thiergeschlechter; von diesen wieder gingen die niederen den höheren vorauf. Da Schopenhauer noch an der Katastrophentheorie festhält, so mußte sich nach jeder Erdrevolution das Leben wieder von Neuem entzünden. Die Art, wie nun die höheren Formen aus den niederen hervorgehen, ist die der generatio aequivoca in utero heterogeneo. Unter besonders glücklichen Umständen ging das Neugeborene um eine Stufe über die erzeugende Mutter hinaus, sprang gleichsam zu einer höheren Art über. „So z. B. ist einmal aus dem Ei eines Fisches ein Ophidier, ein andermal aus dieses seinem ein Saurier, zugleich aber aus dem eines anderen Fisches ein Batrachier, dann aber aus dieses seinem ein Chelonier hervorgegangen"[3]). Der Aufbau der ganzen belebten Natur geschieht also in sogleich bestimmten, deutlichen Stufen, nicht in allmählichen Uebergängen. „Es ist daher unberechtigt, die Arten zu vermischen und zu identificiren und etwa die vollkommeneren für Spielarten der unvollkommeneren zu erklären"[4]). Schopenhauer vergleicht gern das Stufenreich der Natur mit den Tönen, aber „es ist nicht die Analogie eines von der unteren Octave bis zur obersten allmählich steigenden, folglich heulenden Tones, sondern die einer in bestimmten Absätzen aufsteigenden Tonleiter"[5]). Nun ist klar, was er meinte: nicht Evolution, sondern Gradation schafft den Formenreichthum der Natur.

Auf der höchsten Stufe steht der Mensch. Hier haben wir wieder Gelegenheit, trotz der irrthümlichen Grundanschauung doch den genialen Scharfblick und das über jedem Vorurtheil schwebende Denken unseres Philosophen zu bewundern. Wir können es uns nicht verhehlen, sagt er etwa,

---

[1]) S. W. II S. 391.
[2]) S. N. IV S. 131.
[3]) S. W. V S. 168.
[4]) S. W. I S. 205.
[5]) S. W. V S. 169.

daß wir uns die ersten Menschen als vom Affen geboren zu denken haben, aber nicht als Affen, sondern sogleich als Menschen. Diese Entstehung des Menschen geschah an verschiedenen Stellen der Erde zugleich, darauf deuten die ursprünglichen Rassen hin. Sie konnte aber nur zwischen den Wendekreisen und nur in der Alten Welt vor sich gehen. Jenes, weil im rauhen Norden der neu erstandene Mensch dem ersten Winter erlegen wäre; dieses, weil es die Natur in Australien zu gar keinen Affen, in Amerika nur zu den langgeschwänzten Meerkatzen, nicht aber zu den kurzgeschwänzten, geschweige zu den obersten, den ungeschwänzten Affengeschlechtern gebracht hat. Der Schimpanse ist als der Stammvater der schwarzen äthiopischen, der Pongo als der der braunen mongolischen Rasse anzusehen. Die kaukasische Rasse ist eine abgeleitete; ihre weiße Farbe entstand erst aus der dunklen durch Verbleichen in dem kälteren Klima.

Größte Zeiträume und kleinste Veränderungen: das war die Zauberformel, mit der zuerst Lyell für die Geologie und Darwin für die Biologie eine neue Aera heraufführte.

Schopenhauer konnte diese Formel nicht finden und, wo er sie fand, nicht verstehen. Zeiträume waren für ihn nichts; ihm fehlte gleichsam das Organ für historische Betrachtung. Auf der anderen Seite: Veränderungen, Uebergänge zwischen den Arten anzunehmen, daran hinderte ihn Plato. Indem das Ding an sich, der Wille, in Raum und Zeit eintritt, sich objectivirt, entstehen die Erscheinungen. Diese Objectivationen geschehen von verschiedenen, aber bestimmten Stufen aus, von jeder in unendlicher, unerschöpflicher Fülle. So entstehen die Einzelerscheinungen, die Individuen. An ihnen ist nichts gelegen, sie entstehen und vergehen wie die Blätter des Baumes, verschwenderisch geht die Natur mit ihnen um, sie sind das nie Seiende, das ewig Werdende. Die Stufen aber, von denen sie ausgehen, sind unveränderlich, unwandelbar, ewig gewollt, das immer Seiende, nie Werdende, die species rerum naturae, in der organischen Welt die Arten, es sind die platonischen Ideen, oder, wie er sie einmal nennt, die Gestalten[1]). Mit demselben schönen und kräftigen Ausdruck hatte auch Schiller sie bezeichnet, was Schopenhauer nicht erwähnt.

Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.

Jedes Thier ist also der in die Erscheinung getretene Wille auf einer bestimmten Stufe seiner Objectivation. Wille und Körper sind identisch, — das ist, wie Schopenhauer wiederholt hervorhebt, die philosophische Wahrheit *κατ᾽ ἐξοχην*. Dieser Wille aber ist, was er nicht hervorhebt, weil er es anders sich nicht denken konnte, ein Analogon des menschlichen Willens. Daraus folgt von selbst sowohl die genaue Angemessenheit des Baues zu den Zwecken und äußeren Lebensverhältnissen des Thieres, als auch die so bewunderungswürdige Zweckmäßigkeit und Harmonie im Getriebe seines Innern. Der Wille

[1]) S. W. II S. 428.

sehnt sich unter dieser Gestalt sichtbar. Erscheinung zu werden: „Z. B. ihn ergriff die Sehnsucht, auf Bäumen zu leben, an ihren Zweigen zu hängen, von ihren Blättern zu zehren, ohne Kampf mit anderen Thieren, und ohne je den Boden zu betreten; dieses Sehnen stellt sich, endlose Zeit hindurch, dar in der Gestalt (platonischen Idee) des Faulthiers“ [1]). Tritt er in das Leben, so entsteht das Individuum, bestimmt in seiner Gestaltung, angepaßt seiner Umgebung, zweckmäßig in sich, „ein überschwänglich vollendetes Meisterwerk“ [2]). Daß diese gepriesene Zweckmäßigkeit freilich genauerer Prüfung nicht Stand hält, daß die Natur bei der Erhaltung und Fortpflanzung der Arten, nach menschlichem Maß gemessen, geradezu auf das Unzweckmäßigste verfährt, und daß selbst die innere Einrichtung des Körpers in mancher Beziehung eher auf einen schlechten Gesellen als auf einen Meister schließen läßt, wie es Helmholtz z. B. für das menschliche Auge ausgesprochen hat, blieb Schopenhauer verborgen. Wie das ganze Thier, so ist auch jedes Glied und jedes Organ eine ins Dasein getretene Idee, objectivirter Wille. Weil die Sumpfvögel waten wollen, haben sie unmäßig hohe Beine; weil das Hornvieh stoßen will, hat es Hörner; weil die Giraffe das Laub von hohen Bäumen fressen will, hat sie einen langen Hals; weil der Ameisenbär den Termitenbau aufreißen will, hat er lange Klauen an den Vorderfüßen und, um in das Nest einzudringen, eine lange, cylindrische Schnauze mit kleinem Maul und eine lange, fadenförmige, mit klebrigem Schleim bedeckte Zunge. Zähne, Schlund und Darmcanal sind der objectivirte Hunger, in den Augen objectivirt sich das Sehenwollen, im Gehirn das Erkennenwollen. Kurz, der Wille jedes Thieres bestimmte und machte seine Gestalt und seinen Bau.

Also das Metaphysische schafft das Physische. Der Sprung ins Uebersinnliche ist gethan, die mechanische Causalreihe durchbrochen, das Gesetz von der Erhaltung der Energie beseitigt. Von hier aus ist der Schritt zum animalischen Magnetismus und zur Magie nur klein. Und Schopenhauer that ihn. Regazzoni, der damalige Slade, ist ein ehrenwerther Mann, und seine spiritistischen Experimente anzweifeln oder gar für Betrug erklären, können nur von Neid und Bosheit erfüllte „Ignoranten vom Tiegel“ und „Medicaster“.

Der Wille, der die Welt
Gemacht hat und erhält,
Er kann sie auch regieren: —
Die Tische gehn auf Vieren [3]).

Hiermit hat die Naturwissenschaft natürlich nicht das Mindeste zu thun. Für sie macht es auch keinen Unterschied, ob dieses Metaphysische Wille oder Gott oder devil-devil genannt wird. Es erscheint ihr daher unverständlich, warum sich Schopenhauer so sehr über die Physikotheologie, über Voltaire und Priestley erhitzen konnte, aber sehr verständlich, warum er Lamarck's Theorie einen Irrthum — freilich einen „genialen, wegen der sehr richtigen und tiefen Auffassung der Natur“ [4]) — nannte, und warum er über Darwin's Lehre

[1]) S. W. III S. 235.
[2]) S. W. III S. 254.
[3]) Br. S. 252.
[4]) S. W. III S. 243.

so abfällig urtheilte. Denn diese letztere stellt gerade den ersten ernsten wissenschaftlichen, auf Beobachtung und Experiment gegründeten Versuch dar, den Formenreichthum und die Angepaßtheit der Organismen in sich und zur Umgebung aus dem Mechanismus der Natur zu erklären.

Fassen wir Alles zusammen, so läßt sich in Bezug auf das Verhältniß Schopenhauer's zum Darwinismus sagen, daß sich selten in eines Menschen Kopfe die Keime zu einer großartigen Entdeckung so zusammengefunden haben, ohne Frucht zu tragen, ja, daß sie von dem Unkraut einer vorgefaßten Meinung gänzlich erstickt wurden. Schopenhauer war mit einer genialischen Beobachtungsgabe der Wirklichkeit ausgestattet; er nannte es seinen Kniff, „das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden plötzlich und im selben Moment mit der kältesten und abstractesten Reflexion zu übergießen" [1]). Er hatte den Kampf um das Dasein klar erkannt, durch die ganze Thierreihe verfolgt und in ergreifender Form geschildert. Er hatte das Princip der Evolution als einen Lieblingsgedanken Goethe's kennen gelernt, er hatte in der „Kritik der Urtheilskraft" gelesen, wie selbst Kant diesem Gedanken nachzugehen nicht hatte widerstehen können. Er hatte Lamarck's Lehre studirt, und er bewunderte sie, wenn er sie auch verwarf. Ihm waren auch die Ergebnisse der Embryologie bekannt [2]), die ein so wichtiges Argument der ganzen Theorie bildeten. Und auch das sei nicht vergessen. Er hat bei der Erwähnung einer seiner Zeit berühmten Arbeit des Berliner Arztes Casper über die Sterblichkeit der Bevölkerung [3]) selbständig Folgerungen gezogen, die dem Grundgedanken der Malthus'schen Lehre verwandt sind [4]). Nun haben aber Darwin und Waller, die zu gleicher Zeit völlig unabhängig, ja um die Hälfte der Erde von einander getrennt, zu derselben Theorie kamen, hervorgehoben, daß gerade die Lectüre von Malthus' „Essay on population" in das Chaos ihrer Ideen erst das ordnende Licht warf und ihrem künftigen Gedankengang die entscheidende Richtung gab [5]). In der Lehre von der Evolution der Organismen — das unterliegt keinem Zweifel — war Schopenhauer nicht, wie er sonst gern nach einem Worte Diderot's von sich sagte, die Säule des Memnon, die von allen allein den Strahlen der aufgehenden Sonne erklang.

IV.

Noch in mehrfacher Beziehung fände sich Gelegenheit, vom Standpunkt der heutigen Naturforschung auf Schopenhauer's System einzugehen und manche interessante Bemerkung ließe sich noch daran knüpfen. Ich erinnere nur an seine Fassung der Begriffe Kraft und Ursache. Ich muß hier davon absehen. Aber hervorheben möchte ich doch noch, daß unser Philosoph nicht unvorbereitet an seine Naturerklärung ging. Er hatte es sich angelegen sein lassen, eine umfangreiche naturwissenschaftliche Vorbildung zu erwerben. In

[1]) S. N. IV S. 352.
[2]) S. W. V S. 168.
[3]) Vergl. von Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. Erlangen 1858. III S. 459. Ueber Malthus S. 479 ff.
[4]) S. W. II S. 592, V S. 170.
[5]) Marshall, Lectures on the Darwinian Theory. London 1894. S. 212 ff.

Göttingen war er im ersten Semester bei der medicinischen Facultät inscribirt. Ging er auch schon im nächsten Semester zur Philosophie über, so hat er doch alle naturwissenschaftlichen Vorlesungen, manche sogar zwei- und dreimal, belegt und, wie seine sorgfältig nachgeschriebenen, auf der Berliner Königlichen Bibliothek verwahrten Collegheften zeigen, regelmäßig gehört. Sogar als Privatdocent in Berlin 1821, nachdem er bereits sein Hauptwerk veröffentlicht hatte, besuchte er wieder Ermann's Vorlesungen über Elektromagnetismus, und im folgenden Jahre widmete er sich, veranlaßt durch Flourens' Entdeckungen, wiederum dem Studium des Gehirns. Vergleichende Anatomie und Physiologie sind ihm, dem echten Schüler Blumenbach's, sein Leben lang Lieblingsfächer gewesen. „Physiologie," schreibt er einmal an seinen „Erzevangelisten" Frauenstädt, „ist der Gipfel gesammter Naturwissenschaft und ihr dunkelstes Gebiet. Um davon mitzureden, muß man daher schon auf der Universität den ganzen Cursus sämmtlicher Naturwissenschaften praktisch durchgemacht und sodann sie das ganze Leben im Auge behalten haben. Nur dann weiß man wirklich, wovon überall die Rede ist; sonst nicht"[1]).

Indessen waren diese Studien ihm nur Mittel zum Zweck, sie dienten ihm nur zum Aufbau und Ausbau seines Systems. Die Natur hatte ihn zum Philosophen gestempelt und — ein von ihm gern gebrauchtes Citat aus Ariost's rasendem Roland — nach dem einen Gebrauch den Stempel zerbrochen. Diese seine Anlage hatte er selbst schon frühe erkannt. Als dreiundzwanzigjähriger Jüngling antwortete er dem achtundsiebzigjährigen Wieland, der ihm die philosophische Laufbahn ausreden wollte: „Das Leben ist eine mißliche Sache; ich habe mir vorgenommen, das meinige damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken"[2]). Bei ihm war in außerordentlichem Maße entwickelt, was er selbst das metaphysische Bedürfniß genannt hat. Dem tiefsinnigen Capitel darüber möchte ich aus der neueren philosophischen Literatur das letzte in der „Geschichte des Materialismus" von F. A. Lange an die Seite stellen, welches durch seinen tieferen ethischen Gehalt, durch seinen innigeren Ton und durch den Schwung der Darstellung vielleicht eine noch ergreifendere Wirkung ausübt. Das metaphysische Bedürfniß lebt aber in jedem Menschen, denn er ist das animal metaphysicum. Es ist die Sehnsucht, die der Dichter singt:

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!

Um sie zu stillen, wenden sich die Einen zur Religion, die tiefer Fühlenden zur Kunst, die schärfer Denkenden zur Philosophie. Daß diese gerade Schopenhauer's Lehre sein soll, will ich nicht vertreten, auch überhaupt nicht ein bestimmtes System nennen. Ich würde, danach gefragt, vielmehr mit den Worten unseres Dichters antworten:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn!

---

[1]) Br. S. 219. — [2]) Br. S. 219.

Jugenderinnerungen.

Von
Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

II. König Max und das alte München.

Vor fünfundvierzig Jahren.

Ich habe es stets als eine besondere Gunst meines Geschicks betrachtet, daß mein Leben in jungen Jahren aus dem heimathlichen Berlin nach München verpflanzt wurde.

Nicht allein wegen der frühen Sicherung meiner äußeren Lage und der Verpflichtung, die mir damit auferlegt wurde, meine volle Kraft an meine dichterische Lebensaufgabe zu setzen. Wichtiger noch war, daß ich nun auf mich selbst gestellt wurde und an innerer Reife zunahm durch die Trennung von den literarischen Kreisen Berlins, in denen mir bis dahin wohl, nur allzu wohl geworden war. Was sie dem Anfänger gegeben, bewahrte ich in dankbarem Gedächtniß, wie ich auch im Süden nie verleugnete, daß ich ein Berliner Kind war, und ein Heimweh in mir fortlebte nach Allem, was ich an den Menschen im Norden lieben gelernt: feste Freundestreue, Klarheit und Klugheit und redlicher Wille, dem Strebenden die Wege zu weisen, und bei größter geistiger Regsamkeit der zähe, beharrliche Fleiß, auch in künstlerischen Dingen seinem Gewissen genugzuthun.

Ich war aber auf einem Punkt angelangt, wo ich Gefahr lief, über den Horizont der dortigen Gesellschaft nicht hinaus zu blicken, ihrem Richterspruch mich zwar nicht blindlings zu unterwerfen, ihn aber doch für entscheidender zu halten, als er im Grunde war. Vor Allem wäre mir, wie so viel anderen poetischen Talenten, die dünne, austrocknende kritische Luft der großen Stadt auf die Länge verhängnißvoll geworden, das Ueberwiegen des scharfen, zersetzenden Verstandes über die sinnliche Dumpfheit, aus der jede künstlerische Schöpfung ihre beste Kraft, ihr eigentliches Lebensblut saugt. Wer schaffen will, soll nicht zu klug aus sich selber werden. Er hüte sich, so sehr er der

Selbstkritik bedarf, sich dem Naturboden zu entfremden und durch voreiliges Dreinreden der „alten Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen Phantasie zu beleidigen“.

Nun fand ich in München gerade das, was mir bisher gefehlt hatte: eine sehr unliterarische Gesellschaft, die sich um mein Thun und Treiben wenig oder gar nicht bekümmerte, am wenigsten mich durch Urtheilen verwirren konnte. Man sprach damals selbst in den gebildeteren Münchener Kreisen niemals von Literatur, höchstens vom Theater. Dafür empfing mich eine unfreundlich, wo nicht feindselig gesinnte Schar einheimischer Collegen, deren Verhalten gegen den Fremdling seinen Charakter stählte und ihn dazu trieb, stets sein Bestes zu geben. Wichtiger noch war, daß der Großstädter, der bisher nur in den Häusern guter Freunde heimisch gewesen war, sich hier zum ersten Mal auf einen breiten, derben Volksboden gestellt fand, auf dem sich ein eigenwüchsiger, nicht immer löblicher, aber kraftvoller und vielfach poetischer Menschenschlag bewegte, nicht von fern mit dem zu vergleichen, den man in Berlin „Pöbel“ nannte. Von diesem sich fernzuhalten war wohlgethan gewesen, zumal man von der Literaturfähigkeit des Berliner Jargons, die heutzutage so eifrig angestrebt wird, damals noch keine Ahnung hatte. Eine Berührung aber mit dem altbayerischen Stamm, der seine eigenen Volkslieder und volksthümlichen Poeten besaß, konnte dem Berliner Kinde nur heilsam sein und seine dichterischen Nerven erfrischen. Zudem galt es hier für mich, da gesellschaftliche Lorbeern nicht zu erringen waren, über die nächsten Grenzen hinaus vor dem deutschen Volke zu beweisen, daß ich nicht von Königsgnaden allein zu den „Berufenen“ zählte.

München war im Jahre 1854 eine Stadt von wenig über 150000 Einwohnern. Schon im Sommer 1842 auf einer Reise mit meinem Vater und einem in Petersburg angesiedelten Onkel über Dresden, Prag, Wien, Graz und Ischl war ich auch nach München gekommen, wo wir König Ludwig's große künstlerische Unternehmungen zum Theil noch im Werden fanden.

Noch hatten wir nur erst das Modell der Bavaria in der hohen Bretterhütte auf der Theresienwiese bestaunt, waren in der Basilica auf den Gerüsten herumgeklettert, auf denen Heß und Schraudolph ihre Fresken malten, und in der Ludwigskirche legte Meister Cornelius die letzte Hand an sein großes jüngstes Gericht. Jetzt, zwölf Jahre später, fand ich die schöne Kunststadt an der Isar in vollem Glanz, freilich noch räumlich weit beschränkter als heutzutage. Das Siegesthor und die noch unvollendeten Propyläen begrenzten damals im Norden und Westen, das Hoftheater im Süden die Stadt, die erst durch König Max bis an den schönen, starken Strom fortgeführt wurde, während nach Osten hin die Straßen sich ohne Abschluß bald ins freie Feld verliefen, und die Vorstädte Au, Giesing, Haidhausen und Schwabing sich's noch nicht träumen ließen, daß sie dermaleinst in den Ring der Stadt einbezogen werden sollten. Es lag damals auch noch eine Menge großer Gärten zwischen den Häusermassen verstreut, wenn auch der jetzt so lustig grünende Dultplatz noch eine dürre Wüste war, da man zu gewissen Zeiten dort die Budenstadt hinpflanzte. Den Berliner aber, der diese in fröhlichem Auf-

schwung begriffene lachende Stadt betrat, heimelte sie im Vergleich zu den endlosen Straßenzügen und schwerfälligen Palästen seiner Vaterstadt fast mit ländlichem Reize an, während doch wieder die vielen neuen und alten Kirchen und die drei großen Museen dem Ganzen ein vornehmes Gepräge gaben und die malerischen, alterthümlichen Stadttheile daran erinnerten, eine wie lange, merkwürdige Geschichte dies neue Isar-Athen zu erzählen hatte.

Nicht minder fand sich der Norddeutsche, zumal wenn ihm das muntere Blut des „fahrenden Schülers“ noch in den Adern floß, durch die ungebundenen Sitten und den farbigen volksthümlichen Zuschnitt des Lebens angezogen, wenn er auch manches Liebgewohnte vermißte.

So gab es zum Beispiel keine eigentliche Geselligkeit, kein uneingeladenes Eintreten bei Freunden, keine Hausfreundschaft, wie ich es von meinem Elternhause, der Kugler'schen und anderen Berliner Familien her gewöhnt war.

Die Männer gingen allabendlich in ihr gewohntes Bierhaus, die Frauen saßen in sehr zwangloser Toilette zu Hause und empfingen höchstens eine Freundin — gelegentlich wohl auch einen „Freund“, den das Négligé nicht abschreckte. Wenn ein Gast von fern zugereist kam, bestellte ihn sein Münchener Gastfreund auf den Abend ins Wirthshaus, oder, wenn er ihn zu seinem Tische einlud, kam die Magd herein, zu fragen, was der Herr zu Nacht zu speisen wünsche. Das wurde dann nebst dem trefflichen Abendtrunk aus dem nächsten Wirthshaus „über die Gasse“ geholt. Ich erinnere mich sogar, daß Kobell uns einmal ausnahmsweise zum Abend einlud, ein Drama mit anzuhören, das ein ihm empfohlener junger Poet der Familie vorlesen wolle. Als wir alle versammelt waren, trat der Hausherr herein, begrüßte uns freundlich und sagte: „Nun, unterhalten Sie sich gut! Ich muß in meine Gesellschaft.“

Wir konnten, als die Lectüre begann, freilich begreifen, daß er es vorgezogen hatte, in sein „Alt-England“ zu gehen. Aber von den ortsüblichen Bräuchen der Gastlichkeit hatten wir doch einen seltsamen Begriff bekommen.

Desto liebenswürdiger erschien uns hier im Süden gegenüber der strengen Sonderung der Stände, die in der Heimath herrschte, der freiere Verkehr der verschiedenen Gesellschaftsclassen unter einander an öffentlichen Orten, der schon an Italien erinnerte. Zwar konnte es in München nicht vorkommen, wie ich es in Rom erlebt hatte, daß ein Bettler im Café von Tisch zu Tische ging und, nachdem er so viel gesammelt, um seinen Kaffee zu bezahlen, sich ohne Verlegenheit unter die Gäste setzte, um vom Kellner wie jeder Andere bedient zu werden. Aber die demokratisirende Macht des Bieres hatte doch eine Annäherung bewirkt. Der geringste Arbeiter war sich bewußt, daß der hochgeborene Fürst und Graf keinen besseren Trunk sich verschaffen konnte als er; die Gleichheit vor dem Nationalgetränk milderte den Druck der socialen Gegensätze. Und wenn im Frühling noch der Bock dazu kam, konnte man in manchem Wirthsgarten eine so gemischte Gesellschaft zwanglos beisammen finden, wie sie in Berlin nirgends anzutreffen war.

Sei mir gegrüßt, du Held im Schaumgelock,
Streitbarer Männer Sieger, edler Bock!

Nicht graues Zwielicht dampfdurchwölkter Schenken,
Den Mittag liebst du und der Gärten Frische.
Hier finden sich auf brüderlichen Bänken
Hoch und Gering in traulichem Gemische:
Den Knechten nah, die seine Pferde lenken,
Der Staatenlenker vom Ministertische;
Pedell, Professor, Famulus, Student —
Du spülst hinweg die Schranke, die sie trennt.

Es wird von jenem Trevi=Quell berichtet,
Daraus man ew'ges Heimweh trinkt nach Rom,
Sehnsucht, die unermüdlich denkt und dichtet,
Nur einmal noch zu schaun Sanct Peter's Dom.
So hat auf München nie ein Herz verzichtet,
Das je hinabgetaucht in deinen Strom.
So rasche Wurzeln hier geschlagen hätt' ich
Nie ohne dich und deinen Freund, den Rettig.

Ein wenig Uebertreibung muß man diesem dithyrambischen Erguß zu Gute halten. Pflegen sich doch alle „Neubekehrten" eines gewissen Fanatismus schuldig zu machen. Zwar war ich nie ein sonderlicher Trinker gewesen und wurde es auch nicht in meiner neuen Heimath, wie denn auch wohl an meiner Begeisterung für den Rettig der Reim den größeren Antheil hatte. Das aber gewann mich sofort für meine neuen Landsleute, daß sie, so sehr sie Rang und Stand zu schätzen wußten, sich durch die Nähe eines Höherstehenden nicht einschüchtern oder im behaglichen Lebensgenuß stören ließen. Freilich hatte das alte München auch noch keine breite Arbeiterbevölkerung. Noch herrschte unter einem strengen Zunftzwang die Handwerksarbeit im Kleinen vor; es fehlte fast gänzlich an Fabriken und jeder Art von Großindustrie, wie denn auch hier vor fünfzig Jahren Diejenigen gezählt werden konnten, die nach heutigen Begriffen für reich gegolten hätten. Dafür gab es auch durchaus keine Massenarmuth, die in großen Städten dem Menschenfreunde das Herz beklemmt. Bettler waren genug vorhanden, an den Kirchenpforten wie in den Häusern. Aber sie waren sämmtlich mit ihrem Loose zufrieden, da in wohlthätigen Vereinen und durch das obligate Almosenspenden frommer Seelen dafür gesorgt wurde, daß sie sich in ihrem Stande wie in einer auskömmlichen Sinecure wohlfühlen konnten. Der gewerbtreibende Bürgerstand vollends genoß eines so reichlichen Lebens und Nahrungszuschnitts, wie in dem sparsamen und nüchternen Norden unerhört war. Zweimal, auch wohl dreimal am Tage Fleisch zu essen, erschien nur als etwas, das der gute Bürger als sein Recht in Anspruch nehmen konnte. Dafür arbeitete er nicht mehr als nöthig war, um das nahrhafte, vergnügliche Leben fortzusetzen, und wurde durch strenge Zunftgesetze gegen betriebsamere Concurrenten geschützt. Aufs Genaueste — für den Uneingeweihten oft unverständlich — war vorgeschrieben, was jeder Handwerker oder Händler anfertigen oder verkaufen durfte. War dann ein ehrsamer Meister, der selbst nicht höher hinausgewollt hatte, zu

einigem Wohlstande gediehen, so ließ er den Sohn, wenn er ihn nicht der Kirche widmete, wohl auch studiren, obwohl er, wie ein bekannter Großbrauer, der Meinung war, „Studiren hält auf“. Es war eben noch die gute alte patriarchalische Zeit, deren Sitten und Unsitten im Gegensatz gegen die stark sich aufschwingende norddeutsche Industrie einen „gemüthlich“ anheimelnden Charakter trug, ohne daß darum das eigentliche Gemüthsleben wärmer und nachhaltiger gewesen wäre, als in dem für kaltherzig verschrieenen Berlin.

Als wir einmal die Sommermonate in Starnberg zugebracht hatten, wo unsere vier Kinder auf weiten Spaziergängen viel Schuhwerk verschlissen, schickte ich am Vorabend der Abreise unsere älteste Tochter zum Schuhmacher, unsere Rechnung zu bezahlen. Morgen würden wir in die Stadt zurückkehren, erzählte sie dem Meister. „Da bin ich aber froh, Fräulein, daß Sie jetzt fortgehen,“ versetzte der Biedermann ganz ernsthaft. „Denn so viel wie für Ihnen hab' ich noch für keine Herrschaft zu arbeiten gehabt.“

Man mag vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus von dieser Antwort weniger günstig denken. Doch wird man nicht bestreiten können, daß in dem Grundsatz, sich ja nicht zu überarbeiten, bloß um Geld zu erwerben, um dann im späteren Alter die Früchte seines Fleißes vielleicht nicht mehr genießen zu können, ein freierer und vornehmerer Sinn sich offenbart als in dem athemlosen Jagen nach Erwerb, wobei über der Hast, immer reichere Mittel zum Lebensgenuß zu gewinnen, der Zweck oft nicht mehr erreicht wird.

Bestärkt wurde das Volk in dieser leichtherzigen Lebenskunst überdies durch die vielen Feiertage, zu denen im Carneval noch andere Gelegenheiten, sich gute Tage und Nächte zu machen, hinzukamen. Das Alles aber sah sich bunt und lustig an und hing mit so manchen phantasievollen Ueberlieferungen zusammen, daß es auch auf den protestantisch gewöhnten Sohn der Mark einen anziehenden Eindruck machen mußte.

Freilich konnte er sich nicht verhehlen, daß die warmblütigere, sinnlichere Natur dieser Bevölkerung in sittlicher Hinsicht manches Bedenkliche hatte. Nicht nur im Gebirge galt das Sprüchlein: „Auf der Alm da gibt's ka Sünd.“ Auch in Stadt und Land herrschte eine Sittenfreiheit, die uns Anfangs höchlich befremdete. Als wir für unseren Erstgeborenen ein Kindsmädchen mietheten, das noch sehr jugendlich erschien, fragte sie meine Frau, ob sie auch mit einem so kleinen Kinde umzugehen wisse. „No natürlich,“ sagte das Mädchen, „ich hab' ja selbst schon ein Kind gehabt.“ Und durch die etwas betroffene Miene ihrer Herrin sichtbar gekränkt, fügte sie rasch hinzu: „Was meinen S' denn, gnä' Frau? So wüst bin ich doch nicht, daß mich Keiner möcht'!“

Diese naive Offenheit entwaffnete uns. Wir sagten uns, daß die sittlichen Zustände in unserer Heimath schwerlich löblicher seien als hier und nur weniger unbefangen zu Tage träten. Und wenn auch Heuchelei ein Compliment ist, das das Laster der Tugend macht, im Grunde war die Sache damit nicht gebessert und das freimüthige Bekenntniß, der Erbsünde verfallen zu sein, immer noch einem engherzigen Tugenddünkel vorzuziehen, der oft nur die Maske feiger Sündhaftigkeit ist.

Dazu kam als ein weiterer mildernder Umstand die Erleichterung, die hier im katholischen Lande durch die Absolution der Kirche gewährt wird, während ein protestantisches Gewissen in schweren Kämpfen mit sich selbst zu ringen hat. Nicht minder auch mußte man die erhöhte Versuchung durch das gesammte sinnenfrohe Leben in Betracht ziehen und die stärkere Anlage des oberbayerischen Stammes zu allem Künstlerischen, in der sich auch der Sinn für leibliche Schönheit leidenschaftlicher entwickelt.

Die großen Schöpfungen König Ludwig's hatten alte und junge Künstler jeder Art nach München gezogen. Hier fanden sie außer großen, weitreichenden Aufgaben auch alle Mittel zu ihrer Durchführung, vor Allem unter den Mädchen aus den niederen Classen, die sich durch eine kräftige, rassenmäßige Schönheit und frische Anmuth auszeichneten, Modelle genug, während es in Berlin einem ehrbaren Dienstmädchen als eine Beleidigung erschienen wäre, einem Maler diesen Dienst erweisen zu sollen. Daß dies Vorwiegen der Künstlerschaft dazu beitrug, die Unbefangenheit im Verkehr der Geschlechter überhaupt zu steigern, liegt auf der Hand. König Ludwig selbst hatte sich ein „gemaltes Serail" angelegt, nicht bloß als ein platonischer Verehrer der Schönheit. Und so ging ein Hauch von fröhlicher, warmer Sinnlichkeit durch alle Schichten der Gesellschaft, ein wenig phäakenhaft, doch nicht in unfruchtbares „süßes Nichtsthun" ausartend, da eben auf dem Boden, wo Leben und Lebenlassen der Wahlspruch der gesammten Bevölkerung war, jene großen künstlerischen Thaten geschahen, denen das heutige München seinen Rang als erste deutsche Kunststadt verdanken sollte.

Damals freilich ging noch ein ganz anderer Geist durch die Münchener Künstlerschaft. Wie alle sich hatten bescheiden müssen, bei den Aufträgen des Königs mehr auf die Ehre als auf reichen Lohn zu sehen, so war auch von einem Kunstmarkt, wie heutzutage, noch keine Rede. Freilich auch nicht von einer so übermäßigen Concurrenz, an der seit einigen Jahrzehnten auch noch die immer wachsende Zahl der „Malweibchen" in beängstigender Weise Theil nimmt. Die Künstler waren keiner fieberhaften Bilderproduction beflissen, sondern Manche, die mehr Verstand als Glück hatten, ergaben sich sogar zeitweise einem behaglichen Müßiggang, weil es ihnen „so billiger kam". Wo es aber galt, öffentliche Feste zu verherrlichen, war Jeder bereit, seine Dienste anzubieten, ohne sich für den Zeitverlust entschädigen zu lassen. Die Frühlingsfeste an den reizenden waldigen Isarufern bei Pullach, Grünwald, Schwaneck, die Alles, was an Schönheit, Jugend und Humor in den gebildeteren Kreisen der Stadt vorhanden war, in buntem Gemisch hinauslockten, erschienen von dem fröhlichen Treiben so vieler malerischer Gestalten belebt dem norddeutschen Gast wie ein lebendig gewordenes Bild aus einem Märchen, und die Raketen, die den spät in der Nacht Heimkehrenden einen Gruß auf den Weg mitgaben, wie das letzte Aufleuchten der romantischen „mondbeglänzten Zaubernacht".

Diese Jugendzeit der Münchener Kunst ist längst dahin. Eine Periode ernster, ruhiger Arbeit ist ihr gefolgt, deren Führer und Meister nur noch bei seltenen Gelegenheiten sich um eine öffentliche Lustbarkeit der Stadt mithelfend verdient machen. Zeit ist Geld geworden, und auch die bildenden

Künste haben sich dem Industrialismus anbequemen müssen, der seit dem französischen Kriege alle Lebensgebiete beherrscht. Viel Schönes ist trotzdem zur Erscheinung gekommen. Wem aber die damaligen Anfänge in der Erinnerung fortleben, dem klingen wohl die Verse im Ohr:

Schöner war die trübe Schwüle
Als die helle Kühle jetzt.
Jene frühen Vollgefühle
Kennst Du was, das sie ersetzt?
(Lingg.)

König Max und die Wissenschaft.

Auf einem anderen Gebiete freilich, dem der Wissenschaften, war von einem ähnlichen jugendlichen Auf- und Vorwärtsstreben desto weniger zu spüren.

„Wenn wir einen Blick auf jenen Culturboden werfen, den München in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts darbot, finden wir, daß es ein ziemlich rauher Boden war, rauh wie die ganze Hochebene, über welche die Frauenthürme hinschauen. Kein Goethe und kein Schiller, kein Lessing und kein Wieland hatten diesen Boden mit geistiger Saat befruchtet. München war eine Stadt von Kleinbürgern, von Staatsbeamten und Hofbediensteten, in welcher als lebhafteste Gäste die Schrannenbauern mit ihrer schallenden Geißel und die Tölzer Flößer mit ihren blanken Aexten und ihren qualmenden Pfeifen einkehrten. Und dennoch war dieser Culturboden kein hoffnungsloser. Denn in die alte Hochburg der Jesuiten war die Akademie der Wissenschaften eingezogen; aus der Staatsverwaltung hatte ein scharfer, aufklärender Wind den ärgsten Dunst und Staub vergangener Jahrhunderte herausgefegt; in der Prannerstraße tagte schon um dreißig Jahre früher als in dem klugen Berlin eine Volksvertretung unter dem Schirm einer volksfreundlichen Verfassung, und in der Residenz thronte ein Fürst von lebhaftem Geist, von feurigen Idealen und beseelt von dem unermüdlichen Willen, aus seiner Stadt München etwas zu machen, das in ganz Deutschland nicht war.“ (Max Haushofer.)

Die Männer aber, zum Theil bedeutende Gelehrte, die der Akademie angehörten oder Lehrstühle an der Universität inne hatten, waren im Lauf der Zeit von dem allgemeinen Geiste behaglichen Genügens angesteckt worden, der den Ehrgeiz, sich durch wissenschaftliche Thaten hervorzuthun, als eine sehr „ungemüthliche“ Störung empfand. Sie glaubten, vollauf ihre Schuldigkeit zu thun, wenn sie ihre Vorlesungen und Examina abhielten, ohne durch neue Forschungen und deren literarische Verwerthung sich an den Fortschritten ihrer Collegen im übrigen Deutschland zu betheiligen.

In den höheren Schulen, die größtentheils noch den alten geistlichen Zuschnitt bewahrten, hatte der treffliche Thiersch, der schon als „Präceptor Griechenlands“ sich bewährt hatte, einen frischeren Geist anzuschüren gesucht, mit zweifelhaftem Erfolge. Alle freie, liberale Wissenschaft, die vor traditionellen Vorurtheilen nicht Halt machte, war der damals in Kirche und

Staat herrschenden Partei ein Dorn im Auge, und König Ludwig's Interesse richtete sich so ausschließlich auf seine künstlerischen Unternehmungen, daß ihn das Zurückbleiben der großen gelehrten Institute hinter der Zeit wenig bekümmert haben würde, auch wenn man ihn über die Gefahren, die der geistigen Cultur dadurch erwuchsen, aufgeklärt hätte.

In seinem Sohne, zu dessen Gunsten er, durch die bekannten Ereignisse dazu gedrängt, auf den Thron verzichtete, erstand ihm ein Nachfolger, dessen höchste und ernsteste Sorge eben das wurde, was der Vater vernachlässigt hatte.

König Ludwig war eine geniale Erscheinung gewesen, eine Künstlernatur mit dem Sinn für Glanz, Größe, freie und schöne Entfaltung des äußeren Lebens. Sein Sohn, der siebenunddreißigjährig zur Regierung kam, war in Allem das Widerspiel des Vaters, der die Erziehung seines Thronfolgers sich nicht sonderlich hatte angelegen sein lassen.

König Max selbst hat es oft genug gegen die, die sein Vertrauen genossen, ausgesprochen, daß er die großen Lücken seiner Bildung schwer empfinde und Alles daran setzen wolle, die Unterlassungssünden seiner Jugend so viel als möglich wieder gut zu machen. Wie gewissenhaft er dabei zu Werke ging, dessen sind alle Diejenigen Zeuge, die ihm jemals näher gestanden.

Er war 'wie in all' seinen äußeren Regierungsacten so auch in dem Bestreben, seine innere Welt zu ordnen und zu bereichern, das incarnirte Pflichtgefühl, unfähig, mit einer Sache abzuschließen, ehe er sie völlig durchdrungen, unermüdlich im Fragen und Wiederfragen und daher oft lange unschlüssig, wenn es galt in einer Sache, die ihm noch Zweifel erweckte, eine Entscheidung zu treffen. Hatte er aber das ergriffen, was ihn das Rechte dünkte, so hielt er mit zäher Beharrlichkeit daran fest und war bei der Durchführung selbst unter schwierigen Kämpfen in seinem Muthe nicht zu erschüttern.

Dabei war ihm alles Scheinwesen verhaßt, und es wird wenig Fürsten gegeben haben, die ihm an Selbstverleugnung, an Unzugänglichkeit für höfische Schmeichelei, an Bescheidenheit überragendem Verdienste gegenüber gleich kamen. Vor dem Bestreben, es in äußeren Erfolgen seinem genialen Vater gleich zu thun, auf Gebieten, in denen er sich nicht heimisch fühlte, bewahrte ihn „die schlichte Gediegenheit seines Wahrheit suchenden Geistes“, wie Alfred Dove es treffend bezeichnet hat. Ueberall war es ihm um die Sache zu thun, nicht um die Person, am wenigsten um seine eigene. Das schloß nicht aus, daß er von seiner königlichen Würde eine hohe Meinung hatte und jede Schmälerung derselben als eine persönliche Unbill empfand. Auch das aber nur, da er es für seine Königspflicht hielt, das ihm anvertraute Herrscheramt mit vollem Nachdruck zum Segen seines Staats und Volkes auszuüben.

Nun suchte er, sobald er ans Regiment gekommen war, das Gebiet, auf dem er sich um das Wohl seines Bayernlandes vor Allem verdient machen könnte. Die Künste hatten unter seinem Vater eine so hohe Blüthe erreicht, daß er ihre weitere Förderung ruhig der Zeit überlassen zu dürfen glaubte.

Dagegen konnte Viel, in mancher Hinsicht noch Alles geschehen, um auch die Wissenschaften auf die gleiche Höhe zu bringen, und da diese Aufgabe zugleich seiner persönlichen Begierde nach weiterer Erkenntniß entgegenkam, zögerte der junge Fürst nicht, das schwierige Werk sofort offen in Angriff zu nehmen.

Schwierig insbesondere, da nicht nur das Widerstreben gewisser clericaler Kreise, sondern auch der Unmuth der heimischen Gelehrten zu überwinden war, die durch das Eindringen berühmter Collegen von auswärts in dem bequemen Besitz ihrer bisherigen Stellung gefährdet wurden.

Wie unbekümmert um alles Geschrei in den Blättern, alles Gerede und Gemurre in der Gesellschaft König Max seinen Weg fortsetzte, ist bekannt. Ueber sein Verhältniß zur Geschichte, die natürlich ihm innerlich näher stand als die Naturwissenschaften, haben die Meister der Historie Ranke, Döllinger und Sybel sich so ausführlich in den ergreifenden Denkreden auf ihren erlauchten Gönner ausgesprochen, daß ich mich jeder eigenen Aeußerung enthalten darf. (Siehe den vortrefflichen Aufsatz „Ranke und Sybel in ihrem Verhältniß zu König Max" in Alfred Dove's „Ausgewählten Schriftchen, vornehmlich historischen Inhalts". Leipzig 1898.)

Doch wenn König Max keine Künstlernatur war, so war doch auch kein Gelehrter an ihm verdorben; schwerlich würde er sich, auch wenn er nicht zufällig für den Thron geboren worden wäre, zu einem Professor der Geschichte ausgebildet haben. Denn so sehr er stets die Forderung betonte, Geschichte müsse in objectivem Geiste betrieben und geschrieben werden, so war sein Interesse doch wesentlich bestimmt durch das Bedürfniß, von der Darstellung vergangener Zeiten und Menschen für die Gegenwart zu lernen, für sein staatsmännisches Geschäft Aufklärungen und Lehren aus der Betrachtung abgeschlossener politischer Entwicklungen zu schöpfen. Dazu lag in seiner zarten und weiblich feinen Natur neben dem ernsten Wahrheitstrieb der Hang zu schwärmender Contemplation, zu träumerischem Versenken in eine Welt der Ideale, wie sie durch Dichtermund offenbart worden sind. Von allen geistigen Gaben seines Vaters war nur das dichterische Talent auf ihn übergegangen, freilich auch das in minder eigenartiger Form und seinem bescheidenen Charakter gemäß so zurückhaltend, daß die Welt nichts davon erfahren konnte.

Das alte und das neue literarische München.

Bei der ganzen Anlage seines geistigen und sittlichen Naturells war nun nichts natürlicher, als daß der König gerade für Geibel vor allen anderen zeitgenössischen Dichtern die wärmste Sympathie fühlte. Der melodische Fluß und die glänzende Vollendung seiner Verse bezauberten ihn; der tiefe Brustton idealer Gefühle und Gesinnungen kam einer verwandten Stimmung in der Seele des Königs entgegen.

Schon im Frühjahr 1852 berief er den ihm so theuren Dichter in seine Nähe und war glücklich, daß er im persönlichen Verkehr Geibel's Charakter ebenso schätzen lernte, wie er seine Dichtungen bewundert hatte. Geibel war

nach München übergesiedelt und hatte dort seinen jungen Hausstand gegründet. Eine Professur der Literaturgeschichte und Poetik war ihm übertragen worden, die er in den ersten Jahren ziemlich ernst nahm; eine Schar angehender junger Poeten sammelte sich um ihn und suchte in den Vorlesungen, die er in seinem Hause hielt, Belehrung über poetische Technik. Ob es dabei zu eigentlich wissenschaftlicher Arbeit, zumal im Gebiete der Literaturgeschichte, gekommen, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls war das Verhältniß zum Könige der Hauptzweck seiner Gegenwart in München.

Er war freilich bei aller angeborenen Loyalität nicht fähig, die Rolle eines geschmeidigen Höflings zu spielen. Gleich zu Anfang, als der König ihm durch seinen bisherigen literarischen Amanuensis, den Ministerialrath Daxenberger, eine Auswahl seiner eigenen Gedichte zur Prüfung geschickt hatte mit der Frage, ob er sie zur Veröffentlichung geeignet halte, hatte Geibel unumwunden vom Druckenlassen abgerathen. Der König, weit entfernt, darüber empfindlich zu werden, hatte ihm diese Warnung als einen Freundschaftsdienst hoch angerechnet und ist auf den Lieblingswunsch eines Jeden, der sich dilettantisch mit Versemachen beschäftigt, nie wieder zurückgekommen.

Der Verkehr mit Geibel aber regte in ihm die Neigung zur Poesie so lebhaft an, daß er neben den Männern der Wissenschaft, die er an seine Universität berief, um auch privatim ihres belehrenden Umgangs zu genießen, auch einige Poeten zu den Abendgesellschaften zuzuziehen beschloß, in denen er geistige Nahrung und Erfrischung der verschiedensten Art zu gewinnen wünschte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Gründung einer „geistigen Tafelrunde" in den Kreisen der einheimischen Gelehrten und Dichter eine sehr unfreundliche Stimmung erzeugte.

Schon die Berufung hervorragender Männer der Wissenschaft an die Universität hatte, wie oben bemerkt, aus den verschiedensten Ursachen lebhaften Unmuth erregt. Die besondere Gunst, die einigen dieser Fremden, vor Allem Liebig, durch die Theilnahme an den Symposien des Königs zu Theil wurde, mußte die feindselige Gesinnung der zunächst betroffenen altbayerischen Kreise nur noch erheblich steigern, da die bevorzugten „Berufenen" allgemein im Verdacht standen, da sie das Ohr des Königs hätten und häufiger und zwangloser als selbst die Minister mit ihm verkehrten, diesen Vorzug, wenn auch nicht immer in persönlichem Interesse, doch zu immer stärkerer Zurückdrängung der verdienten einheimischen Männer zu mißbrauchen. Es half nichts, daß auch bayerische Gelehrte zu den Symposien geladen wurden. Die Liebig, Bischof, Jolly, Riehl, Bluntschli, Carriere, späterhin Sybel und Windscheid waren doch in der Mehrzahl und gehörten zu den Stammgästen an diesem königlichen Tische.

Nun vollends die Bevorzugung fremder Poeten, da es in dem bayerischen Dichterwald doch wahrlich „von allen Zweigen schallte"! Schon mit Dingelstedt's Berufung war man unzufrieden gewesen. Man hielt ihn nach seinen „Nachtwächterliedern" nur für einen der politischen Dichter und Tendenzpoeten, die nachgerade abgethan waren; zudem hatte er sich durch seine

„Verhofrätherei“ den Liberalen verdächtig gemacht, während er den Altgesinnten durch allerlei Frivolitäten Anstoß zu geben fortfuhr. Immerhin war er nicht als Dichter, sondern als Theaterintendant nach München gekommen und hatte ein Amt, mit dem stets ein Gehalt verbunden war. Auch wurde er nicht zu dem engeren Kreise des Königs hinzugezogen. Daß aber zwei andere fremde Dichter durch die Gnade des Königs eine Jahrespension genossen, ohne weitere Verpflichtung, als an den Symposien theilzunehmen und in München ihr Dichten und Trachten weiter zu treiben, entflammte die Gemüther, zumal der einheimischen Collegen zu heftiger Empörung.

Die Schuld an dieser unerhörten Vernachlässigung der talentvollen Landeskinder schob man nächst Dönniges natürlich Geibel in die Schuhe. Zwar hatte er von vornherein ein freundliches Verhältniß zu dem angesehensten der bayerischen Dialektdichter, Franz von Kobell, gefunden, der zu den Intimen des Hofes gehörte. Wo aber blieben die Anderen, die zwar über die Grenzen Bayerns hinaus sich nicht bekannt gemacht hatten, aber innerhalb derselben eines gewissen Ansehens genossen? Wo blieb sogar der berühmte Oskar von Redwitz, dann Andreas May, Ludwig Steub, Franz Trautmann, Hermann Schmid, Franz Bonn, Heinrich Reder, Teichlein, Ille und so viele Andere unter den jüngeren Talenten, denen ein königliches Jahresgehalt und die Soupers in der „Grünen Galerie“ des Königsschlosses von ihren Freunden und Lesern lieber gegönnt worden wären als dem in Peine an der Fuse geborenen Bodenstedt und gar dem Schreiber dieser Zeilen, dem es als ein unvertilgbarer Makel anhaftete, mit Spreewasser getauft worden zu sein?

Gewiß wäre Niemand froher gewesen als Geibel, wenn er unter den genannten einheimischen Poeten den oder jenen dem Könige zur Aufnahme in seinen engeren Kreis hätte empfehlen können. Wie weit entfernt er von jeder principiellen Geringschätzung der süddeutschen Talente war, hat er zunächst durch die liebevolle Sorgfalt bewiesen, mit der er Hermann Lingg's Gedichte herausgab, in der Vorrede auf ihn als einen „Ebenbürtigen“ hinweisend, und späterhin durch das freundschaftliche Verhältniß mit dem Münchener Hans Hopfen, dem Schweizer Leuthold und dem Schwaben Wilhelm Hertz. Er war es auch, der Lingg und später Melchior Meyr eine Jahrespension beim König erwirkte, wie er denn überhaupt auch in materieller Fürsorge für Dichter, die er anerkannte, unermüdlich war, nicht nur durch sein Fürwort beim Könige (das auch Otto Ludwig zu Gute kam), sondern in großherzigster Weise aus seiner eigenen Tasche.

Wenn er sich gleichwohl den damaligen Poeten Münchens gegenüber zurückhaltend bewies, so geschah es ohne alle persönlichen Motive, aus dem Grunde, weil er Keinen darunter für voll nahm.

Daß er ein gutes Recht dazu hatte, hat einer der talentvollsten jüngeren Münchener Dichter offen ausgesprochen, Max Haushofer in dem trefflichen, durch feines Urtheil und gerechte Vertheilung von Licht und Schatten ausgezeichneten Essay über „Die literarische Blüthe Münchens unter König Max II.“, aus dem oben schon eine bezeichnende Stelle angeführt worden ist. (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, 15. und 16. Februar 1898.)

„Den vormärzlichen Dichtern Münchens gebrach es nicht an Talent, aber an der Energie des Strebens. Süddeutsche Gemüthlichkeit ging ihnen über jeden Erfolg. Vormittags beim Bockfrühschoppen im ‚Achazgarten‘ zu sitzen, den Nachmittag in einem der Kaffeehäuser des Hofgartens zu verplaudern und den Abend, wenn er schön war, auf einem der damals noch so prächtigen aussichtreichen Keller zuzubringen: das war in jener Zeit ein viel schöneres und poetischeres Thun als das Sitzen am Schreibtisch.“

Es war aber doch wohl nicht vorzugsweise diese Neigung zu vergnüglichem Lebensgenuß, was die talentvollen Altbayern nicht zu strenger Arbeit im Dienst der Muse kommen ließ. Gerade weil hier im Süden der poetische Trieb den Begabteren mehr im Blute lag, ihre Natur von Hause aus künstlerischer gestimmt war als dem nüchterneren Menschenschlag im Norden, fühlten sie weniger die Pflicht innerer Vertiefung und glaubten den Kranz „schon im Spazierengehen“ zu erringen. Daß auch der Dichter nicht nur im Technischen viel zu lernen habe — hatte doch auch der berühmteste bayerische Poet, Graf Platen, sich nachgerühmt: „Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge“ — sondern daß es etwas wie ein künstlerisches Gewissen gebe, dessen Mahnungen nicht als Schulweisheit eines pedantischen Präceptors verspottet und vernachlässigt werden dürften, ahnten die Wenigsten. Sie begnügten sich nach der Art aller Dilettanten mit dem, was ihnen in angeregter Stunde von ihrem Genius beschert worden war, und antworteten, wenn sie auf Mängel dieses ersten Hinwurfs hingewiesen wurden, wie jener Poet in Shakespeare's „Timon“: „'s ist eben nur ein Ding, mir leicht entschlüpft.“

Dazu kam, daß es vor fünfzig Jahren in München völlig an einer einsichtsvollen literarischen Kritik gebrach. Der Journalismus stand selbst in Bayerns Hauptstadt auf keiner höheren Stufe als heutzutage in den Localblättern kleinerer Provinzstädte, und auch das „Blatt für Diplomaten und Staatsmänner“, die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, befaßte sich nur gelegentlich in der Beilage mit neueren belletristischen Erscheinungen. Was in norddeutschen kritischen Journalen hin und wieder geurtheilt wurde über ein Buch, das aus dem Süden kam, machte, wenn es noch so sachlich und maßvoll klang, keine tiefere Wirkung, da man überzeugt war, die norddeutsche Kritik stehe der süddeutschen Production von vornherein mit einem geringschätzigen Vorurtheil gegenüber. Auch fehlte es in München an einem Verleger für andere als wissenschaftliche, geistliche und pädagogische Literatur, und bei Cotta anzukommen, war ein seltener Glücksfall.

Noch verhängnißvoller aber als der Mangel einer öffentlichen Kritik war die Scheu vor jenen „goldnen Rücksichtslosigkeiten“ im persönlichen Verkehr der Schriftsteller unter einander, die den Berliner Tunnel trotz manches pedantischen Zuges für die Bildung junger Talente so ersprießlich gemacht hatten. Junge Künstler haben in der Regel mehr Vortheil von kameradschaftlicher wetteifernder Anregung untereinander, als von der eindringlichsten Unterweisung älterer Meister. Nun galt es aber für sehr unschicklich, offen ins Gesicht seine Meinung zu sagen, da man ja hinter dem Rücken der guten Freunde seiner scharfen Zunge keinen Zwang anzuthun brauchte. Ich selbst,

als ich einigen Collegen keinen besseren Beweis meines freundschaftlichen guten Willens geben zu können meinte, als wenn ich ihnen in der schonendsten Form aussprach, was mir neben dem Gelungenen noch einer Besserung fähig schien, mußte zu meinem Schaden erfahren, daß dies des Landes nicht der Brauch sei. Man wollte en bloc gelobt werden und beschuldigte den unberufenen Tadler eines Mangels an guter Erziehung oder einer hochmüthigen, wenn nicht gar feindseligen Gesinnung. Ich sah denn auch bald ein, daß mein redliches Verfahren hier an die Unrechten kam. Den Wenigsten war es so ernstlich um die Sache zu thun, daß sie die Mühe daran gewendet hätten, auch wenn sie einen Einwand zugeben mußten, noch einmal Hand an ihr Werk zu legen. Sie fühlten sich persönlich beleidigt und trotzten nun erst recht auf die Unantastbarkeit ihres ersten Hinwurfs.

Einem so viel älteren Poeten wie Franz von Kobell gegenüber hätte ich mich wohl gehütet, meinem kritischen Vorwitz Luft zu machen. Auch waren seine frischen Lieder und kleinen anekdotischen Gedichte in bayerischer und pfälzischer Mundart voll Mutterwitz und volksthümlichem Reiz schon durch den Zügel des Dialekts in ihrem munteren Gange gesichert, wie ja auch im Dialekt keine Sprachfehler gemacht werden. Was er hochdeutsch dichtete oder gelegentlich für die Bühne schrieb, hatte freilich auch einen dilettantischen Anstrich, fand aber ebenfalls so allgemeinen Beifall, daß sich Niemand versucht fühlen konnte, die höchsten ästhetischen Maßstäbe daran zu legen. So wenig wie an die Verse seines Freundes, des Grafen Franz von Pocci, der so recht der Typus des vielseitig begabten altbayerischen Dilettantismus war. Als Knabe hatte ich den „Festkalender", den er in Gemeinschaft mit Guido Görres herausgab, mit Entzücken studirt, die schnurrigen oder romantischen Balladen auswendig gelernt, die hübschen Bilder eifrig nachgezeichnet. Nun begnügte sich der liebenswürdige Mann freilich nicht mit seinen Erfolgen in geselligen Kreisen, wo er seine witzigen, oft sehr anzüglichen Caricaturen durch lustige Verse erklärte, noch mit dem Beifall der Kinderwelt, für die er seine vielen drolligen Puppenspiele dichtete, sondern er verfaßte auch anspruchsvollere Dramen, die allerdings von Neuem bewiesen, daß es in dieser dichterischen Gattung mit einer leichtherzigen Improvisation nicht gethan, sondern ernste Arbeit unerläßlich ist.

*　*　*

Ich gedenke aber nicht, hier die Geschichte des literarischen Münchens um die Zeit, ehe ich mich dazu gesellte, zu schreiben. Einen hinlänglichen Ueberblick über die Bestrebungen der einheimischen Poeten hat Max Haushofer in dem erwähnten Aufsatz gegeben, aus dem ich selbst erst Manches erfahren habe, was mir damals entgangen war. Unter Anderm, daß schon im Jahre 1848 in München — überhaupt die Stadt der Vereine — ein „Verein für deutsche Dichtkunst" gegründet wurde, der im Jahre 1851 ein Jahrbuch erscheinen ließ, darin unter mir bekannten Namen viele völlig verschollene. Sieben Jahre später gab Graf Pocci — „auf eine Anregung, die vom Königshause ausgegangen war" — ein Münchener Album heraus, in dem sich eine noch viel

größere Anzahl von einheimischen „Namen" findet. Dann entstand im Jahre 1852 „der Poetenverein an der Isar" unter dem Vorsitz des eifrig dichtenden Papierfabrikanten Medicus, der besonders einen jüngeren Freund, August Becker, zu fördern bemüht war und viel dazu beitrug, diesen hoffnungsvollen Anfänger in dem Wahn einer früh erreichten Meisterschaft zu bestärken.

All' dieser Vorgänge auf dem bayerischen Parnaß habe ich nur erwähnt, um den Boden zu schildern, der dem Neuling heiß genug werden sollte, und die Stimmung der collegialen Gesellschaft, die alle drei Berufenen empfing[1]).

Bodenstedt's Berufung war durch Dönniges veranlaßt worden, der an dem ziemlich äußerlichen Witz des Mirza-Schaffy Gefallen gefunden hatte und von dem Verfasser der „Völker des Kaukasus" und „Tausend und ein Tag im Orient" sich für die Unterhaltung der königlichen Tafelrunde viel versprach. — Geibel hatte sich fügen müssen, obwohl er von Bodenstedt's Talent nicht so gut dachte. Im Vergleich zu den anderen westöstlichen Poeten — außer Goethe vor Allem Rückert, Daumer und Platen — schien ihm Mirza-Schaffy des tieferen poetischen Gehalts, der echten, leidenschaftlichen Empfindung zu entbehren und der vielgerühmte Witz oft nur in billigen Reimspielen zu liegen, die höchstens einem Laienpublicum imponiren konnten. Was Bodenstedt nicht in der orientalischen Maske, sondern als guter Deutscher geschaffen hatte, seine eigenen Gedichte, Dramen, Novellen, stand so tief unter jenen poetischen Reisefrüchten, daß man sich des Verdachts nicht erwehren konnte, es handle sich bei diesen mehr oder weniger nur um Nachdichtungen geistvollerer Originale, — worüber Bodenstedt's Erklärungen nie ein volles Licht verbreiteten.

Auf seine eigene Verantwortung hatte Geibel dagegen, wie gesagt, meine Berufung befürwortet und durchgesetzt, in jeder Weise ein Wagniß. Es war nichts Unerhörtes, daß ein Fürst einen anerkannten Dichter in seine Nähe rief und ihn aller Lebenssorge überhob. So hatte Friedrich Wilhelm IV. Kopisch nach Potsdam berufen, Rückert als Professor an die Berliner Universität, und Tieck's müder Pegasus genoß den königlichen Gnadenhafer. Was aber bisher von meinen Sachen gedruckt worden war, hatte schwerlich den Weg nach Bayern gefunden und konnte höchstens als Talentproben gelten, die mir keinen Anspruch darauf gaben, so vielen älteren einheimischen Dichtern vorgezogen zu werden. Dazu war mein Aeußeres noch jugendlicher als meine jungen vierundzwanzig Jahre. Ich sehe noch Liebig's verwunderte Miene bei meinem ersten Besuch und höre das Lachen der Frau von Dönniges, als ich ihr erzählte, ich würde in sechs Wochen Hochzeit machen.

Der König indes hatte durch die „Urica", die „Brüder" und das „Spanische Liederbuch", die Geibel ihm vorgelegt, eine günstige Meinung von

---

[1]) Bekannt ist das satirische Gedicht, mit dem der witzige Redacteur der Augsb. Allg. Zeitung, Altenhöfer, die fremden Poeten begrüßte. Es war den autochthonen Gegnern aus der Seele gesprochen:

> Merkt es euch, ihr Geibel, Heyse, die ein Wind beliebig weht,
> Hofgunst ist ein Dingel, das auf keinem festen Boden steht.

meinem Talent gewonnen, auch darein gewilligt, daß mir eine Honorarprofessur an der Universität übertragen wurde. Nicht daß ich denn doch Zweifel gehegt hätte, ob ich es wagen dürfe, mich als Poet zu etabliren und in dichterischen Aufgaben ein ganzes Leben lang Genüge zu finden, sondern weil ich nicht wußte, wie mir in der Stellung eines königlichen „Günstlings“ und Pensionärs zu Muthe sein würde. Da ich mir wenig Talent zum Hofmann zutraute, wollte ich mir den Rückzug an die Universität offen halten.

Meine erste Audienz bei dem Könige, die am 28. März 1854 stattfand, überzeugte mich, daß es mir nicht schwer fallen würde, nach dem Wunsch dieses gütigen Fürsten in seiner Nähe ausschließlich meinem Talent zu leben.

Ich habe daher von dem Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten, nie Gebrauch gemacht, zumal nachdem ich in Konrad Hofmann einen der gelehrtesten und geistvollsten Meister der romanischen Philologie kennen gelernt hatte, dem gegenüber vollends ich mir der Unzulänglichkeit meines fragmentarischen Wissens beschämend bewußt wurde.

Die einfache Güte, mit der mein hoher Gönner mich empfing, das freundliche Interesse, das er an meinen Erstlingen zeigte, verscheuchten sofort jedes Gefühl von Befangenheit, mit dem ich ihm gegenübergetreten war. Ich fand ihn stattlicher, als er mir von Italien her im Gedächtniß geblieben war, das Gesicht jugendlicher und frischer, sein Anstand voll einfacher, natürlicher Würde. Damals in Rom hatte ich durch Graf Spaur seine Fürsprache erbeten in meinem ärgerlichen Handel mit der Verwaltung der vaticanischen Bibliothek. Es war verboten, aus den handschriftlichen Schätzen derselben etwas zu copiren. Ich hatte nun freilich, während ich Troubadour-Codices collationirte, heimlich auch einiges Ungedruckte in ein durchschossenes Exemplar der Mahn'schen Troubadours abgeschrieben, was glücklicher Weise dem Custode Monsignore Martinucci nicht in die Hände fiel, als er mir meine Hefte abforderte. Immerhin war mein vieles Schreiben verdächtig geworden, und da mir von Berlin her — dank der „Francesca von Rimini“ — der Ruf eines unsittlichen Schriftstellers nachgegangen war und man im Vatican mich fähig hielt, aus der Bibliothek Sr. Heiligkeit gewisse sehr unheilige Dichtungen des 13. Jahrhunderts zu veröffentlichen, hatte der Cardinal-Staatssecretär Antonelli auf Martinucci's Bericht verfügt, daß ich sofort aus dem Arbeitszimmer des Vaticans verbannt werden sollte (scacciatelo subito!).

Hiermit schien der Zweck meines römischen Aufenthalts vereitelt. Ich hätte das Stipendium der preußischen Regierung mit Sünden verzehrt, zumal ich noch nicht wußte, daß ich in der Bibliothek des Fürsten Barberini einen glücklichen Fund thun würde. Alle Bemühungen des preußischen Gesandten, Herrn von Usedom, und meines seit Langem in Rom einheimischen Oheims, Theodor Heyse waren nicht im Stande, das Interdict gegen mich aufzuheben. Auch die Verwendung des Königs von Bayern zu meinen Gunsten — meine letzte Hoffnung — erwies sich als unwirksam gegenüber dem ehernen Willen Antonelli's, der dem übelberüchtigten jungen Protestanten nicht über den Weg traute.

Nun aber konnte ich endlich dem gütigen Könige für das damals mir bewiesene Wohlwollen danken. Er erinnerte sich der Sache, fragte, ob ich in Spanien gewesen, was ich verneinen mußte, und ob in den dortigen Bibliotheken nicht noch unbekannte Schätze vergraben seien. Er knüpfte dabei an das Spanische Liederbuch an und fragte nach meinen gegenwärtigen Arbeiten, wobei er seine Neigung zur Poesie lebhaft äußerte. — „Majestät sind selbst Dichter" — — „Meine Zeit ist leider nicht mein. Aber ich kenne nichts, was eine bessere Erholung wäre, mehr das Gemüth und den Geist erhöbe, gerade in einer Zeit, die poetischen Bestrebungen so ungünstig ist. Was halten Sie davon, ob ein modernes geschichtliches Epos möglich wäre? Ich habe schon öfters mit Professor Geibel davon gesprochen, der aber nichts davon wissen will." —

Meine Antwort darauf, und was ich über den weiteren Gang des Gespräches an meine Eltern berichtete, will ich hier übergehen. Man wird begreifen, daß ich sehr glücklich war, in dem Fürsten, dessen Gnade mir zu Theil geworden, einen Mann zu finden, den ich mit aufrichtigem Herzen verehren durfte. „Ich verspare mir," hieß es in einem nach der Audienz geschriebenen Brief an die Eltern „alles Nähere auf mündlich, wo auch allerlei Züge von hoher Menschlichkeit und Noblesse verrathen werden dürfen, die der histoire secrète des Hofes angehören." (Was hier gemeint war, ist mir nicht mehr erinnerlich.) Im Ganzen hatte die Unterredung eine halbe Stunde gedauert, und ich war von ihrem Verlauf höchst befriedigt. „Abends sah ich mit Geibel die Terenzischen ‚Brüder' im Theater, mit jener Frische und gutem Willen aufgeführt, wie man sie sonst bei Liebhabertheatern trifft. Nur Einer war eigentlich ein voller Künstler (Christen?). König Ludwig und Königin Therese saßen links in der Prosceniumsloge, so daß ich sie genau und lange betrachten konnte. Der alte Her ist sehr verwittert. Gegen die Mitte des Stückes kam das regierende Paar in die Loge gegenüber, die junge Königin sehr hübsch und beide stattlich zusammen. Geibel sah, wie der König mich von fern der Königin vorstellte. Eine nähere Bekanntschaft wartet meiner im Sommer. Darauf sind wir wieder bis gegen Mitternacht bei sehr gutem Wein und noch besserer Freundschaft beisammen geblieben."

(Weitere Abschnitte folgen.)

Frau von Krüdener.

[Nachdruck untersagt.]

An hervorragenden Frauen — gekrönten wie ungekrönten — hat es dem neunzehnten Jahrhundert nicht gefehlt. Unter den Letzteren können indessen nur zwei namhaft gemacht werden, die ein dauerndes Gedächtniß hinterlassen haben: Frau von Staël, von der ein neuer Abschnitt der französischen Literatur- und Bildungsgeschichte datirt, und Juliane von Krüdener, die an den politischen Entwicklungen des Restaurationszeitalters erheblichen Antheil gehabt hat. Gemeinsames läßt sich diesen Zeitgenossinnen kaum nachweisen. Den Staats- und Volksgemeinschaften, auf welche sie Einfluß üben sollten, gehörten allerdings beide Frauen nur mittelbar an, und zu dem führenden Manne ihrer Zeit, dem ersten Napoleon standen beide in feindlichem Gegensatze. Im Uebrigen waren die zur Französin gewordene Tochter des Genfer Bürgers Necker und die an einen russisch-baltischen Diplomaten verheirathete Enkelin des Oldenburgers Münnich so verschieden, wie nur immer möglich. Trotz mancher specifisch weiblichen Eigenthümlichkeiten war die Staël von männlicher Klarheit und Energie des Geistes, während Frau von Krüdener bestimmbar und haltungslos blieb, auch wo sie Wirkungen übte, wie sie sonst Männern vorbehalten sind. Trotz vornehmer Allüren blieb die Eine nach äußerer Erscheinung und Solidität der Arbeitsmethode ein echtes Bürgerkind, die Andere auch als Evangelistin der Armen Aristokratin und Salondame. Indessen die von Frau von Staël geübten Wirkungen ohne Weiteres auf Rechnung ihres Talents, ihres Fleißes und der Ueberlegenheit ihrer Bildung zu setzen sind, fehlt in diesem Betracht für die Erfolge ihrer Zeitgenossin die ausreichende Erklärung. Die Verfasserin des berühmten Buches über Deutschland hatte ihre Bedeutung dem zu danken, was sie that — die Prophetin der Restauration wirkte wesentlich durch das, was sie war. Und was diese merkwürdige Frau eigentlich gewesen, ist bis heute nicht genau festgestellt. Ueber ihre Theilnahme an der Stiftung der heiligen Allianz sind die Acten geschlossen, über ihre Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen Untersuchungen angestellt worden, die an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Wie es zugegangen, daß eine Frau, die weder als Schönheit noch als schriftstellerisches Talent, weder als Gesellschaftsdame noch als politische Gelegenheitsmacherin in den ersten Rang gehörte,

den ausgezeichnetsten Frauen und Männern ihrer Zeit nahe zu kommen wußte, erscheint auf den ersten Blick unbegreiflich. Und doch haben so verschieden angelegte Menschen wie die Königin Luise und Madame Hortense, Bernardin de St. Pierre und Benjamin Constans, Frau von Staël und Chateaubriand, Kaiser Alexander I. von Rußland und der Aufklärer Krug, der tüchtige Oberlin und der schwächlich phantastische Jung-Stilling unter dem Zauber dieser Persönlichkeit gestanden, die nach Allem, was wir von ihr wissen, eigentlich zauberischer Eigenschaften entbehrte. Wie das zugegangen ist, erfahren wir weder aus den biographischen Darstellungen noch aus den Aufzeichnungen der Zeitgenossen. Auch die einzelnen in unsere Tage hineinragenden Ueberlebenden, welche der Wittwe Burchard Krüdener's in den Petersburger Salons der zwanziger Jahren begegnet waren, haben nichts mehr auszusagen gewußt, als daß die Krüdener eine Frau war, die man nicht wieder vergaß, wenn man sie einmal gesehen und gesprochen hatte.

Danach scheint nur übrig zu bleiben, daß man die von Juliane von Krüdener gespielte Rolle unter die „vollkommenen Widersprüche“ rechnet, die für Kluge und Thoren gleich geheimnißvoll bleiben. Aber es *scheint* nur so. Versenkt man sich in den eigenthümlichen Charakter der Zeit, in welcher die Wehmutter der heiligen Allianz auf die öffentliche Bühne trat, so gewinnt man Anhaltspunkte für die Lösung des Räthsels. Dabei wird von den Voraussetzungen derjenigen kirchlichen und weltlichen Beurtheiler freilich abgesehen werden müssen, die Frau von Krüdener als Vorläuferin der kirchlich-religiösen Erneuerung des Restaurationszeitalters behandeln und diese mit der gleichzeitig aufgetauchten chiliastischen Zeitkrankheit zusammenwerfen. — Dem Versuch, Persönlichkeit und Wirkungen der einstigen Beratherin Kaiser Alexander's I. von Rußland aus dem religiösen Charakter des Restaurationszeitalters zu erläutern, darf ein Bericht über die Menschen und Verhältnisse vorausgeschickt werden, unter denen Barbara Juliane von Vietinghof, verehelichte Krüdener, emporgekommen war.

I.

Am 11. November 1764, ein halbes Jahrhundert nach der Unterwerfung Liv- und Esthlands unter das russische Scepter, wurde dem zu Riga lebenden livländischen Regierungsrath und kaiserlich russischen Geheimrath Otto Hermann von Vietinghof und seiner Gemahlin Anna Ulrika, geb. Gräfin Münnich, das vierte Kind, eine Tochter, geboren. Beide Eltern gehörten der höchsten Schicht des in die St. Petersburger Hofsphäre gezogenen baltischen Adels an, beide waren in ihrer Art merkwürdige Menschen. Der (im Jahre 1722 geborene) Vater hat in der Bildungsgeschichte der Stadt Riga Epoche gemacht. Herr eines großen, durch kluge Wirthschaftlichkeit vermehrten Vermögens, begründete der Geheimrath den ersten Club und das erste ständige Theater dieser — damals vollständig deutschen — Stadt auf eigene Kosten. Kunstfreund und Mäcen im Stile des 18. Jahrhunderts, unterschied Vietinghof sich von anderen vornehmen Herren seiner Zeit dadurch, daß er Bürgerfreund war, als solcher an der Spitze der örtlichen Freimaurerloge und anderer humanisirender Ver-

anstaltungen stand und trotz genauer Bekanntschaft mit der modischen Literatur Frankreichs vornehmlich deutsche Bildungs- und Kunstinteressen förderte. Nicht nur daß die von ihm nach Riga gezogenen Schauspieler und Musiker Zierden der damaligen deutschen Kunst waren, er sorgte auch für ein würdiges Repertoire der von ihm begründeten Bühne, wie dies schon daraus erhellt, daß zur Eröffnung derselben (15. September 1782) Lessing's „Emilia Galotti" über die Bretter ging.

Von seiner Gemahlin wird berichtet, daß sie ihre Pflichten als Hausfrau und Weltdame gleich mustergültig erfüllt habe. Als Enkelin des Feldmarschalls Münnich war Frau von Vietinghof in den Ueberlieferungen eines strengen Lutherthums erzogen, das dem weltmännisch aufgeklärten Gemahl fremd geblieben zu sein scheint. Ob sie nach dem Beispiel ihres berühmten Großvaters den Anspruch erheben konnte, unter die stärksten Beter der Zeit zu gehören, wissen wir nicht, — mit den Geistlichen Riga's stand sie auf freundlichem Fuß, und der Pflege des religiösen Lebens ihrer Kinder wandte die verständige und gewissenhafte Frau ihre Aufmerksamkeit zu. Der Beichtvater der Familie, Herr Christian Adolf Ludwig Dingelstädt, gehörte freilich der rationalistischen Richtung an, und dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß die reizbar-sensitive, zur Schwärmerei neigende zweite Tochter des Vietinghof'schen Hauses dem religiösen Leben ihrer Umgebung innerlich fremd blieb. Von dem in gewissen Schichten des baltischen Adels damals vorherrschenden herrenhuterischen Wesen ist Barbara Juliane als Kind und heranwachsendes Mädchen nicht berührt worden. Mit dem weltlich-vornehmen Zuschnitt des geheimräthlichen Hauses vermochten Orthodoxie und Aufklärungsreligion sich ungleich leichter ins Gleichgewicht zu setzen, als der Lehre Zinzendorf's möglich gewesen wäre. Unruhe und Interessenreichthum des Vietinghof'schen Hauses mußten der inneren Sammlung und gemüthlichen Vertiefung des jungen Mädchens um so größere Schwierigkeiten in den Weg legen, als die Familie ihren Wohnort häufig wechselte, den Winter in der Stadt, die Sommermonate auf dem Lande zubrachte und im Sommer 1777 eine mehrjährige Reise nach Hamburg, Spaa, Paris und London unternahm. Daß ein Mann von dem Universalismus des „Geheimraths" diese Gelegenheit zur Ausbildung seiner Kinder nicht unbenutzt ließ, versteht sich von selbst. Von den zu diesem Behuf herangezogenen Lehrern scheint indessen nur einer, der berühmte Pariser Balletmeister und Tanzkünstler Vestris, auf die spätere Entwicklung der jungen Livländerin Einfluß gewonnen zu haben. Nicht als ob sie eine besonders hoffnungsvolle Schülerin gewesen wäre: das allzu rasch emporgeschossene Mädchen mit der starken Nase, den vollen, vorstehenden Lippen und dem „brouillirten" Teint entsprach den Anforderungen an modische Schönheit so wenig, daß Herr Vestris dasselbe zurücksetzte und für die Reize von Julianens großen, seelenvollen Augen, dem weichen, aschblonden Haar und der natürlichen Anmuth ihrer Bewegungen nicht die gehörige Schätzung zeigte. Auf die früh entwickelte Eitelkeit des Mädchens mag gerade diese Behandlung von Einfluß gewesen sein. Ihrem Lehrmeister zum Trotz bildete sie sich zur vorzüglichen Tänzerin aus. Mit kluger Benutzung der ihr zu Gebote stehenden

Mittel wählte sie einen Tanz, der in dem choreographischen Katechismus des Balletkünstlers nicht gestanden zu haben scheint, — den Shawltanz, in welchem sie es zu einer Meisterschaft brachte, die in ihrem Leben eine erhebliche Rolle spielen sollte.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in den Centren der Culturwelt kehrte die zur jungen Dame gewordene Schülerin des Meisters Vestris in ihre Heimath zurück. Auf Rechnung der in dem Paris Jean Jacques Rousseau's empfangenen Eindrücke dürfte zu setzen sein, daß der Sinn für die Schönheit der Natur in der angehenden Weltdame mit besonderer Lebhaftigkeit erwachte, als sie einen Sommer auf dem väterlichen Gute Marienburg verbrachte. Noch in späteren Jahren pflegte sie der damals empfangenen Eindrücke mit Wärme zu gedenken und den Einfluß zu schildern, „den die Einsamkeit unserer Seen und der schwermüthige Schrei des Eisvogels" auf ihr jugendlich unruhiges Herz geübt haben sollten. Daß in derselben Schilderung von der „trüben und süßen Helligkeit unseres Nordlichts" die Rede ist, läßt die Aufrichtigkeit dieses Naturenthusiasmus freilich verdächtig erscheinen: weder sind die dem Nordlicht ertheilten Epitheta zutreffend noch kommt die „aurore boréale" in den Gegenden zwischen Aa und Düna häufig genug vor, um unter die für die livländische Landschaft charakteristischen Erscheinungen gezählt werden zu können. Ein Stück sentimentaler Naturseligkeit gehörte einmal zum Bildungsbesitz der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und war auch dieser jungen Dame so sehr eigen, daß sie sich und Anderen bereits im sechzehnten Lebensjahre für eine sogenannte interessante Erscheinung gelten konnte. Noch bevor sie zu voller Reife gelangt war, meldete sich der erste Freier in der Person eines Landedelmanns, der indessen wieder absprang, als die Erwählte vom Scharlachfieber ergriffen worden war und während des Deliriums Antipathien gegen den Künftigen geäußert haben sollte. In späteren Jahren hat Juliane diese Episode unter die Beispiele der ihr zu Theil gewordenen wunderbaren Gebetserhörungen gezählt und so dargestellt, als sei die Krankheit von ihr als Mittel zur Rettung vor dem aufgedrängten Bräutigam erbetet worden, — eine Version, die zu dem, was wir von den damaligen Stimmungen unserer Heldin wissen, nicht recht passen will. Ungleich näher hätte gelegen, den Beistand des Himmels gegen die Heirath anzurufen, welche Juliane zwei Jahre später wirklich einging.

Der Freier, der die Braut heimführte, war freilich kein Landjunker, sondern ein vornehmer Herr und dabei ein Mann von Verdiensten, wenn auch nicht solchen, die bei jungen Mädchen ins Gewicht fallen. Julianens späterer Gatte, der Kaiserlich russische Ministerresident am Herzoglich kurländischen Hofe, Baron Burchard Alexis Constantin von Krüdener, war vierunddreißig Jahre alt, aber bereits zweimal geschieden und innerhalb der Gesellschaft, der er angehörte, vornehmlich als Geschäftsmann und Gelehrter geschätzt. Während seiner Leipziger Studienzeit war er Lieblingsschüler Gellert's und in Paris Freund Rousseau's gewesen. Sein Charakter und seine sittliche Führung galten für tadellos, seine Bildung für so gründlich, daß die livländische Ritterschaft ihn um ein wissenschaftliches Gutachten anging, als die Erneuerung der Universität Dorpat in Aussicht genommen wurde; in seiner Beamtenthätigkeit

hatte er wiederholt Umsicht und Geschick bewährt. Hinter ernster, gemessener Haltung verbarg er tiefes Gefühl und ungewöhnliches Verständniß für ideale Interessen — die Grazien aber waren ausgeblieben und dem tüchtigen Manne diejenigen Eigenschaften vorenthalten geblieben, die weibliche Herzen zu fesseln und zu beglücken pflegen. — Nichtsdestoweniger griff Juliane zu, als Krüdener's Schwester, die Generalin von Meyendorf, ihr den Heirathsantrag übermittelte, zu welchem der vereinsamte Diplomat sich entschlossen hatte. Mit einem Manne, „der ihren Kopf beschäftigte und ihre Eitelkeit befriedigte", glaubte die Achtzehnjährige ebenso glücklich werden zu können wie mit einem Erwählten ihres Herzens.

Am 23. September 1782 wurde das ungleiche Paar getraut. Die blumenreiche Rede, die Herr Pastor Dingelstädt bei dieser Gelegenheit hielt, ist wenige Jahre später dem Druck übergeben worden, obgleich die Vorhersagung, die Engel „würden als tägliche Zeugen von Zärtlichkeit und Tugend diese liebenden Frommen mit himmlischem Wonnegefühl umschweben", bereits damals (1785) ziemlich zweifelhaft geworden war. Die Flitterwochen verbrachten die jungen Eheleute auf dem Gute der Frau von Meyendorf; dann ging es nach Mitau, wo Krüdener in seiner Eigenschaft als russischer Gesandter die längst beschlossene Annexion des Herzogthums Kurland in die Wege leiten sollte. Ein Besuch, den der Graf von Norden (der spätere Kaiser Paul I.) der kurländischen Hauptstadt machte (December 1783), scheint das wichtigste Ereigniß dieses ersten Abschnitts der jungen Ehe gewesen zu sein. Im Uebrigen ließ Krüdener dem Vergnügungsbedürfniß seiner Frau freien Lauf, und füllte diese ihre Zeit mit der Theilnahme an einem Liebhabertheater aus, das seine Vorstellungen bis zur Niederkunft der ersten Liebhaberin fortsetzte. Wenige Wochen nach der Geburt von Julianens einzigem Sohne Paul mußte das Ehepaar St. Petersburg aufsuchen, wo Frau von Krüdener der Kaiserin Katharina vorgestellt wurde, indessen der Ehemann die Instructionen entgegennahm, die ihm auf seinen neuen Posten, die Gesandtschaft in Venedig, mitgegeben wurden.

Venedig war während der beiden letzten Jahrzehnte seiner politischen Existenz die sittenloseste und vergnügungsreichste Stadt Europa's. Längst von ihrer einstigen Höhe herabgesunken, war die Königin der Adria in den alten, von Casanova so lebensvoll geschilderten Geleisen ihres Daseins stecken geblieben. Weil die alten Formen des Regimentes, die Ohnmacht des Dogen und die Allgewalt der despotischen Staatsinquisition weiter gefristet worden waren und weil die Stadt ihre Anziehungskraft für Fremde behauptet hatte, lebte man dem Wahne, das innerlich ausgehöhlte Staatswesen dauernd über Wasser halten zu können. „Bei aller Verderbtheit ihrer Grundsätze befanden Herrscher und Beherrschte sich in einem sonderbaren Zustande politischer Unschuld", der sie nicht spüren ließ, daß die von ihnen geathmete moralische Sumpfluft tödtlich wirken mußte. — Ueber die Interessen, welche der Gesandte Rußlands in Venedig zu vertreten hatte, fehlt uns die nähere Kunde; die Aufzeichnungen der Frau Gesandtin berichten vornehmlich von der Wiederaufnahme der bereits früher getriebenen schauspielerischen Künste, die an den verlarvt zuschauenden Damen und Herren der Nobilität eine außerordentlich interessante

und interessirte Zuschauerschaft besaßen. Frau Juliane gab sich diesen Freuden ebenso widerstandslos hin wie den Zaubern, welche die merkwürdige Stadt und die Naturschönheiten der Nachbarschaft auf ihr empfängliches Gemüth übten. Ihr eheliches Glück hielt sie — mindestens während der ersten Hälfte des achtzehnmonatlichen Aufenthaltes in Venedig — für ungetrübt. Der Gatte wurde mit Beweisen von Zärtlichkeit überhäuft, um nicht zu sagen verfolgt, und die Fiction aufrecht erhalten, daß ein Verhältniß im Stile von „Romeo und Julia" sich ein Leben lang erhalten lasse. Anbeten und sich anbeten lassen scheinen unserer Heldin schon damals die wichtigsten Angelegenheiten des Daseins bedeutet zu haben. Herr von Krüdener nahm die Aufmerksamkeiten und Liebesbeweise der Gattin mit Dank und Freundlichkeit auf, zeigte zum Komödienspielen am häuslichen Herde dagegen wenig Talent und Neigung. Der in die Vierzig getretene, durch eine ernste Lebensschule gegangene Herr wollte lieben und glücklich sein, „doch ohne Lärmen". Und auf ein solches kam es heraus, wenn die junge Frau Besorgnisse um sein Leben und seine Gesundheit zeigte, zu denen jede Veranlassung fehlte, oder wenn sie in ihrem Salon Idyllen zu insceniren versuchte, die allenfalls bei einem tête-à-tête am Platze gewesen wären. An den holden Räthseln eines „genialen" Weibes ahnend umher zu tasten, war Krüdener überhaupt nicht der Mann. Nach Allem, was wir von ihm wissen, schien er der prosaischen Anschauung zu huldigen, daß der Mensch zunächst dazu da sei, seine Pflicht zu thun. Zu den Pflichten der Frau aber rechnete er vor Allem die Sorge um die Kinder — den eigenen kleinen Sohn und die heranwachsende Tochter erster Ehe, für welche er bei Abschluß der dritten eine zweite Mutter gesucht hatte. Von diesen Kindern ist in keiner der erhalten gebliebenen Briefschaften und Aufzeichnungen der jungen Frau auch nur mit einem Worte die Rede. Angeborene mütterliche Eigenschaften besaß diese mit sich selbst, den Stimmungen und den Bedürfnissen ihres Herzens beschäftigte schöne Seele so wenig wie erworbene. Sie gehörte zu den Menschen, denen, wenn sie von sich selbst überhaupt loskommen, entfernte Pflichten näher liegen als die natürlichen und unmittelbar gegebenen, und die sich sehr viel leichter zu großen und heroischen Anstrengungen als zu den kleinen Opfern entschließen, welche der Tag fordert.

Es scheinen indessen noch andere Ursachen vorgelegen zu haben, aus denen die Ehe der ungleichen Gatten nicht in das gehörige Geleise kam. Der russischen Gesandtschaft in Venedig war ein jugendlicher Secretär Alexander Stakjew, beigegeben, der mindestens eine der Eigenschaften besaß, welche Frau Juliane bei ihrem Gatten vermißte. Der aus Constantinopel gebürtige Herr war eine sogenannte problematische Natur, ein zartbesaiteter Schwärmer, ein ins Russische und Vornehme übersetzter Werther, der in der Gemahlin seines Chefs die Lotte gefunden zu haben glaubte. Sowohl in dem Roman, der diese Episode ihres Lebens zum Vorwurf nahm, wie in den hieher gehörigen Bekenntnissen und Mittheilungen an ihre Freunde hat Frau von Krüdener behauptet, daß Stakjew's Leidenschaft ihr Anfangs verborgen geblieben sei, und daß dem jungen Manne Anhänglichkeit an den verehrten Chef und Adel des sittlichen Gefühls, mindestens damals, jede Aeußerung seiner sträf-

lichen Empfindungen untersagt habe. Mit dem letzteren Umstande mag es seine Richtigkeit gehabt haben: daß aber die unaufhörlich mit sich selbst und ihrer Rolle beschäftigte Heroine nicht errathen und gewußt haben sollte, was um sie vorging, erscheint undenkbar. Wer wie sie mit dem sechsten Sinne schöner Seelen überreichlich begabt war, konnte sich eine Entdeckung nicht haben entgehen lassen, wie sie unter ähnlichen Umständen auch von minder begabten Frauen gemacht worden wäre. Daß es zu einer Erklärung von Seiten Stakjew's nicht kam, und daß Krüdener keine Bedenken hegte, den excentrischen jungen Mann mit sich zu nehmen, als er zu Anfang des Jahres 1784 nach Kopenhagen versetzt wurde, will nichts besagen: wir werden sehen, daß der russische Werther es auf eine Eroberung der Dame seines Herzens überhaupt nicht abgesehen hatte, sondern als Idealist sui generis in der Anbetung seiner Göttin ein reineres Glück fand als im Besitz derselben.

Während Julianens Aufenthalt in Mitau und Venedig nach Monaten gezählt hatte, handelte es sich bei der Niederlassung in Kopenhagen um eine mehrjährige Festsetzung. Die Stelle der Mondscheinnächte am Marcusplatze und der Frühlingstage am Brenta-Gelände nahmen fortan in den Nebeln der düsteren dänischen Hauptstadt gefeierte Bankette und Ballfeste ein, die den Herrn Gesandten um einen Theil seines Vermögens, die Frau Ministerin um den Rest ihrer Illusionen von Eheglück brachten. Außer Stande, den gleichmüthig-vertrauensvollen Ehemann in einen romantischen Liebhaber zu verwandeln, ließ die junge Frau ihren Neigungen zu Eitelkeit, Vergnügungssucht und Coquetterie blindlings die Zügel schießen. Schöngeistige Unterhaltungen wechselten mit Theater- und Toilettenkünsten, zu denen beständig wiederkehrende Bälle den gewünschten Vorwand boten. Mit dem holsteinischen Gesandten, Grafen Friedrich Leopold Stolberg, wurde deutsche, mit dem britischen Diplomaten Bourke englische Literatur getrieben, mit den Herren und Damen der Hofgesellschaft Comödie gespielt, mit Stakjew in den Buchenwäldern von Frederiksborg dem Naturcultus gehuldigt und, was sich sonst an Gelegenheiten zu ephemerem Genuß bot, bis auf die Hefe ausgekostet. Um das Unglück voll zu machen, rückte der romantische Legationssecretär jetzt mit seiner Liebeserklärung heraus. Entsprechend der Haltung, die er bisher beobachtet, legte der junge Mann seine Beichte aber nicht der Frau, sondern dem Herrn des Hauses ab. Bei dem plötzlichen Abschiede von Kopenhagen, zu welchem er sich verpflichtet glaubte, hinterließ Stakjew einen an Herrn von Krüdener gerichteten Brief, in welchem er das Geheimniß seines Herzens bekannte, um mit der Versicherung zu schließen, er bete die theure Frau vornehmlich wegen ihrer Liebe zu dem verehrten Chef an. Krüdener, der genugsam Kind seiner Zeit war, um Gelegenheiten zum Beweise von Großmuth und Erhabenheit der Gesinnung nicht unbenutzt zu lassen, beging die Unklugheit, dieses Schreiben seiner Frau mitzutheilen und daran die Erwartung zu knüpfen, sie werde sich der von ihrem Anbeter gehegten hohen Meinung würdig erweisen. Das schlug dem Fasse dem Boden aus. Für die Resignation des Liebhabers hatte die mit sich selbst und ihren Erfolgen beschäftigte Weltdame ebenso wenig Verständniß wie für die Vertrauensseligkeit des Ehemannes, — moralischer Enthusiasmus,

der keine Gelegenheit zur Selbstverherrlichung bot, konnte ihre Sache ein für alle Male nicht sein. Angebetet und vergöttert zu werden, war ihr zum unentbehrlichsten aller Bedürfnisse geworden. Mit verdoppelter Heftigkeit tauchte sie in den Strudel der Gesellschaft unter, um auf dem Grunde derselben die im Hause vermißten Perlen der Hingebung und des Seelenverständnisses zu suchen. Die Folge davon war, daß ihr Nervensystem binnen kurzer Frist ebenso vollständig ruinirt war wie die Börse des Gemahls. Was noch fehlte, um ihrem körperlichen und seelischen Gleichgewichte den Rest zu geben, wurde durch ein ungünstig verlaufenes Wochenbett fertiggebracht. Im Frühjahr 1789 war die Fünfundzwanzjährige so weit gekommen, an unüberwindlicher Schwermuth zu leiden, sich für schwindsüchtig zu halten und als femme incomprise des Scenenwechsels und einer Reise in den Süden zu bedürfen.

Der Gemahl ließ sie gewähren. Als praktischer Mann berechnete er, daß eine Reise der Gnädigen immer noch wohlfeiler sein würde als ein von erhöhten Ansprüchen derselben begleiteter vierter Gesellschaftswinter in Kopenhagen, — als gutgläubiger Gatte nahm er an, der Aufenthalt in einer wärmeren und lichtvolleren Erdgegend werde auf die Leidende wohlthätig wirken. So gab er seinen Segen dazu, daß Frau Juliane mit der Stieftochter, den beiden eigenen Kindern und einer französischen Gouvernante im Geleite eines Reisesecretärs im Mai 1789 die Fahrt nach Süden antrat.

Mit dem Grundsatze, daß der Teufel am besten durch Beelzebub ausgetrieben wird, scheint Frau von Krüdener schon vor ihrer Conversion bekannt gewesen zu sein. Statt in die Schweiz oder nach Italien zu gehen, wandte sich die von den Strapazen großstädtischen Vergnügungslebens ermüdete Nervenkranke nach der größten, vergnügungslustigsten und verwöhntesten Stadt des Continents — nach Paris, wo sie in den Tagen des Zusammentretens der Constituante eintraf. Noch bevor die französische Grenze überschritten war, hatten all' ihre Krankheiten und ihre „unheilbare“ Schwermuth einer durchaus veränderten körperlichen und seelischen Verfassung Platz gemacht. Unsere Reisende hatte Neigung und Empfänglichkeit für des Lebens Lust und Pracht vollständig wiedergewonnen. Für ein passendes Unterkommen der Reisenden wußten in Paris anwesende kurländische Freunde zu sorgen, die Einführung Barthélemy's (des Verfassers der „Reisen des jungen Anacharsis“) in die Académie française bot ein vom Reize der Neuheit umgebenes Interesse, und binnen weniger Tage war unsere Heldin in Paris so vollständig heimisch geworden, daß sie der Erstürmung der Bastille verständnißvoll zusehen und ebenso verständnißvoll bei Mademoiselle Bertin, der Modehändlerin der Königin, eine Schuld von 20 000 Francs contrahiren konnte. Auch darin bewährte die außerordentliche Frau ihr Verständniß für die Eigenthümlichkeiten des damaligen Paris, daß sie unverzüglich hinter den Reiz kam, den der Contrast zu bieten vermag. Nirgend lassen die Zauber der Natur und die Freuden der Idylle sich so voll und gründlich genießen wie im Mittelpunkte moderner Hypercultur. In Paris entdeckte Frau von Krüdener, „daß sie für einfache und natürliche Freuden geboren sei, daß nichts der Wonne des Verkehrs mit friedlich-stillen Menschen gleichkomme, und daß man nichts als die Natur

und, innerhalb der von dieser aufgerichteten Schranken, sich selbst lieben dürfe". So verstand's sich von selbst, daß sie mit dem in die jüngste Mode gekommenen Verfasser von „Paul und Virginie", Bernardin de St. Pierre, enthusiastische Freundschaft schloß, den Aufenthalt in der schlichten Eremitage der rue de la Reine blanche jedem anderen vorzog und mit dem berühmten Freunde entzückende Landpartien unternahm. Auf dem Rasen von Bernardin's Bienengarten oder auf den Wiesen von St-Gervais wurde im Glanz der Frühlingssonne bescheiden gefrühstückt, die Gesellschaft armer Kinder herangezogen und in diesem Kreise, dessen Mittelpunkte der „geistreiche" Hund Ali und der friedlich grasende Hausesel des Dichters bildeten, eine Wonne genossen, „welche die leeren Feste Kopenhagens niemals geboten hatten". „Ich habe immer nur gewünscht, verstanden zu werden; ich bin immerdar einfach, wahr und der Natur nahe geblieben," versicherte sie dem neuen Freunde, der dieses Bekenntniß mit schuldiger Rührung entgegennahm.

Bei Einbruch des Winters machte das Bedürfniß nach Abwechselung indessen sein unverjährbares Recht geltend. Im Geleit eines abermals neuentdeckten Freundes, des gelehrten Physikers Abbé Firmin, und eines Schwagers und Vetters, des Grafen Browne, ging es im December (1789) in den Süden Frankreichs, von Montpellier nach Nimes, von Nimes nach Avignon, dann wiederum nach Montpellier und von Montpellier nach Baréges. Eine Weile hielt das Interesse an den Erklärungen vor, die der gelehrte Reisebegleiter von den beobachteten Naturerscheinungen gab; dann kehrten die frühere Unruhe und der Zustand von Unbefriedigung wieder, der in der Terminologie unverstandener Frauen Melancholie heißt. Das Ende vom Liede war eine Liebschaft, und zwar eine Liebschaft im französischen, nicht im Stakjew-Wertherschen Stil. Der Erkorene war ein junger Officier, Graf de Frègeville, der die Sache mit husarenhaftem Ungestüm betrieb und die schwache Frau bestimmte, zuwider ihrem dem Gemahl gegebenen Versprechen, einen zweiten Winter in Frankreich zu verbringen, den Aufenthalt im Süden zu verlängern und im folgenden Frühjahr (1791), statt nach Kopenhagen, abermals nach Paris zu gehen. Geldverlegenheiten sorgten dafür, daß man von der französischen Hauptstadt nicht loskam, als der Sommer angebrochen war und Ludwig's XVI. Rückkehr von dem verunglückten Varenner Fluchtversuch den Aufenthalt an der Seine in der That bedenklich gemacht hatte[1]). Allein konnte die schutzlose Frau eine Reise durch das insurgirte Land nicht wohl unternehmen; so entschloß sie sich, ihren Seladon in Lakaientracht zu stecken und unter seinem Schutz die gefährliche Fahrt zurückzulegen. Abermalige Geldverlegenheiten boten zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Brüssel den Vorwand; dann ging es über Cassel und Hannover endlich nach Hamburg. Hier wurde die von ihrem Lakaien gewissenhaft geleitete Schöne von dem Gemahl empfangen, den man bisher mit falschen Angaben über die Natur

[1]) Zu Besorgnissen hatte Frau von Krüdener außer den allgemeinen noch besondere Gründe. Ihren unseligen Fluchtversuch hatte die Königin mit Hülfe eines auf den Namen einer Baronin Korff ausgestellten Passes unternommen, mit dieser aus Kurland stammenden Dame aber stand die Krüdener in naher Beziehung.

des mitgenommenen Beschützers hingehalten hatte. Da die bethörte Frau sich auch jetzt von ihrem Ritter nicht trennen wollte, kam es zu einem heftigen Auftritt, bei welchem Krüdener eine ungleich würdigere Rolle spielte als seine Gemahlin. Auf die ihm vorgeschlagene Scheidung ging er nicht ohne Weiteres ein; dagegen bestand er darauf, daß Frau Juliane zu ihrer Mutter nach Riga reise, um dort zur Besinnung gebracht zu werden. Mit einer Schwäche, die von Schamlosigkeit nicht mehr zu unterscheiden war, ließ Frau von Krüdener sich von dem Geliebten bis Riga begleiten; daß sie ihre Kinder (den achtjährigen Paul und die dreijährige Julie) dem schmählich verrathenen Gatten überließ, verstand sich für die „seelenvolle" Frau von selbst. Bei der zärtlich-schwachen Mutter fand sie die gehoffte liebevolle Aufnahme — der inzwischen zum Senator ernannte Vater aber weilte zu St. Petersburg, wo er einige Monate später so schwer erkrankte, daß Gemahlin und Tochter im Jahre 1792 an die Newa eilen mußten, um ihm die Augen zuzudrücken. „Gutmüthig sind sie alle", und so konnte nicht fehlen, daß Frau Juliane den Kranken einige Wochen pflegte, und daß sie nach dem Tode desselben das Bedürfniß fühlte, der Mutter die Freude einer Aussöhnung mit dem Gemahl zu bereiten. Herr von Krüdener war auf Urlaub nach St. Petersburg gekommen und damit beschäftigt, die Geldmittel flüssig zu machen, deren er zur Scheidung seiner — seit drei Jahren thatsächlich getrennten — Ehe zu bedürfen glaubte; als Mann von Ehre wollte er der Frau, deren Unwirthschaftlichkeit ihn nahezu ruinirt hatte, das eingebrachte Vermögen zurückerstatten. Daran nahm Frau Juliane Gelegenheit, einen der dramatischen Auftritte zu insceniren, die bei ihr die Stelle ernsthafter Entschlüsse vertraten. Unangemeldet erschien sie eines Tages in der Wohnung des Gemahls, warf sich auf die Kniee, erbat unter heißen Thränen Vergebung, gelobte treue Pflichterfüllung und erbot sich, ihm überallhin, nur nicht nach Kopenhagen zu folgen, wo sie die Last peinlicher Erinnerungen zu ertragen nicht im Stande sein würde.

Krüdener ließ sich erweichen. Großmüthig, aber ruhig und kühl, wie das seine Art war, willigte er in die ihm gemachten Vorschläge. Frau Juliane sollte bis auf Weiteres nach Berlin gehen, wo er sie von Kopenhagen aus besuchen wollte. Dabei blieb es vorläufig. Die zu Gnaden angenommene Frau ließ es sich nicht nehmen, vor der Abreise ein Wiedersehen mit Stakjew zu feiern, den sie (ihrer Angabe nach) „krank und sehr traurig" — in Wahrheit völlig „desillusionirt" — wiederfand. Dann ging es nach Riga, wo sie das „unaussprechliche Glück" hatte, ihren Sohn wiederzusehen und sich an seinem (natürlich höchst ausgezeichneten) Charakter „innig zu erfreuen", — die versprochene Uebersiedelung nach Berlin aber wurde „aus Gesundheitsrücksichten" bis zum Februar 1793 hinausgeschoben. Als sie endlich zur Ausführung kam, war der beste Theil der gefaßten guten Vorsätze bereits verflogen. Dieselbe Frau, die in dem geliebten Paris unermüdlich und unersättlich gewesen war, erklärte dem aus Kopenhagen herbeigeeilten Gatten, daß sie den Anforderungen gelegentlich dem Berliner Hofe zu machender Besuche nicht gewachsen sei und ihrer Nerven wegen nach Leipzig übersiedeln müsse. Krüdener mußte gute Miene zu bösem Spiel machen, und Frau Juliane ließ sich an der Pleiße

nieder, wo eine aus Paris verschriebene Freundin, Frau Armand, und deren Gatte sie erwarteten.

Den zunächst folgenden Peripetien dieses bis zur Sinnlosigkeit verwirrten Lebenslaufes im Einzelnen zu folgen, müssen wir uns versagen. Wie sich hatte voraussehen lassen, war die Episode des Stilllebens in Leipzig von nur kurzer Dauer. Einigermaßen zu Kräften gelangt, unternahm die Freundin der Ruhe, der Einfachheit und der Natur sofort wieder Kreuz- und Querfahrten, die sie dieses Mal in den deutschen Süden führten; den elfjährigen Sohn hatte die umsichtige Mutter seiner schwachen Gesundheit wegen bereits im Jahre 1793 in das feuchte und kalte Kopenhagen zu senden für zweckmäßig gehalten. Das Jahr darauf hielt sie einen abermaligen Ortswechsel für geboten: Da die französischen Freunde heimgekehrt waren, brach auch Frau von Krüdener auf, um — nicht nach Berlin, sondern abermals nach Riga — zu ihrer Mutter zu gehen. Aber auch dabei sollte es nicht bleiben. Die Rigaer Gesellschaft wurde unerträglich befunden, — das „Jugendleben", welches sie mit Tochter und Stieftochter aufzunehmen versuchte, stand der Dreißigjährigen nicht mehr recht zu Gesicht, und so beschloß sie, in die Einsamkeit des Familiengutes Kosse zu flüchten und eine neue Rolle, diejenige der patriarchalisch waltenden livländischen Edelfrau, zu übernehmen. Sie suchte die esthnische Sprache zu erlernen, hinter die Geheimnisse der Landwirthschaft zu kommen und die „Wohlthäterin" ihrer Hörigen zu werden. Das esthnische Volk sollte „gebildet und beglückt werden". Die Herrin von Kosse gründete Schulen und Entbindungsanstalten, brachte die Schutzblatternimpfung in Uebung und fühlte sich als Menschenfreundin von Profession. Diese Bestrebungen hielten genau so lange vor wie die früher genommenen Anläufe zum Idyllenspiel in Pariser Manier. Noch bevor das Jahr 1795 zu Ende gegangen war, kehrte die Patriarchin von Kosse nach Riga zurück. Einige Monate später tauchte sie in Berlin und (nach flüchtigem Wiedersehen mit Mann und Kindern) zu Ende des Jahres 1796 in der Schweiz (anfänglich zu Lausanne, später in Genf) auf. Des „gelehrten" Freundes Abbé Becker, den sie unterwegs aufgegriffen, ist die Rastlose ebenso schnell überdrüssig geworden wie der Theilnahme an den Wohlthätigkeitsbestrebungen des Genfer Bürgerthums. Das elegante Treiben in Coppet, dem Sitz der Frau von Staël, und das Erscheinen einer Anzahl in die Schweiz geflüchteter französischer Emigrantenfamilien ziehen sie in die vornehme Welt zurück, die doch ihre wahre Heimath blieb. Die eben noch Leidende flattert von Fest zu Fest und entzückt alle Welt durch die Frische ihrer Erscheinung, durch den „Vergangenheit und Zukunft durchdringenden" Blick ihrer schönen Augen und die Kühnheit der bestrickenden Posen, die sie bei Ausführung des Shawltanzes vorzuführen weiß. Für eine Weile war dieser Tanz die Hauptpassion der in die Phase der „zweiten" Jugend getretenen Schönen, und erst als eine jüngere Rivalin ihr das Geheimniß dieser Kunst abzulauschen gewußt hat, wird sie gewahr, daß das von den französischen Kriegswirren heimgesuchte Schweizerland kein geeigneter Aufenthalt für schutzlose Frauen sei. Im Geleit eines am Genfer See wiedergewonnenen, natürlich der „besten Gesellschaft" angehörigen Leipziger Freundes,

des Emigranten de Vallin, und des abermals zu ihr gestoßenen Abbé Becker geht es nach München, wo die bisher getriebene Wirthschaft unter ortsgemäß veränderten Formen fortgesetzt wird. Als Becker plötzlich stirbt und Herr de Vallin nach Frankreich zurückkehren muß, besinnt Frau von Krüdener sich plötzlich darauf, daß sie von Sehnsucht nach ihrem Mann und nach der drei Jahre lang entbehrten Tochter gefoltert werde. Das Unglück will indessen, daß der Kaiserliche Gesandte einer abermaligen Versetzung entgegengeht, und daß es eine Weile zweifelhaft bleibt, ob er nach Madrid gehen oder in Kopenhagen bleiben soll. Aus der Wiedervereinigung wird ein bloßes Zusammentreffen in München, wo die Mutter in ihrer inzwischen zur Jungfrau erwachsenen Stieftochter eine ebenso angenehme wie interessante Bekanntschaft machte. Von München geht es nach Teplitz, wo die Bäder gebraucht werden sollen, dann zurück nach München, von dort zum zweiten Male nach Teplitz (wo — später der Oeffentlichkeit übergebene — „Pensées" im Rochefoucauld'schen Stil geschrieben werden), von Teplitz endlich nach Berlin, wo Herr von Krüdener seit Anfang des Jahres 1800 als Gesandter am preußischen Hofe fungirt. Die zärtliche Gattin hat großherzig beschlossen, dem Gemahl ihre „auf Ruhe, Sonnenschein und Freundschaft" gerichteten Lieblingswünsche zu opfern und fortan ausschließlich der Pflicht zu leben. Aber schon nach sechs Monaten hat sie es durch Launenhaftigkeit und Unpünktlichkeit bei Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen den Hof des pünktlichsten aller damaligen Herrscher so weit gebracht, daß Krüdener sie ihres Weges ziehen läßt, als sie das Bedürfniß fühlt, ihre Mutter in Riga zu besuchen. Hier verwandelt die zärtliche Tochter sich wiederum in eine sehnsüchtige Gattin. Im Winter 1800/1801 erscheint sie in Berlin, wo Krüdener als Gesandter des unberechenbarsten Fürsten aller Zeiten (Paul's I.) eine sorgenbedrängte Zeit zu durchleben und die volle Tüchtigkeit seines Wesens zu bewähren hatte. Ohne Rücksicht auf die gedrückte Stimmung des mit unlösbaren Aufgaben beladenen Mannes stellt die Gemahlin einen letzten Versuch an, die unwiderstehliche Weltdame zu spielen. Ob die „zweite Jugend" gleich unwiederbringlich zu Ende gegangen ist, läßt die verblühte Dame sich angelegen sein, durch excentrische Toiletten auszugleichen, was die Natur ihr versagt hat. Noch in späteren Jahren pflegten Genossen der damaligen Zeit von der „Verwegenheit" der Anzüge zu erzählen, mit denen die inzwischen zur Strafpredigerin der Welt und ihrer Lust gewordene Frau von Krüdener ihre Umgebung in Erstaunen gesetzt hatte. Als es auf diesem Wege nicht mehr gehen wollte, wurde auf die Rolle der schönen Seele zurückgegriffen und der Versuch angestellt, Jean Paul's Anwesenheit in der preußischen Hauptstadt zu Anknüpfungen mit den hohen Beschützerinnen des gefeierten Mannes auszubeuten. Bedauerlicher Weise ohne den gehörigen Erfolg. Der Dichter des „Titan", der wenige Jahre zuvor (1796) durch den Besuch der Krüdener in einen Taumel „trunkener Freude und Rührung" versetzt worden war, wandte sich jetzt anderen, von frischerem Glanz umgebenen Sternen zu. Ebenso fruchtlos blieben Julianens Bemühungen um ein näheres Verhältniß zu dem preußischen Königspaare. Friedrich Wilhelm III. ließ sich auf „genialische" Naturen überhaupt nicht

ein, indessen die Königin Luise nur solche gelten ließ, die ihre Pflichten gegen Mann und Kinder erfüllten. Noch übler kam Frau von Krüdener bei der zweiten Dame Berlins, der Prinzessin Luise, verehelichten Fürstin Radziwill an, welche die Gemahlin des russischen Gesandten als „unangenehme und anspruchsvolle Person" zu bezeichnen pflegte. Im Frühjahr 1801 war der gesellschaftliche Credit der Frau Ministerin ebenso vollständig erschöpft wie die Kasse des Ministers, der seine Stellung für unhaltbar geworden ansah, seit an die Stelle des Napoleon zuneigenden Kaisers Paul der anders denkende Alexander I. getreten war.

Dem unglücklichen Manne konnte nur willkommen sein, daß seine Frau wiederum auf Reisen zu gehen wünschte. Zu wirklicher Theilnahme an den ihn bedrängenden politischen Sorgen hatte Frau Juliane sich ebenso wenig herbeigelassen wie zu Rücksichten auf das immerhin begrenzte Maß seiner Geldmittel. Gewohnt, das Schlimmste mit sich selbst abzumachen, ließ der resignirte Ehemann die unbequeme Gefährtin seines freudlosen Daseins ihres Weges gehen, als sie im Sommer 1801 zum dritten Male nach Teplitz aufbrach, um in der „höchst ehrbaren" Gesellschaft des Prinzen Heinrich, der Prinzessin Louise, einer Fürstin Clary, des unverwüstlichen alten Fürsten Ligne und einer Anzahl vornehmer Russen und Polen ein Badeleben zu führen, das sie trotz aller Warnungen des Arztes bis zum Schluß der Saison fortsetzte. Als der Herbst anbrach, war ein Winteraufenthalt im Süden „unvermeidlich" geworden. Noch bevor Krüdener's Zustimmung zu derselben eingetroffen war, reiste Frau Juliane von Teplitz in die Schweiz und, ohne Rücksicht auf den vorwurfsvollen Brief, den der sonst so geduldige Mann ihr nachsandte, von Genf nach Coppet, wo es mit Frau von Staël Freundschaft zu schließen galt. Die nähere Bekanntschaft mit der Staël und deren Freunden genügte, damit unsere Heldin ein neues Talent in sich entdeckte. Zunächst noch nicht das Talent zum Christenthum, sondern das zur Romanschriftstellerei. Mit dieser ließ sich bequemer vorwärtskommen als mit der Oelmalerei, zu welcher in Teplitz ein Anlauf genommen worden war. Rasch hinter einander wurden drei Erzählungen und die ersten Capitel eines Romans niedergeschrieben, den die Verfasserin in Berlin geplant hatte, und der die Geschichte ihres Herzens erzählen sollte. Seine letzte Feile konnte das im Voraus als phänomenal angekündigte Werk natürlich nur in Paris erhalten, wo Bernardin's Rath eingeholt und die Bekanntschaft des gefeiertsten Schriftstellers des Tages, Châteaubriand, gemacht werden sollte.

Im December 1801 war Frau von Krüdener am Seinestrande so vollständig eingerichtet, daß sie dem Herrn Vicomte den von der Staël geschriebenen Einführungsbrief übergeben konnte. Der Verfasser der „Atala" hatte kurz zuvor sein Hauptwerk, das berühmte Buch über der „Geist des Christenthums", vollendet, die Austheilung der frisch gedruckten Exemplare desselben indessen noch hinausgeschoben. Frau von Krüdener wußte dieses Werk „avant la lettre" und früher als Frau von Staël in die Hände zu bekommen, machte von diesem schmeichelhaften Glücksfall indessen so indiscreten Gebrauch, daß ein förmlicher Bruch mit dem Verfasser nur mühsam vermieden wurde, und daß

der vornehme und berühmte neue Freund sich längere Zeit hindurch von ihr zurückzog. Der vertraute Verkehr mit Bernardin de St. Pierre und Garat bot dafür Ersatz, und die Arbeit an dem Roman „Valérie“ schritt so rüstig fort, daß die neue Schriftstellerin die in Paris verbrachten Frühlingsmonate des Jahres 1802 unter die glücklichsten Zeiten ihres Lebens zählen durfte.

Inmitten des Genusses der eigenen Productionskraft und der mit den Freunden wechselseitig ausgetauschten Weihrauchspenden trat ein Ereigniß ein, das jede Frau von auch nur mäßiger Wärme des Herzens umgeworfen hätte. Aus Berlin traf die Kunde ein, daß Herr von Krüdener nach längerem Siechthum verstorben sei; am 14. Juni 1802 hatte ein Schlaganfall dem auf vierundfünfzig Jahre gebrachten Leben des frühgealterten Mannes ein Ende gemacht. — Zwei Monate genügten, damit die Wittwe mit den Vorwürfen, die sie sich zu machen hatte, ebenso vollständig fertig wurde wie mit ihrem Schmerz. Da untröstlichen Herzen Wechsel des Orts und der Umgebung Linderung zu bringen pflegt, siedelte Frau von Krüdener im September (1802) von Paris nach Genf und bei Beginn des Winters vom Ufer des Lemansees an die Gestade des Rhône, nach Lyon über, um neben dem Verkehr mit einer Anzahl bewundernder neuer Freunde vornehmlich ihrer Pflicht, d. h. dem Abschluß des Romans zu leben, dessen Ausarbeitung durch den unzeitigen Tod des Gemahls so peinlich unterbrochen worden war.

Im Herbst 1803 war dieses Werk — das bereits vor seiner Uebergabe an die Lesewelt „Gutes gewirkt“ haben sollte — vollendet. Obgleich die Verfasserin versicherte, daß sie für Erfolge nahezu vollständig „blasirt“ sei, und daß Paris ihr keine Reize mehr zu bieten habe, ging sie dennoch in die Seinestadt, um ihre „Valérie“ zu „lanciren“, d. h. ein System der Reclame ins Werk zu richten, das Demjenigen unserer Zeit in jeder Hinsicht würdig war. Dem Berichte darüber sind einige Bemerkungen über „Valérie“ vorauszusenden.

In seiner Charakteristik Julianen's von Krüdener berichtet Theodor von Bernhardi (Geschichte Rußlands, B. I S. 483), der Held des Romans der Frau von Krüdener sei „ein Werther, der nicht nur in das Französische, sondern in die duftigste Salonregion übertragen worden war, und der sich in Folge einer Leidenschaft vom allerbesten Ton in ungleich eleganteren Formen erschießt als sein bürgerliches Vorbild“. Das ist nur zur Hälfte richtig. Stakjew-Werther (der in der „Valérie“ „Gustave de Lynar“ heißt) erschießt sich nicht, sondern stirbt an der Schwindsucht, nachdem er der angebeteten Gräfin M. (unserer Heldin) ein Geständniß gemacht, vorher aber den vergeblichen Versuch angestellt hat, in den Armen einer Maitresse Trost zu finden. — Umstände, die dem Charakter und Entwicklungsgange des Goethe'schen Romans ebenso wenig entsprechen wie der Geschichte des Verhältnisses zwischen Frau von Krüdener und dem tugendhaften Russen. Fernere Unterschiede zwischen Original und Nachahmung sind durch die Verschiedenheiten des Locals und der äußeren Verhältnisse bedingt, dessen zu geschweigen, daß der in Venedig spielende Roman in einer Sprache geschrieben ist, deren stilistische Feinheiten der Verfasserin vielfach verborgen geblieben waren. Da eine vorzügliche französische Uebersetzung des „Werther“ bereits damals vorlag, konnten auch die der Ver-

fasserin befreundeten Leser der „Valérie" mit der Meinung nicht zurückhalten, daß beide Bücher nicht wohl an demselben Tage genannt werden dürften, und daß die Aehnlichkeit derselben sich auf Nachahmung der Briefform und eine gewisse Gleichartigkeit der Stimmungen beschränke. Selbst hinter der kurz zuvor erschienenen italienischen Copie des Goethe'schen Jugendwerkes (den „Ultime lettere di Jacopo Ortri") sollten die „Lettres de Gustave de Lynar à Ernest de B**" (so lautete der Nebentitel des Krüdener'schen Romans) erheblich zurückgeblieben sein.

Wenn die „Valérie" nichtsdestoweniger einigen Lärm machte, binnen Jahresfrist dreimal neu aufgelegt, zweimal ins Deutsche und einmal ins Holländische übersetzt wurde, so war das so gut wie ausschließlich das Verdienst der Verfasserin. Auf ihre Veranstaltung hatte ein Pariser Freund, Dr. Gay, die geistreiche Frau, unübertreffliche Shawltänzerin und vielversprechende Schriftstellerin in einer der Oeffentlichkeit übergebenen Ode angesungen und als Urbild der Staël'schen „Delphine" verherrlicht. Diesem der Publication des Romans vorausgesendeten Trompetenstoße waren von anderen Freunden besorgte Anzeigen und Lobhudeleien der „Valérie" gefolgt und, als auch diese nicht gehörig wirken wollten, stärkere, von der Verfasserin persönlich in Scene gesetzte Mittel angewendet worden. Die vornehme Dame war unvornehm genug, um in Paris von Laden zu Laden, von Modehändler zu Modehändler zu fahren, allenthalben nach Hüten, Bändern, Tüchern und anderen Luxusgegenständen „à la Valérie" zu fragen, — mitleidig die Achsel zu zucken, wenn diese Artikel nicht bekannt waren, und dadurch wie durch umfangreiche Bestellungen durchzusetzen, daß man sich in dem Paris von 1804 vierzehn Tage lang à la Valérie trug. Noch unwürdiger als diese Künste nehmen sich indessen die Unwahrheiten aus, welche Frau von Krüdener harmlosen Freunden über den unerhörten und „übernatürlichen" Erfolg ihres Buches und über den heilsamen Einfluß auftischte, den dasselbe auf die Sittlichkeit Frankreichs ausgeübt haben sollte.

Länger als ein halbes Jahr scheint die Befriedigung über den „succès complet et inouï" der „Valérie" indessen nicht vorgehalten zu haben. Im Sommer 1804 finden wir die Krüdener in Livland, wo sie — ihre Zeit zwischen Kosse und Riga theilend — dieses Mal volle zwei Jahre weilte. In diesen Zeitabschnitt fällt ihre Bekehrung oder das, was sie so nennt. Nach einer Erzählung ist diese Conversion durch den Schreck über das plötzliche Ende eines vor den Fenstern des Vietinghof'schen Hauses todt zusammengebrochenen Bekannten bewirkt worden, — nach einer anderen Darstellung ist sie die Frucht der Unterredung mit einem armen, in seinen Gott vergnügten herrenhuterischen Schuster in Riga gewesen. — Sehen wir näher zu, wie es um die Früchte des Glaubens bestellt war, zu welchen unsere Heldin es gebracht hatte.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg.

I. Die Poesie des Veda.

(Schluß.)

IV.

Die Lieder des Rigveda[1]), etwa eintausend an der Zahl, sind in ihrer weit überwiegenden Masse Opferlieder, Lob der Götter und Gebet. Daneben umfaßt diese große Sammlung, insonderheit in ihren jüngeren Bestandtheilen, Lieder für Zwecke der Zauberei sowie die Anfänge der erzählenden und der philosophischen Poesie. Leben und Denken der alten Inder spiegelt sich in dieser Liedermasse nur unvollständig wider. Die Dichter, welche hier reden, sind nicht ganze, nach allen Seiten ihrer Natur entwickelte Menschen. Die Möglichkeit solches Daseins ist durch die Kaste, die Zerschneiderin der Persönlichkeit, aufgehoben; es gibt nur noch Adlige, Bauern, Priester, alle von verschiedener Ausbildung ihrer Kräfte, verschiedenen Interessen, verschiedenem Gesichtskreis. Unter ihnen hören wir im Veda die Adligen, die Bauern nicht reden. Wir hören allein die Priester.

Gänzlich gefehlt haben kann eine Volkspoesie, in der auch das Leben der nichtpriesterlichen Stände zu Worte kam, dem vedischen Indien natürlich nicht. „Wer tanzt und singt," sagt ein altes indisches Wort, „zu dem halten sich die Weiber." Aber die Spuren, die wir von Singen und Sagen des Volks antreffen, sind unendlich spärlich und blaß. Wir wissen, daß bei Familienfesten Lautenspieler auftraten und ihren Gesang hören ließen; ebenso bei großen königlichen Opfern: da sangen sie von alten Königen und ihren Thaten und feierten auch den gegenwärtigen Herrscher. Es sollen zwei Lautenspieler sein; der eine ist Brahmane und preist die Opfer und die Freigebigkeit des Fürsten;

---

[1]) Rig ist der Vers, den man singt oder in gehobener Vortragsweise recitirt. Veda heißt Wissen. So bedeutet Rigveda die Wissenschaft der heiligen Lieder oder Hymnen.

der andere, ein Adliger, singt von seinen Kämpfen und Siegen. Bei Todtenfeiern sitzt man bis in die Stille der Nacht bei einander; man wiederholt sich die Erzählungen alter Leute, läßt sich Geschichten und Sagen vortragen. Am Sonnwendtage tanzen die Mägde des Bauern singend um ein Feuer. Sie halten volle Wasserkrüge, die in das Feuer ausgegossen werden: dann gibt es Regen für die Weiden und Milch in den Kühen. Die Mädchen singen:

> Hei! Juchhei!
> Schön duften die Kühe, juchhei! Hier gibt's süßen Saft!
> Nach Wohlgeruch duften die Kühe! Der süße Saft!
> Die Kühe sind Mütter der Butter! Der süße Saft!
> Die sollen sich bei uns mehren! Der süße Saft!
> Die Kühchen, die wollen wir baden! Der süße Saft!

Schöpfungen volksthümlicher Lustigkeit und volksthümlichen Nachdenkens sind auch die zwischen zwei Personen zu wechselnden Spott- und Schimpfreden in Versen und Prosa, sodann Räthsel mit ihren Auflösungen. Jene wie diese kennen wir freilich nur in der Form, welche ihnen die Priester gegeben haben. Das geistliche Ritual, das von der heutigen sittlichen Empfindungsweise selbstverständlich himmelweit entfernt war, schrieb für bestimmte festliche Gelegenheiten vor, daß Priester sich mit Weibern gegenseitig neckten oder verspotteten. Die Verse, die dabei im Gebrauch waren, sind überliefert; ihre Derbheit macht es unmöglich sie mitzutheilen. Unter einander gaben sich die Priester Räthsel auf — liturgisch feststehende Räthsel in Versen, oft so, daß jede der vier Verszeilen eine Frage enthielt, mit gleichfalls feststehenden Auflösungen in derselben Form. Die Räthsel waren nicht eben, was wir gute Räthsel nennen würden. Die Werthschätzung, welche diese Bestandtheile der priesterlichen Liturgien als solche genossen, und die Bedeutung der erhabenen Wesenheiten, von denen sie handelten, mußte offenbar ersetzen, was der Feinheit und Festigkeit des Bandes zwischen Fragen und Antworten mangelte. Ein solches Räthsel ist das folgende:

> Wer ist's, der einsam seine Straße wandelt?
> Wer ist's, der stets von Neuem wird geboren?
> Was ist der Arzeneitrank gegen Kälte?
> Was der Behälter, drein man Alles schüttet?

Worauf die Antwort lautet:

> Die Sonne wandelt einsam ihre Straße.
> Immer von Neuem wird der Mond geboren.
> Das Feuer ist der Heiltrank gegen Kälte.
> Die Erde ist der größte der Behälter.

Auch hier, wie bei jenen Spottreden, scheint durch den Ueberwurf priesterlicher Stilisirung doch deutlich der volksmäßige Ursprung solcher Gedankenspiele hindurch. Räthselaufgeben und Räthselrathen bildet ja eine geradezu über die Erde hin, auch unter den primitivsten Völkern verbreitete Belustigung. Wir besitzen in den alten germanischen Literaturen Räthselverse, die genau wie jene vedischen aus vier Fragen, jeder zu einer Zeile, gebildet sind. Möglich, daß

sich hier eine Form erhalten hat, welche Inder wie Germanen von dem gemeinsamen Muttervolk ererbt haben.

Alle solche Reste und Anklänge aber altindischer volksthümlicher Poesie verschwinden für uns nahezu spurlos hinter der unabsehbaren Masse der rein priesterlichen, insonderheit der für das Opfer bestimmten Dichtungen. Vielleicht würde dies Verhältniß kein so ausgeprägtes, wir dürfen sagen kein für unsere Wißbegier so ungünstiges sein, hätte hier nicht ein äußerer Umstand eingewirkt: das Fehlen der Schreibkunst. Die Schrift ist in Indien erst erheblich nach der Zeit des Rigveda — vielleicht um 800 oder 700 v. Chr. — aus semitischen Ländern, wahrscheinlich aus dem Bereich der babylonischen Cultur eingeführt worden. Der Veda wurde nicht geschrieben und gelesen, sondern von Mund zu Ohr vorgetragen, auswendig gelernt, weiter gelehrt. Hier wirkte eine dem modernen Menschen kaum begreifliche Kraft und Schulung des Gedächtnisses, das ganz im Dienste dieses Wissens stand, ohne wie heutzutage durch das tägliche Ueberschüttetwerden mit tausend rasch vergessenen Dingen abgestumpft zu sein. Eine Vorstellung davon, was ein solches Gedächtniß leisten konnte, verschafft uns die Durchforschung des Veda-Textes, wie die heutige Philologenkunst sie betreibt. Gewisse kleine und allerkleinste Details in der Lautform jenes Textes, Unterscheidungen zwischen verschiedenen grammatischen Verfahrungsweisen, die nicht Worte, sondern nur Buchstaben betreffen, Minutien, welche allein in der ältesten Zeit für das Sprachbewußtsein lebendig gewesen sein können und erst jetzt wieder durch die moderne Wissenschaft der vergleichenden Grammatik verständlich geworden sind: Erscheinungen dieser Art finden wir doch in ungeheuren Massen von Fällen in der überlieferten Gestalt des Veda correct oder annähernd correct erhalten. Spätere Redactoren hätten solchen Dingen nie und nimmer die richtige Gestalt geben können; daß der Text doch unsrer Prüfung Stand hält, zeigt uns, welche staunenswerthe Leistung hier die Gedächtnißkraft der Brahmanen in der mündlichen Festhaltung der Wortformen, ja der Buchstaben dieser Hymnen durch lange Reihen von Jahrhunderten vollbracht haben muß. Man sieht aber leicht, wie dies Angewiesensein der vedischen Literatur auf das Gedächtniß einer sich ihr widmenden Menschenclasse eine Auswahl unter den denkbaren literarischen Gattungen üben mußte, so daß nur gewisse unter ihnen zur Existenz gelangen konnten. Jeder Text bedurfte hier zu seinem Bestehen einer organisirten, im Lehren, Lernen und Weiterlehren geübten Schule. Dadurch waren Gegenstände, welche nur ein gelegentliches Interesse hatten, von der literarischen Bearbeitung von vornherein ausgeschlossen. Schulen aber mit festen Schultraditionen waren in Indien lange Zeit hindurch nirgends vorhanden als im Priesterstande. So war die Entstehung von literarischen Werken erschwert oder unmöglich gemacht, die nicht von Priestern für Priester verfaßt, priesterlichen Standesinteressen dienstbar waren.

Gewiß dürfen wir äußere Momente dieser Art nicht übersehen, welche dazu beigetragen haben, den Charakter der altindischen Literatur festzustellen. Aber sie verstärken doch nur Strömungen, welche aus tiefer gelegenen Quellen fließen. Daß die breite Grundlage der griechischen Poesie die unvergänglichen

Gesänge vom Zorn des Achill und von des göttlichen Dulders Irrfahrten gewesen sind, die breite Grundlage aber der indischen Literatur Hymnen für die Darbringung des heiligen Rauschtrankes, beruht vor Allem doch auf den letzten Gegensätzen zwischen der griechischen und der indischen Volksseele. Dort bewegtes Leben im freien Licht irdischer, menschlicher Wirklichkeit voll Thatenlust und Schönheitsfreude. Hier Versiegen der Thatkraft, Entfremdung von der Wirklichkeit, Gebundenheit der Gedanken und des Willens in den dumpfen Nebelwelten von Glauben und Aberglauben, von Opferkunst und Zauberkunst, von Priesterweisheit und Priestermacht.

Es ist eine große Zahl von Göttern, an welche sich die Lieder des Rigveda wenden, mächtigere und geringere, aber kein höchster, über allen andern herrschender. Schon dies schließt die letzte Tiefe der Hingebung des betenden Sängers an den Gott, welchen er anruft, aus. Man kann nicht zu einer Gottheit so reden, wie der alttestamentliche Dichter zu Jahve redet, wenn man weiß, daß im nächsten Augenblick die Opferordnung die Besingung eines anderen und dann alsbald wieder eines anderen Gottes verlangen wird. Das Verhältniß zwischen Mensch und Gott kann hier nicht leicht über eine gewisse Kühlheit und Aeußerlichkeit hinauskommen. Die Götter sind Machthaber, deren günstige Stimmung zu erlangen gut und nöthig ist; wer sich mit dem einen von ihnen befreundet hat, wird nur um so besser fahren, wenn er auch die andern für sich zu gewinnen weiß. Sittliche Erhabenheit, Heiligkeit im Sinn unserer Religion liegt dem Wesen dieser himmlischen Herren im Ganzen ziemlich fern. Sie sind erregbar, launenhaft, überwiegend von einer freilich nicht ganz zuverlässigen Gutmüthigkeit; tückische, gefährliche Gesellen fehlen unter ihnen nicht. Um ihre Gunst zu gewinnen, ist es nicht so wesentlich, Tugenden zu üben, als vielmehr sie reichlich zu speisen, prächtige Trinkgelage für sie zu veranstalten, durch kunstvolle Loblieder ihnen zu schmeicheln und vor Allem auch gegen ihre menschlichen Freunde, die Priester, der Freigebigkeit nicht zu vergessen.

Ihrem Ursprung nach sind die meisten der vedischen Götter vergöttlichte Naturmächte; ihre vornehmsten Thaten sind die Ereignisse des Naturlebens. Aber dieses ursprüngliche Wesen hat sich in der Zeit des Veda bei vielen dieser Götter, bei vielen unter den Erzählungen von ihren Thaten schon stark verdunkelt. So stehen hier Götter von sehr verschiedenem Aussehen neben einander. Das Wesen der Einen ist klar und durchsichtig; schon ihr Name spricht es aus. Die Göttin Morgenröthe heißt Morgenröthe (Ushas, griechisch Eos). Wo im Osten der Himmel sich röthet, da ist die Göttin. Der Gott des Feuers heißt Feuer (Agni, lateinisch ignis). Wo Feuer ist, da ist er. Mit derselben Bestimmtheit, in derselben unmittelbaren Nähe wie einen Menschen sieht man diesen Gott, wenn sein Wesen freilich auch zugleich — was kann natürlicher sein als solcher Widerspruch? — in die fernsten Weiten und weltüberragende Höhe hineinreicht. Vielen Göttern auf der andern Seite fehlt jene Durchsichtigkeit und Gegenwärtigkeit; ihr Name ist dunkel oder nicht bezeichnend, ihr ursprüngliches Wesen mehr oder weniger vergessen. Indra — der Thor der Edda — war der Gewitterer, der Schwinger des Donnerkeils,

der Bewältiger des Drachen, welcher die himmlischen Wasser gefangen hält. Für den Veda ist Indra zu einem überstarken göttlichen Riesen geworden, der mit seiner Waffe den Fels spaltet und die darin vom Drachen gehüteten Wasser der Flüsse dem Menschen zum Segen sich über das Erdreich ergießen läßt: ein Wandel der Vorstellung wohl begreiflich, wenn man bedenkt, wie viel wichtiger im Pendschab für das menschliche Bedürfniß die Flüsse sind als Gewitter und Regen. Varuna, der Größte eines Kreises von sieben in himmlischer Höhe thronenden Göttern, war[1]) ursprünglich ein von fremdem Volke, vielleicht aus dem babylonischen Culturkreis übernommener Mondgott, der eine der sieben am Himmel wandelnden Lichtherren (Sonne, Mond und die fünf dem Alterthum bekannten Planeten). Für den Veda ist er zu einem höchsten Schützer des Rechts, einem allwissenden Durchschauer und Bestrafer jeglicher, auch der verborgensten Sünde geworden. Man sieht, wie hier langsame, gewaltige Verschiebungen der Denkweise, der Lebensformen entsprechende Verschiebungen solcher Göttergestalten hervorgerufen haben. Der Glaube, daß die großen Naturwesenheiten die menschlichen Geschicke beherrschen, ist in diesem Zeitalter schon längst im Verblassen begriffen. Statt jener treten die Potenzen der menschlichen Gesellschaft in den Vordergrund. Die Züge des Gewitterers, des Mondes verschwinden so immer mehr hinter den Bildungen menschenähnlicher, aber übermenschlich starker, weiser, herrlicher Könige oder Helden, deren Function es jetzt nicht mehr ist zu gewittern oder die Nacht zu erleuchten, sondern die segnend, rettend oder auch strafend in das menschliche Leben eingreifen, den Weiden des Menschen Graswuchs schenken, die Ordnungen der menschlichen Gesellschaft aufrecht erhalten.

Die vornehmste Feier, welche man diesen Göttern bringt, ist zugleich der wichtigste, für die älteste Zeit fast der einzige Anlaß zur Uebung der priesterlichen Poesie. Es ist die Bereitung und Darbringung des berauschenden, aus den Stengeln einer Pflanze gepreßten Göttertrankes Soma. Eine Feier, welche nur die Großen und Reichen veranstalten können und die mit allen erforderlichen Vorbereitungen und Weihungen die Arbeit und Kunst einer ganzen Schar von Priestern durch eine längere Reihe von Tagen in Anspruch nimmt. Noch gibt es keine Tempel und keine Götterbilder. Auf hochgelegener, baumloser Stätte brennen die drei Opferfeuer und liegt zwischen ihnen die grasbestreute Fläche, zu welcher die Götter unsichtbar auf ihren Wagen gefahren kommen „wie die Kinder zur Mutter kommen von hier und dort", und wo sie sich niedersetzen die Opferkuchen und das Bockfleisch zu schmausen und den heiligen Trank zu trinken. Läuft dann der berauschende Saft durch die Seihe von Schafswolle, so stimmt ein Chor von drei Priestern Zauberlieder an, die dem Soma Kraft geben die Götter zu stärken, den Menschen Erfüllung ihrer Wünsche zu schaffen. Die einfachen, rohen Melodien dieser Lieder bewegen sich in wenigen Tönen; der Text wird oft durch sinnlose Interjectionen unterbrochen oder läuft in Zauberworte aus,

---

[1]) Wenigstens nach meiner von Vielen bestrittenen Auffassung. Vergl. „Deutsche Rundschau", 1898, Bd. XCVI, S. 431.

von denen geheime, segensreiche Wirkung erwartet wird. Dieselben Sänger und neben ihnen andere Priester, die mit gesprochenen Recitationen betraut sind — oft Einer vortragend, ein Anderer dem Vortrag mit gewissen heiligen Ausrufen antwortend — laden dann die Götter zum Trank ein, loben sie und bringen die Wünsche der Opferer vor.

Als Verfasser dieser Lieder und Hymnen nennen sich in den Texten selbst nur selten einzelne Personen, meist jene ganzen Geschlechter, in welchen die Sänger- und Priesterkunst erblich ist:

> Die Visvamitras brachten dar
> Dem donnerkeilbewehrten Gott
> Ein Zauberlied. Er geb' uns Heil.

Oder der Gott wird angeredet:

> Dich stärken durch Gebete die Vasishthas —
> Zu dir gehn, Agni, betend wir Vasishthas.

Der Einzelne verschwindet hinter der Familie, und die Familien sind einander ähnlich fast bis zur Ununterscheidbarkeit. Das ist der natürliche Zustand überall im hohen Alterthum, in jenen Zeiten, die der Entwicklung scharf ausgeprägter Individualitäten vorausgehen. In Indien aber hat dieser unpersönliche Charakter der Literatur im Grunde immer fortbestanden. Zu irgend einer Zeit bildet sich dort ein neuer literarischer Typus, oder einem alten solchen Typus wendet sich erhöhte Aufmerksamkeit zu — etwa dem Gebetsliede oder der speculativen Auseinandersetzung oder der moralischen Erzählung oder der Darstellung von Opferkunde, Recht, Poetik: dann begibt sich alsbald eine Menge von Arbeitern ans Werk, und es entsteht eine Anzahl, oft eine kaum übersehbare Masse von Dichtungen, von Erzählungen, von Lehrtexten, alle einander genau ähnlich, ein Exemplar so gut wie das andere nach demselben feststehenden Recept angefertigt. Ein Volk, welches die Persönlichkeit zu kräftiger Selbständigkeit zu entwickeln versteht, wird eine andere Literatur haben.

Der Vorstellungskreis, in dem sich die Lob- und Gebetslieder des Rigveda bewegen, ist kein weiter. Sie sind voll von eintönigen Wiederholungen derselben Wendungen — über das Tröpfeln des Soma, der durch die Wollseihe rinnend sich läutert, über das göttliche Feuer, das sich mit seinem hellen Schein als freundlicher Gast in den menschlichen Wohnungen niederläßt, über die Heldenkraft Indra's, der den Drachen geschlagen und die gefangenen Wasser befreit hat. Auch die Scala der hier zu Wort kommenden Seelenzustände ist einfach und bald durchmessen. Von Leiden und Noth ist nur selten die Rede, von den Qualen des Schuldbewußtseins, der Sehnsucht nach göttlicher Vergebung. Die vorherrschende Stimmung ist die ruhiger Zufriedenheit; man ist der altbewährten Freundschaft des Gottes gewiß und darf hoffen, daß er auch fernerhin sich zureden lassen und gewähren wird, um was man ihn bittet. Wie das Thun der Götter hier nicht von höchsten, das Weltleben umfassenden Zielen her Einheit empfängt, sondern sich in einzelne Kraft- und Wunderthaten auflöst, so verharren auch die menschlichen Gebete meist in der Sphäre einzelner,

sehr concreter Wünsche und Bedürfnisse. Man bittet um Rinder und Rosse, um Gold, um Sieg, um kräftige Nachkommenschaft, Gesundheit, langes Leben. Die Zeit, in welcher das religiöse Trachten dazu heranreifen wird, ins Weite und Große zu gehen, ist noch nicht gekommen.

Die Götter, die jene Wünsche gewähren sollen, die eigentlichen Zuhörer für die der vedische Poet arbeitet, sind eitel und für Schmeichelei empfänglich. So kann der Dichter, der ihnen gefallen will, von vornherein nicht in einem reinen Verhältniß zu seinem Stoff stehen. Er sieht nicht die Dinge in ihrer Wahrheit oder in ihrer Schönheit. Er sieht sie vielmehr mit den Augen des Bittstellers, dessen Erfolg davon abhängt, ob er die wirkungsvollsten Wendungen finden wird, wie sie der klugen Kunst des routinirten Priesters zu Gebote stehen. Eine Sprache, aus welcher die mächtigen und geraden Instincte des Guten, der Wahrheit redeten, wäre hier nicht am Platz. Es handelt sich um Effecte andrer Art, vornehmlich um zwei. Man muß den Gott als über alle Maßen stark, schön, weise preisen. Und man muß des Gottes Wesen als reich an tiefen Geheimnissen schildern, welche es mit Geschick halb zu verbergen und halb zu enthüllen gilt.

Der Preis des Gottes erhebt sich nur selten zu einem schönheitsreichen Bilde seines Wesens, die Verherrlichung seiner Thaten selten zu einer von Leben erfüllten Erzählung. Vielmehr Nennung seiner glänzenden Eigenschaften und der Eigenschaften alles dessen, was ihm gehört, seines Wagens, seiner Rosse, seiner Waffe; Erwähnung dieser That und jener That, wie gewaltig, furchtbar, segensreich sie gewesen ist. Mit der Wahrheit wird es dabei nicht genau genommen. Von einem heiligen, aber unbedeutenden Flüßchen, das sich vielleicht schon damals wie in der Folgezeit im Sande verlor, der Sarasvati, heißt es, daß sie mit ihren starken Wellen den Rücken des Gebirges durchbricht, daß ihr endloser, gewaltiger Wogenschwall brüllend einherzieht, daß sie allein unter den Flüssen mit klarem Wasser von den Bergen bis zum Meere strömt. Die einzelnen Züge, jeder ins Maßlose gesteigert, werden ohne Ordnung durch einander geworfen. Diese Preislieder erinnern an die Körper, welche die altindische Plastik gebildet hat, unter deren gleichförmigen, undurchgearbeiteten Fleischmassen es kein Knochengerüst zu geben scheint. Es liegt nicht allein am unentwickelten Kunstverstand des Alterthums, wenn es den vedischen Poeten noch nicht aufgegangen war, daß alles Einzelne von der inneren Nothwendigkeit eines Ganzen beherrscht sein soll. Jener Mangel ist im Wesen des indischen Geistes selbst begründet; zu keiner Zeit hat dieser Geist die Forderung organischer, das literarische Kunstwerk durchdringender Gesetzmäßigkeit zu begreifen gewußt.

Als Beispiel vedischer Opferpoesie geben wir Stücke eines Liedes, das für die Somafeier bestimmt ist, an Indra. Wir lassen fast die Hälfte der Strophen (fünf von elf) fort; der Eindruck der Eintönigkeit, welche diesen Dichtungen anhaftet, wird immer noch fühlbar genug bleiben. Der Hymnus ist eine rechte Durchschnittsleistung handwerksmäßiger Dichtkunst; solche Lieder in vielen Hunderten von Exemplaren sind es, aus denen fast der ganze Rigveda besteht.

Gewinn woll'st du gewähren diesem Opfer,
Der du voll Gnaden je und je einherziehst.
Ihm haben Tränk' auf Tränke Kraft verliehen,
Der hochberühmt durch große Thaten worden.

Groß, ungestüm, kraftstrotzend in der Wohnstatt
Waltet er kühner Macht, furchtbarer Stärke.
Der Erdkreis selbst vermag ihn nicht zu fassen,
Wenn Trank berauscht den Gott mit falben Rossen.

Groß, furchtbar ist zur Heldenkraft erstarkt er.
Durch Dichterkunst ward her der Stier getrieben.
Den Preis gewinnt er. Fruchtbar sind die Kühe
Und kräft'ger Nahrung voll, die er zum Lohn gibt.

Gleich einem See ist Indra's Bauch voll Soma;
Er faßt in sich gepreßter Säfte Fülle.
Als nach dem Vritrasieg die erste Nahrung
Indra genoß, erwählt' er sich den Soma.

Bring Güter uns. Es soll dich Niemand hindern.
Wir kennen dich ja als der Schätze Schatzherrn.
Was, Indra, deiner Gaben allergrößte,
Die biet' uns dar, Gott mit den falben Rossen.

Den günst'gen Indra rufen wir, den reichen,
Den männlichsten, um Sieg in diesem Wettstreit,
Um Schutz im Kampf, den Mächt'gen, den Erhörer,
Den Feindetödter, Siegespreisgewinner.

Nur selten verweilen die Dichter länger bei einer einzelnen That des thatenreichen Gottes. Seinen Sieg über Vritra — nach der ursprünglichen, wie wir erwähnten, im Veda nicht mehr verstandenen Auffassung die Gewitterschlacht — feiert am schwungvollsten ein Lied, aus dem wenigstens einige Verse hier ihre Stelle finden mögen:

Des Indra Heldenthaten will ich künden,
Die ersten, die vollbracht der Waffenschwinger.
Er schlug den Drachen, machte Bahn den Wassern;
Zerspalten hat er des Gebirges Bäuche.

Er schlug den Drachen, der den Berg bewachte.
Das sausende Geschoß erschuf ihm Tvashtar.
Wie auf der Weide brüllend Kühe laufen,
So strömten stracks zum Meer hin die Gewässer.

Mit Stiers Begierde heischte er den Soma;
Aus den drei Kufen trank er den gepreßten:
Da griff der Reiche nach dem Wurfgeschosse,
Da schlug er ihn, der Drachen Erstgebornen.

Als du der Drachen Erstgebornen schlugest,
Zu nichte aller List'gen Listen machtest,
Zeugtest du Sonne, Himmel, Morgenröthe;
Fortan hast keinen Feind du mehr gefunden.

Vritra, den schlimmen Vritra, den Vyansa
Schlug Indra mit dem mächt'gen Wurfgeschosse.
Wie Baumesäste, die das Beil zerhauen,
Liegt er am Boden hingestreckt, der Drache.

Gleich trunknem Schwächling fordert' er den Helden
Heraus, den mächt'gen Herrn der Somatrester.
Nicht widerstand er seiner Waffen Anprall;
Zermalmt zerbrach er da durch Indra's Feindschaft.

Fußlos und handlos kämpft' er wider Indra.
Der schleudert' in den Rücken ihm die Waffe.
Dem Stier gewachsen dünkt sich der Entmannte:
Da stürzt' er hin, zerhau'n in tausend Stücke.

Sein Leib lag in der Stromesbahnen Mitte,
Wo ohne Rast und Ruh die Wasser rinnen
Um seines Leibs verborgene Verstecke.
In tiefes Dunkel stürzt' ihn Indra's Feindschaft.

Indra beherrscht, was geht und was sich ausruht,
Herrscht über Glattgestirntes und Gehörntes.
Ein König ist er über alle Lande,
Umschließt sie wie die Speichen rings der Radkranz.

Den Durchschnitt der vedischen Poesie überragt dies Lied weit. So oft der Dichter sich auch wiederholt, jeder seiner Ausdrücke ist voll Kraft und Schwung. Man meint das Menschengeschlecht mit dem Triumph des Gottes mitjauchzen zu hören. Die heroische Einfachheit dieses Conflicts, die kindliche Greifbarkeit der Güter, um die hier Gott und Teufel mit einander kämpfen, ist in Zügen gezeichnet, die den vollwichtigen Stempel alterthümlicher Größe tragen. Wer den Gegensatz zweier Zeitalter fühlen will, halte daneben die Gestalt, in welcher die spätere geistliche Poesie dasselbe Motiv des Kampfes zwischen dem großen Guten und dem großen Bösen behandelt hat, die Leidens- und Lebensmüdigkeit des Gedichtes vom Kampfe Buddha's wider den Versucher um den Siegespreis der ewigen Ruhe. Die That Indra's aber, welche der vedische Dichter besingt, wirklich zu erzählen, macht er kaum auch nur den Versuch. Wie die Welt Noth litt durch Vritra's Uebermacht, wie kein Anderer ihn anzugreifen wagte, bis Indra kam, und weiter die ganze Geschichte vom Kampf und Sieg: dies Alles in die rechte Form zu gießen, jeden Zug an seine Stelle zu setzen, dazu fehlte der Instinct künstlerischer Klarheit.

Den Indraliedern reihen wir einen Hymnus an die Göttin Morgenröthe an. Er gehört der „Frühlitanei“ zu, die in der Morgenstille des Opfertages, ehe die Vögel ihre Stimmen hören ließen, vorgetragen wurde.

Sie leuchtet auf, ein junges Weib voll Schönheit.
Alles Lebend'ge treibt sie an zum Wandeln.
Entflammen ließ sich Agni von den Menschen:
Licht schuf sie, trieb die Finsterniß von dannen.

Aufs All gewandt hat sie sich weit erhoben,
Glänzt hell, in leuchtendes Gewand gekleidet.
Goldfarbig, lieblich anzuschau'n erstrahlt sie,
Der Kühe Mutter, Lenkerin der Tage.

Die Glückbegabte führt der Götter Auge,
Das weiße Roß, gar herrlich anzuschauen[1]).
In Strahlenglanz erscheint die Morgenröthe,
Die Gabenreiche, übers All sich breitend.

Heil steh' vor Augen dir. Strahl' fort die Feinde.
Gieb reichlich Weideland und sichre Ruhe.
Die Hasser treib' von hinnen. Bring' uns Schätze.
Erweck' dem Sänger Lohn, du Gabenreiche.

Erstrahle uns mit deinen schönsten Strahlen,
Gieb langes Leben, Göttin Morgenröthe.
Mit Speise segne uns, Allschätzereiche;
Laß Kühe, Rosse, Wagen unser Theil sein.

Du Himmelstochter, edle Morgenröthe,
Die wir Vasishthas mit Gebet erhöhen,
Verleih du uns erhab'nen, mächt'gen Reichthum.
Ihr Götter, schützt uns immerdar mit Wohlsein!

Ein anmuthiges, mit zarten Farben geschmücktes Gedicht. Gewiß nicht, wie man gemeint hat, ein unwiderstehlich unmittelbarer, von der weihevollen Stille der Morgenfrühe eingegebener Erguß des Dichtergemüths: in denselben Wendungen haben Scharen vedischer Poeten durch ganze Reihen von Liedern die Göttin besungen. Auch hier aber gilt, was über das Lied von der Vritraschlacht bemerkt wurde: in dieser Fülle der Bilder fehlt, was der vedischen Poesie, man kann sagen der indischen Poesie überhaupt mangelt: der feste Umriß, das Geheimniß der künstlerischen Form. —

Wir erwähnten oben, daß neben dem Preis der göttlichen Größe und Herrlichkeit ein zweites charakteristisches Thema dieser geistlichen Lobrednerei die Geheimnisse bilden, von welchen man die Person des Gottes umgeben denkt. Man gefällt sich in Gedankenspielen, denen irgend welche Wärme religiösen Gefühls natürlich nicht innewohnt. In kühler Ruhe betrachtet man die versteckte Maschinerie des göttlichen Wesens, auf der einen Seite um im gegebenen Augenblick an den richtigen Fäden ziehen zu können, vornehmlich aber, weil der Gott, welchen man sich nach dem eigenen Bilde als eine Art von gewitztem himmlischem Priester vorstellt, Vergnügen daran finden wird, die kunstvollen Anspielungen zu deuten, die Räthsel zu lösen. Eine Gottheit, deren Verherrlichung besonders häufig diese Form annimmt, ist Agni, das Feuer, insonderheit das Opferfeuer. Klingen die Lieder von Indra's Thaten an die Sprache uralter Naturmythen an, so erscheint in den Hymnen an Agni etwas von dem Nachdenken, man möchte sagen einer primitiven Naturwissenschaft, die an den Fragen, welche die geheimnißreiche Wesenheit des Feuers dem Menschen stellt, ihre Kräfte versucht. War hier doch für jene

[1]) Das Götterauge, das weiße Roß ist die Sonne.

Alten Alles voll von Räthseln. Man erzeugte Feuer — der Mensch erzeugte den Gott — durch Reibung zweier Hölzer. Es ist die uralte Form des Feuerzeugs, die mitten in der Welt europäischer Cultur bis auf den heutigen Tag da bestehen geblieben ist, wo so Vieles aus fernster Vorzeit sich wie auf einer Insel, vom Strom des modernen Lebens unberührt, erhalten hat, im Volksglauben und Aberglauben, beim Nothfeuer, durch welches man das Vieh zum Schutz gegen Seuche hindurchtreibt, beim Johannisfeuer. Waren es also die Hölzer, aus welchen die Alten das Feuer hervorbrechen sahen, so ergab sich ihnen die Frage: wie ist es in die Hölzer hineingekommen? Die Bäume, welche das Holz hergeben, empfangen ihr Wachsthum durch das Wasser, das sie ernährt. Das Wasser also muß die Feuerwesenheit in sie hineingebracht haben; das Wasser muß des Feuers eigentliche Heimath sein. Und das bestätigt ja der Augenschein: der Blitz kommt aus den Wassern der Wolke. Nichts kann eine so starke Anziehungskraft auf die Phantasie der vedischen Poeten üben, wie ein solcher versteckter, an das Unmögliche streifender Zusammenhang, welcher doch den Schlüssel zu Erscheinungen gibt, in denen man Grundkräfte des Opfers mit Grundkräften des Naturlebens in Berührung sieht. Die Lieder des Rigveda schwelgen förmlich in diesen Mysterien. Bald deutet ein einzelner Ausdruck, ein Beiwort des Gottes auf sie hin, bald breiten die Dichter sie in ihrer vollen Ausdehnung aus. Agni heißt der Sohn der Kraft, denn ohne die mühsame Kraftanstrengung der Menschen kommt er nicht aus den Hölzern hervor. Oder er wird das Kind der zwei Mütter genannt, der beiden Reibhölzer.

Ich künd' euch, Erd' und Himmel, diese Ordnung:
Wenn es geboren, frißt das Kind die Mutter —

das Feuer verbrennt die Reibhölzer. Und ein anderer Vers, man möchte sagen mit wissenschaftlicher Klarheit der Auffassung:

Dasselbe Wasser steigt empor,
Steigt abwärts in der Tage Lauf.
Der Regen schwellt der Erde Schoß,
Agni's Flammen das Himmelszelt.

Das Regenwasser läßt die Bäume erwachsen und bringt damit das aus ihrem Holz zu erreibende Feuer zum Dasein. Aus dem Feuer erhebt sich das Wasser als Rauch, also als Wolke wieder zum Himmel, um dann von Neuem den Weg abwärts anzutreten.

Die kühle Künstlichkeit solcher Poesie läßt natürlich nicht leicht die Einbildungskraft sich zu jener der alttestamentlichen Dichtung eignen, leidenschaftlichen Erregung erhitzen, welche die ganze Natur, man möchte sagen in einem beständigen Taumel an Freude und Leid der Menschenseele Theil nehmen läßt — wo die Himmel jauchzen, die Wasserströme frohlocken, die Inseln sich entsetzen. Im Veda herrscht ruhigere Gemessenheit. Kaum daß einmal die Blitze lächeln oder die Flammen des Altars den Opferlöffel küssen. Dafür schmückt die vedischen Lieder ein Reichthum anmuthig sinniger Gleichnisse. Die einen sind dem Naturleben entnommen. Der göttliche Segen ergießt sich

gleich den Wasserströmen, die vom Gebirge kommen. Der Fromme wendet sich dem Gott zu, wie der Adler zu dem geliebten Nest fliegt. Die Göttin, die dem sterblichen Gatten entschwand, ist hingegangen wie der Morgenröthen erste. Der feindliche Riese klagt, daß der Gott ihm die Kühe genommen, wie der Frost den Wäldern die Blätter nimmt. Andere Gleichnisse bewegen sich in den Sphären menschlichen Daseins, vor Allem des Familienlebens. Es erscheint der Vater, dessen Fürsorge über dem Sohn waltet, die schöngekleidete Gattin, die dem Gatten naht, die Jungfrau, stolz auf ihres Leibes Pracht, das alternde Mädchen, das daheim bei den Eltern weilt, der Freund und Gast, der Dieb, die Buhlerin. Immer sind es nur wenige Worte, in denen kurz und knapp der Vergleich gezogen wird; noch haben sich die Gleichnisse nicht zu ausgeführten Gemälden oder zu ganzen Erzählungen entfaltet. Eine künstliche Weiterentwickelung von Vergleichen und Metaphern gibt es doch auch im Veda; sie bewegt sich in sehr eigenthümlicher, bezeichnender Richtung. Man vermischt geflissentlich Züge, die verschiedenen, unter einander dissonirenden Metaphern angehören. So schafft man ungeheuerliche Combinationen von Vorstellungen, welche den vedischen Poeten als ein besonders wirksames Mittel erscheinen, einen aus Ungereimtheiten gewobenen mystischen Nebel um göttliche und geistliche Wesenheiten zu breiten. Die Priester vergleichen sich Zugstieren, die vor den Wagen des Opfers gespannt werden; das heilige Wort andererseits, das sie sprechen, trifft wie ein Pfeil: beide Bilder werden durch einander gewirrt, und so hat man Stiere, welche Pfeile im Munde führen. Auf ähnlichen Wegen gelangt man zu einem Adler, der sich mit einem Panzer bekleidet, einem waffentragenden Tropfen und vielerlei ähnlichen poetischen Mißbildungen. Man sieht, welche Seelenkräfte hier die Führung an sich gezogen haben. Nicht aus der Tiefe des Innern dringende Leidenschaft, auch nicht die Lust der Phantasie, lebendige Gestalten zu schaffen, sondern ein spitzfindiger Verstand, welcher in der Sucht, den alten Stoffen neue, überraschende Effecte abzugewinnen, in die Reiche hoffnungslosen Aberwitzes hinüberschweift.

V.

Neben dem Opferwesen steht in Indien wie überall, oft unlösbar sich mit ihm verschlingend, das Zauberwesen. So enthält der Veda neben der Literatur des Opfers die des Zaubers — wenn man diese Bezeichnung gelten lassen will — neben der des Glaubens die des Aberglaubens. Der Zauber will nicht wie das Opfer durch die Gewinnung der göttlichen Gnade sein Ziel erreichen. Er will direct auf die Menschen und die Dinge wirken. Der Zauberer läßt auf einen Stein treten, wem er Festigkeit mittheilen will: die Festigkeit, die im Stein wohnt, wird auf Jenen übergehen. Er verschafft die Stärke des Tigers, indem er den Menschen sich auf ein Tigerfell setzen läßt. Er vernichtet den Feind, indem er sein Bild oder etwa seine abgeschnittenen Haare verbrennt. Das sind urälteste, auf das Festeste im menschlichen Glauben eingewurzelte Künste. Keinem noch so wilden Volk der Erde fehlen sie; keiner noch so hohen Civilisation ist es bis auf den heutigen Tag gelungen, in ihrem Bereich sie spurlos auszurotten.

Der Spruch, der Vers, das Lied, das den Zauber begleitet, weckt die geheimen Kräfte, welche in Thätigkeit gesetzt werden sollen, gibt ihnen die gewünschte Richtung, verstärkt ihre Wirkung, stellt für sich selbst eine wirkende Macht dar, schüchtert feindliche Wesen ein.

Die älteste Gestalt solcher Zauberformeln scheint in Indien die prosaische gewesen zu sein. Die Absicht geht eben nicht dahin, durch den Schmuck rhythmischer Rede das Wohlgefallen eines überirdischen Hörers wachzurufen, sondern es ist die benennende Kraft des Wortes als solche, die wirken soll. Uns ist eine Sammlung von Formeln dieser Art überliefert, die Zaubersprüche, welche im Lauf des Opfers zur Weihe der Opfergeräthe und zur Verleihung magischer Wirksamkeit an die einzelnen von den Priestern ausgeführten Verrichtungen gesprochen wurden: die älteste indische Prosa und ohne Zweifel weitaus die älteste uns erhaltene Prosa eines indoeuropäischen Volks überhaupt. Es sind durchweg kurze Sätzchen, welche das geheime Wesen der betreffenden Gegenstände, die mystische Bedeutung der eben vollzogenen Handlung, die von ihr erwartete Wirkung benennen. Zum Wagen, auf welchem sich der für das Opfer bestimmte Kornvorrath befindet, spricht man: „Nicht strauchelnd, der Opferspeise Behälter bist du. Steh fest, strauchle nicht. Dein Opferherr soll nicht straucheln." Ein Antilopenfell, an welches sich mancherlei Zauber knüpft, schüttelt man aus mit dem Spruch: „Abgeschüttelt ist der Kobold, abgeschüttelt die Unholde."

Bald aber dringt auch in das Gebiet des Zaubers die poetische Form ein, und nun entsteht eine Literatur von Zauberversen und Zauberliedern, die in nicht minder raschem und üppigem Wachsthum wuchert, als ihr Vorbild und ihre ältere Schwester, die Poesie der Opferhymnen [1]). Da findet sich, meist in beträchtlichen Massen von Liedern vertreten, Zauber gegen Krankheit aller Art, gegen Schlangengift, Besessenheit, Behexung, Sühnzauber für Verschuldungen oder zur Abwendung böser Vorzeichen, Begräbniß- und Hochzeitszauber, Liebeszauber für Mann und Weib, Zauber des Weibes gegen ihre Nebenfrauen, Zauber dem Feind zu schaden, Zauber für den Hausbau, für Felder und Herden, für Glück im Handel oder im Spiel, Schlachtzauber, Zauber dem König Macht zu verleihen: man sieht, wie hier das ganze Leben mit allen seinen Situationen von einem Netz von Aberglauben umsponnen ist, einem Netz, dessen Fäden offenbar nicht zum kleinsten Theil die Begehrlichkeit der priesterlichen Zauberkünstler gesponnen hat.

Die Wendungen, deren sich jene Lieder bedienen, die Kraft des Zaubers zu stärken, sind dieselben uraltester Phantasie entsprungenen, die zu allen Zeiten und an allen Orten wiederkehren, ganz so wie unter den greifbaren Resten der Vorzeit die Werke der primitivsten Technik, die Waffen und Geräthe der Steinzeit, in allen Welttheilen die nämlichen Formen zeigen. Da sind jene stehenden Wendungen, feindliche Wesenheiten einzuschüchtern, indem man zu ihnen sagt: „Ich kenne euch, das ist euer Ursprung. Das eure Eltern. Das euer Name —"

---

[1]) Nur ein kleiner Theil der Zauberlieder geht in die Zeit des Rigveda zurück. Die Mehrzahl ist in einer der andern vedischen Liedersammlungen, dem Atharvaveda, überliefert.

Die eine bunt, die andre weiß,
Die eine schwarz, und roth sind zwei.
All' eure Namen sind mir kund.
Thut uns kein Leid und hebt euch fort!

Oder Wendungen, um die Wirkung eines Heilmittels zu sichern — die Götter haben es angewandt; man weiß, daß es heilen kann:

Der Eber kennt das kräft'ge Kraut,
Ichneumon kennt die Arzenei,
Die Schlange kennt's, es kennt's der Elf.
Das rufen wir, das helfe uns.

Vergleiche, welche dasselbe Geschehen, das sich irgendwo in der Natur zeigt, an der Stelle, wo der Mensch dessen bedarf, hervorrufen sollen:

Abwärts weht der Wind,
Sonne abwärts scheint,
Abwärts milcht die Kuh:
Krankheit abwärts geh.

Oder:

Die Kühe halten Rast im Stall,
Die Vögel flogen hin zum Nest,
Fest stehn die Berg' an ihrem Ort:
Ich binde fest die Nieren dein.

Nicht selten finden sich in diesen Zauberversen und -liedern Wendungen voll poetischen Schwunges, Bilder reich an Leben. Unter den Liedern, die es mit Schlachtzauber zu thun haben, ist eins, das die Trommel zu siegreichem Kampf weiht. Man redet sie an:

Dein Schall soll von der Erde auf zum Himmel,
Nach allen Seiten eilend sich verbreiten.
Gebrüll erhebe! Donnre, kraftgeschwellte!
Stimm' dein Triumphlied an, der Sieger Freundin!

Und dasselbe Lied malt dies Bild:

Wenn fernhin sie der Trommel Stimme hört,
Des Feindes Weib, erweckt vom Kriegsgetöse,
Soll Schutz sie suchen, an der Hand das Kind,
Voll Schrecken fliehn, wenn Waffe trifft auf Waffe.

Eben die Gruppe dieser Schlachtlieder aber ist besonders bezeichnend für die geschichtliche Atmosphäre, in welcher die vedische Welt lebt. Hier rufen den Sieg lange Litaneien düster heftiger, phantastisch beredter Zauberworte herbei, die der Priester spricht, während der Zauber vollzogen, die weißfüßige Kuh auf das feindliche Heer gejagt wird. Furcht und Verwirrung soll in der Feinde Reihen dringen, die Todesfessel sie binden. Agni's Flammen sollen sie brennen, der Donnerkeil Indra's sie zerschmettern. Blutgesichtige, schwarzzähnige Spukgestalten sollen wider sie aufstehen. Sie sollen fallen, Wagenkämpfer und Fußkämpfer; sie alle sollen die Geier und schöngeflügelten Adler sättigen. In ihren Häusern sollen die Weiber ungesalbt, mit wirrem Haar heulen und die Brüste schlagen, um den Sohn klagend, um den Gatten, den Bruder. Wie fern liegen hier die Stimmungen, welche uns da, wo von Krieg und Sieg geredet wird, die natürlichen scheinen! Kein Aufruf, der die männ-

liche Lust des Kämpfens und Wagens weckte. Nicht der Erzklang der Entschlossenheit, das Leben hinzugeben für Güter, die höher sind als das Leben. Liegt es daran, daß hier immer nur der Priester-Zauberer redet und nicht der Kämpfer? Das allein Entscheidende ist dies doch sicher nicht. Die Sprache, die Empfindungsweise jener Lieder ist die vorhistorischen Daseins. Während das philosophische Denken Indiens längst in überkühner Freiheit sich neue Wege zu bahnen gewußt hat, verharrt das staatliche Leben mit seinen Kämpfen unbewegt in der alten Dumpfheit jener Daseinssphäre. Der frische Windhauch, welcher deren Nebel in westlichen Ländern zerstreut, Kraft und Freiheit gedeihen macht, weht nicht in der heißen Stille Indiens.

VI.

Der Rigveda enthält auch die ältesten Denkmäler der indischen erzählenden Poesie. Sie liegen in eigenthümlicher Unvollständigkeit vor. Die stehende Form dieser Erzählungen war ein Gemisch aus Prosa und Versen. Allein die Verse aber sind erhalten; die zugehörige Prosa fehlt. Das ist bei den Bedingungen, unter welchen diese schriftlose Literatur stand, sehr begreiflich. Man prägte dem Gedächtniß nur ein, was in bestimmter, feststehender Form zu erhalten nothwendig war: also wie die Opferlieder so auch die Verse der Erzählungen. Was zu diesen sonst noch gehörte, mochte Jeder mit seinen eigenen Worten heute so, morgen anders aussprechen. Die Verse, die wir im Rigveda lesen, pflegen daher auf den ersten Blick als ein wirrer Trümmerhaufen zu erscheinen. Sie sind voll unverständlicher Anspielungen; der Zusammenhang reißt fortwährend ab. Alles aber wird klar, sobald es dem Ausleger gelingt — was natürlich oft nicht gelingen kann —, den Inhalt der Prosaerzählung herzustellen, welche jene poetischen Fragmente umgab. Nur ganz wenige solcher Erzählungen sind vermöge besonderer Umstände, in jüngere Schichten der vedischen Literatur eingesprengt, vollständig erhalten. Diese gewähren die Möglichkeit, von den Eigenthümlichkeiten jener alten prosaisch-poetischen Erzählungskunst uns ein bestimmteres Bild zu machen, als allein auf Grund der poetischen Fragmente erreichbar sein würde.

Die hier in Rede stehende Mischung von Prosa und Versen scheint schon in sehr alter Zeit der menschlichen Lust am Fabuliren als die natürliche Form der kunstmäßigen Erzählung sich dargeboten und festgewurzelt durch Jahrtausende in allerweitesten Culturgebieten behauptet zu haben. Wir finden sie in augenfälliger Uebereinstimmung an den entgegengesetzten Enden der von indoeuropäischen Völkern bewohnten Welt, im äußersten Norden und äußersten Westen wie im äußersten Südosten. Die Skalden Skandinaviens, die irischen Dichter handhaben sie ganz ähnlich wie die brahmanischen Poeten des vedischen Indien, wir können hinzufügen wie Jahrhunderte nach diesen die großen Geschichtenerzähler, welche der buddhistische Mönchsorden hervorgebracht hat. Es scheint in der That, daß wir hier eine jener primitiven Formen aus der Zeit der Morgendämmerung literarischer Kunst vor uns haben, welche Jahrtausende vor aller Geschichte dem Volk der noch ungetrennten Indoeuropäer eigen gewesen sind. Man wird an jene uralten griechischen Götterbilder erinnert,

deren Kopf schon mit einer gewissen Lebendigkeit modellirt ist, während der übrige Körper ohne Andeutung von Rumpf und Beinen in der Form eines Brettes oder Baumstumpfs verläuft. So fängt hier die Kunst dichterischer Ausgestaltung erst an, sich der Erzählung zu bemächtigen. Nur über einen Theil von ihr hat sie sich die Herrschaft angeeignet. Den Rest läßt sie formlos und schmucklos zurück; er trägt nichts dazu bei, die Charaktere der Handelnden zu schildern, die Situationen farbenreich auszumalen; er enthält nur die nackte Angabe der Begebenheiten. Die künstlerische Empfindung ist noch nicht fein genug, um durch diese Ungleichheit verletzt zu werden. Welche Bestandtheile aber der Erzählung sind es, die vor dem Uebrigen in dichterische Form gekleidet werden? Genau übereinstimmend findet sich dasselbe Verhältniß in Indien wie in jenen abendländischen Literaturen: was in Versen vorliegt, sind ausschließlich oder so gut wie ausschließlich Reden und Gegenreden der auftretenden Personen. Die Begebenheiten aber, welche zu den Reden Veranlassung geben, werden in Prosa berichtet. Diese Weise der Vertheilung von Dichtung und Prosa mag uns befremden, aber die Erzähler jener fernen Vergangenheit müssen eben dies mit großer Bestimmtheit als das Natürliche empfunden haben. Ist es allzu kühn, zu glauben, daß uralte Vorstufen dramatischer Aufführungen, Darstellungen der Vorgänge mit vertheilten Rollen, zu dieser Hervorhebung der Wechselreden in den Erzählungen den Anlaß und das Muster geliefert haben? Oder dürfen wir die hier zu Grunde liegende Empfindung ähnlich deuten, wie wenn die primitive Zeichenkunst instinctiv eher und stärker von der menschlichen (hier natürlich auch von der thierischen) Gestalt angezogen wird als von der unbelebten Natur, von dem landschaftlichen Hintergrunde? Ist es hiermit vergleichbar, wenn es den Begründern dieser Erzählungstechnik näher gelegen hat, die menschliche Rede kunstmäßig auszugestalten — wie man ja gewiß schon damals in der religiösen Dichtung die Rede des Menschen an den Gott künstlerisch zu behandeln wußte —, als daß dem Bericht von rein sachlichen Vorgängen, etwa von einem Kampf, eine ähnliche Form gegeben worden wäre? In jedem Fall lag die Folge nahe, daß die geschickte Führung eines Redegefechts, die Schlagfertigkeit der Erwiderung für Dichter und Hörer höhere Anziehungskraft gewann, als die Situationen und Verwicklungen der eigentlichen Erzählung. Und man begreift, daß diese Folge sich gerade auf indischem Boden, unter den brahmanischen Dichtern mit ihrer scharfen und spitzen Redegewandtheit und Redekunst, besonders entschieden geltend machen mußte.

Die älteren indischen Erzählungen haben alle nur geringen Umfang. Das ist das Natürlichste für die Jugendzeit der Völker. Man baute Hütten, ehe man Paläste bauen lernte. So erzählte man Geschichten, ehe man Epen dichtete. An kunstmäßigen Aufbau dachte man nicht. Wo Einheit der Handlung nicht von selbst da war, sorgte auch der Dichter nicht für sie. Dann mochte die Erzählung sich durch Reihen nur lose unter einander zusammenhängender Vorgänge verzetteln. Gewiß konnten, wo der Stoff dies mit sich brachte oder worauf die Ausschmückung mindere Sorgfalt verwandt wurde, die in Versen abgefaßten Reden auch fehlen. Dann ließ natürlich die Erzählung im Rigveda,

der eben allein eine Sammlung von Versen war, keine Spur zurück. Jüngere vedische Texte aber haben viel derartiges erhalten. So die Geschichte von der großen Fluth, welche ein Fisch Manu, dem ersten Menschen, vorhersagt und aus der er ihn in einem Schiff errettet, während alle übrigen Geschöpfe untergehen: eine Sage, die vermuthlich den spärlichen Spuren semitischer Einflüsse auf das alte Indien zugerechnet werden darf. Wenn aber, wie dies wohl die Regel bildete, Verse vorhanden waren, so schlossen sich diese bisweilen zu einem großen Dialog zusammen. Dann stellte man gern Vers für Vers Rede und Gegenrede abwechselnd gegenüber.

Die Verfasser dieser Erzählungen sind Priester, und von Priestern wurden sie vorgetragen. Das tritt überall in ihnen hervor. Es herrscht dieselbe Redeweise, dieselben Strophenformen werden angewandt wie in den Opferhymnen; es gibt jetzt noch kein Versmaß, welches sich als das eigentlich epische bezeichnen ließe wie der Sloka des späteren Indien oder der Hexameter Homer's. Oft sind es Opferfeiern, welche für den Vortrag der Erzählungen den Anlaß geben. So für eine von ihnen die Feier der königlichen Salbung. Wie bei der Recitation von Opferhymnen fungiren dabei zwei Priester. Beide sitzen auf golddurchwirkten Matten. Der Eine trägt in feierlicher Weise vor, der Andere fällt bei jedem Verse mit einem bekräftigenden Ausruf „Ja" oder „Amen" ein. Die Erzählung dient hier unzweifelhaft nicht einfach der Unterhaltung oder Belustigung. Sie stellt eine Art Zauber dar, welcher die Wirkung des Opfers verstärkt. Es kommt darin ein kinderloser Königssohn vor, dem der Gott endlich auf sein Gebet einen Sohn gewährt: wer sich Söhne wünscht, soll sich darum diese Erzählung vortragen lassen. Mehrere Erzählungen gehen direct in Zauberformeln aus, durch welche derselbe Erfolg, den in der Geschichte Personen der Heroenzeit erreichen, den gegenwärtig Interessirten, den Veranstaltern und Hörern des Vortrags, zugewandt wird. So handelt eine dieser Geschichten davon, wie Visvamitra den Heereszug der Bharatas mit Troß und Wagen wohlbehalten über die Flüsse hinübergeführt hat: am Schluß steht ein Spruch an die Wasser; sie sollen, wenn wir sie überschreiten, nicht unsere Zugthiere ertrinken lassen. Man sieht, wie ganz diese ältesten Erzeugnisse indischer Epik noch am Opfer- und Zauberwesen festhaften.

Die Stoffe der Erzählungen liegen selbstverständlich durchaus innerhalb des priesterlichen Horizontes. Viele spielen in der Götterwelt. Indra's Sieg über Vritra ragt über Allem hervor. Dies ist die größte That, die je gethan worden ist. Eine Erzählung scheint zu berichten, wie die Menschen, ehe jener Sieg errungen ist, an der allüberwindenden Kraft des Gottes, ja an seinem Dasein zweifeln:

> Kein Indra ist: so hört man Manchen sagen.
> Wer hat ihn denn gesehn? Wen soll'n wir preisen?

Aber er offenbart sich in seiner Majestät:

> Hier bin ich. Thu dein Aug' auf, du mein Sänger.
> Groß rag' ich über Allem, was geboren.
> Des Opfers heil'ge Ordnung stärkt die Kraft mir.
> Die Welten schmettr' ich, der Zerschmettrer, nieder.

Die Prosa, die uns fehlt, muß dann erzählt haben, wie Indra den Dämon, welcher die Wasser gefangen hielt, mit der Götterwaffe erschlug. Den Gott hat zu Kampf und Sieg der Rauschtrank gestärkt, den der Adler für ihn geraubt hat:

> Gedankenschnell eilt er einher,
> Durchdrang die Burg, die eherne;
> Dem Indra bracht' aus Himmelshöh
> Den Soma der beschwingte Aar.

Was solcher Erzählung von einfacher und wuchtiger Größe innewohnt, ist doch kaum das Werk des Dichters. Es gehört dem alten Mythus. Im weiteren Verlauf des Gedichts fühlt man das Wehen der priesterlichen Luft sehr deutlich. Auf den Vritrasieg folgt die Einführung von Ordnung im Reich der Rede, die Verleihung fester Gestalt und Verständlichkeit an die menschliche Sprache, während alles Gethiers Sprache in wirrer Dunkelheit verbleibt:

> Die freudenreiche, Saft und Kraft uns strömend,
> Die Milchkuh Rede, die geprief'ne, nah' uns.

Hier spricht der zunftmäßige Redekünstler, der seine Muse nicht allein als die himmlische Göttin verehrt, sondern auch als „die Kuh, die ihn mit Butter versorgt".

Wie diese Erzählung vom Ursprung der Sprache berichtet, so hat es eine andere mit dem Ursprung des Opfers, wieder eine andere mit dem Ursprung des Menschengeschlechts zu thun. Dies ist eine Hauptrichtung, in der sich die Phantasie alter Zeiten zu bewegen liebt: man ersinnt Geschichten, die über den Ursprung aller wichtigen oder auffallenden Wesenheiten, Erscheinungen, Einrichtungen Auskunft geben. Es muß ein Mythus vorhanden gewesen sein, welcher die Menschheit von einem vorweltlichen Zwillingspaar abstammen ließ, von Yama („Zwilling") und seiner Schwester Yami. Bedenklichere Empfindung nahm dann offenbar Anstoß an dem geschwisterlichen Gattenpaar, wie die naturwüchsige Unbefangenheit des alten Mythus es vorgestellt hatte, und unsere Erzählung sucht einen Ausweg aus der Verlegenheit: die Schwester hat den Bruder zur Liebe verlocken wollen, aber er hat widerstanden. Die Zeichnung der beiden Urmenschen ist nicht ohne Schwung und Größe. Auf der einen Seite die Beredtsamkeit des begehrlichen Weibes, der evahaften Versucherin:

> Das heischen die unsterblichen Gebieter:
> Nachwuchs, dem einz'gen Sterblichen entsprossen.
> Fest ist dein Herz mit meinem Herz verbunden.
> Als Gatte drum umarme mich, die Gattin.

Ihr gegenüber der Mann, der ewigen Ordnungen eingedenk:

> Soll'n jetzt wir thun, was wir zuvor gemieden?
> Vom Rechten reden und dem Unrecht folgen?

Vers für Vers, Schlag auf Schlag treffen die Reden der Beiden auf einander. Yama bleibt fest. Sie ruft ihm zu:

> Ein jammervoller Schwächling bist du, Yama!

Den Ausgang kennen wir nicht. Der Dichter muß, obwohl vorher von Yama als dem „einz'gen Sterblichen" die Rede war, doch einen Weg gefunden haben, ihn einem anderen Weibe, Yami einem anderen Mann zu verbinden „wie die Schlingpflanze dem Baum". Wie wäre sonst das Menschengeschlecht erzeugt worden?

Ein Theil der Erzählungen bewegt sich in der Sphäre irdisch-menschlichen Lebens. Die Stoffe liegen zerstreut bald hier, bald dort; sie haben sich noch nicht, wie es später zu geschehen pflegt, zu Sagenkreisen vereinigt, in welchen eine Begebenheit fest mit der andern zusammenhängt. Im Vordergrund stehen ganz überwiegend Brahmanen. Vor Allem die gottentsprossenen Stammväter der großen Priester- und Sängerfamilien. Sie sind die eigentlichen Helden der Erzählungen; das Ideal des großen Menschen trägt hier nicht die Züge eines Achill oder Siegfried, sondern eines Priesters wie Visvamitra. Er und nicht König Sudas ist in den Kämpfen der Bharatas der eigentliche Sieger. Er ist es, der sich rühmt:

es beschützt
Die Bharatas mein Zauberspruch.

Wir erwähnten schon die Erzählung, die am Fluß Sutudri spielt und an jener Vipas (Hyphasis), an deren Ufer viele Jahrhunderte später die Altäre Alexander's die Stätte bezeichneten, an welcher der Welteroberer umkehrte. Ueber die beiden Flüsse, die „fröhlich aus der Berge Schoß um die Wette gelaufen kommen wie zwei losgelassene Stuten", führt Visvamitra die Bharatas wohlbehalten hinüber. Der Sänger verkehrt mit den Flußgöttinnen auf gleich und gleich. Sie bitten ihn, unter den Menschen ihrer zu gedenken, „daß künftige Geschlechter es vernehmen". Der Dichter fühlt, daß er es ist, der Fortleben im Gedächtniß der Nachwelt geben und versagen kann.

Andere Erzählungen spielen auf dem Opferplatz oder in der geistlichen Einsiedelei. Hier und da tritt ein genrehafter Zug hervor; das kleine Leben der Wirklichkeit wird copirt. Es erscheint der sich kasteiende Asket; neben ihm seine Gattin, die für sein frommes Bemühen wenig Verständniß hat und sich des Lebens freuen will, ehe es zu spät ist, denn „das Alter macht des Leibes Schönheit schwinden". Auch Schwänke voll derber Komik fehlen nicht. Die großen brahmanischen Patriarchen müssen es sich gefallen lassen, ihre ehrwürdigen Gestalten dem Humor preiszugeben. So der alte Mudgala, der sich einen Stier vor den Wagen spannt, statt des zweiten Zugthieres aber einen Holzklotz nimmt und mit diesem stolzen Gespann und mit Frau Mudgala als Lenkerin glänzend das Wagenrennen gewinnt. Es scheint, nach den vorliegenden Resten zu urtheilen, daß auch hier das Verhältniß des heiligen Mannes zu seiner Gattin mit einem von Bosheit vielleicht nicht ganz freien Behagen ausgemalt wurde. Schließlich werden selbst die Götter zu Helden possenhafter Erzählungen gemacht, die das göttliche Dasein auf das Niveau des Menschenlebens und aller seiner Niedrigkeiten herabziehen. Indra und seinesgleichen wird hier mit ebenso großer Rücksichtslosigkeit, freilich nicht mit jener Grazie ohne Gleichen mitgenommen, wie es seinen Collegen vom Olymp in der attischen Komödie widerfahren ist. In Indra's Hausstand führt uns der ausgelassenste

und derbste aller vedischen Schwänke: wieder ein Bild aus dem Familienleben, diesmal aus dem göttlichen. Im Hause des Stärksten der Unsterblichen treibt, wie vielleicht in manchem irdischen Hause jener Zeit, als Hausthier und Hausfreund ein Affe sein Wesen. Der Hausherr liebt ihn zärtlich, aber leider haßt ihn die Gattin um so energischer. Die hinterlistige Scene, welche sie aufführt, um ihn loszuwerden, läßt sich nicht wiedergeben. Ihre Rolle dabei hat eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen der Frau Potiphar's, die des Affen freilich nicht mit der Joseph's. Natürlich wird er geprügelt und hinausgeworfen, was schließlich Niemand schmerzlicher empfindet, als der göttliche Hausherr selbst:

Seit fort mein lieber Affe ist,
Macht nichts mir mehr Vergnügen, Frau.

Wir kennen nicht die Schicksale des armen Verbannten; die Prosaerzählung muß sie berichtet haben. Fest steht, daß schließlich Alles ein gutes Ende nahm, und Frau Indra sprach:

Komm nur zurück, du Affenthier!
Wir wollen wieder Freunde sein!

Von nationalen Geschicken, von Kämpfen und Siegen wissen diese Erzählungen wenig. Es sind nicht Helden, die hier auftreten; es sind kluge, redegewandte Leute. Sie wissen ihren Gegenpart zu behandeln, ihm ihre Bedingungen zu stellen, ihn hinzuhalten, ihn zu überlisten. Sie sprechen geschickt über Recht und Weltordnung und verstehen diese erhabenen Mächte mit den eigenen Wünschen in besten Einklang zu bringen. Es dauert nicht lange, so verlegen sie sich darauf, in großen Reihen pointirter Sentenzen über die Pflichten und Klugheitsregeln des menschlichen Lebens zu reden: eine Neigung zur moralisirenden Lehrhaftigkeit, die dann der indischen Erzählungsliteratur für alle Zeiten geblieben ist.

Die Liebe tritt ganz vorwiegend in der Form lüsterner Begehrlichkeit auf. Nur eine dieser Dichtungen, die schönste von allen, muß ausgenommen werden: das prachtvolle Gemälde einer Liebe, die schmerzenreiche, verzehrende Leidenschaft ist. Nirgends sonst sind die vedischen Erzähler so tief in die Abgründe einer gramzerstörten Seele hinabgestiegen. Nirgends wieder haben sie mit solcher Macht einen Contrast wie hier den des Liebenden und der sich ihm kalt entziehenden Geliebten hinzustellen gewußt. Es ist die weithin über die Erde verbreitete Sage vom Sterblichen und der Göttin, die Sage vom edlen Pururavas und der Nymphe Urvasi. Außer den Erzählungsversen des Rigveda besitzen wir hier in einem jüngeren Vedatext auch die zugehörige Prosa. Sie versucht nicht die Vorgänge und seelischen Regungen zu malen, auszuschmücken, Eindruck zu machen; sie verzeichnet einfach das Geschehene, wie das diese Prosaumhüllungen zu thun pflegen. Die Nymphe Urvasi liebt den Pururavas. Sie weilt als seine Gattin bei ihm, aber sie macht ihre Bedingungen, darunter diese: „Ich darf dich nicht nackt sehen“. Die Gandharven — jene Halbgötter, deren Reich die Nymphe angehört — wollen sie wieder haben. Sie rauben Nachts zwei Lämmchen, die an ihrem Bett angebunden sind. Sie spricht: Bin ich denn schutzlos?

Da dachte er: „Soll es keinen Schützer, soll es keine rechten Leute geben, wo ich bin?" Und er sprang nackt auf, denn es deuchte ihm zu lang sein Kleid anzulegen. Da schufen die Gandharven einen Blitz, und sie sah ihn nackt wie bei hellem Tage. Da verschwand sie. Als er zurückkam: „da bin ich wieder" — sieh, da war sie verschwunden. Vor Gram irre redend zog er durch das Land der Kuru. Da gibt es einen Lotusteich, der heißt der Feigensee; in dessen Nähe wanderte er. Dort schwammen die Nymphen in der Gestalt von Schwänen umher. Da erkannte sie ihn und sprach: „Das ist jener Mensch, bei dem ich geweilt habe." Die Anderen antworteten: „Wir wollen uns ihm zu erkennen geben." Sie antwortete: „Ja." Da gaben sie sich ihm zu erkennen. Er erkannte sie und sprach zu ihr aus der Ferne —

und nun folgt in Versen das Wechselgespräch, das allein im Rigveda verzeichnet ist, das Werk eines Dichters, dessen Namen wir nicht kennen:

Halt, Weib! So bleib', du Furchtbare, doch stehen!
Laß Worte, wie das Herz sie spricht, uns tauschen.
Unausgesprochne Rede — sie vermag's nicht
In künft'ger Tage Lauf uns Trost zu bringen.

Sie antwortet:

Was soll mir solch Gerede? Ich bin von dir
Gegangen wie der Morgenröthen erste.
Zurück, Pururavas, zur Heimath kehre!
Bin unergreifbar wie des Windes Wehen.

Zwar hält sie ihm Stand, von der vergangenen Zeit mit ihm zu reden. Aber für seine Sehnsucht hat sie doch nur die Antwort:

Ich warnte dich an jenem Tage weislich.
Du hörtest nicht. Nun frommt dir keine Klage . . .
Geh heim, du Thor. Mich wirst du nicht erlangen.

Verzweifelnd spricht er:

Zum Abgrund wird, der einst der Götter Freund war,
Hinab sich stürzen, hingehn ohne Heimkehr.
Er wird in der Vernichtung Schoße ruhen;
Der wilden Wölfe Speise wird sein Leib sein.

Sie erwidert:

Du sollst nicht sterben, nicht hinab dich stürzen,
Pururavas, nicht grimmer Wölfe Fraß sein.
Die Weiber kennen Treue nicht noch Freundschaft,
Und ihre Herzen sind Hyänenherzen.

Sie verschwindet, und er klagt ihr nach:

Komm wieder, Urvasi; mein Herz verzehrt sich.

Endlich wird dem Unglücklichen doch Stillung seines Sehnens zu Theil, wenn auch nicht auf Erden. Es ergeht an ihn — wir wissen nicht, aus wessen Munde — die Verheißung:

Du wirst im Himmel Seligkeit genießen.

Es scheint, daß auch hier wieder im Ausgang der Erzählung der priesterliche Charakter die Oberhand gewann, daß es Mittel der Opferkunst waren, durch welche der Sterbliche zur Himmelswelt erhoben und mit der Geliebten vereinigt ward.

Die Dichtung Indiens ist oft zu der Sage von Pururavas und Urvasi zurückgekehrt. Ihr hat lange nach dem rigvedischen Poeten — es mag anderthalb Jahrtausende nach ihm gewesen sein — kein Geringerer als Kalidasa dramatische Gestalt gegeben. Aber über allem Reichthum sinnigen Schmuckes, mit dem er die Sage verziert hat, über der farbenprächtigen Fülle seiner weichen, sentimentalen Rhetorik ragt hoch die einfache Größe, die Leidenschaft und Tragik des alten vedischen Liedes von der Sehnsucht und Verzweiflung des Sterblichen, der die Göttin liebt.

VII.

Zu den alten Dichtungsgattungen kommt gegen das Ende des rigvedischen Zeitalters eine neue hinzu. Aus dem Opferhymnus entwickelt sich, wie bei den Zarathustriern das ethisch belehrende und ermahnende Lied, so hier die philosophische Dichtung.

Die Stelle, an welcher diese in der Entwicklung der indischen Literatur erscheint, ist bezeichnend. In Griechenland hatte sich die Kunst epischer Erzählung zu höchster Blüthe erhoben. Jahrhunderte ehe ein Denker wie Parmenides sein tiefsinniges Gedicht von dem einen ewigen Seienden schaffen konnte. In Indien gibt es noch allein jene kurzen, nur in Bruchstücken künstlerisch ausgestalteten Erzählungen, die wir beschrieben haben; noch feiert keine epische Dichtung im großen Stil die Kämpfe alter Fürsten und Helden: und schon wagt die Poesie brahmanischer Denker sich daran, vom Seienden und Nichtseienden, von den Finsternissen des Weltgrundes zu reden, wie jene Griechen auf dieselben letzten Fragen mit der gleichen Kühnheit, wenn auch nicht mit der gleichen Klarheit Antwort zu geben.

Die alten Götter haben sich ausgelebt, sich überlebt. Sie mögen dem Priester, der eben nur Priester ist, genügen, dem geistlichen Techniker, dessen höchstes Ziel darin liegt, aus den ererbten Lobliedern immer raffinirtere liturgische Mosaiken zu erkünsteln. Das vorwärtsdrängende Denken dieses Standes von Philosophen, wie griechische Besucher Indiens später die Brahmanenkaste genannt haben, verlangt nach Anderem. Keine äußern Mächte sind da, diesem Verlangen Einhalt zu gebieten; Nichts, das etwa als eine den alten geistigen Besitzstand hütende Orthodoxie bezeichnet werden könnte. Die Freude daran, Räthsel zu rathen und Geheimnisse zu enthüllen, die Geschmeidigkeit und Feinheit des Denkens, die Uebung, sich in Luftreichen der Phantasie zu bewegen, groß gezogen am Spiel mit den alten Göttern und Opfern, sucht sich weitere Bahnen, um mit neuen Problemen und Ideen neues Spiel zu treiben. Wer ist über dem bunten Göttervolk, den bizarren Gestalten jener großen und kleinen Machthaber der eine wahrhaft Große und Mächtige, des Daseins höchster Beherrscher? Und was ist des Seienden letzter Ursprung, der lichtbeschienenen Welt dunkler Grund? Wohl mag man versuchen, solche Fragen in der Sprache des alten Götterglaubens zu beantworten. Aber das ist nur ein Nothbehelf. Man empfindet, daß es hier neue Gedankenwelten zu erobern gibt. Wider die, die nur von Gott Agni und Gott Indra zu reden wissen, werden bittere Worte gehört; sie sind blinde Thoren, Schmarotzer, welche die vertrauensvollen Gläubigen aussaugen:

Den seht ihr nicht, der diese Welt geschaffen.
Es schob sich zwischen ihn und euch ein Andres.
In Nebel und Geschwätz gehüllt ersättgen
Die Hymnensänger sich an fremdem Leben.

Es gährt in den Geistern. Die Ausdrücke, welche das neue Denken sich schafft, sind proteushaft wechselnd. Noch hat die Bewegung sich nicht ihr festes Bett gegraben, in welchem die Vorstellungen Vieler in gewohnter, sicherer Ruhe einherfließen könnten. Alles ist voll von Widersprüchen. Bald dringen die Gedanken, unaufgehalten durch die Welt des alten Glaubens wie durch die Welt der Wirklichkeit, in jener echt indischen Sturmeseile, welche mit einem einzigen großen Schritt die letzten Ziele erreichen will, bis zu den fernsten Fernen gestaltloser Abstractionen. Bald verfängt sich die Bewegung in Hindernissen; den neuen Ideen heften sich Reste, ja mehr als Reste alter Vorstellungsmassen an — das Gewohnte, durch Jahrhunderte in den Geistern Festgewurzelte, das nicht mit einem Schlage für immer abgethan werden kann. Ohne sicheres Gleichgewicht taumelt das Denken hin und her. Da sind neugeschaffene Gestalten allbeherrschender Weltmächte, welche doch vom Opferthum her entlehnte Züge tragen und in wirren Wendungen aus der Sprache der alten Opferkunst gefeiert werden. Oder ein höchster Gott, der nicht mehr Indra heißen darf, dessen Bild aber doch im Grunde nichts Anderes ist als das Bild des alten Indra. Und dann wieder kühne und freie Gedankengebilde, deren große Umrisse weit über alles alte Götter- und Zauberwesen hinausragen. Sind es andere Denker, deren Werk dies ist? Sind es nicht vielleicht nur andere Augenblicke im Leben derselben Denker, Augenblicke, in denen sie mit mächtigerer Schwungkraft sich in die Höhe der Gedankenwelt erheben, um dort das letzte Wort aller Räthsel zu suchen? Werden sie es zu finden meinen? Hören wir wie er spricht, ein Dichter, dessen Namen uns nicht aufbewahrt ist.

Da war nicht Nichtsein, und da war auch Sein nicht.
Nicht war das Luftreich, noch der Himmel drüber.
Was regte dort sich? Wo? In wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?

Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Nicht gab's der Tage noch der Nächte Anblick.
Von keinem Wind bewegt das Eine athmet'
Aus eigner Kraft. Nichts Andres war als dies nur.

Von Finsterniß verborgne Finsternisse,
Ein lichtlos Wogen war dies All im Anfang.
Von Oede zugedeckt das Leere, Eine:
Durch inn'rer Gluthen Kraft ward es geboren.

Daraus erhob zuvörderst sich die Liebe,
Sie die des Geistes erste Samenskraft war.
Des Seins Verwandtschaft fanden in dem Nichtsein
Die Weisen, einsichtsvoll im Herzen suchend.

Quer haben ihre Meßschnur sie gezogen.
Gab es ein Unten dort? Gab es ein Oben?
Da waren Samenspender, waren Mächte,
Drunten selbsteignes Dasein, Spannkraft droben.

Wer weiß in Wahrheit, wer vermag zu künden,
Woher sie ward, woher sie kam, die Schöpfung?
Die Götter reichen nicht in jene Ferne —
Wer ist's, der weiß, von wo sie ist gekommen?

Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen, ob sie ungeschaffen:
Das weiß nur Er, der Allbeschauer droben
Am höchsten Himmel — oder weiß er's auch nicht?

Kaum jemals wieder in Indien — wir sollten vielleicht nur das wundervolle Gedicht von Naciketas und dem Todesgott, von dem später zu reden sein wird, ausnehmen — hat sich der Durst nach Erkennen allein um des Erkennens willen so mächtig ausgesprochen wie hier. Für den Buddhismus, für die großen jüngeren philosophischen Systeme hat das Erkennen Bedeutung immer nur als das Mittel, dem Verhängniß des Weltleidens zu entrinnen. Der Dichter dieses Vedaliedes denkt an kein Weltleiden; er bedarf keiner Erlösung; er sorgt nicht um sein eigenes Ich und seine Geschicke. Er will wissen, nur wissen. Bald scheint es, als vertraue er darauf, daß, was „die Weisen einsichtsvoll im Herzen suchen", sich müsse finden lassen. Aber dann — was kann menschlicher sein als solcher Wechsel der Stimmung? — überkommt ihn Zagen. Mit echter, ehrlicher Bescheidenheit, wie sie unter den indischen Denkern der Folgezeit selten geworden ist, spricht er es aus, daß dem Erkennen Schranken gesetzt sind. Vom letzten Geheimniß der Schöpfung mag allein der Allbeschauer droben wissen. „Oder weiß er's auch nicht?" — zu wundervoller Höhe hebt sich in den Schlußworten des Gedichts der Zweifel.

Die äußere Form dieses Hymnus und überhaupt der philosophischen Hymnen des Veda ist dieselbe wie die der Opferdichtungen. Aber innerlich, welche Gegensätze! In den Phantasien jener früheren Zeiten hießen die großen Weltmächte Agni oder Indra oder Varuna. In den Phantasien dieser neuen Zeit heißen sie Sein und Nichtsein, Tod und Unsterblichkeit, Finsterniß und Liebe. Das Knabenalter des Denkens ist hier in das Jünglingsalter übergegangen. In den Zügen dieses geistigen Jünglingsalters aber prägen sich natürlich zugleich die besondern Charakterzüge des indischen Wesens aus. Man vergleiche Dichtungen, die eine ähnliche Stellung in der Literatur anderer Völker einnehmen. Ich will auf zwei solche Parallelen hindeuten, eine israelitische und eine griechische.

Die Schlußcapitel des Hiob: darf dies grandiose Gespräch zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf, dem in Leiden verzweifelnden Menschen, nicht unserm Hymnus an die Seite gestellt werden? Dort wie hier wendet sich die Dichtung dem Anfang der Dinge, dem Geheimniß der Schöpfung zu; manches Wort klingt an Worte unseres Liedes an. „Wo warst du, da ich die Erde gründete? . . . da ich das Meer mit Wolken kleidete und in Dunkel einwickelte?" Und doch wie anders Alles! Welch' ein Feuerstrom leidenschaftlicher Beredtsamkeit; wie überstürzt sich die Ueberfülle der Bilder! Die ganze Natur und was sich in ihr regt, der Himmel mit seinen Gestirnen und mit dem Leben und Weben von Wolken, Gewittern, Regen und Thau; alles Gethier, großes und kleines, das ungethüme Flußpferd, das im Morast unter

Lotusgebüsch versteckt schläft, der Adler, der von der Felsklippe in die Ferne nach Beute schaut. Und über Allem die Gestalt dessen, den die Morgensterne mit einander loben, riesenhaft, gebietend, wie Michelangelo ihn gemalt hat. Aus dem Wetter redet er mit dem Menschen. Er zeigt ihm nicht die Lösung seiner Zweifel; er weist nur auf seine eigene Majestät, in der sich alle Fragen, wenn auch nicht für den menschlichen Verstand, lösen müssen. Und der Mensch spricht: „Ich bin gering, was kann ich antworten? Ich lege meine Hand auf meinen Mund."

Wie leise klingt neben solch mächtiger Sprache das Lied des Inders! Kein gewaltsames Eindringen auf den Geist des Zuhörers; gleichmüthig sieht der Denker in die Fernen, die sich ihm in dem eigenen Innern zu spiegeln scheinen, und ruhig redet er von dem, was er erblickt. Es sind nicht lebenstrotzende Gestalten, wie sie sich in jener Dichtung durch einander drängen; es sind weite, blasse Abstractionen. Und über dieser stillen Welt thront die stille Gestalt des „Allbeschauers droben". Er redet nicht mit dem Menschen; schweigend verharrt er in seiner unbewegten Ruhe, und ob er als Einziger gesehen hat, was uns verborgen ist, mögen wir zweifeln.

Viele der Züge, in welchen der indische Denker dem alttestamentlichen gegenübersteht, hat er mit dem Griechen, dem wir ihn vergleichen, gemein: wir nannten ihn schon, Parmenides, den Verfasser des Lehrgedichts von der Einheit und Wandellosigkeit des ewigen Seienden. Man meint, den Gegensatz der arischen und der semitischen Rasse zu empfinden: gegenüber dem Bilderreichthum, den glühenden Farben, der leidenschaftlichen Bewegtheit des Israeliten in Indien wie in Griechenland dieselbe Neigung zum abstracten Begriff, derselbe unpersönliche Ton der ruhigen Freude am Wissen. In der Dichtung des Inders wie des Griechen stehen dieselben beiden Abstractionen im Vordergrund, welche in ihrer farblosesten Allgemeinheit vom Denken so gern als die Schlüssel zu den tiefsten Geheimnissen ergriffen werden, Sein und Nichtsein. Aber mit welch' anderer Sicherheit versteht es Parmenides sich in diesen Regionen zu bewegen. Ueberall bestimmte, fest geformte Gedanken, einer nach dem andern an seiner rechten Stelle; überall der Versuch zu beweisen, zu zeigen, daß jede andere Auffassung ausgeschlossen ist; überall das Wort „denn". Mögen wir heute diesen Beweisen den Glauben versagen; mögen wir gelernt haben, daß es ein Vorrecht der Jugend ist, ihrer Kühnheit auch die letzten Höhen für ersteigbar zu halten: wir fühlen doch, daß diese Jugend des Geistes in ihrer gesunden Kraft zur Mannheit heranreifen wird. Blicken wir von hier auf das vedische Gedicht hinüber, so scheint es, daß wir uns aus dem Reich fester Formen in gestaltlose Wolkenregionen verirrt haben. Ueberall unbegrenzte Bejahungen und Verneinungen, umrißlose, aus Nebeln auftauchende und wieder verschwindende Massen. Es ist ein frühreifer Volksgeist, der in der fernen Vergangenheit des vedischen Indien solche Erscheinungen heraufzubeschwören gewußt hat. Wird er je zu voller männlicher Kraft erwachsen? Oder war dies schon sein Höhepunkt? Und trägt schon dies Jugendalter der indischen Cultur jenen Zug an sich, der auf die rasche Erschöpfung der Lebens- und Triebkraft, auf ein vor der Zeit herannahendes Verwelken deutet?

Parallelen zum Dreyfus-Proceß.

(1794 und 1899.)

[Nachdruck untersagt.]

Es geschieht ebenso häufig, daß wir aus zeitgenössischen Erlebnissen vergangene Dinge verstehen lernen, wie daß die Betrachtung des Vergangenen dem Selbsterlebten zur Erläuterung dient. Daran sind wir mit besonderer Lebhaftigkeit im August und September dieses Jahres gemahnt worden, wo gewisse Vorgänge der Pariser Schreckenszeit sich mit kaum nennenswerthen Veränderungen wiederholt zu haben schienen. Wer die Geschichte der vor hundert Jahren geführten Processe Custine und Danton im Einzelnen kennen gelernt hat, wird durch den Gang der Dreyfus-Angelegenheit kaum überrascht worden sein; wer die Renner Verhandlungen eingehend studirt, wird wiederum lehrreiche Commentarien zu Abschnitten jener älteren Proceßgeschichten erhalten, die ihm bisher unverständlich oder unerklärlich geblieben waren. Gilt doch auch für Frankreich, das Land unabläſſiger Neuerungen, das alte Wort, nach welchem nichts Neues unter der Sonne geschieht, und die Masse des Volkes seinen ehemaligen Herrschern dadurch ähnlich ist, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hat. Verweilen wir einen Augenblick bei den Ereignissen, die vor wenigen Wochen an uns vorübergezogen sind, und wir werden Aehnlichkeiten mit den dunkelsten Seiten der Chronik von 1793/94 gewahr werden, die geradezu erschreckend wirken.

Von den in Rennes zu Tage getretenen Ungeheuerlichkeiten erscheinen die nachstehenden besonders bemerkenswerth und charakteristisch: die Verbitterung der Richter über die wirksamsten Momente der Vertheidigung; die Zurückweisung und Verdächtigung dem Angeklagten günstiger Zeugnisse des Auslandes und die schließliche Verwandlung der Rechtsfrage in eine politische Parteifrage. Die unerhörteste aller der Rechtsverletzungen, die in diesem Processe vorgekommen sind, — die mitten in der Verhandlung vorgenommene Abänderung der Gerichtsordnung, gehört einer früheren Phase dieses scandalösen Handels an: auch sie findet sich in der Geschichte der Justizmorde von 1794 so getreulich wieder, daß sie in unserer Parallele nicht fehlen darf. Bei der Ausführlichkeit, mit welcher wir über den Gang der Processe Custine und Danton unterrichtet sind, wird zur Verdeutlichung dessen, was darüber zu sagen ist, einfach auf gewisse zeitgenössische Berichte zurückgegriffen werden können.

Graf Schlaberndorf, einer der wenigen ausländischen Augenzeugen der Pariser Schreckenszeit und selbst Angeklagter vor dem Revolutionstribunal, erzählte seinem Freunde Jochmann das Folgende[1]):

„Vor dem Revolutionstribunal war nichts so gefährlich als triumphirender Widerstand. Ich war bei Custine's Proceß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so

[1]) Vergl. H. Zschokke, „Jochmann's Reliquien". Hechingen 1836.

sehr als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit welcher er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter waren dadurch mehr beleidigt und aufgebracht als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez-vous comme il a de l'esprit," hörte ich die Zuhörer rufen, „ah le bougre, mais nous le tenons.""

Die Rolle, welche damals Volk und Richter spielten, ist in Rennes von den Richtern, beziehungsweise von dem Gerichtsvorsitzenden übernommen worden. Von der leidlichen Höflichkeit und Billigkeit, die er anfänglich bewiesen, ging Oberst Jouaust zu Parteilichkeit und Heftigkeit gegen den Angeklagten und dessen Vertheidiger über, als die Sache eine diesen günstige Wendung zu nehmen anfing und als Labori den Belastungszeugen mit vernichtenden Argumenten zu Leibe ging. Erst von diesem Zeitpunkt an beginnen die Ordnungsrufe und Wortentziehungen, die den um das Interesse seines Clienten besorgten Advocaten zum Verzicht auf das Schlußwort bestimmten, das dann auf den Herrn Demange überging. Ausdrücklich ist das „il a de l'esprit, mais nous le tenons" diesmal nicht gesagt worden, unverkennbar aber ist es das Moment gewesen, das den Wandlungen in der Proceßleitung des Renner Kriegsgerichtspräsidenten zu Grunde lag. Und wen hätte das Schlußplaidoyer des Regierungscommissars nicht an die Phrase erinnert, mit welcher der Ankläger von 1793 und 1794 im Proceß Custine und in verwandten Fällen „triumphirenden Widerstandes" seine Plaidoyers schloß: „Die Geschworenen sind von der Schuld des Angeklagten überzeugt"? Auch dem unglücklichen Dreyfus hat nichts mehr geschadet als die „Geistesgegenwart und Ueberlegenheit" seines Vertheidigers, der das selbst gewußt und darum schließlich geschwiegen hat.

Für die in Rennes beliebte Art der Behandlung ausländischer Zeugnisse liegt in der Geschichte der Jahre 1793 und 1794 eine ganze Reihe von Präcedenzen vor. Ueber den Proceß, der ihm selbst gemacht wurde, berichtet Schlabberndorf: „Nichts sei ihm so gefährlich geworden" wie die Verwendung des dänischen Ministers Grafen Bernstorff, der seine Unschuld bezeugt hatte. „Niemand fiel zu jener Zeit so unausbleiblich der Guillotine zum Opfer als der, für welchen eine ausländische Macht ihren Einfluß versuchte. Reinhard war damals Secretär des Wohlfahrts-Ausschusses für die diplomatischen Angelegenheiten und mußte eine Liste derjenigen Gefangenen anfertigen, für welche ausländische Empfehlungen vorlagen. Mein Name stand an der Spitze der Liste, aber zum Glück las sie Niemand." In den um dieselbe Zeit verhandelten Proceß Danton wurden die Ausländer Frey (Deutscher), Guzman (Spanier) und Diedrichsen (Däne) verwickelt, obgleich Danton zu denselben keine directen Beziehungen gehabt hatte: die Nennung ausländischer Namen war genügend, um den Angeklagten in ein ungünstiges Licht zu rücken. — Unter den Anschuldigungen gegen die Gräfin Delphine Custine (die Schwiegertochter des Generals) spielte die Behauptung, sie sei im Besitz eines Schuhes englischen Ursprungs befunden worden, eine wichtige Rolle, und wesentlich dem Umstande, daß ein Franzose als Verfertiger dieses gefährlichen corpus delicti nachgewiesen werden konnte, hatte die bedrohte Frau ihre nachmalige Rettung zu verdanken. Daß der betreffende Pariser Schuster für einen schlechten Patrioten galt, blieb freilich als verdächtigendes Moment übrig.

Ganz so weit haben es die Ankläger des Hauptmanns Dreyfus allerdings nicht gebracht. Daß diesem Angeklagten die Theilnahme des Auslandes direct zum Verderben geworden, wissen wir dagegen aus dem Zeugniß, das ein in England heimisch gewordener französischer Schriftsteller abgegeben hat.

Noch genauer ist die Analogie zwischen den Rechtsverletzungen in der zweiten Phase des Processes Dreyfus und dem Finale des gegen Danton geübten mörderischen Verfahrens. Als es mit der Verhandlung gegen diesen Angeklagten nicht mehr recht vorwärts gehen wollte und nachdem demselben u. A. vorgeworfen worden war, daß er mit dem Herzog von Orléans Punsch gebraut habe (Dreyfus sollte gelegentlicher Tischgenosse eines fremden Attachés gewesen sein), schlägt Fouquier-

Tinville denselben Weg ein, auf dem Herr Quesnay de Beaurepaire ihm gefolgt ist: er bewirkt eine Aenderung der Proceßordnung, die auf den obschwebenden Fall angewendet wird. Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher im April 1794 für gewisse politische Processe das Verfahren abgekürzt wurde, statuirte man im April 1899 Abänderungen in der Zuständigkeit der Richter: in beiden Fällen war es die Volksvertretung, die hierzu die Hand bot. Weiter wurde die Abhörung der Entlastungszeugen, auf welche Danton und Genossen sich beriefen, von dem Schwurgerichtspräsidenten Herman mit derselben Keckheit verweigert, mit welcher der Vorsitzende in Rennes die Einvernehmung der Herren von Schwartzkoppen und Panizzardi ablehnte, auf die Entschließung der Richter aber wurde mit Argumenten eingewirkt, — die 1794 und 1899 genau die nämlichen gewesen sind. In Rennes hieß es: „Wer Dreyfus freispricht, klagt Mercier an," — am Abend vor der Hinrichtung Danton's hatte der Geschworene Tobino-Lebrun seinen zögernden Collegen Souberbielle zu sich hinüber gezogen, indem er ihm zurief: „Wenn Du Danton freisprichst, brichst Du über Robespierre den Stab, und wenn Du das Letztere nicht thun willst, so hast Du Danton bereits verurtheilt." Ebenso hat der Kriegsminister von 1894 gesprochen, nur daß er den Nachsatz des Geschworenen von 1794: „il ne s'agit pas d'un procès, mais d'une mesure" nicht für erforderlich hielt.

Wäre es an dem Vorstehenden nicht bereits genug, die hier begonnene Parallele konnte noch erheblich weiter gezogen und unter Anderem daran erinnert werden, daß die Datumsfälschungen, die an dem Briefentwurf des österreichischen Obristen Schneider und an dem sog. Bordereau vorgenommen worden, derjenigen würdig gewesen sind, die man an dem Bericht Fouquier-Tinville's über das Verhalten Danton's geübt hatte, oder daß die Freisprechung Esterhazy's ein Seitenstück zu derjenigen Marat's bildete. Daran, daß der Angeklagte vom 20. April 1793 der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig gewesen, hatte damals ebenso wenig gezweifelt werden können wie hundert Jahre später an der Schuld des „braven" Commandanten, — in beiden Fällen aber galt es „Principien", denen zu Ehren die Schuldigen nicht nur freigesprochen, sondern im Triumph umher getragen werden mußten. Neu ist allerdings gewesen, daß sich vor den Wagen des schändlichen Triumphators unserer Tage ein Prinz von Geblüt gespannt hatte, der Urenkel des an verbrecherischer Popularitätssucht zu Grunde gegangenen Herzogs von Orléans.

Je nach Neigung und Beruf wird der Leser die Geschichte des Processes von Rennes zum Verständniß der Vorgänge der Schreckenszeit fruchtbar machen oder umgekehrt jene Ereignisse zur Erklärung derjenigen Dinge benutzen können, deren Zeugen wir jüngst gewesen sind. In jedem Falle wird er dabei an das Wort erinnert werden, nach welchem „die Capitel der Völkergeschichte nur durch die Namen und Jahreszahlen verschieden sind". Das Gedächtniß daran mag dem Verfasser der bedeutendsten aller dem Dreyfus-Proceß gewidmeten deutschen Schriften, dem Juristen Mittelstädt[1]), vorgeschwebt haben, als derselbe sich in den Tagen allgemeiner Befriedigung über das Urtheil des Pariser Cassationshofes vernehmen ließ:

„Man hat behauptet, das Kriegsgericht müsse nunmehr in pflichtmäßiger Befolgung des Revisionsurtheils Dreyfus freisprechen. Das ist positiv falsch. Das neue Kriegsgericht ist nur in dreifacher Beziehung vinculirt." Nach einer Aufzählung dieser Rücksichten (nämlich Beschränkung der Schuldfrage auf die erwiesene oder nicht erwiesene Mittheilung der fünf im Bordereau einzeln aufgeführten Urkunden, — Ausscheidung des Schriftstücks „ce canaille de D.", — Verpflichtung, die aus Handschrift und Papierbeschaffenheit des Bordereau gegen Esterhazy gezogenen Verdachtsmomente der Beweiswürdigung zu Grunde zu legen)

[1]) „Die Affaire Dreyfus". Berlin 1899.

heißt es weiter: „Wenn aber beispielsweise das neu erkennende Gericht ... zu der Ueberzeugung gelangt, gleichviel, von wessen Hand das Bordereau auch geschrieben, die darin bezeichneten Urkunden könnten ... nur von Dreyfus verrathen worden sein, so ist es durch das Revisionsurtheil ... unbehindert, Dreyfus von Neuem zu verurtheilen. Und da das kriegsgerichtliche Urtheil ein Verdict ohne alle Gründe sein wird, wird sich auch niemals nachprüfen lassen, woraufhin verurtheilt oder freigesprochen worden. Das ist ... die zweifellose formelle Sachlage; materiell wird die künftige Entscheidung wesentlich davon abhängen, welcher, wie qualificirte Officier dem Kriegsgerichte vorsitzen und welchen Officier die Regierung zum Ankläger bestimmen wird." Mit der letzteren Voraussagung hat der Verfasser ebenso unbedingt Recht behalten wie mit dem Hinweise auf die Unmöglichkeit, ein „Verdict ohne alle Gründe" der Nachprüfung zu unterziehen. Daß das Kriegsgericht die ihm vom Cassationshofe gezogenen Schranken überspringen und ein Urtheil fällen werde, das die Feststellungen des obersten Gerichtshofs als nicht vorhanden behandelte, das hat der scharfsinnige deutsche Criminalist freilich ebenso wenig voraussehen können wie irgend ein anderer verständiger Mann. Zu so flagranter Verletzung alles Rechtsbewußtseins und alles gesunden Menschenverstandes, wie die Fouquier-Tinvilles und Hermans von 1899 sie geübt haben, wären nicht einmal die Terroristen von 1793/94 fähig gewesen: dazu hat es der moralischen, intellectuellen und politischen Decadenz bedurft, die dem Frankreich unserer Tage vorbehalten zu sein scheint. Man verfährt, als ob gar kein das Kriegsgericht vinculirendes obergerichtliches Erkenntniß vorgelegen hätte, — als ob es sich offenkundig „um eine Maßregel und nicht um einen Proceß" handle, und als ob die Frage „Dreyfus oder Mercier" zur Entscheidung stehe; man hatte dabei aber nicht einmal den Muth der Meinung eines Tobino-Lebrun. Ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden wäre, die dem Angeklagten zur Last gelegte Auslieferung der fünf Documente beweislich zu erhärten, erkennt man denselben für schuldig, um hinterher von mildernden Umständen zu reden, für welche jede Spur eines Nachweises fehlt, und die durch die Natur der Sache ausgeschlossen erscheinen. Und damit nicht genug, empfehlen dieselben Richter, die die unerfindlichen „mildernden Umstände" decretirt haben, eine weitere Milderung des Urtheils, indem sie die Regierung ersuchen, von der abermaligen Degradation abzusehen, die sie in ihrer sententia mitior eben erst ausgesprochen haben! Und auch damit noch nicht genug! Der Fouquier-Tinville unserer klug-beredten Tage krönt das Werk des Widersinns, indem er öffentlich ausspricht, daß gegen einen Erlaß des noch zu verbessernden Strafrestes nichts einzuwenden sein würde!

Sicherlich ist das an dem Justizverbrechen von Rennes mitschuldige Frankreich nicht das ganze Frankreich: gerade der Dreyfus-Proceß hat gezeigt, daß es auch noch hochherzige Franzosen gibt und Solche, die für die Sache der Gerechtigkeit kein persönliches Opfer scheuen. Aber allerdings standen, so 1794 wie heute, hinter den ungerechten Richtern Scharen verblendeter Fanatiker, die auf die gefaßten Entschließungen hier einschüchternd, dort aufstachelnd eingewirkt haben. Ein gewichtiger Unterschied waltet indessen ob. Die vor hundert Jahren verübten Greuel waren durch vieljährige Mißwirthschaft der regierenden Classen erzeugt und im Taumel eines Fanatismus begangen worden, hinter welchem eine Begeisterung für große Principien stand, die trotz Verzerrung und Entstellung imponirend wirken konnte und ihren idealen Ursprung niemals vollständig verleugnete. Es handelte sich um Ideen, die die Runde um die Welt machten und die auch da einen gewissen Widerhall fanden, wo man den mit ihnen getriebenen Frevel verabscheute. Was wir heute miterlebt haben, zeigt dagegen, daß man bei kaltem Blute im Bewußtsein des gethanen Unrechts und Namens der rohesten und häßlichen Instincte gefrevelt hat, die in einem Volksthum überhaupt Platz greifen können. Die Begeisterung für das Wohl der Menschheit hat einer an das Barbarische grenzenden Abneigung gegen alles Fremde, die „amour sacrée de la patrie" beschränktem Nationalismus,

die Abscheu vor Tyrannen und „rois conjurés" bösartigem Rassenhaß Platz gemacht, und an die Stelle republikanischen Bürgerstolzes ist der Hochmuth des Prätorianerthums getreten. „Diese Erscheinung," so heißt es zum Schlusse der Mittelstädt'schen Schrift, „gehört der Periode der Decadenz an. Sinkt aber gar die der hochmüthigen Armeeverherrlichung voranflatternde Fahne in die Hände solcher Fähnriche herunter, wie es Esterhazy und Henry waren, dann ist auch das Prätorianerthum unfähig geworden, dem Staate das Leben fortzufristen und seine Agonie aufzuhalten."

Doch, wir wiederholen es: Mercier und seine Helfershelfer sind nicht das ganze Frankreich! Darum bleiben die Solidarität westeuropäischer Culturinteressen und das Bewußtsein von ihrer Bedeutung auch fortbestehen und sorgen dafür, daß wir die Erlebnisse unserer westlichen Nachbarn noch nach anderen Gesichtspunkten beurtheilen als denjenigen des eigenen Vortheils und der eigenen Ueberlegenheit. Immer wieder sehen wir uns nach Symptomen eines Umschwunges zum Besseren um, immer wieder glauben wir Anzeichen dafür zu entdecken, daß die im französischen Staats- und Volkskörper hausende Krankheit noch nicht die letzte sei. Die Begnadigung des Capitäns Dreyfus ist erfolgt, seine Rehabilitation würde in einem gewissen Sinne auch diejenige Frankreichs sein; und sollte sie noch zu Stande kommen, so wird sie das unbestreitbare Verdienst der Männer sein, die — wie Scheurer-Kestner, wie Zola, wie Picquart, wie Trarieux, wie Gabriel Monod und Anatole France, wie Labori und die beiden in der Minorität gebliebenen Officiere des Renner Kriegsgerichts — in Mitten entsetzlicher Corruption furchtlos die Stimme des Gewissens hören ließen, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und die Ehre ihres Vaterlandes zu retten.

— z —

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Die Tagung des siebenten internationalen Geographen-Congresses in Berlin erhielt durch die Theilnahme von Delegirten aller Culturnationen ihren besonderen Charakter. In der Ansprache, die Fürst zu Hohenlohe im Namen der Reichsregierung an den Congreß richtete, betonte er mit Recht, daß in den Vereinbarungen über das gemeinsame Vorgehen der Nationen in geographischen Fragen die Bedeutung und der Nutzen liegen, den derartige internationalen Congresse zeitigen können. Diese Vereinbarungen sind denn auch in der That dazu bestimmt, ein Zusammenwirken herbeizuführen, das in gleichem Maße dem Fortschritt der Wissenschaft dient, wie der friedlichen Annäherung der Völker, bei den Werken der Cultur und der Civilisation. Während aus Anlaß des Friedenscongresses im Haag sogleich betont werden mußte, daß nicht alle Blüthenträume reifen, fördern die internationalen wissenschaftlichen Congresse in hohem Maße die wechselseitige Annäherung der geistigen Kräfte der verschiedenen Länder. Nicht feindselig stehen die zum idealen Wettbewerbe und zugleich zur Lösung praktischer Aufgaben berufenen Gelehrten einander gegenüber; vielmehr muß sich ihnen allen die Ueberzeugung aufdrängen, daß das große Culturwerk nur gelingen kann, wenn in gemeinsamer rastloser Arbeit ein Baustein zum anderen gefügt wird. Der preußische Cultusminister Studt führte denn auch einen der treffenden Grundgedanken des deutschen Reichskanzlers weiter aus, indem er darauf hinwies, daß je größer die Aufgaben sind, die der geographischen Forschung gestellt werden, desto mehr der Werth internationaler Arbeitsgemeinschaft steige. Dies gilt aber nicht bloß von der organisirten Gesammtarbeit, die zum Beispiel auf dem Gebiete der internationalen Erdmessung Großes geleistet hat. Vielmehr dienen auch, wie hervorgehoben wurde, das unabhängige Nebeneinanderwirken der Culturnationen und der friedliche Wettkampf zwischen ihnen in gleicher Weise der wissenschaftlichen Entwickelung. Muß daher die besondere Bedeutung der internationalen Congresse darin gefunden werden, daß sie das gegenseitige Verständniß und den Austausch der Meinungen fördern, so durfte der internationale Geographen-Congreß in Berlin als ein fruchtbringendes Glied in der Kette der den Fortschritt der geographischen Wissenschaft bedingenden Einrichtungen bezeichnet werden.

Wie sehr thatsächlich solche Congresse zur Annäherung der Nationen beitragen, erhellt aus dem vom Pariser „Figaro" an hervorragender Stelle veröffentlichten Bericht über eine Unterhaltung, die Fürst Hohenlohe mit einem Mitarbeiter dieses Blattes bei der zu Ehren des Congresses im Reichskanzlerpalais veranstalteten Soirée hatte. Unleugbar muß es in Frankreich im Hinblick auf manches Mißgeschick, das dieses Land auf dem Gebiete der Colonialpolitik erfahren, den besten Eindruck machen, wenn der deutsche Reichskanzler nunmehr seiner Ueber-

zeugung Ausdruck verlieh, daß Frankreich seit einigen Jahren eine wirkliche Colonialmacht geworden sei, die ein ebenso großes wie schönes Gebiet auszubeuten habe. Als ein ernsthaftes und kluges Volk bezeichnete Fürst Hohenlohe die Franzosen und variirte dann dieses Thema unter Beziehung auf die jüngsten Vorgänge in der inneren Politik der Republik sowie auf das Verhalten ihrer Regierung.

Jenseits der Vogesen muß der friedliche Charakter der ebenso besonnenen wie für Frankreich sympathischen Ausführungen des deutschen Reichskanzlers angenehm berühren. Und da zur Jahrhundertwende in Paris das große Friedenswerk der Weltausstellung bevorsteht, unterließ Fürst zu Hohenlohe auch nicht, die allerdings längst wieder verstummten Gerüchte von einem in Deutschland geplanten Boycott der Weltausstellung als „dumme Erfindungen" zu bezeichnen. Nichts wäre in der That thörichter gewesen, als gerade den Widersachern der republikanischen Einrichtungen in Frankreich, den Neu-Boulangisten und Orléanisten Vorschub zu leisten und dem friedlichen Wettbewerbe, zu dem die Regierung der Republik eingeladen, Schwierigkeiten zu bereiten. Deutschland hat überdies wirthschaftliche Interessen bei diesem Wettbewerbe zu schützen und zu fördern. Auch fehlt es nicht an erfreulichen Anzeichen, die darauf schließen lassen, daß die deutsche Industrie in verschiedenen Zweigen siegreich aus diesem Wettkampfe hervorgehen wird. Dem deutschen Reichskanzler gebührt jedenfalls das gar nicht hoch genug zu schätzende Verdienst, durch seine ebenso versöhnliche wie das Interesse Deutschlands stets wahrende Politik zur Ausgleichung mancher Gegensätze an erster Stelle beigetragen zu haben. Gerade im Hinblick auf die kriegerische Verwicklung, die die Transvaal-Angelegenheit nunmehr erfahren hat, muß es zur allgemeinen Beruhigung gereichen, daß in Europa selbst keine internationalen Complicationen zu befürchten stehen.

Nach der Friedensconferenz im Haag hätte erwartet werden dürfen, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen Großbritannien und der Südafrikanischen Republik einen Ausgleich finden würden. Im Interesse Transvaals hätte es wohl gelegen, durch zeitgemäße Reformen, insbesondere durch ausreichende Zugeständnisse für die Uitlanders dem englischen Colonialminister Chamberlain ein Paroli zu bieten. Kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß Lord Salisbury in den ersten Stadien des Conflicts einer friedlichen Lösung durchaus geneigt war und sich in dieser Beziehung in voller Uebereinstimmung mit der Königin von England befand. Mag es immerhin in Großbritannien Viele geben, die die Niederlagen bei Laings-Nek und am Majubaberge noch nicht vergessen haben, so darf doch als gewiß gelten, daß die Königin Victoria ernste Bedenken tragen mußte, ihre segensreiche Regierung vielleicht mit einem langwierigen Kriege abschließen zu sehen, dessen Folgen sich gar nicht vorher ermessen lassen. Ob die Uitlanders nach einer kürzeren oder etwas längeren Frist das Bürgerrecht in der Südafrikanischen Republik erwerben sollten — diese Frage schien den Kernpunkt des Streites zu bilden.

Da Großbritanniens Vertreter auf der Friedensconferenz im Haag die russischen Vorschläge hinsichtlich der Einsetzung eines Schiedsgerichtshofes bei Streitigkeiten der Mächte noch überbieten zu müssen glaubte, wäre die Transvaal-Angelegenheit wohl geeignet gewesen, die früher in der Theorie entwickelten friedlichen Gesinnungen nunmehr auch praktisch zu bethätigen. Von englischer Seite wurde allerdings darauf hingewiesen, daß diese Theorie eben nur für Großmächte oder doch für selbständige Staaten gelte, während die Südafrikanische Republik sich England gegenüber in einem Abhängigkeitsverhältnisse befinde. Thatsächlich muß denn auch diese Frage der Suzeränetät als ausschlaggebend für die Entschließungen der englischen Regierung angesehen werden. Hervorragende Völkerrechtslehrer theilen nun in dieser Beziehung durchaus nicht die Auffassung des Herrn Chamberlain, der es wohl auch selbst lieber gesehen hätte, wenn durch Festsetzung einer kurzen Frist für die Erlangung des Bürgerrechts in der Südafrikanischen Republik der englische

Einfluß im Volksraad auf friedlichem Wege maßgebend geworden wäre, so daß die Regierung Transvaals in absehbarer Zeit von selbst den englischen Charakter angenommen hätte.

In dem Vertrage vom 3. August 1881, der nach der unglücklichen englischen Expedition gegen die Buren abgeschlossen wurde, fanden sich freilich Bestimmungen, aus denen die Suzeränetät Großbritanniens gefolgert werden durfte. Diese Suzeränetät wurde jedoch durch die im Jahre 1884 unterzeichnete Convention mit Transvaal, das zugleich den früheren Namen „Südafrikanische Republik" wieder annahm, sehr wesentlich eingeschränkt. Nur wurde in dem Vertragsdocumente unterlassen, ausdrücklich, wie es sonst üblich ist, zu bestimmen, daß die der neuen Convention zuwiderlaufenden Bestimmungen früherer Abmachungen aufgehoben sind. Von Seiten der Südafrikanischen Republik wird auch geltend gemacht, Großbritannien habe seit dem Jahre 1884 ihm früher zustehende Befugnisse nicht mehr ausgeübt, mithin stillschweigend anerkannt, daß die Suzeränetät beseitigt sei. In Großbritannien wiederum besteht die Auffassung, daß das frühere Abhängigkeitsverhältniß Transvaals keine wesentliche Veränderung durch die Convention von 1884 erfahren habe, da in dieser festgesetzt sei, daß Verträge und Verbindlichkeiten, die die Südafrikanische Republik mit einem Staat oder Volk, außer dem Orange-Freistaat, oder mit einem eingeborenen Volksstamme abzuschließen beabsichtige, der englischen Krone zur Genehmigung unterbreitet werden müssen. Diese Befugniß der Königin von England erschöpft jedoch durchaus nicht den Begriff der Suzeränetät, so daß es sich auch von diesem Gesichtspunkte aus empfohlen haben würde, daß die Streitfrage einem Schiedsgerichte unterbreitet worden wäre.

Bezeichnend ist, daß dreiundfünfzig Mitglieder des Parlaments der Cap-Colonie durch Vermittlung des Gouverneurs Sir A. Milner an die Königin von England eine Petition gerichtet haben, in der sie vor Allem darauf hinweisen, daß sie durch Bande des Bluts, der Verwandtschaft und der Verschwägerung mit den Bewohnern von Transvaal innig verbunden sind. Sie betonen ferner, daß sie ein materielles Interesse an der Erhaltung des Friedens in Süd-Afrika haben, sowie die Ueberzeugung hegen, eine active englische Intervention sei unnöthig. Die Petition gelangt zu dem Schlusse, England möchte der Untersuchung der in Betracht kommenden Punkte durch eine gemischte Commission zustimmen. Andererseits hielt Campbell Bannermann am 6. October in Maidstone, der Hauptstadt der englischen Grafschaft Kent, eine bemerkenswerthe Rede, in der er betonte, daß die Thür für Bweitere erhandlungen keineswegs verschlossen sei. Auch führte er aus, daß Großbritannien seine Forderungen nicht als suzeräne Macht, sondern auf Grund des Völkerrechts und seiner Verantwortlichkeit für das Wohlergehen Süd-Afrikas aufgestellt habe. Um die Befürchtungen Transvaals in Bezug auf seine Unabhängigkeit zu beseitigen, wies Campbell Bannermann auf die jüngsten Reden des Herzogs von Devonshire und des Staatssecretärs Ridley hin, durch die der Weg für weitere Verhandlungen gebahnt werden müßte. In Deutschland, dessen Regierung zu strenger Neutralität entschlossen ist, würde es jedenfalls mit Genugthuung begrüßt worden sein, wenn die friedlichen Bemühungen noch in letzter Stunde zum Ziele geführt hätten. Inzwischen hat jedoch die Regierung von Transvaal im Hinblick auf die unablässigen Truppensendungen Englands an dessen Regierung ein Ultimatum gerichtet, dessen Forderungen abgelehnt worden sind, so daß seit dem 11. October Abends der Kriegszustand zwischen Großbritannien und der Südafrikanischen Republik besteht.

Die Ministerkrisis in Spanien hat zwar rasch ihre Lösung gefunden, die inneren Verhältnisse des schwergeprüften Landes gestatten jedoch kaum die Hoffnung, daß es der Regierung in absehbarer Zeit gelingen werde, alle Schäden der Staatsverwaltung zu heilen. Bereits bei den letzten Corteswahlen drängte sich die Vermuthung auf, daß der Conseilpräsident Silvela und der Kriegsminister General Polavieja auf die Dauer nicht in ersprießlicher Weise würden zusammen

wirken können. Es konnte sogar geschehen, daß eine ganze Reihe von Candidaten ganz offen als Parteigänger des Generals Polavieja bezeichnet wurde, während Andere als Anhänger Silvela's sich ihren Wählern vorstellten. In der wichtigsten Frage, deren Erledigung den parlamentarischen Körperschaften obliegt, zeigte sich denn auch sehr bald, daß der Antagonismus zwischen dem leitenden Minister und dem Kriegsminister sich nicht ausgleichen ließ. Gilt es doch vor Allem, im Budget umfassende Ersparnisse zu erzielen, wenn anders der Staatsbankerott vermieden werden und Spanien, nachdem es aufgehört hat, eine Colonialmacht zu sein, seine Kräfte im Innern entfalten soll.

So lange die Colonien, namentlich Cuba und die Philippinen, in Folge des Aufstandes das Aufgebot umfassender militärischer Streitkräfte erforderten, mußte die Frage der Einschränkung des Etats zurücktreten. Jetzt aber erkannte der Leiter der Regierung, Silvela, daß jeder Verzug in der Durchführung von Reformen verhängnißvoll werden müßte. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Spanien bei einer Friedensarmee von etwa 80 000 Mann 23 000 Officiere zählt, die bei einem Kriegsetat von 174 Millionen einen Aufwand von 66 Millionen Pesetas, also mehr als 38 Procent dieses Etats, erfordern. Die französische Armee, die mehr als 600 000 Mann unter den Fahnen zählt, weist dagegen nur 29 000 Officiere auf, deren Unterhalt bei einem Kriegsbudget von 640 Millionen Francs 99 Millionen, also wenig mehr als 15 Procent, erreicht. Italien verfügt, obgleich sein Friedensheer 230 000 Mann stark ist, nur über 14 000 Officiere, für die in dem sich auf 280 Millionen Lire belaufenden Kriegsbudget 48 Millionen Lire, also wenig mehr als 17 Procent dieses Etats, erforderlich sind. Diese Zahlen sprechen am deutlichsten für die Nothwendigkeit umfassender Reformen in Spanien, dessen Heer immer auf wenig mehr als drei Mann einen Officier aufweist, während in Frankreich ein solcher auf einundzwanzig Mann, in Italien auf achtzehn Mann kommt.

Es war daher eine bescheidene Forderung, die Silvela an den Kriegsminister General Polavieja stellte, daß in dem Kriegsbudget von 174 Millionen Pesetas Ersparnisse im Betrage von 12 Millionen herbeigeführt werden sollten; und um so größer mußte das Erstaunen des Conseilpräsidenten und des Finanzministers Villaverde sein, als General Polavieja in dem von ihm dem Ministerrathe vorgelegten Entwurfe für Unterhalt und Sold der Officiere keinerlei Ermäßigung vorschlug, dagegen einen außerordentlichen Credit von 150 Millionen Pesetas für neue Befestigungen forderte!

Im Hinblick auf die gegenwärtigen inneren Verhältnisse in Spanien ließ sich General Polavieja jedenfalls von der Erwägung leiten, daß der Carlismus einen bedenklicheren Charakter annehmen könnte, falls er durch eine beträchtliche Anzahl unzufriedener Officiere verstärkt würde, die bei einer Reorganisation in größerem Stile entlassen oder auf Halbsold gesetzt werden müßten. Bezeichnend ist denn auch, daß General Polavieja unmittelbar vor dem Ausbruche der jüngsten Ministerkrisis mehrfache Berathungen und Unterredungen mit Corpscommandanten und anderen höheren Officieren hatte. Allerdings ließ der frühere Kriegsminister sogleich in Abrede stellen, daß der Regierung irgend welche Schwierigkeiten bereitet werden sollten. Im classischen Lande der pronunciamientos muß aber ein seines Ziels klar bewußtes Ministerium auch heute noch mit der Stimmung im Officiercorps rechnen. So gebieterisch ist nun die Nothwendigkeit, im unmittelbaren Staatsinteresse das Budget zu ermäßigen, daß der Conseilpräsident Silvela der Königin-Regentin die Ersetzung des Generals Polavieja durch den General Azcarraga vorschlug. Da der Marschall Martinez Campos dem auf solcher Grundlage reconstruirten Cabinet seine Unterstützung zusagte, darf angenommen werden, daß das Ministerium Silvela sich zunächst am Staatsruder halten wird.

In Frankreich ist nach der Begnadigung des früheren Capitäns Dreyfus durch den Präsidenten der Republik unverkennbar eine Beruhigung eingetreten. Allerdings hat inzwischen vor dem als Staatsgerichtshof constituirten Senate das Verfahren

gegen die wegen Complotts angeklagten Orléanisten und Neu-Boulangisten begonnen. Die öffentliche Meinung zeigt sich jedoch keineswegs erregt. Auch hat das Ministerium Waldeck-Rousseau-Galliffet bereits so viele Proben von maßvoller Besonnenheit gegeben, daß die Republikaner ihm volles Vertrauen schenken. Als der nunmehr gleichfalls wegen Complotts gegen die bestehenden Staatseinrichtungen angeklagte Guérin sich in dem Hause der Rue de Chabrol verbarricadirte, wurde das Verhalten der Regierung, die das „Fort Chabrol" nicht mit Gewalt nehmen wollte, vielfach als Schwäche gedeutet. Die Thatsache, daß General Galliffet, dem seine Widersacher heute noch die Energie vorwerfen, mit der er im Jahre 1871 gegen die Pariser Commune vorging, der Regierung angehört, beweist nun aber am deutlichsten, daß für das Ministerium ganz bestimmte Erwägungen maßgebend waren. Zunächst war während der kriegsgerichtlichen Verhandlungen in Rennes Zurückhaltung geboten, da ein blutiger Zusammenstoß in den Straßen von Paris leicht im Hinblick auf die Anzettelungen einer neu boulangistisch-orléanistischen Verschwörung einen bedenklichen Charakter hätte annehmen können. Andererseits wurde zunächst selbst im republikanischen Feldlager darüber gespottet, daß die Regierung, indem sie gegen Paul Déroulède und Genossen vorging, Gespensterfurcht an den Tag lege. Als ob der frühere Chef der Patriotenliga nicht wirklich am Tage der Beisetzung Félix Faure's den General Roget veranlassen wollte, mit seinen Truppen nach dem Elysée-Palaste zu marschiren, um den Präsidenten der Republik, Loubet, zu beseitigen und die „plebiscitäre Republik" auszurufen!

Die Energie, mit der die Regierung vorgeht, gelangt auch in dem Decrete des Präsidenten der Republik zum Ausdrucke, das die vor zehn Jahren von dem Civil-Kriegsminister de Freycinet eingeführte Verordnung wieder aufhebt, wonach der Oberkriegsrath im Verein mit der commission supérieure de classement über das Avancement der Officiere vom Oberstleutnant aufwärts zu bestimmen hatte. Im Processe des Kriegsgerichts von Rennes sowohl als auch vorher im schwurgerichtlichen Verfahren gegen Emile Zola zeigte sich, zu welchen Mißständen es führen muß, wenn die Generale sich gleichsam zu einer coterie zusammenschließen. Jeder Kriegsminister mußte von Anfang an gegenüber dem Oberkriegsrathe zur Ohnmacht verdammt sein, da die Mitglieder dieser militärischen Behörde in allen wichtigen Personalfragen die Entscheidung trafen.

General Galliffet hat sich daher ein großes Verdienst erworben, indem er den Präsidenten der Republik zu dem Decrete veranlaßte, das dem Kriegsminister unter dessen eigener Verantwortlichkeit die Befugniß überträgt, die höheren Commandos zu besetzen. Nunmehr wird wieder der vor den parlamentarischen Körperschaften und dem Lande verantwortliche Kriegsminister über die Beförderungen bestimmen, ohne durch die Vorschlagsliste des Oberkriegsrathes und der commission supérieure de classement gebunden zu sein, eine Liste, bei deren Aufstellung verschiedene Einflüsse mitwirken können, die dem wahren Interesse der Armee fremd sind.

Die Ministerkrisis in Oesterreich hat durch die Berufung eines Beamtenministeriums, an dessen Spitze der Statthalter von Steiermark, Graf Clary-Aldringen, steht, ihre Lösung erhalten. Im Interesse einer ruhigeren Entwicklung der inneren Verhältnisse des Landes muß der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß es diesem Cabinet gelingen möge, den Frieden im Lande sowie im Reichsrathe wiederherzustellen. Daß der hauptsächliche Stein des Anstoßes, die Sprachenverordnungen, beseitigt werden soll, gilt den Deutschen als unerläßliche Voraussetzung eines solchen Friedens. Als Kaiser Franz Josef unlängst an den Führer der tirolischen gemäßigt Liberalen die Worte richtete: „Ich rechne noch sehr auf Ihre Dienste," wurde diese Aeußerung sogleich in dem Sinne gedeutet, daß die berechtigten Ansprüche der Deutschen nunmehr befriedigt werden sollten. Die Aufhebung der Sprachenverordnungen wird jedenfalls eine wichtige Etappe auf der Bahn zur Wiederherstellung geordneter parlamentarischer Verhältnisse bezeichnen. Nur entsteht die Frage, wie die Tschechen sich zu der jüngsten Wendung der

inneren Politik in Oesterreich stellen werden. Da die Deutschen ihren Widerstand gegen die Regelung der Sprachenangelegenheit auf dem Verordnungswege richteten, waren sie von Anfang an bereit, einer Neuordnung durch Gesetz zuzustimmen. Sollten daher die Tschechen diese durch Obstruction im Parlamente verhindern wollen, so könnten sie sich nicht, wie früher die Deutschen, darauf berufen, daß sie lediglich einen gesetzlichen Zustand anstreben.

Graf Clary-Aldringen, der neue österreichische Ministerpräsident, ist ein Sohn des Fürsten Edmund Clary, der zu den zuverlässigsten Anhängern der verfassungstreuen Partei in Oesterreich zählte. Als Statthalter von Steiermark hatte der nunmehr ernannte Nachfolger des Grafen Thun inmitten einer kerndeutschen Bevölkerung die beste Gelegenheit, sich von der Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Elemente im Interesse des Staatswohls zu überzeugen. Den größten Theil seiner Beamtenlaufbahn brachte Graf Clary in Wien und Wiener-Neustadt zu. Auch der neue Minister des Innern, Ernst von Koerber, der bereits in jungen Jahren in einflußreiche Staatsstellungen berufen wurde, hat sich das Ansehen eines ausgezeichneten Verwaltungsbeamten erworben. Mit einem reichen Maße von Fachkenntnissen und allgemeiner Bildung ausgestattet, ist Herr von Koerber in der Lage, die Segnungen der deutschen Cultur ihrem wahren Werthe gemäß zu schätzen, so daß auch seine Ernennung als eine Bürgschaft im versöhnlichen Sinne gelten darf.

Literarische Rundschau.

Griechische Tragödien in deutscher Uebersetzung.

Griechische Tragödien. Uebersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Der Name des Uebersetzers, der jedem Gebildeten in Deutschland als einer der glänzendsten auf dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft bekannt ist, macht es unnöthig, hervorzuheben, daß in diesem vier Tragödien (eine des Sophokles, drei des Euripides) in deutscher Nachdichtung enthaltenden Bändchen eine bedeutsame literarische Erscheinung zu begrüßen ist, die kein Freund der Poesie unbeachtet lassen sollte. Wer in der Literatur nur flüchtige Unterhaltung und bequemen Genuß sucht oder wen die ewigen Probleme des Menschenlebens nur in der Form interessiren, die sie in der Gegenwart zeigen, wer endlich meint, daß der Gehalt hoher Kunstwerke veralte wie Maschinen, Gesetze, wissenschaftliche Forschungen, und deshalb das Beste unter dem Neuesten für das Beste überhaupt hält, der wird und möge an diesem Buche vorüber gehen. Wer sich dagegen in Kunst und Leben für alles Menschliche und Schöne den weiten und freien Blick gewahrt hat, der wird aus ihm den edelsten Genuß schöpfen.

Es darf unbedenklich ausgesprochen werden, daß es von den Meisterwerken der griechischen Tragiker bisher keine deutschen Uebersetzungen gegeben hat, die einem Leser von feinerer Geschmacksbildung reinen Genuß gewähren und ihm von dem Stil der Originale eine richtige Vorstellung erwecken konnten. Wilamowitz vereinigt in ungewöhnlichem Maße in sich die zur Lösung der schwierigen Aufgabe erforderlichen Eigenschaften. Seit Jahrzehnten hat er den griechischen Tragödien gelehrte Studien gewidmet, die in den fachwissenschaftlichen Kreisen als epochemachend anerkannt sind. Durch seine Aufhellung der Geschichte des Tragikertextes hat er über die Grundsätze Klarheit geschafft, die bei der urkundlichen Grundlegung und conjecturalen Reinigung desselben zu beobachten sind. Wie Sprache und Metrik, so hat er den Stoff der griechischen Tragödien, die Heldensage, und das Verhältniß der Dichter zu dem überlieferten Sagenstoffe gründlich erforscht. Im Zusammenhang dieser auf das geschichtliche Verständniß der Dramen gerichteten wissenschaftlichen Arbeit sind ihm seine Uebersetzungen erwachsen, die das durch sie errungene Verständniß unmittelbarer und in mancher Hinsicht vollständiger zum Ausdruck bringen, als es der gelehrteste Commentar vermag. Das war nur dadurch möglich, daß dem Uebersetzer, außer der philologisch-geschichtlichen Gelehrsamkeit, eine durch feinsinniges Studium der deutschen Classiker genährte Beherrschung der deutschen Dichtersprache eigen ist, die ihn befähigt, den Gedanken- und Gefühlsinhalt der griechischen Verse, von den aus der Eigenthümlichkeit des griechischen Idioms quellenden Aeußerlichkeiten der Formgebung befreit, in den Formen echt deutscher Rede rein und voll auszusprechen. So bricht Wilamowitz auch in der Metrik mit dem Wahne, daß unter allen Umständen durch Beibehaltung der Versmaße des Originals die Treue der stilistischen Nachbildung gefördert werde. Den griechischen Trimeter hat er im Dialog durch den Dialogvers des deutschen classischen Dramas, den Blankvers, ersetzt. Wie die Verse wirken, das ist durch die Lautform und den Bau der Sprache bedingt. Der jambische Trimeter ist im Deutschen ein ganz anderer Vers als im Griechischen. Nicht in der Beibehaltung des metrischen

Schemas liegt die wahre Treue der Uebersetzung, sondern in der Auffindung des in der Wirkung entsprechenden Metrums. Dieser Grundsatz hat noch größere Bedeutung für die Wiedergabe der Chorlieder. Hätte Wilamowitz sie Silbe für Silbe „im Versmaß der Urschrift“ wieder zu geben versucht, so hätte nur ein verzwicktes, halb lebendiges, in sich widerspruchsvolles Gebilde heraus kommen können. Andererseits würden die durch regelmäßige Abwechslung von Hebung und Senkung und durch den Reim charakterisirten Strophen der deutschen Lyrik den Stil des Originals bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Wilamowitz hat es verstanden, in seinen reimlosen Strophen die bezeichnendsten Merkmale der griechischen Versmaße, nämlich antistrophische Responsion und freie, mannigfaltige Rhythmik, beizubehalten, den Rhythmus dem Charakter und der Stimmung jedes einzelnen Liedes anzupassen und doch nirgends dem natürlichen Fluß deutscher Rede Gewalt anzuthun. Auch hier galt es, das in der Wirkung Entsprechende zu finden. Daß ihm dies möglich war, verdankt Wilamowitz einerseits den Versuchen Klopstock's und Goethe's im Felde der freien Rhythmen, andererseits der Wissenschaft der deutschen Metrik, die die Befreiung von der Eintönigkeit der sogenannten Jamben und Trochäen als durch die Natur der deutschen Sprache gefordert erwies.

Treu in der Wiedergabe der freisten Wendungen des Gedankens, in dem Maße, daß sie als Hülfsmittel der wissenschaftlichen Interpretation von Gelehrten benutzt werden kann, liest sich diese Uebersetzung doch wie ein deutsches Original und läßt nirgends den Vollklang deutscher Rede vermissen, dem sich deutsche Herzen vertrauensvoll zu öffnen gewohnt sind.

Zwei der in diesem Bande enthaltenen Uebersetzungen euripideischer Tragödien, die des „Herakles“ und die des „Hippolytos“, hat Wilamowitz schon früher in Verbindung mit dem griechischen Texte und mit ausführlichen Einleitungen und Erklärungen veröffentlicht. In dieser Form konnten sie nicht über den Kreis der Fachleute hinaus Verbreitung finden. Es ist dankenswerth, daß sich Wilamowitz entschlossen hat, diese Uebersetzungen durch Entfernung des schweren Geschützes der Gelehrsamkeit für eine schnellere und weitere Fahrt flott zu machen. Die beiden anderen Stücke, „Der Mütter Bittgang“ (Ἱκετίδες) von Euripides und der „Oedipus“ von Sophokles, erscheinen hier zum ersten Mal in Wilamowitz' Uebersetzung.

Jedem Stück ist eine Einleitung vorausgeschickt, die in knapper Darstellung dasjenige zusammenfaßt, was der moderne Leser von Thatsachen der Sagengeschichte, der allgemeinen Geschichte, der Entwicklungsgeschichte des Dichters zum Verständniß des Stückes mitbringen muß, und auf dieser Grundlage zu zeigen sucht, was der Dichter mit seinem Stück wollte. Der ernste, nach tieferem Verständniß strebende Leser wird sich durch diese Einleitungen angeregt und gefördert fühlen, auch wo sie seinen Widerspruch herausfordern. Nur derjenige Leser, dem die geschichtliche Betrachtungsweise auf dem Gebiete der Dichtung ganz fern liegt, wird die zu ihrem Verständniß erforderliche Gedankenarbeit scheuen.

Noch eine kurze Bemerkung über die Auswahl und den Werth der übersetzten Stücke. Vom „Oedipus“ des Sophokles braucht nichts gesagt zu werden, da sein Ruhm schon fest genug begründet ist. Von den drei euripideischen Stücken sind wenigstens zwei, der „Herakles“ und der „Hippolytos“, als Perlen euripideischer Poesie zu bezeichnen, die ihrer Wirkung auf jedes empfängliche Gemüth sicher sind, während allerdings „Der Mütter Bittgang“ als patriotisches Festspiel und Gelegenheitsdichtung auf uns nicht so stark wirken kann wie auf das attische Publicum der ersten Aufführung, auch trotz einzelner hoher Schönheiten an dichterischem und dramatischem Gehalt hinter den drei anderen Stücken dieses Bandes erheblich zurücksteht.

Hervorgehoben sei noch, daß die Stücke, deren buchhändlerische Ausstattung eine vorzügliche ist, auch einzeln zu haben sind. Möchten sie recht weite Verbreitung finden und ihr Theil dazu beitragen, die Verengung des geschichtlichen Horizontes einer zu ausschließlich mit sich selbst und ihren actuellen Aufgaben beschäftigten Zeit zu verhüten.

H. A.

γ. **Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm.** Von Gustav von Diest. Berlin, E. S. Mittler. 1898.

Unter den mannigfachen Erinnerungsblättern an Kaiser Wilhelm nehmen die vorliegenden nicht die letzte Stelle ein: nicht als ob sie irgendwie politische Aufschlüsse von Belang enthielten, wohl aber, weil sie eine Reihe von bezeichnenden Einzelzügen persönlicher Art darbieten, die das freundliche, menschlich anmuthige Bild des greisen Herrschers neu vor uns aufleben lassen. Diest hat den König oft gesehen, als Regierungscommissar in Nassau seit 1866, als Regierungspräsident in Danzig seit 1869 und in Merseburg seit 1876, und er genoß das besondere Vertrauen des hohen Herrn, so daß er oft von ihm über Dinge, die in den Bereich seines Amtes fielen, direct zu Rathe gezogen ward und gelegentlich selbst Einladungen zum Abendessen „unter vier Augen" empfing. Aus den vielen schmucklos vorgetragenen Einzelheiten greifen wir nur zwei heraus. Als der König 1867 zum ersten Mal als Landesherr nach Wiesbaden kam und mit stürmischem Jubel begrüßt ward, da sagte er: „Jedes Hurrah, das mir gebracht wird, ist mir ein Stich ins Herz; denn es liegt darin eine Untreue gegen den früheren Herrscher, und mich kennen die Leute ja noch gar nicht." Auch verbot er, daß der Prediger in der Kirche auch nur mit einem Wort im Gottesdienst seiner Anwesenheit gedenke. Diest hatte die Ehrlichkeit, ihm zu sagen: „Majestät, auf die Kenntniß Ihrer Person kommt es bei einer solchen Begeisterung gar nicht an; diese Hurrahs stammen aus dem Bewußtsein des ganzen deutschen Volkes, daß es in Ihnen die verkörperte, gottgesegnete deutsche Geschichte vor sich sieht." Der andere Fall ist der: Ein Mädchen soll — eben in Wiesbaden — zur Begrüßung des Königs ein Gedicht sprechen, bleibt aber natürlich stecken und ist in größter Noth. Da beugt sich der König zu ihm nieder, sagt lächelnd: „Soll ich mir die Blumen schon nehmen?" und bringt so die Sache zum Abschluß, ehe Fernerstehende etwas merkten.

βλ. **Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.** Von Houston Stewart Chamberlain. Erste und zweite Lieferung. München, F. Bruckmann. 1899.

Es wäre vermessen, in einer kurzen Besprechung dieses merkwürdigen, noch unvollendeten Buches, der Vorhalle zur geplanten Geschichte des 19. Jahrhunderts, einen erschöpfenden Begriff seines Inhalts geben zu wollen oder eine Kritik desselben zu versuchen. Mit einem Vorurtheil, dessen Begründung hier nicht statthaft wäre, sind wir an dasselbe heran getreten. Sein Reichthum an Anregungen und Gedanken, an neuen oder wahren Gesichtspunkten, an Beobachtungen und Ergebnissen aus den verschiedensten Gebieten des Denkens, Wissens, Glaubens und Schaffens ist jedoch so groß, es sind in diesen 600 Seiten so viele Anlässe zur Zustimmung, aber auch zum Widerspruch gegeben — mit Ausnahme der Angriffe auf einzelne Gelehrte, wie vor Allem der gegen Ranke gerichteten Polemik, die ebenso unbillig ist, als sie peinlich wirkt — ist das Für und Wider im Ganzen so maßvoll abgewogen, daß Anerkennung für eine ungewöhnliche Leistung der vorherrschende Eindruck bleibt. Besser als eigene Worte es vermöchten, sprechen die Aufschriften der einzelnen Theile den Gedankengang des Verfassers aus. Der erste Abschnitt, „Die Ursprünge", behandelt in den drei Capiteln „Hellenische Kunst und Philosophie", „Römisches Recht", „Die Erscheinung Christi", die erste der grundlegenden Fragen des Autors: welche Bestandtheile unseres geistigen Capitals ererbt seien? Die zweite Frage: Wer sind „wir"? beantwortet der Abschnitt „Die Erben" in drei Capiteln: „Das Völkerchaos", „Der Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte", „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte". Der dritte Abschnitt, „Der Kampf", schließt vorläufig mit dem Capitel „Religion", dem ein anderes über den „Staat" folgen wird, worauf mit dem zweiten Theil, „Die Entstehung einer neuen Welt, vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1800", die Germanen als Schöpfer einer neuen Cultur in den Vordergrund der Darstellung treten. Wir behalten uns vor, auf das Werk nach seiner Vollendung ausführlicher zurückzukommen.

δq. **Dr. L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen.** Herausgegeben von Dr. Elias Haffter. Mit dem Porträt Sonderegger's. Frauenfeld, J. Huber. 1898.

Der Held dieser Selbstbiographie war eine hervorragende Persönlichkeit in dem letzten Menschenalter der schweizerischen Geschichte: ein Arzt und Hygieiniker von weit bekanntem Namen, dessen „Vorposten der Gesundheitspflege" Jahrzehnte lang in der Schweiz, seit 1892 auch in Deutschland bekannter geworden sind (3. Aufl. 1892, Berlin, Julius Springer). Aber ein allgemeineres Interesse darf das vorliegende Werk in Anspruch nehmen, als ein literarisches Denkmal mit dem eigenthümlichen herzhaften Geschmack der schweizerischen Sprache. Es ist die Sprache unseres alten Freundes Gottfried Keller, welche wir bei Sonderegger wiederfinden. Es ist dasselbe Holz, ob auch nicht fein gespalten und geglättet, wie von Keller's Hand. Kräftige, ursprüngliche Worte, die aus dem Walde der Volkssprache heraus gequollen sind, anschauliche Bilder, überzeugende Gleichnisse, eine männliche, tapfere Phantasie. — Wenn wir uns nicht irren, wird dieses Buch auch in deutschen Landen gar manche dankbare Leser finden. Wir wünschen sie ihm.

γ. **Stanislas Leszczynski et le troisième traité de Vienne.** Par Pierre Boyé. Paris, Berger-Levrault. 1898.

Dieses Werk zählen wir zu den besten Erzeugnissen der französischen Geschichtschreibung der Gegenwart. Mit unendlichem Fleiß hat Boyé aus einer Reihe — polnischer, österreichischer, französischer, lothringischer, deutscher — Archive eine Fülle bisher unbekannten Stoffes zusammengebracht, den er mit ebensoviel Wahrheitsliebe und Unbefangenheit als mit Gewandtheit verwerthet. Das Charakterbild des polnischen

Edelmannes, der erstmals durch Karl XII. in den Vordergrund geschoben ward, und dessen rastloser Ehrgeiz ihn ein zweites Mal den Versuch zur Durchführung einer geschichtlichen Rolle unternehmen ließ, steht nunmehr völlig fest; anstatt des Philosophen, der nur darauf ausgeht, durch ein sanftes Regiment die Völker zu beglücken, erblicken wir einen charakterlosen Streber, dessen wirkliches Verhalten den Zunamen „le bien-faisant“ sehr wenig rechtfertigt. Die 1737 von Seyler herausgegebene, von de Cherrière ins Französische übersetzte Schrift behält also Recht gegen die Lobhudeleien, durch welche Lesczynski mit Hülfe bezahlter Federn die Zeitgenossen und die Nachwelt zu täuschen verstanden. Er hat auch Lothringen, dessen Wohlthäter er gewesen sein soll, niemals als etwas Anderes angesehen als ein Asyl, und als die polnische Krone 1763 wieder erledigt ward, hat er in allem Ernst, trotz seiner siebenundachtzig Jahre, noch an eine dritte Bewerbung um den ihm zweimal entgangenen Thron gedacht; daß sein Schwiegersohn Ludwig XV. nichts davon wissen wollte, hat ihn sehr empört. Ebenso wie er dachte seine Gemahlin Katharina Opalinska; sie liebte Lothringen nicht bloß nicht — sie verabscheute es geradezu. Selbst Polen hat er nicht als Patriot geliebt; er hätte in eine Theilung gewilligt, nur um die Königskrone zu tragen.

γ. **Charles the Great.** By Thomas Hodgkin. **Philip II of Spain.** By Martin Hume. London, Macmillan. 1897.

Die Londoner Verlagshandlung Macmillan hat auf ihre Sammlung „Zwölf englische Staatsmänner“ eine andere folgen lassen, die sich „Fremde Staatsmänner“ betitelt, und von der uns Karl der Große und Philipp II. von Spanien vorliegen. Karl der Große ist von Hodgkin bearbeitet, von dem wir bereits ein Werk über „Italien und seine Eroberer“ besitzen; der Biograph Philipp's II., Hume, ist als Herausgeber der „Calendars of Spanish state papers of Elizabeth“ bekannt und bewährt. Beide Bände machen denn auch einen günstigen Eindruck; der Stoff ist übersichtlich gegliedert; die Darstellung ist in sachgemäßer Weise chronologisch gehalten, klar und mit vielen charakteristischen Einzelheiten ausgestattet; an den richtigen Stellen sind allgemeine Betrachtungen eingestreut. Mit der Literatur, auch der deutschen, sind die Verfasser im Ganzen wohlvertraut. Als Karl's des Großen Hauptwerk betrachtet Hodgkin die Befestigung des Frankenreiches; indem er die Sachsen bekehrte, die Bayern unterwarf, die Avaren vernichtete, verlieh er der teutonischen Rasse die herrschende Stellung in Mitteleuropa, welche im Ganzen für den Welttheil ein Segen war. Kritischer, aber doch mit gerechter Würdigung steht Hodgkin der italienischen Politik des großen Kaisers und der Erneuerung des Imperiums gegenüber; wenn Karl einerseits den Grund zu einem in sich fest gefügten italienischen Königreich legte, so stieß er ihm durch die Verstärkung des Kirchenstaats zugleich den Pfahl ins Fleisch, und das Imperium war durch den Feudalismus unmöglich. Philipp II. wird von Hume im Ganzen sympathisch beurtheilt; das Ende des Königs wird sogar mit einer gewissen Bewunderung erzählt. — Philipp war ein Spanier durch und durch: „Hispaniae desiderio,“ sagt Sepulanda, „magnopere aestuabat, nec aliud quam Hispaniam toquebatur“: deshalb steht „der kluge König“ heute noch bei seinem Volk in gutem Gedächtniß. Aber er hatte durch die Heirath seiner Großeltern eine auswärtige Politik geerbt, welche nur bei einem festen Bunde mit England durchführbar war: ohne dies konnten die Niederlande schon aus geographischen Gründen nicht behauptet werden. Dieses Bündniß ward aber durch Englands Abfall vom Papst unmöglich gemacht, und in den Kämpfen, die daraus erwuchsen, haben sich der König und sein Land verblutet.

βλ. **Con Dante e per Dante.** Discorsi a Conferenze tenute a cura del Comitato Milanese della Società Dantesca Italiana. Milano, Hoepli, Editore. 1898.

Die im vorliegenden Bande zu Ehren Dante's vereinigten Vorträge der besten unter den lebenden Kritikern und Auslegern der „Divina Commedia“ in Italien sind eine ebenso werthvolle als erfreuliche Gabe für alle Verehrer und Freunde des unsterblichen Gedichtes. Der Malerschule Ravenna's im 16. Jahrhundert verdanken wir das bisher nicht bekannte, im Besitz des Professors Francesco Novati befindliche colorirte Bildniß Dante's, welches das Titelblatt schmückt. Der berühmten, am 18. November 1491 zu Venedig fertiggestellten Ausgabe des Pietro Cremonese, Veronese genannt, sind die Reproductionen der Holzschnitte entnommen; photographische Aufnahmen rufen berühmte Stätten, u. A. die Burg Canossa, dem Leser ins Gedächtniß. Die Studie F. Novati's über Pier della Vigna ist von der Abbildung der im Museo Capuano befindlichen Büste, die als die des großen Kanzlers Kaiser Friedrich's II. gilt, und von der der Rocca di S. Miniato begleitet, wo er seine Größe mit einem so grausamen Ende büßte. In dieser ersten Conferenz beruft sich Novati auf Dante's schmerzliches Mitleid mit dem geblendeten Selbstmörder, der „einst die beiden Schlüssel“ zum Herzen des Kaisers in seiner Hand gehabt, um das Problem seines dunklen Schicksals nach dem Bild, das Dante von ihm zeichnet, zu lösen. In des Dichters Augen ist der sprachgewaltige Staatsmann, der dreißig Jahre hindurch an Friedrich's Seite die Last der Herrschaft mit fast schrankenlosen Machtbefugnissen trug, niemals ein Verräther gewesen, sondern ein verkannter Diener, der seinem Herrn auch dann nicht die Treue brach, als dessen Zorn ihn in den Tod trieb, wie denn Friedrich ihn noch im Höllenkreis der Selbstmörder als „aller Ehre würdig“ preist. Die Gestalt Manfred's, des wahren Erben der Politik und des Staatsgedankens Friedrich's II., behandelt M. Scherillo im Hinblick auf Dante's unsterbliche Rechtfertigung des Besiegten von Benevent. Lungi Rocca's Conferenz über „Matelda“ vermehrt die Literatur über diese geheimnißvolle Persönlichkeit um einen neuen Versuch, sie als die

idealisirte Gestalt der Markgräfin von Tuskien zu erfassen. Wogegen an den Ausspruch Scartazzini's zu erinnern ist, die Frage sei noch immer nicht entschieden und werde es wohl auch niemals werden. „Dante und der Humanismus" ist der Vorwurf, den Vittorio Rossi sich gewählt hat. Isidoro del Lungo spricht über „Florenz und Dante". Von besonderem Interesse ist Giuseppe Zuccante's Vortrag über „den Begriff und die Empfindung der Natur in der Göttlichen Komödie", eine gelehrte, auf reiche Quellenstudien sich stützende Arbeit. Die Sammlung beschließt Giuseppe Giacosa's schöne Studie „Ueber das Licht in der Divinia Commedia", ein Thema, für welches es an Vorarbeiten nicht fehlt. Der Gesammtinhalt der vorliegenden, mit einer Einleitung Gaetomo Negri's versehenen Reden und Vorträge gibt einen hohen Begriff dessen, was dem gebildeten italienischen Publicum von der heutigen Danteforschung geboten wird.

γ. **Pompeji.** Von Richard Engelmann. Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Unter dem Sammeltitel „Berühmte Kunststätten" gibt der bekannte kunstgeschichtliche Verlag von E. A. Seemann in Leipzig kurze Schriften von etwa 6—7 Bogen heraus, welche, von berufenen Kennern des jeweiligen Stoffes verfaßt, überaus reich und sachgemäß illustrirt und gut ausgestattet sind. Davon gibt das vorliegende Heft Engelmann's über Pompeji einen glänzenden Beweis; es enthält außer einem anregenden Text nicht weniger als 140 Bilder und das alles zu einem für das Gebotene geradezu geringfügigen Preis. Wer das Glück nicht hatte, Pompeji selbst zu sehen, der findet hier eine Art von Ersatz; wer die Stadt kennt, wird vollends mit Vergnügen sich an das Geschaute erinnern.

βλ. **Gente di Chiesa.** Di Carlo del Balzo. Torino, Bocca. 1897.

Unter dem Namen „Die Entgleisten" hat der Verfasser des vorliegenden Romans „Leute der Kirche" bereits in drei anderen Romanen sociale Probeme behandelt. Ihre Titel „Schwester Damala", „Illegitime Erblichkeit", „Doctoren der Medicin" verrathen, welcher Art diese Probleme sind. In den Jahren 1894—1895 erschien zuerst das Buch „Die Kirchenleute" in einer neapolitanischen Zeitung als Feuilleton. „In seinem Mittelpunkt steht der Seelsorger Don Giovanni, in welchem Balzo einen edlen, christlichen Priester zeichnen wollte und im Ganzen auch gezeichnet hat. Aber Don Giovanni ist die Beute einer unglücklichen Leidenschaft, da eine Dorfschöne von mehr als zweifelhaftem Ruf ihm eine Schlinge um den Hals wirft, und die ihn schließlich erdrosselt, obwohl er mannhaft und mit allen Mitteln asketischer Frömmigkeit und eines unverfälschten Gewissens gegen die Verführerin ankämpft. Es geschieht um den Preis seines Lebens, und er stirbt unter den Augen seiner Gemeinde, wie ein guter Soldat, am Altar. Dagegen ist nichts zu sagen, als daß sein Fall an sich weder neu noch angenehm zu verfolgen ist. Das „entgleiste" oder auch „unschuldige" Opfer eines verfehlten geistlichen Berufes geistert in der modernen schönen Literatur in unzähligen Auflagen herum. Wir erinnern nur an Diderot, „La Religieuse", an Sainte-Beuve, „Volupté", an Lamartine, „La Chute d'un Ange", an Holtei, „Christian Lammfell", an Zola, „La Faute de l'Abbé Mouret", an so viele Romane des Spaniers P. Galdós und an fast alle Romane des Franzosen Ferdinand Fabre. Der italienische Autor ist Advocat und Mitglied des Parlamentes. Sein Zweck ist ein ernster, gegen den Cölibat der Priester gerichtet. Es wäre thöricht, vorauszusetzen, daß die Lage der Dinge in den südlichen Ländern, vornehmlich in Mexico und im ganzen spanischen Amerika, die Aufmerksamkeit der leitenden Stellen in Rom nicht längst auf dieses Problem gerichtet hätte. Es ist ihm bis heute die Lösung verweigert worden, die den unirten Griechen zugestanden ist. Daran wird keine romantische Geschichte etwas ändern. Die Gründe liegen tiefer. Im Buch des neapolitanischen Schriftstellers wird der nationale Standpunkt, von welchem aus die Frage behandelt ist, sowie eine gewandte, gefällige und oft fesselnde Darstellung interessiren.

β. **System der Werththeorie.** I. Band: Allgemeine Werththeorie, Psychologie des Begehrens. Von Dr. Christian von Ehrenfels, o. Professor der Phil. an der deutschen Universität in Prag. Leipzig, O. R. Reisland. 1897.

Der Versuch, ein umfassendes System der Werththeorie auf gesicherter psychologischer Basis zu schaffen, ist unseres Erachtens ein sehr dankenswerthes, einem dringenden Bedürfniß entgegenkommendes, aber freilich auch sehr schwieriges und mühevolles Beginnen. Die Durchführung dieses Versuches, soweit sie in dem vorliegenden Bande sich darstellt, zeigt den Verfasser als gründlichen und sorgfältigen Forscher, der in hervorragendem Maße die Fähigkeit zu genauer Beobachtung und eindringender Analyse besitzt. Besonders interessant und werthvoll sind die psychologischen Darlegungen, die sich mit dem Verhältniß zwischen Fühlen und Begehren beschäftigen und die Natur des letzteren einer analysirenden Betrachtung unterziehen. Dem Ergebniß, zu dem der Verfasser dabei gelangt: daß das Begehren kein psychisches Grundphänomen sei, stimmen wir aus voller Ueberzeugung zu.

βλ. **Neue Lieder der besten neueren Dichter für's Volk.** Zusammengestellt von Dr. Ludwig Jacobowski. Berlin, M. Liemann.

In bescheidener, dem äußerst billigen Preise angemessener Ausstattung, aber hübscher Auswahl sind hier mehrere hundert Lieder und Gedichte dem Volke gewidmet. Neben wohlbekannten Perlen deutscher Lyrik auch weniger Bekanntes, wie das schöne „Nachwort" von Paul de Lagarde. Ist es ein Zufall, oder entspricht es der Absicht des Sammlers, daß die meisten dieser Lieder Schwermuth athmen? Jedenfalls ist nicht ein frivoles darunter, und das diene dem Büchlein zum lobenden Geleit.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Grundzüge der Lyrik Goethe's. Von Thomas Achelis. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Berthold. — Bado moja. Erzählungen aus Deutsch-Ostafrika von H. Berthold. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Biese. — Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze von Prof. Dr. Alfred Biese. Berlin, R. Gaertner's Verlag (Hermann Heyfelder). 1900.

Bock. — Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Von Alfred Bock. Neue Ausgabe. Gießen, J. Ricker. 1900.

Brandstädter. — Hindurch zum Ziel. Mit dem Preise ausgezeichnete Erzählung für die Jugend von Herm. Brandstädter. Mit sechs Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Cuccoli. — M. Antonio Flaminio. Studio di Ercole Cuccoli. Con documenti inediti. Bologna, Nicola Zanichelli. 1897.

Eck. — David Friedrich Strauß. Von Samuel Eck. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Elster. — Geschichte der stehenden Truppen im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel von 1600—1714 von O. Elster. Mit fünf Beilagen und acht Kartenskizzen. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 1899.

Englische Skizzen von einer deutschen Lehrerin. Gera, Theodor Hofmann. 1899.

Festschrift, zu Goethes 150. Geburtstagsfeier dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1899.

Fischer. — Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens von Hermann Fischer. Zweite Reihe. Tübingen, H. Laupp. 1899.

Flachs. — Rumänische Hochzeits- und Todtengebräuche von Adolf Flachs. Berlin, Georg Minuth. 1899.

Frapan. — Was der Alltag dichtet. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Frauen-Berufe. — Die Lehrerin. Von Rosalie Büttner. — Die Krankenpflegerin. Von Dr. Walther Francke. — Die Schriftstellerin. Von Marie Maucke. — „Fräulein". — Die Kindergärtnerin. Von Jenny Schwabe. Leipzig, E. Kempe. 1899.

Fürsicht. — Schulstaub und Kasernendunst. Lustige Geschichten für heitere und ernste Männlein und Weiblein des Nähr-, Wehr- und Lehr-Standes, gesammelt von August Fürsicht. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Gotthelf. — Jeremias Gotthelf. Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Siebenter Band. Die Armennot. — Ein Sylvestertraum. — Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein. Bern, Schmid & Francke. 1899.

Grimm. — Kinder- und Hausmärchen aller Völker. Gesammelt durch die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm. Für die deutsche Jugend herausgegeben von Georg Paysen-Petersen. Ergänzungsband zu jeder anderen Ausgabe der Grimm'schen Märchen. Mit zehn feinen Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Grimm. — Das Problem Friedrich Nietzsche's. Von Eduard Grimm. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1899.

Grimm. — Fragmente von Herman Grimm. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1900.

Haeckel. — Die Welträthsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Von Ernst Haeckel. Bonn, Emil Strauß. 1899.

Hansjakob. — Der Lieutenant von Hasle. Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene Aufl. Heidelberg, Georg Weiß. 1900.

Hansjakob. — Schneeballen vom Bodensee. Von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene Aufl. Heidelberg, Georg Weiß. 1899.

Hase. — Kirchengeschichte. Von Karl von Hase. Zwölfte Aufl. Bis zur fünften Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1899.

Hausrath. — Unter dem Katelpenbaum. Erzählung von Adolf Hausrath. Leipzig, S. Hirzel. 1899.

Heer. — Streifzüge im Engadin. Von J. C. Heer. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Henne am Rhyn. — Uebermenschen und Edelmenschen. Erzählung aus der modernen Welt von Otto Henne am Rhyn. Altenburg, Alfred Tittel. 1900.

Hessen. — Das Glück in der Liebe. Eine technische Studie von Robert Hessen. Stuttgart, J. Schmitt. 1899.

Hirschfeld. — Aus der Mappe des Arizona-Kicker. Von Max Hirschfeld. Berlin, Feder-Verlag. 1900.

Hoffmann. — Unter blauem Himmel. Novellen von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Hofmann. — Yvonne. Pensionsgeschichten für die Jugend von Else Hofmann. Mit sechs Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Zehnte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Justi. — Leben des Professors Catharinus Dulcis, von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Dr. Ferdinand Justi. Mit Dulcis' Bildniss. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Kant. — Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben und mit einer Einleitung, sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Dr. Karl Vorländer. Halle a. S., Otto Hendel. O. J.

Kessler. — Eine Philosophie für das XX. Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage von Ronald Kessler. Berlin, Conrad Skopnik. 1899.

Kielland. — Else. Von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft. 1900.

Knauer. — Die Vision im Lichte der Culturgeschichte und der Dämon des Sokrates. Eine culturgeschichtlich-psychiatrische Studie von Dr. Knauer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Kögel. — Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Von Gottfried Kögel. Erster Band. 1829—1854. Mit einem Bildnisse in Lichtdruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Krumm. — Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. Drei Studien von Johannes Krumm. Flensburg, Huwald. 1899.

Kufferath. — Musiciens et philosophes. Par Maurice Kufferath. Paris, Felix Alcan. 1899.

Langmesser. — Jakob Sarasin, der Freund Lavater's, Lenzen's, Klinger's u. a. Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Mit einem Anhang: Ungedruckte Briefe und Plimplamplasko, der hohe Geist. Von Dr. August Langmesser. Zürich, E. Speidel. 1899.

Leander. — Richard Leander's sämmtliche Werke. Bis zur sechsten Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lichtwark. — Palastfenster und Flügelthür. Von Alfred Lichtwark. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 1899.

Liebe. — Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Von Georg Liebe. Mit einhundertdreiundachtzig Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Leipzig, Eugen Diederichs. 1899.

Linden. — Die Tochter des Ungarnherzogs. Mit dem Preise ausgezeichnete Erzählung für die Jugend von A. Linden. Mit sechs Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Louis. — Franz Liszt. Von Dr. Rudolf Louis. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Lozinski. — Das Marienbild von Busowiska. Novelle von Wladyslaw Lozinski. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Helena Majdanska. Berlin, S. Rosenbaum. 1900.

Maeterlinck. — Der Tod des Tintagiles. — Daheim. — Zwei kleine Dramen für Puppenspiel. Von Maurice Maeterlinck. Autorisirte Uebersetzung von George Stockhausen. Berlin, F. Schneider & Co. 1899.

Martens. — Aus dem Tagebuche einer Baronesse von Treuth und andere Novellen von Kurt Martens. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Meinecke. — Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Von Friedrich Meinecke. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Memoiren, Die, der Gräfin Potocka. — 1794—1820. Veröffentlicht von Casimir Stryienski. Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von Angelika Kauffmann. Leipzig, Schmidt & Günther. 1899.

Multatuli. — Auswahl aus seinen Werken in Uebersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch die Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. Titelzeichnung von Fidus. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1899.

Nalecz. — Das Benehmen bei Tische. Von Irene von Nalecz. Regensburg, C. Stahl. O. J.
Neubürger. — Der Reichskanzler in Kissingen. Roman von Ferdinand Neubürger. Berlin, Alfred Schall. O. J.
Otto. — Bilder aus der neueren Litteratur. Herausgegeben von August Otto. Drittes Heft: Wilhelm Raabe. Minden i. W., C. Marowsky. O. J.
Pasmanik. — Alfred Fouillée's psychischer Monismus. Von Mme. Dr. Dorothée Pasmanik. Bern, C. Sturzenegger. 1899.
Perfall. — Das Goldherz. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Berlin, Richard Taendler. O. J.
Pierantoni. — Die Fortschritte des Völkerrechts im XIX. Jahrhundert. Von Professor Dr. Augusto Pierantoni. Uebersetzt von Dr. Franz Scholz. Berlin, Franz Vahlen. 1899.
Pniower. — Goethe's Faust. Zeugnisse und Excurse zu seiner Entstehungsgeschichte von Otto Pniower. Berlin, Weidmann. 1899.
Priester. — Die Deportation, ein modernes Strafmittel. Von Dr. Oscar Priester. Berlin, Franz Vahlen. 1899.
Rasch. — Zum Wesen der Erfindung. Von C. Rasch. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.
Rethwisch. — Aufsätze und Tagesschriften von Ernst Rethwisch. Leipzig, Arwed Strauch. O. J.
Rethwisch. — Die Mozartpriesterin und andere Novellen von Ernst Rethwisch. Berlin, F. Schneider & Co. 1899.
Rodenberg. — Erinnerungen aus der Jugendzeit von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.
Samson-Himmelstjerna. — Ueber Wasserwirthschaft. Von H. v. Samson-Himmelstjerna. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.
Schanz. — Unter dem Eschenbaum. Neue Dichtungen von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing. 1900.
Schoepp. — Novellen und Skizzen. Von Meta Schoepp. Berlin. Gebrüder Paetel. 1899.
Scholz. — Musikalisches und Persönliches von Bernhard Scholz. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. 1899.
Schreibershofen. — Antonie. Roman von Schreibershofen. Berlin. Richard Taendler. O. J.
Schwemer. — Papstthum und Kaiserthum. — Universalhistorische Skizzen von Richard Schwemer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.
Smith. — Chinesische Charakterzüge von Arthur H. Smith. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Mit 28 Titelvignetten von Fritz Tersch und 18 Vollbildern nach Original-Photographien. Würzburg, A. Stuber. 1900.
Steffen. — England als Weltmacht und Culturstaat. Studien über politische, intellectuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche von Gustav F. Steffen. Deutsche, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe, aus dem Schwedischen von Dr. Oscar Reyher. Stuttgart, Hobbing & Büchle. 1899.
Stier-Somlo. — Aus der Tiefe. Gedichte von Fritz Stier-Somlo. Berlin-Paris. Joh. Sassenbach. 1899.
Storm. — Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.
Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Neunundvierzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.
Stuart-Phelps. — Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn. Von Elisabeth Stuart-Phelps. Aus dem Amerikanischen übersetzt von W. Euchler. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1899.
Tienes. — Nietzsche's Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt. Von Dr. Georg A. Tienes. Bern, C. Sturzenegger. 1899.
Tolstoi. — Auferstehung. Von Leo Tolstoi. Nach der einzigen ungekürzten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Wladimir Czumikow. Mit Buchschmuck von F. Lippisch. Erster Band. Leipzig. Eugen Diederichs. 1900.
Trautz. — Mexico. Erinnerungen eines Deutschen. Von Margarete Trautz. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Braunschweig, Richard Sattler. 1900.
Vierordt. — Neue Balladen von Heinrich Vierordt. Zweite, vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winter. 1900.
Vischer. — Shakespeare-Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.
Vormeng. — Deutsche Lieder von Dr. Karl Vormeng. Berlin, Vorstell & Reimarus. 1900.
Wachs. — Die Etappenstraße von England nach Indien um das Kap der guten Hoffnung. Von Otto Wachs. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.
Walter. — Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim. 1779—1839. Im Auftrage der Stadtgemeinde herausgegeben von Dr. Friedrich Walter. Zwei Bände. Leipzig. S. Hirzel. 1899.
Wegweiser durch Hamburg und Umgebung. — Herausgegeben vom „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs von Hamburg". Druck und Verlag F. W. Rademacher. O. J.
Welschinger. — La mission secrète de Mirabeau à Berlin (1786—1787). D'après les documents originaux des archives des affaires étrangères. Avec introduction et notes par Henri Welschinger. Paris. Librairie Plon. 1900.
Wiegand. — Der Chalif. Ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Schauspiel in fünf Aufzügen von F. Wiegand. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1898.
Wiesengrund. — Die Elektricität. Ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Mit 54 Abbildungen. Für Jedermann verständlich, kurz dargestellt von Dr. Bernhard Wiesengrund. Vierte, verbesserte Auflage, theilweise bearbeitet von Prof. Dr. Russner. Frankfurt a. M. H. Bechhold. O. J.
Wittum. — Unterm rothen Kreuz in Kamerun und Togo. Von Schwester Johanna Wittum. Heidelberg, Evangelischer Verlag. 1899.
Zapp. — Miß Nelly's Freier. Roman von Arthur Zapp. Berlin. Richard Taendler. O. J.
Zastrow. — Trotzköpfchens Großthaten. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege für die Jugend von Carl Zastrow. Und Anderes. Mit sechs Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.
Ziegler. — Friedrich Nietzsche von Dr. Theobald Ziegler. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Peterl.

Von

Ossip Schubin.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

Motto: Plus je connais l'homme,
plus j'aime le chien!
Montaigne.

Mit den Hoffnungen, welche die Frau Gärtnerin auf Peterl gesetzt hatte, war's vorbei! Sie war jetzt fest davon überzeugt, daß aus Peterl nie etwas werden würde, daß er ein ganz gewöhnlicher Köter war, und daß ihr Schwager sie angeführt hatte.

Sie regte sich fürchterlich darüber auf — unter Anderem auch, weil sie dem Schwager aus besonderer Dankbarkeit drei wunderschöne Melonen und einen Truthahn geschickt hatte. Aber das war doch nur Nebensache. Melonen waren dieses Jahr billig. Die Hauptsache war die Demüthigung oder, wie sich die Frau Gärtnerin ausdrückte, die „Blamage" vor der Nachbarschaft. Um die Situation zu decken, erzählte sie Allen, die es hören wollten, daß der eigentliche großfürstliche Peterl auf seiner Wanderschaft zum Photographen verloren worden sei.

Aber sie merkte ganz gut, daß ihr das Niemand glauben wollte, daß das nichts nützte, und daß alle Menschen sie auslachten. Aus Aerger darüber wollte sie den Hund todtschießen lassen. Aber ihr Gatte legte ein gutes Wort für ihn ein. So wurde Peterl dem Knecht übergeben, der mit den zwei Gärtnerburschen am äußersten Ende des Gartens in einer Stube knapp neben dem Stall wohnte, in dem der struppige Gaul mit dem langen Schweif untergebracht war.

Anfangs war Peterl mit dieser Veränderung sehr zufrieden. Man hatte ihm ein altes Hundehaus eingeräumt, in das er sich zurückziehen konnte, wenn er wollte. Im Uebrigen durfte er frei herumspazieren.

Leider machte er einen recht schlechten Gebrauch von seiner Freiheit. Er war sehr neugierig. Er beschnupperte alle Blumen, und denen, die ihm besonders gefielen, biß er die Köpfe ab. Er zertrampelte die Gemüseanlagen, und einmal hatte er die Scheiben eines Mistbeetes zertrümmert, auf denen er

unbefangen herum gesprungen war. Er hatte sich dabei ein wenig beschädigt, aber nicht viel. „Unkraut verdirbt nicht," erklärten die Gärtnerburschen. Sie prügelten ihn und legten ihn an die Kette.

In diesen gänzlichen und demüthigenden Verlust seiner Freiheit konnte sich Peterl nicht finden, und den Gärtnerburschen vergaß er die ihm angethane Schmach nie. Sein guter Charakter erlag dem Druck der Verhältnisse. Er wurde rachsüchtig und entpuppte sich sogar als ein fürchterlicher Ränkeschmied. Das erhabene Amt eines Nachtwächters, welches ihm anvertraut war, übte er in der spitzfindigsten Art dahin aus, daß er den Gärtnerburschen die empfindlichsten Unannehmlichkeiten bereitete. Er wußte recht gut, daß es ihnen verboten war, des Nachts den Garten ohne besondere Erlaubniß zu verlassen. Wenn sie sich Abends aus dem Staube machten, da sagte er kein Wort; wenn sie jedoch wiederkamen und sich stillschweigend an ihre Lagerstätten heranschleichen wollten, da bellte er, was er konnte — je später sie heimkamen, desto lauter, so daß der Gärtner jedesmal herauskam, um nachzusehen, welchen Dieb der treue kleine Wächter verrathen habe, worauf die Nachtschwärmer auf ihren bösen Schlichen ertappt und tüchtig abgekanzelt wurden.

Das freute Peterl, und wenn sie an seinem Hundehaus vorbeigingen, fletschte er die Zähne und schnappte nach ihren Fersen.

Aber das war nur eine vorübergehende Genugthuung. Nicht lange nach solchen Anfällen meldete sich schon wieder sein gutes Herz. Er wedelte mit dem Schweif und hätte sich am liebsten von den Burschen streicheln lassen. Aber auf diesen Einfall geriethen sie nicht, was ihnen in Anbetracht der Umstände nicht übelzunehmen war.

Und so wechselte in Peterl's armer, kleiner Seele der Zorn noch weiter ab mit der schwärzesten Melancholie. Und mochten sich nun seine Gefühle so oder so äußern, die Sehnsucht nach Liebe war immer dabei.

Warum liebte man ihn nicht mehr, und warum hatte er fortmüssen aus seinem heimathlichen Stall, fort von seiner geliebten Liesel?

Wenn er daran dachte, so heulte er laut und lang, und das stimmte seine ihm ohnedies übel gesinnte Umgebung nicht besser.

Die Gärtnerburschen hatten den boshaften Spaßverderber und Angeber satt. Sie sannen auf Mittel, ihn loszuwerden.

Einmal, während Peterl wie gewöhnlich angebunden vor seiner Hütte lag, hörte er, wie sie sich mit einander darüber beriethen, was mit ihm anzufangen sei. — Der Eine war dafür, ihm Gift zu geben, der Zweite meinte, das könnte heraus kommen. Er wisse wohl eine andere und vortheilhaftere Weise, sich mit dem Hunde abzufinden, bei der man, anstatt sich Schelte zu holen, noch ein paar Kreuzer herausschlagen könne. Sie wollten den Hund verkaufen und sein Verschwinden dadurch erklären, daß er sich von der Kette losgerissen habe und davongelaufen sei.

Der Mond stand voll am Himmel und goß sein grelles, weißliches Licht über den verstaubten, vertrockneten Garten, in dem die Georginen trotz alles Begießens die Köpfe zu senken begannen und die auf Samen gezogenen Malven bräunlich zusammengeschrumpft neben einem Gurkenbeet aufragten. Aus den

in der Nähe gelegenen Vorstadtwirthshäusern tönte Musik, bald jämmerlich, bald frech. Ein häßlicher, dumpfer Geruch nach Straßenkehricht und verstecktem Unrath verpestete die dicke, heiße Luft. Und Peterl dachte an seine Hundekinderstube im Stall von Monplaisir mit dem sauberen gelben Stroh; er dachte an die thaufrischen Parkwiesen, auf denen er sich schon am frühen Morgen herumgetummelt, wenn ihn die Kutscherfrau mitnahm auf ihren Morgenspaziergang zum Brunnen, oder wenn sie für die Kaninchen Gras holen ging. Er dachte an Liesel, wie er mit ihr gespielt und sich in den Rosenhecken versteckt hatte vor dem Schloß, um sie neckend zu schrecken.

Und da überkam ihn eine solche Sehnsucht, daß er an seiner Kette rasselte wie toll, in dem Versuch, sich loszureißen, um entfliehen und den Weg in die Heimath zurückfinden zu können.

Dann aber überkam ihn eine große Muthlosigkeit; er ließ die Kette ruhen. Was hätte es ihm genützt, selbst wenn er sich hätte losmachen können, selbst wenn er den Weg in die Heimath zurückgefunden hätte! — Sie hatten ihn ja von dort hinausgejagt, sie wollten nichts von ihm wissen — Niemand wollte mehr etwas von ihm wissen — Niemand hatte ihn mehr lieb, von Allen war er verstoßen! — Und dagegen nützte alle Bravheit der Welt nichts. Darum wollte er auch gar nicht mehr brav sein, sondern boshaft, recht boshaft — so boshaft, daß man ihn todtschlagen sollte dafür. — Und kaum hatte er diese bösen Vorsätze gefaßt, so legte er den Kopf zwischen die Vorderpfoten und sehnte sich danach, daß ihn noch irgend eine Hand streicheln möge, ehe er starb.

Er heulte die ganze Nacht, — und die Gärtnerburschen sagten, das sei unerträglich; offenbar wirke der Vollmond auf sein Gemüth, und das sei oft so bei Hunden.

Auf einem von Kehrichthaufen garnirten Bauplatz, der sich hinter der Kunstgärtnerei ausbreitete, hatten Komödianten ihr Zelt aufgeschlagen. Sie gaben dreimal des Tages Vorstellungen, und dazu spielte ein Leierkasten von früh bis spät, um der Umgebung ihre Anwesenheit zu verkünden und Publicum herbeizulocken.

Da es mit dem Leierkasten allein nicht gethan war, so wanderte der eine Komödiant mit seinen zwei Söhnen außerdem noch von Haus zu Haus und bat um die Gewogenheit (nebst Unterstützung) der Herrschaften. — Er kam auch in die Hütte, wo die Gärtnerburschen wohnten. Ein großer Mann mit einer rothen Zipfelmütze, neben ihm ein zehnjähriger Junge mit einer Bajazzomütze und ein kleiner, sechsjähriger ohne Mütze. Der alte Komödiant sah im ganzen Gesicht kupferfarbig aus. Er hatte sehr langes, zottiges, graurothes Haar, einen dicken, rothen Bart und hatte einmal als Statist bei der „Stummen von Portici" mitgewirkt. Daher seine rothe Mütze ebenso wie eine gestreifte Schwimmhose, die er über einem einmal weiß gewesenen Beinkleid trug.

Die beiden Knaben dagegen sahen sehr blaß aus. Sie erinnerten an Hungerkraut, das aus Schutthaufen herausblüht und im Staub erstickt.

Der Knabe mit der Bajazzomütze nahm demüthig seine Kopfbedeckung ab und fing an, Purzelbäume in der Luft zu schlagen, der Kleine begann auf den Händen zu laufen, wurde aber bald müde und blieb linkisch und verlegen stehen. Als er Peterl bemerkte, lachte er ihm freundlich zu und streckte etwas zögernd und ängstlich das magere Händchen aus, um ihn zu streicheln. Ueberrascht von dieser Freundlichkeit, sprang Peterl schwanzwedelnd an dem Kleinen empor, worauf er theilweise aus Dankbarkeit, theilweise aus Ehrgeiz seine Künste zu produciren begann. Er setzte sich mit ganz geradem Rücken auf die Hinterbeine und ließ die Vorderpfoten zierlich herabhängen.

„Ihr habt da ein geschicktes Köterchen," meinte der Komödiant.

„Ach, er ist ein infamer Kläffer," gab ihm der erste Gärtnerbursche darauf zur Antwort, — derjenige, welcher Peterl hatte vergiften wollen.

Der zweite stieß ihn mit dem Ellenbogen. „Mein Kamerad will sagen, daß er ein vorzüglicher Wachhund ist" — äußerte er sich gegen den Komödianten, „und Ihr könnt Euch denken, daß uns das manches Mal genirt. Immer verräth er's, wenn wir von einem kleinen Spaziergang zurückkommen, macht einen Scandal, daß jedesmal der Herr aus dem Bett steigt und nachsehen kommt, was es gibt. Aber das ist sein einziger Fehler — sonst ist er, wie Ihr sagt, ein geschicktes Köterchen, dazu gutmüthig und mit der schmalsten Kost zufrieden. Da, komm herein, Peterl, — zeig, was du kannst."

Peterl begriff Anfangs gar nicht, woher er plötzlich zu all' dem Lobe kam, aber er wedelte vor Freude mit dem Schweif. Der Gärtnerbursch schnallte ihm die Kette mit dem Halsband ab, dann ließ er ihn Purzelbäume schlagen. Peterl machte einen nach dem andern, unermüdlich. Dann mußte er auf einer Leiter hinaufkriechen, dann mit einem kleinen Stäbchen zwischen Schultern und Vorderpfoten auf den Hinterbeinen gehen, endlich als todt hinsinken, nachdem der Gärtnerbursch mit einer Kapselpistole geknallt hatte.

Der Komödiant hockte auf der Erde nieder und streichelte ihn und nannte ihn einen artigen, kleinen Hund.

„So einen könnt' ich brauchen" — meinte er nachdenklich.

In dem Augenblick kam der Knecht, der dem aufmerksamen Wächter ebenfalls nicht gewogen war. „Du, Tondo! der Komödiant sagt, er könnte so einen Hund brauchen. Schad', daß er nicht uns gehört — sonst könnten wir ihn ihm verkaufen," bemerkte der zweite Gärtnerbursch.

„Na, was das anbelangt," erwiderte der Knecht — „das ließe sich vielleicht noch machen; der Köter wär' nicht der erste Hund, der sich verlaufen hätte."

Dann folgte eine lange Conferenz, die damit endigte, daß die drei Verschworenen Peterl dem Komödianten für einen Gulden auszuliefern versprachen in der Nacht, die auf die letzte Vorstellung in der Nachbarschaft folgen würde.

Drei Tage tönte noch die jämmerliche Leierkastenmusik durch die staubige, dumpfe Luft, — dann eines Nachts kam der ältere der beiden Komödiantenbuben, Karlik mit Namen, über den Zaun gekrochen. Ehe Peterl sich dessen versah, hatte ihm der Junge das Maul zugebunden, dann einem der Burschen

den vereinbarten Gulden eingehändigt und war mit Peterl fort auf die Straße hinaus, wo im Morgengrauen undeutlich groß und formlos eine Art Haus auf vier Rädern stand.

Eine Todesangst überkam Peterl bei dem Gedanken, daß er dieselben Qualen erleiden solle wie bei seiner ersten Reise; doch stellte er mit Vergnügen fest, daß vor dieses Wanderhaus ein einfacher, freilich sehr elender Gaul gespannt war, anstatt des feuerspeienden Ungethüms auf der Eisenbahn — daß es im Uebrigen nur ein Haus anstatt einer ganzen Reihe von Häusern war und in Folge dessen auf jeden Fall harmloserer Natur sein mußte.

Er hatte harte Zeiten durchgemacht und hoffte, es würde ihm endlich besser gehen. Und Anfangs gestaltete sich auch Alles ganz leidlich.

Der Raum in dem Wagen war, wenn auch mit allerhand unheimlichen Geräthen verstellt, doch ziemlich freundlich. Durch zwei winzige Fenster drang Licht — der kleine Komödiantenbub, welcher in einem verschossenen gelben Tricot auf der Erde saß, streckte ihm seine nackten Aermchen entgegen und fing an, ihn zu herzen, und ein noch junges Weib, das einen Säugling an der Brust hielt, legte diesen in eine Kiste, um dem neuen Ankömmling ein Schüsselchen mit Milch vorzusetzen. — In einer Ecke hockte der Schwiegervater, das Haupt der Komödianten, und leimte an einem Paar zerrissener Schuhe, während der Kupferfarbige draußen saß und den mageren Gaul kutschirte.

Mit winselnden Rädern setzte sich der Karren in Bewegung.

Bei der nächsten Raststation wurde Peterl von dem kupferfarbigen Komödianten auf seine Talente geprüft. Anfänglich ließ der Künstler ihn nur sein bereits einstudirtes Repertoire produciren. Das ging noch. Peterl fühlte sich zwar von dem Gerüttel in dem Thespiskarren herzlich müde und hungrig, und es war ihm deshalb nicht sehr nach Purzelbaumschlagen und auf zwei Beinen Spazierengehen zu Muthe. Aber er hatte so Manches hinnehmen gelernt in seinem kurzen Leben, und fügte sich in Folge dessen der ihm auferlegten Zwangsarbeit ziemlich gutwillig, in der heimlichen Hoffnung, sein letztes Kunststück mit einem guten Mittagessen belohnt zu sehen. Aber darin hatte er sich geirrt. Kaum war er mit seinen einstudirten Leistungen fertig, so begann der Komödiant mit dem Versuch, ihm neue Kunststücke beizubringen.

Auch dabei zeigte sich Peterl geduldig und sogar anstellig. Er dachte beständig an seinen alten Freund, den dicken Kutscher, und hatte es ordentlich darauf abgesehen, diesem freundlichen Lehrmeister Ehre zu machen. Als der Komödiant ihm aber einen alten großgeblümten Kattunrock umband, einen verknüllten Kinderhut auf den Kopf setzte und ihn aufforderte, in diesem Aufzug, einen Sonnenschirm unter der Vorderpfote, spazieren zu gehen, gerieth er ganz außer sich. Gutgezogener Hund, der er im Grunde trotz seiner abwärts führenden Lebensschicksale immer noch war, faßte er diese Maskerade als eine Entwürdigung auf und wollte sich dieselbe durchaus nicht gefallen

lassen. Er riß sich den Rock mit den Zähnen vom Leibe und bohrte den mit dem Hut geschmückten Kopf in die Erde.

Der Komödiant schien auf diesen Widerstand gefaßt gewesen zu sein und hatte die Mittel in der Hand, ihn zu brechen. Es regnete Prügel- und Hungerstrafen. Zwei Tage bekam Peterl auch nicht einen Bissen zu essen — bis er sich endlich in seine Degradation fügte, um eine Woche, nachdem er die Gärtnerei verlassen hatte, gravitätisch in seinem Madame Batavia-Costüm vor das Publicum zu treten.

Es war auf dem leeren Marktplatz eines mitten im Walde gelegenen Dorfes, wo die Vorstellung stattfand.

In der Mitte des Platzes ragte zwischen vier hohen alten Linden eine Mariensäule empor, rings um den Platz herum erhoben sich Bauernhütten mit dickem, grünem Moos auf den alten Strohdächern und mit vorspringenden, auf zwei Säulen ruhenden Holzgiebeln über grell weiß getünchten Wänden.

Es war Abend. Der Platz war mit bunten Papierlämpchen abgesteckt. Ringsum drängte sich Jung und Alt, Alles, was in dem verlassenen Dorf neugierig und schaulustig war. Auf die Production Peterl's folgte ein wahrer Beifallssturm. Aber das machte Peterl kein Vergnügen. Er hörte nicht auf, sich zu schämen.

Die Komödiantenmutter drehte den Leierkasten unermüdlich, das kleine Kind schrie. Der ältere Komödiantenbub ging mit schlecht verhehlter Angst und ganz kleinen Schritten auf einem gespannten Seil spazieren, der Komödiantenpräses hob mit einer Gebärde, welche Kraftanstrengung darstellen sollte, Zweihundert Kilogewichte, die natürlich nur eine pappendeckelne Täuschung waren, in die Höhe und spielte mit seinem jüngsten Buben Fangball. Und der Schwiegervater sang Lieder zur Guitarre. — Dann kam noch das Geklingel der Kreuzer in dem Klingelbeutel, den Honzik, der kleine Bub, herumtrug, — dann wurden die Lämpchen ausgelöscht, und der Leierkasten verstummte. Der Komödiant saß mit seiner Gattin neben einer der vier Linden, welche die Muttergottessäule umstanden, bei einem Feuerchen, auf dem ein Topf mit Kartoffeln dampfte, und überzählte die Einnahme, und Peterl hatte sich neben Honzik zusammengekauert, der sein besonderer Freund war. Honzik liebte nämlich den Peterl, und Peterl ließ sich lieben. Außerdem hatte er Mitleid mit dem armen kleinen Wicht, dessen Vater Fangball mit ihm spielte, um ein paar Kreuzer zu verdienen. Und dann auch erinnerten ihn die weichen Hände des Knaben an Liesel.

Während der kleine Komödiant ihn streichelte, lag er, an seinem ganzen, abgemagerten Körper zitternd, sonst aber, regungslos da. Und als man ihm sein Abendbrot anbot, ließ er es unberührt stehen.

Es war eine wunderschöne Nacht, und die kleine Truppe campirte im Freien. Es war Alles still — still — todtenstill. Nur ab und zu tönte das Horn des Nachtwächters gedehnt und traurig in das feierliche Schweigen. Und in den Lindenkronen rauschte es schlaftrunken. Aus dem schwarzblauen Himmel blinkten zahllose Sterne, über dem Gezack der Fichtenwälder, die man hinter den Hütten des Dörfchens aufragen sah. Der Rasen unter den

Linden war frisch und feucht, ein unbeschreiblich süßer Duft von Quendel und anderen Kräutern würzte die Luft, der häßliche Vorstadtdunst war weit. Eine verschleierte Helligkeit war über das ganze Dorf gebreitet.

Plötzlich zeigte sich im Osten über den Wäldern ein rother Schimmer. Peterl sprang auf, — er fragte sich, ob das Feuer sei. Aber nein, es war nur der Vollmond, der aufging. Erst ganz groß röthlich und matt schimmernd, aber je höher er den Himmel hinan stieg, um so kleiner wurde er und um so heller sein Licht. Es glänzte sanft auf dem smaragdgrünen Moos der alten Strohdächer, es ruhte perlenweiß auf den Mauern, aus denen die kleinen Fenster blinkten.

Immer höher stieg der Mond, und je höher er stieg, um so tiefer schwieg die Erde — immer stiller wurde es — so still, daß man die Bäume athmen hörte.

Es war zu schön — es erinnerte Peterl an die Heimath, und Alles, was ihn an die Heimath erinnerte, that ihm unsäglich weh. Eine Weile trachtete er seinen Schmerz dadurch zu zerstreuen, daß er energisch in das Gras hineinbiß; aber dann war's ihm plötzlich, als höre er Liesel sagen: „Dummer Peterl! friß doch nicht Gras; wenn du Gras frißt, so wird's regnen!"

Da war's aus mit seiner Selbstbeherrschung; wenn er an Liesel dachte, da hielt keine Selbstbeherrschung mehr — er heulte laut und immer lauter. Der Vollmond wirkte entschieden aufregend auf sein Gemüth.

Die schönen Nächte waren gezählt. Einmal nach einem besonders heißen Tag kam ein Gewitter, es blitzte und donnerte und regnete Stunden lang, und als es aufgehört hatte zu donnern und zu blitzen, war es kalt. Die Hälfte des Laubes lag unter den Bäumen, und ein böser Wind fuhr tobend über die Welt und that, was er konnte, um die Blätter, die noch an den Zweigen hängen geblieben waren, ebenfalls herunterzureißen. Der arme, lahme Gaul konnte den Thespiskarren kaum mehr ziehen — erstens nicht, weil die Räder im Koth stecken blieben, und zweitens, weil die Last, die er zu ziehen hatte, immer schwerer wurde, sintemalen sich die ganze Truppe, von welcher sonst häufig ein Theil zu Fuß gewandert war, jetzt vor den Grausamkeiten des Herbstes im Karren zu bergen trachtete.

Peterl hoffte, es würde wieder besser werden, und es kamen auch noch ein paar hübsche Tage. Aber die Nächte waren jetzt alle kalt. Von Städtchen zu Städtchen, von Dorf zu Dorf wanderte der Karren.

Der Verdienst wurde schlecht, die Kost immer schmäler, die Hiebe wurden schärfer, und Peterl machte seine Kunststücke von einem Mal zum andern widerwilliger und ungeschickter.

Anstatt ihm Beifall zu klatschen, lachte man ihn aus, wenn er sich in seinem geblümten Rock und aufgestülpten Federhut in den Scheunen und Wirthsstuben producirte, in welchen die Komödianten jetzt ihre Vorstellungen geben mußten. Kaum daß er drei Schritte auf den Hinterbeinen gemacht hatte, so fiel er ganz plump auf alle Viere, und weder Püffe noch Schmeichelworte konnten ihn dann bewegen, sich aufzurichten. Seine Glieder waren steif vor Kälte und matt vor Hunger, sie versagten beim Springen und Purzelbaumschlagen.

Er gab sich auch gar keine Mühe mehr, er hatte die Possenreißerei satt, er verlangte nichts Besseres, als dieses traurigen Amtes enthoben zu werden.

Nach und nach wurde es dem Komödiantenvater zu arg, und eines Tages, da er, wie er sich gegen sein Weib äußerte — „nicht einen Sprung aus dem vermaledeiten Köter hatte herausschinden können", meinte die Frau: „Im Winter ist's immer so, die Hunde taugen im Winter zu nichts als zum Fressen!"

„Hm! Du meinst vielleicht zum Gefressenwerden," brummte der alte Schwiegervater, der, neben dem Kartoffelfeuer auf der Erde kauernd, wieder einmal damit beschäftigt war, einen alten Stiefel zu flicken.

„Ja, das meine ich, — wir haben es noch mit allen Hunden so gemacht im Winter, — im Sommer findet sich ja leicht ein Ersatz!"

„Meinst Du?" wiederholte der Alte, indem er mittelst einer Zange den Draht aus der Sohle seines maroden Stiefels herauszerrte. Der Schwiegervater wurde sehr nachdenklich. „Um den Hund ist's mir leid, er hat so gute Augen, und er war verflucht klug, solange er genug zu fressen bekam. So einen anstelligen Köter haben wir noch gar nicht gehabt! — Und hübsch fing er an zu werden, seitdem ihm die Haare gewachsen sind," rief der zottige, kupferfarbige Komödiant, der früher Chorist gewesen war. „Mir möcht' der Bissen nicht schmecken . . ."

„Na, wenn Du nicht willst, so verkauf ihn," entschied der Schwiegervater; „ernähren werd' ich ihn nicht länger!"

Nun erfolgte ein heftiger Streit zwischen dem zottigen Komödianten und dem Schwiegervater, wobei der Zottige natürlich den Kürzeren zog, wie es auf dieser Erde dem Gutmüthigen immer geschieht.

Den nächsten Morgen lief der ehemalige Chorist mit Peterl von einem Bauern zum andern, Peterl als vorzüglichen Wachhund rühmend. Aber Niemand wollte sich für die kalte Jahreszeit mit einem neuen Kostgänger belasten; so kam denn der arme Rothbart, wie der Komödiant gewöhnlich genannt wurde, unverrichteter Dinge und sehr niedergeschlagen wieder heim.

Der Schwiegervater bestand auf seinem Willen, und als der Rothbart anfing, über das seinem Liebling bevorstehende Schicksal zu weinen, da höhnten ihn die Anderen, worauf er fürchterlich zu fluchen und zu schimpfen begann, dann aber ins Wirthshaus lief, um sich einen Rausch anzutrinken. Das war seine Art, sich wieder ein wenig Courage zum Leben zu machen, wenn sie ihm ausgegangen war.

Die Komödiantenfrau holte einen Strick, um Peterl an eines der Räder des Thespiskarrens anzubinden. Zweimal versuchte er zu entwischen, aber vergebens — er wurde eingefangen und festgemacht. Der kleine Honzik aber umarmte Peterl heimlich tausendmal und weinte dicke Thränen auf sein schmutziges gelbes Tricot hinab.

~~~~~~~~~~

In Monplaisir hatte sich indes Manches geändert, — besser geworden war nichts.
~~~~~~~~~~

Es lag eine schwere Wolke über dem freundlichen Waldschlößchen, eine Wolke, die weder Regen spendete noch Blitze schleuderte, sondern nur den Sonnenstrahlen den Weg versperrte und einen drückenden Schatten über die Erde warf — einen von den kalten, schwarzen Schatten, in denen nichts gedeiht als Mißmuth, Zwietracht und ähnliche, zu gänzlichem Lebensüberdruß beitragende Zustände.

Der Hofmeister war fort, seine lustigen, wenn auch etwas nichtsnutzigen Schüler waren in eine Schule geschickt worden, und zwar nach Wien ins Theresianum, und Liesel war wie ausgetauscht. Die Stiefmama konnte sich die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war, nicht erklären.

Sie bemühte sich, das kleine, festverschlossene Herz des Kindes aufzuschließen, aber von allen Schlüsseln, mit denen sie's versuchte, paßte keiner.

Liesel war traurig, Liesel zwitscherte nicht mehr von früh bis Abends, und Liesel war auch nicht mehr so folgsam, wie sie's früher gewesen war. Wenn man ihr eine Weisung ertheilte, so zog sie die feinen Brauen zusammen und machte ganz finstere Augen; und wenn sie schließlich doch that, was man von ihr verlangte, so geschah es offenbar widerwillig, und nur aus dem Grunde, daß sie sich zu klein und schwach wußte, um sich zu sträuben. Die Stiefmama behauptete, das Kind sei eigensinnig und habe einen schlechten Charakter, und der Papa sah traurig aus, zuckte die Achseln, küßte Liesel und wußte sich nicht zu helfen. — Einmal, als er sie so recht zärtlich auf den Knieen geschaukelt und ihr zugeredet hatte, ihm ihren Kummer zu gestehen, da hatte sie ihm laut schluchzend mitgetheilt, daß sie sich — nach Peterl sehne. Warum war man so grausam gewesen gegen Peterl? — Peterl habe Niemandem auf der Welt etwas gethan, und er hatte so traurig ausgesehen in der Kiste, in der man ihn fortgeführt hatte auf die Bahn. Sie konnte seine armen, verängstigten Augen nicht vergessen!

Und sie schluchzte und schluchzte, wie nur vierjährige Kinder schluchzen können, die mehr Schmerz in ihrem kleinen Herzen fühlen, als ihr kleiner Kopf fassen kann.

Sie glaubte wirklich, daß sie sich nur nach dem Hund sehne. Aber es war nicht nur der Hund, — es war Wärme, Zärtlichkeit — Heiterkeit — Zerstreuung — kurz, alle guten Geister, die Monplaisir unter dem unvernünftigen Einfluß einer Frau verlassen hatten, der jegliches Verständniß für ihre neue Umgebung fehlte.

Der Papa begriff Liesel's Schmerz besser als sie selbst. Er beruhigte und liebkoste sie, erzählte ihr, daß er Peterl schreiben und daß sich Peterl gewiß beeilen würde, zu antworten, — und was dergleichen zärtlicher Unsinn mehr ist, — bis sie wieder ganz lustig geworden war. Da, während er sie noch auf den Knieen hielt, öffnete sich die Thür, und die Stiefmama steckte den Kopf herein.

Liesel, die ihr Gesichtchen an Papas Brust gedrückt hielt, sah die Mama nicht — der Mann aber sah sie und erschrak über die schreckliche Eifersucht, die er aus ihren Augen herauslas.

Liesel war von ihren drei Stiefkindern der Liebling der jungen Frau gewesen; sie hatte sich bemüht um die Gunst der Kleinen, wie sie's eben ver-

stand, und wenn der Trotz, mit dem das Kind ihren gutgemeinten Freundlichkeiten begegnete, sie auch geärgert und sogar veranlaßt hatte, das Kind falsch zu beurtheilen, so war doch die Neigung zu dem verführerischen Geschöpfchen dieselbe geblieben.

Aber die überströmende Zärtlichkeit, welche ihr Gatte dem Kinde zuwendete, zeigte ihr's zum ersten Mal so recht grell und deutlich, was sie in ihrer Ehe entbehrte.

Warum hatte er nie so herzlich zu ihr gesprochen, warum sie nie — nein, nicht ein einziges Mal, selbst während der ersten Flitterwochenzeit, so zart und liebkosend berührt, wie er das Kind berührte? Er war nie zärtlich mit ihr — ritterlich, höflich, aufmerksam, geduldig — aber zärtlich nie.

Er liebte sie nicht — das sah sie deutlich.

Ach, wenn er nur einmal zu ihr gesprochen hätte mit der Stimme, mit der er zu Liesel sprach, wenn er sie nur einmal berührt hätte mit der Zartheit, mit der er Liesel über das braune Krausköpfchen gefahren war!

Aber nein — nie . . . nie . . . und als sie sich darüber ganz klar geworden, zog der Haß in ihr Herz ein, ein großer, grausamer Haß gegen das schwache, unschuldige Kind, das ihr Mann mehr liebte als sie, seine Gattin! — Und sie wurde geradezu spitzfindig darin, stärkende Nahrungsmittel für ihren Haß aufzustöbern.

„Er liebt das Kind, weil es seiner Mutter ähnlich sieht,“ sagte sie sich. „Jeder Kuß, den er dem Kinde gibt, gilt seiner verstorbenen Frau.“

O, wie das weh that!

Sie wollte ihm nichts davon sagen, natürlich nicht — kein einziges Wort, dazu war sie viel zu stolz. Aber anläßlich irgend einer Kleinigkeit verlor sie ihre Selbstbeherrschung, und sie sagte ihm nicht nur ein Wort, sondern viele Worte — die bittersten, giftigsten, die sie finden konnte.

In der nächsten Stunde hätte sie alle zurücknehmen wollen, aber es war nicht mehr möglich. Nichts ist schwerer zurückzunehmen als ein gesprochenes Wort!

Herr von Feldeck ging noch öfter auf die Jagd als früher. Die Jahreszeit bot ihm jetzt reichlich Gelegenheit dazu. Manchesmal stellte er Betrachtungen an über sein verpfuschtes Leben; aber es energisch zurechtzurücken, dazu fehlten ihm einerseits die Roheit und die Kraft, andererseits der Tact und die Ausdauer.

Sich fürderhin viel mit Liesel abzugeben, war unter den Umständen und bei seiner chronischen Angst, Scenen heraufzubeschwören, nicht seine Sache. Auch fürchtete er, jegliche Aufmerksamkeit, die er dem Kinde bewies, würde die Stiefmutter noch mehr gegen dasselbe reizen. Und das war auch der Fall. Frau von Feldeck fand jeden Augenblick etwas an Liesel zu rügen. Das Kind war störrisch, unfolgsam; Frau von Feldeck behauptete, die alte Kinderfrau sei nicht streng genug und ließe ihm Alles durchgehen, da müsse es verdorben werden. Sie sagte das so lange, bis der Mann ihr gestattete, der alten Kinderfrau zu kündigen. Die arme, gute Frau Streubel verließ Monplaisir und an ihre Stelle trat eine Kindergärtnerin, die sich in Liesel's kleines

Wesen ebenso wenig wie die Stiefmutter hineinverstand, und die ihren Tag damit verbrachte, entweder das vierjährige Kind durch gelehrte Spiele zu unterrichten oder ihre eigene Weisheit durch das Studiren schwieriger Bücher zu vermehren. Denn sie war eine ehrgeizige Person und bereitete sich heimlich für das höhere Lehrerinnen-Examen vor.

Während sie tief in ihre Lectüre vergraben dasaß oder auch, ein aufgeschlagenes Buch in den Händen, halblaut vor sich hin murmelnd auf und ab ging, sollte Liesel allein mit ihren Puppen spielen. Es gehörte zu den Erziehungsprincipien der Kindergärtnerin, daß das Kind lernen solle, sich selbst zu beschäftigen.

Wie die meisten Menschen schmiedete sie ihre Principien ihrer Bequemlichkeit auf den Leib, aber Liesel war damit nicht einverstanden. Sie war eine gesellige, mittheilsame kleine Natur, und sich allein zu beschäftigen, paßte ihr wenig. So saß sie oft halbe Stunden lang ganz still mitten zwischen ihrem Spielzeug da, die Beinchen vor sich gestreckt, und aus ihren großen, schönen Augen war es herauszulesen, daß sie über allerhand brütete, was sie nichts anging. Dann wurde sie von ihrer Erzieherin, denn diesen Titel hatte sich die Kindergärtnerin beigelegt, wegen ihrer Unthätigkeit zurechtgewiesen und gescholten. Sie wurde so viel ausgescholten, daß sie sich schon gar nichts mehr daraus machte, ebenso wie Menschen, neben denen man alle Tage Kanonen löst, es nicht mehr merken, sondern ruhig über dieses Geräusch hinüber schlafen.

Aber in ihrem Herzen war eine beständige aufrührerische Bitterkeit, die sich mit namenloser Langeweile paarte, und was aus dieser Verbindung für böse Dinge entstehen, weiß Jeder, der einen solchen Zustand eine Weile mit angesehen hat.

Liesel, die herzige, gutmüthige Liesel wurde jetzt wirklich eigensinnig, unfolgsam und rachsüchtig. Wo sie konnte, spielte sie der gelehrten Kindergärtnerin einen Streich. Einmal schnitt sie ihr mit einer Schere ein Kleid entzwei, ein zweites Mal schüttete sie das Tintenfaß über einen acht Seiten langen Brief aus, welchen die Lehrerin kurz zuvor mit großer Mühe und der Hülfe von zwei Wörterbüchern und einem Conversationslexikon verfaßt hatte. Für das massacrirte Kleid wurde Liesel mit der Ruthe gezüchtigt, für den verdorbenen Brief aber von der Kindergärtnerin in einen großen Kleiderschrank eingesperrt. Aus der Ruthe machte sich Liesel nicht viel, aber das stundenlange Eingesperrtsein war ihr schrecklich.

Wenn ihr Papa zu Hause gewesen wäre, so hätte er wohl trotz seiner bodenlosen Passivität gegen diese Strafe Einspruch erhoben. Aber der Papa war nicht zu Hause, er war fast nie mehr zu Hause.

Wie man die Kleine aus dem Kleiderschrank entließ, stellte es sich heraus, daß sie verschiedentliche der Kleider als Taschentuch benutzt hatte. Da wurde sie wieder geprügelt, und so kam sie aus dem Gestraftwerden gar nicht mehr heraus.

Natürlich verdiente sie Schläge, aber die Kindergärtnerin verdiente gerade doppelt so viel.

Die Stiefmama war anderer Meinung. Sie belobte die Lehrerin vor dem kleinen Mädchen, sagte ihr das Anerkennendste in Betreff ihrer strengen Erziehungsgrundsätze.

Das brachte Liesel ganz außer sich, und in ihrem kleinen Kopfe heckte sie schließlich einen ganz furchtbaren Plan aus. Sie wollte fliehen — vom Hause fort, von der Stiefmutter fort, zu ihrer alten Kinderfrau, der Frau Streubel. Man hatte ihr gesagt, sie wohne hinter dem Wald, der sich an den Park schloß, und sie wollte quer durch den Wald bis zu ihr. Sie war so fest davon überzeugt, sie wieder zu finden, wie es manche Leute sind, den vor ihnen Gestorbenen im Paradiese zu begegnen.

Arme kleine Liesel! Jedesmal, wenn sie an die Ausführung ihres Vorhabens schreiten wollte, klopfte ihr doch das Herz ganz fürchterlich. Einmal, da sie unbewacht war, machte sie zwei Schritte aus dem Haus heraus, und ein anderes Mal fünf und ein drittes Mal zehn, aber jedes Mal kehrte sie um. Das erste Mal hatte sie sich erinnert, daß sie Apfelkuchen zu Mittag bekommen würde, das zweite Mal lief ein Hund vorbei, vor dem sie sich fürchtete, das dritte Mal hatte es angefangen zu regnen.

Da verzichtete sie vorläufig auf ihren Vorsatz, aber sie gab ihn nicht auf. Und jedesmal, wenn sie von Neuem an die Ausführung ging, machte sie ein paar Schritte mehr.

Und an einem schönen Octobertag, als die sich durch die feuchte Luft schrägenden Sonnenstrahlen wie Gold auf den abgefallenen Blättern schimmerten, die unter den Bäumen die Parkwiesen bedeckten, — da war Liesel verschwunden.

Die Kindergärtnerin erschrak Anfangs gar nicht, sie ärgerte sich nur; sie war überzeugt, daß Liesel ihr irgend einen Schabernack gespielt und sich versteckt hatte. Sie meldete es auch Niemandem, daß sie „den boshaften Balg", wie sie sich ausdrückte, nicht finden konnte, — sie sagte sich einfach: wenn das kleine Ding Hunger hat, wird es schon zum Vorschein kommen. Und so fuhr sie denn fort, nachdenklich vor einem mit glattem, weißem Papier bespannten Reißbrett zu sitzen und, mit einem Zirkel bewaffnet, tiefsinnige geometrische Probleme auszurechnen.

Aber als die Stunde zum Mittagessen schlug, und Liesel noch nicht wieder erschienen war, wurde die Kindergärtnerin unruhig. Sie fing an, nach Liesel zu fragen, sie fing an, Liesel zu rufen — sie strich durch die Parkwege wie von Sinnen und rief immer wieder: „Liesel, Liesel," aber Niemand antwortete ihr.

Endlich mußte sie sich entschließen, es der Stiefmama mitzutheilen, daß Liesel verschwunden sei. Die Stiefmama gerieth außer sich vor Schrecken. Sie lief mit der Kindergärtnerin um die Wette im Park herum, hin und her, rief „Liesel — Liesel" — aber vergeblich. Das Dienstpersonal wurde alarmirt, Boten wurden nach allen Richtungen ausgesandt in die Förstereien — Förster und Heger rückten aus . . . umsonst! — Liesel's Vater war nicht zu Hause — aber was würde er sagen, wenn er bei seiner Rückkehr das Kind nicht fände.

Die arme Stiefmutter wußte es nicht mehr, daß sie eifersüchtig auf das Kind gewesen war — sie erinnerte sich nur noch, daß sie sich oft lieblos gegen dasselbe gezeigt hatte, und jede Fiber in ihr brannte vor Schmerz, wenn sie eines herben Wortes oder gar eines Schlages gedachte, mit dem sie Liesel gezüchtigt.

Sie sah sie vor sich, mit den großen, klugen, schelmischen, braunen Augen, mit dem herzigen Mund, der auf so viele verschiedene Arten zu lächeln verstand, — sie sah die kleinen, weichen Hände mit den Grübchen hinter den Fingerwurzeln; immer wieder war's ihr, als müsse sich die Thür öffnen und ein kleines Figürchen mit schlanken, schwarzen Beinchen müsse hereintrippeln und sich vor sie hinstellen, trotzig und schelmisch zugleich, und ihr zurufen: „Da bin ich — straf mich!"

Aber sie wollte nicht mehr strafen, — gut machen wollte sie, was sie an dem Kind verbrochen, sterben wollte sie, wenn sie mit ihrem Leben das des Kindes erkaufen könnte. Noch immer lief sie die Parkwege entlang — hierhin — dorthin . . . die Dämmerung fiel, sie stieß gegen einen Stamm, — immer dichter fiel die Dämmerung . . . Und jetzt war es noch ärger, — sie konnte nicht mehr laufen. Stillstehen mußte sie vor dem Schloß — warten — warten — auf was?

Und mit einem Mal dachte sie an Peterl! . . Wenn der arme kleine Köter da wäre, der hätte das Kind gefunden, wo es auch sein mochte. Ja, warum hatte sie damals den Hund weggeschickt? . . . Ihr Bruder hatte sie gewarnt, — sie war besorgt gewesen . . . die Wissenschaft . . . ach, ein gräßlicher, ungerechter Zorn gegen die Wissenschaft entbrannte in ihr — auf diese Art Wissenschaft, die uns beständig neue, weitentlegene Gefahren vor die Augen führt und uns dadurch vergessen läßt, an die nächstliegenden zu denken. — Ob der Verkehr mit dem armen, treuen Hund dem Kind schädlich hätte werden können, war fraglich; aber daß es schädlich war, das Kind unbeaufsichtigt zu lassen, das war sicher.

Wie sie sich nach dem Kinde sehnte, wie sie das Kind liebte! — und wie sie sich haßte!

Da stand sie vor dem Schloß, horchte — horchte. Wenn sie irgend einen Schritt hörte, fuhr sie zusammen und schrie: „Wißt ihr etwas, — habt ihr sie?"

Aber Niemand wußte etwas, — und es wurde finster, und man hatte sie noch immer nicht.

Die uralten Linden von Monplaisir zeichneten sich schwer und dunkel ab gegen den blassen Himmel, an dem die Sterne glänzten, die Luft war feucht und kalt. Ein Schauer lief durch die Bäume, die Blätter raschelten auf den Rasen nieder, und immer noch horchte sie . . . nichts . . . nichts . . . nein, aber dort in der Ferne Räderrollen . . . ein Wagen, der näher, immer näher kommt . . . der Wagen, der Liesel's Vater nach Hause bringt.

~~~~~~~~

In Peterl's Schicksal war indessen eine Wendung eingetreten.

In der Nacht, welche dem Tage von Liesel's Flucht aus Monplaisir voranging, schlich sich, während die anderen Komödianten fest in dem Thespis-
~~~~~~~~

karren schliefen, der kleine Honzik hinaus und leise bis zu Peterl heran, der, an seinem Rad angebunden, vergeblich den Strick, der ihn festhielt, durchzubeißen trachtete. Honzik kniete neben ihm nieder, schlang seine mageren Arme ein letztes Mal um den Hals des Hundes, küßte ihn und schnitt dann mit einem Messer, das er zu dem Zweck mitgebracht hatte, den Strick entzwei. Er hatte einige Mühe, denn das Messer war stumpf, und der Strick war fest, wie aus Draht zusammengeflochten. Aber endlich war er fertig. Da flüsterte er dem Hund zu „s pánem Bohem!“ und versetzte ihm einen aufmunternden, zärtlichen Schlag auf den Rücken.

Peterl verstand. Er wackelte dankbar mit den Ohren, schoß wie ein Pfeil in die Nacht hinaus, raste aber gleich darauf, einen weiten Bogen beschreibend, wieder zurück, leckte dem weinenden Knaben das abgemagerte Gesichtchen und Hände, dann ein leises Geräusch in dem Karren vernehmend, fuhr er zusammen und lief nun, was er laufen konnte.

Der kleine Komödiant schlich sich indessen in den Karren zurück. Das Thürchen knarrte, während er sich hindurchzuschieben trachtete. Seine Mutter wachte auf. „Was hast Du draußen gemacht?“ fragte sie.

„Der Hund war unruhig, ich dachte, er würde sich losreißen wollen,“ sagte er; „da hab' ich ihn fester angebunden.“

Dann verkroch er sich in seinen Winkel, faltete die kleinen Hände und ließ den Kopf auf seine Brust fallen.

Morgen würde doch herauskommen, was er gethan, und da würde es Prügel setzen. Das war Nebensache, — die Prügel war er gewöhnt. Aber ... aber — er hatte seinen besten Freund verloren! — Bei dem Gedanken wurde sein Herz schwer.

Indes flog Peterl über die Stoppeln und das frisch geackerte Feld dahin. Erst als er eine ganze Weile weit gelaufen sein mochte, und sich in einem dunklen Wald geborgen sah, hielt er inne.

Er bedachte, was zu thun sei. Vor Allem wollte er nach Haus. Was dann mit ihm geschehen würde, war ihm gleichgültig; wenn sie ihn todtschlagen wollten, — nun so sollten sie. Er war ganz munter, trotzdem er diese Möglichkeit ins Auge faßte. Das Gefühl seiner Befreiung war ihm in alle Glieder gefahren. Zugleich aber fing ihn an zu hungern. Er lief an den Rand des Waldes, wo sich ein mit Binsen durchwachsener Graben hinzog, und nahm ein paar Schluck Wasser zu sich, dann begab er sich auf die Jagd und verspeiste seine Beute, ein junges, graues Kaninchen, mit großem Behagen. Ach, wie ihn das an Monplaisir erinnerte. Seit er von dort hatte fort müssen, hatte er ja seinem Lieblingssport, der Kaninchenjagd, nie mehr fröhnen können. Hierauf, ohne sich aus dem Schatten des Waldes heraus zu wagen, überlegte er, welche Richtung er einschlagen sollte. — Zwischen den alten Kieferstämmen sah er hinaus über die weite Ebene, auf der die Dämmerung ruhte. Sie wurde durchsichtiger, immer durchsichtiger. Die Luft machte fast den Eindruck von getrübtem Wasser, das sich langsam klärt. Dann schimmerte es rosa über die Wolken am östlichen Horizont. Peterl wußte natürlich nicht, daß es der

östliche Horizont war, — aber er wußte es ganz genau, daß jetzt die Sonne aufgehen würde.

Ein rosiger Schein schwebte über der Erde, wie ein Lächeln seliger Erwartung. Dann flimmernd und leuchtend breiteten sich die Sonnenstrahlen über die Welt; behaglich breit streckten sie sich über dem thaufrischen Boden, bis sie sich endlich verloren in der allgemeinen Helligkeit.

Es war Alles sehr schön, und es flößte Peterl Muth ein — er war sehr unglücklich. Er wollte ja sterben, aber nicht, ehe er die Heimath wiedergesehen hatte und Liesel!

So lief er denn vorwärts, was Zeug hielt, in der Hoffnung, vielleicht durch Zufall auf bekannte Gegenden zu stoßen — als er einen Schuß hörte. Zugleich empfand er einen brennenden Schmerz im rechten Hinterbein.

Nun war's ihm, als ob es überhaupt mit Allem aus sei . . . Da kam ihm plötzlich ein sonderbarer Gedanke! War's nicht der ihm wohlbekannte Heger aus Monplaisir, der ihm den Schrot nachgejagt hatte? . . . Sein alter Feind — derselbe, der sich immer mit dem Kutscher in den Haaren gelegen hatte. Zwischen den halb entblätterten Zweigen eines wilden Rosenbusches, unter die sich der zu Tode geängstigte Peterl hinein geduckt hatte, blickte er dem Schützen nach. Kein Zweifel darüber . . . Der Heger war's! . . .

Nun wußte er, was er zu thun habe, um den Weg zurück zu finden nach seinem geliebten Monplaisir!

Er fing an, zu schnuppern . . . Ja, das war's . . . der Geruch — genau der Geruch des Hegers, dem brauchte er nur zu folgen, um sein Ziel zu erreichen.

So machte er sich denn von Neuem auf die Beine.

Der Wunsch nach dem Tode war ihm vorläufig vergangen. Wie viele lebensmüde Persönlichkeiten hatte er aufgehört, sich nach dem Tode zu sehnen, in dem Augenblick, in dem ihm die Todesmöglichkeit nahe gerückt war!

Seine Wunde brannte ihn schmerzlich. Er lief öfters auf drei Beinen als auf einem — aber vom Fleck kam er doch, wenn auch, in Folge der vielen Ruhepausen, die er machen mußte, recht langsam!

Die Nacht war längst hereingebrochen, als er etwas sich weithin breitendes, verwischt Schwärzliches zwischen den helleren Feldern sich hindehnen sah, das theilweise von einer weißen Mauer eingefaßt war. Das war der Park von Monplaisir!

Er sprang auf vor Freude und bellte schrill auf . . .

Dann aber schüttelte er nachdenklich mit seinem kleinen Kopf. Eine schmerzliche Schüchternheit und Beschämung kroch über sein müdes und hungriges Körperchen, da er der Grausamkeit gedachte, mit welcher er vor wenigen Monaten aus dem Schloß hinausgewiesen worden war.

In Folge dessen gab er den Gedanken, bis in den Hof zu laufen und an der Stallthüre zu kratzen, auf. — So gern ihn die im Stall mochten, wußte er doch, daß sie ihn einfach für die Nacht versteckt, dann aber weggeschickt hätten, ehe er Liesel's ansichtig geworden war.

Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als irgendwo im Park zu übernachten, damit er dann bei Tag ein Momentchen abwarten könne, wo sie vorüber ging.

Da er wußte, daß um diese Zeit das Parkthor immer verschlossen war, so spähte er nach dem Loch in der Mauer, durch welches er sonst zu schlüpfen pflegte, wenn er leider manchmal heimlich einen lustigen Spaziergang durch die umliegenden Felder und Wälder unternahm.

Da merkte er zu seinem großen Erstaunen, daß das Thor weit offen stand. Ungestört trippelte er hindurch.

Ach, es war doch ein schönes Gefühl, den Boden seiner Heimath von Neuem zu betreten! Er erkannte dort einen Baum, da einen Busch! Unbeholfen in Folge seiner Wunde, aber toll vor Freude, fing er an, über die Grasplätze zu rasen und die trockenen Blätter aufzuwirbeln . . .

Plötzlich hörte er angstvoll und schrill den Namen „Liesel“ schreien — „Liesel — Liesel!“

Nicht nur eine . . . verschiedene Stimmen riefen ihn.

Ein hoher, dunkler Mann, den Peterl sofort als Liesel's Vater erkannte, kam mit großen Schritten aus der Richtung des Waldes. Ein Anderer trat ihm entgegen. Sie sprachen aufgeregt mit einander, und ihre Stimmen, besonders die des Vaters, klangen so heiser und traurig, daß es Peterl durch Mark und Bein ging.

Mitten im Gespräch sah der Gutsherr sich um — horchte offenbar, schrie noch einmal „Liesel — Liesel!“ worauf er von Neuem der Richtung des Waldes zueilte.

Peterl's treues, kleines Hundeherz klopfte zum Zerspringen. — Liesel's Vater hatte ihn zwar recht schlecht behandelt, aber jetzt fühlte er doch Mitleid mit ihm, obzwar er noch nicht begriffen hatte, was sein Unglück ausmachte.

Er lief noch ein Stückchen, um sich zu orientiren — jetzt erblickte er das Schloß.

Trotz der vorgerückten Nachtstunde waren alle Fenster erleuchtet, die Eingangsthüre stand offen, und auf der Terrasse schleppte sich, laut schluchzend, mit versagenden Gliedern, eine Frau auf und ab, die sich die Haare raufte und aus ihrem Schluchzen heraus mit heiserer, schriller, abgemüdeter Stimme „Liesel — Liesel!“ rief.

Es war Liesel's Stiefmutter. — Jetzt hatte er begriffen — Liesel war fort — Liesel war verloren gegangen — und man suchte sie.

Da bemächtigte sich seiner ein einziger, Alles bezwingender Gedanke: Wenn einer auf der Welt sie findet, so bin ich's. — Und die Nase an der Erde, suchte er ihre Spur.

Als er bereits im eifrigsten Suchen war, raschelten ein paar Tropfen durch die Herbstblätter. — Dichter und dichter fielen sie. — Jetzt regnete es in Strömen.

Peterl schüttelte sich — der Regen erschwerte Alles — auch die Auffindung der Spur.

Nichtsdestoweniger schnupperte er und schnupperte ... er riß die Blätter aus einander ... ach, wenn er sie nur finden hätte können ... Liesel ... die arme, herzige Liesel!

Im Schloß hatte man sich schließlich der verzweiflungsvollen Ueberzeugung hingegeben, daß sie entweder von Zigeunern gestohlen oder in einem der tiefen Waldteiche ertrunken sei.

Sie war weder von Zigeunern gestohlen worden noch in einem Teich ertrunken, sie hatte sich nur verirrt. Armes, herziges, kleines Liesel!

Warum war sie davongelaufen, warum war sie unfolgsam gewesen! Ach, alles auf der Welt war besser — selbst die ungerechten Strafen der Kindergärtnerin waren besser als dieses Alleinsein in dem schaurigen, dunkelnden Wald! — — —

Es war ein so schöner Tag gewesen, und die Sonnenstrahlen hatten ihr gewinkt, und die ganze Erde hatte einladend geduftet, — und der Gedanke an die gute, alte Kinderfrau, die sie gewiß auf den Schoß nehmen und bedauern und mit süßen Kuchen füttern würde, war zu verlockend gewesen. — Eine kleine Beklommenheit hatte sie allerdings zu überwinden gehabt, da sie sich vom Schloß wegschlich. Aber damit war sie bald fertig geworden. Zur Gesellschaft hatte sie eine Puppe mitgenommen auf den Weg und war Anfangs recht flink über Stock und Stein mit ihren zierlichen, in schwarzen Strümpfen steckenden Beinchen hingehüpft. Es war warm, der Sonnenschein durchdrang ihren zarten Körper, wie er eine Blume durchdringt. Sie freute sich des Lebens, sie lachte und klatschte in die Hände.

Sie hörte den Förster vorbeikommen. Da duckte sie sich in das Farnkraut hinein, das bereits angefangen hatte zu welken, damit er sie nicht sehen sollte. Sein Hund schnupperte nach ihr hin. Der Förster, welcher ihm die Absicht zumuthete, einen Hasen aufscheuchen zu wollen, rief ihn zurück, und da er ein wohlerzogener Hund war, ließ er sich abrufen.

Kaum waren der Förster und sein Hund verschwunden, so lief Liesel weiter. Sie hatte gehört, daß Frau Streubel ganz nah wohnte ... knapp hinter dem Wald. — Sie hatte keine Ahnung, daß es quer durch den Wald hindurch weiter sein könne als über eine der Parkwiesen in Monplaisir.

Fröhlich lief sie weiter.

Der Wald wurde jetzt viel dichter, — die Sonnenstrahlen hatten größere Mühe hineinzudringen — aber der mit trockenen Kiefernnadeln bedeckte Boden war noch mit Licht übergossen, und da oder dort hoch oben in einem dunklen Wipfel hatte sich ein Lichtstreif verirrt. Auf einigen der Kiefernstämme schimmerte es erst roth wie Feuer, dann roth wie Blut, die hier und da in dem Kieferwald verstreuten Eichenbäume lohten wie Flammen. Liesel's Muth fing an zu sinken. Sie wäre jetzt gern umgekehrt, aber sie fürchtete sich. Sie war ja immer so streng bestraft worden für ganz kleine Unarten, was würde man ihr erst anthun, jetzt, wo sie etwas wirklich Schreckliches gethan hatte?

Nein, nein, sie konnte jetzt nicht mehr umkehren, konnte nicht nach Haus, sie mußte so rasch als möglich zu der alten Kinderfrau zu gelangen suchen,

die sie verstecken und vor Strafe behüten würde. Es konnte auch gar nicht mehr weit sein! — Sie lief noch ein Stückchen — aber plötzlich verglomm der rothe Schimmer, durch die Luft glitt's wie grauer Staub, der dichter und dichter wurde; sie vermochte die Entfernung der Bäume nicht mehr richtig zu bemessen. — Mit einem Mal wurde es ganz dunkel. Eine rasende Angst befiel sie. Sie versuchte vor dem Dunkel davonzurennen, wie vor einem Feind, sie stieß in einen Eichenstamm, blieb liegen, versuchte sich aufzuraffen, stieß noch einmal in etwas hinein und kauerte sich endlich, ganz außer sich vor Schrecken, zusammen, drückte die Puppe an sich, fing an zu beten, dann zu weinen, dann zu schreien. Es nützte Alles nichts. Sie weinte und schrie, bis sie müde war, und dann schlief sie ein. Mitten in der Nacht erwachte sie in dem dunklen Wald, in den jetzt ein paar blasse Mondstrahlen hineinglitten. Sie versuchte aufzustehen, aber sie konnte nicht; ihre Glieder waren steif, und ihre Kleider hingen schwer und feucht an ihr nieder. Ihr Kopf that ihr weh, sie hatte Durst und Hunger. Aber alles das ging unter in einem namenlosen Angstgefühl.

Sie rührte sich nicht mehr, sie dachte nicht mehr, sie fühlte nichts als Angst. Sie fürchtete sich vor dem Mondstrahl, der durch die Zweige drang, vor dem Schatten, der über das Moos huschte, vor dem Wind, der durch die Baumkronen strich. Und das Mondlicht wurde immer blasser, und der Wind schrie immer lauter, — ein garstiger, heulender, pfeifender Wind! Zugleich raschelten große Tropfen durch die Eichenäste über ihrem Köpfchen und fielen einer nach dem anderen.

Immer dichter fielen sie . . .

Plötzlich hörte sie, wie etwas auf sie zulief. Sie hörte es trappeln und schnuppern. Sie wollte sich aufrichten, fliehen, — sie konnte nicht. Es kam näher, immer näher — etwas, das hellgrau durch das bleiche Mondlicht schimmerte. — Sie schrie! . . . Doch, da hatte es sie schon am Röckchen gepackt. Es kauerte sich neben sie hin, sprang ihr auf die Schulter. — Sie fühlte, daß es etwas Warmes und ihr freundlich Gesinntes war . . . Ein Hund! . . . Sie sah ihn ziemlich deutlich in dem weißen Mondlicht.

„Peterl!" rief sie. Mit wahnsinniger Freude sprang Peterl auf ihren Schoß und fing an, ihr die Schultern, das Hälschen, ja selbst die Wangen zu lecken.

Und Liesel hielt ihn fest mit beiden Aermchen, sie schmiegten sich in einander — der verstoßene Hund und das verirrte Kind, und waren beide glücklich und hatten beide ein Gefühl freundlichen Geborgenseins; sie wärmten sich an einander, fürchteten sich mit einander und hofften mit einander.

Um sie vor dem Regen zu schützen, schmiegte er sich schützend neben sie, und sie schlief ein. — Er wachte — er dachte darüber nach, wie er Liesel zurückbringen könne.

Er hätte ihr gern den Weg gezeigt nach Hause — aber sie konnte nicht mehr gehen — sie war ganz steif. — Sie schlief fest, und er wedelte freundlich mit dem Schweife und ließ den Regen an sich herunterfließen.

Es mochte gegen vier Uhr früh sein — der Regen hatte aufgehört — da weckte den Kutscher ein sonderbares Kratzen an der Stallthür. Er stand auf — und da der Mond jetzt untergegangen und es in Folge dessen ganz dunkel war, nahm er die Laterne und sah, was es gab. Vor der Thür stand ein ihm anscheinend unbekannter Hund, wimmernd und von so traurigem Aussehen, daß er ihn für irgend einen verlaufenen Köter hielt und schroff anschrie, worauf der Arme mit tief gesenktem Schweif und Kopf davon eilte.

Der Kutscher wollte sich noch einmal niederlegen, konnte jedoch nicht einschlafen. Es kam ihm der Gedanke, wenn es Peterl gewesen wäre, den er davon gejagt hatte! Wenn der am Ende etwas von Liesel wisse! . . .

Er stand auf, rief „Peterl" — pfiff — umsonst — keine Antwort erfolgte.

Nach einer Weile weckte er den kleinen Stallbuben und begann mit ihm die Pferde zu striegeln.

Er hatte die Arbeit gerade beendet, — hinter jedem Stand lag ein längliches Häuflein dunkelgrauen Staubes, als es von Neuem an die Thür des Stalles kratzte. — Diesmal öffnete er rasch. In die Thüre des mit einer Wandlampe beleuchteten Stalles trat eine sonderbare Erscheinung.

Ein Hund, der, ganz in den angetrockneten Lehm der Straße eingehüllt, wie ein bewegliches Tropfsteingebilde aussah und eine Puppe im Maule hielt. — Kutscher und Stallbub erkannten beide die Puppe Liesel's.

„Peterl!" schrie der Kutscher, „Peterl!"

Aber er hatte keine Zeit, seiner Freude Ausdruck zu geben.

„Schließ die Stallthür, daß der Hund nicht davonläuft," rief er dem Stalljungen zu, „und gib ihm zu fressen — Milch, alle Milch, die im Hause ist. Weck mein Weib!"

Damit eilte er ins Schloß, — dort schlief Niemand — mehrere Fenster waren erleuchtet — Liesel's Papa kam sofort heraus. „Was gibt's?" fragte er.

Der Kutscher theilte ihm mit, daß Peterl zurückgekehrt sei, und daß er Liesel's Puppe gebracht habe.

„Um Gottes willen! . . ."

Ehe eine Minute verstrichen war, zogen Liesel's Papa und der Kutscher in den Wald hinaus, dem voraneilenden Peter nach. Ueber eine Stunde dauerte es — zweimal erlosch die Laterne, welche ihnen leuchtete. Der erste bleiche Morgenschimmer, welcher der Morgenröthe vorangeht, schlich durch den Wald, da nahm Peterl Reißaus, lief in rasender Eile durch die Büsche — Diener und Herr hielten inne, sahen sich an, wußten nicht mehr, wohin sich wenden, als sie das laute Bellen des Hundes herbeirief.

Dort unter einer alten Eiche lag Peterl neben irgend etwas Regungslosem . . . Herr von Feldeck beugte sich nieder . . . es war Liesel.

Der Vater nahm sie in die Arme — sie war steif und kalt! Er dachte, sie sei todt, aber ihr kleines Herz schlug noch. „Gottlob!" murmelte er und trug sie, so rasch er vermochte, nach Hause.

Und Peterl! . . .

Nachdem Liesel gefunden worden war, hatte er eigentlich seine Mission erfüllt. Er wußte es selber. Kein Mensch hatte Zeit, an ihn zu denken, ihn zu loben, zu streicheln. Er wunderte sich gar nicht darüber — er war keine gute Behandlung mehr gewöhnt. Er fragte sich nur, was er noch mit sich anfangen solle — er suchte sich ein Plätzchen zum Verenden. Die Schrotkörner, die ihm der Heger in den Schenkel gejagt und die er über den Aufregungen der letzten Stunden vergessen hatte, schmerzten ihn jetzt sehr. Er schleppte sich halbwach wie durch einen dichten Nebel, ohne recht zu wissen, wohin — bis er die äußeren Umrisse des Stallhofes erkannte.

Vor dem Thor brach er zusammen und schmiegte sich leise wimmernd neben dem Pfeiler nieder. Dort bemerkte ihn ein vorüberfahrender Knecht, der ihn nicht kannte und auch nichts von seiner Heldenthat erfahren hatte. Der schlug mit der Peitsche nach ihm und wollte ihn davon jagen. Aber Peterl rührte sich nicht — fest entschlossen, an der Schwelle der Heimath zu sterben.

Da lief der Kutscher hinaus, um zu sehen, was es gebe, und als er Peterl bemerkte, nahm er ihn in seine Arme, so schmutzig er war, und trug ihn in den Stall — und die Kutschersfrau und der Stallbub kamen herbei, und Alle streichelten Peterl und brachten ihm Leckerbissen, und an dem Streicheln freute er sich sehr, aber an den Leckerbissen konnte er sich nicht freuen — er war zu müde und elend.

Da steckten sie ihn in ein warmes Bad und wuschen ihm seine Wunde und reinigten ihn und rieben ihn trocken und legten ihn schließlich in den alten Verschlag, in dem er mit seinen kleinen Geschwistern gespielt hatte.

Während er schlief, beobachtete ihn das Stallpersonal. Sie fanden alle, daß er viel hübscher geworden sei. Sein Fell war länger, sein Schweif buschiger geworden, und sein ausdrucksvolles Köpfchen machte sich gut selbst im Schlaf.

„Ich glaube, der gnädige Herr wird ihn nicht wieder hinaus jagen!“ murmelte der Stallbub.

Da wachte Peterl auf, und nun gab's ein Loben und Liebkosen und Füttern. Er ließ sich's auch gern gefallen und trank mit Enthusiasmus einen ganzen Liter Milch aus; und der Kutscher klopfte ihn ab und rief einmal über das andere: „Mordskerl!“ Dann blies er die Backen auf und erklärte: „Wenn dich der Herr jetzt noch hinaus wirft, so geh' ich mit dir. Wir bleiben bei einander, Alter!“

Aber sie sollten doch nicht bei einander bleiben.

Im Schloß hatte man indessen große Sorgen. Liesel erholte sich nicht ganz so rasch wie ihr zottiger Freund. — Erst nach mehreren Stunden schlug sie die Augen auf und blickte in das Gesicht ihres Vaters, das sich besorgt über sie beugte.

„Liesel!“ murmelte er nur, „Liesel!“ Sie dachte, er würde schelten, aber er schalt nicht, und die Stiefmutter, die am Fußende des Bettes saß, schalt auch nicht und sah nicht böse aus und hatte vom Weinen rothe Augen.

Liesel wurde plötzlich ganz seltsam zu Muthe bei dem Gedanken, daß die Stiefmutter um sie geweint hatte. — Sie blickte sie starr und reuig an, und plötzlich richtete sie sich ein wenig auf und sagte mit einem dünnen, heiseren Stimmchen: „Mammi!"

Da umschloß die Stiefmutter sie mit beiden Armen und drückte sie fest an sich.

Dann brachte sie der Kleinen eine Tasse süßer Milch — ach, die that wohl! — und dann fragte sie, ob Liesel irgend einen Wunsch habe.

Da bekam Liesel plötzlich Muth und wagte etwas ganz Großartiges.

„Peterl!" flüsterte sie; „ich möchte den Peterl haben!"

Da wechselte das Ehepaar einen Blick — einen kurzen, inhaltsschweren Blick ... dann merkte der Gatte, daß er gesiegt hatte, ein für allemal, und daß Alles gut war.

Die Mama stand auf und ging hinaus. — Ein paar Minuten später kam sie wieder, hinter ihr Peterl, verschämt mit dem Schweif wedelnd, steif, hinkend, aber sauber und überglücklich. Liesel richtete sich ein klein wenig auf und rief „Peterl!"

Er aber sprang auf sie los und leckte ihr Händchen, und sie klopfte ihm auf den Kopf und murmelte: „Lieber Peter! guter Peter!"

Und die Stiefmama ließ es geschehen. Als sie merkte, daß der Blick des Gatten fragend und ein wenig belustigt auf ihr ruhte, citirte sie, wie um sich für ihre Nachgiebigkeit zu entschuldigen, seine eigenen Worte: „Weißt Du, Leopold, vor Allem kann man sich nicht behüten; etwas muß man auch dem lieben Gott überlassen."

Er aber traf sie mit einem ernsten, milden Blick und murmelte: „Ja Marie, aber nicht zu viel!"

Ihr stürzten die Thränen aus den Augen ... „Du hast Recht!" murmelt sie, während er sie umarmte und herzlicher küßte, als er sie je zuvor geküßt hatte. —

Aus schlaftrunkenen Augen blickte Liesel die Eltern an. Ein Gefühl unsäglichen Wohlbehagens hatte sie überkommen. Sie streckte ihre kleinen Glieder und schlief ein.

Peterl sah erst den Herrn, dann die Frau an; da die Beiden aber, anstatt ihn hinaus zu jagen, ihn Eines nach dem Anderen streichelten und ihm Kosenamen gaben, dann aber gänzlich seine Gegenwart vergaßen, kauerte er sich ruhig auf dem weißen Fell vor Liesel's Gitterbettchen zusammen und schlief auch ein.

Plötzlich weckte ihn ein Geräusch. Das Hausmädchen war herein getreten. Sie komme den Hund holen, sagte sie; der Kutscher habe Angst, der Peterl könne die Herrschaften belästigen ...

Da aber erklärte Herr von Feldeck, der Peterl käme überhaupt nicht mehr in den Stall zurück, der solle im Schloß bleiben ein für allemal.

Da spitzte Peterl die Ohren und stieß einen langen, behaglichen Seufzer aus. Er war jetzt ganz beruhigt und hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß ihn Niemand mehr hinaus weisen würde aus Monplaisir.

Die Schlacht von Auerstedt.

Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelm's III.

Veröffentlicht
von
Paul Bailleu.

[Nachdruck untersagt.]

Vor Kurzem ist in Frankreich der Bericht veröffentlicht worden, den der Sieger von Auerstedt, Marschall Davout, über die am 14. October 1806 von ihm gewonnene Schlacht erstattet hat[1]); auf den folgenden Blättern finden die Leser ein Gegenstück hierzu, eine bisher nicht bekannte Denkschrift, die König Friedrich Wilhelm III., auf der Flucht vor den siegreichen Scharen Napoleon's, über die Niederlage des preußischen Heeres und deren Ursachen kurze Zeit nach der Schlacht in Küstrin aufgezeichnet hat.

Die deutsche Geschichtsforschung hat auch in den Ruhmestagen unserer Waffen die Zeiten des Niedergangs und Zusammenbruchs nicht aus den Augen verloren, eingedenk der Mahnung Varnhagen's, „daß man die Quellen des Unglücks von 1806 schonungslos aufdecken, den Verlauf einleuchtend darstellen müsse"; und gerade die Schlacht von Auerstedt ist neuerdings der Gegenstand eindringender Untersuchungen gewesen. Max Lehmann, der Biograph Scharnhorst's, hat in scharfen Zügen ein überaus wirkungsvolles Bild der Schlacht entworfen, das freilich, wie seine Vorlage, ein Bericht Scharnhorst's, im Wesentlichen nur die Ereignisse auf dem preußischen linken Flügel wiedergibt. Eine umfassende Darstellung der Schlacht, bei der die gedruckte Literatur ebenso wie archivalische Quellen sorgfältig und einsichtsvoll verwerthet sind, brachte dann Lettow-Vorbeck in seiner großen Geschichte des Krieges von 1806 und 1807. Beide Werke sind in ihrer Art gleich vortrefflich; wie sie aber überhaupt grundverschieden sind, so gehen sie auch bei der Darstellung und Beurtheilung der Vorgänge auf dem Schlachtfelde von Auerstedt in wichtigen Fragen auseinander. Noch ist mithin die kritische Forschung zu abschließenden und unanfechtbaren Ergebnissen nicht gelangt; die Relation des

[1]) Zuerst erschienen 1896 in der „Revue de Paris", dann in den „Opérations du 3ième corps 1806—1807, rapport du maréchal Davout". Paris 1896.

Königs, die wir hier veröffentlichen, und die neue Momente in die Discussion hineinträgt, wird um so willkommener scheinen, da sie sich, und nicht bloß durch ihren königlichen Verfasser, von den sonst bekannten Berichten eigenartig unterscheidet.

Ein unleugbarer Vorzug erhebt zunächst die Relation des Königs vor den anderen Berichten, deren wichtigste viel später, meist erst im Laufe der kriegsgerichtlichen Untersuchungen über die Niederlagen von 1806, entstanden sind: sie ist unter dem frischen Eindruck der erschütternden Begebenheit, nur etwa eine Woche nach der Schlacht niedergeschrieben[1]). Indem der König seinen Bericht abfaßte, mochte er wohl noch seine Infanterie vor der überlegenen Feuerwirkung der französischen Tirailleure zurückweichen, seine Cavallerie vor den festgeschlossenen feindlichen Carrés den Angriff versagen sehen. Allein so lebendig die Eindrücke noch gewesen sein mögen, die Feder des Königs haben sie kaum beeinflußt, gewiß nicht beherrscht. Nie wohl hat ein Fürst die Schlacht, deren Verlust mehr als die Hälfte seines Reiches sogleich den Feinden überlieferte, mit größerer Objectivität, mit kälterer Ruhe geschildert. König Friedrich Wilhelm schreibt nur für sich, nicht für irgend eine Oeffentlichkeit; nur sich selbst gibt er Rechenschaft von dem, was er selbst gesehen, was er selbst erlebt hat. Er schreibt eine Relation, keine Anklage, keine Vertheidigung. Er hat Niemanden zu rechtfertigen, auch sich selbst nicht; er klagt Niemanden an, nicht einmal Kalckreuth, dessen Reserven „nicht zu finden" waren; kaum daß man einen leisen Tadel gegen Blücher bemerkt, dessen hitziges Draufgehen die ungünstige Einleitung der Schlacht verschuldet. Wohl erwähnt der König, wie um seiner Pflicht als Berichterstatter vor sich selbst zu genügen, die Unzulänglichkeit einzelner Bataillone; aber während er ausführlich die Namen der Truppentheile aufzählt, die sich ausgezeichnet haben, nennt er von den anderen Bataillonen nur das eine, in dessen Flucht er persönlich hineingerissen wird.

Diese kühle Objectivität des Königs erinnert uns freilich daran, daß zu jener Zeit seine Umgebungen nicht selten geklagt haben, wie er von dem furchtbaren Kriege, der seinen Thron umzustürzen drohte, zuweilen gleichmüthig, fast wie von einem fremden Kriege spreche. Allein, was dem Vaterlandsfreunde von damals und heute als eine Schwäche des Königs erscheinen mag, dieser Mangel an leidenschaftlicher Parteinahme, das eben gibt seiner Relation in den Augen des Geschichtsforschers nur einen Vorzug mehr. Dieser ruhige, geschäftliche Bericht des obersten Kriegsherrn, diese Erzählung so völlig sine ira et studio, das ist, was der historischen Erkenntniß frommt: nun sehen wir in voller Klarheit, wie Alles kam, wie Alles kommen mußte.

Die zwischen Weimar und Jena mit der Front nach Süden versammelte preußisch-sächsische Armee, die bereits durch Nachrichten über das Vorrücken der Franzosen auf dem rechten Saaleufer beunruhigt ist, erhält am 12. October

[1]) In Küstrin, wo der Bericht verfaßt wurde, verweilte der König vom 20. bis 26. Oktober 1806. Einige nachträgliche Ergänzungen am Rande der Handschrift sind vielleicht auch schon dort entstanden.

Abends die bestimmte Meldung, daß sie in ihrer linken Flanke umgangen, daß Naumburg bereits von feindlichen Truppen besetzt sei. Die strategische Bedeutung dieser Umgehung, die unser Heer zum Kampfe mit der Front nach Nordosten zwang, ist von den Sachkennern schon vielfach und in verschiedenem Sinne erörtert worden. Es ist beachtenswerth, daß der König in seiner Aufzeichnung, ebenso wie es später namentlich Clausewitz gethan hat[1], die Bedeutung der Umgehung für den Ausfall des Kampfes leugnet, daß er nur in dem taktischen Verlauf der Schlacht selbst die Ursache der Niederlage erblickt. Im preußischen Hauptquartier war der Eindruck der Nachrichten jedenfalls entscheidend: man beschließt, Kehrt zu machen, um dem Vormarsch des Feindes zwischen Saale und Elbe entgegenzutreten. Während die Corps unter Hohenlohe und Rüchel zur Deckung der rechten Flanke etwas zurückbleiben, setzt sich die Hauptarmee, bei der sich der König befand, mit drei Divisionen (Prinz von Oranien, Wartensleben, Schmettau) und zwei Reservedivisionen unter Kalckreuth, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig am 13. October spät, wahrscheinlich zu spät, in Bewegung. Mit schleppendem Troß auf der großen Frankfurt-Leipziger Handelsstraße schwerfällig vorrückend, erreicht die Armee am 13. October Abends die Gegend von Auerstedt[2]. Wohl erfährt man durch einen französischen Gefangenen die Anwesenheit feindlicher Cavallerie auf dem linken Saaleufer, allein man beruhigt sich wieder, da eine vom Herzog selbst vorgenommene Recognoscirung keine Spur des Feindes ergibt und auch in der Nacht keine Störung eintritt. So bricht man am 14. October, dem preußischen Unglückstage, im herbstlichen Morgennebel auf, in langgezogener Marschcolonne durch das Defilé von Auerstedt sich hindurchwindend; die Division Schmettau soll sich rechts haltend die Flanke gegen Kösen hin decken, die übrigen Corps gradeaus die Unstrut bei Freiburg erreichen. Hinter Auerstedt, zwischen Rehausen und Poppel, trifft man auf feindliche Reiter, man ist darauf gefaßt gewesen: rasch ist Blücher's Cavallerie zur Stelle, wirft die Feinde, jagt hinter ihnen her. Da, plötzlich, unvermuthet, stoßen die Schwadronen auf Infanterie und Artillerie; sie stutzen wohl einen Augenblick, dann aber, wie es die Väter im Siebenjährigen Kriege ja so oft mit zerschmetternder Wirkung gethan, stürzen sie sich auf den Feind. Allein, wenn es vielleicht noch die alte preußische Reiterei war, einst die gefürchtetste Truppe des 18. Jahrhunderts, der Gegner war nicht mehr der alte: an dem wohlgezielten Feuer des intacten feindlichen Fußvolkes bricht sich der Ansturm, die Reiter stieben aus einander; zwei reitende Batterien, die ihnen rasch gefolgt sind, fallen dem Feinde in die Hände.

Es war das dritte französische Armeecorps unter Marschall Davout, das noch vor Tagesanbruch von Naumburg aufgebrochen war, um auf Napoleon's Befehl über Kösen der preußischen Armee bei Weimar in den Rücken zu kommen, und nun, nicht minder überrascht, mit den Preußen zusammenstieß;

---

[1] Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.

[2] Vergl. weiter unten (S. 389) die Kartenskizze, die ich der Güte des Vorstehers des Kriegsarchivs, Herrn Major Taeglichsbeck, verdanke.

drei Divisionen, noch nicht 30000 Mann, besonders an Cavallerie und Artillerie bedeutend schwächer als die Preußen.

Davon freilich ahnt man auf preußischer Seite nichts. Wer weiß, was hinter dem Nebel verborgen steckt! 16000 oder 80000 Mann? Die preußische Infanterie kommt endlich heran, zunächst die 3. Division Schmettau, etwas später die zweite unter Wartensleben. Während die Franzosen unter geschickter Benutzung des Terrains in und um Hassenhausen eine feste Vertheidigungsstellung einnehmen, formiren sich die preußischen Divisionen, schon unter dem Feuer der feindlichen Gewehre, langsam erst aus der Marschcolonne in die Schlachtlinie; bereits theilweise erschüttert, schreiten sie zum Angriff; während einige Bataillone vor dem überlegenen Feuer der sieggewohnten Truppen Davout's fluchtartig zurückweichen, erringt die zähe Tapferkeit anderer stellenweise Erfolge; allein es fehlt an Artillerie, und die „kopfscheu gemachte" Cavallerie, mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, versagt völlig.

Ein neues Unglück: der oberste Führer der Armee, der Herzog von Braunschweig, wird tödlich verwundet. Der König, so weit es in der schon einreißenden Verwirrung möglich ist, übernimmt die Leitung. Er sucht den Anmarsch der 1. Division (Prinz von Oranien) zu beschleunigen, um den eigenen rechten Flügel zu verstärken und die linke feindliche Flanke einzudrücken. Als aber die Division endlich heran ist, müssen ihre Bataillone die Lücken der zusammengeschmolzenen Reihen der 2. und 3. Division ausfüllen. Neuer Angriff auf Hassenhausen, neuer Mißerfolg.

Also nach einem unerwarteten Zusammenstoß, aus dem sich eine Schlacht entwickelt hat, ohne rechte Ordnung, ohne rechten Plan, ohne Zusammenwirken gegen den Feind geführt, verblutet sich in hoffnungslosem Ringen eine der preußischen Divisionen nach der anderen. Noch sind die beiden Reservedivisionen Kalckreuth's übrig, die endlich, endlich langsam heranrücken. Soll ein neuer Angriff versucht werden? Auch der Feind hat sich zusehends verstärkt, er droht, den preußischen linken Flügel zu umgehen. Und Niemand kennt die Stärke des Feindes: man hat Anfangs nur an eine Avantgarde geglaubt; jetzt überschätzt man den Gegner und meint, ein überlegenes feindliches Heer vor sich zu haben. In dieser Unsicherheit glaubt der König einen neuen Angriff nicht wagen zu dürfen; er läßt den Rückzug geschehen, den die Reservetruppen, deren rechtzeitiges Eingreifen früher vielleicht den Sieg entschieden hätte, bei Eckartsberga decken sollen.

Ich habe den Rückzug, seine Schrecken und Verluste nicht zu erzählen; der König selbst, in dem hier zunächst folgenden Briefe an die Königin und in der Relation, hat uns seine Gefahren anschaulich genug geschildert.

Dagegen darf ein anderer Punkt nicht ganz übergangen werden.

Die Beobachtungen und Wahrnehmungen, die König Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfeld von Auerstedt gemacht hat, und die er in seiner Relation theils ausführlich erzählt, theils andeutend erwähnt, haben, wenn ich recht sehe, mehrfach die Stellungnahme des Königs zu der bald allseitig als unerläßlich erkannten Heeresreform bestimmt. Wir sehen, wie der König unter Anderem die Gefahr des Uebergangs aus der Colonne in die Linie im Angesicht des

Feindes beurtheilt, wie er die übermäßige Bagage für die Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Aufmarsches der Truppen verantwortlich macht, — nur wenige Wochen später, und der König empfiehlt, die Colonne auch während des Gefechtes zu benutzen, und verfügt eine Verminderung des Trosses, der auch hernach bei der allgemeinen Reorganisation keinen unerbittlicheren Feind hatte als eben den König[1]).

So bildet die hier veröffentlichte Relation, wie mir scheint, ein nicht unwichtiges Document für den Wandel der militärischen Anschauungen König Friedrich Wilhelm's und damit auch für die Entwicklung des preußischen Heerwesens in seiner Zeit überhaupt.

Schreiben König Friedrich Wilhelm's III. an Königin Luise[2]).

Hauptquartier Sömmerda, den 15. October 1806.

Der gestrige Tag ist einer der unglücklichsten und traurigsten meines Lebens gewesen, wir haben Bataille gehabt, und zwar an drei Orten zugleich. Unsere Armee stieß gleich hinter Auerstedt zwischen Rehausen und Poppel auf den Feind. Ein starker Nebel, der die ganze Gegend verhüllte, begünstigte alle bereits vorbereiteten Bewegungen des Feindes, den man für weit schwächer allen Nachrichten zu Folge hielt, als er leider war. Man glaubte anfänglich, nur mit drei Regimentern Chasseurs zu thun zu haben. Dies verleitete Blücher, mit seiner Cavallerie und zu vieler Cavallerie zu rasch vorzugehen, wobei gleich viel Menschen durch Kartätschfeuer verloren gingen, die Cavallerie durch das viel zu lange Halten kopfscheu gemacht wurde und zwei reitende Batterien fast gänzlich in wenigen Augenblicken vernichtet wurden. Die Infanterie kam endlich. Ich selbst ordnete den Aufmarsch der Schmettau'schen Division, der Herzog den der Wartensleben'schen. Man konnte nicht rasch genug zum Avanciren kommen, da es immer hieß, daß es nur ein schwaches Corps sein könnte. Beide Divisionen traten ziemlich zu gleicher Zeit an. Die Kanonenkugeln pfiffen schon höllisch um und über uns. Ich ritt zur Wartensleben'schen Division, die schon im kleinen Gewehrfeuer war. Das zweite Bataillon Heinrich riß aus. Ich hieb mit dem Degen in die Flüchtlinge, aber umsonst. Die magdeburgischen Regimenter waren noch nicht ganz formirt, als schon die kleinen Kugeln um uns einschlugen, wobei mein polnischer Schimmel durch die Brust geschossen wurde, daß ich beinahe herunterfiel und die ganze übrige Zeit der Bataille ein Pferd vom General Zastrow geritten habe. Zu gleicher Zeit ungefähr hatte der Herzog das entsetzliche Unglück, durch beide Augen geschossen zu werden. Ich kam sogleich dazu, wie ihn eben zwei Grenadiere vom Bataillon Hanstein unterstützten. Der Anblick war

---

[1]) Vergl. M. Lehmann, Scharnhorst, Bd. II, S. 9, 151.

[2]) Dieser eigenhändige Brief des Königs ist auf schlechtem Papier mit sehr blasser Tinte geschrieben und an einigen Stellen fast völlig verwischt und unleserlich. Bei der Entzifferung hat mich Herr Archivrath Professor Berner erfolgreich unterstützt.

schauderhaft. Ich weiß nichts weiter von ihm. Die Division des Prinzen von Oranien kam wohl über 1½ Stunden später zum Aufmarsch, wegen des Defilés von Auerstedt und der Bagage. Sie ward zum Soutien des rechten und linken Flügels getheilt. Die große Reserve kam aus ähnlichen Ursachen außerordentlich spät heran. Die Füsillade und Kanonade dauerte ununterbrochen auf das Hartnäckigste fort, ohne daß ein Theil weichen wollte. Einige Bataillone leider wichen und zerstreuten sich jedoch auf die schändlichste Art. Die Cavallerie wollte nicht auf die Infanterie einhauen. Quitzow und Irwing haben sich vorzüglich gut ausgezeichnet. Lange blieb das Gefecht unentschieden. Schon ward unsere linke Flanke umgangen. Zuletzt mußten die Truppen der Uebermacht und den beständig frisch heranrückenden Truppen weichen. Sie erhielten die Ordre zum Rückzuge. Die Reserve deckte ihnen diesen, ist zusammen und hat seit gestern früh in einem Zuge bis hierher 9—10 Meilen zurückgelegt. Die drei übrigen Divisionen Infanterie, so eigentlich im Feuer gewesen, sind leider gänzlich aufgelöst. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Alles, was noch lebt, läuft einzeln herum. Kalckreuth zog sich mit der großen Reserve mit vieler Ordnung bei und durch Auerstedt zurück, ohne vom Feinde anders als mit Kanonenkugeln verfolgt zu werden. Die Retraite sollte auf Weimar gehen. Schon war die halbe Colonne der noch existirenden siebzehn Bataillone und einige Cavallerie bis in die Gegend gekommen, wo ich Dir zum letzten Male die Hand drückte[1]), als man die Franzosen in großen Haufen

[1]) Ueber diesen Abschied des Königs von der Königin am 13. October liegt eine noch unbekannte Aufzeichnung der Königin vor, die hier vielleicht angefügt werden darf: ... Je partis de Weimar à 2 heures et avançais dans la voiture de campagne du Roi avec la seconde division, ayant à ma droite le régiment de Reizenstein curassiers. Ayant presque atteint Auerstedt et voyant devant moi le château d'Eckartsberga, le duc de B. [Brunswick] qui était venu suivre les colonnes avec le Roi, vint à ma voiture l'air très sérieux (le Roi la passa ayant l'air fort occupé, triste et appréhensif) et me dit d'une voix très déterminée (la seule fois que je l'aie entendu dire son sentiment positivement et avec énergie au moment même où il fallait agir): „Que faites-vous ici, Madame? Au nom de Dieu, que vient-Elle faire ici?“ Je lui dis: „Le Roi croit que je ne suis nulle part plus sûre qu'ici et sur les derrières de l'armée, comme la route que je devais prendre pour Berlin n'est déjà plus sûre, les Français ayant des chasseurs à cheval à Ahrenatdt.“ „Mais, mon Dieu,“ dit-il, „est-ce que Votre Majesté voit le château d'Eckartsberga devant Elle? Eh bien, les Français y sont, ils sont en face d'ici et à Naumbourg, et nous devons avoir demain ici une affaire sanglante et décisive. Elle ne peut rester ici, c'est de toute impossibilité.“ „Je le dirai au Roi et il décidera,“ lui dis-je; „mais quelle route dois-je prendre?“ „Elle ira par le Harz, Blankenbourg, Brunswick et Magdebourg, à Berlin. Au reste, le général Rüchel est à Weimar, où Elle passera la nuit, qui Lui fera l'itinéraire de Son voyage.“ Sur cela, je fis prier le Roi de venir à la voiture, je lui dis ce que le duc venait de me dire et qu'il croyait que j'étais dans le plus grand danger. Sur cela, le Roi me dit: „Si cela est ainsi, partez.“ Il me donna la main, me serra deux fois la main sans pouvoir rien proférer, et c'est comme cela que je descendais de sa voiture sur la chaussée, entrais dans la mienne, entourée d'infanterie, de cavalerie, et de canons et bagages et dépouilles de guerre. Escortée d'un officier et de huit curassiers, je repris bien tristement la route de Weimar, que j'avais quitté peu d'heures auparavant sans me douter de la séparation qui m'attendait ... Vergl. hierzu die ähnliche Erzählung der Hofdame Gräfin Tauentzien bei Sophie Schwerin, S. 162.

hinter Apolda bemerkte. Hohenlohe und Rüchel nämlich, wovon ich nicht das Geringste ahnte, waren gleichfalls angegriffen und zerstreut worden. Diese Colonne mußte daher auf der Chaussee umkehren und sich längs dem Grunde auf Nebenwegen fortstehlen. Es war finster geworden, wir waren ganz mit Franzosen umringt, ich an der Spitze mit den Ueberbleibseln von Heising und Irwing, gefaßt, uns durchzuhauen, die Infanterie preis zu geben. In dem nächsten Dorfe vor Weimar griffen wir 5 Chasseurs, die fast in der Dunkelheit unbemerkt geblieben waren. So schlichen wir uns, glücklicher Weise mit guten Boten aus den Dörfern versehen, bei den Wachtfeuern der Franzosen durch, ohne etwas zu verlieren und bemerkt zu werden. Welches Glück! Die Zahl der Todten und Verwundeten ist sehr, sehr ansehnlich. Der Herzog so gut wie todt, Möllendorff Contusionen an beiden Beinen und jetzt vermißt. Hohenlohe vermißt. Rüchel sehr schwer nahe am Herzen blessirt. Schmettau unterm linken Auge durchgeschossen. Heinrich ein Streifschuß, wie man sagt, bis jetzt vermißt. Wilhelm das Pferd erschossen, hierbei einen schweren Fall auf den Kopf gethan. General Schimonsky todt. Major Schenk todt. General Quitzow den Fuß abgeschossen, — noch Andere sagen, todt. Major Eben und Krafft (?) todt. Major Herwarth todt ꝛc. ꝛc. — Also brav ist man denn doch im Ganzen, Gottlob, gewesen. Allein nicht glücklich.

L'ennemi fait mine de vouloir nous tourner et nous cerne de tout côté. L'avis universel est que je parte pour Magdebourg; je le fais dans cet instant. Je n'ai aucun bagage, aucune chemise, mettez-vous tout de suite en route et apportez-moi de quoi me nettoyer. Adieu.

Bataille von Auerstedt, den 14. October 1806.

Nach der unglücklichen Affaire bei Saalfeld[1]) und dem Rückzuge des zur Armee des Fürsten zu Hohenlohe gestoßenen Corps des Generalmajors Grafen Tauentzien hatte sich die ganze combinirte preußisch-sächsische Armee zwischen Weimar und Jena concentrirt, um mit vereinigten Kräften nach Umständen zu handeln. Die Division der Avantgarde machte hiervon Ausnahme[2]). Diese war von ihrer Expedition gegen Meiningen und Gegend noch nicht wieder bei der Armee eingetroffen. Ebenso stand Generalleutnant Rüchel mit seinem Corps noch zwischen Weimar und Erfurt und hatte ein Detachement bei Eisenach von etwa drei Bataillonen und fünf Escadrons, unter Generalleutnant Winning.

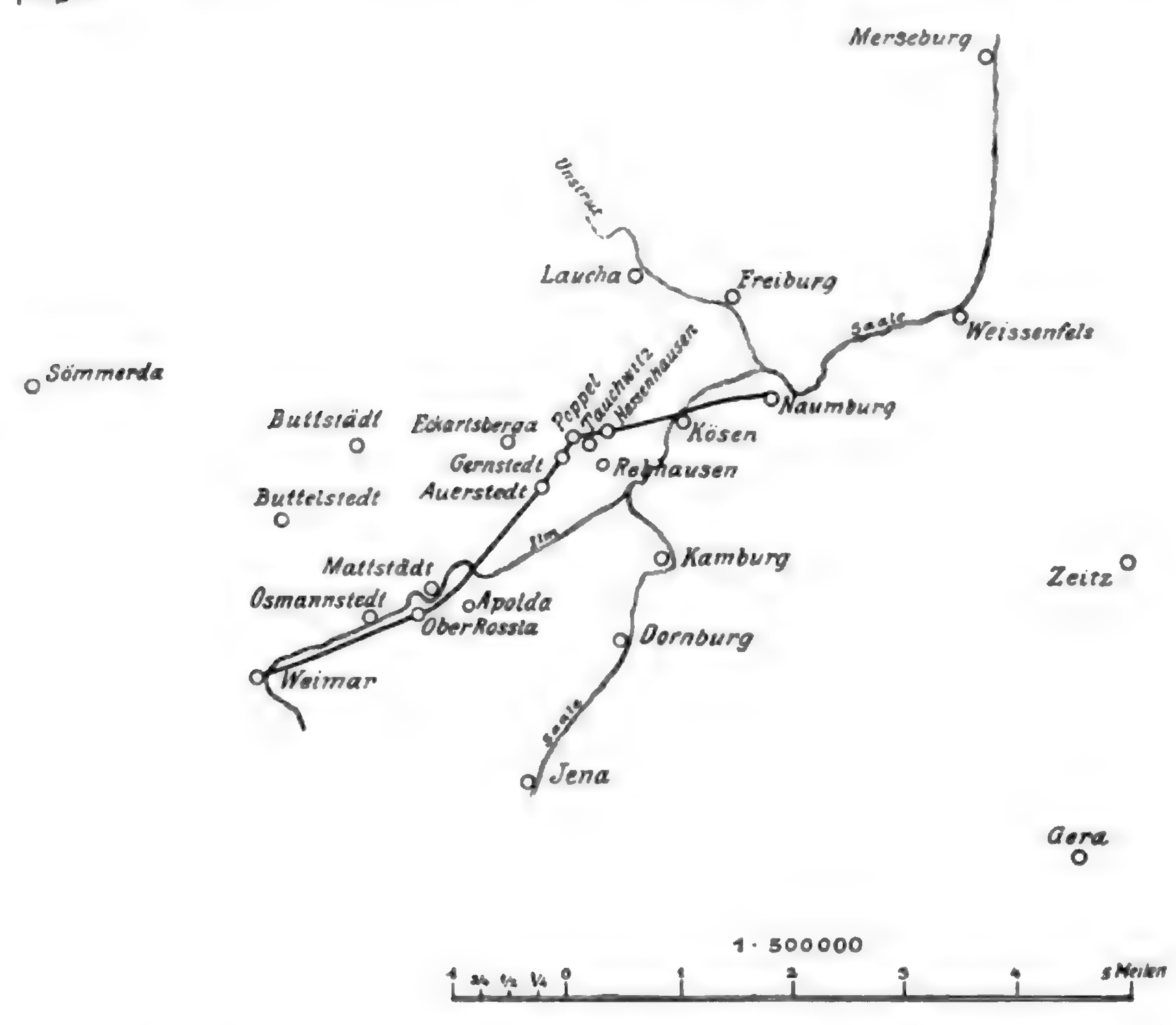
Allen Nachrichten zu Folge war die Absicht des Feindes, uns in der linken Flanke zu umgehen. Sein Marsch ging über Gera, man glaubte, in der Direction auf Zeitz und Leipzig. Diese Nachrichten bestätigten sich bis zur Gewißheit in der Nacht vom 12. zum 13. October.

---

[1]) Treffen bei Saalfeld, 10. October, Tod des Prinzen Louis Ferdinand.

[2]) Die Avantgarde stand unter dem Befehl des Herzogs von Weimar. Ueber deren Vormarsch nach Meiningen, der dem Feinde „Jalousie" für seinen Rücken geben sollte, sowie über Rüchel und Winning s. Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 195.

Man beschloß hierauf, sogleich mit der Hauptarmee aufzubrechen, die Unstrut zu passiren, wo möglich über die Saale bei Weißenfels oder Merseburg zu kommen, den Feind aufzusuchen und ihm Bataille zu liefern. Fürst Hohenlohe sollte fürs Erste noch stehen bleiben, Rüchel in die Stelle der Hauptarmee rücken, der Herzog von Weimar mit der Avantgarde aber schleunigst zu diesem stoßen.



Den 13. früh 8 Uhr brach die Division des Generalleutnants Graf Schmettau aus dem Lager auf[1]). Sie machte die Avantgarde und erhielt zu ihrer Verstärkung zehn Escadrons Königin-Dragoner. Major von Schmude ebendesselben Regiments machte mit ein paar hundert Pferden die eigentliche Avantgarde dieses Corps. Der Marsch ging längs der Chaussee auf Auerstedt. Die übrigen Divisionen der Hauptarmee folgten, sämmtlich links abmarschirt, eine der anderen, sobald sie den gehörigen Raum hatte. Die Packpferde und übrige Bagage folgten jeder Division. Die des Hauptquartiers ging auf Tromsdorf und Burgholzhausen. Um die Sage zu ergründen, als wäre der Feind in Naumburg eingerückt, wurde der Leutnant Böhmer vom Leib-Carabinierregiment mit einer Patrouille dahin abgesandt. Hinter Auerstedt traf er auf

[1]) Nach anderen Nachrichten brach Schmettau mit seiner (3.) Division erheblich später auf s. Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 299.

französische Chasseurs, von denen er einen als Gefangenen einbrachte. Dieser bestätigte die Nachricht, daß Marschall Davout mit etwa 16000 Mann in Naumburg eingerückt sei und drei Chasseurregimenter sich bereits diesseits Kösen befänden[1]).

Während des Marsches hörte man auf der Seite von Dornburg und Camburg kanoniren. Fürst Hohenlohe hatte Befehl, diesen Posten durchaus zu behaupten. Gegen Abend machte der Herzog eine sorgfältige Recognoscirung auf der Höhe jenseits Auerstedt bis Eckartsberga. Vom Feinde war nichts zu entdecken. Die 3. Division besetzte mit einem Bataillon das Schloß Eckartsberga und biwakirte jenseits Auerstedt. Alle übrigen Divisionen diesseits am Defilé. Die Divisionen waren aber nicht auf einem Rendezvous versammelt, sondern lagerten sich der Subsistenz wegen in ziemlicher Entfernung von einander entlang der Chaussee. Das spätere Eintreffen derselben am Tage der Schlacht wird hierdurch noch erklärbarer.

In der Nacht war Alles still und ruhig. Da weiter keine Nachrichten von dem Vorrücken des Feindes eingelaufen waren, so sollte die Armee den 14. mit Tagesanbruch aufbrechen und bei Freiburg und Laucha die Unstrut passiren, um dort das Lager zu beziehen, die 3. Division die Passage bei Kösen observiren, die 2. und 1. bei Freiburg, die Reserve bei Laucha über die Unstrut gehen, alle Packpferde und Bagage hinter der Armee folgen[2]).

[14. October.] Die Tête der Armee setzte sich mit Tagesanbruch, etwa um ½6 Uhr, in Marsch auf der großen Straße nach Kösen. In Linderbach erfuhr man zuerst, daß dort einige Chasseurs in der Nacht sich aufgehalten. Gleich darauf geschahen die ersten Pistolenschüsse. Die Regimenter Heising- und Bünting-Cürassiere folgten auf das Regiment Königin-Dragoner. Da man an ein Cavalleriegefecht glaubte, so befahl der Herzog, noch mehrere Cavallerieregimenter vorzuholen, die auch nach und nach herankamen. Generalleutnant Blücher, der diese Art von Cavallerie-Avantgarde zu befehligen erhielt, ging mit derselben rasch durch Rehausen vor, bis wohin er die vor sich habenden feindlichen Cavallerietrupps zurückdrängte, wobei mehrere herunter gehauen und gefangen wurden. Die Infanterie folgte der Cavallerie, so schnell sie konnte. Hinter Rehausen aber traf unsere Cavallerie auf feindliche Infanterie und Artillerie, die sie bei dem dichten Nebel und in der Hitze des Verfolgens zu spät bemerkte. Durch letztere ward diese stutzig gemacht und fing an zu weichen, da überdies zwei ebenfalls zu weit und zu unvorsichtig vorgegangene reitende Batterien[3]) in sehr kurzer Zeit fast gänzlich demontirt und genommen wurden. Nun erst erfuhr man durch die Gefangenen, daß der Feind mit einer ansehnlichen, aber sehr verschieden angegebenen Stärke bereits diesseits der Saale stehe. Die feindliche Kanonade dauerte sehr heftig fort und that unserer Cavallerie, die derselben beständig ausgesetzt war, nicht geringen Schaden. Das

---

[1]) Die Meldung Schmettau's über Böhmer's Bericht, die mit obigen Angaben übereinstimmt, s. Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 335.

[2]) Vergl. die hiermit übereinstimmende Disposition für den 14. October in dem Bericht von Scharnhorst (Pertz, Gneisenau, Bd. I, S. 657).

[3]) Reitende Batterien Graumann und Merkatz (vergl. Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 378 und 382).

Regiment Alvensleben[1]), welches die Tête der Colonne hatte, postirte ich auf einer sanften Anhöhe links der Chaussee und ließ die erste 12-Pfünder-Batterie dort auffahren. Die übrige Infanterie der Division debouchirte allmählich in Sectionen durch das Dorf und ward in zwei Treffen hinter und neben dem Regiment Alvensleben durch rechts einschwenken aufgestellt. Sowie dieses mit nicht sonderlicher Ordnung zu Stande gekommen war, ließ ich Marsch schlagen und vom rechten Flügel en échelon avanciren, um wo möglich die verlorenen Kanonen wieder zu bekommen und den uns aus dem Dorfe Poppel mit einigen Bataillonen entgegenkommenden Feind zu werfen, wobei jedoch der fortdauernde starke Nebel uns sehr hinderlich war und wenig unterscheiden ließ. Rechts der Chaussee an einem kleinen Bach hatte sich unterdessen die 2. Division des Generalleutnants Grafen Wartensleben ebenfalls formirt, bei welcher der Herzog selbst hingeritten war.

Dem Herzog schien die Art dieses Engagements gleich sehr bedenklich und aventurirt[2]), sobald er sich von der Gewißheit überzeugte, daß uns hier mehr als ein bloßes Cavalleriegefecht bevorstehen möchte. Er eilte dieserhalb zu der folgenden Division (Wartensleben), um ihr eine zweckmäßigere und vorsichtigere Stellung zu wählen, um hierdurch das fehlerhafte Engagement, soviel thunlich, zu sichern. Die feindliche Infanterie rückte ihr sogleich mit ein paar Bataillonen entgegen und empfing sie mit einem wohl unterhaltenen kleinen Gewehrfeuer, noch ehe sie sich selbst formirt hatte. Bei dieser Gelegenheit kam das 2. Bataillon Prinz Heinrich, welches gleich anfänglich dort aufgestellt war, in Unordnung und zerstreute sich, ohne daß es, aller angewandten Mühe ohnerachtet, möglich war, es aufzuhalten und wieder zu formiren[3]).

Um eben die Zeit und in dieser Gegend muß es gewesen sein, wo der Herzog das Unglück hatte, einen Schuß durch beide Augen zu erhalten[4]), da ich ihn gleich darauf, durch zwei Grenadiere vom Bataillon Hanstein unterstützt, an einen Erdabsatz gelehnt fand, nachdem ich kurz zuvor ein Pferd vom General von Zastrow bestiegen hatte, da das meinige durch einen Flintenschuß in die linke Brust verwundet worden. Sowie der Herzog blessirt war, hörte die eigentliche Führung des Ganzen gänzlich auf, weil Niemand sich des Commandos anzunehmen im Stande war, oder vielmehr, weil ein jeder der Hauptanführer bereits den Kopf verloren hatte.

Meine Absicht ging nun dahin, die erste Division (Prinz von Oranien) rechts der zweiten zu formiren, um wo möglich den rechten Flügel an die Saale zu appuyiren und gegen die feindliche linke Flanke zu demonstriren, während ein Theil der Reserve zur Unterstützung des Angriffs bestimmt, mit

[1]) Von der 2. Brigade der (3.) Division Schmettau.

[2]) Nach dem Bericht von Scharnhorst sagte der Herzog: „Es ist doch eine sehr bedenkliche Sache, so vorzurücken; man weiß nicht, was man vor sich hat" (Pertz, Gneisenau, Bd. I. S. 658).

[3]) Ueber das Regiment Prinz Heinrich bei Auerstedt, insbesondere über das 2. Bataillon das polnische Kantonisten hatte, s. Taeglichsbeck, Das Füsilierregiment Prinz Heinrich von Preußen (Nr. 35), S. 196 ff.

[4]) Ueber die tödliche Verwundung des Herzogs, der eben das Grenadierbataillon Hanstein zum Sturm auf Hassenhausen aufforderte, s. Höpfner, Bd. I, S. 450.

dem anderen die rechte Seite des Feindes en échec gehalten und wo möglich zurück gedrängt werden sollte, da er von dieser Seite unseren linken Flügel zu umgehen Anstalt machte. Diese Idee mußte aber leider aufgegeben werden, indem die Truppen keineswegs im Zusammenhang auf einander folgten, woran theils der zu späte Aufbruch, theils die gleich anfänglich von allen Seiten vorbeorderte, überflüssige und unanwendbare Anzahl von Cavallerie, theils auch nach der Aussage des Prinzen von Oranien die sich im Dorfe Auerstedt verfahrene Bagage und die schlimme Passage daselbst mögen Anlaß gegeben haben. Kurz, die zwei vorderen Divisionen waren wohl bereits eine halbe Stunde vorwärts Rehausen engagirt, als erst die Tête der Division des Prinzen von Oranien aus Auerstedt debouchirte. Nun war es nicht mehr Zeit, jenen Entwurf auszuführen; es kam nur darauf an, die bereits im heftigsten Feuer befindliche Infanterie zu unterstützen, um sie nicht wankend werden zu lassen, da die Reserve gar noch nicht zu finden war. Zu Erreichung dieses Zweckes mußte die Brigade Prinz Heinrich[1]) hinter Rehausen herum den linken Flügel verstärken, während die von Lützow rechts von Linderbach vorging, um den rechten zu unterstützen. Die Leute waren voller guten Willen und Muths und bekräftigten es durch lautes und allgemeines Zurufen; nur formirten sich die Bataillone in vollem Laufen bergan, da sie abgekommen waren, wodurch die Leute sehr erhitzt und fast athemlos an den Feind heran kamen.

Die Cavallerie agirte hier und da mit mehr oder weniger Energie und Succeß. Irwing-Dragoner hieb mit vieler Entschlossenheit in die feindliche Infanterie ein, nachdem es ihr in die linke Flanke gekommen[2]). Quitzow-Cürassiere vernichtete ein Husarenregiment, welches durch eine Bataillons-intervalle der Regimenter Alvensleben und Schimonsky vorgedrungen war[3]). Zwei Escadrons Garde du Corps und zwei Beeren-Cürassiere versuchten ein auf dem linken Flügel stehendes Quarré plain, wiewohl umsonst, zu durchbrechen, wobei sie viel Menschen und Pferde verloren, indem dieses Carré große Contenance hielt und sie ganz nahe heranließ, ehe es seine Decharge gab, nachdem schon zuvor Prinz Wilhelm mit einigen Escadrons Blücher einen ähnlichen mißrathenen Versuch gemacht hatte, wobei sein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen[4]).

Bei der Infanterie soll das Regiment Herzog (von Braunschweig) ganz vorzüglich viel Ordnung und Unerschütterlichkeit bewiesen[5]), desgleichen die

[1]) Die (1.) Division Oranien bestand aus der 1. Brigade Oberst von Lützow und der 2. Oberst Prinz Heinrich (Bruder des Königs). Den Unwillen des Königs über ihren verspäteten Anmarsch erwähnt auch Höpfner, Bd. I, S. 453, ebenso das „Laufen bergan“, S. 454.

[2]) Ueber den siegreichen Angriff des Dragonerregiments Irwing auf das 85. französische Infanterieregiment s. Höpfner, Bd. I, S. 447 ff.; Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 386.

[3]) Es ist wohl der Kampf gegen französische Chasseurs auf dem linken Flügel bei Division Schmettau gemeint (s. Höpfner, Bd. I, S. 445 ff.).

[4]) Den Angriff des Regiments Beeren-Kürassiere s. Höpfner, Bd. I, S. 448; Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 386; den Angriff des Prinzen Wilhelm (Bruder des Königs) mit Blücher-Husaren s. Höpfner, Bd. I. S. 456; Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 389.

[5]) Das Regiment gehörte zur 1. Brigade der Division Wartensleben.

Grenadier-Bataillone Braun, Krafft, Rheinbaben, die Regimenter Möllendorff, Kleist, Prinz Ferdinand und mehrere andere sehr viel Ausdauer und Muth gezeigt haben. Einige andere hingegen haben sich nicht, leider nicht, auf diese Weise ausgezeichnet. Die Batterien und Kanonen sind größtentheils auch nicht da gewesen, wohin sie angewiesen waren, wozu wohl die Schwierigkeit der Communicationen beigetragen haben mag.

Wohl anderthalb bis zwei Stunden nach der 1. Division (Oranien) kam endlich die 2. Reserve-Division (Arnim) aus Auerstedt hervor, nebst der Brigade von Pletz [1]). Schon drohten mehrere Infanterie- und Cavalleriecolonnen, die sich längs den Höhen und Wäldern um unseren linken Flügel fortmanövrirten, diesen anzugreifen. Diese Absicht zu verhindern, blieb kein anderes Mittel übrig, als die 2. Reserve-Division dagegen aufzustellen, welche sich daher auf dem Rücken vorwärts Auerstedt mit dem linken Flügel in der Richtung auf das Schloß Eckartsberga formiren mußte, von wo man den Feind mit der Artillerie in Respect halten konnte und es auch that. In dieser Zeit war es ohngefähr, wo ich von dem Fürsten Hohenlohe durch einen Officier oder Feldjäger den bewußten Brief vom Kaiser Napoleon erhielt [2]), der mir schon Tags zuvor hätte durch den Kammerherrn Montesquiou eingehändigt werden sollen. Die Brigade von Pletz formirte sich mehr rechts auf der Höhe hinter Linderbach. Die Brigade von Hirschfeld hatte sich auf der anderen Seite des Dorfes Auerstedt formirt, um das Vordringen des Feindes von dieser Seite zu verhindern. Füsiliere und Husaren deckten ihr die rechte Flanke. In dieser Stellung dauerte das Feuer der hauptsächlich mit dem Feinde engagirten drei Divisionen ununterbrochen mit der größten Hartnäckigkeit fort, ohne daß ein oder der andere Theil einen Fuß breit weichen wollte, und ohne daß von der einen oder anderen Seite ein nachdrucksvoller Angriff versucht worden wäre. Den verschiedenen Rapports nach blieb der Ausgang noch unentschieden.

Inzwischen kam Major Hacke [3]), Adjutant des Prinzen Heinrich, und bat um einige Bataillone der Reserven, da seiner Aussage nach mit diesen vereint der linke Flügel vorzudringen im Stande sein würde. Sie wurden ihm bewilligt; die Grenadierbataillone Gaudy, Knebel, Prinz August und ein Bataillon Arnim marschirten sogleich unter seiner eigenen Leitung, durch den Prinzen August angeführt, dahin ab. Unterdessen aber hatte unsere Infanterie den Platz schon mehr zu räumen angefangen, so daß die vorgeschickten Bataillone, obgleich sie mit vieler Bravour und Entschlossenheit vordrangen, nichts mehr ausrichten konnten und unverrichteter Sache, aber in Ordnung zurückkamen,

---

[1]) Das Reservecorps unter Kalckreuth bestand aus der 1. Reservedivision Kunheim, zu der die oben erwähnte Brigade Pletz gehörte, und der 2. Reservedivision Arnim.

[2]) Vergl. hierüber den Brief des Fürsten Hohenlohe an den Herzog von Braunschweig vom 14. October bei Pertz, Gneisenau, Bd. I, S. 652. Das Schreiben Napoleon's an den König vom 12. October s. Correspondance de Napoléon Ier, XIII, No. 10990.

[3]) Die Sendung des Majors von Hacke erwähnt auch Scharnhorst bei Pertz, Gneisenau, Bd. I, S. 661. Ueber den oben erwähnten Angriff unter Prinz August (Bruder des gefallenen Prinzen Louis Ferdinand) s. Höpfner, Bd. I, S. 441; Lettow-Vorbeck, Bd. I. S. 392.

da überdem mittlerweile der Feind sich immer mehr um unsere linke Flanke in einer gewissen Entfernung gegen Eckartsberga zog, welcher Posten, obgleich er schon durch die Reserve besetzt gewesen, noch verstärkt werden mußte, dahingegen die Brigade von Pletz, ingleichen die mit dem Prinzen August vorgewesenen Bataillone, sich links heran an den rechten Flügel der 2. Reservedivision ziehen mußten, wo sie en flanque gegen Auerstedt zu gestellt wurden.

Der Feind beunruhigte diese Bewegung nur sehr wenig und folgte nur sehr sparsam auf der Entfernung eines Kanonenschusses. Diese Bataillone machten unter General Kalckreuth die Arrièregarde, zu welcher sich ein Theil der übriggebliebenen Cavallerie anschloß. Sobald man sah, daß die vorwärts im Feuer gewesenen Truppen zurück waren, zog sich die Arrièregarde mit großer Ordnung und mit sehr geringem Verlust zurück, theils durch Auerstedt selbst, theils an mehreren Orten dieses Defilés, und formirte sich auf den mit dem rechten Flügel der 1. Reservedivision besetzten Höhen, das Defilé von Auerstedt vor der Front behaltend, woselbst auf dem rechten Flügel eine 12-Pfünder-Batterie etablirt wurde, um das weitere Vordringen von dieser Seite aufzuhalten. Auerstedt ward um diese Zeit durch feindliche Haubitzgranaten angezündet.

Aus dieser Stellung ward der fernere Rückzug auf Weimar beschlossen, wo sich die Ueberreste der Armee mit der des Fürsten zu Hohenlohe, General Rüchel und Herzog von Weimar in der Gegend des Ettersberges vereinigen sollten, um von da aus das Weitere anordnen zu können. General Kalckreuth mußte ferner die Arrièregarde machen und die Chaussee von Weimar verfolgen. Ein großer Theil der Colonne hatte bereits das tiefe Defilé bei Mattstedt passirt, als ich von der Höhe bei Oberroßla, im Grunde hinter Apolda, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Truppen verschiedener Gattung versammelt fand. Es blieb einige Zeit zweifelhaft, ob es französische oder preußische sein möchten, da man in dieser Gegend einen Theil der hohenlohe'schen Armee anzutreffen glaubte, obgleich von dieser Seite im Laufe des Tages kein anderer Rapport eingelaufen war als von dem Generalleutnant Rüchel bei Weimar, der, wie er sagte, bereit wäre, nach Umständen sich nach allen Seiten bewegen zu können, worauf ich ihm durch den Rittmeister Dorville sagen ließ, wie es mit uns aussähe (es war, noch ehe die Sache sich zu unserem Nachtheil entschieden hatte), und wie ich es gerne sehen würde, wenn er nach Möglichkeit, und [wenn] er keinen Feind vor sich hätte, uns zum Soutien heranrücken möchte.

Da es sich aber bald mit ziemlicher Gewißheit ergab, daß jene Truppen keine anderen als französische sein könnten, so mußte die ganze Colonne in dem Defilé Contremarsch machen, und man beschloß, auf dem linken Ufer der Ilm den Weg nach Weimar fortzusetzen. Eine durch den Rittmeister Blücher gemachte Patrouille bestätigte das Dasein der Franzosen hinter Apolda mit dem Zusatz, daß unsere und die sächsischen Truppen sich bereits gänzlich aus der Gegend zurückgezogen hätten. Dieser Rapport stimmte gänzlich mit der Aussage eines Officiers vom Füsilierbataillon Sobbe[1]), der sich mit dem Rest

[1]) Das Füselierbataillon Sobbe gehörte zum Rüchel'schen Corps.

des Bataillons an unsere Colonne geschlossen hatte. Es fing bereits an, Nacht zu werden; wir gingen, durch Boten geführt, auf Osmanstedt; die Regimenter Heising-Cürassiere und Irwing-Dragoner hatten die Tête der Colonne. Wir longirten fast immer die französischen Wachtfeuer, von denen wir nur durch die Ilm getrennt wurden. In Osmanstedt entdeckten wir fünf französische Chasseurs, die in der Dunkelheit vorbeischlüpfen wollten, die aber als Gefangene mitgenommen wurden, und nach deren Aussage der Feind nach der bei Weimar zu Gunsten seiner ausgefallenen Schlacht bereits den Ort innehabe und mit seiner Armee dorten biwakire. Natürlich mußte die Marschdirection unserer Colonne geändert werden, allein wohin sie zu führen, blieb schwer zu entscheiden, da man besorgen mußte, daß der Feind bereits von Eckartsberga aus vorwärts gegen Buttelstedt oder den Ettersberg gegangen sei. Zuerst beabsichtigte man, auf Erfurt zu gehen und sich, wenn es nicht anders wäre, mit der Cavallerie durchzuhauen. Nach eingegangenen Nachrichten aber schien der Weg auf Buttelstedt und Sömmerda noch freigeblieben zu sein; wir wählten also diesen letzteren und hatten das Glück, mit möglichster Vorsicht unseren Zweck zu erreichen. Hinter Buttelstedt trafen wir eine große Menge Bagage von allen möglichen Corps biwakirend an. Hier erfuhren wir zuerst mit einigen Umständen die erlittene unglückliche Niederlage des Fürsten zu Hohenlohe und Generals von Rüchel am vergangenen Tage. Alles, was wir hier und bei Markvippach trafen, wurde statt auf Erfurt auf Sömmerda dirigirt, wo ich um $^{1}/_{2}$8 Uhr Morgens eintraf. Leider kam unsere Colonne in dieser Nacht gänzlich auseinander; sie zertheilte sich nach allen Richtungen, wodurch ein großer Theil, der sich auf Erfurt gewandt hatte, am folgenden Tage gefangen wurde.

Stellung des Feindes. Ursachen des Verlusts der Bataille.

Es ist schwer, eine genaue Schilderung von der Stellung und den Bewegungen des Feindes vor und während der Bataille zu machen, da ein dicker, undurchdringlicher Nebel ihn unseren Blicken zu Anfang entzog, auch nachmals der anhaltende Pulverdampf wenig Uebersicht verstattete. Eigentlich scheint die Bataille sich durch eine affaire de rencontre engagirt zu haben, obgleich es wahrscheinlich ist, daß der Feind von unserer Annäherung und Stärke ziemlich genau zum Voraus unterrichtet gewesen ist. So viel man indessen zu übersehen im Stande war, formirte sich der Feind ungefähr mit uns parallel, seinen rechten Flügel bis über das Dorf Poppel hin, welches er besetzt hielt, bis auf die Höhen, die, durch ein Ravin getrennt, parallel mit denen gegen Eckartsberga zu laufen, während der linke sich bis gegen die Ilm erstreckte.

Er schien in mehreren Linien hinter einander zu stehen, die aber nicht durchgehends zusammenhängend waren. Das Vorrücken seinerseits geschah auch nicht im Zusammenhang, sondern mit einzelnen Bataillonen, die sich mit den ihnen entgegengestellten in ein lebhaftes Feuer einließen, ohne Bajonett- oder Colonnenattacken dagegen zu unternehmen. Der Feind beabsichtigte sehr

deutlich, unsere linke Flanke während des Gefechtes zu umgehen; jedoch geschah dieses nur mit einzelnen Haufen oder geschlossenen Colonnen von Infanterie und Cavallerie gemischt, wozu ihn das Terrain sehr begünstigte, indem er die vorerwähnten Höhen, die größtentheils mit Buschwerk bewachsen sind, immer longirte, ohne sich jedoch eigentlich dorten zu formiren, sondern sich mit einzelnen entfernten Kanonenschüssen und Tirailliren zu begnügen schien. Auf seinem linken Flügel war er noch weniger thätig und schickte bloß Tirailleurs vor, die sich mit unserer leichten Infanterie herumschossen und die einige Kanonen bei sich hatten. Zuletzt brachte er bloß einige Kanonen auf die vor Auerstedt befindlichen, von uns zuletzt besetzt gehaltenen Höhen. Nur mit ganz einzelnen Trupps folgte er in einiger Entfernung unserem Rückzug, bis gegen das Defilé von Auerstedt. Die feindliche Cavallerie hat sich wenig sehen lassen; sie soll zu spät auf den Platz gekommen sein[1]), ebenso ein Theil der Artillerie, der noch nicht heran gewesen sein soll.

Die Ursachen des Verlustes dieser Bataille sind vielfältig. Zuerst wußte man gar nichts Gewisses von dem eigentlichen Dasein und der Stärke des Feindes, da man Abends zuvor gar nichts entdecken konnte. Nach Aussage der am 13. eingebrachten Gefangenen, womit die Aussage der Landleute übereinstimmte, sollten sich drei Regimenter Chasseurs in dortiger Gegend befinden. Hierauf gründete sich das Zusammenziehen so vieler Cavallerie vor der Tête der Colonne und das rasche Vorgehen derselben unter Generalleutnant Blücher, da man stets besorgt war, diese feindliche Cavallerie nicht mehr einholen zu können. Der Verlust zweier reitenden Batterien und eine kopfscheu gemachte Cavallerie waren die Folgen dieses zu raschen Vorgehens, wobei die Cavallerie beträchtlich durch Kanonenfeuer und Kartätschen litt. Der undurchdringliche Nebel, der diesen Morgen die Atmosphäre anfüllte, hinderte gänzlich, den Irrthum zu rechter Zeit zu entdecken, in dem man sich in Ansehung der eigentlichen Stärke des uns gegenüber stehenden Feindes befand. Die Aussagen der Gefangenen, die wir erst jenseits Rehausen trafen, waren zu verschieden, um daraus ein Ganzes zu formen. Die Verschiedenheit der Angaben war bald 16000, bald 50000, bald 80000 Mann. Generalleutnant Blücher unterließ, einen Rapport über die veränderte Lage der Gegenstände zu machen; noch immer glaubte man daher, es mit einem kleinen Corps von höchstens 16000 Mann zu thun zu haben. Das rasche Vorgehen der Cavallerie veranlaßte das schnelle Folgen der Infanterie, die Blücher heran haben wollte, um seine avanturirte Cavallerie souteniren zu können. Hierdurch und durch den noch immer anhaltenden Nebel verleitet, formirte sich die Division des Generalleutnants Grafen Schmettau viel zu nahe am Feinde, ebenso die des Generalleutnants Grafen Wartensleben, die solches im kleinen Gewehrfeuer des Feindes zu Stande bringen mußte. Noch immer dauerte der Nebel fort, noch immer glaubte man aufs Höchste mit 16000 Mann unter Marschall

---

[1]) Marschall Davout beklagte sich später in einem Schreiben aus Posen (10. November 1806) bei dem Generalstabschef Berthier über General Viallanes, der das verspätete Eintreffen der Cavallerie verschuldet habe. Foucart, Campagne de Prusse (1806). I. Jéna. S. 669.

Davout zu thun zu haben. Der Feind schlug Marsch und rückte heran, man sah ihn kaum, man wollte sich nicht angreifen lassen, man wollte selbst angreifen, man avancirte ihm entgegen.

Allmählich verzog sich der Nebel; unterdessen aber, und zwar schon während dem Aufmarsche der 2. Division (Wartensleben), fiel der Herzog, mithin erhielt das Hauptcommando hierdurch einen wesentlichen Stoß. Man wußte indessen nicht anders, als daß sich alle drei Divisionen an einander hängend folgten; statt dessen aber war die des Prinzen von Oranien, nach Aussage des Prinzen durch die sich in Auerstedt wider die Ordre verfahrene Bagage, nach Aussage Anderer durch andere Aufenthalte gänzlich von der 2. abgekommen; mithin konnte sie nicht mehr da aufmarschiren, wo man es beabsichtigte, nämlich zur Verlängerung des rechten Flügels, sondern sie mußte getheilt werden, um die 2. und 3. Division zu unterstützen, da die Reserven noch gar nicht aufzufinden waren. Mithin mußte man sich auf eine sehr geringe Frontlinie einschränken, wodurch alle etwaigen Demonstrationen gegen die Flügel des Feindes von selbst wegfielen. Die außerordentlich späte Ankunft der zwei Reservedivisionen war, wie natürlich, ebenfalls sehr nachtheilig, da man, sobald es lichter geworden war, sich nicht mehr täuschen konnte, es mit einer sehr überlegenen Stärke zu thun zu haben.

Die Stellung des Feindes, der das dominirende Terrain hatte, welches in einer sehr allmählichen rasanten Abdachung nach uns herunter lief, war sehr vortheilhaft[1]); dabei konnte er von oben selbst im Nebel die Gegenstände leichter wie wir unterscheiden, da wir im Gegentheil seine ganze Stellung, wäre kein Nebel gewesen, aus eben dieser Ursache mit eins zu überblicken im Stande gewesen wären, mithin uns gewiß nicht so rasch und so weit vo avanturirt hätten, vielmehr die Armee zuerst gesammelt, um sie frühzeitiger und mehr rückwärts so zu formiren, als es die Lage der Sache erfordert hätte, wo man alsdann seine ferneren Dispositionen zu machen im Stande gewesen wäre und auch nicht verfehlt haben würde, um eine schnellere Formation zu bewerkstelligen, in mehreren Colonnen zugleich das Defilé von Auerstedt zu passiren, statt dessen hier die ganze Armee durch den Ort dieses Namens hat defiliren müssen.

Der Mangel an Verbindung zwischen den verschiedenen Truppenarten und ihre Unwissenheit in der Art, sich einander zu unterstützen, hat sich öfter an diesem Tage bewiesen, da weder Artillerie noch Cavallerie gehörig vertheilt war. Die Hauptursache bei letzterer war, daß man sie zu früh vorgerufen hatte, wodurch sie gleich aus aller Verbindung kam.

Die wenige Routine unserer Infanterie im richtig Schießen, das zu frühzeitige Schießen, und das genauere Schießen der feindlichen Infanterie hat uns nicht minder geschadet, da durch letzteres sehr viele Generale und Stabsofficiere, ohne der Officiere im Allgemeinen zu gedenken, todtgeschossen

---

[1]) Eine sehr anschauliche Beschreibung des Schlachtfeldes von Auerstedt, die obige Angaben bestätigt, gab neuerdings Borkowsky, Beilage Nr. 130 zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ vom 9. Juni 1899.

und blessirt worden sind, indem die Franzosen hauptsächlich auf sie ihr Feuer zu richten die Gewohnheit haben. Die wenige Energie und die Unentschlossenheit vieler Generale und Stabsofficiere hat nicht minder geschadet, desgleichen die Unordnung, mit der einige Regimenter sich formirt haben, der Mangel an Contenance, der leider einige ausgezeichnet, der eigentlich aus Mangel an Erfahrung entsteht und bei nicht aguerrirten Truppen nicht ungewöhnlich ist — alles dieses zusammen genommen mit den öfter sich ablösenden, frischen Truppen des Feindes, welches er bei seiner größeren Stärke an Infanterie leicht thun konnte, alles dieses ist schuld an dem ungünstigen Ausgang dieses Tages. Ebenso gewiß hat auch andererseits die Hitze, mit der Alles unüberlegt vordrang, um nur Theil am Siege zu nehmen, sowie unzeitige Bravour sehr nachtheilig gewirkt.

Sucht man den Grund in den strategischen Märschen Napoleon's, so kann ich dieser Meinung nicht beipflichten, denn wenngleich er uns strategisch umgangen hatte, so hatte er es doch nicht taktisch zu Anfang der Bataille thun können, und wäre kein Nebel gewesen, so daß man sich ordentlich zu formiren wäre im Stande gewesen, so hätte er es auch späterhin nicht thun können, obgleich diese Bewegung keinen großen Erfolg für ihn hatte. Durch sein strategisches Umgehen hatte er eigentlich noch nichts erreicht. Unsere Armee blieb immer concentrirt, er hatte kein Corps von dem anderen abgeschnitten, es blieb also in dieser Rücksicht partie égale, da wir mit fünf Divisionen in vollem Anmarsch gegen ihn waren. Es kam nur auf die Bataille an; diese entschied Alles. Gewannen wir sie, so warfen wir ihn in die Saale oder Unstrut, seine Retraite hätte ihn viel kosten sollen, und er würde gewiß nicht viel von seinen Truppen bis an den Rhein haben bringen können.

Schließlich habe ich noch eines Umstandes zu erwähnen, der, so geringfügig er auch scheinen möchte, doch nicht unwichtig genannt werden kann, und dieser ist der gänzliche Mangel an guten Specialkarten von diesen Gegenden[1]. Unbekanntschaft des Terrains überhaupt, auf dem wir fochten, da Keiner eine genaue Kenntniß davon hatte, ist uns nicht minder nachtheilig gewesen, sowie die Unterlassung, die nothwendigen Communicationen zu etabliren, ein großes Hinderniß für Cavallerie und Artillerie geworden ist.

Obiger Aufsatz ist das Product des ersten Eindrucks und etwa acht Tage nach der Bataille in Küstrin[2]) geschrieben worden. Seitdem haben die französischen Bulletins und andere, noch glaubhaftere Nachrichten vielerlei Irrthümer berichtigt. So hat es sich unter Anderem wirklich ergeben, daß — zu unserer Schande sei es gesagt — der Feind nicht stärker als 30000 Mann unter dem Marschall Davout gegen uns war; mithin ist es bloß der klugen Disposition des Feindes und seinem entschlossenen Benehmen und geschickter, erfahrener Manövrirfähigkeit zuzuschreiben, wenn es ihm geglückt hat, uns zu täuschen

[1]) Den Mangel an Specialkarten erwähnt gelegentlich auch Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 291.

[2]) Vergl. oben S. 383, Anmerkung.

und sich stärker glauben zu machen, so daß dieser Eindruck den unsrigen, gänzlich unerfahrenen, ohne Disposition, Zusammenhang, Führung hin- und herschwankenden Truppen so sehr imponirt hat, daß kein einziger kräftiger Entschluß und wohlgeordneter, energischer Angriff erfolgt ist. Das Zusammentreffen der gegenseitigen Armeen scheint auf beiden Seiten gleich unvermuthet stattgefunden zu haben, indem die feindliche Armee, die erst in der Nacht das Defilé von Kösen passirt hatte, in der Absicht detachirt war, um die unsrige, die Napoleon noch zwischen Weimar und Jena glaubte, im Rücken zu nehmen, während er von Jena und Kamburg her den Hauptangriff auf die ihm gegenüber stehende preußisch-sächsische Armee unter Fürst Hohenlohe unternahm [1]).

---

[1]) Hieran schließt sich in der Handschrift eine vom König aufgestellte detaillirte „Berechnung der muthmaßlichen Stärke der Armee am 14. October 1806 bei Auerstedt und Jena". Der König, der die Bataillone immer nur zu 700 Mann ansetzt, berechnet die drei Divisionen der Hauptarmee auf je 9100 Mann, zusammen also 27 300 Mann; die beiden Reservedivisionen auf 15 700 Mann; die zehn Schwadronen Blücher's auf 1000 Mann, im Ganzen also die Hauptarmee 44 000 Mann (Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 425: 50 000 Mann, wobei die Bataillone auf 750 Mann veranschlagt sind). Die bei Jena kämpfenden Truppen berechnet der König auf 46 800 Mann (Hohenlohe mit Tauentzien 34 100, Rüchel 12 700 Mann). Vergl. hierzu Lettow-Vorbeck, Bd. I, Anlagen IV und V. Endlich veranschlagt der König noch die Reservearmee hinter der Weichsel auf 21 900 Mann.

Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866
unter dem Oberbefehl
Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Persönliche Erinnerungen
von
J. von Verdy du Vernois.

III. Versammlung der II. Armee an der Elbe.

Der Morgen des 28. Juni, der wiederum mit großer Hitze einsetzte, sah uns früh im Sattel. Mit äußerster Spannung blickten wir den Ereignissen entgegen, welche dieser Tag uns bringen würde. Mußte es an ihm sich doch entscheiden, ob unser Vordringen durch das Gebirge gelingen oder mißglücken würde. Die am 27. früh noch bestandene Unsicherheit, ob der Vormarsch der österreichischen Hauptkräfte schon so weit gelangt wäre, daß wir mit ihnen in Berührung kommen konnten, hatte sich durch die Kämpfe des V. und I. Corps in die Gewißheit umgewandelt, daß sich dieselben bereits in unserer Nähe befanden. Inwieweit es nun dem V. Armeecorps wie den Garden gelingen würde, ihre heutige Aufgabe zu lösen, hing im Wesentlichen davon ab, welchen Gebrauch der Gegner von seinen Kräften machte; möglicher Weise war er bereits in der Lage, sich sogar gegen beide Corps gleichzeitig mit Ueberlegenheit zu wenden.

Unter diesen Umständen hatte der Kronprinz von der am vorhergegangenen Nachmittage gefaßten Absicht, auch den heutigen Tag bei dem V. Corps zu verbringen, Abstand genommen und ritt mit uns in westlicher Richtung nach Kosteletz. Hier befand Er sich in der Mitte der Armee und somit in der Lage, je nach den Ereignissen bei den einzelnen Corps den Zusammenhang der gesammten Operationen erhalten zu können.

Auf einer Höhe hart östlich des Dorfes saßen wir ab und verblieben auch auf derselben, bis die Entscheidungen bei den inzwischen in den Kampf gerathenen Garden und dem V. Corps gefallen waren. Nach Süden hin beschränkten die vorliegenden, zum Thale der Aupa abfallenden Höhen die Aus-

sicht; nur die über diese emporsteigenden Rauchwolken wie der aus dieser Richtung herübertönende Kanonendonner gaben Kunde von einem gegen Skalitz hin bereits entbrannten Gefecht. Nach Westen war dagegen eine größere Strecke des Geländes zu übersehen. Jenseits der an unserer Höhe vorbeifließenden Aupa stieg dasselbe allmählich an und gestattete, einen Theil der über Eypel vordringenden Garden in ihren Bewegungen zu beobachten. Deutlich ließ sich erkennen, wie deren Batterien nach einander in das Gefecht mit feindlicher Artillerie traten.

In der Nähe unserer Aufstellung hatten verschiedene Abtheilungen biwakirt und befanden sich bei unserem Eintreffen zum Theil noch dort. Es waren dies: die schwere Cavalleriebrigade des Gardecorps (die Regimenter Garde du Corps und Gardecürassiere nebst einer reitenden Batterie) unter Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albrecht Sohn, Gardepioniere und einige Colonnen. Bald nach unserem Eintreffen rückte auch die Reserveartillerie des Gardecorps unter Prinz Kraft Hohenlohe heran, gedeckt durch ein Bataillon und eine Escadron, und verblieb vorläufig hier.

Von Steinmetz lief zunächst die Meldung ein, daß er sich bedeutender feindlicher Ueberlegenheit gegenüber im Gefecht befände und um Verstärkung bitten müsse. Schwer angänglich war es, der ebenfalls bereits in das Gefecht getretenen Garde gerade jetzt irgend welche Truppen zu entnehmen; der Masse ihrer Artillerie, die sich bei uns befand, konnten wir sie ebenso wenig berauben; aber, um wenigstens Steinmetz etwas zu bieten, befahl der Kronprinz der schweren Garde-Cavalleriebrigade, zu ihm zu stoßen. Diese trabte auch sofort in südlicher Richtung ab; einige Zeit lang konnten wir sie noch mit unseren Augen verfolgen, sahen auch noch, wie ihre Batterie abprotzte, und die Brigade Halt machte und sich entwickelte. Doch bald wurde die Vorbewegung fortgesetzt, wobei sie unseren Blicken gänzlich entschwand.

Von uns wurden nach einander Burg und Hahnke zum Gardecorps und die Adjutanten Major von Gaffron und Hauptmann Kroseck zum V. Corps entsandt. Die an unserem Standpunkt vorgefundenen Pioniere erhielten den Auftrag, ein paar weiter südlich befindliche Uebergänge der vor uns vorbeilaufenden Bahn Schwadowitz-Josefstadt zu zerstören, ein Auftrag, dessen Ausführung uns später leid that, da diese Zerstörung dem Feinde weiter keinen Schaden bereitete.

Vom I. Armeecorps hatten wir noch immer keine Meldung, hofften aber mit Bestimmtheit, daß es gemeinschaftlich mit den Garden den ihnen gegenüber befindlichen Feind bekämpfen würde. Inmitten der schwierigen Lage, in der wir uns unstreitig befanden, erreichten uns gerade jetzt noch Nachrichten, die wenig erfreulicher Natur waren; ein Telegramm, welches die Niederlage von Langensalza mittheilte, sowie ein zweites, durch das wir Kunde von dem Siege der Oesterreicher bei Custozza über die Italiener, unsere Verbündeten, erhielten.

Inzwischen hatte sich das Feuer von beiden Gefechtsfeldern her wesentlich verstärkt; immer mächtiger und immer zusammenhängender wurde der Donner der Kanonenschüsse vernehmbar; beide Corps standen unverkennbar in recht

ernsten Gefechten. General von Blumenthal wandte sich an mich, der ich unter Anderem die Bewegungen der Oesterreicher zu verfolgen hatte, mit der Frage: „Wie viel meinen Sie wohl, daß Steinmetz dort sich gegenüber hat?" Ich antwortete: „Er stößt sicher auf ein frisches Corps, aber es muß noch ein zweites in der Nähe sein, und wenn die Oesterreicher richtig disponirt haben, kann er sogar noch ein drittes Corps vor sich finden." Diese Antwort war, wenn man die Lage erwägt, in der wir uns in jenen Stunden befanden, keineswegs eine erfreuliche; sie hat sich überdies späterhin auch als zutreffend erwiesen. Aber der Eindruck, den sie damals auf den General, den nie die unerschütterlichste Ruhe und Zuversicht verließ, machte, war nur der, daß er seine Feldmütze hinten in den Nacken schob, mit der Hand durch die Haare fuhr und sagte: „Wie schade, daß wir nicht bei Steinmetz sein können! Da möchte ich doch mal ansehen, wie der Alte mit ihnen fertig wird!"

Se. Königl. Hoheit der Kronprinz aber rief uns hierauf alle zu sich. Auf seinen Säbel gestützt, das klare Auge auf uns geheftet, trug er selbst uns noch einmal die ganze Lage seiner Armee auf das Eingehendste in klarster Weise vor und recapitulirte die Anordnungen, welche getroffen waren, sowie die Erwägungen, welche sie hervorgerufen hatten, indem er gleichzeitig auf die hohe Bedeutung des Tages hinwies. Hieran knüpfte er die Frage, ob noch irgend Jemand einen Gedanken habe, der zum Gelingen des Ganzen beizutragen vermöchte. Als wir dies verneinten, schloß er mit den Worten: „Nun, dann haben wir unsere Pflicht gethan; nach allen Richtungen hin ist nach unserem besten Wissen erwogen und angeordnet, was nach unserem Verständniß geschehen muß und kann; das Uebrige steht in Gottes Hand!" Und keine Spur von Aufregung, nicht das geringste Merkmal pessimistischer Gedanken beherrschte den hohen Führer; kaltblütig verfolgte er mit höchster Aufmerksamkeit den Gang der Gefechte und hörte mit größter Ruhe alle eingehenden Meldungen an, auf welche hin er seine weiteren Anordnungen traf[1]).

Bald darauf machte eine eigenartige Erscheinung einen sehr bedenklichen Eindruck. In der Richtung, in welcher die Straße von Nachod nach Hronow sich links rückwärts von uns hinzog, erhoben sich plötzlich dichte, massige Staubwolken, die sich in ununterbrochener Reihenfolge über die Kammlinien der Höhen aufthürmten und eilig auf Hronow fortwälzten. Der Gedanke lag nahe, daß sie von schnell zurückeilenden Truppen oder wenigstens von Wagencolonnen, die sich im raschen Abzuge befanden, herrührten, ein Anzeichen, daß die Dinge beim V. Corps schlecht ständen und dasselbe bereits eine rückwärtige Bewegung angetreten oder eingeleitet hätte. Es währte geraume Zeit, bis daß wir, durch die immer von Neuem aufsteigenden Staubwolken irritirt, uns beruhigen konnten. Ob nun zufällige Windströmungen in dem Gebirgsthale diese Erscheinung hervorgerufen hatten, oder ob thatsächlich einige Colonnen von Fahrzeugen hier zurückgegangen waren, haben wir nicht erfahren. Von

---

[1]) Obige Aeußerungen Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen wie des Generals v. Blumenthal habe ich schon in den Aufsätzen über 1870/71 in der „Deutschen Rundschau" wie in dem Buche „Im Großen Hauptquartier" mitgetheilt.

einer Entsendung von Officieren dorthin wurde Abstand genommen, da wir sehr bald über einen siegreichen Fortgang des Gefechtes bei Skalitz Nachricht erhielten. Wie vorhin erwähnt, waren die Pioniere zur Zerstörung von Eisenbahnbrücken entsandt worden. Der erste Ingenieurofficier der Armee, welcher unserem Stabe angehörte, Generalmajor von Schweinitz, hatte dem Detachement den Premierleutnant Pirscher, einen seiner Adjutanten, beigegeben, um die Meldung von erfolgter Zerstörung schnell zu erhalten. Da es sich aber an Ort und Stelle ergab, daß die Vorarbeiten zum Sprengen längere Zeit in Anspruch nehmen mußten, hatte dieser umsichtige Officier es vorgezogen, statt überflüssiger Zuschauer bei den Arbeiten zu sein, sich auf das nahe gelegene Gefechtsfeld zu begeben. Er kehrte von dort zu uns zurück, nachdem er eine sehr gute Uebersicht über den Stand des Gefechtes gewonnen hatte, über dessen erfolgreichen Fortgang er zu berichten vermochte. Dieser Bericht wurde jetzt auch durch den Augenschein bestätigt, indem deutlich die aufsteigenden Pulverdampfwolken ein Fortschreiten des Gefechtes erkennen ließen.

Beim Gardecorps hatten wir von unserem Standpunkt aus ebenfalls ein fast ununterbrochenes Vorschreiten unserer Truppen, sowie das Abfahren mehrerer in den Kampf getretener österreichischer Batterien beobachten können. Auch von diesem Gefechtsfelde kehrte Hauptmann von Hahnke mit guten Nachrichten zurück.

Es war schon spät am Nachmittage, als die am Morgen zum V. Corps entsandten Officiere, Major von Gaffron und Hauptmann Kroseck, wieder zu uns stießen; sie brachten Gewißheit über den neuen Sieg des Generals von Steinmetz, der noch heftiger und verlustreicher als der gestrige verlaufen wäre. Skalitz befand sich in unseren Händen. Prinz Adalbert war wieder inmitten des Infanteriegefechtes gewesen, Leutnant von St. Paul, der für seinen erkrankten Bruder sich bei ihm als Adjutant befand, war an seiner Seite erschossen worden.

Wir begaben uns nun nach Kostelez, wo der Kronprinz noch einige Augenblicke bei den dort liegenden Verwundeten des 3. Garde-Ulanenregiments verweilte, das gestern ein sieghaftes Gefecht gegen Mexico-Ulanen gehabt hatte, und von dort nach Eypel, welche Ortschaft bereits durch den Armeebefehl als Hauptquartier in Aussicht genommen war. Der Ort selbst war voll Verwundeter der Garde und des österreichischen X. Corps; einzelne Abtheilungen der Garde befanden sich noch in der Nähe, weitere Befehle erwartend. Zu ihnen begab sich der Kronprinz. Hier erfuhren wir, wie heftig der Kampf gewesen und wie ruhmvoll er durchgeführt worden war. Insbesondere hatte das 2. Bataillon des Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments sehr erhebliche Verluste erlitten; sein Commandeur, der auch in weiten Kreisen durch seine ansprechenden Poesien bekannte Oberstleutnant von Gaudy, hatte den Heldentod gefunden; auch Hauptmann von Witzleben war geblieben. Ich ritt etwas früher nach Eypel zurück und sah, eben vom Pferde abgestiegen, in der Nähe einen Zug Ulanen halten, welche ich an den dunkelrothen Kragen schon von Weitem als 10. Ulanen erkannte, die unserer Cavalleriedivision angehörten. Begierig, von dieser Division etwas zu hören, näherte ich mich

dem Zuge, dessen Führer, Leutnant von Rosenberg, meldete, daß er zur Aufsuchung der Verbindung mit dem Gardecorps abgesandt wäre. Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich dabei, daß sich die Division noch jenseits des Gebirges befände, und zu meinem größten Erstaunen, daß das I. Corps an dem Gefechte der Garden nicht theilgenommen hatte, sondern am Abend und in der Nacht wieder bis in die alten Biwaks bei Liebau und Schömberg zurückgegangen wäre, woselbst es auch den 28. verblieben sei. Ich führte Leutnant von Rosenberg sofort zum General von Blumenthal, welcher mit uns zum Kronprinzen eilte. Das Verhalten des Generals von Bonin erschien uns fast unglaublich, indes vermochten wir die Beweggründe für dasselbe noch nicht zu übersehen. Leider wurde durch den nunmehr auch von der Garde zurückkehrenden Major von der Burg bestätigt, daß das I. Armeecorps an dem Gefecht desselben keinen Antheil genommen hatte.

Die Einzelheiten, welche Leutnant von Rosenberg über den Rückmarsch zu berichten vermochte, lauteten ebenfalls nicht unbedenklich; ob die Oesterreicher Trautenau besetzt gehalten oder wieder zurückgegangen wären, entzog sich seiner Kenntniß. Ueber letzteren Punkt vermochte Major von der Burg jedoch Auskunft zu geben. Trautenau befand sich wieder in unseren Händen; der Commandirende des Gardecorps, Prinz August von Württemberg, hatte bereits sein Hauptquartier dort aufgeschlagen. Feldmarschallleutnant Freiherr von Gablenz war zwar am Morgen noch im Besitz der Stadt gewesen, doch hätte ihn die Anwesenheit der Garde in seiner Flanke wohl veranlaßt, dieselbe zu räumen und den Rückzug zunächst auf Königinhof anzutreten; hierbei sei er jedoch von dem Vorstoß der Garde getroffen und nach heftigem Gefecht genöthigt worden, in Richtung auf Arnau auszuweichen.

Dem General von Bonin wurde der Befehl sofort geschickt, Angesichts desselben über Trautenau auf Arnau zu marschiren. An Se. Majestät wurde ein kurzer Bericht über die Ereignisse, welche sich jetzt schon in ausreichender Weise übersehen ließen, aufgesetzt und abgesandt, nachdem schon auf der Höhe von Kosteletz, sobald der glückliche Ausgang des Gefechts von Skalitz feststand, Benachrichtigung hiervon an General von Moltke und den Prinzen Friedrich Carl ergangen war. Diese Telegramme mußten jedoch noch zunächst nach Reinerz befördert werden, wo sich die nächste Station befand.

Nachdem auch noch die übrigen Befehle für den nächsten Tag ausgefertigt waren, in Folge deren das Gardecorps Königinhof, das V. Corps Gradlitz erreichen und das VI. Corps aus der Grafschaft Glatz über Nachod diesem folgen sollte, sprach der Kronprinz die Absicht aus, sich selbst nach Trautenau zu begeben, um von dort aus unmittelbar auf das I. Corps einwirken zu können. General von Blumenthal trat dieser Ansicht bei; er hatte allerdings noch einen Grund dafür, den er für sich behielt, nämlich den, daß wir in dem weiten Zwischenraum, der zwischen Garde und V. Armeecorps noch bestand, in die vorderste Linie gerathen waren, und daß sich keine deckenden Truppen in der Nähe befanden; er hielt daher die Lage für den Kronprinzen zu gefährdet.

Während der General mit uns in Eypel verblieb, begab sich nunmehr der Kronprinz, unter Führung von Burg, der sie übernommen hatte, da

ihm die Verhältnisse bekannt waren und er wohl wußte, daß die Gegend noch durch die Ueberreste einer zersprengten österreichischen Brigade unsicher erschien, mit seinen persönlichen Adjutanten, Jasmund und Eulenburg, mittelst Wagen nach Trautenau.

Die Fahrt begann bei einbrechender Dunkelheit. Burg wählte einen Weg, der in der Nähe der Grenze lief; bei einzelnen Brücken fand man die Bohlen abgeworfen, die erst wieder festgelegt werden mußten, doch wurde Trautenau glücklich zwischen zwei und drei Uhr am Morgen des 29. erreicht. Ein Doppelposten rief die Fahrenden unweit des Ortes an und forderte die Losung; diese kannte die Begleitung nicht. Da rief der Kronprinz aus dem Wagen: „Grenadier, kommen Sie näher!“ Es war noch stockfinster, aber die Antwort lautete: „Zu Befehl, Königliche Hoheit.“ Es war zufällig ein Mann, der die Stimme des Kronprinzen kannte. Als der Wagen endlich auf dem Marktplatz von Trautenau anhielt, sagte der Kronprinz zu Burg: „Das war ja eine nette Nachtfahrt; nicht ganz ungefährlich. Ich habe wohl gesehen, wie Sie ab und zu die Karte mit dem Revolver vertauschten.“ (Burg hatte seinen Platz auf dem Bock genommen.) In einem Hause am Markt war noch ein erleuchtetes Zimmer zu sehen; Burg und Eulenburg gingen dort hinauf und fanden in demselben einen österreichischen Soldaten angezogen auf dem Bette liegend. Dieser mußte das Feld räumen, und der Kronprinz nahm von dem Zimmer Besitz, während sich seine Begleiter vor demselben auf herbeigeschafftem Stroh lagerten. Am Morgen war der Kronprinz früh auf. „Das Bett habe ich aber nicht benutzt,“ äußerte der Hohe Herr.

Major von der Burg hatte im mexicanischen Kriege, den er — damals Militärattaché in Paris — bei dem französischen Expeditionscorps mitmachte, sich bereits in hervorragender Weise ausgezeichnet. Der Beginn des Feldzuges von 1866 bot ihm Gelegenheit, sich besonders nützlich zu erweisen, und der Kronprinz sagte ihm an diesem Abend: „Diese beiden Tage werde ich Ihnen in meinem Leben nicht vergessen.“ Wie unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit von Ihm stets bewahrt wurden, so auch in diesem Falle. Der edle Fürst erhielt Burg diese Gesinnungen bis zu seiner letzten Stunde. Als am Beisetzungstage Sr. Majestät weiland Kaiser Wilhelm's des Großen Burg, der inzwischen zum General der Infanterie avancirt und bei dieser Gelegenheit zu Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Italien commandirt war, das Glück hatte, den schwer leidenden Kaiser Friedrich noch einmal zu sehen, umarmte ihn der edle Dulder, und ihn wiederholt küssend, zeigte er nach oben: „Dort sehen wir uns wieder,“ sollte es heißen, — sprechen konnte er nicht. Der General bezeichnet diese Scene als die ergreifendste seines Lebens, — ein Jeder wird ihm dies nachfühlen! —

Als ich in der Nacht vom Bureau nach meinem Quartier zurückging, traf ich in der Dorfstraße Hauptmann von Knobelsdorff von den Gardefüsilieren, mit dem ich früher gemeinschaftlich im Generalstabe gearbeitet hatte. Er hatte eine schwere Verwundung im Arme, die ihn nicht ruhen ließ. Mit freudigem Stolze erzählte er mir noch von dem über alles Lob erhabenen Verhalten der Mannschaften seiner Compagnie und von ihren Erfolgen.

Die Siege von Skalitz und Soor — letzteren Namen erhielt das Gefecht des Gardecorps — hatten uns schwerer Sorge enthoben. Durch sie waren die Debouchéen des Gebirges gesichert, war die Heranziehung des I. und VI. Armeecorps nicht mehr in Frage gestellt. Zwar konnte erst der folgende Tag die drei nächsten Corps von uns an der Elbe so weit genähert sehen, daß ihre gemeinschaftliche Verwendung für eine Schlacht zu ermöglichen gewesen wäre. Aber es erschien, nachdem drei österreichische Corps Niederlagen und in ihnen ganz erhebliche Verluste erlitten hatten, mehr als wahrscheinlich, daß sich nunmehr größere Massen des Feindes diesseits der Elbe nicht mehr würden in den Weg stellen. Wir konnten daher mit dankerfülltem Herzen in voller Ruhe über die allgemeine Lage uns zum Schlaf niederlegen; an die eigene Gefährdung in Bezug auf die vorgeschobene Lage des Hauptquartiers dachte Keiner mehr.

29. Juni.

Früh wurde aufgebrochen, und General von Blumenthal ritt mit uns auf dem großen Wege bis an die Chaussee, welche von Königinhof nach Trautenau führt, und dann nach letztgenanntem Ort, um wieder zum Kronprinzen zu stoßen.

Da wir somit das gestrige Gefechtsfeld durchzogen, trafen wir überall noch auf zahlreiche Spuren des Kampfes. Kaum hatten wir das lange Defilee von Eypel hinter uns, als wir auf eine Abtheilung des 2. Bataillons Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments stießen; es waren einige Officiere und etwa vierhundert Mann. Der mir bekannte Führer derselben, Hauptmann von der Goltz, meldete nach seiner Ueberzeugung, daß dieses Häuflein der Rest des tapferen Bataillons wäre. Ich suchte ihn mit den Worten zu trösten: „Warten Sie den heutigen Abend ab, da wird schon eine größere Zahl sich wieder zusammengefunden haben.“ — Zum Glück ging dieser Trost in Erfüllung; bei dem aufreibenden Kampfe des Bataillons gegen eine ganze feindliche Brigade hatten, in der Verfolgung des Feindes begriffen, Theile desselben die Richtung auf Trautenau eingeschlagen und waren dort zum Regiment gestoßen. Während des Gefechts war ihm das 1. Bataillon des Regiments unter Oberstleutnant von Böhn noch rechtzeitig zu Hülfe gekommen, und dasselbe hatte, nachdem nach einiger Zeit auch das Regiment Elisabeth eingriff und in wirksamster Weise dem Gegner in die Flanke fiel, schließlich mit der Zersprengung der Brigade Grivivics siegreich geendet.

In der Fortsetzung unseres Weges stießen wir mehrfach auf vereinzelte Biwaks, die sich, je mehr wir uns Trautenau näherten, vergrößerten; das Schlachtfeld war schon theilweise aufgeräumt, doch lagen noch vielfach Todte umher; dagegen war für die Verwundeten bereits in umfassendster Weise gesorgt worden. Nur an einer Stelle, an welcher sich keine Truppen von uns in der Nähe befanden, hörten wir aus dem dichten Getreide heraus langgedehnte Klagerufe herüberschallen. Einer von unseren Officieren, der sich in Folge dessen dorthin wandte, entdeckte noch einen schwer verwundeten österreichischen Infanteristen, dessen Transport nach einem Feldlazareth demnächst veranlaßt wurde.

Hart an der Chaussee erregte ein frisch aufgeworfener Grabhügel, geschmückt mit Helm und Säbel der Gardefüsiliere, unsere Aufmerksamkeit. Auf Befragen hörten wir zu unserem großen Bedauern, daß dort der einzige, jugendliche Sohn unseres, dem Generalstabe angehörenden, von uns wie in den weitesten Kreisen hochgeschätzten Obersten von Sydow ruhe. Er hatte am Tage vorher hier den Heldentod gefunden.

Auf dem Marktplatz von Trautenau angelangt, fanden wir auf demselben eine große Anzahl von Sanitätsfahrzeugen und Bagagewagen, alle jedoch ordnungsmäßig aufgefahren; in den Vorhallen der Häuser (Lauben) lagen auf Stroh gebettet zahlreiche verwundete Oesterreicher, bei denen jedoch keiner ihrer Aerzte verblieben war; andere Verwundete sahen aus den Fenstern auf das bewegte kriegerische Leben, das sich sonst noch in mannigfacher Gestalt vor ihren Blicken entfaltete[1]).

Hier traf auch bald der Kronprinz ein. Derselbe hatte am frühen Morgen längere Rücksprache mit dem Prinzen August von Württemberg gehabt, auch sich von diesem dabei den Gang des gestrigen Gefechtes auseinandersetzen lassen und war dann zu den tapferen Truppen geeilt, um so Vielen, als es die Zeit erlaubte, die wohlverdiente Anerkennung persönlich auszusprechen. Jetzt lief auch die Meldung ein, daß das I. Armeecorps im Anmarsche sei und binnen Kurzem durch Trautenau defiliren werde. Bald darauf erschien auch General von Bonin mit seinem Stabe. Der Kronprinz, welcher hierher zurückgekehrt und vom Pferde gestiegen war, harrte so lange aus, bis fast sämmtliche Abtheilungen des Armeecorps vor ihm vorbeimarschirt waren. Schweißtriefend und staubbedeckt und von der sengenden Mittagssonne getroffen, bewahrten die Mannschaften dennoch eine stramme Haltung. Auffallend war es, daß sämmtliche Truppentheile die Helmbeschläge geschwärzt hatten, — eine Eigenmächtigkeit des commandirenden Generals, die sich jetzt nicht mehr abstellen ließ. Nach dem Vorbeimarsch hatte der Kronprinz in einem in der Nähe befindlichen Hause mit dem General von Bonin eine sehr ernste Unterhaltung, über welche nachher verschiedene Lesarten verbreitet wurden; dann suchte er wiederum Verwundete auf, und so wurde es Nachmittag, als wir, auf der Königinhofer Chaussee zurückreitend, in dem zum Hauptquartier bestimmten Dorfe Praußnitz eintrafen. Inzwischen war das Gardecorps auf Königinhof marschirt, während das I. Armeecorps seinen Marsch in Richtung auf Arnau bis Pilnikau fortsetzte.

Noch während unseres Rittes vernahmen wir von Süden her wiederum Geschützfeuer; es mußte also ein erneutes Gefecht der Garden in der Gegend von Königinhof stattfinden. Der Widerhall an den Bergen ließ zeitweise diese Kanonenschüsse so nahe erscheinen, daß wir stets glaubten, das Gefecht müßte hinter der nächsten Welle der kleinen Erhebungen, welche sich mehrfach unserem Wege vorlegten, entbrannt sein. Auf der Kammlinie dann angelangt, war

[1]) Eigenthümlicher Weise habe ich den Marktplatz von Trautenau an demselben Tage und zu derselben Stunde genau nach fünfundzwanzig Jahren wieder betreten, indem ich, damals in Johannisbad weilend, einer Einladung des Bezirkshauptmanns von Trautenau folgte.

aber nirgend etwas zu sehen, nicht einmal aufsteigender Pulverdampf. In Praußnitz-Kaile angelangt, erhielten wir als Lösung der Frage, was vorgegangen sei, die Meldung von einem glücklichen Gefecht der Avantgarde des Gardecorps, durch welches sich dieselbe in den Besitz von Königinhof gesetzt hatte, und bei dem wiederum eine Fahne erobert worden war.

Auch aus der Richtung her, in welcher sich das V. Corps vorbewegte, glaubte man vereinzelte Kanonenschüsse zu vernehmen. Da von dort aber keine Meldung einging, wurde Hauptmann von Hahnke noch am Abend zum General von Steinmetz geschickt. Immerhin konnte jetzt bereits damit gerechnet werden, daß auch das V. sowie das VI. Armeecorps die vorgeschriebenen Marschziele Gradlitz, bezüglich Skalitz am heutigen Tage erreicht hatten. Allerdings war Hahnke im Raume zwischen Garde- und V. Corps noch auf österreichische Patrouillen gestoßen, über deren Streifereien er zunächst in Praußnitz Meldung machte, bevor er auf einem Umwege das V. Corps zu erreichen suchte und auch glücklich erreichte.

An Se. Majestät den König konnte nunmehr der volle Erfolg, den die bisherigen Operationen gehabt hatten, berichtet werden. Der schwierige Durchzug und das Heraustreten der II. Armee aus dem Gebirge waren durch eine Reihe siegreicher Kämpfe glücklich erreicht worden. Zu vereinigtem Handeln bereit standen die gesammten Streitkräfte an der Elbe.

Bevor aber der von der obersten Heeresleitung „in Richtung auf Gitschin“ ursprünglich angeordnete Marsch nunmehr weiter verfolgt werden konnte, bedurften die Truppen, nachdem sie in glühender Hitze auf den Gebirgswegen ununterbrochen in Bewegung gewesen und dabei die heftigen Gefechte geliefert hatten, dringend nothwendig einiger Ruhe. Außerdem war es unumgänglich erforderlich, daß die weiteren Operationen in vollem Einklange mit den Vorbewegungen der I. und Elb-Armee angeordnet wurden. Wir hatten den Feind in unmittelbarer Nähe jenseits der Elbe, auf dem rechten Ufer des Flusses vor uns, dessen Ueberhöhung dem Gegner die Einnahme einer sehr starken Stellung bot; dorthin hatten sich seine von uns geschlagenen Heerestheile zurückgezogen; es waren dies das VI., VIII. und X. Corps. Daß am heutigen Tage Steinmetz erneut ein siegreiches Gefecht bei Schweinschädel gegen ein frisches österreichisches Corps, das IV., gehabt, war uns gegen Abend — so weit ich mich entsinne — noch nicht bekannt. Waren nun auch die ersterwähnten drei Corps durch die Kämpfe sehr mitgenommen, so wurde ihre Widerstandskraft jedenfalls durch die starke Stellung an der Elbe sehr gehoben. Ueberdies konnten sie jeden Augenblick noch durch andere Corps der Nord-Armee verstärkt werden, insoweit diese nicht gegen unsere beiden anderen, unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl heranrückenden Armeen Verwendung fanden.

Jedenfalls mußte das weitere Vorrücken des Prinzen unserer Armee in Bezug auf das Ueberschreiten der Elbe eine wesentliche Erleichterung schaffen. Bei uns hatte sich übrigens die Ansicht gebildet, daß der bisherige Anmarsch der I. und Elb-Armee in Betracht der ihnen gegenüber befindlichen Streitkräfte (Sachsen und I. österreichisches Corps) viel zu vorsichtig und mithin zu

langsam erfolgt sei. Schwierigkeiten der Verpflegung sollen dabei von Einfluß gewesen sein. Im Uebrigen waren wir in den letzten Tagen bei den vorschreitenden Bewegungen und Störungen im telegraphischen Betriebe nicht ausreichend unterrichtet über die von ihnen erreichten Punkte. Wir wußten nur, daß die I. Armee Turnau passirt hatte.

Es waren also zwingende Gründe in Rücksicht nicht nur auf die Truppen, sondern auch in Bezug auf die gemeinschaftlichen Operationen der drei Armeen, welche es dem Kronprinzen wünschenswerth erscheinen ließen, den Corps am 30. Juni möglichst Ruhe zu gewähren. Es wurde daher noch am Abend ein Befehl erlassen, welcher darauf hinwies, sich der Uebergangspunkte über die Elbe morgen nur dann zu versichern, wenn dies ohne Gefecht erfolgen könnte; die Flußübergänge sollten aber recognoscirt und Alles zu einem Uebergange vorbereitet werden. Für einen solchen waren das I. Armeecorps und die Cavalleriedivision auf die Gegend von Neustädtl, das Gardecorps auf Königinhof und das V. und VI. Corps auf Burg und Schurz angewiesen.

So bildete der 29. Juni den Abschluß der ersten Operationen, welche der Kronprinz mit seiner Armee zu erreichen hatte. Die vorgeschriebene Aufgabe war in glänzendster Weise in kürzester Frist erreicht worden.

Der Kronprinz hatte in Praußnitz Unterkunft in der Wohnung des Pfarrers genommen, in dessen Gehöft am Abend wir uns zum gemeinschaftlichen Essen zusammenfanden, für welches die große Tafel im Freien auf dem Hofe aufgeschlagen war.

Am 30. Juni verließ Seine Majestät der König mit dem Großen Hauptquartier Berlin und traf am Nachmittage in Reichenberg ein.

Bei unserer Armee wurde der Tag zu eingehenden Erkundigungen über die Verhältnisse an der Elbe benutzt. Schon frühzeitig hatte eine lebhafte Kanonade in Richtung des V. Corps uns aus dem Schlaf geweckt, doch kehrte Hauptmann von Hahnke mit der Meldung zurück, daß es sich bei derselben um kein ernstes Gefecht handele, nur eine Beschießung der beiderseitigen Artillerie hätte stattgefunden.

Seine Königliche Hoheit begab sich mit einem Theile des Stabes zum Gardecorps nach Königinhof, woselbst eine Besprechung mit dem commandirenden General desselben, Prinzen August von Württemberg, stattfand. Die jenseitigen, ziemlich steilen und bewaldeten Höhen, welche den in unseren Händen befindlichen linken Thalrand der Elbe überragten, hielten österreichische Jäger noch besetzt. Frisch aufgeworfene Batterie-Emplacements hatten die natürliche Stärke der Stellung noch um ein Bedeutendes vermehrt, so daß ihr unmittelbarer Angriff sich überaus schwierig gestalten und bedeutende Opfer kosten mußte. Immerhin war der Angriff trotzdem ausführbar, da sich unserem rechten Flügel — dem I. Corps bei Arnau — gegenüber kein Feind mehr befand und somit durch den Uebergang dieses Corps daselbst über die Elbe eine erfolgreiche Einwirkung gegen Flanke und Rücken des vor Königinhof befindlichen Gegners zu erwarten stand.

Von der Garde begab sich der Kronprinz zu dem links von diesem — bei Gradlitz — biwakirenden V. Corps. Auch hier war das jenseitige Ufer

noch theilweise vom Feinde besetzt und waren fortificatorische Verstärkungen sichtbar. Aus der Richtung von Josefstadt hatte sogar österreichische Artillerie zeitweise das Biwak des Armeecorps beschossen und demselben einige Verluste beigebracht. Von unserer Artillerie hatten darauf einige Batterien das Feuer erwidert, doch war die Kanonade beiderseitig bei den großen Entfernungen allmählich eingestellt worden. Der alte Steinmetz hatte sich nicht bewegen lassen, das Biwak zu verlegen, und so konnte das tapfere Corps, welches beim Marsche am vorhergegangenen Tage wiederum bei Schweinschädel ein drittes siegreiches Gefecht gegen ein frisches feindliches Corps durchgeführt hatte, auch jetzt, nach dreitägigen Kämpfen und großen Anstrengungen, nicht volle Ruhe genießen. Der Kronprinz umarmte den General und theilte ihm mit, daß er Se. Majestät als Anerkennung für seine und des Corps außergewöhnliche Leistungen um die Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler an ihn gebeten habe. Steinmetz war hoch erfreut, daß ihm am späten Abend seines Lebens ein so großes Glück widerfahre, drückte gleichzeitig aber auch dem Kronprinzen seine Freude darüber aus, daß seine Kriegseindrücke mit so günstigen Erfolgen begonnen hätten. Von besonderem Interesse war noch die Uebergabe von österreichischen Dienstschreiben, welche nach dem Treffen von Skalitz in die Hände des V. Armeecorps gefallen waren, unter diesen eine Meldung vom Feldmarschallleutnant Baron Ramming über das Gefecht von Nachod, in welcher stand: „Nachdem ich heute mit meinen Truppen ein anhaltendes und hitziges Gefecht bestanden habe, dieselben ganz erschöpft und unfähig sind, einen morgen früh zu erwartenden Angriff mit Erfolg abweisen zu können, so ersuche ich um die Zuweisung von zwei Brigaden, welche aber heute noch in die erste Linie meiner Truppen einrücken müßten.“ Ferner ein in Folge dessen von Benedek erlassener Befehl, daß Erzherzog Leopold mit dem VIII. Corps am nächsten Tage eintreffen und den Befehl über das VI. Corps ebenfalls zu übernehmen hätte; endlich eine lange, „An die Preußen“ gerichtete Proclamation, welche beim Ueberschreiten der Grenze vertheilt werden sollte.

Inzwischen war, während der Kronprinz seinen Ritt mit Königinhof begann, General von Stosch mit mehreren unserer Officiere, denen ich mich anschloß, unmittelbar nach Gradlitz geritten. Dort beim Biwak des V. Corps angelangt, welches sich etwas gedeckt, nördlich der Chaussee, befand, begaben wir uns südlich derselben an den Uferrand, wo nur ein kleiner Erdvorsprung uns von der Elbe trennte. Kaum waren wir dort angelangt, als wir am jenseitigen Ufer in Richtung auf Josefstadt eine mächtige Rauchwolke sich erheben sahen und wenige Augenblicke später uns eine Granate, nur ein paar Schritte vor uns einschlagend, begrüßte, der gleich darauf eine zweite und dritte folgten. Von jenseits der Chaussee aus dem Biwak heraus sprach man uns den Wunsch aus: wir möchten uns doch von unserem Platze dort fortbegeben, denn sonst könnte leicht bei der geringen Entfernung zwischen uns und den ruhenden Truppen wieder eine Granate bei diesen einschlagen. Wir konnten diesem Wunsche um so eher entsprechen, als die kurze Zeit unseres Aufenthaltes an dieser Stelle genügt hatte, zu sehen, was wir sehen wollten. Nachdem wir im Dorfe Gradlitz noch den General von Kirchbach gesprochen

hatten, der vor seiner Wohnung stand und dem Brande des von einem Geschoß angezündeten Nachbarhauses zusah, begaben wir uns, bevor der Kronprinz noch hier eingetroffen war, nach Praußnitz zurück. Hierbei querfeldein den nächsten Weg nehmend, geriethen wir am Saume eines Waldes in eine morastige Stelle, in welche mehrere unserer Pferde tief einsanken, insbesondere dasjenige des Erbprinzen von Hohenzollern, welches nur mit Mühe wieder herauszubekommen war.

Am heutigen Tage wurde nun glücklich die Verbindung mit dem Prinzen Friedrich Carl hergestellt, welcher mit der I. und Elb-Armee nach den Gefechten bei Hühnerwasser, Sichrow und Podol, sowie den Kämpfen von Münchengrätz und Gitschin bis über letzteren Ort hinaus vorgerückt war. In forcirtem Marsche gelangte das 1. Garde-Dragonerregiment unter Oberstleutnant von Barner dazu, den Anschluß an unser bei Arnau befindliches I. Armeecorps zu erreichen. Auch Seitens unserer Armee hatte der Kronprinz dem I. Corps die Herstellung der Verbindung mit den Heereskörpern des Prinzen Friedrich Carl durch Cavallerie aufgetragen.

Da wir nach Allem, was bisher festzustellen war, den Feind noch mit starken Kräften vor uns wußten, andere Corps des Gegners aber der I. Armee noch bei Gitschin entgegengestanden hatten, so mußte nach der an maßgebender Stelle in unserem Obercommando bestehenden Ansicht noch immer die ursprüngliche Richtung weiter verfolgt, d. h. die Elbe von uns überschritten werden, um die Entscheidung im Kampfe mit der vor uns befindlichen österreichischen Nord-Armee mit den gesammten Kräften unserer drei Armeen herbeiführen zu können.

In diesem Sinne wurde noch am Abend von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen an den Prinzen Friedrich Carl geschrieben, daß am 1. Juli von unserer Armee das I. Corps von Neustädtl auf dem rechten Elbufer nach Miletin vorgehen würde, und dabei gleichzeitig von ihm ausgesprochen, daß Er hoffe, „am 2. Juli Vormittags mit dem Rest der Armee ebenfalls den Fluß überschreiten und sich in der Gegend von Miletin mit der Armee des Prinzen Friedrich Carl vereinigen zu können". Die für unsere Armee erforderlichen Befehle wurden nach 9 Uhr Abends ausgefertigt, sowie die Meldungen an Se. Majestät durch den Kronprinzen, an Moltke durch General von Blumenthal erledigt.

Eine zweite Depesche des Kronprinzen an Se. Majestät gab die Verluste der Oesterreicher in den bisherigen Kämpfen mit der II. Armee auf über 20000 Mann, 5 Fahnen, 2 Standarten und etwa 20 Geschütze an; die Zahl der Gefangenen wurde hierbei auf 8000 Mann geschätzt.

Hieran anschließend erließ Se. Königl. Hoheit am folgenden Tage, den 1. Juli, einen Armeebefehl, welcher in kurzen Zügen das Ergebniß der Thaten seiner Armee in dieser Periode zusammenfaßte und gleichzeitig den Gefühlen Ausdruck verlieh, welche den fürstlichen Heerführer erfüllten. Auch diese Kundgebung rührt vom Kronprinzen persönlich her. Dieselbe lautete:

Armeebefehl.

„Nur wenige Tage sind vergangen, seitdem wir die Grenze Böhmens überschritten haben, und bereits bezeichnen wiederholte glänzende Siege unser glückliches Vordringen, sowie das Erreichen unseres ersten Zieles, die Elbübergänge zu besetzen und mit der ersten Armee vereinigt zu sein.

Das tapfere V. Armeecorps, unter Leitung seines heldenmüthigen Führers, schlug drei Tage hinter einander je ein neu herbeigeholtes feindliches Corps mit bewunderungswürdiger Auszeichnung. Die Garden bestanden zwei glückliche Gefechte und warfen den Feind in glänzender Weise zurück; das I. Armeecorps schlug sich mit außerordentlicher Tapferkeit unter den allererschwerendsten Umständen. 5 Fahnen, 2 Standarten, 20 Geschütze, 8000 Gefangene sind in unseren Händen, und viele Tausende Todte und Verwundete beweisen, wie groß der Verlust des Feindes sein muß.

Leider haben wir den Verlust mancher braven Kameraden zu beklagen, die theils todt oder verwundet in unseren Reihen fehlen. Aber der Gedanke, für unseren König und das Vaterland zu fallen, vereint mit dem Bewußtsein, gesiegt zu haben, wird ihnen Trost im Sterben, Linderung im Leiden gewähren. Möge Gott nun auch fernerhin unseren Waffen den Sieg verleihen. Ich danke den Herren Generalen und Officieren, sowie den Soldaten der II. Armee für ihre Tapferkeit im Kampfe und ihre Ausdauer im Ueberwinden der schwierigsten Verhältnisse, indem ich mich stolz fühle, solche Truppen zu führen.

H.=Q. Praußnitz, den 1. Juli 1866.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“

Bemerkt sei noch, daß nach den späterhin bekannt gewordenen beiderseitigen Verlustlisten die österreichische Nordarmee der II. Armee gegenüber eine Einbuße von etwa 23000 Mann (darunter über 800 Officiere) in diesen Gefechten erlitten hat, während die Verluste unserer Armee die Ziffer von 6000 Mann (einschließlich 183 Officiere) noch nicht voll erreichten.

Die in diese Tage fallenden Anordnungen sowohl vom Großen Hauptquartier wie von den einzelnen Armeecommandos sind auch in Rücksicht auf die Verbindungen und die Befehlsertheilung bei den obersten Commandos während der großen Operationen von ganz besonderem Interesse. Sie zeigen die damit verbundenen Schwierigkeiten auf das Deutlichste, aber auch in welcher glücklichen Weise diese überwältigt wurden, und wie sie die gesammten Kräfte zum entscheidenden Zusammenwirken auf das Schlachtfeld zu führen vermochten. So weit diese Verhältnisse unsere II. Armee betreffen, will ich auf dieselben an den bezüglichen Stellen näher eingehen.

Die recht verspätet eintreffenden telegraphischen Mittheilungen zwischen dem Großen Hauptquartier und den einzelnen Armeecommandos — öfter durch Zerstörung der Linien durch die eigenen Truppen veranlaßt — brachten in diesen Tagen um so mehr eine Verschiedenheit der Ansichten hervor, ob unsere Armee an der Elbe zunächst verbleiben oder dieselbe überschreiten sollte, als auch die Anschauungen über den Verbleib der feindlichen Hauptkräfte einem

Wechsel unterworfen blieben. Noch war die Möglichkeit gegeben, daß letztere nach ihrer endlichen Vereinigung sich gegen uns oder die I. und Elb-Armee wenden konnten; eine Gefahr schloß eine derartige Offensive der Oesterreicher — wenigstens sah man dies im Großen Hauptquartier so an — nicht in sich, denn, wie später unser Generalstabswerk dies kennzeichnete: „keine unserer nur auf die Entfernung eines kurzen Marsches getrennten Armeen lief Gefahr bei einem feindlichen Angriff, da diesem die andere Armee in der Flanke gestanden hätte.“ Allerdings bedingte dies eine allseitig klare und übereinstimmende Anschauung der Lage und ein exactes und zeitgerechtes Ineinandergreifen aller Anordnungen.

Andererseits mußte man aber auch damit rechnen, daß der Gegner, statt die Entscheidung jetzt noch auf dem rechten Elbufer — den Fluß im Rücken — zu suchen, wiederum über den Strom zurückgehen und, diesen mit den Festungen Josefstadt und Königgrätz als mächtige Barriere gegen uns benutzend, unser weiteres Verfahren abwarten würde. Eine derartige Maßregel der österreichischen Oberleitung wurde bei uns für das Zweckmäßigste erachtet, was sie unter der schwierigen Lage, in welche ihre Armee gerathen war, anzuordnen vermocht hätte. Desto mehr mußte auch ein derartiges Verfahren unsererseits im Auge behalten werden. Entschloß sich der Feldzeugmeister Benedek zu dieser Maßregel, so konnten erst sehr eingehende Erkundigungen des Geländes es ergeben, ob man den Uebergang der I. und Elb-Armee über die Elbe zwischen den Festungen Josefstadt und Königgrätz hindurch unternehmen durfte, während die kronprinzliche Armee, auf dem linken Ufer verbleibend, also ohne den Fluß zu überschreiten, sich, Josefstadt umgehend, gegen die rechte Flanke des Gegners wandte. Unter diesen Gesichtspunkten erschien allerdings ein Belassen unserer Armee vorläufig noch auf dem linken Ufer erforderlich. Dagegen hätten jedenfalls ein Ueberschreiten der Elbe und die Ueberführung unserer Corps auf deren rechtes Ufer stattfinden müssen, wenn die Erkundigungen zeigten, daß das oben erwähnte Verfahren auf zu große Schwierigkeiten stieß. Alsdann mußte versucht werden, den Gegner aus seiner starken Stellung hinter der Elbe herauszumanövriren, indem zwei unserer Armeen, über Pardubitz vorgehend, seine Rückzugslinie bedrohten, während die dritte diese Bewegung gegen ein etwaiges erneutes Vorbrechen des Feindes über Josefstadt und Königgrätz zu sichern hatte.

Man kann sich bei der hier dargelegten Nothwendigkeit, schwerwiegende Erwägungen für verschiedene Fälle anzustellen, wohl denken, wie eingehend sich unser erhabener Heerführer und sein Generalstabschef mit der Betrachtung der Lage und den für jeden einzelnen Fall erforderlichen Anordnungen beschäftigten. Im Großen und Ganzen bestand insofern ein Unterschied in der Auffassung über das, was zunächst geschehen sollte, zwischen dem Großen Hauptquartier und unserem Obercommando, als General von Moltke ein Ueberschreiten der Elbe seitens der II. Armee erst von weiterer Klärung der Verhältnisse abhängig machen wollte, während in unserer Armeeleitung Werth darauf gelegt wurde, eine engere Verbindung der Heereskräfte durch möglichst baldiges Ueberschreiten der Elbe durch unsere II. Armee herzustellen.

Indem diese Erwägungen zu sehr eingehenden Prüfungen nöthigten, verlief ein großer Theil des Tages mit diesen. Aber das Ergebniß derselben gipfelte aufs Neue in der Ansicht, daß ein baldiger Uebergang unserer Armee auf das rechte Ufer allen anderen Operationen vorzuziehen wäre. Seine Königl. Hoheit gelangte erst gegen Abend dazu, seine Behausung zu verlassen und sich zu den Truppen zu begeben.

Inzwischen hatte sich die Lage aber wesentlich verschoben. In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli hatten die österreichischen Corps eine Rückzugsbewegung auf Königgrätz hin angetreten, und hierdurch waren auch die Elbübergänge vor dem Garde-, sowie vor dem V. und VI. Corps frei gemacht worden. Es konnten also bereits jetzt, während das I. Corps den erlassenen Befehlen gemäß das rechte Ufer in der Richtung auf Miletin betrat, auch die anderen Corps Abtheilungen auf das jenseitige Ufer entsenden, die dort den etwa erforderlich werdenden Uebergang ihrer Corps zu schützen vermochten. Die sehr schwierige Aufgabe, unter gewissen Verhältnissen die Elblinie in ihrem oberen Laufe uns gegenüber mit der II. Armee gewaltsam überschreiten zu müssen, fiel mithin glücklicher Weise in sich zusammen, — aber immer blieb die Frage noch offen, was weiter geschehen sollte.

Am Morgen des 1. Juli erhielten wir endlich nähere Nachrichten über die Stellungen der I. Armee und die Absichten des Prinzen Friedrich Carl, indem der aus seinem Hauptquartier entsandte Hauptmann im Generalstabe Graf Häseler bei uns in Praußnitz eintraf. Er theilte uns die Einzelheiten über die Aufstellung der I. Armee mit, sowie die Ansicht des Prinzen, der es für durchaus nothwendig erachtete, in Rücksicht auf die stattgefundenen Gefechte und anstrengenden Märsche, sowie zur Regelung der Verpflegung auch den folgenden Tag noch als Ruhetag zu verwenden.

Da wir bereits festen Fuß auf dem anderen Elbufer gefaßt hatten und auch für unsere Corps eine weitere Ruhe sehr nothwendig erschien, konnte man sich mit letzterem Vorschlage einverstanden erklären.

Die Absicht, mit unserer Armee die Elbe zu überschreiten, wurde daher nunmehr vom Kronprinzen um so mehr vorläufig vertagt, als bereits eine Depesche vom General von Moltke, während der Fahrt Seiner Majestät nach dem Kriegsschauplatze aufgegeben, — allerdings in sehr verstümmelter Weise — uns auf eine Behauptung des linken Elbufers angewiesen hatte. Es wurde daher vom Obercommando nur angeordnet, daß das Hauptquartier im Laufe des folgenden Tages nach Königinhof verlegt und die Avantgarde des I. Corps gegen Miletin vorgeschoben werden sollte, welchen Ort der linke Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Carl am 1. Juli zu erreichen gedachte.

Der Tag verlief in vollständiger Ruhe. Es wurde uns mitunter geradezu unheimlich, als Stunde auf Stunde dahinrann, ohne daß wir Geschützfeuer hörten, das zu vernehmen wir seit dem 27. Juni gewöhnt waren; man bekam dadurch das Gefühl, als ob etwas Außergewöhnliches in der Luft läge.

Der Kronprinz, welcher, da es ein Sonntag war, am Morgen die katholischen Mannschaften der in unserer Nähe befindlichen Truppentheile in die Messe geschickt hatte, kam am Abend von einem Ritte nach Königinhof, wo-

selbst er die Biwaks der dortigen Gardetruppen besucht hatte, erst spät zurück. Inzwischen war bei uns in Praußnitz Se. Königl. Hoheit der Prinz Alexander mit Begleitung eingetroffen, um den Feldzug in unserem Hauptquartier mitzumachen; auch Fürst Pleß und Herr von Salisch kamen von der eingehenden Besichtigung der neu eingerichteten Lazarethe zurück und berichteten, daß die Unterbringung der Verwundeten eine zufriedenstellende sei. Dagegen verließ uns nunmehr unser bisheriger Begleiter durch das Gebirge, der Graf Schweidnitz, da seine Aufgabe erfüllt war.

Eigenmächtige Requisitionen einzelner Mannschaften der nicht weit nördlich hinter uns liegenden Cavallerie-Division, welche insbesondere leider auch Colonel Walker in seinem Quartier belästigt hatten, machten ein strenges Einschreiten erforderlich. Das Schicksal wollte, daß gerade in diesen Tagen unserem so hochgeschätzten englischen Obersten manche kleine Unannehmlichkeiten zustießen, indem er, mehrfach allein ausreitend, in seiner unseren Leuten vollständig fremden Uniform von diesen für einen österreichischen Officier gehalten und ihm demgemäß begegnet wurde.

Auch der 2. Juli mußte unter den obwaltenden Verhältnissen in abwartender Haltung bei uns verbracht werden. Bis daß die Befehle des Großen Hauptquartiers die gemeinschaftlichen Bewegungen aller Armeen regelten, waren einseitige Anordnungen von größerer Tragweite bei uns ausgeschlossen, insofern nicht die Bewegungen des Gegners selbständige Entschlüsse erforderlich machten. Trotz einer Reihe siegreicher Gefechte war aber — sehr bedauerlicher Weise — fast durchgehend die Fühlung mit dem Feinde so weit verloren gegangen, daß man sich kein zuverlässiges Bild von seinem Verbleib zu machen vermochte.

Zur Klärung der Ansichten begab sich General von Blumenthal am heutigen Tage nach Gitschin, woselbst General von Moltke am Abend vorher bereits eingetroffen war. Ueber diese Fahrt wird weiterhin noch Näheres angeführt werden. Bei der sehr großen Entfernung von Praußnitz bis Gitschin konnte die Rückkehr nach Königinhof, wohin inzwischen das Hauptquartier verlegt worden war, erst in der folgenden Nacht ermöglicht werden.

Seine Königliche Hoheit war fast den ganzen Tag unterwegs. Zunächst hatte Er in Königinhof, das recht deutliche Spuren vom Gefecht am 29. Juni noch zeigte, angelangt, sich in das dort errichtete Lazareth begeben und war dann über die erhaltene Elbbrücke nach den Höhen des jenseitigen Ufers geritten, welche durch die Avantgarde der Garde bereits an dem vorhergegangenen Tage besetzt worden waren. Hier meldete ihm ein Pionierofficier, daß er von Feldjägern erfahren habe, Josefstadt sei von den Oesterreichern geräumt worden. Da auch andererseits Nachrichten eingingen, welche ein Vorgehen gegen diese Festung erwünscht erscheinen ließen, gab der Kronprinz dem VI. Armeecorps, welches Josefstadt jetzt zunächst lag, den Auftrag, durch ein Vorgehen auf dem rechten Elbufer die Festung von der österreichischen Feldarmee zu trennen und zu sehen, ob der Commandant Widerstand leisten würde.

Aufs Neue tritt hier ein Beleg hervor, welch' wichtige Rolle der Zufall im Kriege spielt. Gerade die falsche Meldung bezüglich Josefstadt wurde durch die Anordnung, welche dem Inhalte der Meldung entsprechend consequenter Weise getroffen wurde, die Veranlassung, daß das VI. Armeecorps viel früher in die Schlacht von Königgrätz einzugreifen vermochte, als dies sonst der Fall gewesen wäre.

Auch bei der Garde gab der Kronprinz dem Generalleutnant von Hiller Befehl zur Aufklärung über die Verhältnisse bei Josefstadt. Im Uebrigen trat bereits hier der Umstand, daß man die Fühlung mit dem Gegner verloren hatte, recht deutlich vor Augen, so daß sich der Kronprinz veranlaßt sah, ganz bestimmte Anforderungen an die Vorposten und vordersten Commandeure zu stellen. Persönlich ritt der Kronprinz so weit vor, daß Er von einem Plateau aus Josefstadt genau beobachten konnte; von feindlichen Abtheilungen war jedoch nichts zu sehen.

Auf dem Rückwege begegnete der Hohe Herr einer Abtheilung des 1. Garde-Regiments zu Fuß, bei welcher sich der Füsilier Bochnia befand, der im Gefecht von Königinhof eine Fahne des Regiments Coronini erobert hatte; derselbe war leicht durch einige Bajonettstiche verwundet. Bei der Begegnung hier trug er noch den Ueberzug der Fahne über der Schulter. Der Kronprinz lobte ihn und schenkte ihm mehrere Ducaten, die er gerade bei sich hatte; Colonel Walker versorgte ihn reichlich mit Cigarren.

Leutnant von Schleinitz, Ordonnanzofficier Sr. Königlichen Hoheit, traf aus Berlin ein und brachte die Nachricht mit, daß Seine Majestät voraussichtlich schon heute Gitschin erreichen würde.

Der Ritt des Kronprinzen war ein recht anstrengender gewesen und hoffte der Hohe Herr, nachdem wegen Raummangels das gemeinschaftliche Abendessen im Freien eingenommen war, sich gründlich ausruhen zu können. Es sollte aber anders kommen!

Bereits während der Fahrt des Großen Hauptquartiers von Berlin nach Reichenberg waren am 30. Juni von Kohlfurt aus, wie bereits bemerkt, Befehle an die I. und II. Armee erlassen worden, in denen es in Bezug auf die unsrige hieß:

„Die II. Armee hat sich am linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten, ihr rechter Flügel bereit, sich dem linken der vormarschirenden I. Armee über Königinhof anzuschließen."

In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli war an Seine Majestät gemeldet worden, daß an letzterem Tage das I. Corps die Elbe im Vormarsch auf Miletin überschreiten, die anderen Corps am nächsten Tage folgen würden.

Der ersterwähnte Befehl und diese Meldung stehen mit einander im Widerspruch. Zum Theil mag daran schuld sein, daß ersterwähntes Telegramm verstümmelt bei uns eingegangen war und dadurch die Fassung erhielt: „Die II. Armee hat sich Anlehnung linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten ....." Nimmt man in Betracht, daß der Kronprinz wie General von Blumenthal der Ansicht waren, es müsse eine Vereinigung aller Kräfte

auch weiter durchgeführt werden, so schien der oben erwähnte Befehl (in seiner verstümmelten Form) es nicht auszuschließen, daß man zunächst die Elbe überschritt. Nicht klar blieb, was mit den Worten „Anlehnung linken Ufer" gesagt sein sollte; es konnte damit gemeint sein, daß wir jedenfalls noch Kräfte auf diesem Ufer belassen sollten.

Nun war am 1. Juli Abends noch ein weiteres Telegramm vom General von Moltke an General von Blumenthal aus Reichenberg eingegangen (von Morgens 9 Uhr datirt), welches mittheilte, daß der König vielleicht heute schon nach Gitschin käme, und mit den Worten schloß: „Senden Sie einen Officier dorthin."

General von Blumenthal hatte sich an demselben Abend noch schriftlich an General von Moltke gewandt und ihm die beim Obercommando bestehenden Ansichten über die Operationen dargelegt, hierbei von der Ansicht ausgehend, daß der Feind die Zeit gewonnen habe, unbehelligt abzuziehen. Um alles Weitere vorzubereiten, hielte auch er den Ruhetag am 2. Juli für geboten.

Im Weiteren geht aus dem Schreiben hervor, daß der General sich der Ansicht zuneigte, es würde eines gewaltsamen Ueberschreitens der Elbe zwischen Josefstadt und Königgrätz überhaupt nicht mehr bedürfen, da der Gegner vermuthlich seinen Rückzug weiter fortsetzen und sich vielleicht erst bei Kolin, Kuttenberg u. s. w. hinter der Elbe stellen würde.

Die Sendung des Officiers wurde für die Nacht in Aussicht genommen, „hoffend, daß er nicht zu spät kommen wird. Die Entfernung von hier (Praußnitz) ist sehr groß." Der Brief endete mit den Worten:

„Gerne wäre ich selbst nach Gitschin gekommen, wenn ich glaubte, mich ohne höheren Befehl so weit entfernen zu dürfen."

Wer von unseren Officieren nun nach Gitschin geschickt worden ist, weiß ich nicht mehr, ebenso wenig, was schließlich doch den General von Blumenthal veranlaßte, sich persönlich nach Gitschin zu begeben. Ich denke mir, daß Se. Königl. Hoheit ihn selbst dazu autorisirt hat, da mündliche Besprechungen die etwa noch auseinandergehenden Ansichten jedenfalls schneller zu klären vermochten, als dies auf schriftlichem Wege zu ermöglichen war; aber es erscheint auch nicht ausgeschlossen, daß eine unmittelbare Aufforderung seitens des Generals von Moltke noch erfolgt ist.

Hierbei erhielt ich den Befehl, den General auf der Fahrt zu begleiten. Somit brachen wir noch im Laufe des Vormittags von Praußnitz auf. Auf der Höhe des rechten Elbufers angelangt, wünschte der General statt der zwar sicheren, aber einen Umweg einschließenden großen Straße einen Richtweg zu nehmen, der zu den nächsten Vorposten der I. Armee führte. Ein solcher Weg fand sich auch vor, doch wurde die Benutzung desselben von den verschiedenen Commandeuren der Vorposten und Feldwachen der Garde dringend abgerathen, da zwischen den vordersten Abtheilungen unserer beiden Armeen noch eine ziemliche Strecke zu durchschreiten war, in welcher sich noch am Morgen österreichische Cavalleriepatrouillen umhergetummelt hatten. Dies machte auf meinen General jedoch keinen Eindruck. „Wir gewinnen Zeit," sagte er und wandte

sich dann zum Führer der Feldwache: „Geben Sie mir nur einen Mann mit, der den Weg kennt; der kann sich neben den Kutscher setzen, meinetwegen auch seine Flinte mitnehmen, dann thut uns Niemand etwas.“ Und so geschah es denn auch, und unangefochten gelangten wir zu den Vorposten der I. Armee. Endlich erreichten wir auch die große Straße nach Gitschin. Weithin befand sich jetzt ebenes Gelände zu beiden Seiten derselben, die Stadt selbst konnte man aus großer Entfernung schon erblicken, hinter ihr ragten pittoresk geformte Felskegel und höhere Bergrücken, scharf am Horizont sich abzeichnend, hervor.

Dicht an der Straße bemerkte ich eine biwakirende Compagnie und erkannte auf den Achselklappen einiger ihrer Mannschaften, welche im Chausseegraben saßen, die Nummer 14, — es war dies die Nummer meines alten Regiments. Der General war so liebenswürdig, einen Augenblick anhalten zu lassen, so daß ich noch den Compagniechef, Hauptmann Jacob, begrüßen konnte. Derselbe war mit seiner Compagnie mit einem Transport Gefangener zurückgeschickt worden und eilte nun mit forcirtem Marsche, sein Regiment wieder einzuholen. Wie ich späterhin erfuhr, ist ihm dies so gut geglückt, daß er noch während der Schlacht von Königgrätz bei demselben eintraf und sich an derselben zu betheiligen vermochte.

In Gitschin angelangt, erfuhren wir, daß auch Se. Maj. der König um Mittag bereits dort eingetroffen war. Irre ich mich nicht, so befand sich auch Prinz Friedrich Carl zur selben Zeit noch dort. Derselbe hatte sich von seinem Hauptquartier Kamenetz zum Empfange und Meldung beim Könige dorthin begeben. Die Stadt selbst war mit zahlreichen Mannschaften der Armee wie mit Gefangenen und Verwundeten überfüllt; Einwohner sah man nur vereinzelt.

General von Blumenthal begab sich zunächst zu Seiner Majestät und verblieb geraume Zeit beim Könige, der ihm die größte Anerkennung für die bisherigen Leistungen der Armee unter dem Oberbefehl seines Sohnes aussprach, auch den General nach seinen Ansichten über die Fortführung der Operationen befragte. Hier entlassen, suchte Blumenthal den General von Moltke auf. Letzterer gab die Schwierigkeiten eines Angriffs zu, wenn die Oesterreicher hinter der Elblinie unter dem Schutz der beiden Festungen einen solchen annähmen, sah jedoch die Lage noch nicht für ausreichend geklärt an, um jetzt bereits die gesammte II. Armee auf das rechte Elbufer herüber zu ziehen.

Es blieb daher auch bei dem Befehl, welchen General von Moltke für den 3. Juli entworfen und der bereits die Genehmigung Seiner Majestät erhalten hatte.

Nach diesem sollte die Elb-Armee sich auf Chlumetz dirigiren, um gegen Prag zu beobachten und sich der Elbübergänge von Pardubitz zu versichern. Die übrigen Corps der I. Armee hatten in die Linie Neu-Bidzow—Horitz einzurücken, eine Abtheilung ihres linken Flügels jedoch nach Sadowa zur Recognoscirung der Elblinie Königgrätz—Josefstadt. Größere Streitkräfte des Gegners, welche sich etwa noch vorwärts dieser Linie befänden, sollten sofort mit möglichster Ueberlegenheit angegriffen werden.

Für unsere, die II. Armee ward vorgeschrieben, daß das I. Armeecorps über Miletin nach Bürglitz und Cerekwitz zur Beobachtung gegen Josefstadt vorzugehen und, falls der Rechtsabmarsch der II. Armee befohlen werden sollte, diesen zu decken hatte. „Die übrigen Corps der II. Armee verbleiben am 3. Juli noch am linken Elbufer und ist gegen die Aupa und Metau zu recognosciren . . .“

„Die Meldungen über Terrainverhältnisse und Stand des Feindes sind sofort hierher zu richten. Sollte sich aus denselben ergeben, daß ein concentrischer Angriff beider Armeen auf die zwischen Josefstadt und Königgrätz vorausgesetzte Hauptmacht des Feindes auf allzu große Schwierigkeit stößt oder daß die österreichische Armee jene Gegend überhaupt schon verlassen hat, so wird dann der allgemeine Abmarsch in der Richtung auf Pardubitz fortgesetzt werden.“

Man ersieht hieraus, wie im Großen Hauptquartier — und zwar in Uebereinstimmung mit der auch in unserem Obercommando vorherrschenden Ansicht — es nicht für wahrscheinlich gehalten wurde, daß der Gegner noch diesseits der Elbe in der schwierigen Lage, den Fluß im Rücken zu haben, es auf eine Entscheidungsschlacht ankommen lassen würde. Man vermuthete ihn vielmehr bereits hinter die Elblinie zurückgegangen oder wenigstens im Abmarsch dorthin begriffen.

Und doch sollte gerade dasjenige, was man mit vollem Recht als das Unwahrscheinlichste annahm, zur Thatsache werden: die Annahme einer Schlacht seitens der österreichischen Armee in einer Lage, in der sie dem Angriff in Front und beiden Flanken ausgesetzt wurde und hinter sich in naher Entfernung bei einem Rückzuge eine Flußlinie zu überschreiten hatte.

Die österreichische Heeresleitung war allerdings in den letzten Tagen in den Zustand eines sehr bedenklichen Hin- und Herschwankens gerathen. Hatte ursprünglich Feldzeugmeister Benedek die Absicht gehabt, mit allen oder wenigstens dem größten Theil seiner Kräfte sich gegen den Prinzen Friedrich Carl zu wenden, ohne die Anmarschrichtung unserer kronprinzlichen Armee dabei in gebührender Weise in Rechnung zu ziehen, so hatte er schließlich, durch unsere Erfolge genöthigt, seine Hauptkräfte gegen uns bereit gestellt, dann aber in Folge der Annäherung des Prinzen Friedrich Carl sich zum Rückzuge entschlossen, und zwar gegen Königgrätz. Dieser Rückmarsch hatte in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli begonnen. Es lag sogar zeitweise die Absicht vor, denselben bis Pardubitz fortzusetzen und die Armee nach Olmütz, von wo sie gekommen, wieder zurückzuführen; jedenfalls sollte jedoch der 2. Juli als Ruhetag in Aussicht genommen werden; auch blieb, wenn die Armee sich ausreichend erholt hatte, eine erneute Offensive in Absicht. Am 2. Juli aber, als unsererseits kein Angriff erfolgte, faßte der Feldzeugmeister den folgenschweren Entschluß, auch am 3. Juli in der Stellung vor Königgrätz zu verbleiben, indem er gleichzeitig in einem Telegramm nach Wien der Hoffnung Ausdruck gab, „einen weiteren Rückzug nicht nöthig zu haben.“

So befanden sich die gesammten österreichischen Streitkräfte noch diesseits der Linie Josefstadt—Königgrätz auf dem rechten Elbufer. Unsere Aufklärungen

hatten nicht ausgereicht, dies festzustellen. Trotz siegreicher Gefechte war die Fühlung verloren gegangen, und es herrschte bei uns die unrichtige Auffassung überwiegend vor, daß der Gegner bereits über die Elbe zurückgegangen wäre. Man nahm an, daß sich höchstens noch seine zur Deckung des Abzuges erforderlich gewesenen Sicherungstruppen auf dem rechten Ufer befänden und im Begriffe waren, den Rückzug weiter fortzusetzen.

Wir werden sehen, wie sich in kurzer Frist die bei uns Platz gegriffene Anschauung verschob und das schwierige Problem des unmittelbaren Angriffs oder des Herausmanövrirens des Gegners aus einer Stellung hinter der Elblinie uns erspart blieb.

Während des Aufenthaltes Blumenthal's bei Sr. Majestät und dem General von Moltke hatte ich bereits beim Aussteigen aus dem Wagen auf dem Marktplatz mehrere Generalstabsofficiere, namentlich auch vom Stabe des Prinzen Friedrich Carl getroffen. Mit diesen hatte ich mich in das nächste Gasthaus begeben und war mit ihnen alle Nachrichten, welche bisher über die Bewegungen der Oesterreicher und deren Absichten, sowie über den Zustand ihrer Armee seit Beginn der Operationen gesammelt worden waren, gemeinschaftlich durchgegangen. Aber auch hier ergab sich, daß Alles, was man vom Gegner wußte, nicht ausreichte, um sich ein Bild von der Vertheilung seiner Streitkräfte, sowie seinen Absichten zu machen (das betreffende Actenstück, welches alle Meldungen u. s. w. enthielt, hatte ich zu diesem Zwecke mitgenommen). Es lief mithin jede Vorstellung, die man sich machte, nur auf Vermuthungen hinaus.

Als General von Blumenthal mit mir die Rückfahrt antrat, fing es bald an, dunkel zu werden. Wir nahmen jetzt die große Straße über Miletin, wo wir noch den dort befindlichen Commandeur der 6. Division, Generalleutnant von Manstein, aufsuchten, der mit seinen Truppen unserer Armee am nächsten stand. Wir fanden den General mit seinem Stabe beim Abendessen, an welchem wir noch Theil nahmen, da an unserem Gefährt eine Reparatur nothwendig geworden war. Als ich hinunterging, um die Ausführung beschleunigen zu lassen, erkannte ich den eben eintreffenden Adjutanten der Division, Leutnant von Podbielski [1]), welcher vom Befehlsempfang vom Prinzen Friedrich Carl zurückkam. Von früher her bekannt, wechselten wir einige Worte über bisher Erlebtes. Nach Jahren stellte es sich heraus, daß Podbielski bereits einen Befehl des Obercommandos der I. Armee in der Tasche hatte, der von dem, welchen wir aus dem Großen Hauptquartier in Gitschin mitbrachten, wesentlich sich unterschied, da inzwischen beim Obercommando der I. Armee anderweitige Nachrichten noch das Vorhandensein von größeren Abtheilungen des Gegners auf dem rechten Elbufer festgestellt hatten. Es kam aber dieser Unterschied in den Befehlen um so weniger zur Sprache, als Leutnant v. Podbielski den General v. Blumenthal und mich in Gitschin gesehen hatte und nur annehmen konnte, daß wir ebenso wie er genau in derselben Weise informirt sein mußten.

---

[1]) Den heutigen Staatssecretär.

Die Fortsetzung unserer Fahrt legten wir in tiefster Finsterniß unter anhaltendem Regen zurück. Als wir die Vorpostenlinie der Garde erreicht hatten und längs derselben einige Zeit fahren mußten, bereitete uns das Anrufen und Examiniren der einzelnen Posten unliebsamen Aufenthalt. Hierbei ereignete es sich, daß wir auf Abgabe der Losung auch die Antwort erhielten: „Die ist nicht richtig!" Aergerlich rief ich dem Manne zu: „Na, dann sagen Sie sie doch." Dies geschah; ich erwiderte ihm: „Aber, Menschenkind, das ist ja die von gestern." „Das kann schon sein," war die Antwort, „aber wenn Sie die kennen, passiren Sie nur."

Nicht mehr weit von Königinhof entfernt, erreichte uns ein Husarenofficier, Leutnant von Normann, Ordonnanzofficier beim Prinzen Friedrich Carl, der einen Brief desselben an den Kronprinzen zu überbringen hatte. Da dieser an unseren Obercommandirenden adressirt war und persönlich abgegeben werden sollte, konnten wir keine Kenntniß von seinem Inhalt nehmen. Herr von Normann eilte weiter voraus. Erst in Königinhof erfuhren wir, was jener Brief enthielt.

Mit demselben hatte es nämlich folgende Bewandtniß: Bereits am Morgen war vom Oberst von Zychlinscki (Regiment 27. Division Fransecky) aus Schloß Cerekwitz die Meldung von der Anwesenheit eines österreichischen Lagers bei Lipa im Hauptquartier der I. Armee eingelaufen. Daraufhin hatte der Prinz den Major von Unger von seinem Generalstabe mit einer Recognoscirung beauftragt, und das Ergebniß derselben war die Feststellung des III. österreichischen Corps bei Dub und Sadowa, X. Corps bei Langenhof, weiter rückwärts des I. Corps und der Sachsen bei Problus. Ferner hatte Prinz Friedlich Carl Meldungen vom Leutnant von Heister, der Benateck stark besetzt gefunden, sowie vom Ulanenregiment Nr. 3, welches in Richtung auf Josefstadt Massen des Gegners entdeckt hatte, vorgefunden, als er im Laufe des Nachmittags von Gitschin aus in sein Hauptquartier zurückgekehrt war. Major von Unger kam zwischen 6 und 7 Uhr zurück; seine Beobachtungen wurden für die weiteren Maßnahmen des Prinzen ausschlaggebend, und so bildete der kühne und umfassende Recognoscirungsritt dieses umsichtigen Generalstabsofficiers, der zuletzt noch mit österreichischen Ulanen in persönlichen Kampf gerathen war, den Ausgangspunkt für diejenigen Maßnahmen, welche zur Entscheidungsschlacht von Königgrätz führten.

Da die Anwesenheit von vier feindlichen Corps vor der Front der I. Armee somit festgestellt war, außerdem man aber auch noch andere Massen bemerkt hatte, so lag die Annahme nahe, daß man die gesammte österreichische Nord-Armee noch diesseits der Elbe vor sich habe; es schien selbst, da man über den Verbleib derselben am letzten Tage nicht ausreichend unterrichtet gewesen war und daher auch einen Rückzug mit in Betracht gezogen hatte, nicht ausgeschlossen, daß der Gegner wieder im Vorgehen sich befände und sich somit zu einer Offensive aufgerafft habe.

Prinz Friedrich Carl entschloß sich daher sofort, die thatsächliche Lage auszunutzen und zum Angriff mit allen seinen Kräften vorzugehen. Erwünschteres konnte unter den vorliegenden Verhältnissen sich nicht ereignen

als eine Schlacht noch diesseits der Elbe. Der vom Prinzen nach Gitschin entsandte Generalstabschef, General von Voigts-Rhetz, fand daher dort volle Zustimmung zu den Absichten des Prinzen, und es wurde nunmehr ein erneuter, abändernder Befehl mit Genehmigung Sr. Majestät noch um 11 Uhr Abends ausgegeben, also zu einer Zeit als Blumenthal Gitschin bereits längst verlassen hatte.

Gleichzeitig hatte der Prinz Friedrich Carl sich in Folge seines Entschlusses auch an Se. Königl. Hoheit den Kronprinzen in dem vom Leutnant von Normann überbrachten Brief gewandt:

„Durch Se. Majestät den König ist mir Kenntniß geworden von dem Ew. Königl. Hoheit für morgen (3. Juli) ertheilten Auftrage einer Recognoscirung gegen die Aupa und Metau. Nachdem indessen eine am heutigen Tage diesseits unternommene Recognoscirung und die bezüglichen Meldungen der Vorpostentruppen ergeben haben, daß bei Sadowa und Lipa an der Straße von Hořitz auf Königgrätz sehr bedeutende feindliche Kräfte vereinigt sind, welche ihre Avantgarde bis Dub vorgeschoben haben, liegt es in meiner Absicht, morgen, den 3. Juli, den Feind anzugreifen und denselben in Gemäßheit des mir ertheilten Auftrages gegen die Elbe zu drängen.

Da indessen auch von Josefstadt aus stärkere feindliche Truppenmassen auf das rechte Elbufer übergegangen sind, so kann ich darin nur die Absicht erblicken, daß dieselben, beim etwaigen Vorgehen meinerseits auf Königgrätz, gegen meinen linken Flügel operiren wollen. Eine solche Diversion würde mich zwingen, meine Kräfte zu theilen, wodurch ich also den gewünschten Zweck, Vernichtung des feindlichen Corps, nicht vollständig erreichen würde.

Ew. Königl. Hoheit bitte ich deshalb, morgen, den 3. Juli, mit dem Gardecorps oder mehr über Königinhof zur Sicherung meines linken Flügels in der Direction auf Josefstadt auf dem rechten Ufer vorgehen zu wollen. Ich spreche dieses Ersuchen um so mehr aus, als ich meinerseits auf ein rechtzeitiges Eingreifen des Corps von Bonin der weiten Entfernung wegen nicht rechnen kann, und als ich andererseits voraussetze, daß Ew. Königl. Hoheit bei der für dortseits zu unternehmenden Recognoscirung nicht auf starke feindliche Kräfte stoßen werde. Ich füge hinzu, daß mein linker Flügel bei Groß-Jeřitz und Cerekwitz stehen wird.

Friedrich Carl, Prinz von Preußen."

Bei Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen war schon, bevor er sich zur Ruhe begab, Major Graf Groeben vom Generalstabe des Großen Hauptquartiers eingetroffen, der den Auftrag hatte, „der morgenden Recognoscirung beizuwohnen". Der Kronprinz wußte zur Zeit von einer solchen überhaupt noch nichts, da der zum Befehlsempfang von ihm entsandte Officier unseres Stabes, Premierleutnant Graf Blumenthal, noch nicht mit seinem übermüdeten Pferde zurückgekehrt war. Kaum zu Bett gegangen, wurde der Kronprinz durch den nun eintreffenden Leutnant von Normann mit dem Briefe des Prinzen Friedrich Carl aus dem Schlafe gestört.

Aus dem Briefe, welchen Herr von Normann an Herrn Oberst von Lettow-Vorbeck bei dessen Nachforschungen zu seiner Geschichte des Krieges von 1866 über diesen Moment richtete, sei hier Folgendes mitgetheilt:

. . . „Ließ mich sofort beim Kronprinzen melden. Dieser empfing mich im Bett liegend, las das Schreiben durch und sagte, ich möchte fast behaupten, wörtlich: ‚Ich werde den Prinzen Friedrich Carl nicht mit Theilen, sondern mit meiner ganzen Armee unterstützen.‘ Darauf befahl der Kronprinz, Blumenthal zu rufen, sagte, ich sollte auf ein Antwortschreiben warten, und entließ mich sehr gnädig. Nach langem Warten, wohl gut eine Stunde, erhielt ich das Antwortschreiben und ritt wieder ab [1].“

Dieser Ausspruch des Kronprinzen verdient um so mehr erhalten zu bleiben, als er einen Beleg dafür gibt, welches klare Verständniß der Hohe Herr für die Anforderungen des großen Krieges besaß. Man muß festhalten, daß, trotz des Wunsches, die Elbe zu überschreiten, Er den Befehl hatte, mit der Armee an derselben zu verbleiben. Nun erfährt der Kronprinz durch jenen Brief, sowie durch die Sendung des Grafen Groeben, daß die oberste Heeresleitung für ihn jetzt weiter befohlen habe, am folgenden Tage Recognoscirungen gegen die Aupa und Metau zu unternehmen, ein Befehl, den er aber noch nicht erhalten hat, für dessen Ausgabe aber auch spricht, daß zur Beiwohnung derselben Graf Groeben bereits aus dem Großen Hauptquartier eingetroffen ist. Jetzt wird ihm weiter mitgetheilt, daß sich vor der Front des Prinzen Friedrich Carl noch sehr bedeutende Kräfte des Gegners befinden, und daß der Prinz zum Angriff derselben vorgehen wird, zu welchem er in Ausführung seiner Absichten um Unterstützung durch das Gardecorps („oder mehr“) bittet. Da sagt sich der Kronprinz sofort, daß es hier zu einer größeren Entscheidung kommen kann, zu deren siegreicher Durchführung dem Prinzen Friedrich Carl das Eingreifen weiterer Kräfte erforderlich erscheint; es steht ihm ferner auch in demselben Augenblick der richtige Satz vor Augen: Auf dem Schlachtfelde kann man nicht stark genug erscheinen, — und sofort ist sein Entschluß gefaßt und die Antwort gegeben, daß er die I. Armee mit allen seinen Streitkräften unterstützen werde.

Und dennoch sollte und konnte dem in diesem Augenblick gefaßten richtigen Entschlusse zunächst noch keine Folge gegeben werden.

Nach General von Blumenthal wurde geschickt, damit der Generalstabschef hiervon Kenntniß erhielt und das weiter Erforderliche in die Wege leite. Aber der General befand sich zur Zeit noch unterwegs, doch erfolgte unser Eintreffen wohl bald darauf, worauf er sich zu Sr. Königl. Hoheit begab, während ich unser Bureau aufsuchte. Dasselbe befand sich im ersten Stock eines größeren Gebäudes. Als ich die Treppe hinaufging, stieß ich auf Leutnant von Normann, der, auf einer der obersten Stufen sitzend und sich hier von seinem forcirten Ritt ausruhend, die Abfertigung erwartete. Ich nahm ihn mit in das Bureau hinein.

---

[1]) Ich entnehme diese Zeilen, sowie den weiterhin folgenden Brief Blumenthal's an den Prinzen Friedrich Carl dem Werke „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland“. Von Oscar von Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Zweiter Band. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1899 — ein Werk, welches durch eingehende Forschung, klare Darlegung aller einschlagenden Momente und scharfe Beurtheilung hervorragt.

Für General von Blumenthal lag aber in Folge seiner Unterredungen in Gitschin und in Bezug auf den mitgebrachten Befehl der oberen Heeresleitung die Sache anders, als sie der Kronprinz in diesem Augenblick ansehen mußte. Daß auch der Generalstabschef des Kronprinzen am liebsten sofort der Absicht beigestimmt hätte, mit sämmtlichen Kräften auf das rechte Ufer zu gehen, liegt nach allem bereits Mitgetheilten auf der Hand, um so mehr, als er gerade diesen Gedanken soeben noch in Gitschin persönlich vertreten hatte. Aber dort hatte er soeben auch persönlich die ausdrückliche Weisung erhalten, daß unsere Armee noch nicht auf das rechte Elbufer gehen sollte (mit Ausnahme des I. Corps), sondern daß dieselbe diejenigen Recognoscirungen auszuführen hatte, auf Grund deren die oberste Heeresleitung dann die weiteren Entschlüsse fassen wollte.

Hatte sich nun Wesentliches zugetragen, was gestattete, von dem Befehl des Großen Hauptquartiers für den 3. Juli selbständig abzuweichen? Diese Frage muß entschieden vom Gesichtspunkte des Generals von Blumenthal aus mit „Nein" beantwortet werden. In dem Befehl Sr. Majestät war in Bezug auf die I. Armee gesagt: „größere Streitkräfte des Feindes, welche diese noch vor sich fände, sollten sofort mit möglichster Ueberlegenheit angegriffen werden". Nun schien dieser vorhergesehene Fall einzutreten, aber ebenso war es auch vorhergesehen, daß gleichviel, ob dies geschähe oder nicht, die II. Armee für den 3. Juli eine besondere Aufgabe durchzuführen hatte: die Recognoscirungen und das Verbleiben an der Elbe.

Ein Abweichen von den Befehlen des Großen Hauptquartiers im Sinne des vom Prinzen Friedrich Carl gestellten Antrages wäre daher ein völliges Durchkreuzen der Absichten der obersten Heeresleitung gewesen, — Absichten, welche der Kronprinz jetzt erst durch Blumenthal in ihrem ganzen Umfange erfuhr, so wie er auch jetzt erst Kenntniß von dem ersten Befehl Sr. Majestät des Königs überhaupt erhielt. Die Absicht einer Unterstützung, welche der Kronprinz seinem prinzlichen Vetter mit freudigem Herzen hatte bringen wollen, konnte von ihm unter den obwaltenden Umständen mithin nicht aufrecht erhalten werden.

Es war bereits 3 Uhr Morgens geworden, als General von Blumenthal dazu gelangte, im Auftrage des Kronprinzen die Antwort zu schreiben, welche Leutnant von Normann an Prinz Friedrich Carl zurückbringen sollte.

Dieser Brief lautete:

„Im Auftrage Sr. Königl. Hoheit des Oberbefehlshabers der II. Armee theile ich hierdurch mit, daß heute früh von dem VI. Corps eine Recognoscirung gegen Josefstadt auf dem linken Elbufer unternommen werden wird, wodurch hoffentlich ein Theil der feindlichen Kräfte von der I. Armee abgezogen wird. Das I. Armeecorps wird, gefolgt von der Reservecavallerie, in der durch die Disposition Sr. Majestät angeordneten Weise über Miletin und Bürglitz vorgehen und eventuell zur Unterstützung Ew. Königl. Hoheit bereit sein. Ueber das Garde- oder V. Corps kann diesseits nicht mehr disponirt werden, da sie nach der genannten Disposition in ihren Stellungen verbleiben

sollten und auch zur Unterstützung des vielleicht sehr exponirten VI. Corps durchaus nothwendig sind.

Königinhof, den 3. Juli 1866. gez. von Blumenthal."
3 Uhr Morgens.

Wie bereits bemerkt, hatte Se. Königl. Hoheit der Kronprinz am Nachmittage des 2. Juli das Vorgehen des VI. Corps auf dem rechten Ufer befohlen, wovon jedoch General von Blumenthal in der Zeit, welche zwischen seinem Eintreffen in Königinhof und dem Niederschreiben obiger Zeilen verfloß, noch keine Kenntniß erhalten hatte. Er schrieb daher von einem Vorgehen auf dem linken Ufer, wie solches den Absichten des Großen Hauptquartiers entsprach und daher noch anzuordnen gewesen wäre.

Von Interesse wäre es, hierbei noch auf zwei Punkte einzugehen, welche jedoch für den vorliegenden Zweck zu weit führen würden, um so mehr, als sie in das Gebiet von Muthmaßungen und Combinationen hineinreichen; sie mögen daher hier nur angedeutet sein.

Zunächst ist es die Frage, ob nicht doch vielleicht die ursprüngliche Absicht des Kronprinzen, die gesammten Kräfte schon jetzt über die Elbe zu führen, zur Ausführung gelangt sein würde, wenn in dem Schreiben des Prinzen Friedrich Carl das Ergebniß der Recognoscirungen in seinen Einzelheiten mitgetheilt worden wäre. So ist nur gesagt, daß sehr bedeutende feindliche Kräfte an der Straße Horitz-Königgrätz mit der Avantgarde bei Dub festgestellt und stärkere Kräfte bei Josefstadt auf das rechte Ufer übergegangen wären. Letztere Abtheilungen fielen so wie so in den Bereich der Wirkungssphäre der II. Armee, da deren Avantgarden bereits sich auf dem rechten Ufer befanden; was aber erstere Nachricht in der Form, wie sie gegeben, betrifft, so war aus ihr doch nur zu schließen, daß, da hier von einer einzigen Straße die Rede war, sich auf oder an derselben nur ein, höchstens zwei feindliche Corps befanden.

Ganz anders hätte sich die Auffassung bei uns in Königinhof — und zwar um Vieles richtiger — gestaltet, wenn das Schreiben mittheilte, was thatsächlich die Recognoscirungen ergeben hatten: starke Besetzung von Benatek, III. österreichisches Corps bei Dub und Sadowa, X. Corps bei Langenhof, weiter rückwärts I. Corps und die Sachsen bei Problus. Dann wußte man bei uns genau, daß es sich nicht um ein oder zwei Corps handele, die an einer Straße echelonirt standen, sondern um eine Entwicklung in der Breite, mithin den stattgefundenen Aufmarsch eines großen Theiles der feindlichen Gesammtkräfte, wodurch wohl der Schluß gerechtfertigt war, daß auch die anderen Corps des Gegners sich in der Nähe befinden müßten, dies um so mehr, als man doch in der Idee befangen war, daß die Oesterreicher bereits weiter zurückgegangen seien, und ihr jetziges Wiedererscheinen als eine Offensive gedeutet wurde.

Die zweite Frage, die hiermit in Verbindung steht, und die ebenfalls nur speculativer Natur ist, würde sich darauf beziehen, welchen Einfluß die Durchführung der ersten Absicht des Kronprinzen auf den Verlauf der Schlacht von Königgrätz hätte haben können. Wurde nämlich der Befehl bei uns, welcher

späterhin die Truppen auf das Schlachtfeld führte, schon um 3 Uhr Morgens gegeben, so griffen wir voraussichtlich ein bis zwei Stunden früher in den Kampf ein. Jedenfalls wäre die I. Armee hierdurch wohl beträchtlich entlastet worden, namentlich auf ihrem linken Flügel, wobei der Kampf für die II. Armee allerdings auch einen viel schwereren Charakter annehmen konnte. Möglicher Weise hätte auch ein derartiges früheres Eingreifen den österreichischen rechten Flügel in eine noch verhängnißvollere Lage bringen können, als sie sich schon thatsächlich herausstellte. Schwerlich wäre jedoch die überraschende Wegnahme von Chlum, dem Schlüsselpunkte der feindlichen Stellung, so gelungen, wie dies in Wirklichkeit erfolgte.

Kehren wir zu jenen Stunden in Königinhof zurück.

General von Blumenthal hatte nach Aushändigung des Schreibens an Leutnant von Normann noch ein weiteres Schreiben an das I. Armeecorps aufgesetzt und abgesandt, als um 4 Uhr Morgens der Flügeladjutant Sr. Majestät des Königs, Oberstleutnant Graf Finckenstein, mit einem neuen Befehl, welcher der auf Grund der Erkundigungen bei der I. Armee festgestellten Lage entsprach, von Gitschin her bei uns eintraf:

Dieser Befehl hatte folgenden Wortlaut:

„Den bei der I. Armee eingegangenen Nachrichten zu Folge ist der Feind in der Stärke von etwa drei Corps, welche jedoch noch weiter verstärkt werden können, bis über den Abschnitt der Bistritz bei Sadowa vorgegangen, und ist dort ein Rencontre mit der I. Armee morgen in aller Frühe zu erwarten."

(Folgen Mittheilungen über den Stand der I. Armee am 3. Juli Morgens).

„Ew. Königl. Hoheit wollen sogleich die nöthigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können, und dabei sobald als möglich eingreifen. Die heute Nachmittag unter anderen Verhältnissen gegebenen diesseitigen Anordnungen sind nun nicht mehr maßgebend.

Hauptquartier Gitschin, 2. Juli. von Moltke."
11 Uhr Abends.

Gleichzeitig hatte Graf Finckenstein, auf seinem Ritt den Bereich des I. Armeecorps berührend, dort eine unmittelbare Benachrichtigung dem Generalcommando desselben zugehen lassen, in welchem General von Bonin auf den voraussichtlichen Zusammenstoß bei Sadowa hingewiesen und ihm gleichzeitig aufgetragen wurde: „sein Corps zu versammeln, um völlig bereit zu stehen, wenn die Befehle Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen anlangen, eventuell aber nach Umständen selbständig einzugreifen".

Der Officier unseres Stabes, welcher das vom General von Blumenthal kurz vorher für das I. Corps entworfene Schreiben dort abgeben sollte, war hierbei auf den Grafen Finckenstein gestoßen. Nach der Mittheilung desselben, daß dieser soeben bei den Vorposten einen Allerhöchsten Befehl zur Uebermittlung an das Generalcommando abgegeben habe, hatte der Officier in sehr richtiger Erwägung, daß durch die jetzt durch ihn später beim Generalcommando eingehende Benachrichtigung unseres Obercommandos, welche von einer anderen

Voraussetzung bedingt worden war, leicht Verwirrung entstehen könnte, seinen Weg darauf nicht weiter fortgesetzt, sondern war, ohne den Befehl abzugeben, wieder nach Königinhof zurückgekehrt.

Inzwischen waren die Befehle, welche auf der gänzlich veränderten Grundlage für unsere Corps erfolgen mußten, entworfen und etwa um 5 Uhr geschrieben worden.

Diesen gemäß hatte sich das I. Armeecorps mit der Cavalleriedivision auf Groß-Trotin und Groß-Bürglitz, das Gardecorps nach Jeritscheck und Lhota, das VI. Corps unter Beobachtung von Josefstadt nach Welchow zu dirigiren, während das V. Armeecorps als Reserve auf Choteborek in Marsch gesetzt wurde.

So fand der Morgen des 3. Juli auch die II. Armee mit allen Kräften im Marsche zu einem Kampfe, der von welthistorischer Bedeutung werden sollte. Alle die schwierigen Momente, welche durch Unkenntniß über den Verbleib des Gegners hervorgerufen waren, und welche sich bei den Entfernungen der Armeen durch Ueberholen von Weisungen auf veränderter Grundlage, so daß später ertheilte Befehle früher eingingen als vorher erlassene, noch vermehrten, waren schließlich durch die allseitige Einsicht in die Lage und in die Ziele der obersten Heeresleitung, sowie durch ein an und für sich correctes Functioniren des Befehlsmechanismus derartig überwunden worden, daß das Zusammenwirken der gesammten Kräfte aller unserer Armeen gesichert wurde.

Unser Erhabener Obercommandirender wie sein Generalstabschef sahen ihren lebhaften Wunsch, die Elbe überschreiten zu dürfen, jetzt erfüllt, und die Bewegungen des Gegners hatten es dahin gebracht, daß dieser Uebergang unter Verhältnissen erfolgte, welche alle Aussichten für einen siegreichen Erfolg in sich bargen.

In dieser Ueberzeugung und voller Spannung, ob der Gegner auch wirklich in den Kampf mit der I. Armee treten würde, begann unser Ritt, der uns auf das Schlachtfeld von Königgrätz führte.

(Schluß-Artikel im nächsten Hefte.)

Frau von Krüdener.

[Nachdruck untersagt.]

II.

Die Mehrzahl älterer und neuerer theologischer Schriftsteller hat Frau von Krüdener mit einem Wohlwollen behandelt, das unter den gegebenen Umständen begreiflich erscheint, in den auf die Bekehrung der merkwürdigen Frau bezüglichen Thatsachen indessen keine Begründung findet. Man hat die Sache so dargestellt, als sei Frau Juliane nicht nur Theilnehmerin, sondern Vorläuferin des großen religiösen Umschwunges gewesen, der sich nach dem Sturze Napoleon's vollzog, und als habe ihre Umkehr mit der damals vorbereiteten allgemeinen Zuwendung zum positiven Kirchenglauben in wenigstens mittelbarem Zusammenhang gestanden. Ihre Abwendung von der Weltlust soll zusammengefallen sein mit dem allgemeinen Ueberdruß an der schalen Weisheit des religiösen und politischen Rationalismus und dem zunehmenden Bedürfniß nach gesunder Glaubensnahrung, indessen ihre mystischen Verirrungen auf Rechnung der phantastischen Ueberschwänglichkeit gesetzt werden, die nach der Niederwerfung des Corsen allenthalben in die Mode kamen. — Beides ist unrichtig. Die Wirkungen, welche die Krüdener während der zweiten Hälfte ihrer Missionsthätigkeit erzielte, sind allerdings erst durch den großen Umschwung des öffentlichen Geistes ermöglicht worden, der sich nach der Katastrophe von 1812 vollzog — ihre sogenannte Umkehr aber hatte mit der Erneuerung des Kirchenglaubens nichts zu thun.

Wie bereits erwähnt, war die Tochter des Freimaurers und Aufklärers Vietinghof in einer Atmosphäre emporgekommen, die sich aus altväterisch-orthodoxen und neumodisch-rationalistischen Elementen zusammengesetzt hatte. Von der dritten der damals in Livland vorhandenen religiösen Richtungen, der herrnhutischen, war Juliane niemals berührt worden, weil dieselbe in Riga auf eine Gesellschaft bescheidener „Stiller im Lande", außerhalb Riga's auf eine Anzahl von Adelsfamilien beschränkt geblieben war, zu welcher weder der weltlich gesinnte Vater noch die hausbacken fromme Mutter Beziehungen unterhalten hatten. Die herrnhutische Frömmigkeit aber war die einzige, welche auf ein Mädchen von der Sinnesrichtung Julianens hätte Einfluß gewinnen können. Eitelkeit, Emotionsbedürfniß und Neigung zur Selbst-

bespiegelung waren von früh an die charakteristischen Eigenschaften dieser begabten, aber im Kern des Wesens ungesunden Natur. Von der sittlichen Seite war ihr ebenso wenig beizukommen gewesen wie durch Erwägungen der nüchtern abwägenden Vernunft. Was nicht vollständig von Gefallsucht und Weltlichkeit aufgezehrt war, trug bei Juliane ein phantastisches Gepräge und hing mit der krankhaften Beschaffenheit ihres Nervenlebens zusammen. Sensibilität vertrat bei ihr die Stelle der Herzenswärme, Neigung zu selbstquälerischer Grübelei die Stelle des Gewissens. In beiden Rücksichten vermochte das Herrnhuterthum mehr zu bieten als eine der beiden herrschenden kirchlichen Richtungen. Nicht als ob eine Entwicklung zu wahrer Religiosität nicht auch auf Zinzendorf'scher Basis möglich gewesen wäre: das Unglück wollte nur, daß Frau von Krüdener mit dieser Religionsauffassung erst in Berührung kam, als die besseren Kräfte ihrer Seele durch irreparable Thorheiten und Eitelkeitsexperimente aufgebracht waren, und daß die „Gefäße der Gnade", welche sich zunächst über diese Seele ergossen, unlautere waren.

Name und Person des frommen Schusters, der den ersten Anstoß zur „Umkehr" der Krüdener gegeben hatte, sind unbekannt geblieben. Das Nämliche gilt von den in Riga lebenden Häuptern der herrnhutischen Gemeinde. Ausführlich und wiederholt wird dagegen von einer verarmten, mit der Sorge für sechs Kinder beladenen Bürgersfrau, Madame Blau, berichtet, welche sich an Frau von Krüdener zu machen gewußt, und die von dieser als Musterbild reiner und echter Frömmigkeit gepriesen wird. In Wahrheit war diese Frau eine gefährliche und gemeine geistliche Schwindlerin, die von der Ausbeutung vornehmer Gesinnungsgenossen lebte, und der wir in der Folge als Anstifterin eines häßlichen Betruges begegnen werden. Daß unsere Heldin zur Blau und deren Sohn, einem „erweckten", aber müßig gehenden Schustergesellen, in nähere Beziehung trat, die gebildeten und tüchtigen Glieder der Rigaer Herrnhutergesellschaft aber bei Seite ließ, ist in hohem Grade bezeichnend. Damals wie später ging die excentrische Frau nüchternen und bescheidenen Frommen, insbesondere solchen der Mittelclasse, instinctiv aus dem Wege; mit niemals verleugneter Vorliebe für Leute, die abwechselnd anbeteten und sich anbeten ließen, suchte sie dagegen die Gemeinschaft exaltirter Schwärmer und verkommener, von der Gottseligkeit lebender Existenzen auf. War sie dieser müde, so wurden propagandistische Streifzüge in die exclusive Gesellschaft unternommen, „wo der blasirte Leichtsinn für intellectuellen Ernst nur selten, wohl aber für das Wunderbare empfänglich ist". Hier wie in anderen Fällen wurde der Zug des Herzens für des Schicksals Stimme genommen. Dieser Zug war mächtiger als das an und für sich nicht zu bezweifelnde Bedürfniß nach innerer Erneuerung.

Die weltmüde Frau sehnte sich in der That nach dem persönlichen Verkehr mit Gott, den das Christenthum ihr verhieß; dieser Verkehr aber sollte zugleich zur Phantasie sprechen und durch sich selbst Genuß bieten. Die herrnhutischen Theorien von plötzlicher Erweckung, gewaltsamem „Durchbruch" der Gnade und unvermittelter Erhebung aus dem Zustande tiefster Verderbniß zu höchster Gottseligkeit boten in dieser Rücksicht unvergleichlich mehr als die

nüchterne Kirchenlehre. Mühsam erarbeitete, in täglicher Pflichtübung und Selbstzucht bewährte sittliche Erneuerung konnte die Sache einer Frau nicht sein, die ihr Lebtag gewohnt gewesen war, in unaufhörlichem Wechsel der Interessen, der Umgebungen und der Emotionen das Glück zu suchen, und die, wohin immer sie den Weg einschlug, bei sich selbst ankam. Wie jedes andere Glück sollte auch dasjenige des Friedens mit Gott mit einem Schlage errungen und sofort vollauf genossen werden: Arbeit durfte dasselbe ebenso wenig kosten wie das Glück der Ehe und Häuslichkeit, der literarischen Production und der übrigen Lebensgüter, welche die Krüdener im Fluge erhaschen zu können gewähnt hatte!

Aus den ersten Zeiten des Verkehrs mit der Blau und Genossen wird berichtet, Frau Juliane habe dieselben zwischen Andachtsübungen und Werken der Wohlthätigkeit getheilt. Ob diese Beschäftigungen auf die Dauer nicht vorhielten, ob die Convertitin bereits damals das Bedürfniß fühlte, als Predigerin der ihr zu Theil gewordenen Gnade thätig zu sein, oder ob einfach das Abwechselungsbedürfniß sein Gewohnheitsrecht geltend machte, wissen wir nicht. Genug, daß Frau Juliane im Sommer 1806 abermals auf Reisen ging. Wo und wie sie damals oder später mit der Königin Luise zusammentraf und zu einem längeren, religiöse Gegenstände betreffenden Gespräch mit der trefflichen Fürstin gedieh, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Als feststehend ist nur anzusehen, daß die von Eynard und Anderen veröffentlichten Berichte über diese Begegnung auf Erfindung beruhen, daß indessen ein von der Königin geschriebener Brief vorliegt, in welchem diese der Krüdener sagt: „Sie haben mich besser gemacht als ich war . . . Ihr Wort der Wahrheit und unsere Gespräche über Religion und Christenthum haben mir tiefen Eindruck gemacht.“ — Dauernd kann dieser Eindruck indessen nicht gewesen sein; von Beziehungen zu Frau von Krüdener ist weder in den bekannten Aufzeichnungen der Gräfin Voß noch anderweit die Rede. — Möglicher Weise hat Frau Juliane die Königin aufgesucht, als sie im Sommer 1807 über Königsberg nach Teplitz und von dort in die herrnhutische Station Neu-Welke reiste. Besonders ausgiebig scheint der Verkehr mit den schlichten Leuten dieser Colonie nicht gewesen zu sein, da aus dem Jahre 1807 erhalten gebliebene Briefe sich hauptsächlich auf die Bekanntschaft mit frommen und vornehmen Damen — einer Fürstin und drei Gräfinnen — beziehen und da die Briefschreiberin wiederholt von Rückfällen in die Weltlichkeit heimgesucht wurde. Schutz dagegen hoffte sie bei einem Manne zu finden, der aus einem wenig berühmten, aber tüchtigen Augenarzte zum hochberühmten, aber wenig empfehlenswerthen Seelenarzte geworden war. Sie reiste nach Karlsruhe, um Jung-Stilling kennen zu lernen!

Heinrich Jung stand damals im achtundsechzigsten Lebensjahre. Aus dem naiv-frommen und liebenswürdigen Schneidergesellen, dessen Selbstbiographie Goethe's höchsten Beifall erworben hatte, war im Laufe der Zeit das gefeierte Oberhaupt der pietistischen Hof- und Adelskreise Badens und ein Orakel der Erweckten des südlichen Deutschlands — einschließlich der evangelischen Landestheile des Elsaß — geworden. Kritisches Vermögen, Nüchternheit und sittlich-

religiöser Tact hatten bereits dem jugendlichen Verfasser der ersten deutschen Dorfgeschichte gefehlt; als Greis war der eben damals mit seiner „Theorie der Geisterkunde“ beschäftigte badische Geheimrath bei vollendeter Urtheilslosigkeit und bedenklicher Neigung zu selbstgefälliger Salbaderei angelangt. Seiner schwächlich-haltungslosen Natur war der Weihrauch, den der fromme Markgraf und die vornehmen Leute des badischen Landes ihm, dem Enkel des schlichten Köhlers, spendeten, zum Gift geworden. Durch Vermittlung des Hofes mit den Töchtern des Markgrafen, der Kaiserin Elisabeth von Rußland und der Königin von Schweden (Gemahlin des unzurechnungsfähigen Gustav IV. Adolf), in Verbindung gesetzt, war Jung-Stilling zu einem Ansehen und Einfluß gelangt, die ihm den Kopf zu verdrehen drohten. Die Bekanntschaft mit der oberen Welt, deren er sich rühmte, und die Auslegungen der Apokalypse, die er professionell betrieb, spielten in den Kreisen seiner Anbeter eine ebenso bedenkliche Rolle wie in seiner eigenen Phantasie. Sich und Anderen galt er für einen Propheten, der tiefe Blicke in die Zukunft der politischen und der kirchlichen Welt gethan haben und die Geheimnisse Gottes voraus wissen sollte. Durch die Vorherrschaft, welche Aufklärungsweisheit und encyklopädische Philosophie noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts behaupteten, waren religiöse Wärme und kirchlicher Sinn auf enge Kreise beschränkt worden, die sich aus Elementen der verschiedensten Art zusammensetzten, nichtsdestoweniger aber in Zusammenhang standen. Aufrichtige Gläubige und kindische Schwärmer, Männer von unsträflichem sittlichem Ernst und verlotterte Enthusiasten, thörichte Propheten des tausendjährigen Reiches und gesinnungsvolle Anhänger der alten Kirchenlehre fühlten sich zusammengehörig, so lange die Mehrheit der Gebildeten verwaschenem Aufkläricht oder unverhohlener Glaubensfeindlichkeit huldigte. Weil man in e i n e m Punkte, dem Festhalten an der Offenbarung und dem übernatürlichen Ursprung des Christenthums, einig war, glaubte man über anderweite Verschiedenheiten hinwegsehen und — wo es galt — gemeinsame Sache machen zu dürfen. Demgemäß wurde Jung vielfach auch da achtungsvoll und sympathisch behandelt, wo man weder die mystischen Neigungen noch die kindische Leichtgläubigkeit des alten Herrn theilte. Wohl hatten der Baumeister, Herrnhuter und andere schlicht fromme Männer der Krüdener zu verstehen gegeben, daß der Karlsruher Geisterseher für Seelen von der Complexion der ihrigen nicht der rechte Mann sei, und daß es bei der Vorliebe des Herrn Geheimraths für hochgestellte Erweckte und ihn anschwärmende interessante Damen nicht unbedenklich sei, ihn zum geistlichen Führer zu wählen — dergleichen halbe Winke hatten keinen Eindruck zu üben vermocht, und zu directen Warnungen mochte man sich aus esprit de corps nicht entschließen.

Die Zahl der Monate, welche Frau von Krüdener zu den Füßen Jung's zugebracht hat, vermögen wir nicht anzugeben. Was wir wissen, genügt indessen zu einer Vorstellung von der Intimität dieses Verkehrs. Aus einer Krankheit im Jung'schen Hause nahmen Frau Juliane und deren nach Karlsruhe berufene Tochter Veranlassung, Pflegerinnen desselben zu werden und zugleich die Sorge für die unter dem Schutze seiner Töchter stehenden Armen

zu übernehmen; daß Armenpflege die stärkste Seite der gemeinnützigen Thätigkeit unserer Heldin gewesen, wird übrigens auch von unparteiischer Seite bestätigt. Der Gnadenzustand der beiden Convertitinnen war indessen noch nicht weit genug vorgeschritten, als daß sie bei den Werken der Barmherzigkeit volle Genüge hätten finden können. Die Wittwe des russischen Gesandten hielt für Pflicht, auf einige Zeit nach Baden-Baden zu gehen und daselbst nicht nur der Mutter ihrer Kaiserin, sondern einer ganzen Anzahl am Hofe derselben weilender Fürstinnen (den Königinnen von Schweden und Bayern, der Herzogin von Braunschweig und der Kurfürstin von Hessen) die Aufwartung zu machen. Daran war es aber noch nicht genug. An den Ufern der Oos residirte zeitweilig Frau Hortense, die Königin von Holland. Warum die Schülerin Jung's den Beruf fühlte, die Bekanntschaft dieser ebenso liebenswürdigen wie leichtfertigen Dame zu suchen, ist ihr Geheimniß geblieben. Religiöse Interessen dürften die beiden Frauen nicht zu theilen gehabt haben. Ihre Morgenstunden benutzte die Krüdener denn auch zu Beschäftigungen weltlicher Natur, indem sie der Königin ihren neuen, später den Flammen übergebenen Roman „Othilde“ vorlas, ein Werk, von dem wir nur wissen, daß es mit religiösen Tendenzen die Schilderung einer „wahrhaft delicieusen“ Liebesgeschichte zu verbinden gewußt habe. — Der Versuchung, der neuen Freundin nach Paris zu folgen, wußte die Romanschreiberin indessen Widerstand zu leisten: es zog sie nach einer anderen, noch interessanteren und dazu vom Reiz der Neuheit umgebenen Seite hin.

Jung's hohe Befriedigung über den Glaubenseifer seiner vornehmen Adeptin hatte dafür gesorgt, daß ihr Name weithin bekannt geworden war. Seine zahlreichsten und begeistertsten auswärtigen Freunde zählte der Verfasser des „Grauen Mannes“ und der „Scenen aus dem Geisterreich“ unter den Erweckten Württembergs und des Elsaß. In der Heimath Bengel's und Oetinger's hatte der Glaube an den bevorstehenden Anbruch des tausendjährigen Reiches seit Jahr und Tag sein Wesen getrieben — das Elsaß aber war längst zum Herde einer religiösen Entwicklung der wunderlichsten Art geworden. Unter dem Eindruck der Gottlosigkeiten der ersten Revolution, der über dieses Grenzland mit besonderer Schwere hereingebrochenen Greuel des Jacobinerthums und des gleichzeitig inaugurirten Französirungssystems hatte das geistige Leben der protestantischen Bewohner sich so ausschließlich auf das religiöse Gebiet geflüchtet, daß die Beschäftigung mit den Geheimnissen des Glaubens, die Theilnahme an der wirklichen Welt zurückdrängte. An dieser Welt und ihren Entwicklungen war man irre geworden. Dem gottentfremdeten Staate stand man trotz der greifbaren Vortheile, die derselbe seinen Anhängern gebracht hatte, fremd und verständnißlos gegenüber; in dem Volksthum, das die Grundlage aller Bildung der deutsch-protestantischen Elsässer gewesen war, fühlte man sich bedroht — mit den Stammesgenossen jenseit des Rheins besaß man keine anderen als kirchlich-religiöse Verbindungen, und zum Ueberfluß waren die deutschen Nachbarländer seit Untergang des heiligen römischen Reiches unter die Herrschaft des Erben der großen Revolution gerathen. Wen konnte da Wunder nehmen, daß die Blicke der durch diese gewaltsamen Er-

schütterungen allen gewohnten Geleisen entrückten Frommen sich über die vergängliche Welt hinaus nach oben richteten, „wo tausend Jahre wie der Tag sind, der gestern vergangen ist?“ Indessen die Weltkinder der elsässischen Uebergangsperiode kopfüber in den neuen Zustand französischer Dinge untertauchten, suchten die von dem „ewigen Heimweh“ ergriffenen Gemüther das Heil in der Abkehr von einer unheimlich gewordenen Wirklichkeit. Und wie in dergleichen Fällen Regel ist, übten Diejenigen den stärksten Einfluß, bei denen diese Ab- und Umkehr sich am radicalsten vollzog. Von wesentlicher Bedeutung mußte dabei sein, daß der bekannteste elsässische Seelenhirt, zwar ein bedeutender, sittlich und geistig hervorragender Mann von unantastbarer Integrität und unerreichter praktischer Tüchtigkeit, dabei aber ein Schwärmer und Chiliast war. Die gesammte evangelische Welt verehrte in dem Pfarrer zu Waldbach (im Steinthal), Herrn Johann Friedrich Oberlin, den Mann, der seine verarmte und verkommene Gemeinde binnen weniger Jahre zu Wohlstand, Gesittung und echter Frömmigkeit erhoben und mit wahrhaft genialem Instinct die Nöthe und Bedürfnisse der Zeit zu erkennen gewußt hatte. In jeder Rücksicht ehrenfest und unsträflich, war „Vater Oberlin“ nichtsdestoweniger ein wunderlicher Heiliger, den seine mystischen Neigungen bis in die Vorhöfe des Unsinns führten. Gleich seinem verehrten Freunde Jung-Stilling glaubte auch er mit der unsichtbaren Welt in Zusammenhang zu stehen und deren Geheimnisse so gründlich erforscht zu haben, daß er geographische Karten des Himmelreichs und Stadtpläne des himmlischen Jerusalem entwarf, Kenntniß der Rangordnung unter den Seligen in Anspruch nahm und mit verstorbenen Freunden in regelmäßiger Verbindung zu stehen behauptete. In Dingen, welche Anforderungen des äußeren Lebens betrafen, nüchtern und umsichtig, war Oberlin leichtgläubig und kritiklos, wo seine religiösen Liebhabereien ins Spiel kamen — in mancher Rücksicht noch urtheilsloser als Jung, der mindestens vom Somnambulismus nichts wissen wollte.

Wohlversehen mit Einführungsbriefen an Oberlin, Wegelin und andere Häupter der elsässischen Erweckten, brach Frau von Krüdener im Juni 1808 von Karlsruhe auf. Zu den Studien, die sie während der Tage ihres Verkehrs mit Jung getrieben hatte, gehörten unter Anderem diejenigen über den Termin für den Beginn des tausendjährigen Reiches, den Bengel für das Jahr 1836, der Karlsruher Mystiker für das Jahr 1816 bezw. 1819 in Aussicht genommen hatte. Wie ihr berichtet worden, lebte zu Markirch (Ste.-Marie-aux-mines) ein deutscher Pfarrer Fontaines, der sich nicht nur besonders intimer Bekanntschaft mit den Geheimnissen der Apokalypse rühmte, sondern die Freundschaft einer „berühmten“ Seherin, der Württembergerin Marie Kummer, erworben und außerdem den dringenden Wunsch ausgesprochen hatte, die gottbegnadete „Frau aus dem Norden“ kennen zu lernen, deren Ruf bis zu ihm gedrungen war, und von welcher die Kummerin auf übernatürlichem Wege Kunde erhalten haben wollte. Die Bekanntschaft dieses Wundermannes und der diesem nahe stehenden Prophetin erschien Frau Julianen so wünschenswerth, daß sie nach kurzem Besuch im Hause Oberlin's

ihre Schritte nach Markirch richtete. Hier wurde ihr ein Empfang bereitet, der ihre kühnsten Erwartungen übertreffen und für ihr Leben entscheidend werden sollte.

Weß Geistes Kinder Fontaines und die Kummer gewesen, ist erst neuerer Zeit mit der gehörigen Genauigkeit durch ein Buch festgestellt worden, das trotz ungewöhnlicher Verdienstlichkeit und hohen Interesses in Deutschland kaum bekannt geworden zu scheint. Durch die vor einigen Jahren zu Paris (bei Vieweg) und Straßburg (J. E. H. Heß) erschienene Schrift „Études sur les Origines de la Ste. Alliance par E. Muhlenbeck" sind Quellen für die Geschichte des Lebensganges der Krüdener und der damaligen geistigen Bewegung im Elsaß erschlossen worden, deren Werth allein durch die Gründlichkeit ihrer Benutzung übertroffen wird. Den Untersuchungen, welche der Verfasser über Fontaines und dessen Verbündete angestellt hat, sind die nachfolgenden, an und für sich unglaublich erscheinenden, actenmäßig festgestellten Daten entnommen.

Im März 1769 als Sohn eines — wahrscheinlich katholischen — Handwerkers geboren, war Fontaines bei Ausbruch der Revolution als angehender Student in ihre Strudel gezogen und zum Jacobiner gemacht worden. In der Eigenschaft eines solchen gesellte er sich dem zum blutigen Schreckensmanne gewordenen Expriester Eulogius Schneider zu, um in dessen Auftrage abwechselnd als Commissär des Revolutionsausschusses und als Correspondent der Rheinarmee thätig zu sein, Kirchen zu schließen, priesterfeindliche Reden zu halten, Pferde auszuheben u. s. w. Nach dem Sturz Schneider's nur mühsam der Todesstrafe entgangen, tauchte der junge Schreckensmann einige Wochen später zu Gerstheim auf, wo er die Besucher des „Tempels der Vernunft" mit religiös-politischen Reden erbaute, nach der Gefangennahme und Einsperrung des dortigen Geistlichen die Stellung eines evangelischen Predigers an sich riß, ein Weib nahm und mit Hülfe seiner revolutionären Verbindungen das Amt eines Priesters zu Oberseebach (bei Weißenburg) verlangte. Trotz des engen Verhältnisses, in welches er zu den dortigen Pietisten trat, wurde Fontaines in der Gemeinde so mißliebig, daß er sein Amt nach kaum fünfzehnmonatlicher Führung niederlegen und froh sein mußte, das Amt eines Seelsorgers zu Ilbesheim zu accapariren. Auch das nur für einige Zeit. Der an die Spitze der extremsten Pietisten des Ortes getretene, als Exorcist und Teufelsbanner zu einer gewissen Reputation gebrachte Pfarrer hatte das Unglück, binnen dreier Jahre (1801—1804) fünf Sechstheile des Gemeindevermögens verschwinden zu lassen und die bankerott gewordene Pfarre aufgeben zu müssen. Dank den kriegerischen Wirren, die das Land verwüstet, alle Bande der Ordnung gelöst und die von den Pariser Machthabern ausgeplünderten Bewohner in einen Zustand vollendeter materieller und moralischer Verwahrlosung getrieben hatten, wußte der gewandte, durch eine gewisse rohe Beredtsamkeit unterstützte Abenteurer zu Neuhofen Unterkunft zu finden und den Seelsorger der dortigen „unabhängigen", d. h. pietistisch-separirten Gemeinde zu spielen. Von Neuhofen war er im Jahre 1805 nach Markirch berufen und des herrschenden Predigermangels wegen außerordentlich günstig

aufgenommen worden. Obgleich eine in der Nachbarschaft lebende Frau hoch und theuer versicherte, daß sie Herrn Fontaines Anno 1793 an der Spitze einer Schar bewaffneter Tempelschänder habe durch das Straßburger Münster galoppiren sehen, wußte der wohl aussehende, beredte und in den Geheimnissen der Apokalypse und des tausendjährigen Reiches beschlagene Pfarrherr sich der herrschenden pietistischen Partei so vortheilhaft zu empfehlen, daß seine salbungsvollen Predigten ihm Zulauf verschafften und der einflußreiche, dem Herrn Geheimrath Jung-Stilling nahe befreundete Herausgeber der „Straßburger Zeitung" und Verfasser des Tractats „Ueber die letzte Zeit" ihm seine Empfehlung zu Theil werden ließ.

Unter dem Schutze Fontaines' lebte seit dem Herbst 1807 eine Frauensperson, deren Lebensgang den seinigen an Abenteuerlichkeit noch übertraf. Seit ihrer Kindheit war die bereits genannte „Kummerin" (Maria Kummer aus Württemberg) durch Visionen begnadet worden, die den Behörden des Vaterlandes der nervenkranken und dabei verlogenen Vagabundin außerordentlich viel zu schaffen gemacht, nichtsdestoweniger aber den wärmsten Antheil gewisser erweckter Kreise erregt hatten. Unbeschadet der unliebsamen Thatsache, daß die Kummer im Laufe ihres vielverschlungenen Wanderlebens einmal katholisch geworden war, stand sie bei den evangelischen Separatisten Württembergs im Rufe besonderer Gottgefälligkeit und Erleuchtung. Von einem halbtollen Prediger Hiller war die angebliche Seherin zuerst mit Jesu „copulirt", dann aber von dem Herrn Pastor selber zur Mutter eines Knaben gemacht worden, dessen Bestimmung diejenige eines der beiden apokalyptischen Zeugen (Offenbarung Joh. 11, 3) hatte sein sollen. Hiller hatte darüber sein Amt verloren, die „Kummerin" Pranger und Zuchthausstrafe zu überstehen gehabt, von der Verehrung, die gewisse Kreise ihr zollten, indessen so wenig eingebüßt, daß sie als Predigerin des Weltunterganges und eines (ihr selbst offenbarten) allgemeinen Exodus der Frommen in das gelobte Land erheblichen Eindruck machen und eine Anzahl bethörter Leute bestimmen konnte, den Weg nach Jerusalem über Wien einzuschlagen, sich dort nach Pässen umzusehen — ihr selbst aber die Reisekasse anzuvertrauen. Abermals der Justiz in die Hände gefallen und mit Gefängnißhaft bestraft, verließ sie die Heimath, um bei einem gesinnungsverwandten Elsässer Freunde (ihrem Schwager Schmidthuber) Unterkunft zu suchen und von diesem dem Pfarrer zu Markirch zugeführt zu werden.

In die Tage dieser Uebersiedelung (October 1807) war das Erscheinen eines Kometen gefallen, der in den Gegenden des oberen Rheins Furcht und Schrecken verbreitete, und an welchen die württembergische Seherin Vorhersagungen von Pest, Hungersnoth, Krieg und Kriegsgeschrei geknüpft hatte. Das war ausreichend gewesen, um der Abenteurerin den besonderen Schutz und die Freundschaft Fontaines' zu erwerben und zwischen beiden eine dauernde Verbindung herzustellen. Zur Zeit des Eintreffens der Krüdener war dieser Bund bereits geschlossen. Auf die Kunde von dem bevorstehenden Besuch einer vornehmen, aus Karlsruhe kommenden russischen Dame hatte die „Kummerin" natürlich nicht ermangelt, mit einer Vision begnadet und darüber vergewissert

zu werden, daß der erwartete Gast zu einem hohen und wichtigen Werke berufen sei.

„Am 5. Juni 1808," so heißt es in dem Mühlenbeck'schen Buche, „wurden die Nachbarn des Markirchner Pfarrhauses durch das wunderbare Schauspiel zweier vor der Thür desselben haltenden Carossen überrascht. Aus dem einen dieser Gefährte entstiegen zwei junge, elegant gekleidete Damen und eine ältere, mittelgroße, weiß und blau gekleidete Frau mit blondem Haar. Gleich darauf erschien Herr Fontaines in der Hausthür, um mit gravitätischer Stimme in die Worte auszubrechen: ‚Bist Du es, die da kommen soll, oder sollen wir einer Anderen harren?'"[1]). (Matth. 10, 3.)

Von der magischen Wirkung dieser plumpen und niederträchtigen Schmeichelei legt ein Brief Zeugniß ab, den Frau Juliane einige Wochen nach ihrer Niederlassung im Markirchner Pfarrhause (3. Juli 1808) an Jung-Stilling richtete, und der in den von dem alten Herrn gesammelten „Sendschreiben geprüfter Christen" zum Abdruck gebracht worden ist. Mit dankbarer Freude berichtet die „Frau Gräfin" (wie sie in Markirch genannt wurde) von der Liebenswürdigkeit, mit welcher der würdige Pfarrer ihr und ihren Töchtern den größten Theil seines Hauses eingeräumt habe, und von den reich gesegneten Tagen, die sie unter dem friedlichen Dache des Gottesmannes verbringe. Nach erquickendem Frühspaziergang auf den paradiesischen Auen der Umgebung werde geschrieben, dann gebetet, das Frühstück eingenommen, gearbeitet und gelesen, dann abermals promenirt und nach der Abendmahlzeit der wohlangebrachte Tag mit Bibellectüre und einem an diese geknüpften Vortrag Fontaines' geschlossen. Um das Glück dieses Stilllebens voll zu machen, erschien die Kummerin als täglicher Gast des Hauses, um über die ihr in überraschender Fülle gewordenen Gesichte und Offenbarungen zu berichten, an dem gemeinsamen Studinm der Apokalypse Theil zu nehmen und die Versammelten mit Verheißungen über die großen Rollen zu erbauen, welche ihnen in dem herannahenden Reiche Gottes auf Erden zugedacht sein sollten. „Ich bin das glückseligste aller Geschöpfe," schrieb die Krüdener ihrer Freundin, Frau Amand; ... „die Zeiten erfüllen sich und große Drangsale werden über die Erde einbrechen, — zu fürchten aber brauchen Sie nichts. Das Reich des Herrn naht heran, und er selbst wird tausend Jahre lang über der Erde herrschen."

Die selige Verschollenheit, in welcher Frau Juliane des Verkehres mit Fontaines und der Kummerin genoß, war von nahezu achtmonatlicher Dauer. Daß diese Festzeit ein Ende nahm, lag nicht sowohl an unserer Heldin als an ihren neuen Freunden. Der Pfarrer von Markirch fühlte den Boden unter den Füßen wanken. Mit dem verständigeren Theil seiner Gemeinde überworfen, von der Feindschaft des ihm aus der Jacobinerzeit bekannten kaiserlichen Präfecten zu Straßburg bedroht, durch seine hohe Gönnerin und

[1]) Eine Bestätigung dieser Empfangsscene findet sich in dem — völlig unkritischen, von thörichten Parteilichkeiten für die Heldin wimmelnden — Buche Eynard's: Vie de Mme. de Krüdener, Bd. I, S. 180 (Paris 1849). Nach einer anderen Version soll Fontaines gesagt haben: „Bist Du die Frau aus Norden?" („Frau von Krüdener in der Schweiz". 1817).

deren Beziehungen zu ihrem spanischen Schwiegersohn d'Ochando (dem Verführer und späteren Ehemann ihrer übel berüchtigten Stieftochter Sophie) den Behörden verdächtig geworden, hatte der Biedermann stündlich die Entdeckung seiner Antecedentien zu fürchten. Seinem Bedürfniß nach Verpflanzung auf sicheren Boden kam die getreue Kummerin zu Hülfe. Auf Grund ihr gewordener „Offenbarungen" eröffnete sie der „Frau Gräfin" den göttlichen Auftrag, nach Württemberg überzusiedeln und daselbst eine Colonie „wahrer Christen" zu begründen. Ohne Rücksicht darauf, daß der zu Rathe gezogene Carlsruher Seelenarzt sich gegen dieses Unternehmen aussprach und daß Oberlin die ihm angesonnene Theilnahme an der Sache ablehnte, glaubte Frau Juliane dem ihr gewordenen höheren Wink Folge leisten zu müssen. Unter Berufung darauf, daß eine von der Prophetin vorhergesagte Befreiung aus Geldverlegenheiten mit wunderbarer Präcision eingetroffen sei, brach die bethörte Frau mit ihrer Tochter, der Familie Fontaines, der Kummerin und deren Angehörigen im Februar 1809 nach Katharinen-Plaisir, einem in ihrem Auftrage von Fontaines gemietheten Landhause bei Kleebronn (Württemberg) auf. An dem neuen Wohnort angelangt, legte der (alsbald nach seiner Abreise des Amtes entsetzte) Ex-Jacobiner ein schwarzes, Frau von Krüdener ein himmelblaues, die Kummerin ein graues Kleid an; in diesen Gewandungen wurde von den drei Führern der „Colonie wahrer Christen" wechselweise gepredigt, in Vorhersagungen einer unmittelbar bevorstehenden großen Weltkatastrophe geschwelgt und vor zusammengeströmten Gläubigen der Nachbarschaft gegen den gottlosen Landesherrn und die von diesem angeordnete neue Liturgie geeifert. König Friedrich I. von Württemberg, der weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen Scherz verstand und allem sectirerischen Treiben durchaus abhold, ließ die Kummerin einstecken und die übrige Gesellschaft über die Grenze schaffen.

Ueber den mehrmonatlichen Aufenthalt, der nach Abschluß dieser für den Geisteszustand unserer Heldin charakteristischen Episode zu Lichtenthal (bei Baden-Baden) genommen wurde, können wir in Kürze hinweggehen. Trotz gelegentlicher Rückfälle in die Weltlichkeit und zeitweiliger Versuche, nähere Beziehungen zur Großherzogin Stephanie von Baden anzuknüpfen, verharrte Frau Juliane auf dem eingeschlagenen Wege. Obgleich das Verhalten Fontaines' ihr wiederholt Sorgen und Bedenken erregte, denen sie in Briefen an die Freunde Ausdruck gab, setzte die Uebelberathene den intimen Verkehr mit dem Abenteurer so unentwegt fort, daß sie zahlreichen Personen — darunter der eigenen Mutter — für die Geliebte ihres Seelsorgers galt! Sie selbst blieb fröhlich und guten Muths. Als die Kummerin nach verbüßter Gefängnißstrafe in Baden-Baden eintraf und neue Verkündigungen kommender großer Dinge zum besten gab, hatte es den Anschein, als werde das merkwürdige Trifolium mindestens bis zum Eintritt der nächsten Weltkatastrophe beisammen bleiben.

Ein Zwischenfall führte indessen zu abermaligem Scenenwechsel. Aus Riga trafen Nachrichten ein, nach denen Julianens Mutter schwer erkrankt und von dem dringenden Wunsche nach einem Wiedersehen mit ihrer Tochter er-

füllt sei, deren wunderlicher und anstößiger Wandel der im siebzigsten Lebensjahre stehenden alten Dame schweren Kummer bereitet hatte. Dafür, daß die Kranke vorläufig am Leben blieb, glaubte die von Geldsorgen bedrängte Tochter durch eines ihrer wunderthätigen Gebete gesorgt zu haben; ein zweites Wunder aber wurde durch die Bereitwilligkeit zu Stande gebracht, mit welcher ein Carlsruher Banquier der Frau Baronin zehntausend Thaler zur Verfügung stellte, mit deren Hülfe unsere Heldin die weite Reise antreten, am 3. August 1810 in Riga eintreffen und ihre Mutter am Leben finden konnte.

Sechs Monate später erlag die „wunderbar" erhaltene, anscheinend völlig wiederhergestellte Enkelin Münnich's einem Schlaganfall. Die Regelung der Erbschaft bedingte einen längeren, bis zum Schluß des Jahres 1811 fortgesetzten Aufenthalt in der Vaterstadt, welche Frau von Krüdener eine Anzahl geistlicher Dienstleistungen zu widmen beschloß. Wie wir aus einem amtlichen Berichte des Rigaer Generalgouvernements erfahren, wurden von der „verwittweten Frau Geheimräthin" Andachtsstunden eingerichtet, bei denen Auslegungen der Apokalypse und Abendmahlsspendungen die Hauptrolle spielten und bei denen die uns bereits bekannte Frau Blau neben der Dame des Hauses als Predigerin fungirte. Dieser zweideutigen Person und deren Sohn, dem Schustergesellen, übertrug die Krüdener bei der Abreise die Aufsicht über den zu Gottesdiensten eingerichteten Theil ihres Hauses und die Weiterführung ihres „Werkes". Damit nicht genug, ließ die Krüdener auch noch den Sohn ihres Freundes Oberlin, einen excentrischen jungen Schwärmer nach Riga kommen, wo derselbe als Hauslehrer des Gouverneurs von Richter, vornehmlich aber als Prediger und Verfasser chiliastischer Schriften thätig war und in den Köpfen erweckter Herren und Damen der Gesellschaft erhebliche Verwirrungen anrichtete. — Minder erfolgreich war der Versuch zu Anknüpfungen mit dem Oberhaupt der livländischen Geistlichkeit und Hauptvertreter des dortigen Rationalismus, dem Generalsuperintendenten Sonntag. Von Einwirkungen auf diesen geistreichen Mann konnte natürlich nicht die Rede sein; bemerkenswerth erscheint indessen, daß der Freund Herder's die „interessante Dame" in der Folge nicht ganz so ungünstig beurtheilte, als man hätte meinen sollen. In einem viele Jahre später geschriebenen Nachruf berichtet Sonntag, daß er seine Beziehungen zu dieser Bekannten von 1811 „von Amts- und Gemüths wegen nicht fortsetzen zu dürfen geglaubt habe, daß er derselben aber das Zeugniß schuldig sei, sie habe für jedes Menschenleiden und Menschenbedürfniß das tiefste, reinste, thätigste, selbstvergessenste, sich selbst aufopfernde Mitgefühl besessen".

Im Geleit einer von der „Kummerin" empfohlenen Schwester Fontaines' kehrte Frau von Krüdener zu Ende des Jahres 1811 über Breslau und Dresden nach Carlsruhe zurück. Den mit Schimpf und Schaden weggejagten Exprediger von Markirch fand sie nicht mehr vor. Dem vielgewandten Manne war es inzwischen gelungen, zu Sulzfeld bei Eppingen eine Pfarrstelle zu ergattern und als Verkünder großer, in der Apokalypse vorhergesagter Weltereignisse Zulauf und Ansehen zu erwerben. Dafür war die Kummerin auf ihrem Posten geblieben und mit reichen Erfolgen gesegnet worden. Die

Erweckten des deutschen Südens schienen durch das Herannahen des russisch-französischen Krieges und das abermalige Erscheinen eines Kometen in eine Ueberschwänglichkeit getrieben worden zu sein, die kein Maß mehr kannte, und die sich mit ansteckender Gewalt über Kreise ausbreitete, die von Chiliasmus und apokalyptischer Vorhersagung sonst nichts hatten wissen wollen. Mit apodiktischer Gewißheit sagte die Prophetin von Lichtenthal voraus, daß über ein Kleines der weiße Engel über den schwarzen den Sieg davon tragen werde, und daß das von dem Propheten Jeremias angekündigte Erscheinen eines Volkes aus Norden bereits unterwegs sei. Als dann zu Ende des Jahres 1812 die Kunde von der Verbrennung Moskaus eintraf, fand die Versicherung der Seherin, daß dieses Ereigniß ihr in einem Gesichte offenbart worden sei, bei Jungen und Alten Glauben. Daß Frau Juliane zu den Glaubenden gehörte, versteht sich von selbst. Waren ihr doch gerade jetzt Erfolge wunderbarer und unerhörter Art beschieden gewesen! Inmitten der Kriegsereignisse hatte sie, die Wittwe eines russischen Diplomaten und Geheimraths, sich auf den feindlichen französischen Boden begeben dürfen, ihren als Geisel gefangen gehaltenen Sohn besucht, bei dem Präfecten von Straßburg, Herrn de Lezay-Mannesin, freundliche Aufnahme gefunden, diesen Günstling der Kaiserin Marie Louise mit sich nach Steinthal geführt und mit ihrem Freunde Oberlin in nahe Verbindung gebracht! Von Straßburg war es dann nach Genf gegangen, und hier eine wichtige Aufgabe, die Sammlung und Ermuthigung der von der calvinistischen Staatskirche als „mommiers" verfolgten pietistischen Dissidenten in Angriff genommen worden. Ein abgesetzter junger Geistlicher, Empaytaz (der Genf durch seine Gebete von der französischen Invasion gerettet haben sollte), schloß sich Frau von Krüdener vertrauensvoll an, und in seinem Geleit kehrte sie in das Elsaß zurück, um das neue auserwählte Rüstzeug dem alten Oberlin vorzustellen und an seiner Seite der großen Dinge zu harren, für welche sie sich mit zunehmender Gewißheit auserlesen wußte.

Konnte es ausbleiben, daß diese Dinge wirklich eintraten?

III.

Daß mit dem Ausgang des Feldzuges von 1812 und dem Beginn der Freiheitskriege ein neues Capitel der europäischen Geschichte begonnen habe, gehört zu den Dingen, über welche weltliche und kirchliche Geschichtschreiber seit lange einig geworden sind. Gleiche Uebereinstimmung besteht darüber, daß die vom Jahre 1813 datirende Erneuerung nicht nur politischer und nationaler, sondern zugleich sittlich-religiöser Natur gewesen sei, und daß sie sich „von innen heraus" entwickelt habe. Auf allen Gebieten geistigen Lebens hatte die Weisheit des 18. Jahrhunderts bankerott gemacht, auf allen die Ueberzeugung Platz gegriffen, daß mit der Religion der praktischen Vernunft und mit den herrschend gewesenen Theorien der Aufklärung und des Kosmopolitismus nicht weiter zu kommen sei. Für den Wiederaufbau des aus den Fugen gebrachten öffentlichen Zustandes sollte es anderer als der bisher befolgten Principien bedürfen. Rückkehr auf den geschichtlichen Boden, den

man im Taumel humanitärer und revolutionärer Begriffsverwirrung verlassen hatte, wurde zur allgemeinen Parole. Je nach ihren nächsten Interessen sahen die Einen in der allenthalben geforderten Umkehr zu den Traditionen der Väter das geeignetste Mittel zur Wiederherstellung der politischen alten Gewalten, die Anderen den gottgewollten Weg zur religiösen Erneuerung der Culturwelt. Ein tiefgehendes Bedürfniß nach Erwärmung des kirchlichen Lebens und nach Beschaffung ausgiebigerer religiöser Nahrung, als Aufklärungsphilosophie und Vulgärrationalismus sie zu bieten vermocht, hatte sich demgemäß der germanischen und romanischen Völker bemächtigt und der Theologie der Restauration die Wege bereitet. In gewissem Sinne erscheint es darum berechtigt, daß die kirchliche Geschichtschreibung von der Katastrophe des Jahres 1812 ein neues Capitel der Religionsgeschichte datirt und seinen Inhalt als Sieg des alten über den neuen Glauben bezeichnet. Aber nur in gewissem Sinne und innerhalb gewisser Grenzen. Sieht man näher zu, und prüft man den sittlichen Zustand der damaligen Culturwelt im Einzelnen, so wird man gewahr, daß das Zeitbedürfniß nicht sowohl auf Rückkehr zum Väterglauben und auf Herstellung einer festen dogmatischen Grundlage als auf Befriedigung für Gemüth und Phantasie gerichtet war. Diese verlangten ihr Recht, weil sie von den bisher geltend gewesenen Lebensmächten unberücksichtigt geblieben waren. Wie der Mensch nicht vom Brote allein lebt, so lebt er auch nicht von der Vernunft allein. Das hatten die Weisen der Encyklopädie ebenso unberücksichtigt gelassen wie die Helden der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“. Was das vorige Zeitalter dem metaphysischen Bedürfniß der Menschheit und der Phantasie der Völker schuldig geblieben war, wurde jetzt mit Zinsen zurückgefordert. Daß die Ansprüche der Phantasie sich mit zunehmender Stärke geltend machten, hatte noch besondere Gründe. Die Befreiung von der Gewaltherrschaft des unbesiegbaren Corsen hatte sich just da vollzogen, wo die Weisheit der alten Philosophie an der Grenze ihres Witzes angelangt war und wo die Rettung nur noch von einem Wunder erwartet werden konnte. Ein solches schien im Winter 1812/13 geschehen zu sein. Des Wunderglaubens seit einem Jahrhundert entwöhnt, griff man mit Begeisterung zu und verlangte man nach neuen Wundern. Indessen das Bedürfniß nach Aufrichtung fester Formen für das religiöse Leben sich erst geraume Zeit später Bahn brach, wurde die Wundersucht zu einem entscheidenden Merkmal der öffentlichen Stimmung. Die ersten Vorherverkündiger der eingetretenen „wunderbaren“ Wendung waren nicht die Vorkämpfer der alten Kirchenlehre, sondern die als „Stille im Lande“ und als „mommiers“ verspotteten pietistischen und chiliastischen Schwärmer gewesen; diesen und nicht den Kirchengläubigen wandte die Aufmerksamkeit sich zunächst zu. Seit lange in der Stille vorbereitet, brach das Wunderbedürfniß mit elementarer Gewalt hervor, als die furchtbare Erschütterung der Jahre 1812 und 1813 das Eis der herrschenden Vorstellungen gebrochen und als der Strom populärer Begeisterung die Schollen der Aufklärungsweisheit ins Meer getrieben hatte. Vollständig war der Sieg dieser Weisheit über das transcendentale Menschheitsbedürfniß überhaupt niemals gewesen. Das Zeitalter des Vulgärrationalismus war zugleich dasjenige

der Rosenkreuzerei, des Cagliostro-Schwindels und des von den Bischofswerder und Genossen getriebenen Unfugs gewesen; nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden hatten die Gläubigen gezählt, denen Robespierre im Sommer 1794 für den neuen Messias gegolten; zum eisernen Inventar der Vorstellungen, denen Verfasser und Leser der „Stunden der Andacht" (des classischen Buches der deutschen Aufgeklärten) huldigten, gehörte der Glaube an prophetische Träume und Gesichte. Von einer der typischen Figuren des geistreich aufgeklärten Berlin, seiner eigenen Mutter, erzählt Theodor Bernhardi [1]), sie habe, gleich der Mehrzahl ihrer romantischen Freunde, Zeitlebens an der Meinung festgehalten, daß hinter dem Treiben der Hofmystiker Friedrich Wilhelm's II. „wirklich ein Geheimniß stecke" — daß nur ein „trostloser Prosa verfallener Geist" in den Wundermännern des 18. Jahrhunderts Betrüger sehen könne, und daß die Erfolge wie die Niederlagen Napoleon's im letzten Grunde auf das Zusammenwirken eines geheimnißvollen Bundes zurückzuführen seien. Das Wunder war nicht nur des Glaubens, sondern ebenso des Unglaubens liebstes Kind gewesen!

Bei solcher Stimmung der Gebildeten hatte es für die Massen nur eines Anstoßes bedurft, damit das Verlangen nach Anknüpfungen mit der höheren Welt zur treibenden Macht wurde. Ueberall da, wo dem Wunderbedürfniß der Boden bereitet worden war, fanden die Wunder sich von selbst ein. Während der Jahre 1813—1818 tauchten von einem Ende Europa's zum anderen Wundermänner, Verkündiger apokalyptischer Geheimnisse und größere oder kleinere Gemeinschaften auf, die sich als Avantgarde des tausendjährigen Reiches fühlten. Kein Land, kein Volk, kein religiöses Bekenntniß, das nicht Contingente dazu gestellt hätte! Zugleich mit den Berichten über evangelische Chiliastenscharen, die den jüngsten Tag am Schwarzen Meer oder am Jordan erwarten wollten, trafen Meldungen über analoge Erscheinungen in der katholischen Welt ein. In Deutschland wie in Oesterreich, Frankreich und Spanien hatte die Kunde von der Verbrennung Moskaus und von dem Rückzuge der großen Armee Schwarmgeistereien geweckt, die sich an die Personen Napoleon's und Alexander's I. knüpften. Es waren die Tage, in denen Cardinal Hohenlohe und der badische Bauer Michel Wunderheilungen vollbrachten, die Predigten des Linzer Priesters Pößl zu Ausschreitungen vollendeten Wahnwitzes den Anstoß gaben, ein russischer Pope (Lewizki) dem St. Petersburger Unterrichtsminister einreden konnte, daß er der „zweite apokalyptische Zeuge" sei, wo ein Rußland bereisender Londoner Quäker von Dutzenden wunderbarer Erweckungen und übernatürlichen Erscheinungen zu berichten hatte und wo ein abgelegenes livländisches Landgut zum Schauplatz des Religionswahnsinns einer ganzen Adelsfamilie wurde.

Vergegenwärtigt man sich diese Beschaffenheit der religiösen Atmosphäre Europa's, zieht man den Einfluß in Betracht, den Männer wie Franz von Bader und Joseph de Maistre damals übten, und nimmt man hinzu, daß der blasirte Leichtsinn der vornehmen Welt alle Zeit besondere Empfänglichkeit

[1]) Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Bd. I, S. 154 ff.

für das Wunderbare und vollendet Abenteuerliche gehabt hat, so weiß man, warum der Beginn des Restaurationszeitalters Figuren vom Schlage unserer Heldin auf die Bühne führen mußte. Das erste Lebenszeichen, welches das neu erwachte religiöse Bedürfniß von sich gegeben hatte, war das Wiederaufleben der Wundersucht gewesen. Der frühe Morgen des neuen Tages gehörte dementsprechend weder ernsthaften Bußpredigern noch dogmengepanzerten Theologen, sondern Wunderthätern. Mit diesen allein war es freilich nicht gethan. Es galt nicht nur die Wundersucht der Menschen zu befriedigen, sondern dem Emotionsbedürfniß der an Voltaire und Diderot irre gewordenen vornehmen Welt in weltförmiger Weise zu entsprechen und der Weihrauchs- und Autoritätsbedürftigkeit der Großen dieser Erde angemessene Nahrung zuzuführen. Auf diese heterogenen Ansprüche war Frau von Krüdener mit einer Vollständigkeit eingerichtet, die kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Die ihr zu Theil gewordene Erweckung sah Denjenigen, welche das Gros der neuen Gläubigen ergriffen hatte, in mehr als einem Punkte ähnlich. Zu den Entstehungsursachen ihrer Bekehrung hatte dieselbe krankhafte Unruhe und Veränderungsluſt gehört, welche Herren und Damen der exclusiven Gesellschaft zu Scharen der neuen Richtung in die Arme trieb, und die Sprache dieser Gesellschaft war ihr von Kindheit an geläufig. Zu dem Allen kam, daß Frau von Krüdener sich auch auf die Künste der höfischen Bußpredigerin ganz besonders verstand. Wie süß es sei, sich den Sündenpelz waschen zu lassen und dabei trocken zu bleiben, wußte sie aus eigener Erfahrung. Aus dem Zustande der verirrten Sünderin unvermittelt zum Rang eines auserwählten Rüstzeugs göttlicher Gnade erhoben, war sie der Aufgabe gewachsen, die für die Rettung hoher und allerhöchster Seelen erforderlichen Operationen so schmerzlos wie immer möglich zu vollziehen und ihre Buß- und Strafpredigten so einzurichten, daß auch die zartesten Seelen unverletzt blieben. Endlich — und das war die Hauptsache — hatte sie die wichtigste aller Propheteneigenschaften, den Glauben an sich selbst, erworben. Allzu schwer mochte ihr das nicht gefallen sein. Wie die meisten vornehmlich mit sich selbst beschäftigten Menschen, war sie dahin gelangt, bei sich selbst zu finden, was das Leben ihr schuldig geblieben war oder schuldig geblieben sein sollte. In ungewöhnlichem Maße sensitiv und eindrucksfähig, hatte sie sich nicht nur in den Glauben an die göttliche Gnade, sondern zugleich in den Glauben an ihre geistlichen Berather und Freunde kopfüber gestürzt und bei diesen ihre Anker festgelegt. Der bei aller Thorheit und Ueberschwänglichkeit klugen und welterfahrenen Frau war indessen nicht entgangen, daß die Jung, Oberlin, Fontaines Menschen wie Andere seien und so gut wie diese schwache Seiten hätten. Waren solche Schwächen vereinbar gewesen mit den göttlichen Gnadengaben, in deren Besitz sie die Freunde wußte, so konnte das auch für sie selbst gelten. Leichtgläubig gegen Andere, war es Frau von Krüdener auch gegen sich selbst. Mit den elementarsten Forderungen sittlicher Selbstzucht unbekannt, war sie außer Stande, die wechselnden Regungen des Herzens zu controliren und Andere als subjective Maßstäbe an Menschen und Verhältnisse zu legen. Endlich wußte sie sich im Besitz eines Temperaments, das über innere und äußere

Schwierigkeiten gleich muthig hinwegsetzte und stürmisch genug war, um Andere fortzureißen, wenn es einmal in Zug gebracht worden. Nur noch darauf schien es anzukommen, daß sie in solchen Zug gebracht und auf Ziele gerichtet wurde, die ihren Wünschen und ihren Antecedentien gleichmäßig entsprachen. Das Weitere fand sich dann von selbst.

Der dafür entscheidende Augenblick im Leben der Krüdener ist bekanntlich der 4. Juni 1815 gewesen — der Tag, an welchem sie der längst gewünschten persönlichen Bekanntschaft Alexander's I. theilhaft wurde. Daß der dafür gewählte Augenblick der denkbar günstigste war, beruhte zum einen Theil auf der Geschicklichkeit, mit welcher sie ihr Tempo berechnet hatte, zum anderen auf der eigenthümlichen Beschaffenheit der religiösen Vergangenheit des Kaisers.

Die religiöse Erziehung des Enkels der zweiten Katharina war in kaum glaublicher Weise vernachlässigt worden. Der Satz: „Jésus, surnommé le Christ, juif dont la secte des chrétiens tire son nom," soll die Quintessenz dessen gewesen sein, was César Laharpe dem künftigen Beherrscher von vierzig Millionen „Rechtgläubigen" über den Stifter der christlichen Kirche zu sagen gewußt. „Les chrétiens sont d'honnêtes gens, mais il ne servent à rien," hatte dieser Herrscher noch im achten Jahre seiner Regierung (Juni 1810) nach de Maistre's glaubwürdigem Zeugniß gemeint [1]). Der Kirche, in deren Formen er erzogen worden, war und blieb Alexander sein Leben lang innerlich fremd, wenn er das Ceremoniell derselben gleich genau befolgte. Daß die Religion eine für die innere Entwicklung des Menschen unentbehrliche Macht sei, war ihm erst im siebenunddreißigsten Lebensjahre zu ahnendem Bewußtsein gekommen, — damals, als er sich unter dem erschütternden Eindruck der Einäscherung Moskaus rathsuchend an seinen Freund Galyzin gewendet hatte und von diesem auf die Bibel verwiesen worden war. Es ist bekannt, daß das Buch der Bücher im Winterpalais nicht sogleich aufgefunden werden konnte, und daß die Kaiserin-Mutter sich damit begnügen mußte, ihrem Sohn eine französische Uebersetzung der Vulgata in die Hände zu legen. Nichtsdestoweniger war von dieser Lectüre ein Eindruck in der Seele des Monarchen zurückgeblieben, der ihn bestimmte, fortan in schwierigen Lebenslagen zu der Quelle des christlichen Offenbarungsglaubens die Zuflucht zu nehmen und den Beistand Gottes anzurufen, wenn er an den Menschen irre wurde. Und dazu war während der Jahre 1812—1815 reichliche Veranlassung geboten worden. Nicht nur daß die Sorgen und Strapazen der Feldzüge von 1813 und 1814 den Kaiser bis ins Mark erschüttert hatten, — die auf dem Wiener Congreß gemachten Erfahrungen waren ganz geeignet, sein Gemüth zu verdüstern, seinen Glauben an die Güte der menschlichen Natur zu unterhöhlen. Obwohl das gegen ihn gerichtete österreichisch-französisch-englische Geheimbündniß vom 3. Januar 1815 folgenlos geblieben war, hatten ihn Metternich's „schwarzer Verrath" und die Undankbarkeit des bourbonischen Frankreich in tiefster Seele verwundet; sein Lieblingsproject, die Wiederherstellung Polens, war von der europäischen Diplomatie ebenso ungünstig aufgenommen worden wie von der

[1]) Religion et mœurs des Russes. Paris 1879. S. 19 ff.

Mehrheit seiner über diese Begünstigung des alten Stammfeindes aufgebrachten Unterthanen. Und nicht das allein. Indessen die Schwierigkeiten der großen Politik seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, waren die Berichte über den Zustand seiner Staaten von Monat zu Monat ungünstiger geworden. Seine humanitären Bestrebungen stießen auf den passiven Widerstand eines selbstsüchtigen Beamtenthums und eines in Folge der Kriegsereignisse verarmten Adels. Handel und Verkehr lagen darnieder, die Landwirthschaft klagte über Mangel an Arbeitskräften und Absatzgelegenheiten, die Finanznoth war permanent, der Rückgang der Valuta unaufhaltsam geworden. Statt des Dankes, den der weichmüthige Kaiser gesäet zu haben glaubte, stieß er auf Unzufriedenheit, Verbitterung und schnöde Verkennung seiner reinsten Absichten. Was noch fehlte, um den auf dem Grunde der Seele Alexander's schlummernden Hang zu Weltflucht und mystischer Grübelei zu rühren, war durch den Schrecken über Napoleon's Rückkehr aus Elba und den Zusammenbruch der bourbonischen Herrlichkeit, sowie durch peinliche Privaterlebnisse und durch die Einflüsse vollendet worden, welche die pietistischen Elemente seiner Umgebung auf den allzu empfänglichen Monarchen übten. Nicht unwesentlich kam dabei in Betracht, daß die von ihrem Gemahl viele Jahre lang vernachlässigt gewesene Kaiserin Elisabeth unter die schwermüthigen und mystischen „schönen Seelen" gegangen und jetzt, wo Alexander mit seiner letzten Geliebten brach, zur Trösterin seiner trübseligen Stunden geworden war. Ohne daß es dazu besonderer Anstrengungen bedurft hätte, war der Kaiser von seiner Gemahlin und deren Gesinnungsgenossen bestimmt worden, auf der Reise nach Carlsruhe (April 1815) den dem badischen Hofe befreundeten alten Jung aufzusuchen und dessen Meinung über die Signatur der Weltlage vom Standpunkte der Apokalypse einzuholen. Der bei halber Unzurechnungsfähigkeit angelangte Greis hatte nicht ermangelt, seinem hohen Besuche zu bestätigen, daß der corsische Imperator mit dem Apollyon — alias Abaddon — des neunten Capitels der Offenbarung Johannis gleichbedeutend sei, und daß das tausendjährige Reich binnen Kurzem seinen Anfang nehmen werde. Ueber das Maß des in der Seele Alexander's zurückgebliebenen Eindrucks gehen die Berichte auseinander. Thatsache ist indessen, daß der geheimräthliche Prophet reich belohnt wurde und daß der Kaiser unruhiger und trostbedürftiger denn je war, als er im Mai 1815 zu Heilbronn eintraf.

Ueber die Erlebnisse und Stimmungen des russischen Kaisers war Frau von Krüdener seit Jahr und Tag ziemlich genau unterrichtet. In dem Elsässer Stillleben von 1812 und in dem ausschließlichen Verkehr mit Leuten vom Schlage der Kummerin und des Ehrenmannes Fontaines' hatte sie es nicht allzu lange geduldet. Bei Gelegenheit waren diese Freunde doch recht unbequem geworden. Der Begünstigung, welche die Krüdener dem neuen Genfer Vertrauten, Empaytaz, zu Theil werden ließ, hatten die Eifersucht Fontaines' geweckt, dem die allmähliche Abwendung der vornehmen Gönnerin um so bedenklicher dünkte, als die mühsam erworbene Sulzbacher Pfarrstelle sich auf die Dauer nicht behaupten ließ. Frau von Krüdener war des ehemaligen Freundes längst überdrüssig geworden und hätte demselben den Laufpaß ge-

geben, wenn die „Kummerin" nicht zu vermitteln und für neue Offenbarungen zu sorgen gewußt hätte, deren eine dahin gegangen war, daß der Himmel den Abschluß einer „mystischen Ehe" zwischen Julianens Tochter und Fontaines' jüngerem Bruder, einem verlaufenen Apothekergehülfen, beschlossen habe! Unsere Heldin hatte sich das gesagt sein lassen und die Tochter bereits zur Einwilligung in diese absurde Verbindung bestimmt, als Empaytaz sich ins Mittel legte, seinen Rivalen und die Kummerin aus dem Felde schlug, und im Bunde mit dem Bruder der „Braut" und dem späteren Gemahl derselben, einem von Oberlin empfohlenen, ziemlich zweifelhaften Expräfecten von Berckheim, das Fontaines'sche Project im letzten Augenblick zum Scheitern brachte. Diese innerhalb ihrer nächsten Umgebung ausgefochtenen Händel mochten Frau von Krüdener zur Rückkehr in die immerhin würdigere und dabei vornehmere Sphäre der Carlsruher Frommen bestimmt haben. Empaytaz blieb in ihrer unmittelbaren Umgebung, die Kummerin in erreichbarer Nähe, um ihre vertrauensselige Meisterin über die Vorgänge der höheren Welt auf dem Laufenden zu erhalten. Am badischen Hofe weilte während des Sommers 1814 die Kaiserin Elisabeth, und mit dieser trat die Wittwe des russischen Gesandten in eine nähere Verbindung, die auch im Winter 1814–1815 (wo die Kaiserin in Wien weilte) fortgesetzt wurde. Als Vermittlerin fungirte dabei eine kaiserliche Hofdame, die schöne, excentrische und sentimental-pietistische Wallachin Roxandra Sturdza, von der es hieß, daß sie dem Kaiser in der Stille eine platonische Leidenschaft widme. Zwischen ihr und der Krüdener wurde ein eifriger, zum Theil erhalten gebliebener Briefwechsel geführt, in welchem die Wallachin über Erlebnisse und Stimmungen des Kaiserpaares, die Livländerin über die Offenbarungen berichtete, welche ihr und ihrer Hausprophetin, der Kummerin, während des Congreßwinters und der ersten Wochen der „hundert Tage" gegönnt gewesen waren.

Daß diese (in der Folge wiederholt zum Abdruck gebrachten) Briefe zur Mittheilung an den Kaiser bestimmt waren, und daß sie demselben wenigstens in Bruchstücken vorgelegt worden sind, ist bekannt: Phrasen wie „was Sie mir von den schönen und großen Seeleneigenschaften des Kaisers schreiben, wußte ich längst, — ich weiß auch, daß der Herr mir die Freude bereiten wird, den Kaiser zu sehen, und daß der Fürst der Finsterniß sich vergeblich bemühen wird, das zu verhindern — ich habe dem Kaiser unendliche Dinge zu sagen" u. s. w. mußten ihre Wirkung thun, zumal sie durch die wirksamste aller rhetorischen Formeln, die Wiederholung, verstärkt wurden. Directer Mittheilungen des hohen Adressaten war die Briefschreiberin freilich so wenig gewürdigt worden wie etwaiger Einladungen zu demselben. Dessen bedurfte es auch nicht. Frau von Krüdener kannte ihre Leute ebenso genau wie die einzuschlagenden Wege und das Tempo, in welchem marschirt werden mußte. Sie schrieb immer und immer wieder und verstieg sich nach der Rückkehr Napoleon's zu Anspielungen darauf, daß sie „die Geheimnisse der Cabinets und noch höhere als diese" kenne, und daß sie, die „pauvre et misérable créature," durch den bestimmten Willen des Allerhöchsten zur Trägerin einer großen und heiligen Mission ausersehen sei.

Just in den Tagen der Absendung dieses Briefes hatte die Krüdener sich veranlaßt gesehen, nach Schlüchtern unweit Heilbronn überzusiedeln und daselbst für Fontaines und andere von der Polizei behelligte „Freunde“ (zu denen selbstverständlich auch die Kummerin gehörte) eine Freistätte zu begründen. Wenig später erfolgte die (bereits früher bekannt gewordene) Verlegung des Kaiserlich russischen Hauptquartiers nach Heilbronn, und hier ist Alexander im eigentlichsten Sinne des Wortes von der Krüdener überfallen worden. Am späten Abend des 4. Juni wurde der ermüdete und verstimmte Monarch bei der Lectüre des 20. Psalms durch die Meldung unterbrochen, daß eine Dame ihn dringend zu sprechen wünsche und die Abweisung durch den Adjutanten Fürsten Wolkonski nicht berücksichtigen wolle. Unmittelbar darauf trat Frau von Krüdener ein; sie nannte sich dem erstaunten Kaiser und — blieb drei Stunden in dessen Zimmer. Als sie ihn spät Abends verließ, zeigte Alexander feuchte Augen und eine Erregung, die er vergebens zu verbergen suchte; Frau von Krüdener aber kehrte durch die Nacht nach Schlüchtern zurück, um ihren inzwischen zum „heißen Gebet“ versammelt gewesenen Getreuen (Herr von Berckheim, Fontaines und Marie Kummer) zu verkündigen, „daß der Herr das Flehen der Seinigen erhört und ihr — seiner Erwählten — vollen Erfolg bei dem Kaiser (dem ange blanc der Kummer'schen Visionen) beschieden habe.“

Was Eynard und Empaytaz über das Gespräch vom 4. Juni berichten, beruht auf Mittheilungen der Krüdener und ihrer Freundin Sturdza, deren Zuverlässigkeit dahingestellt bleiben mag. Die Versicherung, daß Alexander von der Buß- und Verheißungspredigt der excentrischen Frau tief ergriffen worden, daß er in die Kniee gesunken sei und sich mit der Predigerin zu gemeinsamem Gebet verbunden habe, hat indessen alle Wahrscheinlichkeit für sich. Zum Ueberfluß wissen wir, daß Frau von Krüdener anderen Tages den Befehl erhielt, dem Kaiser nach Heidelberg zu folgen, daß sie ihren geliebten Empaytaz dorthin beschied, daß man sich während der folgenden Tage allabendlich zu Bibel- und Andachtsstunden vereinigte, und daß Alexander in Gegenwart dieses Zeugen versicherte, seit sie (die Krüdener) ihn der Sündenvergebung durch Jesus vergewissert habe, sei er „glücklich, sehr glücklich“ geworden. Weiter wird über gemeinsam gehaltene Buß- und Dankgebete berichtet, zu denen die wechselnden Nachrichten vom Kriegsschauplatz Veranlassung boten.

Drei Wochen nach dem denkwürdigen Tage von Heilbronn (am 24. Juni 1815) reiste der Kaiser nach Paris ab, — am 17. Juli traf Frau von Krüdener in der französischen Hauptstadt ein, nachdem sie inzwischen ihre Tochter an den zum russischen Staatsrath beförderten Herrn von Berckheim verheirathet hatte. Unmittelbar nach ihrer Ankunft vom Kaiser empfangen, nahm sie in dem dem Elysée-Bourbon benachbarten Hôtel Montchenu ihre Wohnung. Eine in den anstoßenden Garten führende Thür (deren Schlüssel der Kaiser bei sich trug) machte täglichen und unbeachteten Verkehr zwischen dem Monarchen und seiner geistlichen Beratherin möglich.

Der mehr als dreimonatliche Aufenthalt in Paris (17. Juli bis 22. October) bezeichnet den Höhepunkt des Lebens und der Bedeutung unserer Heldin. Ihr gewordener Aufforderung entsprechend erschien sie allmorgendlich zum Gottesdienst in der improvisirten griechischen Hofcapelle des Elysée-Bourbon, und ebenso regelmäßig nahm der Kaiser an den Abendgottesdiensten Theil, die in ihrem Salon abgehalten und von Empaytaz geleitet wurden. Zu diesen Veranstaltungen zugelassen zu werden, galt während des Spätsommers 1815 in dem vornehmen und modischen Paris für einen entscheidenden Vorzug, für den Gipfel des comme-il-faut. Die Herzoginnen von Bourbon, von Escars und von Duras, die schöne Frau Récamier und Madame d'Arjuyon fanden sich zu diesen Andachtsübungen ebenso regelmäßig ein wie der Skeptiker Benjamin Constant, der Marquis Paységur, Chateaubriand, der Ex-Girondist Isnard, der durch alle Gossen religiöser und politischer Thorheit geschleifte alte Bergasse, Gerardo (Mitglieder des Königlichen Staatsraths) und andere falsche und echte Berühmtheiten des Tages. So offenkundig war der Einfluß, den die Bewohnerin des Hôtels Montchenu auf ihren kaiserlichen Nachbarn übte, daß auch die russischen Staatsmänner, insbesondere Pozzo di Borgo und Kapo d'Istrias, mit der merkwürdigen Frau rechneten und sich ihrer Vermittlung bedienten, als es galt, den Kaiser zur Parteinahme für Frankreich und gegen Preußen zu bestimmen.

Wenn Alexander die ihm aufgedrungene Rolle des Beschützers der französischen Interessen auch bereitwillig auf sich nahm, so ließ er sich an derselben doch nicht genügen. Die ihm vor Jahresfrist vorgelegte Denkschrift des Münchener Philosophen Franz von Baader „Ueber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigeren Verbindung der Religion und der Politik" hatte in seiner Seele einen Eindruck hinterlassen, den er nicht mehr loszuwerden vermochte. Diesem Eindruck war der bereits im Jahre 1814 gefaßte Gedanke entsprungen, die christlichen Beherrscher Europas zu einem mystischen, der besonderen Gnade Gottes empfohlenen Bunde zu vereinigen und als Wortführer desselben die „neue und engere Verbindung zwischen Politik und Religion" zur Grundlage des europäischen Staatensystems zu machen. — Zu Wien hatte der Kaiser seinen Lieblingsplan nicht in Ausführung zu bringen vermocht; jetzt griff er auf denselben zurück, und Frau von Krüdener wurde in das Geheimniß desselben gezogen. Wie sich von selbst verstand, erfaßte sie den „großen" Gedanken mit Feuereifer und versicherte sie den hohen Urheber desselben, daß die göttliche Gnade ihr selbst ähnliche Pläne eingegeben habe. Nach einer längeren Reihe dem wichtigen Gegenstande gewidmeter, von Gebet und Bibellectüre begleiteter Unterredungen kam es im September zu einer Art Hauptverhandlung, zu welcher der magnetisirende Wunderthäter Bergasse zugezogen wurde. Die Frucht dieser Concilberathung war der vom Kaiser eigenhändig niedergeschriebene Entwurf des am 26. September von den Beherrschern Preußens und Oesterreichs unterzeichneten Tractats, der als „Heilige Allianz" historisch geworden ist. Daß derselbe von Frau von Krüdener revidirt und mit Randbemerkungen versehen worden, ist zum mindesten nicht bewiesen.

Geschichte und Inhalt dieses von Friedrich Wilhelm III. ziemlich gleichgültig behandelten, von Metternich als bloßes „verbiage“ bezeichneten, in Wahrheit recht belanglosen Vertrages gehören nicht hierher. Für uns kommt derselbe nur in Betracht, weil er den Beziehungen der Krüdener zu ihrem hohen Beschützer ein dauerndes Denkmal setzte und ihr zum schönsten Tage des Lebens, dem Gipfel irdischer Existenz verhalf. Vierzehn Tage vor der Vertragsunterzeichnung (11. September) war sie eingeladen worden, der großen Revue auf der Plaine des Vertus beizuwohnen und an der Seite des Kaisers und in dessen Zelte dem feierlichen Gebete zuzusehen, das von den versammelten Truppen zum Schlusse verrichtet wurde.

Am 28. September verließ Alexander die französische Hauptstadt, in welcher die Krüdener noch vier Wochen verbrachte. Alle Welt glaubte, sie werde auch in Zukunft die Vertraute des russischen Kaisers bleiben; in Wahrheit hatte das Verhältniß zwischen dem Monarchen und der Prophetin einen Stoß erhalten, von dem es sich nie wieder vollständig erholte.

Die Kunde von der großen Rolle, welche die Beschützerin der Kummer und des würdigen Fontaines in Paris zu spielen begonnen, war auch in den Rappenhof gedrungen, das Asyl, welches die Krüdener für diese ihre Freunde angekauft. Das hatte genügt, damit der vagabundirende Expfarrer und seine Seherin sich in die französische Hauptstadt aufmachten und dem Hause ihrer Gönnerin einen dauernden Besuch gönnten. Neue Offenbarungen, welche die in die Geheimnisse des Somnambulismus eingeweihte Kummerin mitbrachte, sorgten für schleunige Wiederherstellung des alten traulichen Verhältnisses. Göttlichem Wink entsprechend, mußte die Prophetin, welcher Frau von Krüdener den wichtigsten Theil ihrer dem Kaiser übermittelten Offenbarungen zu danken hatte, Sr. Majestät vorgeführt werden und zwar im Zustande somnambuler Extase, dessen sie seit einiger Zeit alltäglich gewürdigt wurde. Ueber das Folgende lassen wir Eynard, den Biographen und unbedingten Bewunderer unserer Heldin, berichten:

„Frau von Krüdener hatte (an dem Tage der Vorführung der Kummer) mehrere Stunden im Gebet verbracht, damit der Wille Gottes sich offenbare. Als der Kaiser zu festgesetzter Stunde erschien und in ihren Salon treten wollte, fand er im Vorzimmer desselben die Kummer auf dem Sopha liegen. Auf die Frage des Monarchen, was das zu bedeuten habe, gibt Frau von Krüdener zunächst keine Antwort; Fontaines aber ergreift das Wort, um zu verkündigen, daß Se. Majestät eine Prophetin des Herrn vor sich hätte, die mit ihm im Namen Gottes zu reden habe. Der Kaiser nimmt Platz, und die Kummer beginnt eine sentenzenreiche Rede, die mit dem Gesuch um ein Capital schließt, mit welchem eine christliche Colonie in der Umgegend von Weinsberg begründet werden solle. Während dieser letzten Worte waren Frau von Krüdener und ihre Tochter aufgestanden und hinausgegangen. Dann kehrte sie wieder, um den Kaiser in den Salon zu bitten. Noch bevor ihr möglich geworden war, ein Wort der Entschuldigung vorzubringen, sagte der Monarch, er kenne die Menschen genugsam, um sich nicht durch die Frömmigkeit von Leuten fangen zu lassen, die sofort mit Bitten um Geld herausrückten.“

Zwei Tage später kehrten Fontaines und die Kummerin in den Rappenhof zurück. Ein Jahr später erfuhr die Krüdener, daß der Mann, der acht Jahre lang ihr Vertrauen besessen, einen betrügerischen Bankerott gemacht und den Rappenhof unter den Hammer gebracht habe!

Am 22. October verließ die Krüdener Paris; zwei Monate später wurde der Abschluß der „Heiligen Allianz“ durch die Zeitungen bekannt gegeben, von Einladungen zu einem Zusammentreffen mit dem Kaiser war aber weder jetzt noch später jemals wieder die Rede, und um die Mitte des Jahres 1816 erfuhr die Krüdener, daß die Gunst des Monarchen (dem sie in der Folge nie wieder begegnet ist) sich von ihr abzuwenden begonnen habe. Von dem Auftritt mit der Kummer war in der Seele des Monarchen eine Verstimmung zurückgeblieben, die sich nicht wieder beseitigen ließ. Zur Nährung derselben trugen zwei Umstände bei: eine Indiscretion, deren die Krüdener sich bezüglich ihrer Theilnahme an der „Heiligen Allianz“ schuldig gemacht haben sollte, und der peinliche Anstoß, welchen die unglückliche Frau durch ihr Verhalten während der Jahre 1816—1818 der gesammten gebildeten Welt gab.

Das Verbleichen der kaiserlichen Gnadensonne, der schmerzliche Eindruck, den Fontaines' grober und gemeiner Betrug hinterlassen hatte, und die endlose Wiederkehr selbstverschuldeter, nicht eben ehrenvoller Geldverlegenheiten waren der innerlich haltlosen Frau so schwer auf die Nerven gefallen, daß ihre Zurechnungsfähigkeit in sichtliches Schwanken gerieth. Ueber das Wanderleben, das sie seit Beginn des Jahres 1816 führte, liegt eine ganze Anzahl zuverlässiger Zeugnisse vor: der Eindruck, daß die von Stadt zu Stadt, von Land zu Land ziehende Armenpredigerin, Kirchenstifterin und Gottesreichsverkündigerin in einen geistig und sittlich gleich bedauernswürdigen Zustand gerathen und bei der Grenze religiösen Wahnsinns angelangt war, wird durch die Schriften „Frau von Krüdener in der Schweiz“, „Frau von Krüdener und der Geist der Zeit“ u. s. w. ebenso bestätigt — wie durch die Tagebuchaufzeichnungen des bis zur Urtheilslosigkeit gutmüthigen Johann Georg Müller (Bruders des Historikers). Nicht genug, daß der junge Empaytaz von der ihm an Temperament und Weltgewandtheit überlegenen Frau vollständig ins Schlepptau genommen worden war, — der Einfluß dieses bei aller Schwäche und Beschränktheit immerhin anständigen Mannes wurde mehr und mehr durch denjenigen eines neuen Seiden ersetzt, den die Krüdener sich in der Person des halbverrückten, wegen Defraudation weggejagten, und im Gefängniß „erweckten“ Postsecretärs K e l l n e r zugelegt hatte. Wesentlich den Einwirkungen dieses Thoren war es zuzuschreiben, daß die anfänglich von den Schweizer Behörden geduldeten Erweckungspredigten die zuströmenden Arbeiter- und Armenmassen in eine so bedenkliche Erregung versetzten, daß polizeilich eingeschritten und der Krüdener schließlich die Erlaubniß zu verlängertem Aufenthalt sowohl in Basel und Schaffhausen wie in anderen schweizerischen Städten versagt, ja, daß sie aus einzelnen Orten in aller Form ausgewiesen bezw. über die Grenze geschafft wurde. Daß Maßregeln so peinlicher Art gegen eine Dame ergriffen werden konnten, deren Sohn als russischer Gesandter in Rom accreditirt war, würde unerklärlich erscheinen

wenn der Widersinn der von ihr und ihren Genossen verbreiteten Lehren nicht ein vollendeter gewesen wäre. Kellner veröffentlichte eine „Armenzeitung“, die den Anbruch eines Gottesreichs der Armen ankündigte und Meinungen über Arm und Reich und die Verwerflichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung aussprach, die für „staatsgefährlich“ angesehen wurden; Empaytaz erzählte von großen Summen (100000 Rubel), die der russische Kaiser der Krüdener zur Vertheilung an die Armen von Glarus, St. Gallen und Thurgau überwiesen haben sollte, Frau von Krüdener selber aber forderte unter Androhung göttlicher Strafgerichte über die Schweiz zur Massenauswanderung in den Kaukasus auf und brachte es dahin, daß ganze Familien ihre Habe zu Geld machten, um in Gesellschaft von Bettlern und Vagabunden die Reise in den rettenden Osten anzutreten. Nebenher hatten die neuen Propheten unsinnige Gerüchte von einer zweiten Rückkehr Napoleon's, von beginnender Unfahrbarkeit der Meere, Abthauen sämmtlicher Gletscher u. s. w. verbreitet. Das durch diese Vorkommnisse gegebene Aergerniß wurde dadurch noch erhöht, daß die von einer zahlreichen Gefolgschaft begleitete Prophetin wiederholt in die Lage kam, ihre und ihrer Getreuen Wirthshausrechnungen nicht bezahlen zu können, und daß einer ihrer Gläubiger, der Baseler Professor de Lachenal, dem geplanten neuen Gottesreiche sein ganzes, ziemlich erhebliches Vermögen geopfert hatte. Danach war nicht zu verwundern, daß die unselige Frau nicht nur aus der Schweiz, sondern ebenso aus den Ländern des deutschen Südens ausgewiesen und schließlich unter polizeilicher Bedeckung nach Leipzig spedirt wurde. Von hier kehrte sie in ihre Heimath zurück. Im März 1818 wurde dem Civilgouverneur von Kurland berichtet, die Frau Geheimräthin u. s. w. von Krüdener sei mit einem Gefolge von achtzehn Personen („darunter ein Kosak, ein Husar, fünf Schweizer und Schweizerinnen, eine Engländerin, ein Württemberger, ein ehemaliger russischer Officier“) und von allen baaren Mitteln entblößt an der russischen Grenze erschienen.

Das interessante, in Deutschland viel zu wenig bekannt gewordene Buch „Deutsch-protestantische Kämpfe“ [1]) hat seiner Zeit eine actenmäßige Darstellung der Durchreise unserer Heldin durch Kur- und Livland veröffentlicht. Die dortigen Behörden befanden sich in peinlicher Verlegenheit. Einerseits glaubte man dem hohen Rang, den die einstige Vertraute des Kaisers einnahm, Rücksichten schuldig zu sein, — andererseits lagen gemessene Ordres des gestrengen baltischen Generalgouverneurs, Marquis Paulucci, darüber vor, daß die excentrische Reisende unter polizeiliche Aufsicht zu stellen sei; die ausländischen Begleiter der Frau Geheimräthin sollten ohne Weiteres als Vagabunden über die preußische Grenze zurückgeschoben werden. Zu diesem peremptorischen Verfahren hatte der aufgeklärte, aller Schwarmgeisterei feindliche Marquis doppelte Gründe. Er wußte, daß die (uns bekannte) Rigaer Vertraute der Krüdener, Frau Blau, eine arge Schwindlerin sei, die eine adlige Familie in religiösen Wahnsinn getrieben hatte, und — er fürchtete Anstöße bei der Geistlichkeit, die zu confessionellen Verwicklungen führen

---

[1]) Leipzig 1888. S. 40 ff.

könnten. An der Ausführung der Absicht, mit der gefährlichen Gesellschaft kurzen Proceß zu machen, wurde der freigeistige Italiener indessen verhindert. Seine ehemalige Freundin preiszugeben, lag nicht in der Absicht des Kaisers. Ein ziemlich ungnädig lautendes kaiserliches Handschreiben vom 9. Mai 1818 wies den Marquis an, Frau von Krüdener „in völliger Ruhe" zu lassen und den Begleitern derselben den Eintritt in das russische Reich zu gestatten. Zugleich traf ein Trostbrief des Unterrichtsministers Fürsten Galyzin an die Krüdener ein, der die Gesinnungsverwandtschaft des Briefschreibers mit der Adressatin zum Ausdruck brachte.

Auf die willkürliche Auslegung, die der Marquis Paulucci dem kaiserlichen Schreiben gab, gehen wir ebenso wenig ein wie auf die genaueren, a. a. O. abgedruckten Berichte über das fernere Verhalten der Krüdener während ihres Aufenthalts in Livland. Sowohl in Mitau und Riga wie später auf ihrem Gute Kosse hielt sie Andachtsstunden ab, die Anfangs stark besucht wurden, in der Folge aber die Anziehungskraft verloren und wiederholt zu Beschwerden der Geistlichkeit und zu obrigkeitlichen Verwarnungen der Predigerin führten, die insbesondere angewiesen wurde, „die Ankündigung des jüngsten Tages und ihrer eignen göttlichen Sendung zu unterlassen, auch nicht durch unüberlegte Verheißungen die Heilung Leidender zu verhindern und das Volk von seinen Arbeiten und kirchlichen Andachtsübungen abzuhalten". Daß für diese Mahnungen reichliche Gründe vorlagen, und daß Frau von Krüdener unbefangenen Personen, die während der Jahre 1818 bis 1823 zu ihr in Beziehung traten, den Eindruck einer kaum noch zur Hälfte zurechnungsfähigen Schwärmerin machte, geht aus den darüber vorliegenden zeitgenössischen Berichten unzweideutig hervor. Obgleich der letzte und unwürdigste ihrer Vertrauten, Kellner, bis zu seinem im Jahre 1823 erfolgten Tode in ihrem Hause blieb und wiederholt zu Beschwerden der livländischen Geistlichkeit Veranlassung gab, unterblieb jedes weitere Einschreiten gegen das in Kosse getriebene Wesen; Frau von Krüdener stand unter dem Schutz ihres Freundes Galyzin und galt außerdem für eine Dame, auf welche aus Achtung für ihre einstigen Beziehungen zum Kaiser Rücksicht genommen werden müsse.

An Versuchen zur Erneuerung dieser Beziehungen ließ die unbelehrbare Frau es auch nicht fehlen. In den Jahren 1821 und 1823 erschien sie wiederholt in Petersburg, ein Schatten dessen, was sie ehemals gewesen, aber immer noch eine interessante Erscheinung und wegen der größeren Ruhe und Zurückhaltung, zu welcher Alter, Kränklichkeit und Erfahrungen sie gebracht hatten, so einnehmend, daß auch unbefangene Beobachter ihr einen gewissen Antheil nicht versagen. In seinem Buche „Fürst A. N. Galyzin" (Leipzig 1882) hat ein besonders vertrauenswürdiger Zeuge, Geheimrath P. von Götze, den damals von der Krüdener empfangenen Eindruck anschaulich wiedergegeben und über eine der von ihr damals gehaltenen Reden berichtet. Man ließ sie gewähren, ihre Zeit aber war so vollständig vorüber, daß von irgend welchen Wirkungen nicht mehr die Rede sein konnte. Als man dem (damals in Laibach weilenden) Kaiser gar berichtete, Frau von Krüdener habe in einem ihrer Vorträge darauf hingewiesen, daß der Befreier Europa's von Gott dazu

berufen sei, der Befreier der Griechen zu werden, ließ er ihr ein eigenhändiges Schreiben zugehen, das in freundlichem, aber bestimmtem Tone erklärte, Einmischungen in politische Angelegenheiten seien mit den Pflichten einer Christin und Unterthanin unvereinbar und könnten ihn (den Kaiser) veranlassen, „anders wie als Freund" zu reden; nur unter der Bedingung, daß sie ehrerbietiges Schweigen beobachte, werde ihr gestattet sein, „vor den Thoren der Stadt" (in einem Landhaus auf der sogenannten Wiborger Seite) wohnen zu bleiben. „Sie hörte," so berichtet Götze, „dieses ihr von dem Staatsrath Turgenjew vorgelesene Schreiben mit Ehrerbietung an und bat diesen, ihrer lebhaften Erkenntlichkeit für die Zartheit und Schonung, mit welcher der Monarch seinen Willen kundgegeben, Ausdruck zu leihen. Ueberzeugt ward sie indessen nicht, und schmerzlich berührt von dem, was sie vernommen, reiste sie im Herbst (1821) nach Kosse zurück, sich in die Einsamkeit bergend."

So vollständig, wie Götze meint, ist die Einsamkeit, in welche die tief gekränkte Frau sich zurückzog, nicht gewesen. Aus den letzten Wochen des Jahres 1823 liegt ein an den baltischen Generalgouverneur erstatteter Bericht darüber vor, daß die zu Kosse abgehaltenen Andachtsstunden eine Aenderung in der Leitung der dortigen Gutsverwaltung wünschenswerth gemacht hätten. Die darauf bezüglichen Vorschläge blieben indessen unausgeführt. Asketische Uebungen, welche die in das sechzigste Lebensjahr getretene Frau sich während des Winters 1823 bis 1824 auferlegt hatte, nöthigten sie zur Uebersiedelung in die Krim. Zu Karathu-Bazar ist sie am Weihnachtstage des Jahres 1824 in den Armen ihrer Tochter sanft und ergeben entschlafen. Das in einem ihrer letzten Briefe niedergelegte Bekenntniß: „Oft genug habe ich für die Stimme Gottes genommen, was lediglich Frucht meiner Einbildung und meines Stolzes gewesen war," läßt darauf schließen, daß sie es am Ende des Lebens zu einiger Selbsterkenntniß gebracht hatte. Statt Frucht des „Stolzes" hätte es freilich „Frucht der Eitelkeit" heißen sollen. „Die Eitelkeit der Menschen," so hat ein Zeitgenosse geurtheilt, „hatte sich bei Frau von Krüdener in Eitelkeit des Himmels gewandelt." Damit ist nicht nur das Wesen der Sache getroffen, sondern zugleich gesagt, warum die Erfolge der erweckten Christin ebenso ephemere geblieben sind wie diejenigen der Weltdame und Schriftstellerin, und warum der Name Juliane von Krüdener nicht in die Geschichte der Kirche und des „Gottesreichs", sondern lediglich in die Geschichte der Verirrungen gehört, welche das Morgengrauen des Restaurationszeitalters begleiteten.

Jugenderinnerungen.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

II. König Max und das alte München.

Meine Münchener Anfänge.

So kehrte ich denn erleichterten Herzens nach Berlin zurück, wo am 15. Mai, nach einem vergnüglichen Polterabend, über den ich an anderem Ort berichtet habe (s. „Das Erstlingswerk", herausgegeben von Karl Emil Franzos, Berlin) die Hochzeit stattfand. Die Freunde vom Tunnel hatten mir ein schönes Album mit Versen und Handzeichnungen verehrt, das mich darüber beruhigte, meine allzu hitzigen kritischen Unmanieren sollten mir nicht nachgetragen werden. Nach einer fröhlichen Hochzeitsreise durch Thüringen über Coburg, Bamberg, Nürnberg trafen wir am 25. Mai in der neuen Heimath ein. Am 1. Juni wurde ich zu meiner zweiten Audienz ins königliche Schloß beschieden, wo ich dem Könige die eben erschienenen „Hermen" und ein Exemplar der „Arrabbiata" überreichen konnte. Ich fand ihn noch huldvoller und mittheilsamer als das erste Mal. Er versprach sogar, mir von seinen eigenen Poesien Einiges mitzutheilen („im Vertrauen; Sie dürfen nicht allzu scharf kritisiren." — Es ist nie dazu gekommen). Ich erwähnte, da er äußerte, wie selten ein echter Poet sei, Hermann Lingg, dessen Gedichte Geibel eben herausgegeben hatte, und den ich nicht genug zu rühmen wußte. Auch ließ ich die Gelegenheit nicht unbenutzt, von meinem hochverehrten Mörike zu sprechen. Lingg's Gedichte hatten dem Könige „nur theilweise gefallen"; Mörike hatte er nie nennen hören. „Es ist eine Schande," sagte er. Dann kam er wieder darauf zurück, daß er ein modernes Epos entstehen zu sehen wünsche und sich meiner Vorliebe für Erzählungen in Versen freue. (Durch Geibel wußte ich, daß sein höchster Wunsch eine Epopöe aus der bayerischen Geschichte war.)

So bestärkte mich auch dies zweite Gespräch in der Ueberzeugung, daß auch ohne ein sonderliches Talent, Fürstendiener zu sein, meine Stellung zu diesem leutseligen, warmherzigen und wahrheitsuchenden Könige mir nichts

auferlegen werde, was irgend ein Opfer der innersten Ueberzeugung von mir verlangte.

Zunächst aber sollte fast dieses ganze Jahr in völliger Freiheit von allen höfischen Pflichten vergehen, da der König viel abwesend war und erst Anfang December das erste Symposion stattfand.

Ich war dessen froh, denn wir hatten genug zu thun, unseren jungen Hausstand einzurichten. Man konnte damals nicht wie heutzutage mit einem einzigen Gang in eines der großen Möbel- und Hausgeräth-Lager seine ganze häusliche Ausstattung besorgen. Nur zwei größere Möbelmagazine fanden wir, die überdies durch die Vorbereitungen zu der ersten Industrie-Ausstellung im Glaspalast bedeutend gelichtet waren. So erlangten wir, was wir brauchten, nur stückweise; Manches mußte eigens bestellt werden. Heute kamen die Stühle, morgen ein Schrank, nach Wochen erst mein Stehpult; die Büchergestelle ließen sich noch länger erwarten. Doch konnten all' diese Geduldsproben uns in unserem jungen Eheglück nicht anfechten, ja die Freude, daß jeder Tag etwas Neues brachte, wog die jetzige Bequemlichkeit, mühelos eine fertige Renaissance-Einrichtung zu finden, reichlich auf.

* * *

Dazwischen hatten wir Besuche zu machen und zu empfangen.

Die Gesellschaft, auf die wir angewiesen waren, bestand fast ausschließlich aus der Colonie der Berufenen, unter denen Einige waren, die ein geselliges Haus machten. An ihrer Spitze Dönniges, der damals bestgehaßte Mann in München, da die clericale Partei und die zurückgesetzten Einheimischen in ihm den bösen Genius des Königs sahen. Es ist bekannt, daß Ranke, bei dem Kronprinz Max 1831 in Berlin gehört hatte, als es sich darum handelte, einen jüngeren Mann von historisch-politischer Bildung zur Leitung der Studien desselben zu bestellen, hiezu Dönniges als einen seiner begabtesten Schüler empfahl. Vom Jahre 1842—1845 hatte denn auch Dönniges dem Kronprinzen Vorlesungen über Staatswirthschaft und Politik gehalten. Nach kurzer Entfernung kehrte er 1847 als Bibliothekar des Kronprinzen nach München zurück und blieb nach dem Thronwechsel als Berather ohne eigentliches Amt ihm zur Seite. Was gründliches Wissen und vielseitige literarische Bildung betraf, war die Wahl gewiß glücklich, und die energische Natur des jungen Gelehrten kam dem Könige bei dessen oft unschlüssigem, allzu lange abwägendem Charakter gewiß zu Statten. Aber Dönniges war alles Andere eher als ein Diplomat, hatte wohl Klugheit genug, den Protestanten nicht hervorzukehren, im Uebrigen aber nicht das geschmeidige Talent, in seiner verantwortlichen Stellung als nächster Beirath des Königs den regierenden Behörden gegenüber stets zu laviren und unnöthiges Aergerniß zu vermeiden.

Ein etwas burschikoser, franker und gutmüthiger Zug in seinem Wesen machte mir den Verkehr mit ihm sofort bequem und angenehm, zumal ich mich nächst Geibel ihm vor Allen zu Dank verpflichtet fühlte. In seinem Hause aber, wo ein Ton herrschte, der mir nicht gefiel, fühlten wir uns nicht heimisch, so viel interessante Menschen dort aus- und eingingen. Weit an-

ziehender war uns das gastliche Haus des alten Thiersch, der schon vor der durch König Max eröffneten neuen Aera in München eine einflußreiche Stellung gewonnen hatte, freilich ebenfalls stark angefeindet durch die kirchlichen Superioren, die sich in ihrer Alleinherrschaft über die Schule durch sein freieres pädagogisches Regiment bedroht fühlten. Es war sogar zu einem Attentat auf das Leben des Verhaßten gekommen, ein Dolchstoß hatte ihn im Rücken verwundet; in seinem furchtlosen Fortschreiten aber auf dem Wege, den er für den richtigen hielt, hatte dies Abenteuer den ehrwürdigen Mann nicht aufhalten können.

Es war in der That eine Freude, diesen nestorischen Greis, aus dessen röthlich gefärbtem, von silberweißem Haar umrahmtem Gesicht zwei milde und doch geistig belebte blaue Augen strahlten, an der Seite seiner edlen Frau, umgeben von den hochbegabten Söhnen und liebenswürdigen Töchtern, zu sehen, in den künstlerisch ausgestatteten weiten Räumen seines Hauses, wo er oft zahlreiche Gäste versammelte, zwischen ihnen mit gewinnender Freundlichkeit umhergehend und Jedem ein gutes Wort gönnend. Aus dem unteren Saal gelangte man in den Garten, wo es oft von fröhlichem jungem Volke schwärmte, da aus der Nähe des Zöglings der Alten aller steife Zwang verbannt war. Jedem angesehenen Fremden, der durch München kam, stand das Thiersch'sche Haus offen. Natürlich war es nun auch der Sammelpunkt für die Berufenen.

In gleicher Weise machte sich auch Justus von Liebig um die Münchener Geselligkeit verdient. In meinem langen Leben sind mir wenige Menschen begegnet, die so wie er in ihrer Erscheinung „Anmuth und Würde" vereinigt hätten. In der Schönheit seiner Züge konnte er den Vergleich mit Rauch aushalten; doch war sein Blick feuriger, sein Habitus der eines herrschenden Geistes, dessen Uebergewicht über seine Helfer und Genossen sich gelegentlich mit gebieterischer Lebhaftigkeit fühlbar machte. Die durchdringende Klarheit seines Blickes, der doch zu Zeiten wieder einen träumerisch sinnenden Ausdruck hatte, verrieth den genialen Forscher und Finder. Dazu kam, während er im Schreiben die Sprache meisterlich beherrschte, eine gewisse tastende Unsicherheit im mündlichen Vortrag, die aber ihren Reiz hatte, da man das Werden des Gedankens im Geist des Sprechenden zu belauschen glaubte. Auch im geselligen Geplauder schien er oft durch ein Problem, das in ihm fortarbeitete, zerstreut, und nur am Abend, wo er regelmäßig mit vertrauten Freunden, Jolly, Bischof, Pettenkofer, später Sybel, im Whist Erholung suchte, war er ganz bei der Sache, die von seiner Tagesarbeit weit ablag.

Zur Poesie hatte er kein intimes Verhältniß. Die Freundschaft mit Platen hatte er wohl nur dem Zauber seiner Persönlichkeit zu verdanken gehabt, dem jeder schönheitsfrohe Mensch verfallen mußte. In seinen späteren Jahren, wo ich ihn kennen lernte, fesselte überdies die vornehme Gelassenheit, mit der er seinen Weltruhm ertrug, während er leidenschaftlich fortarbeitete, als ob es gelte, jetzt erst sich einen Namen zu machen.

Der Aufschwung, den die Naturwissenschaften an Universität und Polytechnicum nahmen, war ausschließlich sein Werk. Wie Dönniges die historischen

Interessen des Königs, Geibel die poetischen vertrat, so war als Dritter im Bunde Liebig der verantwortliche Minister im Gebiet der exacten Wissenschaften.

Auch Dingelstedt's Haus stand uns offen. Es kam aber zu keinem freundschaftlichen Verhältniß zwischen uns. Obwohl er es an äußerlicher Höflichkeit auch mir, dem jüngsten „Günstling", gegenüber nicht fehlen ließ, wußte ich doch, daß er es schwer ertrug, zu den Symposien nie hinzugezogen zu werden. Für den König war er nur der Intendant, nicht der Dichter, und seine Person so wenig wie seine Poesie hatte den kosmopolitischen Nachtwächter bei König Max in Gunst bringen können. Kein Wunder, daß der Monarch, in dessen Wesen nicht ein Hauch von Frivolität war, durch Dingelstedt's zur Schau getragenes Witzeln und Höhnen über mancherlei, was ihm in dem alten München krähwinkelhaft erschien, wie auch durch die vormärzlichen Tendenzen seiner Lyrik abgestoßen wurde. Wer den „langen Franz" näher kannte, wußte, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten. Die demagogische aber wurde mehr und mehr durch die aristokratische unterjocht. Es wurde der höchste Ehrgeiz dieses anfänglichen Freiheitskämpfers, in seinem Auftreten es jedem hochgeborenen Dandy gleichzuthun, und man erzählte sich, daß, schon ehe er geadelt wurde, sein Friseur ihn Herr Baron nennen mußte. Der gleiche Zwiespalt der Gesinnungen fand sich auch in dem Poeten. Von Hause aus war er ein so guter, sentimentaler deutscher Gemüthsmensch wie irgend einer seiner hessischen Landsleute. Aber sein Aufenthalt in Paris und London hatte ihn dazu verführt, nicht sich dieser heimischen Mitgift zu schämen — er war ein zärtlicher Gatte und Vater und schrieb die gefühlvollsten Verse über sein häusliches Glück —, daneben aber den Ton eines cynischen Weltmannes anzustimmen und mit zweideutigen Abenteuern zu kokettiren.

Ich besprach damals seine Gedichte im Literaturblatt des deutschen Kunstblatts, natürlich voll Anerkennung ihres poetischen Werths, doch schließlich mit dem Rath an den Verleger, einen family-Dingelstedt herauszugeben. Er hat mir diesen Scherz nicht übelgenommen, auch seinen glänzenden, stets schlagfertigen Witz nie an mir ausgelassen. Zudem mußte ich sein Talent als Bühnenleiter aufrichtig bewundern. Seine Neigung zum Herrschen und Repräsentiren kam ihm dabei zu statten, da alle Mitglieder des Theaters in der Kunst, Komödie zu spielen — gelegentlich auch zu intriguiren —, ihn als den überlegenen Meister bewunderten und die Weiber vollends unter seinem Zauber standen. Noch später, da er schon München verlassen hatte, sagte mir die Frau eines Schauspielers in Weimar: „Er ist unwiderstehlich. Wenn er mir beföhle, von einem Thurm herunterzuspringen, ich müßt' es thun."

Mit all' diesen glänzenden Gaben brachte er es aber nur zu äußeren Ehren und einflußreicher Stellung, während der Poet in ihm verkümmerte. Sein einziges Drama „Das Haus des Barneveldt" wurde bei der Münchener Aufführung schon wegen der Ungunst, in der der Dichter beim Publicum stand, äußerst kühl aufgenommen. Rings um sich her sah er jüngere Talente aufkommen, die ihn in Schatten stellten, und in den lichten Intervallen

zwischen Erfolgen, die nur seine sociale Eitelkeit befriedigten, wandelte ihn gewiß zuweilen ein bitteres Gefühl des Heimwehs an nach den Idealen seiner Jugendjahre, wo er seine Locken unfrisirt im hessischen Winde flattern lassen und sich gesagt hatte: Anch' io sono poeta! Dann suchte er sich dadurch zu betäuben, daß er seine Untergebenen oder schwächere Collegen seine Macht fühlen ließ oder ein dreistes Hohnwort von seiner Loge herab dem Münchener Publicum ins Gesicht warf. Trotz all seiner Sünden und Schwächen aber konnte man sich ihm gegenüber eines mitfühlenden Bedauerns nicht enthalten, daß so viel geistige Vorzüge durch einen haltlosen Charakter um ihre erfreuliche Entfaltung gekommen waren[1]).

Auch die Gattin Dingelstedt's, die ehemalige berühmte Sängerin Jenny Lutzer, war nicht dazu angethan, was in seinem Wesen Schroffes und Verletzendes lag, zu mildern; vielmehr brachte die temperamentvolle Frau noch ihrerseits einen Ton ins Haus, der zuweilen stark an die Bohême erinnerte. Ich entsinne mich eines Abends, wo sie uns durch herrlichen Gesang entzückt hatte. Als wir begeistert Beifall klatschten, wandte sie sich von dem Flügel, an dem sie sich selbst begleitet hatte, um und streckte ihren Gästen die Zunge heraus. Man lachte und fand auch das „genial", doch wurde dies und Anderes der Art natürlich in Münchener Kreisen als ein Beweis „norddeutscher" Unanständigkeit weiter erzählt, während doch nur das stammverwandte österreichische Blut dafür verantwortlich gemacht werden konnte.

Gegen Kaulbach, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und mit allen Berufenen befreundet war, hatte ich mich von vornherein entschieden ablehnend verhalten. Seine Kunst, die ich in ihren Anfängen sehr bewundert hatte, — die Hunnenschlacht gilt mir noch heute für ein geniales Werk — war mir von Jahr zu Jahr, je mehr die großen historisch-mythischen Wandbilder im Berliner Neuen Museum vorschritten, immer ungenießbarer geworden, so sehr ich die geistige Kraft anerkennen mußte, mit der einige Höhenpunkte der Weltentwicklung hier in theatralischen Tableaux dargestellt erschienen. Aber die immer zunehmende Naturlosigkeit und schematische Behandlung der menschlichen Gestalt, das conventionelle Pathos, das sogar die Porträts zu rhetorischen Masken entseelte, wirkte so abstoßend auf mich, daß ich mich in eine leidenschaftliche Gegnerschaft zu dem immerhin bedeutenden Künstler verrannte und ihm, wo es irgend anging, auszuweichen suchte. Ich trieb meine schroffe Haltung so weit, daß ich sogar auf eine Einladung Kaulbach's durch Geibel, ihm zu einer seiner lebensgroßen Porträtzeichnungen zu sitzen, zurücksagen ließ, ich bedauerte, nicht kommen zu können, ich hätte keine Zeit. Freilich waren mir die großen unmalerisch stilisirten Köpfe meiner Freunde mit gespannt geöffnetem Blick und hölzernen Stirnen und Wangen höchst widerwärtig. Die Unart aber eines so jungen Menschen gegen einen

[1]) Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat nach Dingelstedt's Tode seine eigenen Erinnerungen an den vielbegabten Mann, der ihm stets ein lieber Landsmann und in späteren Jahren ein treuer Freund gewesen, mit pietätvoller Wärme aufgezeichnet. Ich würde nicht wagen, ein soviel ungünstigeres Bild danebenzustellen, wenn ich nicht meine Anschauung mit noch anderen Zeugnissen als meinen eigenen Erfahrungen begründen könnte.

gefeierten älteren Künstler, der ihm auch sonst ein entschiedenes Wohlwollen zu erkennen gab, ging doch wohl über das Maß des Erlaubten hinaus.

Damals verstand in allen Classen der Gesellschaft Niemand eine solche Antipathie, die heutzutage zu bekennen der jüngste Akademiker für seine Pflicht hält, wie denn sogar der gewaltige Cornelius von der übermüthigen und gedankenlosen secessionistischen Jugend über die Achsel angesehen wird. Ich selbst habe später die Uebertreibung meiner damaligen Kunstanschauung einsehen gelernt und sie um so mehr als eine zwar im Kern berechtigte, in ihrer Aeußerung aber ungehörige Grille erkennen müssen, da der Fehler der Naturlosigkeit, den ich Kaulbach nicht verzieh, in ähnlichem Maße auch meinem sehr geliebten Genelli anhing. Was mich aber in dessen Zeichnungen die offenbare Manier in der Formgebung, den conventionellen Familienzug in den Köpfen leichter nehmen ließ als die gleichen Mängel der Kaulbach'schen Kunst, war theils jene träumerisch-poetische Phantasie, der Genelli's schönste Compositionen entsprangen, theils die großangelegte Persönlichkeit, die antike Naivetät des vom Glück gemiedenen Künstlers, der zu gründlichen Modellstudien selten die Mittel gehabt hatte, da er oft nicht einmal so viel besaß, um das Cartonpapier und die Bleistifte zu seinen Entwürfen zu bezahlen. Damals lebte er in tiefster Dürftigkeit sehr zurückgezogen, und wir gaben die Schuld seiner Noth zum guten Theil dem glücklicheren Nebenbuhler, der, wie wir meinten, zwischen ihm und den königlichen Aufträgen stand. Gewiß mit Unrecht. Wie beide Künstler und zumal der Geschmack der großen Menge und die Kunstbegriffe der Besteller beschaffen waren, hatte Kaulbach die Rivalität Genelli's nicht zu fürchten. Aber wir waren nun einmal im Zuge mit der Ungerechtigkeit, und so ging es in Einem hin. Wir, worunter vor Allen der edle Holsteiner Charles Roß gemeint ist, außer ihm der Bildhauer Brugger, der Kupferstecher Merz, der geniale Rahl, der sich zuweilen bei uns blicken ließ, und einige andere dunkle Ehrenmänner classischer Observanz, die mit Genelli zusammen den bedenklichen Ungarwein der Schimon'schen Weinstube tranken (s. die Novelle „Der letzte Centaur".) Roß aber, ein Landschafter von großem Talent, doch so wenig voll ausgereift wie Genelli selbst, war der Hauptvermittler bei den Unterhandlungen mit Schack, der eine farbige Zeichnung Genelli's — die Vision des Ezechiel — ankaufte und damit den ersten Schritt that, der Noth des Meisters ein Ende zu machen.

So habe ich denn Kaulbach's gastliches Haus nie betreten.

Hab' ich nun aber noch des Bluntschli'schen Hauses gedacht, das durch die Person des Hausherrn in seiner warmblütigen schweizerischen Eigenart und geistigen Thatkraft eine große Anziehung ausübte, so ist der Kreis der eingewanderten Familien, die eine Geselligkeit in größerem Stil unterhielten, so ziemlich geschlossen. Der Umgang mit diesem trefflichen Gelehrten (seit 1848 Professor des deutschen Privatrechts und des allgemeinen Staatsrechts an der Münchener Universität), dessen Wesen von jedem noch so leichten Schulstaub frei geblieben war, erhielt noch einen besonderen Reiz durch das psychologische Räthsel, wie es möglich war, daß ein Mann, der sich vielfach als praktischer Politiker bewährt hatte, sich den Phantastereien eines so problematischen

falschen Propheten wie Friedrich Rohmer wehrlos gefangen geben und um seinetwillen sogar seiner Heimath hatte entsagen können.

In den altmünchener Häusern dagegen, auch wenn sie sich nicht spröde gegen die „Fremden“ verhielten, herrschte noch die oben erwähnte landesübliche Ungastlichkeit. Der einzige Kobell lud alljährlich im Mai zu einem vergnüglichen Bockfrühstück seine Freunde aus beiden Lagern ein. Die adeligen Familien, deren Standesgenossen es sich in Berlin hatten angelegen sein lassen, Geibel in ihre Kreise zu ziehen, verhielten sich ihm wie allen Berufenen gegenüber ablehnend, aus den verschiedensten Motiven, zumeist wohl aus Groll darüber, daß diese nicht hoffähigen Gelehrten und Schriftsteller eines vertraulichen Verkehrs mit der Majestät gewürdigt wurden, der ihnen versagt blieb.

Die Ecke.

Wir jungen Eheleute aber, da wir nicht im Stande waren, mit einem festen Einkommen von tausend Gulden ebenfalls ein Haus zu machen — Novellenhonorare, wie sie heute gezahlt werden, kannte man in jenen bescheidenen Tagen noch nicht, und wenn ich auch später zuweilen mich genöthigt sah, etwas „für die Küche“ zu schreiben, so war ich doch damals noch fast ausschließlich mit brotlosen dramatischen und epischen Arbeiten beschäftigt —, wir genossen unser Gastrecht in jenen größeren Häusern nur sehr zurückhaltend und hätten die Trennung von unseren Eltern und den Berliner Freunden schwerer ertragen ohne die Bekanntschaft mit einer hochgebildeten alten Dame, die im Nachbarhause wohnte und uns bald eine wahrhaft mütterliche Freundin werden sollte.

Wodurch Geibel in einen näheren Verkehr mit ihr gekommen war, ist mir nicht erinnerlich. Sie war eine Russin von Geburt, die Wittwe eines Staatsraths von Ledebour, der als Botaniker an der Dorpater Universität eine hervorragende Stellung eingenommen und nach seiner Pensionirung in München sich niedergelassen hatte. Eine nicht mehr ganz junge, heitere und liebenswürdige Pflegetochter, die das kinderlose Ehepaar unter vierzehn oder fünfzehn Sprößlingen eines Heidelberger Pfarrhauses adoptirt hatte, Fräulein Julie Dreuttel, umgab die Greisin mit der treuesten Sorge und trug viel dazu bei, den Hausfreunden die Abende bei der feinen alten Dame anziehend zu machen. Auch Münchener Künstler und andere einheimische notable Leute gingen bei ihr ein und aus, am häufigsten aber das Geibel'sche Ehepaar und wir nächsten Nachbarn. Dazu gesellte sich dann auch Riehl mit seiner Frau und im nächsten Jahre Adolf Friedrich von Schack, der durch Geibel, seinen alten Freund, nach München gelockt worden war und dann auch ein Stammgast der königlichen Tafelrunde wurde.

Es war ein ungemein anregender, geistig belebter, gemüthlich erquickender Verkehr, der mit einigen Unterbrechungen bis an den Tod der verehrten Frau (Nov. 1863) fortdauerte. Wir nannten uns „die Ecke“, da sowohl Geibels als ich mit meiner Frau zu der guten Staatsräthin nur um die Ecke zu gehen hatten. Hier lasen wir unsere neuesten Gedichte, Dramen, Novellen; Riehl

brachte seine Hausmusik mit; gelegentlich ward eine scherzhafte Preisaufgabe gestellt (z. B. der Wettbewerb um die Abfassung eines Gedichts ohne Pointe), und die alte Freundin, die wir als den Eckstein der Ecke feierten, wußte mit dem milden Blick ihrer blauen Augen in dem welken, bleichen Gesicht, das dünnes silbernes Haar umrahmte, selbst Geibel's Ungestüm zu zähmen, wenn er mit Frl. Julie, die sich nicht von ihm einschüchtern ließ, wie einst in Berlin mit Luise Kugler in einer seiner herrischen Launen an einander gerieth.

Damals stand Riehl in seiner ersten, frischesten Arbeit, deren glänzende Eigenschaften wir lebhaft bewunderten. Seine Bücher über „Die Familie", „Die Arbeit", „Land und Leute", „Die Pfälzer" waren so voll geistreicher Paradoxen, so reich an charakteristischen Zügen und so farbig im Stil, daß wir gern über gewisse „reactionäre" Tendenzen darin hinwegsahen.

Auch wurden wir wohl später erst inne, wie wenig diese Bücher des Volkswirthschaftslehrers zur Lösung der schweren socialen Probleme beitrugen. Sein Ideal einer „Familie" paßte nicht mehr in die von so ganz anderen, freieren Bedürfnissen erfüllte, an Verkehrsmitteln reichere Gegenwart hinein. Und wer von der „Arbeit" im Grunde nicht viel mehr zu sagen wußte, als daß sie einen sittlichen Werth habe, war nicht dazu geeignet, in die moderne Bewegung der breiten Volksschichten einzugreifen.

Aber Riehl war überhaupt vorwiegend eine künstlerische, keine wissenschaftliche Natur. Seinem Wahlspruch „Selbst ist der Mann" gemäß verschmähte er es, sich als ein bescheidenes Glied der großen Kette einzureihen, die von Hand zu Hand zum Löschen brennender Zeitfragen einander den Eimer reicht. Er betrachtete mit einem Künstler- und Dichterauge die Culturwelt um sich her und die wechselnden Formen, in denen sich das Leben der Vorzeit bewegt hat. Darüber machte er sich seine Gedanken und schrieb sie nieder, wie wenn Niemand vor ihm sich dieser Aufgabe unterzogen hätte, was seinen Büchern freilich einen frischen, persönlichen Charakter ohne jeden mühsamen, gelehrten Anstrich gab, aber ihnen den Vorwurf einer bloß feuilletonistischen, dilettantischen Behandlung eintrug.

Dilettantisch blieben leider auch die Bestrebungen des vielbegabten Mannes auf dem Gebiet der eigentlichen Künste, die er mit Leidenschaft betrieb. Er hatte fünfzig Lieder in Musik gesetzt und unter dem Titel „Hausmusik" bei Cotta erscheinen lassen. Die Musiker nahmen diesen Collegen nicht für voll, und ins Haus ist wohl kaum einer dieser einfachen Gesänge gedrungen, wie denn auch die Trios und Quartette, die Riehl componirte, über seinen eigenen Familienkreis nicht hinausdrangen.

Besser glückte es ihm mit der Novelle. Er hatte sich in der richtigen Erkenntniß, daß er ein Leidenschaftsproblem nicht zu bezwingen vermöchte und der Darstellung tieferer seelischer Conflicte überhaupt nicht gewachsen war, seine eigene Gattung gegründet, die durch den Titel „Culturnovellen" den Vorwurf entkräften wollte, daß es sich darin oft nur um eine interessante historische Anekdote handelte. Immerhin wußte der vielbewanderte Professor der Culturgeschichte so viel Merkwürdiges mitzutheilen und that es in so lebendigem, oft humoristisch gefärbtem Stil, daß diese seine Bücher wohl

von Allem, was er der Welt gegeben, die längste Lebensdauer behaupten werden.

Er selbst hat in der Vorrede zu einem seiner Novellenbücher, vom Jahre 1874, das er „Aus der Ecke“ nannte, mit lebhafter Wärme jener Sonntage bei der verehrten alten Freundin gedacht und ausführlich geschildert, wie es damals unter uns zuging[1]). Nur von Baron Schack ist in jener Vorrede nicht mehr als der Name genannt; als gewissenhafter Chronist der Ecke fühle ich die Verpflichtung, diese Lücke auszufüllen.

Mein erstes Begegnen mit ihm datirt vom Jahre 1848/49. Geibel hatte die Bekanntschaft vermittelt und Schack mir das Vertrauen bewiesen, mir zwei politische Komödien mitzutheilen, die er gerne gedruckt gesehen hätte, ohne daß sein Name genannt würde. Er war damals schon im diplomatischen Dienst seines Landesherrn, des Großherzogs von Mecklenburg, und wünschte mit seiner demokratischen Gesinnung nicht hervorzutreten.

Meine eigenen diplomatischen Bemühungen bei verschiedenen Berliner Verlegern waren erfolglos. Beide Stücke, „Der Kaiserbote“ und „Cancan“, sind erst später bei Cotta erschienen. Dann wurde der Faden nicht weiter fortgesponnen, bis wir ihn im Jahre 1855 am Tisch der Staatsräthin wieder anknüpften.

Er kam mir damals sehr freundlich entgegen. Besonders die so höchst jugendliche „Francesca von Rimini“ hatte er in Affection genommen, und auch „die Sabinerinnen“ erfreuten sich seines Beifalls. Je weiter ich aber fortschritt, je kühler wurde seine Theilnahme; denn er verdachte es mir, daß ich zwar seine großen Verdienste als Gelehrter, seine Uebersetzung des Firdusi und spanischer Romanzen, die dreibändige Geschichte des spanischen Theaters, das Buch über „Die Poesie und Kunst der Araber in Spanien“ und Anderes lebhaft anerkannte, seine eigenen Dichtungen aber nicht so begeistert, wie er es wünschte, aufzunehmen vermochte. Auch rechnete er als ein richtiger Platenide Novellen und Romane nicht zur Poesie und sprach sehr geringschätzig von Allem, was sich in prosaischer Form hervorthat. Er selbst war nur ein Bildungspoet, mit größtem formalem Talent begabt, doch ohne ein starkes, echtes Verhältniß zur Natur und zum „vollen Menschenleben“, dem er als ein aristokratisch verwöhnter Junggesell zeitlebens fern blieb, in seinem einsamen Hause studirend, Klavier spielend und lange Gedichte verfassend, in einem glänzenden rhetorischen Stil, dem jeder Naturlaut fehlte. Da nun auch der Erfolg beim großen Publicum ausblieb, trotz der Scheinauflagen und aller Anstrengungen seines Verlegers in der Presse, mit denen er sich selbst zu täuschen suchte, verzehrte ihn mehr und mehr sein brennender Ehrgeiz; das Gespräch mit ihm wurde immer unerquicklicher, da er sogleich auf erfolgreichere Collegen zu sprechen kam, die er „sehr überschätzt“ fand.

---

[1]) Bezeichnend für die Art seiner dichterischen Production ist das freilich halb scherzhaft gemeinte naive Geständniß: er habe sich vorgesetzt, fünfzig Novellen zu schreiben, damit er doch auch Anspruch darauf hätte, als Novellist mitgezählt zu werden. Heinrich von Kleist hat es bekanntlich schon mit drei oder vier Novellen dazu gebracht.

Auch die Stellung, die er in München als Kunstmäcen einnahm, konnte ihm für den ausbleibenden Dichterruhm keinen vollen Ersatz bieten. Denn eben die beglückende verständnißvolle Liebe des Sammlers und Kenners fehlte ihm, da er in der Kunst nur auf den poetischen Stoff und eine gewisse Größe der Behandlung sah, für die intimen malerischen Reize aber kein Auge hatte. So war ihm bei der Anlage seiner Galerie die Hauptsache, daß er sich für seine Verdienste um die zeitgenössische Kunst von allen Seiten gepriesen sah, wie etwa der Besitzer eines Marstalls stolz ist auf seine edlen Pferde, die er selbst nicht zu reiten versteht, oder der Sammler einer werthvollen Bibliothek in einer ihm fremden Sprache. Da er aber einsichtige Berather zur Seite hatte, die sein Interesse auf Genelli, Böcklin, Feuerbach und andere bedeutende Künstler hinlenkten, gelang es ihm dennoch, eine Galerie zusammenzubringen, die zu den künstlerischen Zierden Münchens gehört. In seinen letzten Lebensjahren wurde der Genuß, den er selbst daran hatte, immer schattenhafter. Er verlor fast ganz sein Augenlicht, und nun war die Seelenstärke höchst bewunderungswürdig, mit der er klaglos sein Unglück ertrug, beständig wissenschaftlich und dichterisch mit seinem Secretär und dank seinem nie versagenden Gedächtniß fortarbeitend, bis er in Rom im Jahre 1894 seine verdunkelten Augen für immer schloß.

* * *

Doch die Erinnerung an die „Ecke“ hat mich weit über das Jahr hinausgeführt, in dem sie gegründet wurde. Und dieses erste Jahr meines neuen Münchener Lebens, zu dem ich nun zurückkehre, war doch so vielfach ereignißreich, daß ich noch etwas länger bei ihm verweilen muß.

Die erste große Industrie-Ausstellung, die in dem neu errichteten Glaspalast stattfand und im Sommer 1854 einen breiten Fremdenstrom nach München lockte, hatte Dingelstedt auf den Gedanken gebracht, auch sein Theater der Welt in einem ungewohnten Glanz zu zeigen, durch Mustervorstellungen, zu denen er die ersten Kräfte aller deutschen Bühnen zusammenrief. Er inscenirte dies merkwürdige Schauspiel mit seiner gewohnten Geschicklichkeit, und so viel sich auch im Einzelnen gegen die Stillosigkeit eines solchen extemporirten Zusammenspiels sagen ließ, der Gesammteindruck war gleichwohl im höchsten Grade anziehend und unvergeßlich[1]).

Bekanntlich unterbrach das Eindringen der Cholera diese heiteren olympischen Spiele und entvölkerte bald das Theater wie auch die Stadt selbst. Geibel zog sich mit seiner Ada nach Lindau zurück, von wo sie den Keim ihres tödtlichen Leidens nach München zurückbringen sollte. Sie starb schon im November 1855, nach einem Leidensjahr, das sie mit wahrhaft heroischer Seelenstärke ertragen hatte. Ja, in den Schmerzen dieser langen Monate, wo eine räthselhafte Lähmung sie fast immer ans Bett fesselte, reifte ihr Charakter von der schüchternen Mädchenhaftigkeit, die sie in ihre junge Ehe hinüber-

[1]) Im Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt habe ich damals ausführlich über diese Mustervorstellungen berichtet.

gebracht hatte, zur edlen Klarheit und Hoheit einer starken Frauenseele heran. Ganz jung, noch ein halbes Kind, hatte sie ihr Herz dem viel älteren Hausfreunde ihrer Eltern hingegeben, dessen Lieder sie bezauberten. Daß er sie vor Allen zu seiner Gattin wählen konnte, war ihr als ein unfaßbares Glück erschienen, und mit rührender Demuth ertrug sie die gewaltsamen Ausbrüche seines heftigen Temperaments, die auch sie nicht verschonten. Erst auf ihrem Siechbette, da sie hülfloser als je sich ihm gegenüber sah, lernte sie ihn zügeln und das Eigenrecht ihrer Persönlichkeit mit sanfter Festigkeit behaupten. Wir betrauerten ihr Scheiden innig, und an manchem Eckenabend lebte die Erinnerung an die verlorene Freundin beweglich unter uns auf.

Damals aber, als sie, noch in voller Blüthe ihrer Anmuth und Gesundheit, an den Bodensee flüchtete, suchten wir eine Zuflucht vor der Seuche in Possenhofen am Starnbergersee, wohin bald auch meine Schwiegereltern nachkamen.

Diese Sommerwochen unter den herrlichen Buchenschatten des Sees mit unseren theuren Nächsten — auch mein junger Schwager, Hans Kugler, war bei uns — stehen mir in leuchtendster Erinnerung. Von der Einfachheit unseres damaligen häuslichen Zustandes haben die heutigen städtischen Sommerfrischler wohl kaum eine Vorstellung. Wir bewohnten drei kahle, weißgetünchte Zimmer in einem kleinen Fischerhause, dessen Besitzer das Erdgeschoß innehatte. Hans hatte sein Bett in einem Dachzimmer mit schiefen Wänden, und da es das geräumigste war, versammelte es Abends die ganze Familie, von der ein Jedes nur einen einzigen, schweren Holzstuhl besaß. Der mußte dann die steile hölzerne Bodentreppe hinaufgeschleppt werden. Die Frau Fischmeisterin in Possenhofen, die ein Wirthshaus hielt, war sehr unzufrieden damit, daß wir den Anspruch machten, für unser gutes Geld täglich von ihr gespeist zu werden, da sie es „gottlob nicht nöthig hatte", von den Fremden zu leben. Sie hoffte uns daher durch möglichst ungenießbare Kost wegzuhungern was ihr aber erst nach beharrlicher ausgesuchter Bosheit gelang. In Starnberg, wohin wir flüchteten, wurden wir besser gefüttert; es war aber nicht mehr unser stilles, lauschiges Nest unmittelbar am Seeufer mit dem Blick auf die herüberschimmernde Alpenkette, wo wir nur zehn Schritt zu gehen hatten, um unsere Glieder in der krystallhellen Fluth zu kühlen.

Der Sommer verging; im Frühherbst reisten wir mit den Eltern nach Berlin, um die Hochzeit meines Freundes Otto Ribbeck mit Emma Baeyer feiern zu helfen. Es war mir ein eigenes Gefühl, in den beiden nach dem Hof gehenden Zimmerchen der elterlichen Wohnung in der Behrenstraße, wo ich als Schüler und Student gehaust hatte, nun mit meiner jungen Frau mich einzuquartieren.

Das Krokodil.

Am 24. October trafen wir in München wieder ein.

Hier ging ich nun sogleich daran, einen Plan zur Ausführung zu bringen, der mir sehr am Herzen lag.

Die Spannung zwischen uns Berufenen und den einheimischen Poeten durfte auf die Länge nicht bestehen bleiben. Wenn auch eine Vereinigung

alter und junger Dichter und Dilettanten nach Art des Tunnels nicht zu erreichen war, so wollte ich doch wenigstens den Versuch machen, die jüngeren Collegen zu uns heranzuziehen.

Geibel, den ich in München vorfand, war heftig dagegen. Es kam zu einem stürmischen Auftritt zwischen uns, in dem ich Willen gegen Willen setzte und mich absichtlich nicht mäßigte, um ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß ich nicht gesonnen sei, mich seiner Herrschgewalt auch da zu fügen, wo ich es als Pflicht erkannte, nach meiner besten Ueberzeugung einen anderen Weg zu gehen als er. Der Sturm verbrauste aber, und wir schieden in alter Liebe und Freundschaft. Die Entschiedenheit, mit der ich dem „Donnerer", wie wir ihn nannten, gegenübergetreten war, hatte nur die erwünschte Wirkung, daß von da an der Freund mich in meiner Weise gewähren ließ und mir nachsagte, ich sei „sehr jähzornig und nicht leicht zu behandeln", wozu die Freunde, die mich kannten, lächelten.

Ein sehr willkommener und treuer Mithelfer bei dem schwierigen Unternehmen, Einheimische und Fremde zusammenzuführen, war Julius Grosse. Er lebte damals schon einige Jahre in München, wohin es ihn als der Malerei Beflissenen aus seiner Thüringer Heimath gezogen hatte, war aber, da ich nach Bayern kam, schon endgültig zur Poesie übergegangen, in der er seiner unerschöpflich gestaltenden Phantasie freier die Zügel schießen lassen konnte. Wir nannten ihn „den letzten Romantiker", der Achim von Arnim's Erbschaft angetreten habe, da es auch ihm damals schwer wurde, die zuströmende Ueberfülle der Motive, Gestalten, lyrischen Stimmungen und geistigen Probleme zu ordnen, den reichen Quell seiner Dichtung zu „fassen" und „zu befestigen mit dauernden Gedanken".

Seit jenen Tagen, wo er Geibel und mir mit herzlicher Wärme und einer Lauterkeit der Gesinnung, die jede Probe bestand, entgegenkam, bin ich mit ihm durch alle Wechselfälle unseres langen Lebens in immer gleicher Freundschaft verbunden geblieben. Damals aber war sein Eintreten für uns um so unschätzbarer in Folge seiner freien Stellung zwischen den Parteien — kein Berufener, doch auch kein Süddeutscher, und schon vor uns mit einigen der hervorragenderen Münchner, wie Franz Trautmann, Franz Bonn, Hermann Schmid, befreundet und somit zum natürlichen Vermittler geeignet. Hauptsächlich durch ihn kam am 5. November eine erste Zusammenkunft in dem Kaffeehause „Zur Stadt München" zu Stande. Die oben geschilderte Abneigung der hiesigen Parteien, sich eine offene Meinung ins Gesicht sagen zu lassen, erschwerte aber noch eine gute Weile jene collegiale Vertraulichkeit, die ich vom Tunnel her gewohnt war. Statt dessen fehlte es nicht an verstärkter Feindseligkeit. So trug unter Anderm Bonn bei einer unserer nächsten Zusammenkünfte eine Parodie auf meinen kürzlich erschienenen „Meleager" vor unter dem Titel „Der brennende Stiefelzieher". Unter dem Schein harmlosen Scherzes war hier ein reichliches Maß von Bosheit aufgewendet. Ich war überhaupt nicht empfindlich, ließ mich gern zum Besten halten und machte natürlich auch diesmal gute Miene zum bösen Spiel. Der Vorfall hatte mich

aber belehrt, daß es nicht so leicht sein würde, wie ich es gehofft hatte, die tiefgewurzelte autochthone Gegnerschaft zu versöhnen.

Es gelang dies erst, als aus diesen tastenden Anfängen, an denen außer den schon Genannten der Maler Teichlein, der Leutnant Neumann, Leonhard Hamm (ein confuser, grüblerischer Cölner), Karl Heigel, Felix Dahn, Beilhack, Heinrich Reder und Andere theilnahmen, sich eine Vereinigung wirklich begabter, ernsthafter Talente herausbildete, unter denen hier nur Hermann Lingg, Wilhelm Hertz, Hans Hopfen, Heinrich Leuthold und Max Haushofer genannt sein mögen. Auch diese kamen einmal wöchentlich für ein paar Nachmittagsstunden in einem Café zusammen, und endlich widerstand auch Geibel der Lockung nicht, an den höchst anregenden Sitzungen dieser Poetenschaft theilzunehmen, die sich den Namen der „Münchener Idealisten", den norddeutsche Kritiker ihr aufbrachten, gern gefallen ließ.

Seine Gegenwart wirkte, obwohl er gern eben Entstandenes von seinem Eigenen zum besten gab, nicht immer günstig auf die kameradschaftliche Stimmung. Der Respekt vor ihm und die Wucht seiner Persönlichkeit lähmten das freie Urtheil, das ohnehin noch immer befangen genug war. Niemand wagte, wenn er gesprochen hatte, sein Urtheil zu bestreiten, und ich war der Einzige, der sich seiner Autorität nicht schweigend unterwarf, gestützt auf mein altes Freundesrecht und Geibel's Besorgniß, meinen „Jähzorn" zu reizen.

Die Anderen sahen in mir einen willkommenen Anwalt und Volkstribunen gegenüber seiner autokratischen Gewalt, und so kam es, daß mir bald auch formell der Vorsitz übertragen wurde. Geibel fühlte sich nicht dadurch gekränkt und erschien nach wie vor regelmäßig, soviel es seine Gesundheit erlaubte, im „Krokodil".

Dies war der Name, den wir unserer Gesellschaft gegeben hatten. Er rührte nicht von Geibel's berühmter Krokodilromanze her („Ein luſt'ger Musikante spazierte einst am Nil" ꝛc.), sondern von den zwei Strophen in Lingg's Gedichten:

Das Krokodil zu Singapur.

Im heil'gen Teich zu Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht's.

Der erhabene Charakter dieses Amphibiums schien uns trefflich zum Vorbild idealistischer Poeten zu taugen, und wir hofften, in unserem Münchener „heiligen Teich" dermaleinst ebenso gegen die schnöde prosaische Welt gepanzert zu sein, wie jener uralte Weise, der nur noch für den Wechsel der Temperatur empfindlich war.

Von einem befreundeten Bildhauer wurde ein Krokodil in Thon modellirt, an dessen Sockel die verschiedenen Reptile, nach denen wir uns genannt hatten, in hieroglyphischen Zügen eingegraben wurden. (Ich — in Folge meiner Lacertenlieder der Eidechs zubenams't — bewahre diese Reliquie noch heute. Die aus Pappdeckel gefertigte Pyramide, die unser Protokollbuch enthielt, von einem der Mitglieder, dem sonst ganz unproductiven Lichtenstein, in Sonetten abgefaßt, ist leider verloren gegangen.) Geibel selbst, das „Urkrokodil" (wegen jener Romanze vom lustigen Musikanten), ging mit liebenswürdigem Humor auf den Maskenscherz ein und dichtete zwei weitere Krokodillieder. Eines derselben hat er in seine „Spätherbstblätter" aufgenommen („Ich bin ein altes Krokodil, ich sah schon die Osirisfeier"). Ein zweites, noch ungedrucktes möge hier seine Stelle finden:

In ruentis alvo Nili
Quo vescuntur crocodili?
Aethiopum carne vili.

Praeter hoc in omni mundo
Hausto clari sunt profundo
Cerevisiam bibundo.

At post Monacense vinum
Malum venit matutinum,
Luctum quod vocant felinum.

Tunc in ripam conscendentes,
Caudas rhythmice moventes
Versus vomunt excellentes.

Archicrocodilus
de Nilo.

So war's im heiligen Teich, nachdem die ersten frostigen Zeiten überwunden waren, warm und behaglich geworden, wärmer als in dem vielgerühmten „Tunnel über der Spree". Wer von den Einheimischen sich in den Geist harmloser Krokodilität nicht zu finden wußte, zog sich nach und nach in seinen Schmollwinkel zurück. Gerade die Begabteren aber schlossen sich dauernd an uns an, und mehr und mehr verbreitete sich unabhängig von allem ästhetischen Interesse ein kameradschaftliches Gefühl in dem kleinen Kreise, ähnlich wie sich's in noch jugendlicheren Studentenverbindungen einzubürgern pflegt. Denn die paar bemoosten Häupter in unserer Mitte — Melchior Meyr, der erst später hinzutrat, das Ehrenkrokodil Schack, das sich selten blicken ließ, Carriere, der den Professorentalar ablegte, sobald er sich als Dichter gab —, sie alle plätscherten in der krystallinischen Fluth des Musenteichs wie in einem Jungbrunnen herum. Es fehlten eben hier die würdigen alten Herren, die hohen Staatsbeamten, Schulräthe, pensionirten Majore, die im „Tunnel" die Mehrzahl gebildet hatten, und weder ein pedantisches Censurenertheilen fand statt noch konnte es vorkommen, daß ein geschätztes älteres Mitglied, voran unser „Donnerer", der sich im Teich in seinen lustigsten Humoren erging, ein endloses Heldengedicht zum besten gab, wie in der Gesellschaft der „Zwanglosen"

der alte Hofrath Martius seine botanische Forschungsreise in das brasilianische Palmenland in den sanft einlullenden Octaven seiner „Suitramsfahrten" vorgetragen hatte. Das Langweilige, wenn es selten einmal auftauchen wollte, wurde sofort mit einem Witz unschädlich gemacht, während irgend ein wahrhaft poetisches Product zuweilen die gründlichsten Debatten anregte. Das Alles nicht in dem Ton von Leuten, die ihre Weisheit an den Mann bringen wollten, sondern wie sich Freunde rückhaltlos gegen einander aufknöpfen, wobei zuweilen ihre innersten Gegensätze zu Tage treten. Aus der langen Reihe der Jahre aber, in denen die Krokodile wöchentlich einmal sich zusammenfanden, ist mir nicht ein einziger Fall erinnerlich, wo in Folge eines Streits eine Verstimmung entstanden, das trauliche Einverständniß gestört worden wäre. Auch nicht, nachdem wir vom Bier zum Wein übergegangen waren, der hitziger ins Blut ging. Wilhelm Hertz hatte, da der Teich einmal wieder heimathlos geworden war, uns beredet, bei einem schwäbischen Landsmann uns niederzulassen, einem Weinwirth am Dultplatz, Namens Murschel, der außer seinem recht trinkbaren Schillerwein uns durch das offene Feuer in der Trinkstube imponirte, über dem er auf einem Rost vor unseren Augen die saftig zischenden Fleischstücke briet. Hier verbrachte das Krokodil einen sehr nahrhaften, vergnüglichen Winter, der durch eine solenne Strohlotterie gekrönt wurde. Jeder war verpflichtet seiner anonymen Liebesgabe ein Gedicht hinzuzufügen, und ich hatte mir den Spaß gemacht, eine Flasche Punschextract in ein Blatt einzuwickeln, auf welchem ich die sämmtlichen Mitglieder in etwas stachligen Versen aufmarschiren ließ, doch nur wie Harlekin im Fasching mit der Pritsche schlägt. Zum Schluß kam ich selbst an die Reihe, indem ich alles Unfreundliche anführte, was die Münchener Uebelwollenden gegen mich vorzubringen pflegten. Es sah so aus, als habe sich einer unserer Unfreunde die Tarnkappe zu Nutz gemacht, um unsere Festfreude zu stören, oder gar einer der Unseren sich vielleicht für eine etwas scharfe Kritik an mir rächen wollen. Die betreffenden Strophen lauten:

Doch es fehlt im schönen Kreise
 Mir noch ein geliebtes Haupt.
Dein gedenk' ich, o Paul Heyse.
 Hast Du wirklich schon geglaubt,
Heute frei hier auszugehen,
 Wo der Spötter Pfeile schießt?
Nein, Dich hab' ich ausersehen
 Als das Hauptstück — last not least.

Denn es waschen Dir, der Heimath
 Echtem Sprößling, bis ans Grab
Weder Bock noch Isarwasser
 Jemals den Berliner ab.
Deine Muse, ob sie stets auch
 Für des Südens Töchter brennt,
Gleicht aufs Haar der Holden, die man
 Eine „kühle Blonde" nennt.

Nie wirst Du vergessen machen,
Trotz dem echt blau-weißen Ehstand,
Daß dem Sande Du entsprossen,
Der umufert Deinen Spreestrand,
Und so wird, was Du beginnen
Magst, zu ernten Lob und Ruhm,
Alles doch im Sand verrinnen
Als ein Stück Berlinerthum.

Aber nicht zu Gram und Trauer
Stimme Dich dies herbe Wort:
Auf dem Felde der Kalauer
Lebt Dein Name ewig fort.
Werde endlich klug, Verehrter,
Und ergreife nun Dein Glück:
Zieh als Kladderadatschgelehrter
In die Heimath Dich zurück.

Laß Dein episches Geflöte,
Laß die tragische Poesie!
Der berufne „junge Goethe"
Wird ein alter Goethe nie.
Höchstens als Novellendichter
Kann man Dich noch gelten lassen,
Doch im Kreis der wahren Lichter
Muß Dein künstlich Gas erblassen.

Diesen Spruch in aller Freundschaft
Bitt' ich mir nicht nachzutragen.
„Darum, Jutster, keene Feindschaft!"
Pflegt man in Berlin zu sagen.
Wer so gerne spaßt, muß billig
Spaß verstehn. Und nun zum Schluß
Allen mich empfehlen will ich.

Dixi. Der Anonymus.

Hierüber entstand erst eine dumpfe Bestürzung, dann ein brausender Unwille, da die guten Gesellen ihren Vorsitzenden nicht ungestraft verspotten lassen wollten, bis Robert von Hornstein[1]), den ich allein eingeweiht hatte, lachend mit der Wahrheit herausplatzte und die verlegene Spannung sich in eine allgemeine Heiterkeit auflöste.

Der Einzige, dem ein hämischer Streich dieser Art zuzutrauen gewesen wäre, war damals noch nicht unser Mitglied oder wenigstens an jenem Abend nicht in der Gesellschaft. Ich muß hier den Namen Heinrich Leuthold's nennen, weil nach dem beklagenswerthen Ausgang des Unglücklichen mehrfach die Meinung laut geworden ist, die geringe Förderung und Anerkennung seines Talents, die er in München gefunden, habe seinen Geist zerrüttet. Er sei eben eines der verkannten Genies gewesen, die der Widerstand der stumpfen

[1]) Außer diesem geistvollen Componisten des „Tandaradei" hatten sich noch zwei andere Nicht-Dichter bei den Krokodilen heimisch gemacht, der Maler Theodor Pixis und der Bildhauer des Fischbrunnens, Konrad Knoll.

Welt in Wahnsinn und Tod getrieben. Diese Legende zu zerstören, liegt mir zur Steuer der Wahrheit und Gerechtigkeit am Herzen. Denn weder „verkannt" noch ein „Genie" war der merkwürdige Mensch, der aus der Schweiz zu uns herüberkam und Jeden von uns, dem er begegnete, schon durch seine äußere Erscheinung, mehr noch durch sein geistreiches Wesen interessiren mußte.

Eine hohe, kraftvolle Figur, auf der ein bleicher Kopf mit scharfen, regelmäßigen Zügen saß, das Haar kurz geschoren, um den stets etwas bitter gerümpften Mund ein graublonder Schnurbart, an dem kräftigen Kinn ein Knebelbärtchen. Er sprach mit einer rauhen Stimme und stark schweizerischen Kehllauten, stoßweise, seine Worte mit großzügigen Gebärden begleitend.

Wer ihn ins Krokodil einführte, weiß ich nicht. Doch machte er sofort Aufsehen durch einige seiner Gedichte von jener hohen Formvollendung, die ihn als einen leidenschaftlichen Platenverehrer ankündigte. Nicht minder erregte er unsere Aufmerksamkeit durch die schneidende Kritik, die pessimistische Grundstimmung seines Geistes, so daß wir der Meinung waren, eine höchst werthvolle Acquisition an ihm gemacht zu haben.

Die Jüngeren wurden seine treuen Anhänger, Geibel verband sich mit ihm zur Herausgabe von Uebersetzungen französischer Lyrik, ich zog ihn in mein Haus, wo er besonders zu Wilbrandt bewundernd aufsah, und so ging man längere Zeit in einem losen freundschaftlichen Verkehr mit ihm um, der sich nicht fester und wärmer gestalten konnte, da eine unbezwingliche innere Unzufriedenheit ihm und uns zuweilen die besten Stunden verdarb.

Er machte mit cynischer Naivetät kein Hehl daraus, daß er vom Neidteufel besessen war. „Wenn ich etwas Schönes lese, so ärgere ich mich; wenn ich aber etwas recht Schofles in die Hände bekomme, freue ich mich!" — bekannte er ohne jedes Bedenken. Denn da er im Grunde für seine Poesie keinen tieferen seelischen Gehalt in sich hatte, nichts wahrhaft Eigenes und Bedeutendes auszusprechen sich gedrungen fühlte, sondern bei seinem Dichten nur einen virtuosen Formtrieb bethätigte, wurde ihm nie so herzlich wohl in seinem Innern, daß er auch Anderen ihre stille Befriedigung gegönnt hätte. Mehr als einmal geschah es, daß er bei einer munteren Bowle, die eine behagliche Stimmung erzeugte, irgend Einen, dessen Augen besonders vergnüglich glänzten, zur Zielscheibe der empfindlichsten Bosheiten ersah, nur damit noch einem Anderen so innerlich unwohl werden sollte wie ihm selbst.

Diese kleinen gelegentlichen Schadenfreuden ließen wir ihm hingehen, obwohl wir ihm nicht zugestehen konnten, daß er Ursache habe, mit seinem Schicksal zu grollen. Daß er noch keinen Weltruhm erlangt, durfte er Gott und Welt nicht zum Vorwurf machen. Sein unfertiges Epos „Penthesilea" in wunderlich galoppirenden, prunkvollen Anapästen ohne eigentliche Gestaltungskraft, seine Platen nachempfundenen melancholischen Verse und die wenigen trefflichen Uebersetzungen Béranger's, Brizeux' und Lamartine's wurden ihm noch über Verdienst gedankt, und das warme Interesse so vieler guter junger Freunde war doch wahrlich auch kein geringer Lebensgewinn.

Gleichwohl trieb ihn sein Dämon, auf Einen aus unserem Kreise ganz aus hellem Himmel einen giftigen Pfeil abzuschießen. In einem der Münchener

Winkelblättchen erschien ein Spottgedicht gegen Julius Grosse, als dessen Verfasser man allgemein Leuthold bezeichnete. Als ich ihm beim nächsten Krokodil das Blatt vorhielt, überflog seine fahle Wange eine dunkle Röthe; er sprach kein Wort, stand auf und verließ uns, um nie wieder den Fuß über unsere Schwelle zu setzen.

Der Witz jener Strophen war so gering, der Anlaß dazu so unerfindlich gewesen — nur der Wahnsinn, der ihn schon damals umlauerte, konnte erklären, wie der Unbegreifliche sich zu diesem schnöden Verrath an alter, guter Freundschaft hatte fortreißen lassen. Er verschwand dann bald aus München, trieb in Stuttgart in der Redaction einer Zeitung sein seltsames Wesen fort, wovon manches Wunderliche verlautete, bis er in seine Heimath zurückkehrte, um dort ein Ende zu finden, dessen Tragik Alles, was er früher gesündigt haben mochte, in milderem Lichte erscheinen ließ, als Symptome der geistigen Erkrankung, die seine reich angelegte Natur unterwühlen und ihn früh in die Nacht hinunterreißen sollte.

Ein desto erfreulicherer Gast war Joseph Victor Scheffel, der im Winter 1857 sich bei uns einfand.

Ich hatte ihn schon in Berlin kennen gelernt, bald nach den Märztagen, wo sein Freund Fritz Eggers, der die Gabe besaß, kunstbeflissene junge Leute (seine „Leibschwaben") an sich zu fesseln, uns zusammengeführt hatte. Dann begegnete ich ihm wieder auf Capri, im Frühjahr 1853. Er stand damals am Scheidewege zwischen der Malerei, die seine erste Liebe gewesen war, und der Poesie. Der „Trompeter von Säkkingen", den er in der Herberge Pagano's zu Stande gebracht hatte, indem er auf dem flachen Dache „unbarmherzig dichtend" hin und her schritt, entschied ihn für den Beruf des Poeten. Bald kam er zu mir in meine Sorrentiner Rosa magra herüber, wir erneuerten herzlich die alte Kameradschaft, ich las ihm die „Arrabbiata" vor, die eben entstanden war, er mir seinen humoristischen „Sang vom Oberrhein", dem ich — zur Schande meiner ästhetisch-prophetischen Begabung muß ich's gestehen — den ungeheuren Erfolg, den er gewinnen sollte, nicht von fern zutraute. Ja, ich fand es immerhin verwegen, auf diese munteren Bummeltrochäen, die etwas lose geschürzte Liebesgeschichte und die ergötzlichen Schnurren des Katers Hiddigeigei eine Poetenzukunft zu gründen. Um so freudiger habe ich dann den herrlichen „Ekkehard" begrüßt.

Damals blieben wir eine Woche in traulichster Gemeinschaft zusammen und trennten uns erst nach einem gemeinsamen Ausflug über Amalfi und Salern nach den feierlichen Tempelstätten Pästums. Vier Jahre später trat er in mein Münchener Haus, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Auch die Krokodile waren hocherfreut, den damals schon gefeierten jungen Poeten in ihrer Mitte zu sehen, wo er sich freilich nach seiner Art etwas steif und wortkarg verhielt, nicht zu bewegen war, etwas vorzulesen, und hinter halb geschlossenen Lidern vor sich hin zu träumen schien, bis der Humor in ihm aufwachte und ein im trockensten Ton hingeworfenes Scherzwort Zeugniß von seiner frischen Geistesgegenwart gab.

Dieser Münchener Aufenthalt sollte leider ein jähes, trauervolles Ende finden. Im Februar wurde seine schöne, liebenswürdige Schwester, die ihm nachgereist war, vom Typhus hingerafft. Er hat seitdem den Boden Münchens nie wieder betreten, und ich selbst sollte ihn nur ein einziges Mal, in seinem väterlichen Hause zu Karlsruhe, wiedersehen. Unser Freundschaftsverhältniß aber blieb bis an seinen Tod in alter Herzlichkeit bestehen, wofür noch zuletzt die Beiträge zeugten, die er mir zu dem „Neuen Münchener Dichterbuch" sandte, und ein warmherziger, kalligraphisch ausgestatteter dichterischer Gruß zu meinem fünfzigsten Geburtstage.

Julius Grosse in seinen „Lebenserinnerungen" („Ursachen und Wirkungen". Braunschweig, George Westermann. 1896) hat die Lebensgeschichte des Krokodils, sein Wachsen, Blühen und endliches Absterben ausführlicher behandelt. Auch solche Gesellschaften unterliegen ja wie alles Lebendige dem Gesetz des Werdens und Wandelns und können von Glück sagen, wenn sie sich nicht selbst überleben, sondern sich auflösen, sobald sie fühlen, daß der innere Trieb, dem sie entsprungen waren, erstorben ist. Als die Bedeutenderen unter uns herangereift waren und ihren Weg gefunden hatten, empfanden sie nicht mehr das Bedürfniß gegenseitiger Kritik. Die freundschaftliche Gesinnung blieb bestehen, aber Jeder wußte auch ohne ausdrückliche Bestätigung, was er dem Anderen werth war, und an ein Schutz- und Trutzbündniß in literarischen Blättern war von Anfang an nicht gedacht worden, zumal unter den Münchener Idealisten sich kein einziger Journalist befand. Unser ästhetisches Credo hatten wir in den zwei Münchener Dichterbüchern, 1862 von Geibel, 1882 von mir herausgegeben, vor der Welt bekannt. Eine „Richtung" zu vertreten oder gar eine Kampfstellung einzunehmen, war uns nie eingefallen. Auch hatten wir den Idealismus, zu dem wir uns freudig bekannten, niemals so verstanden, als ob seine Aufgabe eine Entwirklichung der Natur und des Lebens zu Gunsten eines conventionellen Schönheitsideals sein könne. Goethe hatte schon gesagt, was auch uns als das Entscheidende einleuchtete: „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt." Und so konnten wir einen Gegensatz von Realismus und Idealismus nicht anerkennen, da wir uns eines hinlänglichen Wirklichkeitssinnes bewußt waren und den Werth einer dichterischen Production zunächst nach der Fülle und Wahrheit des realen Lebensgehaltes maßen, der sich darin offenbarte. Wo wir den vermißten, konnte uns kein Reiz und Adel der äußeren Form für die mangelnde tiefere Wirkung entschädigen. Doch begriffen wir auch nicht, daß irgend eine Form, wie sie von großen Vorgängern überliefert war, dem Geist ein Hinderniß sein könne, seine Lebenskraft zu erweisen. Daß Formen und Gesetze auch in der Kunst dem Wandel unterworfen sind, wie hätten wir das leugnen können! Aber die absolute Formlosigkeit, die einige Jahrzehnte später der Naturalismus predigte, der schrankenlose Individualismus, der in der Poesie wie in den Sitten der Gesellschaft einzureißen anfing, erschien uns nur als ein Krankheitssymptom, das schon zu anderen Zeiten aufgetaucht und von der unverwüst-

lichen Regenerationskraft unseres Volkes überwunden worden war. Daß diesen anarchistischen Tendenzen unter Anderem auch der Vers im Drama zum Opfer fallen sollte, weil „wirkliche Menschen" nicht in Versen sprächen, konnten wir nur belächeln, da uns Hamlet, Lear und Shylock denn doch sehr reale Personen dünkten und im „Zerbrochenen Krug" selbst moderne Lustspielfiguren ihr Lebensrecht behaupteten, obwohl ihnen ihr Verfasser durch den Vers eine „höhere Wirklichkeit" verliehen hatte.

Darin aber zeigten wir uns nicht nur als Idealisten, sondern als Ideologen im Sinne Napoleon's, der die Deutschen im Großen und Ganzen so zu nennen pflegte, daß es uns völlig an Geschick und Neigung fehlte, in die Zeit hinein zu horchen und uns zu fragen, welchen ihrer mannigfachen Bedürfnisse, socialen Nöthe, geistigen Beklemmungen wir mit unserer Poesie abhelfen könnten. Da auch wir mitten in der Zeit lebten, konnten wir uns denselben Influenzen, die den Zeitgenossen zu schaffen machten, nicht entziehen, und auch unsere künstlerische Arbeit trug gelegentlich die Spuren ihres Einflusses. Doch war es dann keine bewußte Speculation, als sociale Nothhelfer uns Dank zu verdienen, sondern das eigenste Bedürfniß, uns mit schwebenden Problemen abzufinden, und vor Allem blieben wir der alten Maxime treu, daß die Kunst auch das Zeitliche im Licht des Ewigen — sub specie aeternitatis — darzustellen habe.

Und so erschien uns für unser Interesse keine Zeitschranke zu bestehen, da das Menschenwesen von Anbeginn einer höheren Cultur in seinen Grundtrieben sich gleich geblieben ist. Im Gegensatz gegen die Forderung einer sogenannten Actualität betonten wir den Anspruch alles „allgemein Menschlichen", dichterisch gestaltet zu werden, vorausgesetzt, daß es ein „ungemein Menschliches" sei. Es komme nur darauf an, das zeitlich Entlegene uns durch höchste Lebendigkeit so nahe zu rücken, daß wir es trotz der veränderten Lebensformen als etwas Blutsverwandtes empfänden.

Dieser an sich gewiß richtigen Ueberzeugung entsproß der verhängnißvolle Irrthum, den auch Fr. Vischer begünstigte: die höchste Form der Dichtung sei das historische Drama. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein, zu erklären, warum der Idealismus hier scheitern mußte, wie denn selbst die Historien Shakespeare's trotz aller Wiederbelebungsversuche ihrer glorreichen Familiengruft nur hin und wieder als Gespenster entsteigen, um eine kurze Weile auf einer unserer anspruchsvolleren Bühnen herumzuspuken und, wenn der ehrgeizige Director sich damit als classisch gebildeten Mann ausgewiesen hat, wieder zu den Schatten hinabzusteigen. Nur eines melancholischen Rückblicks auf meine eigenen Otto III., Ludolf, Ludwig den Bayer kann ich mich nicht enthalten, der großen Namen zu geschweigen, die Freund Geibel in seinem Buchdeckel als zu bearbeitende Bühnenhelden so liebevoll und eifersüchtig aufgezeichnet hatte.

Immerhin, als er im Herbst 1868 für immer aus München schied, durfte er sich sagen, daß sein Wirken dort im Sinne seines königlichen Gönners nicht fruchtlos gewesen sei und eine Spur hinterlassen habe, die eine Weile nachleuchten würde.

Die Symposien.

Am 4. December des Jahres 1854 fand nun auch das erste Symposion statt, an dem ich Theil nahm.

Man wurde regelmäßig erst am Morgen oder Mittag zu diesen Abenden eingeladen und hatte in Frack und schwarzer Cravatte zu erscheinen. Oben in dem Vorzimmer, der sogenannten grünen Galerie, nahmen einem die Lakaien den Mantel ab, man trat in den Billardsaal, der nur schwach erleuchtet war, dann empfing uns in dem nächsten, hohen, weiten Gemach der dienstthuende Adjutant oder der Hofmarschall Baron von Zoller, ein liebenswürdiger Herr von der schlichtesten Höflichkeit, der uns Allen sehr werth wurde. In meinem sonst sehr lakonischen Tagebuch finde ich über dies erste Symposion ausführlich berichtet. Neben Baron von Zoller machten von der Tann als Generaladjutant und Baron Leonrod die Honneurs; bei den ferneren Abenden erschienen abwechselnd auch die Adjutanten Graf Pappenheim, Baron Strunz, General von Spruner und Graf Ricciardelli, Letzterer ein mir besonders sympathischer Italiener, großer Jäger vor dem Herrn, dessen braunes Gesicht und schwarze Augen unter dem grauen Haarschopf auf den ersten Blick seine südliche Herkunft verriethen. Er kam mir sogleich aufs Wohlwollendste entgegen. Aber auch die anderen Herren aus der nächsten Umgebung des Königs beflissen sich der größten gentilezza uns Nicht-Bayern gegenüber, und wir lernten in ihnen Männer kennen, deren Bildung, Talente und geistige Interessen es begreiflich machten, daß der König gerade sie zu seinen Adjutanten gewählt hatte.

An diesem ersten Abende waren außer den Erwähnten nur noch Graf Rechberg, Dönniges, Liebig und wir drei Poeten geladen. Als wir Alle versammelt waren, erschien der König und begrüßte jeden Einzelnen mit seiner gewinnenden Freundlichkeit. Er fragte mich, was ich eben arbeitete, ich erzählte von dem Trauerspiel „Die Pfälzer in Irland“, das ich nach V. A. Huber's „Skizzen aus Irland“ schon in Berlin entworfen hatte und soeben zu einem richtigen Theaterstück auszuarbeiten im Begriff war. Darauf setzte man sich an den langen ovalen Tisch, über den eine einfache grüne Decke gebreitet war, Bier in kleinen Gläsern und Sandwiches wurden herumgereicht, und der König, der kein Raucher war und fast immer an Kopfschmerzen litt, nahm eine von den Cigarren, die mitten auf dem Tische standen, und that ein paar Züge daraus, nur um seine Gäste einzuladen, seinem Beispiel zu folgen.

Damals war gerade der „Fechter von Ravenna“ das Tagesgespräch, und Bodenstedt, dem es an jedem kritischen Organ gebrach, fing auch hier an, davon zu reden, ich weiß nicht, in welchem Sinne. Nur das finde ich aufgezeichnet, daß Geibel ihm heftig widersprach — ein Vorfall, der sich bei Geibel's Geringschätzung Bodenstedt's und dessen Neigung, sich hervorzuthun, nur allzu oft wiederholen sollte. Liebig erwähnte dann Geibel's Komödie „Meister Andrea“, die der König kennen zu lernen wünschte, und deren Vor-

lesung für den nächsten Abend bestimmt wurde. Von mir war soeben der „Meleager“ erschienen, dessen Expositionsscene und Schluß ich nun vorlesen mußte, nachdem ich den Mythus erzählt hatte. Ein ästhetisches Gespräch schloß sich an, das wieder durch Bodenstedt's redselige Gemeinplätze unerquicklich wurde und zuletzt sich nach dem Kaukasus verlor. Um Zehn brach der König auf, nachdem er mir noch freundliche Worte gesagt hatte; wir aber blieben noch bei einem einfachen Souper eine Stunde lang beisammen.

Die nächsten Symposien folgten einander in kurzen Zwischenräumen weniger Tage. Der König schien großes Gefallen daran zu finden und brachte immer neue Fragen aufs Tapet, über die er zunächst den gerade Sachverständigsten unter uns zu hören wünschte. Doch verliefen die späteren Abende nicht ganz wie die ersten. Mehr und mehr wurde es Brauch, daß in der ersten Stunde ein wissenschaftliches Thema aus den verschiedensten Gebieten durchgesprochen wurde, ein naturwissenschaftliches, wie über Parthenogenesis (Siebold), Ebbe und Fluth, Elektricität oder die Entstehung des Sonnensystems (von Jolly zuweilen mit Experimenten illustrirt), Chemie (Liebig), Mineralogie (Kobell), ästhetische und literarhistorische, dann vorwiegend sociale und völkerpsychologische Probleme. Hierauf erhob sich der König und ging in das Billardzimmer voran, wo eine Partie Boule gespielt wurde, während deren er Einen oder den Anderen in die Fensternische zog und mit ihm besprach, was im Augenblick ihn beschäftigte, etwa über schwebende Besetzungsfragen von Lehrstühlen an Universität und Polytechnicum Liebig's Meinung zu hören wünschte oder über das Ausschreiben eines Wettbewerbs um das beste Drama mit Geibel sich berieth. War dies beendet, so verfügte man sich wieder an den langen Tisch, und nun hatten die Dichter das Wort, die sorgen mußten, daß immer etwas zum Vorlesen bereit war.

So verklang der Abend nach manchen, oft stürmischen Discussionen tönereich und harmonisch, und man blieb, wenn die Majestät sich zurückgezogen hatte, in heiterer Stimmung beisammen. Einmal war Liebig, der eine feine Weinzunge hatte, darauf gekommen, daß man uns Elfer zu trinken gab; und Baron Zoller erklärte, es sei noch ein großer Vorrath dieses berühmten Jahrganges im Keller, der allen Anderen zu herb erschien und von jetzt an nur den Symposiasten gewidmet sein sollte.

Was diesen Abenden aber einen besonderen Reiz und Werth verlieh, war die unbedingte Redefreiheit, die zuweilen sogar in sehr unhöfischem Maße an die Grenze des Zanks sich verirrte. Hatte man in der Hitze des Gefechts dann vergessen, daß die Gegenwart des Königs doch einige Rücksicht erheischte, und hielt plötzlich inne mit einer Entschuldigung, daß man sich zu weit habe fortreißen lassen, so bemerkte der König mit freundlichem Lächeln: „Ich bitte, sich ja keinen Zwang anzuthun. Ich habe nichts lieber, als wenn die Geister aufeinanderplatzen.“

Von dem leidenschaftlichen Wahrheitstrieb des edlen Fürsten, dessen ich schon oben erwähnte, kann ich kein schlagenderes Beispiel anführen als jenes Symposion vom 21. April 1855, zu welchem alle bedeutenderen Architekten Münchens geladen waren, um sich über den Lieblingsgedanken des Königs,

ob ein neuer Baustil zu schaffen sei, freimüthig zu äußern. Der Gedanke entsprach dem Wunsch, nicht ferner, wie König Ludwig gethan, Bauwerke der verschiedensten Zeiten und Stile zu copiren und sich eigener Erfindung zu enthalten, sondern es wo möglich mit völlig neuen Formen zu versuchen. Daß kein Fürst der Welt eigenmächtig in die Entwicklung dieser so eminent nationalen Kunst eingreifen könne, war dem Könige nicht aufgegangen. Er hoffte, durch seinen guten Willen und eine reiche Belohnung einem schöpferischen Genius auf einen neuen Weg verhelfen zu können.

Nun gereichte es ebenso wohl ihm selbst wie den Männern, die er befragte, zur Ehre, daß nicht ein einziger darunter war, der dem königlichen Wahn zu schmeicheln suchte, vielmehr Einer nach dem Andern die Unmöglichkeit eines aus dem Boden gestampften neuen Baustils nachwies. Der König hörte Jeden mit gespannter Aufmerksamkeit an, ohne eine Aeußerung der Ungeduld oder des Unmuths, und dankte schließlich dem ganzen Kreise für die Offenheit, mit der man sich ausgesprochen.

In der Sache freilich wurde dadurch nichts geändert. Der Bau der Maximilianstraße und des Maximilianeums wurde fortgesetzt. Denn allerdings war König Max kein Mann der That, sondern beschaulicher Betrachtung, und manchmal kam die theoretische Erkenntniß zu spät, wenn ein praktischer Schritt nicht mehr zurückgethan werden konnte.

Wie ernst er es aber damit nahm, durch diese Symposien die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen, beweist auch der Umstand, daß er die Gespräche protokolliren ließ, um sie am nächsten Tage noch einmal durchzugehen, nicht anders, als wie ein fleißiger Student sein nachgeschriebenes Heft studirt.

Das Geschäft des Protokollirens war Franz Löher übertragen, der im October 1855 als königl. Privatbibliothekar angestellt worden war, mit dem weiteren Auftrag, über alle neueren literarischen Erscheinungen von Bedeutung dem Könige zu referiren.

Ein anziehend geschriebenes Buch über Amerika, vielleicht auch das talentvolle epische Gedicht „General Spork“, hatte Dönniges auf den westphälischen Gelehrten aufmerksam gemacht, der überdies, obwohl gleichfalls ein „Fremder“, als Katholik weniger Anfeindung zu befürchten hatte als wir Anderen.

Er wußte auch diesen Vorzug aufs Geschickteste sich zu Nutze zu machen und mit großer Schmiegsamkeit sich Personen und Verhältnissen anzupassen. Vor Allem unterwarf er sich blindlings den Neigungen und Meinungen des Königs, indem er selbst bei seinen Literaturberichten Alles herabsetzte, was gewissen Ideen Sr. Majestät widersprach, dagegen z. B. alle Bücher und Brochüren, die der großdeutschen und Triaspolitik das Wort redeten, rühmend hervorhob. (Ich hatte später in Berchtesgaden, da mir der König Löher's Referate zur Durchsicht geben ließ, Gelegenheit, mich von seinen Höflingskünsten zu überzeugen.) Wie klug der talentvolle Mann seine Schritte zu lenken wußte, hat der Erfolg gezeigt, da er nach dem Tode des Königs zum Archivdirector ernannt wurde, eine Stelle, die sonst nur einem geborenen Bayern anvertraut zu werden pflegte. Welche Rolle er dann noch bei dem unglücklichen

König Ludwig II. zu spielen sich nicht scheute, mag hier nicht weiter ausgeführt werden.

Aber seine feuilletonistische Gewandtheit und die Unbedenklichkeit, mit der er jeden Auftrag des Königs — der, wie alle Fürsten, von der Zeit, die zu gründlicher Arbeit nöthig ist, keine Vorstellung hatte — schlecht und recht erledigte, machten ihn bald unentbehrlich. Er war auch vorsichtig genug, an den Gesprächen der Symposien sich nur zu betheiligen, wenn sie sein Specialfach, die Geschichte und Cultur Amerika's, berührten. Im April 1856 erhielt er Urlaub zu seiner Hochzeitsreise, und die Führung des Protokolls ging auf mich über.

Es war kein ganz leichtes Amt, obwohl ich mit meiner raschen Hand nicht nur, wie mein Vorgänger, einzelne Stichworte notirte, die am anderen Tage zu einem zusammenhängenden Dialog verarbeitet werden mußten, sondern sofort in der Hauptsache den ganzen Vortrag und die Discussion darüber nachschrieb und anderen Morgens fast nur noch eine Reinschrift zu besorgen hatte. In der ersten Hälfte dieses Jahres aber war das Interesse des Königs so sehr von verschiedenen Fragen in Anspruch genommen, daß ich in meinem Tagebuch vom 7. Januar bis zum 20. Juni nicht weniger als dreiundvierzig Symposien verzeichnet finde. Die Themata waren mannigfaltig; hauptsächlich kamen die politischen Zeitströmu ngen, die Volksstimmungen in Spanien, Italien, England und Amerika, die kirchlichen Zustände in Frankreich und Amerika zur Sprache, dazwischen eine Uebersicht über die moderne Geschichtschreibung, dann wieder Chemie und Physiologie. Als es tiefer in den Sommer hinein ging, fanden die Zusammenkünfte in Nymphenburg statt, in den reizenden Rococosälen der Amalienburg und Badenburg, wo man, wenn man nicht gerade das Protokoll zu führen hatte, die Augen zu der offenen Flügelthür hinaus über den kleinen See schweifen lassen und sich an der glänzenden Sternennacht erquicken konnte.

So sehr war der König von der Wichtigkeit dieser Abendunterhaltungen durchdrungen, daß er, so gütig er sonst sich mir bewies, meine Bitte, einige Tage vor dem Schluß der damaligen Symposien entlassen zu werden, nicht gewährte. Am 26. November des vorigen Jahres hatte ich meinen theuern Vater verloren. Im Sommer darauf sollte eine Familienzusammenkunft in Freienwalde stattfinden, zu der ich ungeduldig erwartet wurde. Ich erhielt aber nicht eher Urlaub, als bis ich die Reinschrift des letzten Protokolls in der Cabinetskanzlei abgeliefert hatte.

In ähnlich raschem Tempo wurden die Symposien nie wieder abgehalten. Doch dauerten sie, gewöhnlich einmal wöchentlich, bis an den Tod des Königs fort, nur während des italienischen Krieges von 1859 einen Monat lang unterbrochen, da der Bürgermeister dem König vorgestellt hatte, dieser fortgesetzte Verkehr mit den Fremden und Protestanten mache ihn unpopulär. Der sonst so muthige Fürst, der „Frieden haben wollte mit seinem Volk", gehorchte einer Anwandlung von Schwäche, da er die Gefahren der Weltlage überschätzte, und ließ auch andere Pläne und Bewilligungen an Gelehrte und Schriftsteller fallen, um sie dann nach dem Friedensschluß doch wieder aufzunehmen.

Er hatte auch sonst sich bemüht, die Bevorzugung der Berufenen sich von seinem Volke verzeihen zu lassen, indem er einheimische Gelehrte hin und wieder zu den Symposien hinzuzog: den alten Ringseis, Lasaulx, Döllinger, Pettenkofer, Dollmann, Lamont, Voigt, Seidl, Schafhäutl; von Künstlern gelegentlich Ziebland, Piloty, Kaulbach, Voltz und Andere. Zuweilen erschien auch ein notabler durchreisender Gast, so an einem der Nymphenburger Abende der Großherzog von Mecklenburg, früher schon Fürst Pückler und Andersen; am 31. März 1859 ein ganzer Kreis illustrer Gäste zu Ehren der Säcularfeier der Akademie, darunter Helmholtz, Wöhler, Lepsius, Rudolph Wagner, Ehrenberg, Schönlein, Eisenlohr, wo es bis zehn Uhr hochgelehrt zuging, da Helmholtz über die Klangfarbe, Wöhler über organische Elemente in Meteorsteinen, Lepsius über Pyramiden sprach. Gegen seine Gewohnheit blieb dann der König auch bei dem Souper, dem, statt des herben Elfers, der Champagner einen festlichen Charakter gab.

In ähnlicher Weise wurden bei Gelegenheit der Gründung der historischen Commission die Historiker gefeiert. Sybel hatte schon seit seiner Berufung regelmäßig an den Symposien theilgenommen. Nun erschienen am 6. October 1860 auch die fremden Größen im Königlichen Schloß, voran des Königs hochverehrter Lehrer Leopold von Ranke, mit ihm Waitz, Pertz, Lappenberg, Hegel, Wegele, und von den in München Ansässigen Cornelius und Föhringer. Außerdem waren Dönniges, Liebig, Dollmann, Löher und die Poeten geladen, und der Abend gestaltete sich zu einem heiteren Fest, bei dem zuletzt Ranke einen Trinkspruch ausbrachte. Zum Schluß rief er das echt bayerische Pfüet (Behüt') Gott! das er als „Führ' Gott!“ verstanden hatte, der neuen Gründung des Königs zu und mußte sich von Dönniges seines Irrthums belehren lassen.

Noch eines Gastes will ich hier gedenken, ehe ich den Bericht über diese denkwürdige Tafelrunde beschließe.

Gegen Ende Februar des Jahres 1859 war Fontane nach München gekommen. Geibel hatte auch ihn für uns zu gewinnen gesucht, und auch Dönniges war lebhaft dafür gewesen. Ich hatte bei einem der Symposien (am 14. März) von seinen Balladen und „Männern und Helden“ vorgelesen und großen Beifall auch beim Könige damit geerntet. Er gewährte dann unserem Freunde am 19. März eine Audienz und ließ ihn zu dem Symposion am 24. März laden. Hier las Fontane unter Anderem dem anwesenden von der Tann das Gedicht vor, das er in der Zeit, da dieser in Schleswig-Holstein sich die ersten Lorbeern geholt, auf ihn gedichtet hatte („Hurrah, Hurrah, von der Tann ist da“). Seine Poesie und seine Person erweckten die wärmste Sympathie von allen Seiten. Weshalb es trotzdem zu einer Berufung nicht gekommen ist — die übrigens dem eingefleischten Märker auf die Länge schwerlich behagt haben würde —, vermag ich nicht zu sagen.

* * *

Neben den Symposien wurden Geibel und ich zuweilen zu den Theeabenden der Königin geladen, wo auch der König erschien, da er gern häufiger etwas Poetisches von uns vorlesen zu hören wünschte.

Es war immer nur ein kleiner Kreis: außer der Obersthofmeisterin Frau von Pillemand — einer ganz verwitterten, kleinen alten Dame, die Platen's erste und einzige Liebe gewesen sein sollte — die schöne Gräfin Charlotte Fugger und Frl. v. Redwitz, die zweite, ebenfalls sehr anmuthige Hofdame, gewöhnlich von der Tann mit seiner Gemahlin, der Hofmarschall Baron Zoller und eine sehr gescheidte unverheirathete Dame, Fräulein von Küster, Tochter eines früheren preußischen Gesandten in München, die der jungen Kronprinzessin nach ihrer Ankunft in München attachirt worden war, um die noch sehr kindliche Bildung der reizenden jungen Frau ein wenig zu vervollkommnen. (Man erzählte, es sei ihr zur Pflicht gemacht worden, beim Vorlesen von Romanen und Novellen das Wort „Liebe" stets durch das Wort „Freundschaft" zu ersetzen.)

Trotz alles Bemühens aber war es nicht gelungen, der Königin Interesse an Literatur und Poesie einzuflößen. Ihr war nur wohl im leichtesten Geplauder und besonders in der freien Luft des Gebirges, das sie unermüdlich nach allen Richtungen zu durchstreifen liebte. Auch am Theater fand sie keinen Geschmack und sah, wenn sie doch einmal mit dem Könige in ihrer Prosceniumsloge erschien, lieber ins Publicum als auf die Bühne.

Jene Theeabende, an denen gelesen wurde, erfreuten sich daher nicht ihrer Gunst; sie fügte sich eben nur dem Wunsch des Königs und pflegte während der Vorlesung in Photographie-Albums zu blättern. Zuweilen flüsterte sie dabei der neben ihr sitzenden Dame ein Wort zu, einmal so laut, daß Geibel das Buch, aus dem er gelesen, auf den Tisch legte und mit finsterem Stirnrunzeln verstummte.

Der König, auf das Peinlichste berührt, warf seiner Gemahlin einen unwilligen Blick zu und lud dann Geibel mit einer huldvollen Handbewegung ein, fortzufahren.

Ich selbst durfte mir einen ähnlichen Protest gegen einen Mangel an Respect vor der Würde der Poesie nicht erlauben, sondern erhob nur die Stimme ein wenig stärker, wenn ich das Flüstern vom Sopha her vernahm. Uebrigens waren diese kleinen Gesellschaften sehr behaglich, der König gewöhnlich besonders gütig, die Damen dankbar dafür, das allabendliche Geplauder einmal durch etwas Poetisches unterbrochen zu sehen.

Ich hatte mit dem Vorlesen der „Brüder" angefangen, die die Königin „sehr schön, aber sehr ernst" gefunden hatte. Besonderen Beifall, auch bei ihr, fand ich dann mit der „Braut von Cypern", weit mehr, zu meiner Verwunderung, als mit der „Hochzeitsreise an den Walchensee", von der ich mir versprochen hatte, daß sie meine Qualification zum Hofpoeten besonders schlagend beweisen würde. Aber die realistischen Züge darin, wenn sie auch bayerische Scenerien und Volkssitten schilderten, fanden weniger Anklang bei dem Herrscherpaar als die romantische Welt Cimone's, und der düstere Walchensee konnte trotz aller Humore, die ihn umspielten, den Vergleich nicht aushalten mit der Purpurbläue des mittelländischen Meeres.

(Schluß-Artikel im nächsten Hefte.)

Allerhand Briefe.

Niemand wird erfahren, wie diese zusammenhanglosen Blätter in meine Hände geriethen. Ohne den geringsten sachlichen Werth, geben sie vielleicht immerhin Einblicke in andere Verhältnisse, in fremder Leute Geschick.

Marie von Bunsen.

I.

a)

Max Emich Graf Pallanth, Leutnant bei den ... Garde ....., sechsundzwanzig Jahre alt, an seine ältere Schwester.

Friedersdorf bei Emden, 20. October 1899.

Liebste Anna!

Ich weiß, daß jetzt all' Deine Gedanken um mich sind, ich weiß, daß Du richtig und klar urtheilst, daß mein Wohlergehen Dir das Wichtigste auf Erden bedeutet. Dankbarst erkenne ich dies an, möchte in Deinem Sinn handeln, aber ich bezweifle, ob ich es vermag.

Die Gudrun (wie konnte man ihr das anthun!) ist ein wohlerzogenes, vernünftiges, liebenswürdiges junges Mädchen; sie ist eigentlich nicht unschöner als auf der Photographie, aber doch kleiner als ich dachte, mit blasser, anämischer Gesichtsfarbe und stumpfbraunem Haar. Gegen Vater und Mutter Förster ist gar nichts zu sagen, braver Durchschnitt, und das Familienleben macht sogar einen besonders günstigen Eindruck. Sie sind denkbarst zuvorkommend, die Sache verlief äußerst glatt.

Dabei bin ich vollkommen aufrichtig gewesen; am ersten Abend, bei der Cigarre, sagte ich Herrn von Förster, seine Tochter habe einen ausgesprochenen Eindruck auf mich gemacht; so hielte ich es für meine Pflicht, da er mich gütigst auf eine Woche zur Jagd eingeladen habe, ihm meine Verhältnisse auseinander zu setzen. Nein, ... indem ich dies schreibe, wird mir klar, wie unehrlich meine Worte in Wirklichkeit waren. Der Eindruck war eben nicht der von mir angedeutete gewesen, und die letzten schlimmen Schulden habe ich eben nur theilweise genannt.

Dieses verfluchte, verdammte Hazard. Im etwaigen nächsten Harmlosenproceß könnte ich mich ruhig vernehmen lassen, mein Spiel würde zweifellos als durchaus fair und vornehm bezeichnet werden, vom Regimentscommandeur würde ich kaum einen Rüffel erhalten. Und doch und doch! Schmutz bleibt an den Fingern hängen; mich bedrückt nicht allein die Summe. Es ist ein gräßliches „Vergnügen".

Und jetzt muß ich heraus, und wie anders als durch eine reiche Verlobung. Dabei kann ich sofort über ein nettes junges Mädchen aus guter, christlicher Familie verfügen. Das ist ja ein unerhört glücklicher Zufall. In welche Kreise, was für Wesen haben nicht Kameraden, denen, wie mir, das Wasser an die Kehle reichte, heirathen müssen?

Jedoch mit erst sechsundzwanzig Jahren ohne Interesse, ohne Neigung, ohne Leidenschaft, ohne Liebe sich auf immer zu fesseln! Ich bin, glaube ich, gar nicht übermäßig gefühlvoll, aber mir scheint es ungeheuer bitter. Diese nahe, ewige Gemeinschaft mit einem guten, harmlosen Geschöpf, das einem aber leider eher mißfällt. Und alle Träume werden geraubt, ich habe ja auch geträumt. Und ich bin ein anständiger Mensch; wenn ich heirathe, soll meine Frau es nicht bereuen. Kann ich, will ich diese Pflichten auf mich nehmen?

Liebe, gute Anna, ich bin sehr unglücklich, es ist ja Alles meine Schuld, aber hart bleibt es doch. Dein Max Emich.

b)

Gudrun von Förster, dreiundzwanzig Jahre alt, an Gräfin Anna Pallanth.

Friedersdorf, den 28. October 1899.

Meine liebe Anna!

Von ganzem Herzen danke ich Dir für Deinen so überaus gütigen Brief, für die rührend freundliche Weise, mit der Du mich als Schwägerin willkommen geheißen. Du glaubst nicht, wie wohl es mir that; denn ich habe mir doch bange Sorgen gemacht, ob ich Euch auch als Max Emich's Braut recht sein würde; er ist so anziehend, so schön, er gewinnt alle Herzen im Flug; wie nach jeder Richtung falle ich gegen ihn ab. Aber weil er mich liebt, wollt Ihr mich auch lieben. Seine Liebe ist das überraschendste Glück. Niemals glaubte ich, daß so Etwas mir zu Theil werden würde, und nun kam es vom Himmel, über Nacht. Er liebt mich, so wie ich bin, gerade weil ich so bin, und von ganzem Herzen. Dies waren seine Worte.

Kannst Du Dir nicht denken, daß ich dem lieben Gott auf den Knieen für sein Gnadengeschenk danke, daß ich in der weiten Welt Niemanden beneide, daß ich auf Wolken zu wandeln meine, daß ich diese Seligkeit kaum zu fassen vermag?

Er ist heiter und zufrieden; glücklicher als wir, sind, glaube ich, noch niemals zwei Menschen gewesen.

Es umarmt Dich, liebe, leider noch unbekannte Schwägerin, treulichst

Deine Gudrun Förster.

II.

Fritz, acht Jahre alt, an seinen Großvater, den Regierungspräsidenten Mengoldt.
(Vorgezeichnete Doppellinien, große krakelige Buchstaben, mehrere Kleckse.)

Lieber Großpapa ich danke dir vilmal für dein schönes Geschenk Mama sagt ich soll dir sagen was es war es war eine Gadikor uniform und eine Archinoa was meistens kaputt ißt.

Wir hatten sieben Kinder zur Shokolade Leni aß viel Schlacksane und ist etwas krank.

Ich bin zimlich offt artich gewesen.

Villeicht weiß du noch garnicht das wir ein Brüderchen bekommen haben Papa sagt wir kosten so vil daß ich am besten Feuerwermann sein soll ich freue mich sehr darauf jetzt weiß ich nicht mehr

dein lieber Fritz.

III.

Joachim Bähse, zweiundvierzig Jahre, an den Rittergutsbesitzer Herrn von Buch.
(Mühsame, große und doch kritzelige Schrift.)

Klein-Mucherow.

Gnäjer Herr!

Bitte unterthenigst das ich meinen Schwiegervater aufnehmen darf. Sein Sohn in Bolemin un noch meehr die Frau sin so furchtbar schlecht zu ihm und nun hat er sich aufgemacht wie die Frau ihm den Bettsack fortnahm und is zu Fuß all den Weg gelaufen. Und er hat sehr geweint und ich weiß nich wie man so häßlich zu ihm sein kann, denn er ist ein guter Mann un nu schon 76 Jar. Und als die Großmutter starb un er zu seinem Son zog hatte er bis 90 Mark mit un nu is das alles fort aber es is meistens die Frau und die warf ihm gestern früh 4 Silbergroschen hin un sie sagte nu pack dich wann es dir hier bei uns nich gut genug is. Aber nu kriegt er doch seine 11 Silbergroschen monatlich wegen das Kleben un so wird es ja schon geen. Un sehr lang lebt er auch nich meer un zum Begräbniß haben wir was parat und wollen noch was beiseite thun un so wird es geen wenn der gnäjer Herr es erlaupt um das wir bitten.

Dero Hochwolgeborn ganz gehorsamer

Kuhfütterer Joachim Bähse.

Platz wäre ja ganz schön auf dem Verschlag mit Hans un Gottlieb un die Mine und Hanne schläft bei Mutter un mich.

IV.

Frau **Helene Götz**, sechsundzwanzig Jahre, an ihren Zwillingsbruder.
(Die individuelle, unregelmäßige, nur zu ausgeschriebene Handschrift bildet das Entsetzen ihrer Freunde.)

Berlin, September 1899.

Liebster Oskar!

Trotz der Hetze will ich Dir Einiges rasch niederkritzeln, einerseits weil ich es versprach, andererseits, weil ich es auch gern thue. Also der Geographen-

Congreß ist entschieden geglückt; der Massenandrang war ja etwas stark (zu 1600 rückten wir an), aber es ging doch schließlich. Das nagelneue Abgeordnetenhaus war uns bewilligt worden; es ist sehr groß, sehr stattlich, Stil Wilhelm's II., das sagt Dir Alles. Jeder bekam ein goldenes Vorsteck-Erinnerungszeichen; die Herren und Damen vom Comité, welche zum Schluß, und kein Wunder, etwas verlebt und übernächtig aussahen, hatten noch weiße Schleifen außerdem.

Es gab viele interessante Menschen zu sehen; die Zoologin und Reisende Prinzessin Therese von Bayern wurde sehr beachtet; eine klug aussehende Dame, von der man den Eindruck hat, als wäre ihr mit Phrasen und mit Süßholzgeraspe wenig gedient. Ich bewunderte, wie standhaft sie am ersten Empfangsabend unbeweglich von acht bis zehn Uhr in der großen Wandelbahn dastand, während der bayerische Geschäftsträger ihr einen Geographen nach dem andern vorstellte und sie sich mit einem jeden derselben eingehend unterhielt. Das hat unsereins doch nicht heraus. Die „Schönheit“ des Congresses war Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, sehr groß, sehr vornehm, mit wallendem, weißem Bart, ein zweiäugiger Wotan.

Nansen und der Fürst von Monaco zogen entschieden am meisten. Die Durchlaucht ist dunkel und blaß, mit einem ernsten, ja finsteren Ausdruck, ziemlich groß, mit kurzfingrigen, kleinen Händen. Es war ein Genuß, sein elegantes Französisch zu hören. Nansen kannte man ja schon aus Bildern, aber er wirkt doch überraschend. Es ist genau so, wie man ihn sich wünschen würde: Urscandinavisch, schlank und hoch wie eine Tanne. Etwas nachlässig in Haltung, gelegentlich eine etwas genial zusammengestellte Kleidung. Er ist der kühne, abgehärtete Sportsmensch und dabei der feindifferenzirte Gelehrte, eine Mischung, die mich, wie ich es Carl öfters wiederhole, besonders anspricht. Vor gänzlich ausverkauftem Haus sprach er über das mehr oder minder kalte und salzige Wasser da oben am Pol, welches wenig aufregende Thema durch endlose Projectionsbilder im Fieberkartenstil erläutert wurde.

Für uns Damen war so viel eingerichtet worden — Besichtigung der Sehenswürdigkeiten, Nachmittagsempfänge in verschiedenen großen Häusern und dergleichen —, daß wir nicht allzu vielen Vorträgen beiwohnten. Mir gefiel entschieden am besten der von Professor Chun über seine Tiefseeexpedition. Einiges war fabelhaft packend. Denke Dir, Oskar, da drunten, mehrere Tausend Meter tief, gibt es in der ewigen Finsterniß eine Thierwelt, die niemals an das Tageslicht gelangt. Seltsam phantastisch geformte Gestalten mit weit herausragenden, teleskopartigen Augen. Keine Pflanze gedeiht dort unten, aber von der Oberfläche fallen die abgestorbenen Algen langsam herunter, und von diesen Pflanzenleichen leben jene Unthiere, gedeihen, wachsen, vermehren sich in dieser lautlosen, grundlosen, dunkeln Tiefe. So war es vor Jahrtausenden, so wird es in Jahrtausenden sein.

Sehr sympathisch berührte das Auftreten einer amerikanischen Dame, welche über mexikanische Alterthümer vortrug; dann begeisterte mich der Nachweis, oder war es nur die Ansicht, daß wir Germanen aus Europa, nicht aber aus Asien stammen. Dies letztere war mir immer ein etwas unheimlicher und

unappetitlicher Gedanke gewesen. Aber über die Vorträge liest Du wohl besser in Carl's Druckschriften nach. Eine ergiebige Literatur hat er erhalten — dies bißchen Ueberfracht!

Außerdem wurde dem Congreß auch noch Allerhand geboten; das großartige Fest der Stadt Berlin (40000 Mark sollen dafür ausgesetzt worden sein), die Galaoper, das besonders gelungene Fest der Geographischen Gesellschaft. In diesem stieß eine Engländerin mich an — alle Nationalitäten waren vertreten, das machte es so besonders interessant — und wies auf eine Gruppe: Da stand der kleine, aber aristokratische, würdige Reichskanzler, vor ihm, etwas heruntergebeugt, Fritjof Nansen's Wikingergestalt. Für mein Leben gern hätte ich „geknipst", aber erstens wäre das tactlos gewesen und dann hatte ich ja die Camera nicht mit. Sehr hübsch war auch der Ausflug nach . . . Carl ruft mich und ich muß fliegen.

Eiligst Deine Helene.

V.

Oberleutnant der Reserve **von Osten**, neunundzwanzig Jahre alt.
(Gedrungene Schrift mit energischen Haken und U-Zeichen.)

Uandi Wali, 25. Mai.

Mein guter lieber Arnim!

Heute ist ja richtig Dein Geburtstag, und obgleich ich nicht ahne, wann und wie und ob jemals diese Zeilen Dich erreichen, möchte ich Dir doch herzliche Wünsche ins Landrathsamt senden.

Dein Wohl trinke ich in Chinin, alldieweil mich das Fieber wieder mal packt. Das letzte Thermometer ist glücklicher Weise hin, so kann ich nicht messen, es ist aber vermuthlich nicht schlimmer als sonst.

So liege ich denn in der Hängematte unter Palmen vor meinem Zelt und plaudre kritzelnder Weise mit Dir altem Jungen. Vor Unterbrechungen wäre ich ja ziemlich geschützt; seit drei Tagen haben wir kein menschliches Wesen auch nur von ferne erblickt, seit über vier Monaten habe ich keinen Weißen gesprochen. Dabei erscheint mir das so natürlich, erscheint mir das europäische Culturleben unwichtig und blaß, die Gegenwart jedoch intensiv real.

Auch wenn es sich nur um den Nebenfluß eines der unbedeutendsten Nebenflüsse des Congo handelt, hier bin ich doch Bahnbrecher und Pfadfinder. An und für sich interessirt mich ja ebenfalls die Arbeit, alle Vermessungen, die wissenschaftlichen Beobachtungen und Notizen. Dazu kommt dann noch das in den Kopf steigende Bewußtsein der uneingeschränkten Gewalt. Wie soll ich nur wieder mit Gleichgestellten, mit Vorgesetzten auskommen? Weißt Du, es hat was Berauschendes, sich als Halbgott, als höheres Wesen zu fühlen. Diese verzückt geschmeichelte Hingebung der Weiber, dieser aus Furcht, Vertrauen und Bewunderung gemischte Gehorsam der Männer!

Natürlich habe ich schon manche fatale Stunde durchlebt; schwierige Unterhandlungen, nicht ungefährliche Kämpfe. Aber der Verkehr mit den Leuten wird mir nicht eigentlich schwer, oft habe ich Glück mit einem Wort

oder mit dem Spannen des Hahns. Zu schneidig bin ich hoffentlich nicht geworden, habe mich hoffentlich nicht an „berühmten Mustern" gebildet. Meine zwei Diener sind mir wenigstens allerpersönlichst, eigentlich rührend ergeben, auch unglaublich gelehrig. Von den Trägern mußte ich neulich drei mit eigener Hand über den Haufen schießen, jetzt geht es leidlich und ich fühle mich sicher.

Einem dieser infamen arabischen Sclavenhändler habe ich unlängst das Handwerk gründlich gelegt. Es waren scheußliche Sachen vorgekommen, Sachen, die sich zu einem Geburtstagsbrief nicht eignen und die man glücklicher Weise vergißt. Einen fünfjährigen Knaben, dessen junge Mutter man eine Stunde vor unserm Zusammenprall mit der Karawane wegen ihrer Kränklichkeit niedergestochen hatte, habe ich mir zugelegt und Eitel Fritz getauft. Er ist äußerst spaßig und erjagt mir jetzt eben im Sonnenbadanzug Schmetterlinge für die Sammlung. Diese wirst Du gewiß mit keinem Blick würdigen, vielleicht hast Du aber doch etwas für die Felle übrig. Chetas, Jaguare — doch ich will nicht vorgreifen.

Während ich schreibe, sehe ich Dein Zimmer mit den Hirschgeweihen und Familienbildern vor mir, ich höre die Ulmen rauschen und athme den Flieder vor Deinem Fenster, wir sind ja im Mai. Dabei wird mir doch etwas unafrikanisch und uckermärkisch zu Muthe.

Auf Wiedersehen! Wann?

Empfiehl mich Deinen Eltern und Deiner Schwester, falls Fräulein Anne-Marie sich noch meiner erinnert.

Treulichst Dein Robert Osten.

(Es war sein letzter Brief.)

VI.

a)

Fabrikbesitzer **Heinrich S. Bohlmann,** zweiundvierzig Jahre, an seinen Vater, den Commerzienrath Bohlmann.

Dresden, Englische Straße 12.

Lieber Vater!

Meinem Versprechen gemäß melde ich Dir unsere gestern erfolgte glückliche Ankunft. Alles verlief ganz nach Wunsch; das reich mit Kränzen geschmückte Haus machte einen festlichen Eindruck, die Kinder waren artig, wenn auch etwas befangen, und sagten mir ein hübsches Begrüßungsgedicht auf, kurz Fräulein Helene hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben.

Ich darf mich dem erfreulichen Gefühl überlassen, daß Ella einen harmonischen Eindruck empfing. Sie war von der Reise etwas angegriffen; in München hatten wir den ganzen Glaspalast nebst Pinakothek und Glyptothek pflichtmäßig besehen, was allerdings nach den mannigfachen Touren um Cortina und Schluderbach sich etwas ermüdend gestaltete. Aber diese leichte Ermattung wird sich ja bald geben, und sie ist heute schon durchaus heiter.

Ich widme mich nach allen diesen Unterbrechungen freudig der Arbeit, habe einige sehr erfreuliche Contracte in Sicht, über welche ich Dir nächstens ausführlich zu berichten haben werde.

Dies schreibe ich vom Bureau, im dankbaren Bewußtsein, daß nach dieser traurigen Intermezzozeit mich daheim wieder eine liebende Gattin und eine behagliche Häuslichkeit erwarten.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich Dein treuer und gehorsamer Sohn

Heinrich S. Bohlmann.

b)

Charlotte Walther, fünfzig Jahre, an Mathilde Lobel.

Dresden, Englische Straße 12.

Also schnell, liebe Mathilde, ein paar Worte über gestern. Zu allererst: im Großen und Ganzen hat sie mir gefallen. Nicht gerade hübsch, dazu ist sie mir zu dünn und zerbrechlich, aber gut sieht sie dennoch aus. In Leipzig soll sie mit ihrer Mutter in drei Zimmern mit Zubehör gewohnt haben, also machte ihr diese Villa mit den Teppichbeeten und dem Flur mit der Holztäfelei und der Donauweibchen-Hängelampe, mit der Aufzug-Anrichte und dem Gasbadeofen anscheinend einen sehr großen Eindruck. Das ist auch kein Wunder, ich finde unser Haus entschieden das herrschaftlichste von der ganzen Straße, nicht so protzig wie das Löwe'sche, aber gemüthlicher und auch solider als das Haus vom Malerprofessor mit den Bildern draußen an der Wand und den nackten Statuen rings herum.

Ich hoffe also, es wird mit ihr gehen, auf jeden Fall danke ich Gott täglich, daß diese Fräulein Helene mit ihrem Gethue aus dem Haus ist. Heute morgen in der Speisekammer kam ich gut mit ihr aus, sie scheint ziemliche Angst vor den Kindern zu haben, war aber, wie Luise meint, ganz nett zu ihnen. Ich glaube, sie gibt sich redliche Mühe, uns Allen zu gefallen. Das muß sie ja auch, denn Manche hätten unsern Herrn gern gemocht. Fräulein Hildegard von gegenüber ist auf vierzehn Tage verreist!

Nun leben Sie recht wohl, es wäre doch sehr nett, wenn Sie wieder eine Stelle in Dresden nehmen. Ich gebe viel auf einen gemüthlichen Umgang mit feinen Menschen. Ihre Charlotte Walther.

c)

Nicki Bohlmann, elf Jahre.

Liebes Tantchen Helene!

Es thut mir sehr leid, daß Du nicht mehr hier bist, aber es ist auch recht nett, die neue Mama zu haben. Ich glaube, daß ich sie so gern haben werde wie die frühere, Isa meint, noch lieber, weil sie mit uns Abends singt und uns zu radeln erlauben will. Sie freut sich sehr, uns als Kinder zu haben.

Du wirst froh sein, daß wir nicht stecken blieben, und Papa und Mama fanden die Gedichte sehr schön. Papa sagte: „Also Fräulein Helene kann auch dichten!" Nun ist mein Brief aus.

Deine Dich liebende Nicki.

d)

Ella Bohlmann, zwanzig Jahre, an ihre Mutter, die verwittwete Frau Hauptmann Elmentag.

Ach Geliebteste, was sehne ich mich nach Dir, es kommt mir unfaßlich vor, daß ich jemals Dich freiwillig verließ. Du littest ebenso unter dieser ersten Trennung als ich, aber unter Thränen lächeltest Du dankbar, weil ich einem ruhigen Glück entgegen ginge.

Ich bin ja auch glücklich, Heinrich ist wirklich so gut und gütig. Nur ist Alles so ungewohnt, Alles so unsäglich fremd. Krasse Aufregung, nüchterne Alltäglichkeit, kalte Isolirung, beängstigende Freundlichkeit folgen rasch auf einander. Noch bin ich wie in der Brautzeit Hauptperson, noch werde ich überall gefeiert und mit Interesse betrachtet, aber wer kümmert sich wirklich um mich, wer merkt es mir an, daß jede Faser bis zum Zerreißen sich spannt, ob ich mich unter Liebenswürdigkeiten innerlich winde, ob das Wort, das über die Lippen sollte und es nicht vermag, mich erstickt.

Du sahst in den letzten Grund meiner Seele hinein, Du empfandest jede Regung derselben, Du wußtest das Beglückende zu steigern und mildertest das Schwere. Ich bin eben so maßlos verwöhnt; und weil ich so reich war, bin ich heute verarmt.

Ach, geliebteste Mutter, den gestrigen Tag werde ich lange nicht überwinden.

Das Haus war verschwenderisch mit Blumen geschmückt, rothe Rosen bekränzten die Schwelle, über welche man den Sarg mit der armen jungen Frau, mit dem todten Kind an der Seite, vor gerade zwei Jahren herübertrug. Wie Leichen- und Carbolgeruch schlug es mir durch all' den Rosenduft entgegen. Und Heinrich strahlte stolz und die Kinder waren freudig erregt und die Dienstboten neugierig und devot, und an die Todte dachte kein Mensch. Nur ich, ich sah die geschlossenen Augen, und sie schienen sich zu öffnen und mich in schmerzlicher Ueberraschung anzusehen. Alles, was ihr werth und lieb gewesen, eignete ich mir ja auch an.

Und die Kinder! Mit welcher Hingebung hatte ich ihrer und der mich erwartenden ernsten und schönen Pflichten gedacht, aber in diesem ersten Augenblicke empfand ich sie nur als recht alltägliche, nicht sehr wohlerzogene, mir gänzlich, gänzlich fremde Geschöpfe.

Ich versuchte dies Alles nieder zu kämpfen, versuchte meine ersten Gefühle herauf zu beschwören, aber es gelang mir nicht; ich küßte sie, aber nur mit den Lippen. Ich hoffe und glaube, daß sie es nicht merkten.

Es muß auch bald anders werden, ich muß und will sie lieben.

Dann, noch im Flur, kam ein schrecklicher Moment; verlegen kichernd sagten die drei Aeltesten einige Verse auf. Alles wurde darin preisgegeben: die verstorbene Mutter, die neue, die ihre Stelle jetzt einnimmt, der Segen, den sie um sich verbreiten wird, die Liebe, die man ihr freudig entgegen bringt. Alles in den süßlichsten Phrasen und doch Alles wahr, und vor all' diesen Menschen! Sie standen herum, Heinrich, die Kinder, die Leute, und sie sahen mich an.

Endlich kam die Nacht; glücklicher Weise schlief Heinrich bald ein, und dann weinte ich mich aus. Hast Du erfahren, was es heißt, weinen zu müssen, so daß es der Andere nicht merkt?

Liebste, liebste Mutter, es ist gewiß besser, daß ich Dich vorläufig noch nicht sehe. Ich könnte Dich nicht zum zweiten Mal verlassen. Und doch geht es mir ja gut, und Alles wird sich noch besser gestalten.

Inniglich küßt Dir die süße Hand

Deine Ella.

Mehr als je fühl' ich mich jetzt, in dieser Trennung, als Dein Kind, als Dir nah.

VII.

Geheimer Regierungsrath **Wredius**, einundfünfzig Jahre, an seine Schwiegermutter.

Meine liebe Mutter!

Hedwig hat sich endlich zu Ruhe begeben; seit zwei und ein halb Wochen war sie kaum aus den Kleidern gekommen. So will ich Dir denn über diese letzten schweren Tage berichten. Die Wohnung ist wie ausgestorben, all' die Angst und Aufregung, all' die Sorge und Spannung sind gewichen, es bleibt nur die tiefe Trauer, die Trauer, welche uns immer verbleiben wird. Noch eine kurze Zeit verbleibt uns auch noch diese liebliche, weiße Gestalt, die, von den ersten Schneeglöckchen umgeben, so still in ihrem Bettchen ruht.

Hedwig hat Alles, was an die Krankheit erinnert, weggestellt, jetzt ist es wieder ihr eigenes Zimmer mit all' den Photographieen, Geschenkbüchern, Reiseerinnerungen, Blumentöpfen und hübschen Sachen. Von diesem jungen Mädchenreich nimmt sie lächelnd nun Abschied.

Hedwig und mir war es diese Zeit über schwer geworden, zu sehen, wie gern sie von uns ging. Jetzt rührt es uns nur, jetzt verstehen wir das süße und doch geheimnißvolle Lächeln auf ihrem todten Gesicht. Aber es schien uns so unnatürlich, daß sie an der Schwelle des schönen Lebens keinen einzigen Blick rückwärts wandte; wir hatten ihr doch eine so heitere Kindheit, eine so besonnte Jugend bereitet, sie war in der Elternliebe so warm gebettet und ging doch freudig in das unbekannte Dunkle hinaus.

Unsere Thränen haben sie geschmerzt, sie bat uns: „Weint doch nicht um mich, wir sehen uns ja wieder, und dann erscheint uns die Trennung wie ein Tag. Ich gehe ja zum Vater, und im Himmel ist es doch schöner als auf Erden." Oft sprach sie über ihre Einsegnungszeit: „Als ich vorige Ostern am Altar kniete, glaubte ich nicht, daß so bald das Größte und Herrlichste an mir erfüllt werden würde. Der Heiland braucht mich schon jetzt, hat alle Sünden mir vergeben. Nicht wahr, ihr vergebt sie mir auch?" Dann konnte sie nicht weiter und küßte uns unter heißen Thränen, und wir mußten sie beruhigen und ihr das weitere Sprechen untersagen. Das war am Dienstag. Seitdem wurde sie matter, alle Kräfte nahmen ab, und sie sprach nur noch

wenig. Nur noch ein so lieblicher Dank für jede empfangene Hülfeleistung. Gestern Abend phantasirte sie und sagte verschiedene Psalm- und Choralverse her, auch einige der Seligpreisungen. Wir wollen auf ein weißes Marmorkreuz die Worte setzen: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Und heute, in der ersten Vorfrühlingshelligkeit, wurde sie von uns genommen. Sie war halb bewußtlos und warf den Kopf unruhig umher. Dann wurde sie still und schlug die Augen auf und sah groß und klar vor sich hin, dann lächelte sie, seufzte noch einige Male, und dann war es zu Ende, und Hedwig fand Kraft, ihr die lieben Augen zu schließen.

Ich wollte noch mehr schreiben, aber ich kann nicht. Morgen Nachmittag verläßt sie das Elternhaus, übergeben wir sie der kalten Erde. Du wirst unser fürbittend gedenken.

Dein tieftrauriger Sohn Ernst.

VIII.

a)

Frau **Asta Stein**, achtundzwanzig Jahre, an Frau Hermine Mannfels, sechsundfünfzig Jahre.

(Hellgraue Briefbogen mit discretem silbernen Namenszug links, Wohnungsangabe rechts. Fast unmerklich parfumirt. Mittelgroße, ziemlich runde, abgeschlossene Handschrift, jedoch mit etwas erregtem Nachdruck.)

Berlin,
Victoriastraße 62.

Liebste Tante Hermine!

Ich habe keine Mutter, und so schreibe ich Dir heute, auch was sich viel leichter mündlich erzählen ließe.

Als ich im September in Karlsbad von Dir Abschied nahm, frugst Du: „Und Du bist doch glücklich!" und aus vollem Herzen antwortete ich: „Ach gewiß, gewiß." Ich war es auch. Die leidenschaftliche Anfangserregung hatte sich ja lange gegeben, was aber zurück blieb, war persönlich und warm und echt und schön. Vor vier Tagen erhalte ich einen anonymen Brief. Ich will Dir die Einzelheiten ersparen, sie sind schmutzig. Ich erfuhr daraus Albert's Beziehungen zu einem Wesen, welches er damals im September in Karlsbad kennen gelernt hatte, mit dem er seither in einer prächtig eingerichteten Wohnung verkehrt. Jetzt, da ich mir diese vergangenen Monate vergegenwärtige, erkenne ich, daß eine gewisse Aenderung in ihm vorging; er hat sich weniger um mich bekümmert, erzählte mir weniger von seinem Leben in der Stadt, aus der Börse, war öfters zerstreut, war etwas weniger verliebt. Ich wußte, daß seine Geschäfte ihn augenblicklich lebhaft in Anspruch nahmen, hegte nicht den allergeringsten Argwohn. Wie zärtlich konnte er auch sein — trotz alledem. Tante Hermine, ist so etwas möglich? Du kannst Dir nicht denken, wie er geheuchelt hat, wie blind ich ihm glaubte.

Der Brief gelangte zwei Tage nach seiner Abreise in meine Hände (übrigens habe ich die Angaben sorgfältig geprüft, leider stimmt Alles). Erst in einer Woche kehrt er zurück, bis dahin muß ich zur Klarheit gelangen. Bis jetzt scheint mir Alles verworren, so intensiv ich auch Tag und Nacht darüber grüble.

Sieh, Du hast ja so viel Menschenerfahrung, sage mir, ob ich mich täusche; mir kommt es vor, als hätte ich nur zwischen wenigen Möglichkeiten zu wählen.

Erstens: Bei seiner Rückkehr halte ich ihm die Thatsachen vor, ich könnte weinen, könnte alle kleinen Koketterien aufspielen lassen, er würde mich küssen, mich trösten, mir Besserung — Alles, was ich verlange — versprechen; darauf Rührung, Versöhnung.

Und dann? Wenn sein Fehler meinerseits so leicht vergeben und vergessen wird, warum sollte er denselben schwer nehmen? Es wäre die erste einer langen Reihe demüthigender, verletzender Episoden. Nein, diese Handlungsweise scheint mir kleinlich und vollkommen unzulänglich.

Zweitens: Ich erkläre ihm ernst, aber bestimmt, daß er es mir nicht verdenken könne, wenn ich von nun an nur noch äußerlich, der Form nach, mit ihm verkehre und jede innere Gemeinschaft aufhebe ... Du brauchst Dich nicht zu erschrecken, ich erkenne ja selbst, wie unweigerlich ihn dieses „ihr“ zuführen würde, ich sehe ja ein, daß, wenn ihm sein Haus und Heim verleidet, er (mit Recht oder mit Unrecht, lasse ich dahin gestellt) sich von nun an für den Beleidigten halten würde.

Drittens: Ich sage kein Wort, lasse mir gar nichts merken, bin wie immer die zärtliche, ja die verliebte Gattin, und Alles geht glatt und gut wie bisher. Das klingt ja praktisch und vernünftig, ich kann auch nicht leugnen, es liegt mir am nächsten. Ich könnte es auch durchführen, ich bin ihm ja noch heute von Herzen gut. Aber wenn er es jemals erfährt, und wer verbürgt mir das Gegentheil, daß ich die ganze Zeit über schauspielerte, daß es mir möglich wurde, auch nicht die geringste zurückhaltende, mißbilligende Entrüstung zu zeigen, daß ich schlankweg darauf einging, mich mit — einer Solchen in seinen Besitz zu theilen! Wie gesagt, ich vermag die Rolle zu spielen, aber von dem Augenblick an, in welchem er sie durchschaut, wäre ich in meinen eigenen Augen auf immer gebrandmarkt und erniedrigt. Vielleicht ist dies nicht logisch, aber so und nicht anders empfinde ich.

Schließlich ... aber einen weiteren Ausweg finde ich überhaupt nicht; ich habe diese wenigen Möglichkeiten in meinem Gehirn ausgetiftelt und ausgesponnen, annehmbar erscheint mir keine, ich bin tief, tief unglücklich und sehe sorgenvoll in die Zukunft.

Noch vor vier Tagen war mein Leben sonnig und klar.

Ach, liebste Tante Hermine, rathe Deinem Pathenkind

Asta.

b)

Geliebtes Kind!

Du bist jung und anziehend, Du bist vernünftig und gut. Für derlei Schwierigkeiten gibt es keine Recepte, freundschaftlicher Rath ist meistens verkehrt, aber mit Tact wirst Du zweifellos siegen.

Herzlich gedenkt Deiner Hermine M.

IX.

Paul Stehnicke, fünfundfünfzig Jahre alt, an den Grünkramhändler Jansen.
(Kritzlige, unregelmäßige Schrift, größere, dünne, liniirte Bogen.)

Lieber Jansen! Berlin.

Sie werden in der Zeitung gelesen haben, was passirt ist, und so will ich es Sie ausführlich beschreiben. Ich habe es allerdings schon furchtbar oft erzählt.

Ich hätte niemals geglaubt, daß so etwas in unserer ruhigen Froben-Straße menschenmöglich war, es kommen auch noch immer Leute und wollen sich das Haus besehen aber rein dürfen sie nicht das lasse ich nicht zu und draußen nicht der Schutzmann.

So was besonders hatte ich ihm jarnich angemerkt etwas gnatzig und verärgert sah er ja aus aber wenn ich ihn auf den Hausflur traf hatte er doch immer ein nettes Wort er war doch immer ein nobler freundlicher Herr. Aber eben mit die Frau, na über die Pflanze waren wir uns ja stets einig auch wol alle im Haus.

Sie ist niedlicher wie je, nur etwas zu mager für meinen Geschmack um die Hüften. Mit dem Vetter war es aus dafür aber einen Husarenleutnant aus Ostpreußen und ein ältlicher Herr aus der Thiergartenstraße mit einem pikfeinen Selbstfahrer und zwei grau besprenkelten Pferden.

Und am Dienstag Abend treffe ich ihn auf die Treppe und ich sage ach bitte Herr Dr. wie ist es nu mit dem Abonnmang auf die kaputen elektrischen Klingeln und er sagt etwas hastig aber doch ganz gut ach Stehnicke lassen Sie das einstweilen ich hab heute keine Zeit sagt er. Und das war sein letztes Wort. Und Nachts schlaf ich besonders fest warum denn ich war etwas verkältet und meine Alte hatte mir Kräuterthee gekocht und auf ein Mal wach ich auf und denke Nanu is das ein Gewitter oder eine Revolution. Und meine Alte glaubt die eine Thür auf der Beletage wäre so schrecklich zugeklappt aber auch ihr klang es schlimm und sie sagt Stehnicke steh lieber auf und sieh zu. Und so zieh ich mir den Paltoh an und geh in den Flur. Aber es ist allens dunkel und in schönster Ordnung. Und am nächsten Morgen um 7 steh ich mit die Schippe grade am Müllkasten und da kommt das Semmelmädchen schlohweiß angelaufen und sie schreit ganz ohne Athem Herr Stehnicke oben bei Doctor Lessen kommt Blut aus der Thür. Na meine Knie waren zum Umkippen aber ich komme doch glücklich herauf und da hält sich die Lessensche Auguste an die Balestrahde und weint und schreit und sagt wie ich zu den Semmeln aufmachen gehe ist es vor dem Arbeitszimmer von

Herrn Dr. glitscherich und naß und ich faß hin und da ist es Blut und das sickert nur so unter die Thüre heraus und ich geh nicht wieder rein und wenn Sie mir tausend Thaler geben ich geh nicht wieder rein. Also ich hole mir Ihren Nachfolger den Schmidt und wir gehen rein. Und da ist richtig all das Blut. Und wir versuchen die Thür aufzumachen aber sie is von innen zu und Schmidt stemmt sich mit aller Macht gegen er ist doch sehr dick und stand bei die Kührassiers und da berstet sie ein. Und da sehn wir in die Stube da liegt sie halb vom Sofa runtergerutscht mit blutiger Talge und scheint tot und er ist flach auf dem Boden mit dem Gesicht nach unten aber er hatte ins Gesicht gefeuert und der ganze Kopf sah fürchterlich aus und sein Blut war überall rum. Also ich kann nich mehr stehn und hol mir nen Stuhl und setz mich dicht ran und möchte nicht reinsehn aber das geht auch nicht, wärend Schmidt zur Polizeiwache lauft. Und da kamen sie allesamt an und Komisare und Leutnants und dann die von den Zeitungs und der Lokalanzeiger wollte partu fotografiren. Es war eine schreckliche Wirthschaft.

Nun ist alles versigelt und die Frau im Elisabethkrankenhaus und sie kommt durch und der gute Herr Dr. ist tot.

Nun habe ich Ihnen glaube ich allens geschrieben meine Frau grüßt ihre und Selma und Eveline bestens mit vielen Grüßen verbleibe ich

Ihr Paul Stehnicke Pförtner (so heiße ich jetzt seit der neue Wirth. Portier soll nich mehr sein. Was neues müssen die Leute sich immer ausdenken).

X.

a)

Kuno Baudler, fünfundzwanzig Jahre, an seinen Freund.

Esne
an Bord der „Sultana"
5. Januar.

Lieber Hans!

So häufig werden meine Nilbriefe doch wohl nicht ausfallen, seit dem 10. December schwimmen wir unentwegt auf unserer Dahabie, und noch immer „kam ich nicht" dazu.

Es ist eine überaus angeregte Monotonie, ein den ganzen Menschen packendes und beschäftigendes Nichtsthun. Selbst gemalt habe ich meistens nur „innerlich". Einige wenige Skizzen kann ich aufweisen, geplant aber ist vieles. Mein Gewissen ist auch vollkommen beruhigt, jetzt lerne ich Menschheit und Landschaft auswendig, in den nächsten Monaten will ich sie malen.

Das Leben hier ist so eigenartig schön, daß ich mich frage, wie ich den Uebergang zur Alltäglichkeit späterhin finden werde. Alles Aeußerliche macht sich von selbst, man reist und bleibt doch zu Haus. In meiner kleinen Kajüte wach' ich auf, einige der geflochtenen flachen Korbteller (genau dieselben wurden in den Gräbern gefunden) hängen an den weiß lackirten hölzernen Wänden, auch eine Kalckreuth'sche, eine Félicien Rops'sche und eine Whistler'sche

Radirung. Ich schiebe meinen kleinen, gelben Vorhang bei Seite und starre aus dem Fenster, bis Mamut das heiße Wasser gebracht hat, auch wohl noch länger. Die Ufer ziehen vorbei und vorbei ein langer, feierlicher Fries von Palmen, von Hirten und Herden, von wassertragenden Frauen in ihren dunkeln Schleiern und Gewändern. Zum Kaffee erscheint nur Gräfin Rita Lescitzka. Sie ist ein sonderbarer Typ; weder in Mannheim noch in Karlsruhe kam so etwas vor. Man würde sie auf vierundzwanzig taxiren, nach einigen Aeußerungen, die sie freimüthig fallen ließ, ist sie aber bereits siebenundzwanzig. Sie ist nicht hübsch, aber ihre Figur ist vollendet geschmeidig, mit feinen Knochen, und wenn sie Farbe bekommt und spricht, kann man die Augen nicht von ihr wenden. Und raffinirt, im Anzug, im Geschmack! Da lernt man nicht so bald aus! Im Allgemeinen ist sie liebenswürdig und immer höflich, aber wenn sie ihre Launen — oder ihre Nerven — hat, huscht die Jungfer blaß und abgehetzt vorbei, die Tante ist verstört und ich verkrieche mich in den entferntesten Winkel des Schiffes. Dies kommt aber nicht allzu oft vor. Sie ist gescheidt und gewandt, gar nicht gebildet, namenlos oberflächlich, liest wenig, hört aber zu und paßt auf.

Weshalb sie noch nicht geheirathet hat, ist mir verschleiert, der eheloſe Stand ist gewiß nicht nach ihrem Geschmack, das gibt sie auch ziemlich unverblümt zu. Allerdings ist sie ganz ohne Vermögen, ihre verwittwete Mutter verzehrt das Gnadenbrot auf dem Gut irgend eines Vetters, zusammen mit einer häßlichen, aber unerhört vortrefflichen, jüngeren Schwester. Aber in ihren Kreisen müßte es doch reiche Jünglinge geben. Sie ist anziehend, sie ist gefallsüchtig (glücklicher Weise! das wäre sonst bei diesem langen Zusammensein allzu kränkend). Dabei von einer kleidsamen weiblichen Unnahbarkeit; ich bin überzeugt, daß noch Niemand ihre Lippen berührt hat!

Also mit der Gräfin Rita wird gefrühstückt und dann macht man Pläne für den Tag. Der Theorie nach weht ein unverdrossener Nordwind die Dahabie nach Nubien, und der Strom treibt sie auf der Rückkehr nach Kairo herunter. In der Praxis ist es oft anders und bei Windstillen oder widrigen Winden schleppt die Mannschaft (zwölf famos gebaute Nubier) uns am Tau. Dieses Tempo ist naturgemäß recht gediegen, und inzwischen geht man am Ufer spazieren, macht Ausflüge landeinwärts. So schlenderten wir gestern durch Durapflanzungen nach dem unter Palmen sich erstreckenden Dorf. Auf dem Dach eines der Lehmhütten saß ein junges Mädchen, bunte Ketten und dicke, silberne Reifen um den schön geformten Hals. Sie hatte lachende, schwarze Augen und niedliche Grübchen, dabei auf das Ausgesprochenste jenes strenge Profil der altägyptischen Sculptur. Vor einer anderen Hütte lag fast regungslos ein altersschwacher Greis, von einem braunen, faltigen Mantel nur theilweise bedeckt. Sein langer Bart hing in verwirrten weißen Strähnen herab, alle Linien waren rassig und streng wie ein Mantegna'scher Stich. Dann kam eine Gruppe beladener Kameele mit schwatzenden Treibern in ihren flatternden, hellblauen oder weißen Kitteln vorüber. Dann weiterhin, mitten im Feld, ein junger Hirte mit der Schleuder, ganz vorweltlich, biblisch und schlicht. Mit ihm eine kleine Hirtin, ihr fadenscheiniges dunkles Hemdchen schmiegte sich an die schlanken Glieder.

Heute besuchten wir den Tempel von Esne. Von außen hat der Sand ihn fast verweht, jämmerlich angebaute Lehmhütten verdecken die äußeren Wände, und fast unvorbereitet tritt man in den herrlichen Hof. Grandiose Säulenreihen mit Lotuscapitälen, tiefes Dunkel und blendendes Licht, streng stilisirte Pharaonen und Götter. Hier liegt eine umgestürzte Statue, ein schönes kaltes Herrscherprofil, stolz trägt das Haupt die Krone von Ober- und Unterägypten und zwei halbnackte, schmutzige Kinder wälzten sich über den Stein. Ich saß und zeichnete, Backfisch verlangende Menschen sammelten sich an, die Hunde kläfften sich heiser. Schließlich langweilte alle mein eintöniger Anblick, und ich blieb mit den Säulen und Symbolen und verlassenen Altären allein. Ganz weltentrückt, bis Manmut erschien um mich zum zweiten Frühstück zu rufen.

Bei dieser Gelegenheit wird dann die Fürstin begrüßt, man erkundigt sich eingehend und theilnahmsvoll nach ihrer überaus complicirten Gesundheit. Da das Wetter hier gleichmäßig gut ist, dieser Nothanker Einem also entgeht, sind ihre verworrenen inneren Zustände dankbar zu begrüßen. Im Grunde scheint es ihr auch eigentlich recht erfreulich zu gehen, mich und meine Verbrennung überlebt sie entschieden.

Wir kommen vorzüglich mit einander fort. Sie ist gutmüthig, etwas apathisch, aber wenn sie sich aufrafft, ganz interessant. Meine malerische Thätigkeit hatte sie sich wahrscheinlich anders geträumt —, so etwa drei Bildchen täglich, nach den von ihrem Kennerblicke ausgesuchten Motiven. Aber sie hat sich liebenswürdig in die Enttäuschung gefunden. Abends und Nachts auf dem Verdecke führen wir lange Gespräche über alles Erdenkliche. Sie raucht Cigarren, ich Cigarretten, der Sonnenuntergang . . . über die Sonnenuntergänge hier kann man nicht sprechen! Also diese blendende, aufregende, beruhigende, Einem das Herz zerschnürende Pracht spielt allabendlich eine neue, gewaltige Symphonie. Und Nachts strahlen die Sterne hervor aus dem dunkeln, schweigsamen Nil, und im Mondschein erkennt man jeden verblaßten Ton der alten persischen Teppiche unserer Divane.

Ach, es ist überirdisch schön!

Stets mein lieber, guter Hans Dein

Bruno Baudler.

b)

Gräfin Rita Lescitzka, einunddreißig Jahre, an ihre Cousine.

Liebste Thesi!

Vielen Dank für Deinen höchst willkommenen Brief aus Wien. Du kannst Dir denken, wie extatisch man hier Nachrichten aus der civilisirten Welt begrüßt.

Im Ganzen bin ich aber wirklich nicht unbefriedigt. In Kairo war sehr viel los, bessere Gesellschaft und vor Allem mehr Herren als an der Riviera. Endlich kam man wieder zum ordentlichen Tanzen; dann ritt ich mit einigen englischen Officieren der Garnison, es wurde viel getennißt und viel gegolft, kurz: dort hatte ich es sogar hervorragend gut.

Hier könnte es ja auch begeisternd sein, wenn man sich mit einer wirklich netten Gesellschaft, von etwa zwanzig Personen, zur Nilfahrt auf einem Dampfer verabredete, oder wenn ausgesuchte sechs bis acht Menschen sich so eine Dahabie mietheten. Das wäre einfach ein Traum. Denn wirklich, obgleich Du mich so bedauerst, obgleich es ja eigentlich so auf die Dauer mit einer Tante und einem kleinen Maler tödlich ist, geht es doch an. Manchmal treffen wir mit anderen Dahabieen zusammen, machen Ausflüge und laden uns ein. Und wirklich hat dies Leben, auch wenn Niemand anders da ist, einen Reiz: Du wirst lachen, aber manchmal wird mir ganz poetisch zu Muthe, überall gibt es Illustrationen zu den alten Geschichten aus der Kinder- und Schulstubenzeit. Alles ist fremdartig und doch wieder vertraut. Die netzziehenden Fischer, der Sheik-Patriarch in seinem Zelt, die Blinden, welche man von weither dem wunderthuenden Arzt zuführt, der Märchenerzähler, die tanzenden Männer Nachts in einer Höhle bei brennendem Feuer. Dann bewundere ich die Landschaft mehr und mehr, vielleicht durch den Einfluß des kleinen Baudler.

So ein Mensch ist ganz anziehend naiv; kennst Du eigentlich die Classe? Vielleicht von einem Musiklehrer oder dergleichen her? Aber wir haben Glück mit diesem; er ist wirklich, im Großen und Ganzen manierlich und nett, ein durchaus gutes Wurm und gar nicht dumm.

Um Tante Sophie Klotilde's Zustand ausführlich zu schildern, fehlt mir heute die Zeit und die geistige Spannkraft. Eigentlich geht es ihr vortrefflich, und in unvorsichtigen Augenblicken gibt sie eine Besserung sogar zu. Was thäte sie aber ohne diesen Inhalt des Lebens; seit dem Tode des Seligen waren diese merkwürdigen Leiden ihr Stütze und Stab. Aber im Grunde ist sie ein liebes altes Geschöpf und trotz ihres zeitweiligen Eigensinns habe ich sie *wirklich* recht gern.

Wie furchtbar nett müssen die Quadrillenproben sein und wie entzückend klingt Dein Kleid. Bitte schicke mir umgehend eine Photographie. Du könntest Dich ganz gut vorher aufnehmen lassen, nur mußt Du dem Menschen einschärfen, keine Abzüge „zufällig" in den Vorzimmern herumliegen zu lassen. Was werde ich Deiner am 8. Febr. gedenken! Dabei wird mir doch etwas eng ums Herz.

Es umarmt Dich zärtlich Deine Rita.

c)

Fürstin Sophie Klotilde Ermeland, achtundfünfzig Jahre, an ihre Schwägerin.

NB. Nachdem mein Brief schon geschlossen ist, fällt mir ein, daß ich nur Deine Fragen wegen meiner Gesundheit beantwortet habe und daß Du doch noch Anderes erfahren möchtest.

Das Leben gefällt mir entschieden. Man hat sein behagliches Heim, Alles macht sich von selbst, nie Hast, nie Gedränge, kein Zugverpassen, keine Rechnungen, nur einen Check an Cook und Söhne. Ich fange an, mich für die Tempel und Dynastien zu interessiren, komme auch seit Jahren wieder zum Lesen; in Europa fehlt Einem leider immer die Zeit. Außerdem interessirt

mich die Bevölkerung; meistens sind die Eingeborenen schmutzig und häßlich, aber ich lasse mir gern über die Lebensweise und über die Gewohnheiten erzählen und gehe oft in den Dörfern umher.

Wir hausen ganz einträchtiglich zusammen. Der kleine Maler gefällt mir durchaus als Mensch; er ist wirklich recht möglich und nicht ohne Bildung. Was aber seine Kunst anbetrifft, habe ich einen entschiedenen Mißgriff begangen. Ich brauchte — jetzt wird es mir klar — einen Pianisten, der gut photographiren und auch entwickeln könnte. Die Musik entbehre ich und so ein Maler (obgleich dieser wirklich recht begabt ist) geht gar nicht auf meine Intentionen ein; auch läßt er sich in der bedauernswerthesten Weise die schönsten Motive entgehen. Ich sage schon gar nichts mehr, — er hört eben auf keinen, noch so erfahrenen Rath.

Uebrigens brauchst Du Dir wirklich keine Sorgen um ihn und Rita zu machen. Dazu ist sie doch weitaus zu praktisch veranlagt! Um ihretwillen freut es mich besonders, daß ich ihn mitnahm; ohne irgend ein männliches Wesen hätte sie es so lange nicht aushalten können. Jetzt trägt sie in sinnreicher Abwechselung ihre vielfachen Kleider, und Abends zu Tisch erscheint sie im ägyptischen Costüm, über welches er in Entzückung geräth.

Ja, liebe Adele, sie ist doch eine rechte Sorge, und es ist höchste Zeit, sie unterzubringen. Zwei aufgelöste Verlobungen sind eben allzu ungünstig. Vor uns — aber in Nubien holen wir ihn ein — ist ein Chicagoer Millionär, ein kinderloser, noch jugendlicher Wittwer. Es wäre ja ein furchtbarer Entschluß, aber man fängt neuerdings an auch die Männer von dort drüben zu heirathen, — natürlich, wenn es sich um die ganz großen, ganz sicheren Vermögen handelt. Mir wäre es ja namenlos schwer den Accent, und was so drum und dran hängt, zu verschlucken; anstandshalber dürfte ich mich dann auch zwei Jahre mindestens nicht über Yankees offenherzig aussprechen. Aber wenn sie dadurch endgültig versorgt wäre! Und die Männer sollen fabelhaft moralisch sein, das ist immerhin etwas — und dann diese Mittel!

Schreibe mir, bitte, ausführlich über Dein Ergehen, auch wie die Adenoiden-Operation (welches anscheinend jedes wohlerzogene Kind heutzutage durchmachen muß) bei meinem lieben kleinen Egon verlief.

Deine S. E.

d)

Minna Pietschkow, dreiunddreißig Jahre, an ihre Schwester.

Liebe Elise! Sultana. Esneh. Nil.

Du wolltest einen Brief und keine Ansichtskarte von mir haben, also setz' ich mich hin. Zuerst kam es mir sehr spanisch hier vor, so auf einem Schiff zu leben, und diese kleinen Räume, da man doch an große gewohnt ist. Und immer was Anderes um sich zu sehen, was immer wieder dasselbe bleibt. Es gibt hier nämlich zu sehen: 1. Palmen. 2. Nil, mit sehr mäßigem Wasser, meist dünnliche Erbssuppe. 3. Jeden Abend einen gelbrothen Sonnenuntergang, der sehr schön ist, den man aber nach vierzehn Tagen über bekommt. 4. Menschen, die mehr oder minder bräunlich sind, also keine ganz eigentlichen Menschen. 5. Dörfer mit elenden Lehmkathen für die Leute und eine große

Art Thürme für die Tauben. 6. Greuliche Hunde, vor denen ich mich fürchte. Dann ab und zu auch noch Tempel, aber die ähneln sich auch.

Umgang ist schrecklich wenig. Erst glaubte ich, mit dem kaffeebraunen Dragoman, der mit mir und dem Krischan ißt, würde es gar nicht gehen. Aber für einen Heiden und Kaffern, was doch diese Araber schließlich sind, ist er gar nicht schlimm, denn er ist bei sehr guten Herrschaften gewesen; im vorigen Winter nahm er die Erbprinzen von Sachsen-Ysenburg den Nil herauf. Also weiß er doch schon etwas von unsereinem.

Ich habe mehr zu thun, als ich dachte; für zwei Damen zu sorgen, ist gar nicht mein Genre. Die Gräfin Rita ist schrecklich 2c. Zu den drei Mahlzeiten muß ein frisches Taschentuch herausgelegt werden; sind sie noch ungebraucht, aber auch nur im Geringsten verknutscht, muß ich sie plätten, so auch täglich ihr Nachthemd und selbstverständlich alle ihre Blousen (35 Stück, 15 seidene, 2 Flanell, 18 zum Waschen). Dabei wird ihr Alles von Onkeln und Tanten geschenkt; nicht einmal die Strümpfe könnte sie sich anschaffen. Aber das sind so die Rechten. Dann diese Geschichte mit dem Bad. Sie behauptete, das Nilwasser wäre zu hart, und alles mögliche Zeug muß herein, Mandelkleie, Toiletteneſſig, immer was Neues. Dann je nach der Temperatur oder ihrer Stimmung sehr heißes Wasser oder sehr kaltes, oder laues oder was dazwischen. Dann gehört sie zu Denen, die sich von ihren Jungfern abreiben lassen. Nein, ehe ich das thäte! Dazu wäre ich viel zu anständig und gebildet. Aber sie hat ja auch einen halbpolnischen Namen.

Sonst ist sie mir im Allgemeinen sympathisch; nachdem ich acht Jahre lang nur die schwarzseidenen Fähnchen der Fürstin in Händen gehabt habe, genieße ich es, mal mit wirklich hübschen Sachen umzugehen.

Wir haben auch einen Maler an Bord; zu Hause hätten meine Damen ihn kaum angesehen, hier sind sie furchtbar aimabel zu ihm, ich bin oft ganz erstaunt. Er ist entschieden nett, auch recht zuvorkommend; neulich machte er eine Skizze von mir, aber Gräfin Rita durfte es nicht merken.

Der Fürstin ihr Nierenleiden, von dem noch immer kein Mensch was ahnen darf, ist etwas schlimmer geworden. In Kairo war der Arzt ziemlich besorgt und Krischan überhörte, daß er auf ihre dringende Frage antwortete, mit großer Sorgfalt könnte sie immerhin noch acht Jahre leben. Mir thut das sehr leid, ich habe mich so nett mit ihr eingelebt, und sie ist wirklich recht gut.

In Assuan werden wir endlich etwas pausiren, und da mehrere Daabieschiffe dort anlegen, gibt es vielleicht *endlich* etwas Verkehr.

Der Brief soll fort, darum grüßt Dich noch allerbestens

Deine Dich liebende Schwester Minna Pietschkow.

(Weitere Briefe im nächsten Hefte.)

Ludwig Uhland betreffend.

Ein Brief an den Herausgeber.

Verehrter Herr Doctor!

In Ihrem anziehenden Bericht über „Die Begründung der Deutschen Rundschau" erwähnen Sie (S. 4 dieses Bandes) einer Erzählung von Berthold Auerbach, der zufolge Uhland einmal über ihn gesagt haben soll: „Der Berthold ist ein klein's schwarz Männle, g'rad wie 'ne Boxbeutelflasche, aber es ist auch eppes drin." Erlauben Sie mir, daß ich diese Erzählung mit einigen kritischen Anmerkungen begleite.

Was mir an derselben zum Anstoß gereicht, ist zunächst die sprachliche Form, in der Uhland sein Urtheil über Auerbach ausgesprochen haben soll. Ich habe mit Uhland von der Zeit an, wo ich als junger Student seine Vorlesungen besuchte und an seinen „Deutschen Stilübungen" theilnahm, bis zu seinem Tode in Verbindung gestanden; ich habe den mir freundlich gewährten Verkehr mit ihm während der 12½ Jahre, die ich zwischen 1831 und 1847 in Tübingen verlebte, und auch in der Folge, so oft mich mein Weg in das väterliche Haus meiner Frau führte, mit dem Eifer eines dankbaren Schülers und warmen Verehrers gepflegt; ich habe ihn ganz überwiegend in seinem Hause oder in vertrautem Freundeskreise, also unter Umständen, in denen man sich am ehesten gehen läßt, gesehen. Aber ich erinnere mich nicht, ihn jemals anders als schriftdeutsch sprechen gehört zu haben. Daß er vollends statt „etwas" das bauernschwäbische „eppes" gebraucht haben könnte, halte ich für unbedingt ausgeschlossen. Die Form der Uhland'schen Aeußerung wird man daher jedenfalls dem Erzähler auf Rechnung zu setzen haben.

Aber auch in ihrem Inhalt stört mich nicht allein die Bocksbeutelflasche, die mir nicht recht Uhlandisch aussieht, sondern mehr noch der Berthold. Auerbach liebte es, seine Freunde mit dem bloßen Vornamen zu bezeichnen, und er rief dadurch nicht selten einen Schein kameradschaftlicher Vertraulichkeit hervor, welcher über den wirklichen Thatbestand hinaus ging. Uhland's männlich-einfacher Redeweise, welche den Ausdruck freundschaftlicher Empfindung eher zurückhielt als aufdrängte, fehlte dieser Zug vollständig: selbst seine nächsten Jugendfreunde, einen Kerner, Mayer und Schwab, habe ich ihn, so weit ich mich erinnere, immer nur mit ihren Familiennamen, nicht Justinus, Karl und Gustav nennen hören. Daß er statt „Auerbach" gesagt haben sollte „der Berthold", ist mir sehr unwahrscheinlich. Nehme ich zu allem diesem hinzu, daß wir nicht wissen, gegen wen Uhland jene Aeußerung über Auerbach gethan und wer sie diesem wieder erzählt haben soll, so wird mir die ganze Sache recht problematisch, und ich halte es nicht für unmöglich, daß Auerbach mit der Zeit auf Uhland übertrug, was ein Anderer über ihn gesagt hatte.

Daß er dies mit dem Bewußtsein that, etwas Falsches für wahr auszugeben, glaube ich nicht. Ich habe nie Anlaß gehabt, an der Wahrheitsliebe unseres Freundes zu zweifeln. Allein er war kein Historiker, sondern ein Poet. Von jenem Mißtrauen, das der besonnene Geschichtschreiber nicht bloß fremden Angaben, sondern auch seinen eigenen Erinnerungen entgegenbringt, so lange er sie nicht geprüft hat, war in ihm keine Ader. Er glaubte am liebsten, was ihm am besten gefiel und sich beim Wiedererzählen — und er war ja ein vortrefflicher Erzähler — am besten ausnahm. So fest er daher an seine Erinnerungen glaubte, so wenig konnte man sich oft im Einzelnen auf sie verlassen. Mir selbst ist es begegnet, daß er mich in späterer Zeit an ein Vorkommniß aus unseren Universitätsjahren erinnerte, das in seiner Darstellung zu etwas ganz Anderem geworden war. Ich berichtigte seinen Irrthum, das half mir aber gar nichts: etwas später wiederholte er mir seine Fabel. Seine Darstellung gefiel ihm besser, also glaubte er an sie. Solchen Naturen muß man manches zu gute halten, was man Andersgearteten verübeln würde. Nur darf man bei der Prüfung ihrer Angaben nie vergessen, daß sie auch der Gefahr jener Selbsttäuschung, welche Erdichtetes mit Erlebtem verwechseln läßt, mehr als Andere ausgesetzt sind.

Verzeihen Sie diese rücksichtslose Kritik dessen, was Sie selbst uns, freilich ohne sich für seine Richtigkeit zu verbürgen [1]), mitgetheilt haben. Die Kritik gehört bei mir eben zum Handwerk. Und schließlich hat doch Jeder, der dazu in der Lage ist, die Pflicht, von dem Bild eines Mannes wie Uhland jeden, auch den kleinsten, fremdartigen Zug fern zu halten.

Mit meinem besten Gruß Ihr ergebenster

E. Zeller.

Zu Heine's Geburtstagfeier.

An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“.

[Nachdruck untersagt.]

Goethe's Großneffe, der geistreiche Bonner Professor Alfred Nicolovius, schickte mir einmal „Abbildungen der beiden Häuser, in denen Beethoven geboren wurde“, das eine in der Rheingasse, das andere in der Bonngasse gelegen. In gleicher Weise könnte man schreiben von den beiden Jahren, in denen Heine geboren wurde. Sie, verehrter Freund, veranlaßten mich vor zwei Jahren, den 13. December 1797 in der „Deutschen Rundschau“ als Heine's Geburtstag zu begrüßen. Vor Kurzem wollte mich eine große deutsche Zeitung mit einem ähnlichen Auftrage für den 13. December 1799 betrauen. Es war mir sogar die Ehre zugedacht, in der Vaterstadt des Dichters die Festrede zu halten. Wenn ich leider darauf verzichten mußte, so lag der Grund keineswegs in der Ueberzeugung, daß ein ausgesprochener Siebenundneunziger sich nicht an einer Feier im Jahre 1899 betheiligen dürfe. Freilich, die Gründe, welche in der „Deutschen Rundschau“ für das erstgenannte Jahr zum Ausdruck kamen, bleiben in voller Kraft bestehen; ja, sie werden noch verstärkt durch einige seitdem hervorgetretene Thatsachen. Nach Heine's Briefen an Saint-René Taillandier vom 3. November 1851 und an seine Schwester vom 16. Juli 1853 unterliegt es keinem Zweifel, daß sein Geburtsjahr absichtlich von

[1]) Der Verfasser des „Rückblicks“ hält es für geboten, an dieser Stelle zu bemerken, daß er, wenn freilich nicht für die Wahrheit, so doch für die correcte Wiedergabe jener Erzählung aus Berthold Auerbach's Munde jede Bürgschaft übernimmt. J. R.

seinen Eltern in einer Erklärung an preußische Behörden verändert wurde. In der „Deutschen Rundschau“ hatte ich den Anlaß dieser Fälschung darin gesucht, daß man Heine 1816 die Auswanderung nach Hamburg erleichtern wollte und deshalb nach dem Stande der preußischen Gesetzgebung den Achtzehnjährigen um zwei Jahre verjüngen mußte. Am 18. December 1897 veröffentlichte Professor Dr. David Kaufmann im „Pester Lloyd“ einen Paß, den der hanseatische Consul in London im Jahre 1827 für Heine ausgestellt hatte. Meine Vermuthung, daß Heine nach Hamburg ausgewandert sei, wird dadurch zur Gewißheit; denn wäre er Preuße geblieben, so hätte nicht der hanseatische Consul, sondern eine preußische Behörde den Paß besorgen müssen. Wichtiger ist, was sich den Acten des ehemaligen Düsseldorfer Lyceums entnehmen läßt, das Heine während der Fremdherrschaft besuchte und so vielfach bald scherzend, bald mit wahrhaft liebevoller Erinnerung in seinen Schriften erwähnt[1]). In diesen Acten findet sich ein Bericht über das Schuljahr 1812/13, welcher zu der öffentlichen Prüfung am 23. und 24. August einlädt. Er enthält ein Verzeichniß der 146 Schüler der sechs Classen des Lyceums, und unter den sechzehn Schülern der höchsten, der philosophischen Classe wird Harry Heine aus Düsseldorf aufgeführt. In der philosophischen Classe wurden nach dem Bericht nicht mehr „Sprachen“, sondern „Wissenschaften“ getrieben und als solche Mathematik und Physik. Außerdem hielt der von Heine so hochverehrte Rector Schallmeyer Vorträge über empirische Psychologie und Logik, verbunden mit einer Kritik der philosophischen Systeme. Fiele Heine's Geburtstag auf den 13. December 1799, so wäre er also im Herbst 1812 als zwölfjähriger Knabe in eine Classe eingetreten, die der Prima unserer jetzigen Gymnasien nicht gerade entspricht, aber in einiger Beziehung noch über sie hinausgeht. Diese Annahme ist um so weniger zulässig, als Heine trotz einer früh entwickelten, raschen Fassungsgabe in den eigentlichen Gymnasialfächern sich niemals hervorgethan hat. Ein „Verzeichniß der Ehrenbücher“, welche am 21. September 1811 beim Abschluß eines Schuljahres sehr freigebig vertheilt wurden, erwähnt als Prämiirte die meisten Mitschüler Heine's, während er selber leer ausgeht. Die „Memoiren“ erzählen, er sei schon als dreizehnjähriger Knabe mit den liberalen religiösen Anschauungen des Rectors Schallmeyer vertraut gewesen. Diese Erinnerung eines späten Alters könnte allenfalls der Wahrheit entsprechen, denn im Schuljahre 1810/11 befand sich Heine sehr wahrscheinlich in einer Classe, in welcher Schallmeyer als Lehrer beschäftigt war. Wenn er aber in einem Gespräche mit Adolf Stahr äußert, der mit seinem Vater befreundete Rector Schallmeyer habe ihm durch „allerhand Kunstgriffe“ möglich gemacht, schon als vierzehnjähriger Knabe die philosophischen Vorlesungen zu besuchen, so würde nach dem strengen Wortsinn sogar folgen, Heine sei mit vierzehn Jahren noch gar nicht in der philosophischen Classe gewesen; denn anderenfalls hätte ihm der Rector nicht durch „allerhand Kunstgriffe“ zu erwirken brauchen, was ihm von Rechts wegen zustand. In Wahrheit zählte er aber, wenn er nicht am 13. December 1799, sondern am 13. December 1797 geboren war, im Sommer 1812 gerade vierzehn Jahre. Selbst dieses Alter muß noch als ungewöhnlich früh bezeichnet werden. Wilhelm Brewer, der einzige Mitschüler Heine's in der philosophischen Classe, dessen Alter sich für jetzt nachweisen läßt, war schon 1796 geboren. In der sogenannten „ersten“ Classe des Lyceums, also ein Jahr hinter Heine, finden wir seinen Freund Christian Sethe, geboren am 19. Juli 1798; in der zweiten Classe einen anderen Freund, Anton Pelmann, später Appellationsgerichtsrath in Köln, geboren am 20. December 1799; in der dritten Classe, drei Jahre hinter Heine, den späteren Professor und Geheimen

[1]) Die Kenntniß der Acten verdanke ich dem Director des Düsseldorfer Gymnasiums, Herrn Dr. Julius Asbach, und konnte auf Grund derselben in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 11. Juni 1898 das Lyceum und seine Beziehungen zu Heine eingehend besprechen. Werthvolle Nachrichten über die einzelnen Lehrer gibt Herr Asbach in der Beilage vom 27. October 1899.

Revisionsrath in Berlin, Alexander von Daniels, geboren am 9. October 1800, und Ludwig Schopen, den späteren Universitätsprofessor und Gymnasialdirector in Bonn, geboren am 17. October 1799 zu Düsseldorf; endlich in der vierten Classe Friedrich Steinmann aus Düsseldorf, Heine's oft genannten Universitätsgenossen, geboren am 7. August 1801. Alle diese jungen Leute würden in der philosophischen Classe sechzehn oder beinahe sechzehn, der hochbegabte, wissenschaftlich frühreife Schopen beinahe siebzehn Jahre gezählt haben. Ich denke, der Grundsatz: „Zahlen beweisen," hat hier seine volle Kraft.

Noch manches dieser Art ließe aus den Acten sich anführen; nur eins sei hier erwähnt. Beinahe mit Sicherheit läßt sich nachweisen, daß Heine im Jahre 1807 in die Vorclasse des Lyceums trat. Vorschriftsmäßig war dafür das zwölfte Lebensjahr erforderlich, freilich für besonders begabte Knaben eine Ausnahme gestattet. Ein befreundeter Director mag immerhin einen Neunjährigen aufgenommen haben, aber die Aufnahme eines Siebenjährigen muß als ausgeschlossen gelten.

Vereinigt man diese Nachweise mit den Gründen, die von mir 1897 in der „Deutschen Rundschau" und von Ernst Elster 1891 in der Seuffert'schen „Vierteljahrsschrift" angeführt wurden, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Heine 1797 geboren wurde. — Aber soll man deshalb jeder Gedenkfeier im Jahre 1899 entgegentreten? Gewiß nicht. Heine selbst hat schon den rechten Weg gewiesen, wenn er in dem Briefe an Saint-René Taillandier über die verschiedenen Angaben seines Geburtsjahres scherzt und launig hinzufügt: „La chose la plus importante c'est que je suis né." Das Jahr 1799 hat noch immer zahlreiche Anhänger; von Heine selbst wird es mehrere Male genannt, von seiner Familie bis in die neueste Zeit als Geburtsjahr ausdrücklich festgehalten. Es bietet Manchem Gelegenheit, eine vor zwei Jahren versäumte Dankesschuld nunmehr abzutragen. Möge es doch diesen Beruf erfüllen! Nur zu oft wurde dem Dichter für seine Gaben mit unverdienten Schmähungen gelohnt; wird ihm jetzt einmal eine verdiente Ehre doppelt zu Theil, desto besser. Freilich können nicht zwei Jahre sein Geburtsjahr sein, aber sicher darf man in mehr als einem Jahre seiner gedenken. Gern gäbe ich gleich hier solchen Gedanken Raum, müßte ich nicht fürchten, den Lesern der „Deutschen Rundschau" gegenüber in Wiederholungen zu verfallen. Nur ein Wunsch sei für die bevorstehende Feier gestattet: Möge sie nicht als Veranlassung dienen, eine genugsam erörterte Frage wieder in den Vordergrund zu rücken und in einem Sinne entscheiden zu wollen, der den deutlich redenden Thatsachen widerspricht!

Bonn im November 1899. Hermann Hüffer.

Walt Whitman.

[Nachdruck untersagt.]

1. Leaves of Grass. Including Sands at Seventy, Good-bye My Fancy, Old Age Echoes and A Backward Glance O'er Travel'd Roads. By Walt Whitman. Boston: Small, Maynard & Co. London: G. P. Putnam's Sons. 1898.
2. Walt Whitman. Von Johannes Schlaf. Leipzig, Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr). 1897.
3. Walt Whitman. Der Dichter der Demokratie. Von Karl Knortz, Schulsuperintendent in Evansville (Indiana). Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1899.

Vor einer Reihe von Jahren bereits hat (in der Wochenausgabe der „Allgemeinen Zeitung" vom 24. April 1868) Ferdinand Freiligrath auf den amerikanischen Dichter Walt Whitman aufmerksam gemacht, der damals in Deutschland noch völlig unbekannt war. Seitdem ist dieser Aufsatz nebst den Uebersetzungsproben, die er einleitete, in die Gesammtausgabe von Freiligrath's Dichtungen (1877, Bd. IV, S. 75—89) aufgenommen worden, und eine Auswahl Whitman'scher Poesieen in deutscher Uebertragung von Karl Knortz und T. W. Rolleston ist 1889 gefolgt[1]). Neuerdings liegen nun seine gesammelten poetischen Werke in einer abschließenden amerikanischen Ausgabe und jene beiden Studien über den Dichter von Johannes Schlaf und Karl Knortz vor; und wenn auch vielleicht jetzt oder lange noch überhaupt wenig Hoffnung vorhanden ist, daß Walt Whitman jemals bei uns Eingang und Verbreitung in weiteren Kreisen fände — populär ist er selbst in seiner amerikanischen Heimath nicht —, so würden wir uns doch einer Versäumniß schuldig machen, wollten wir den Anlaß, der durch obige neue Publicationen uns geboten wird, nicht benutzen, um unseren Lesern einen Begriff zu geben von dieser höchst merkwürdigen und in der Weltliteratur einzig dastehenden Erscheinung. Denn nicht nur unserem, an eben dieser Weltliteratur gebildeten Geschmack und Urtheil, sondern Allem, was wir bisher unter einer Dichtung überhaupt verstanden haben, scheint auf den ersten Blick Walt Whitman's Art zu widersprechen: weder Vers- noch Strophenbildung, kein Reim, kein Metrum — „not words, nor music or rhyme I want, not custom or lecture" — vielmehr ein wogendes, rhythmisch bewegtes Meer von Gedanken und Empfindungen, deren elementare Gewalt keine Form bindet, eine fluthende Masse von Bildern, die sich drängen und überstürzen, als ob aus dem Chaos das organische Leben sich erst losringe. Die Poesie Walt Whitman's gemahnt uns an die Katarakte seines Heimathscontinents, das betäubende Tosen des Niagara, das erst, wenn die Sinne sich daran gewöhnt haben, zur Melodie wird, der alten, ewigen Urmelodie, scheinbar ohne Anfang und ohne Ende. Seine Dichtung ist aus dem Kolossalen aufgebaut; sie kennt keinen Unterschied zwischen dem Trivialen und dem Erhabenen: sie steigert beständig das Kleinste zum

[1]) Walt Whitman. Grashalme. Gedichte. In Auswahl übersetzt von Karl Knortz und T. W. Rolleston. Zürich 1889. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Auch das oben unter 3. angeführte Schriftchen enthält einige neue Uebertragungen aus „Grashalme".

Grandiosen und Ungeheuren: „ein Ungeheuer mit schrecklichen Augen und der Kraft eines Büffels" hat einmal Emerson die Poesie Walt Whitman's genannt. Seine Phantasie rechnet mit Trillionen von Wintern und Sommern und Trillionen von Trillionen, die diesen folgen werden, mit Myriaden von Sphären, und mit Myriaden von Myriaden, die sie bewohnen. Er steigt eine Treppe hinan; auf jeder Stufe liegen Büschel von Zeitaltern (bunches of ages) und größere Büschel zwischen den Stufen, und immer noch steigt er, steigt er. Er ist alt und jung, ein Kind, dem alle Dinge neu sind, das sich über Alles wundert, sich mit Allem freut, — und ein Mann, der Alles kennt, sich Alles zutraut, an Alles glaubt und an Allem zweifelt. „Widerspreche ich mir selbst? Gut denn, ich widerspreche mir selbst; ich bin weit, ich enthalte Vielheiten." In unermeßlicher Ferne sieht er hier das riesige erste Nichts, aus dem er geboren ward, dort die Ewigkeit, den geheimnißvollen Ocean, in den alle Ströme münden. Bald spricht er die Sprache der Propheten des Alten Testamentes, bald die des Zeitungsreporters und Penny-a-liners. „Mit unbedecktem Haupte" steht er vor den Denkmälern der Kunst, der Literatur der Alten Welt; aber als Bürger der Neuen bricht er mit allem Conventionellen, will er Alles nur „vom amerikanischen Gesichtspunkt" aus ansehen. „Hurrah für die positive Wissenschaft! Lang lebe die exacte Beweisführung." — „Gentlemen," redet er den Mathematiker, den Chemiker, den Geologen an, „Euch immer die ersten Ehren!" — Die Augen der Ochsen, die mit dem Joch und der Kette rasseln, sagen ihm mehr als alles Gedruckte, das er in seinem Leben gelesen hat, und die Kuh, die mit gesenktem Haupte kaut, übertrifft jede Statue. Keinen Priester, über die ganze Welt hin, verachtet er; aber ein Rauchwölkchen oder ein Haar auf dem Rücken seiner Hand ist ihm ebenso wunderbar wie jede Offenbarung. Man erschrecke nicht: Walt Whitman ist weder ein Leugner Gottes noch ein Verächter der Cultur; er ist, wie Johannes Schlaf in seinem Schriftchen richtig bemerkt, weder ein Optimist noch ein Pessimist: voll überquellenden Lebens ist er vielmehr und fühlt sich als ein Stück Natur: „Ich bin Walt Whitman, ohne Vorurtheil und ohne Scham (lusty) wie die Natur"; ihr Loos will er theilen — „ich vermache mich dem Schmutz, um aus dem Gras, das ich liebe, wieder zu wachsen"; ihre Rechte will er „mit ursprünglicher Energie" verkündigen, in ihren eigenen Lauten: „ein barbarisch Geschrei, das über den Dächern der Welt schallt". Aber auch wenn wir es nicht an zahlreichen Stellen in diesen Gesängen ausgesprochen fänden: er sagt es uns in den Schlußworten der letzten von ihm noch besorgten Ausgabe von 1891/92: „Und ob es meine Freunde für mich beanspruchen oder nicht, — ich weiß gut genug, daß in Ansehung malerischen Talents, dramatischer Situationen und vornehmlich melodischen Ausdrucks und all der hergebrachten Technik der Poesie nicht nur die göttlichen Werke, die heute obenanstehen in der Lectüre der Welt, sondern Dutzende mehr hinausgehen (und einige von ihnen unermeßlich hinausgehen) über Alles, was ich gethan habe oder thun konnte. Doch schien es mir" (und hier beruft er sich auf einen Ausspruch Kant's: daß die letzte wesentliche Realität allem Uebrigen Gestalt und Bedeutung gebe), „die Zeit sei gekommen, um alle Themata und Dinge, alt und neu, in dem Lichte zu betrachten, welches auf sie durch das Heraufkommen Amerika's und der Demokratie geworfen ward, — diese Themata zu besingen in den Aeußerungen Eines, der nicht nur der dankbare und ehrfürchtige Erbe der Vergangenheit, sondern das geborene Kind der Neuen Welt ist, — Alles durch das Werden und die Gesammtheit des heutigen Tages zu erläutern." Fessellos will er sein, ganz er selbst, und nur drei Hoheiten erkennt er an: die Hoheit der Liebe, der Demokratie und eine dritte, die, beide in sich schließend, glänzender emporsteigt, die Hoheit der Religion. Er weiß, daß es einen Frieden und eine Erkenntniß gibt, die hoch über jedem Argument der Erde stehen; daß die Hand Gottes die Bürgschaft seiner eigenen, der Geist Gottes der Bruder seines eigenen ist. Etwas von Gott sieht er in jeder der vierundzwanzig Stunden, und in jedem Augenblick; in den Gesichtern der Männer und Frauen sieht er Gott und in seinem

eigenen Gesicht im Spiegel. Und hier kommen wir auf den Kernpunkt seines Dichtens, dessen eigentlichen Gegenstand, wie die Sammlung durch den viele Seiten langen „Song of Myself" eröffnet wird, auch sein eigenes Selbst bildet, „I celebrate myself and sing myself" — den „Barden der Persönlichkeit" nennt er sich —, aber nicht in dem engen Sinne, daß er seine persönlichen Leiden und Freuden behandelt:

These come to me days and nights and go from me again,
But they are not the Me myself —

Sein wahres Selbst ist das, welches Gott, die Natur und die ganze Nation in sich und sich in ihnen erblickt: die Steigerung von Liebe zur Demokratie und Religion, diese drei, die für ihn eine Einheit bilden und aus ihm eine Einheit machen, — eben jenes Selbst, das den Kosmos umfaßt und sich selbst als solchen empfindet: „Walt Whitman, a kosmos, of Manhattan the son." Er betrachtet einen Halm Sommergrases und ruft aus: „Meine Zunge, jedes Atom meines Blutes ist aus demselben Boden, derselben Luft gebildet;" er schaut das Meer und sagt: „I am integral with you." Vereinigt in sich findet er Gneiß, Kohle, langhaariges Moos, Früchte, Getreide, eßbare Wurzeln. Er denkt, er könnte mit Thieren leben; sie sind so sanft und gelassen, keins ist unzufrieden, keins von der Sucht besessen, Eigenthum zu haben, keins ist respectabel oder unglücklich, — „they bring me tokens of myself." In allen Männern, die je geboren, erkennt er seine Brüder, in allen Frauen seine Schwestern; von dem Mahl, das auf Erden für sie bereitet, will er Keinen ausschließen; es ist für den Schlechten ebenso wohl wie für den Gerechten: „nicht eine einzige Person will ich verachtet oder ausgeschlossen sehen." Ihr sagt, daß es gut sei, den Sieg zu gewinnen; ich aber sage, daß auch zu fallen gut ist. Schlachten werden in demselben Geist gewonnen, in dem sie verloren werden — „ein Vivat Denen, die kein Glück haben! den überwundenen Helden und den zahllosen unbekannten Helden, die gleich sind den größten Helden . . . Omnes! omnes! mögen Andere ignoriren, was sie wollen: ich bin der Sänger des Bösen sowohl wie der des Guten, denn ich selbst bin ganz ebenso gut wie bös, und meine Nation ist es auch. Ich singe das eigene Selbst, eine einfache einzelne Person; aber mein ist das Wort des Modernen, das demokratische Wort: En masse. Amerikaner! Eroberer! Mit festem und gleichmäßigem Schritt gehen sie, niemals machen sie Halt, Reihenfolgen von Männern, Amerikaner, ein Hundert Millionen, eine Welt, uranfänglich wieder, ein neues Geschlecht, über vorangegangene herrschend und weit größer, mit neuen Kämpfen, neuer Politik, neuen Literaturen und Religionen, neuen Erfindungen und Künsten . . ."

Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Von allen amerikanischen Dichtern hat diese Verse Goethe's keiner so bekräftigt, keiner so wahr in ihrem Geiste gedichtet wie Walt Whitman; und es ist daher nicht zu verwundern, daß Derjenige, der Goethe'schen Einfluß am reinsten und reichsten in Amerika repräsentirt hat, daß Emerson für diesen „problematischen" Dichter mit ganzem Gewicht eintrat, als er im Uebrigen noch wenig anerkannt, vielfach mißverstanden, ja wegen der „Immoralität" seiner Gedichte verfolgt und seines kleinen Staatsamtes entsetzt ward. Und doch gewinnt man aus seiner Dichtung ein Bild von Amerika's Größe, wie sie uns fast noch nicht geschildert worden ist. In diesen Rhapsodien, diesen inarticulirten Sätzen, abgebrochenen Accorden, diesen Interjectionen und Parenthesen tritt sie, wir möchten sagen, in

ihrer Riesengestalt vor uns dahin, und in dem leidenschaftlichen Stammeln einer Sprache, die mit ihr ringt, erhalten wir einen Begriff ihrer ungeheuren Entwicklung und Dimensionen. Wie von einem Wirbelwind gejagt ziehen die zahllosen Erscheinungen des amerikanischen Lebens an uns vorüber —, nun sind wir im Gewühl von New-York und Chicago, nun im Idyll einer westlichen Farm, nun an den großen Flüssen und an den Seeen, nun im Baumwollenfeld und der Prairie, dem Forst und an der Meeresküste, nun unter Goldgräbern und nun bei den Rothhäuten.

Sieh, Dampfer dampfen durch meine Gedichte,
Sieh in meinen Gedichten die Einwanderer immerfort ankommen und landen,
Sieh im Hintergrunde den Wigwam, die Wildspur, des Jägers Hütte, das Flachboot, das Maisblatt,
Den Eigenthumsanspruch, den rohen Zaun und das Dorf im Hinterwalde,
Sieh im Westen die See und sieh im Osten die See, wie beide hin und her über meine Gedichte, wie über ihre eigenen Küsten, ebben und fluthen,
Sieh Weiden und Wälder in meinen Gedichten — sieh wilde und zahme Thiere — sieh hinter dem Kaw zahllose Büffelherden, fressend das kurze, gekräuselte Gras,
Sieh in meinen Gedichten Städte, fest, weit, binnenländisch, mit gepflasterten Straßen, mit eisernen und steinernen Gebäuden, mit unaufhörlichem Wagenrollen — — —[1])

Aber wo wir auch sein mögen, über dem Größten vergißt der Dichter das Kleinste nicht, — es ist, als ob ein Berichterstatter mitten im Gedränge stünde, sorgsam Alles verzeichnend, was der Menschenstrom vorbeiträgt, oder was im Laufe eines Tages geschieht, und Alles und Alle mit der gleichen Sympathie beschreibend, vom Präsidenten der Republik, der, umgeben von den Staatssecretären, einen Cabinetsrath abhält, bis zum entlaufenen Sklaven, der, als Walt Whitman seine „Leaves of grass“ schrieb, oft noch im Norden wie ein gehetztes Wild Schutz und Zuflucht suchte. Diesen ersten, 1855 erschienenen Gedichten, deren symptomatisch gewordenen Namen — „I guess it (the grass) is the flag of my disposition, out of hopeful greenstuff woven“ — jetzt sein Gesammtwerk trägt, folgten 1865 die „Drum taps“, die Trommelschläge, in denen der Krieg gegen die Südstaaten, der Sieg, die wiederhergestellte Einheit der Republik und die Aufhebung der Sklaverei gefeiert werden. Hier steht Walt Whitman auf der Höhe seines Dichtens, und er hat selber so sehr das Gefühl davon, daß er einmal in den einleitenden „Inscriptions“ sagt: „My book and the war are one.“ Diese Kriegsgesänge schließen mit der wundervollen Elegie „Memories of President Lincoln“: einen Zweig des Flieders, der um die Zeit in Blüthe stand, als Amerika sich in Trauer hüllte, legt er auf der Bahre des „freundlichen, schlichten, gerechten und entschlossenen Mannes“ nieder, „unter dessen vorsichtiger Hand, gegen das schnödeste Verbrechen, bekannt in irgend einem Land oder Zeitalter“ die Union gerettet ward — „O Captain! my Captain! our fearful trip is done“, — und plötzlich gehen, an dieser einzigen Stelle, die langgestreckten, regellosen Zeilen in Metrum, Reim und Strophen über:

Exult O shores, and ring O bells!
But I with mournful tread
Walk the deck my Captain lies,
Fallen cold and dead.

Wie wenn der tiefste Schmerz, das Schluchzen der Seele gleichsam, keinen anderen Ausdruck zu finden vermöge als in der alten, volksmäßigen Weise. Dies jedoch ist nur ein Moment, merkwürdig vielleicht mehr noch in psychologischer Hinsicht, als in ästhetischer — ein vertrauter Klang, mitten in einer fremdartigen Sprache, wie sie vor Walt Whitman noch kein Dichter gesprochen hat und nach ihm wohl auch keiner mehr sprechen wird. „I too am untranslatable,“ sagt Walt Whitman von sich: „ich bin unübersetzbar“. Dennoch wird die von Knortz und Rolleston übertragene Auswahl, aus der wir eine Probe gegeben haben und gern mehr geben

---

[1]) Knortz und Rolleston, Walt Whitman. S. 16.

würden, wenn der Raum es erlaubte, dem deutschen Leser einen guten Einblick in des Dichters Art gewähren. Um aber auch den zu hören, der Walt Whitman zuerst für Deutschland entdeckt hat, der selbst ein großer Dichter und ein Meister in der Kunst des Uebersetzens war, lassen wir hier in Ferdinand Freiligrath's Nachbildung einen der Gesänge folgen, mit denen Walt Whitman den Ausbruch des furchtbaren Krieges grüßte: „Thunder on! stride on, Democracy! strike with revengeful stroke!“

Donnre zu! schreite zu, Demokratie! schlage mit rächendem Schlag!
Und ihr, steigt höher als je noch, o Tag' ihr, o Städte!
Malmt schwerer, schwerer, o Stürme noch! Ihr habt wohl mir gethan!
Meine Seel', in den Bergen gekräftigt, saugt ein Eure starke, unsterbliche Nahrung.
Lang meine Städte bewandelt hatt' ich, meine Pfade durchs Feld, durch die Hofstätten, halb nur befriedigt;
Ein Zweifel, widrig, ringelnd wie eine Schlange sich, auf dem Boden kroch er vor mir;
Allimmer meinen Schritten voraus, oft wandt' er zurück sich wider mich, voll Hohnes leise zischend;
— Die geliebten Städte verließ ich — ergriff die Gewißheiten, einzig gemäß mir;
Hungernd, hungernd, hungernd nach ursprünglicher Kraft, nach des Alls Unerschrockenheit,
Mit ihr nur erfrischt' ich mich, hatt' an ihr nur Gefallen.
Des Losbrechens harrt' ich verhaltener Gluth — harrte lang auf dem Wasser, lang in der Luft.
Jetzt aber harr' ich nicht länger — voll bin ich befriedigt — gesättigt vollauf;
Ich habe geschaut den wahrhaftigen Blitz — geschaut meine Städte elektrisch;
Ich hab' es erlebt: losbrach der Mensch — aufsprang Amerika kriegrisch:
Fortan die Nahrung such' ich nicht mehr der einsamen Wüsten des Nordens,
Schweife fortan auf den Bergen nicht mehr, noch besegl' ich die stürmische See.

Walt(er) Whitman war um diese Zeit ein angehender Vierziger; ein Porträt des vorliegenden Bandes seiner Werke zeigt ihn, wie er damals oder doch nur wenige Jahre früher war, und wie er sich selbst beschreibt: „Kein zierlicher dolce affetuoso ich, bärtig, sonnverbrannt, graunackig“, in Farmertracht, das Hemd lose über der Brust, die Rechte gegen die Hüfte stemmend, die Linke in der Hosentasche, den breiten Hut lässig auf dem leicht gesenkten Kopf, mit einem nachdenklichen, sympathischen Gesicht, Bart und Haar so früh schon ergrauend. Im Dorfe West Hills auf Long Island, dem „fischförmigen Paumanok“ im Staate New York 1819 geboren, „erzogen von der besten Mutter“ — sie war holländischer, der Vater englischer Abkunft —, empfing Walt Whitman seinen Schulunterricht in Brooklyn und hatte dann lange ein wanderndes Leben geführt, „ein Freund volkreichen Pflasters, Einwohner in Manhattan, meiner Stadt (New York), oder in südlichen Savannen, oder ein Soldat im Lager, oder meinen Tornister und die Büchse tragend, oder ein Goldgräber in Californien“. Nach einander Schreiber, Schulmeister, Drucker und Redacteur, dann, wie sein Vater, Zimmermann und Bautischler, kehrte er noch einmal zur Kunst Gutenberg's zurück, um die erste Auflage seiner „Leaves of Grass“ 1855 eigenhändig zu setzen und zu drucken. Im Secessionskrieg, durch Emerson an Lincoln empfohlen, zog er als Krankenpfleger mit den Truppen der Föderirten zu Felde, und zwar, wie er sich ausdrücklich vorher bedungen, ohne jedes Entgelt, seinen Lebensunterhalt durch Zeitungscorrespondenzen erwerbend und, bei seiner äußersten Bedürfnißlosigkeit, den Ueberschuß mit den Verwundeten theilend. „Ueber die maßlose Selbstaufopferung,“ berichtet Freiligrath in der seinen Uebersetzungen beigefügten biographischen Notiz, „über die Freundlichkeit und Güte, die er bei dem schweren Werke bewies, herrscht nur eine Stimme. Jeder Verwundete, gleichviel, ob aus dem Norden oder aus dem Süden, hatte sich derselben liebevollen Wartung von den Händen des Dichters zu erfreuen. Bis zum Ende des Krieges, sagt man, soll er mehr als 100 000 Kranke und Verwundete mit eigenen Händen gepflegt haben.“ Er, der in dem „Song of Myself“ von sich gesagt: „I, now thirty-seven years old in perfect health begin, hoping to cease not till death,“ er hat es doch anders erfahren sollen. Gleich nach Beendigung des Krieges ward er von der ersten Krankheit seines Lebens, einem bösartigen Fieber, niedergestreckt, das er sich in den Lazarethen

zugezogen hatte. Wiederhergestellt, erhielt er einen kleinen Posten im Ministerium des Innern zu Washington, den er aber — weshalb, ist oben gesagt worden — bald verlor, um bis 1873 im Bureau des Attorney General neue Beschäftigung zu finden. In diesem Jahre traf ihn ein Schlaganfall, der fortschreitende Lähmung zur Folge hatte und sich im Laufe der Jahre bis 1889 sechs Mal wiederholte. In den an Karl Knortz gerichteten Briefen, die dieser unser, um den amerikanischen Dichter so sehr verdienter Landsmann seiner jüngsten Walt Whitman-Schrift angehängt hat, ist von diesem traurigen Zustand oft die Rede, wiewohl niemals im Ton der Klage, sondern immer mit einer Bemerkung wie die: daß seine Lebensgeister frisch seien und seine rechte Hand ihm den Dienst nicht versage. Vom Leiden nicht gebeugt, verbrachte er diese letzten Jahre auf einer kleinen Farm in dem Dorfe Camden (bei Philadelphia), die er sich erworben hatte, in der Stille weiter dichtend, „the solitary singer of the West". Aber in dem Gedicht zu seinem einundsiebzigsten Geburtstag und der Vorrede zu der letzten Sammlung, in der es steht („Good-bye My Fancy", 1891) spricht er es doch aus, daß er zwanzig Jahre lang schwer getragen habe an den Folgen jener Zeit, der übergroßen körperlichen und seelischen Erregung und Thätigkeit in den Jahren 1862—1865 — „jener heißen, traurigen, martervollen Jahre — die Freiwilligen-Armee, alle Staaten — oder Nord und Süd — die Verwundeten, Leidenden, Sterbenden — die erschöpfenden, schweißbedeckten Sommer, Märsche, Schlachten, Gemetzel — jene Gräben, in der Eile mit Leichen-Tausenden gefüllt, meist unbekannten. Wird das Amerika der Zukunft, wird diese reiche Union jemals sich vergegenwärtigen, was sie schließlich doch gekostet hat, — diese Hekatomben des Schlachtentods — diese Zeiten, von denen, o ferner Leser, dies ganze Buch in der That nur ein Andenken ist von mir für dich?" ... Doch, alt und siech wie er ist, er fühlt immer noch in sich eine Welle der ehemaligen Fröhlichkeit. Er hat es in den Hospitälern erfahren, daß es den Kranken gegen Abend besser ging und der Tod leichter war um die Zeit der Ebbe und des Sonnenunterganges. Auf seinen Wanderungen und Spaziergängen hat er einen waldigen Platz in der Nähe einer Bucht gefunden, wo die Vögel in ungewöhnlicher Zahl sich versammelten. Besonders, wenn der Tag begann, und wieder, wenn er endete, waren dort die tonreichsten Vogelconcerte; und oft, zu beiden Zeiten, ging er hin, um sie zu hören. Da fragte er sich einmal: „Welches ist der beste Gesang, der erste oder der letzte? „Der erste erheiterte mich immer und erschien mir vielleicht freudiger und stärker, aber immer empfand ich die späten Nachmittags- und Sonnenuntergangsklänge ergreifender und lieblicher, — sie rührten die Seele." Diese Abendstimmung, bald wehmüthiger, bald friedlicher und hoffnungsvoller, ist in all' seinen letzten Gedichten; sie drückt sich auch in dem von langem weißem Haar und Bart umwallten, von tiefen Furchen durchzogenen Antlitz des Greises aus, das in seinen eigenen Worten zu sagen scheint: „Hinter dem Lebewohl birgt sich viel von dem Gruß eines anderen Anfangs" ... In diesem Glauben ist Walt Whitman am 27. März 1892 zu Camden gestorben.

J. R.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen, die Deutschland mit den übrigen Großmächten unterhält, werden durch den Besuch, den der Kaiser von Rußland am 8. November in Potsdam abstattete, sowie die Reise des Kaisers Wilhelm an den englischen Königshof aufs Neue bestätigt. Zugleich wird durch den mit England abgeschlossenen Vertrag über Samoa und durch die zwischen Deutschland und Großbritannien getroffene Vereinbarung über das Hinterland von Togo erhärtet, daß gerade auf friedlichem Wege Erfolge erzielt werden können, die dem deutschen Interesse durchaus entsprechen. Denn eben die Samoa-Frage war es, die im Hinblick auf das Condominium Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika immer wieder bedenkliche Verwickelungen hervorzurufen drohte. Dem deutschen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Bülow, gebührt jedenfalls das Verdienst, die „reinliche Scheidung" zwischen den betheiligten Ländern in einer dem Weltfrieden in dankenswerther Weise dienenden Weise gefördert und herbeigeführt zu haben.

In der Rede, die der englische Premierminister Lord Salisbury am 9. November auf dem Lordmayor-Bankett hielt, wies er mit Recht auf die Wichtigkeit hin, die dem mit Deutschland vereinbarten Abkommen beigemessen werden müsse, da die Samoa-Angelegenheit Schwierigkeiten zwischen England und einer Nation hervorrief, deren guter Wille sehr hoch angeschlagen werden müsse. Nicht minder erkannte der leitende englische Minister an, daß Deutschland große Interessen in Samoa habe, auf dessen Civilisation es große Mittel verwendete und wo es einen bedeutenden Handel schuf, während für Großbritannien wegen der in Betracht kommenden guten Häfen nur das halbe Interesse vorläge. Da Deutschland die Samoa-Inseln Upolu und Sawaii mit den anliegenden kleineren Inseln als freies Eigenthum erhält, während die Insel Tutuila und deren Nebeninseln an die Vereinigten Staaten fallen, ist dort in Zukunft jeder Conflict mit Großbritannien ausgeschlossen, das durch die beiden östlichen Salomons-Inseln von Deutschland entschädigt worden ist. Auch durch die Theilung der neutralen Zone im Hinterlande von Togo sind für die Zukunft Differenzen zwischen Deutschland und England beseitigt worden, und dies muß im Interesse des Weltfriedens mit Genugthuung begrüßt werden. Da die Vereinigten Staaten früher bereits ein Anrecht auf den Hafen von Pago-Pago erlangt hatten, bedeutet der Besitz der endgültig an sie gefallenen Insel Tutuila keinen Verzicht für Deutschland, dessen vortreffliche Beziehungen zu der großen Republik jenseits des Weltmeeres durch die mehrmonatliche außerordentliche Mission des deutschen Gesandten in Luxemburg, Mumm von Schwarzenstein, eine weitere Förderung erfahren haben. So schließt sich, dank der klugen, echt staatsmännischen Leitung unserer auswärtigen Politik, gleichsam der

Ring der internationalen Beziehungen Deutschlands, das, mit Oesterreich-Ungarn und Italien durch die Tripelallianz verknüpft, mit Rußland und dem mit diesem verbündeten Frankreich freundschaftliche Beziehungen unterhält und mit den großen Seemächten England und den Vereinigten Staaten soeben internationale Abkommen unterzeichnete, durch die für die Zukunft jeder Anlaß zu Conflicten gehoben scheint.

Strenge Neutralität mußte in dem Kriege zwischen England und der Südafrikanischen Republik von Anfang an geboten erscheinen. Sicherlich hätte es dem allgemeinen Interesse besser entsprochen, wenn der Krieg in Südafrika vermieden worden wäre. Die ersten Erfolge der Buren, über deren Tapferkeit kein Zweifel obwalten kann, mögen auch in England von Neuem den Wunsch anregen, daß dem blutigen Kampfe so bald wie möglich ein Ende gemacht werde. Gerade durch die Culturmission, die England im „dunklen Erdtheile" übernommen, wird diesem Lande die Verpflichtung auferlegt, der schwarzen Rasse nicht das Schauspiel eines Krieges zwischen Stammesgenossen zu gewähren. Selbst in französischen Blättern wurde andererseits der Freimuth anerkannt, mit dem der englische General White die Verantwortlichkeit für die ersten Schlappen der Expeditionstruppen übernahm. Auch konnte Lord Salisbury in der Rede auf dem Lordmayors-Bankett darauf hinweisen, daß andere Nationen die englische zu der Ruhe beglückwünschten, mit der sie diese anfänglichen Echecs aufnahm. Alle Freunde der Civilisation müssen aber in dem Wunsche übereinstimmen, eine von dem officiösen Reuter'schen Bureau aus Kapstadt übermittelte Meldung möge sich in vollem Maße bestätigen, wonach die durch den Muth der Buren hervorgerufene Bewunderung eine vortreffliche Vorbedeutung für eine künftige friedliche Beilegung des Conflictes bilden soll.

Für die herzlichen Beziehungen, die zwischen dem deutschen Kaiserhause und dem spanischen Königshofe bestehen, waren die Feierlichkeiten bezeichnend, die aus Anlaß der Ueberbringung des Schwarzen Adlerordens an den König Alfonso XIII. in Madrid veranstaltet wurden. Kaiser Wilhelm II. hatte bereits durch die Auswahl des Leiters der Deputation und ihrer Mitglieder zu erkennen gegeben, welche Bedeutung er diesem Acte der Verleihung des höchsten preußischen Ordens an den jungen König von Spanien beimißt, mit dessen Vater ihn bereits innige Freundschaftsbande verknüpften. Zum charakteristischen Ausdrucke gelangte zugleich die Genugthuung über den Staatsvertrag, durch den Spanien die Carolinen- und die Marianeninseln an Deutschland abgetreten hat. Da der Schreiber dieser Zeilen in jüngster Zeit jenseits der Pyrenäen Gelegenheit hatte, die dort, insbesondere in der spanischen Hauptstadt, herrschende öffentliche Meinung und die Auffassung hervorragender politischer Persönlichkeiten des Landes kennen zu lernen, darf betont werden, daß diese auch in der vom Kaiser Wilhelm angeordneten Entsendung eines Sohnes des deutschen Botschafters in Madrid als jüngsten Mitgliedes der außerordentlichen Gesandtschaft ein Symbol für die wohlwollende Gesinnung des Monarchen erblickten. Der Umsicht und dem Tacte, die Herr von Radowitz wiederum bei den schwierigen Verhandlungen über den jüngsten deutsch-spanischen Staatsvertrag an den Tag legte, gebührt auch nach spanischer Auffassung besondere Anerkennung, wie denn überhaupt dieser Diplomat stets bemüht war, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern für jedes von diesen nützlicher zu gestalten.

Nach den schweren Schicksalsschlägen, von denen Spanien während des Krieges mit den Vereinigten Staaten betroffen wurde, empfanden das spanische Königshaus und das spanische Volk das herzlich wohlwollende Verhalten des deutschen Kaisers mit besonders innigem Danke. Inzwischen zeigte sich immer deutlicher, daß der Verlust Cuba's und der Philippinen, weit entfernt, den Untergang Spaniens herbeizuführen, vielmehr die Wiederherstellung des nicht ohne eigene Schuld hart geprüften Landes zur Folge haben könnte. Einer der deutschen Consuln im nördlichen Spanien, wo die Industrie einen selbst dem flüchtigen Beobachter in die Augen fallenden Aufschwung genommen, wird denn auch demnächst an autoritativer Stelle, auf amtliches statistisches Material gestützt, authentische Mittheilungen über

diese erstaunliche Entwicklung machen. Allerdings braucht unter Anderem nur darauf hingewiesen zu werden, daß der Verlust Cubas die frühere Zuckereinfuhr von der Perle der Antillen nach Spanien im Hinblick auf die hohen Zölle wesentlich erschwert hat. Vielfach sind deshalb Zuckerfabriken begründet worden, und wie vortrefflich die handelspolitischen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland sich gestaltet haben, erhellt wiederum daraus, daß die für die Einrichtung dieser Fabriken erforderlichen Maschinen zumeist aus Deutschland bezogen wurden. Ein Gewährsmann aus San Sebastián versicherte mir, daß er allein Maschinen im Gesammtwerthe von fünf Millionen Pesetas aus Deutschland nach Spanien umgesetzt habe. Ebenso verdient der Aufschwung der elektrischen Industrie hervorgehoben zu werden. In Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens, in Madrid, in Sevilla, der Hauptstadt Andalusiens, in San Sebastián, im äußersten Norden, läßt sich diese Entwicklung wahrnehmen; ja selbst in dem weltverlorenen Aranjuéz, das von seinem längst verlorenen Schönheitsglanze zu träumen scheint, ist der gelbe Tajo mit seinen Wasserkräften in den Dienst der Elektricität gestellt. Auch hier sind es zumeist deutsche Häuser, die am vollen wirthschaftlichen Aufschwunge Spaniens hervorragenden Antheil nehmen, gerade wie in den Grubendistricten Spaniens, vor Allem in Bilbao, die noch eine Fülle von nutzbar zu machenden Reichthümern bergen, deutsche Industrie sich in bemerkenswerther Weise bewährt. Wie überraschend muß es dem aus der deutschen Reichshauptstadt eintreffenden Reisenden erscheinen, daß in der Prachtstraße Madrids, der Calle de Alcalá, die, von dem weltberühmten Platze, der Puerta del Sol, zum Triumphbogen unweit des Buen Retiro führend, wohl mit den Pariser Champs Elysées verglichen werden kann und in Berlin sicherlich nicht ihres Gleichen findet, die über die Straße gespannten Drähte zugleich der Beleuchtung und dem elektrischen Wagenverkehr dienen. Das ästhetische Gefühl der Madrider wird dadurch keineswegs verletzt, wiewohl doch gerade an dieser Prachtstraße die Real Académia de Bellos Artes liegt, in der sich Meisterwerke Murillo's befinden, und die Calle de Alcalá unmittelbar zum Salón del Prado und zum Prado-Museum führt, in dem die Schöpfungen des Velazquez in unvergänglicher Herrlichkeit geborgen sind.

Gegenüber den authentischen Mittheilungen über den Aufschwung der spanischen Industrie muß freilich auf die Vorgänge in Barcelona, dem wichtigsten Handelscentrum des Landes, hingewiesen werden. Diese Vorgänge stehen in engem Zusammenhange mit den früheren Beschlüssen der Vereinigung der spanischen Handelskammern, die in Zaragoza ein umfassendes Programm aufgestellt hatten. In durchaus zutreffender Weise beschlossen die Handelskammern, der Regierung beträchtliche Ersparnisse im Staatshaushalte und eine Decentralisirung der Verwaltung zu empfehlen. In Catalonien ist jedoch übersehen worden, daß durchgreifende Veränderungen im Verwaltungsmechanismus nur auf dem Wege der Gesetzgebung erfolgen können. Anstatt nun die inzwischen am 30. October vollzogene Wiedereröffnung der Cortes abzuwarten, glaubte ein Theil der catalonischen Bevölkerung die Förderung finanzieller Selbstverwaltung auf anderem Wege durchsetzen zu können. Der Führer der von der spanischen Handelskammer eingeleiteten Bewegung, Paraiso, kann nicht von der Schuld freigesprochen werden, daß er mit seinem allzu ausgeprägten Selbstbewußtsein auch einen Theil der Bevölkerung irregeleitet hat. So kam es in Catalonien bei einem Theile dieser zu der Weigerung, die Steuern freiwillig zu bezahlen, so daß deren Eintreibung erfolgen und schließlich, als der Widerstand fortgesetzt wurde, der Belagerungszustand über diesen Theil des Landes verhängt werden mußte. Den Ruhestörungen in Barcelona brauchte von Anfang an keine große Bedeutung beigemessen zu werden. Wer selbst solchen Studentenunruhen in der Hauptstadt Cataloniens zu wiederholten Malen beiwohnte und sich überzeugen konnte, in welcher Hast die sehr oft kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünger der Musen bei der ersten Charge der guardia civil die Flucht ergreifen, kann sicherlich nicht an einen ernsthaften Widerstand der Studenten in der Frage

der Selbstverwaltung und der Ermäßigungen im Staatshaushalte glauben. Wohl flüchtet dann auch der ruhige Theil der Bevölkerung von der Rambla, der Hauptpromenade Barcelona's; wenige Minuten später erscheinen aber selbst Damen der besten Gesellschaft, Kinder mit ihren Wärterinnen wieder, um im Schatten der Platanen der Rambla de las Flores von Neuem zu lustwandeln, als ob nichts geschehen wäre und auch nichts weiter geschehen könnte. Ernsthaft zu nehmen waren früher zumeist diejenigen Meldungen aus Barcelona, in denen anarchistische Verbrechen angekündigt wurden, während Studentenputsche und Demonstrationen im Sinne des Señor Don Paraiso kaum Besorgniß erregen können. Immerhin hat die Regierung Silvela's allen Grund, durchgreifende Reformen auf dem Gebiete, das von den in Zaragoza vor einiger Zeit versammelten Vertretern der Handelskammern bezeichnet wurde, durchzuführen. Der Aufschwung verschiedener Industriezweige verhindert nicht, daß die spanischen Staatsfinanzen einer Besserung dringend bedürftig sind. Die Anhänger der Regierung berufen sich nun darauf, daß nicht bloß der Conseilpräsident Silvela, sondern auch der Finanzminister Villaverde den festen Entschluß hegen, wichtige Ersparnisse im Staatshaushalt zu verwirklichen. Auf vierzig Millionen Pesetas sollen sich diese belaufen, während Herr Paraiso und dessen Anhänger sich erst mit hundert Millionen begnügen wollen. Nur bleiben sie den Beweis dafür schuldig, wie es möglich sein soll, ohne den ganzen Staatsorganismus zu stören, in alle Verwaltungszweige so tief eingreifende Einschnitte zu machen. Daß der Conseilpräsident Silvela und dessen treuer Gehülfe, der Finanzminister Villaverde, von den besten Absichten beseelt sind, erhellte bereits aus dem nicht ganz freiwilligen Rücktritte des früheren Kriegsministers, Generals Polavieja, der sich zu Ermäßigungen des Reichsbudgets nicht bereit finden lassen wollte und deshalb dem General Azcarraga weichen mußte.

Falsch gedeutet wurde vielfach außerhalb Spaniens die jüngste Demission des früheren Justizministers, dem man Sympathien für die auf umfassende Selbstverwaltung Cataloniens abzielenden Bestrebungen zuschrieb. Von spanischen Oppositionsorganen wurde behauptet, der Conseilpräsident selbst habe in dieser Richtung weitgehende Zugeständnisse gemacht. Silvela konnte dagegen mit Recht einwenden, daß sein politisches Programm in authentischer Form vorliege und nichts von solchen Reformen enthalte, die eben nur auf dem Wege der Gesetzgebung ins Leben gerufen werden können. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die carlistische Bewegung, die vor einigen Monaten noch als besonders gefährlich bezeichnet wurde, durchaus nicht mehr in derselben Weise beurtheilt wird. Gerade in den baskischen Provinzen, wo der Carlismus hauptsächlich in Betracht kommt, sind die Anhänger des Prätendenten oder seines Sohnes, Don Jaime, vielfach an industriellen Unternehmungen betheiligt, die durch einen Aufstand schwer geschädigt oder gar vernichtet werden würden. „Möge der Aufstand diesmal in Andalusien stattfinden," — diese Aeußerung wird einem angesehenen Mitgliede der carlistischen Partei zugeschrieben, das sehr wohl weiß, daß es im Süden sicherlich nicht zu einem Putsche kommen wird, obgleich der Bischof von Sevilla als ein Anhänger des Don Carlos gilt. Das Verhalten des Papstes Leo XIII., der zu wiederholten Malen sich zu Gunsten der gegenwärtigen Dynastie hat vernehmen lassen, muß vor Allem dazu beitragen, daß der spanische Clerus trotz allen entgegengesetzten Anwandlungen nichts gegen die bestehende Regierung unternehmen wird. Aus Navarra, einer Landschaft, die vielfach als eine der Hochburgen des Carlismus gilt, wird denn auch berichtet, daß die geistlichen Genossenschaften dort sogar ihre Capitalien in spanischer Staatsrente angelegt haben und deshalb an der Aufrechterhaltung der geltenden Institutionen ein wichtiges Interesse haben.

Alle diese Umstände dürfen jedoch das Ministerium Silvela nicht davon abhalten, Reformen in größerem Stile durchzuführen. Im Hinblick auf die freundschaftlichen Beziehungen, die Spanien mit Frankreich unterhält, könnte wohl das Kriegsbudget eine wesentliche Ermäßigung erfahren. Nur entsteht nach wie vor die

Frage, ob es im früheren classischen Lande der pronunciamientos angezeigt ist, durch die Entlassung zahlreicher Officiere die Cadres der Unzufriedenen zu vermehren. In regelmäßig wohl unterrichteten Kreisen ist übrigens von englisch-portugiesischen Unterhandlungen die Rede, deren Spitze sich gegen Spanien richten könnte. Während England früher bereits die Absicht hegen sollte, seinen Besitz in Gibraltar nach der spanischen Seite hin zu erweitern und einen Hafen in der nördlichen Provinz Galicien zu erlangen, ist nunmehr auch von den Balearen die Rede. Portugal sollte vorgeschoben werden, um den üblichen Zwischenfall an der Grenze zu schaffen. Obgleich nun diese Lesarten jenseits der Pyrenäen keineswegs als Phantasien bezeichnet werden, ist doch Großbritannien viel zu sehr mit dem Kriege gegen Transvaal beschäftigt, als daß es Verlangen nach neuen Schauplätzen für militärische Operationen hegen könnte. Die englisch-portugiesische Gefahr braucht also für die spanischen Staatsmänner kaum in Betracht zu kommen, wenn der neue Kriegsminister General Azcarraga mit der Aufgabe betraut wird, das Landheer gemäß den geringeren Anforderungen, die an dieses nunmehr nach dem Verluste der Colonien gestellt werden, zu reduciren.

Die vortrefflichen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich gelangen auch dadurch zum Ausdrucke, daß die Präfecten der südlichen Départements die Instruction erhalten haben, Alles zu vermeiden, was von französischem Gebiete aus einem carlistischen Putsch Vorschub leisten könnte. Unweit der spanischen Grenze pflegten diese Verschwörer früher eine Art Hauptquartier einzurichten, und der Waffenschmuggel wurde gleichfalls von dort aus organisirt. Inzwischen hat die französische Republik ihre eigene Verschwörung, über die der Senat als Staatsgerichtshof sein Urtheil fällen soll. Die Ergebnisse der mit der Voruntersuchung betrauten Commission liegen in sieben Bänden vor, von denen jeder etwa zweihundertfünfzig Seiten umfaßt. Da in Frankreich selbst gemäßigt republikanische Organe von Anfang an über die orléanistisch-neuboulangistische Verschwörung und das angeblich gegen die republikanischen Einrichtungen geplante Attentat ziemlich skeptische Auffassungen an den Tag legten, verweisen die Regierungsorgane auf den in den Untersuchungsacten befindlichen umfassenden Bericht des Pariser Polizeipräfecten über die orléanistische Partei und auf den weiteren Bericht des Specialcommissars der Sûreté générale, Hennion. Diese Documente in Verbindung mit den Depeschen und den Rapporten über die verschiedenen Kundgebungen in den Jahren 1898 und 1899, sowie mit den chiffrirten Telegrammen an den Herzog von Orléans bilden die hauptsächliche Grundlage der gegenwärtig im Luxembourg-Palaste vor dem Staatsgerichtshofe stattfindenden Verhandlungen.

Die Vorgänge, die sich am Tage der Beerdigung des früheren Präsidenten der Republik, Félix Faure, abspielten, sowie die Scandalscenen auf dem Rennplatze von Auteuil werden gleichfalls in den Rahmen dieser Verhandlungen einbezogen werden müssen, obgleich dabei der Rechtsgrundsatz: ne bis in idem nicht verletzt werden darf, da Paul Déroulède und dessen Schildknappe Habert ihrer Zeit von den Pariser Geschworenen freigesprochen wurden. Ebenso sind die „weißen Nelken" bereits abgeurtheilt worden. Immerhin wird es geboten sein, bei den Verhandlungen mit dem Staatsgerichtshofe auf alle diese Vorgänge zurückzugreifen, um den Zusammenhang der in Betracht kommenden Verhältnisse deutlich zu illustriren.

Bei dem Vertrauensmanne des Herzogs von Orléans, André Buffet, dem Sohne des früheren Ministers der „moralischen Ordnung", ist ein Verzeichniß der Personen gefunden worden, die nach dem Sturze der Republik und der Wiederherstellung der orléanistischen Monarchie als Präfecten die neue Verwaltung und als procureurs généraux die monarchistische magistrature debout repräsentiren sollten. Letztere Bezeichnung gilt in Frankreich für die Staatsanwaltschaft im Gegensatze zu den Richtern, die den Beinamen magistrature assise führen. Da André Buffet der Leiter des politischen Bureaus des Herzogs von Orléans ist, wird dem Verzeichnisse besondere Bedeutung beigelegt, weil daraus hervorgehen

soll, daß die Orléanisten an einen nahen Sieg ihrer Bestrebungen geglaubt haben. Doch muß es schwierig erscheinen, einen nachweisbaren Zusammenhang zwischen Paul Déroulède, dem Neu-Boulangisten, der sich selbst als entschiedenen Anhänger der „plebiscitiven Republik“ bezeichnet, und den royalistischen Parteigängern des Herzogs von Orléans herzustellen. Allerdings befindet sich in den umfangreichen Untersuchungsacten der auf die Patriotenliga bezügliche eingehende Bericht an einen der royalistischen Angeschuldigten.

Dem Senate als Staatsgerichtshofe liegt es ob, Klarheit in die recht verwickelte Angelegenheit zu bringen. Mit Recht wird angenommen, daß die Existenz des Ministeriums Waldeck-Rousseau-Galliffet von dem Ausgange dieses Processes abhängt, wenn anders nicht zuvor bereits die parlamentarischen Stürme aus einem anderen Anlasse das so eigenthümlich zusammengesetzte Cabinet weggefegt haben sollten. An Zündstoff wird es bei diesen parlamentarischen Verhandlungen nicht fehlen. Nicht bloß von der Rechten, sondern auch von den „Ralliirten“, den zur Republik angeblich bekehrten Conservativen und den Republikanern im Gefolge Méline's, wird das Ministerium Waldeck-Rousseau scharf bekämpft werden. Vor Allem wird es daher darauf ankommen, daß sämmtliche übrigen Parteigruppen der Linken der Regierung ihre Unterstützung gewähren.

Die Budgetcommission, die zumeist aus Radicalen besteht, hat nun unter Anderem die Streichung des für die französische Botschaft beim Vatican von dem Ministerium verlangten Credits mit großer Stimmenmehrheit beschlossen. Der Minister des Auswärtigen, Delcassé, wird sicherlich nicht verfehlen, auf die Wichtigkeit dieses Botschafterpostens hinzuweisen und zu betonen, daß Papst Leo XIII. immer wieder von Neuem den französischen Clerus auffordert, seinen Anschluß an die republikanischen Einrichtungen zu vollziehen. Auch in früheren Jahren hat der Budgetausschuß ähnliche ablehnende Beschlüsse gefaßt, die jedoch von der Deputirtenkammer nicht genehmigt wurden. Diesmal könnte sich der parlamentarische „Kampf um Rom“ heißer gestalten, weil die „Verschwörung gegen die Republik“ vielfach auch auf geistliche Einflüsse zurückgeführt wird. Der Minister des Auswärtigen, Delcassé, hat jedoch bisher vortrefflich verstanden, einen Ausweg aus solchen schwierigen Situationen zu finden. Ihm wird es daher wohl auch diesmal gelingen, die Forderung der Regierung durchzusetzen, selbst wenn ein Theil der Rechten geneigt sein sollte, „aus Bosheit“ mit den Ultraradicalen und Socialisten zu stimmen.

Literarische Rundschau.

Herman Grimm's „Michelangelo".

[Nachdruck untersagt.]

Leben Michelangelo's. Von Herman Grimm. Mit 23 Doppeltafeln und 88 einfachen Tafeln. Erste bis siebente Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1899.

Für die Generation, die jetzt aufwächst, sind große und dabei doch verhältnißmäßig billige Bilderwerke zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Lehrzwecken schon etwas Selbstverständliches. Der alte Nimbus des kostbaren Foliobandes mit Tafeln ist dahin. Gerade das schlichte, das volksthümliche Buch bekommt Bilder, so viele wie möglich. Man kann das jetzt machen, da die Methoden sich vereinfacht haben. Und diese äußere Möglichkeit begegnet sich mit einem Zuge aus unserem modernen Bildungsstreben selbst. Wir wollen realistisch scharf belehrt werden. Und zugleich in der denkbar kürzesten Frist, mit der ganzen Angst unserer Tage vor dem überflüssigen Zeitverlust. In beiden Fällen kommt das Bild ausgezeichnet entgegen. Die Gefahr ist bloß, daß wir uns gewöhnen, den Text ohne Bilder deswegen geringer zu schätzen. Schon jetzt ist etwas der Art bei dem begleitenden Text der meisten Bilderwerke fühlbar. Man setzt wie stillschweigend voraus, daß der Verleger Bilder gesammelt und sich dann einen Mann gesucht hat, der ihm einen Text „dazu" schreibt. Das Wort, so wenig es ganz entbehrt werden kann, tritt doch an eine zweite Stelle, es verkümmert zur Unterschrift. Schließlich kommen und gehen solche Zeitströmungen, ihre äußeren Bedingungen schwinden eines Tages von selbst wieder, dauernd vergewaltigen läßt sich der Geist durch kein Extrem. Aber nützlich ist es, wenn schon innerhalb der Mode einmal das rechte Verhältniß wieder klar zum Ausdruck kommt. Und in diesem Sinne ist das vorliegende Werk mustergültig. Seit vierzig Jahren besitzen wir das „Leben Michelangelo's" von Grimm im goldenen Bestande unserer Literatur. Dieses Buch bliebe dasselbe, wenn es in Reclam'schen Zwanzig-Pfennig-Heftchen erschiene, wie es jetzt dasselbe bleibt im Riesenformat eines monumentalen Prachtwerkes. Es war ausgesprochen so angelegt, daß es ohne alle Hülfsmittel bloß aus sich heraus wirken sollte, und es hat so gewirkt. Vor dieser stolzen Höhenbetrachtung und Vergeistigung eines Stückes Kunstgeschichte und eines Capitels wirklicher Geschichte gab es nicht einmal das Hülfsmittel des Bildes. Es gab nur fern, hier und dort zerstreut, die Originale, und daneben hier die Rede des Mannes, der aus seinem Charakter heraus darüber urtheilte. Ein Buch wie dieses konnte überhaupt niemals im landläufigen Sinne „illustrirt" werden. Und doch ist Eines ideell möglich gewesen, und das ist jetzt materiell mit größtem Glück wirklich durchgeführt worden. Seitdem wir Photographien haben und diese Photographien so billig geworden sind, ist es wahrscheinlich, daß ein ernster Leser, der Grimm's Buch langsam durchnimmt,

an so und so viel Stellen eine Photographie zu Rathe zieht. Dem konnte entgegen gekommen werden. Das Buch konnte gleich ausgegeben werden mit einer Beilage, die eine Auswahl der besten in Betracht kommenden Photographien in der guten Reproduction enthält, wie sie unsere Technik zuläßt. Und von diesem Princip sind Grimm selbst und der bekannte treffliche Kunstverlag Spemann's wirklich schlicht, aber ernst und nachdrücklich ausgegangen. Es ist Gewicht darauf gelegt worden, die Bilderbeilagen möglichst groß im Format zu nehmen, und der Größe dieses Formates ist entsprechend dann auch als einzige unmittelbare Veränderung der Satz des Textes angepaßt worden. Ich finde, daß diese formale Kleinigkeit dem Texte thatsächlich hilft: Grimm's Sprache kommt gleichsam echter, in größerem Quaderbau auch für das Auge bei diesem üppigen Druck heraus. Man könnte nicht jedes Buch so lesen. Grimm aber gewinnt nur dabei. Die Ausführung der Bilder selbst ist einfach ausgezeichnet nach jeder Richtung, so weit die ersten Lieferungen ein Urtheil zulassen. Es wird eine Freude sein, am Schlusse rückschauend das Ganze eingehend zu würdigen. Einstweilen sei der glückliche Gedanke froh begrüßt.

Wilhelm Bölsche.

Erich Schmidt's „Lessing“.

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Erich Schmidt. Zweite veränderte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Erich Schmidt's „Lessing“ hat sich längst eine monumentale Stellung unter jenen leider so spärlich gesäten Werken zur deutschen Literaturgeschichte errungen, die dem Gelehrten und dem Liebhaber gleich unentbehrlich sind. Die Eigenart des Buches fließt aus der Eigenart des Verfassers und der des Gegenstandes mit solcher Nothwendigkeit, daß man schon deshalb auf die „veränderte Auflage“ mit Spannung wartete, als eine solche in einer bei Monographien dieses Umfanges in Deutschland sehr kurzen Zeit nothwendig geworden war.

In der That trifft die Veränderung nirgends die eigentliche Structur des Werkes. Auch in dem am strengsten umgearbeiteten ersten Theil sind wohl die Grenzen zwischen den Capiteln zweckmäßig revidirt, die Ueberschriften und die Citate gelegentlich verändert, aber in Aufbau und Darstellung schien nur Einzelnes der Umformung bedürftig. Daß „Minna von Barnhelm“ von der Machtstellung eines eigenen Capitels in die bescheideneren Rangverhältnisse eines Paragraphen herabgedrückt, „Miß Sara Sampson“ umgekehrt vom Abschnitt zum Capitel befördert wurde, scheint uns eine kleine Ungerechtigkeit; dagegen ist das auffallende Mißverhältniß im Umfang der beiden Bände einer beinah vollkommenen Gleichheit gewichen. Ein wesentlicher Vortheil sind die neu eingeführten, rasch und knapp orientirenden Seitenüberschriften.

Ist also das Buch im Ganzen in seiner berechtigten Eigenart verblieben, so zeigt es doch im Einzelnen einen großen Reichthum verbessernder Aenderungen. „Lessing hat Klopstock's Varianten untersucht, sein Lehrer Höre verzeichnet die Varianten des Herrn von Besser, um ein solches Feilen mit dem Keltern des Traubenblutes zu vergleichen.“ Auch die Varianten der beiden Ausgaben dieser berühmten Biographie wird man nicht ohne Vortheil studiren. Hier findet man die früher oft zu schmeichelhaften Voraussetzungen von der „allgemeinen Bildung“ des Lesers gemildert: es wird etwa der Literat Mauvillon nicht mehr als selbstverständlich bekannt angenommen oder das Goethe'sche Lieblingswort „Tragelaph“ zurück-

gezogen. Es werden allzu lebhaft durchgeführte Bilderreihen energisch beschnitten oder — etwa im Urtheil über Cicero — zu starke Ausdrücke gemildert. Unbedeutende Erscheinungen, wie Benedix' „Hochzeitsreise" oder ein beliebiges Judas-Gemälde einer vergessenen Kunstausstellung, verschwinden, während charakteristische Gestalten wie der Epigrammatiker Kästner oder der Leipziger Professor Christ eingehender beleuchtet werden. Fragen wie die über Lessing's Verhältniß zur Mathematik oder über seine vielberufenen Entlehnungen oder „Plagiate" erhalten eine theilweise abweichende Antwort.

Auch über die Umgestaltung unserer Schriftsprache in den letzten Jahren kann man aus Erich Schmidt's eingehender Nachbearbeitung mancherlei lernen. Wenn er jedes „letzterer" beseitigt, so scheint er uns den Schroeder und Wustmann zu treulich zu entsprechen; aber wie bezeichnend wird etwa statt des unsinnlichen „Wendepunkts" die anschauliche „Wegscheide" gesetzt, als Lessing nach Berlin geht! Oder statt des harten Ausdrucks: „Nun trete man hin und greine über Lessing's Unverstand in Allem, was bildende Kunst heißt" tritt nun der besser tönende „und schelte —" ein. Die Umgestaltung der Capitelschlüsse, z. B. vor dem „Nathan", ist ein beachtenswerthes Capitelchen angewandter Stilistik, und selbst die Motti sind — so für den „Laokoon" — mit Glück erneuert.

Die Anmerkungen — diesmal auf die beiden Bände vertheilt — bringen neue Mittheilungen aus Briefen von Lessing's Vater über die Herrnhuter, ausführlichere Nachrichten über Porträts des Dichters, und natürlich manchen neuen Bezug auf die Literatur. Und so wird es fortan weiter und noch freudiger bei Denen, die zu dem Buche greifen, heißen: „Komm, tapferer Lessing!"

yo. **Rom.** Von Dr. Reinhold Schoener. Mit 290 Original-Illustrationen. Wien und Leipzig, Verlagsanstalt von Emil M. Engel.

Dies Prachtwerk reiht sich in Mannigfaltigkeit des Inhalts und Glanz der Ausstattung früheren Veröffentlichungen des thätigen Verlegers ebenbürtig an: ein neuer Kranz, den inniges Verständniß und begeisterte Liebe huldigend zu den Füßen der alten Weltherrscherin niederlegen. Langjähriger Aufenthalt in Rom hat die Verfasser des Textes — neben dem Herausgeber hätte seine Gattin, Frau Clara Schoener, wohl verdient, auf dem Titel genannt zu werden, da eine ganze Reihe von Abschnitten ihrer Feder entstammt — mit Allem, was der Siebenhügelstadt ihr einzigartiges Gepräge verleiht, gründlich vertraut gemacht. Daher bieten ihre Aufzeichnungen nicht die flüchtigen, oft genug irreführenden Eindrücke, in denen vorübergehende Besucher ihrem Enthusiasmus oder ihrer Enttäuschung Luft zu machen pflegen, sondern die Summe dauernder Erlebnisse und eindringender Studien, denen eine solide Kenntniß der Baugeschichte, der Alterthümer und der weltgeschichtlichen Wandlungen Roms zur Grundlage dient. Hierbei kommt dem Verfasser des Textes in wirksamster und ausgiebigster Weise die Illustration zu Hülfe, die von einer ganzen Gruppe namhafter römischer Künstler herrührt. Deutsche wie Franz von Lenbach und E. Fuchs, Oesterreicher wie der vielen Besuchern Roms durch seine liebenswürdigen Schilderungen italienischer Landschaft lieb gewordene Brioschi, der Spanier Benlliure, die Italiener Aleardo und Amadeo Terzi, S. Macchiati, M. Pagani u. A. haben sich vereinigt, um das Werk mit einer reichen Fülle von trefflich wiedergegebenen Zeichnungen, Skizzen, Veduten, Studienblättern zu schmücken, in denen die Monumente, die Ruinenwelt, die heroische Scenerie der römischen Landschaft sich mit drastischen Wiedergaben des römischen Alltaglebens, der kirchlichen Ceremonien, des politischen und socialen Treibens der Gegenwart zwanglos zu einem reichhaltigen Gesammtbilde des heutigen Roms verbinden. Kaum einen der Charakterzüge, die in seiner Erinnerung an die Zeit des römischen Aufenthaltes haften geblieben sind, wird der Besucher Roms in diesem Buche vermissen; auf Manches, das seinem Blick entging, wird er hier durch die Feder des Schriftstellers und den Zeichenstift des Künstlers hingewiesen und sich aufs Neue von jener „Rombegierde" erfaßt fühlen, in der schon im frühesten Mittelalter sorgfältige Beobachter eine Eigenthümlichkeit des germanischen Wesens erkannt haben. Andere werden vielleicht dies und jenes, was ihnen in Rom besonders lieb geworden, stärker betont zu sehen wünschen: stille, uralte, vom Fremdenzug nicht allzu oft berührte Kirchen, wie S. Sabina oder wie S. Prisca auf der cypressengekrönten Kuppe des Aventins, oder die weltentrückten Gärten, die sich hinter modernen Straßenzügen auf den Hochebenen des Viminalis und des Esquilins — z. B. der herrliche Garten des Fürsten Brancaccio mit seiner duftigen Rosenfülle — ganz unerwartet, nur dem Kundigen auffindbar, öffnen. Oder eine jener altrömischen Osterien, wie sie Gott sei Dank nicht bloß außerhalb Roms — die bei der Villa Livia draußen vor der Porta del Popolo ist dal vero im ersten Abschnitte des Buches vorgeführt — sondern auch innerhalb des Mauerrings noch an gar mancher Stelle in unverfälschter Ursprünglichkeit sich aufspüren lassen, wenn man sich dazu Muße zu nehmen vermag. Aber wer könnte von Rom Alles sagen wollen? Wer so viel Gutes bringt wie dies Rombuch, der hat Anspruch auf Dank und Anerkennung, und mit ihrem Ausdruck, nicht mit nörgelnder Kritik möge diese kurze Anzeige schließen.

eo. **Kleine Schriften.** Von Jakob Bächtold. Mit einem Lebensbild von W. v. Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Mit Porträt und Bibliographie. Frauenfeld, Huber. 1899.

Die „Deutsche Rundschau" hat nach dem frühen Abschied ihres treuen Mitarbeiters darauf hinweisen können, daß schon Gottfried Keller die Aufsätze des Züricher Germanisten gesammelt zu sehen wünschte. Vor Allem die mit wahrhaft „anmuthiger Gelehrsamkeit" entworfenen „Literarischen Bilder aus Zürichs Vergangenheit" waren gemeint, die nun in Vetter's sorgsamer Lese den Rumpf der ersten Abtheilung ausmachen. Sie bezeugen ein großes schriftstellerisches Talent, dem später in dem geschichtlichen Hauptwerk Bächtold's und der Biographie Keller's die schier erdrückende Stofffülle zum Hemmniß ward. Um so frischer sprudelt es „Aus dem Wallis" und „Von der Vogelweide" hervor, schalkhaften Reisefeuilletons; auch die alten „Skizzen aus Elsaß und Lothringen", Berichte von 1870, sind voll unmittelbarer Beobachtung, wie sie dem nicht patriotisch aufwallenden Schweizer unterwegs gedieh. „Kleine Schriften" von Gelehrten kommen schwer in Umlauf; die meisten bleiben liegen. Diese treten hurtig an, und eine treffliche Vita von Freundeshand sorgt für das Gedächtniß des prächtigen Menschen.

v. **Jugenderinnerungen eines alten Arztes.** Von Adolf Kußmaul. Stuttgart, Bonz. 1899.

Der Altmeister der inneren Medicin kehrt im sanften Abendschein zu seiner Frühzeit zurück und erzählt mit Nestor's Behaglichkeit die badische Kindheitsidylle, die Lehrjahre in Heidelberg und in Wien, die ersten Mühen des Landarztes und sein junges Glück. Ueberall spricht eine liebenswürdige, humane Persönlichkeit; auch der Schalk, der einst die burleske Reimerei vom verlorenen Sohn in Mesopotamien und dergleichen mehr zum Besten gab, tritt hervor. Das Studentenleben am Neckar wird vergegenwärtigt, der damalige klinische Unterricht sehr lebhaft geschildert, so daß wir die Puchelt, Chelius u. A. genau wie aus persönlichem Verkehr kennen lernen. Unergiebiger sind die „Reisebilder", im Gegensatze zu späteren Berichten von dem badischen und dem schleswig-holsteinischen Feldzug. Kußmaul theilt nicht nur seine Erfahrungen bei den

österreichischen Reformatoren der Medicin mit, sondern auch gar manches aus der Praxis und von eigenen Krankheiten, was Anderen frommen könnte. Er hat bei Gesunden und Leidenden stets Vertrauen erweckt; die Leser unseres Buches werden das begreifen. In der nächsten Auflage möchten wir Lenbach's ganz mißlungenes Porträt durch eine treue Photographie dieser edlen Züge ersetzt sehen.

εσ. **Unsere Hauschronik.** Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten. Von D. Karl Alfred von Hase. Mit 235 Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.

Was ihr berühmter Vater, der Jenaische Theologe Karl Hase, für sich in den „Idealen und Irrthümern" und den „Annalen meines Lebens" geleistet, das runden hier die Söhne von frühen Ueberlieferungen des altthüringischen Geschlechts bis zu voller Kenntniß der Gegenwart. Die Namen Luther's, Goethe's, Kaiser Wilhelm's sind in diesem treulich angesammelten, klar gesichteten, reich illustrirten Archiv eingezeichnet, und zwei bedeutende Männer der Wissenschaft (neben dem Kirchenhistoriker sein Pariser Vetter, der Philologe Benedict) ragen aus der fruchtbaren Hasenschar empor. Doch nicht solche Beziehungen zu großen Persönlichkeiten oder Ereignissen, nicht der so berechtigte Stolz auf einzelnen Ruhm geben dem stattlichen Buche seinen Hauptwerth, sondern daß mit urkundlicher Gewähr und zugleich mit schriftstellerischem Reiz für Anstieg und Ausbreitung, Stetigkeit und Wandel einer bürgerlichen Familie gethan ist, was Häusern „Derer von" zu Theil wird. Möge das schöne Beispiel Nachfolge finden! Ein warmer, einträchtiger Sinn geht durch das Ganze; wir werden heimisch unter den Entschwundenen und den Lebenden und beschauen gern ihre Züge vom Votivbild aus Cranach's Schule, von Silhouetten bis zur Beterpose des Consistorialraths oder zum Cürassierporträt Oscar's, der im Contor „Breitkopf & Härtel" so tüchtig auch als Organisator und Geschichtschreiber wirkt.

εσ. **Weltwanderung.** Gedichte von Otto Liebmann. Stuttgart, Cotta. 1899.

Der Philosoph, der einst so kräftig die Parole „Zurück zu Kant!" ausgab, und der eben jetzt in seiner klaren Form zwei neue Hefte der „Gedanken und Thatsachen" (Straßburg 1899) psychologischen Inhalts darbringt, kann und will als Dichter den akademischen Mann nicht verleugnen, aber die Hauptgefahren philosophischer Lyrik sind sicher gemieden. Weder fährt sein Boot auf der Sandbank trockener versificirter Reflexionen fest, noch feiern hier, nach Heine's Wort, „besoffene" Gedanken ihre Orgien. In der edlen Architektur des Sonetts wie in freien Rhythmen gelangen die Weltanschauungen alter und neuer Denker mit all' dem, was ihr Dolmetsch selbst lang in Herz und Sinn gehegt hat, zu blanker Prägung, zu bildlichem Ausdruck. Man tritt aus dem Studirzimmer ins ewige Weben der Natur. Es sind keine Verse für die Zunft, kein lehrhaftes Vademecum für die Halbbildung.

δφ. **Aus Natur und Geisteswelt.** Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Palästina und seine Geschichte. Sechs volksthümliche Vorträge von Professor D. H. von Soden. Mit zwei Karten und einem Plan von Jerusalem. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1899.

Diese Sammlung bietet Darstellungen wichtigerer Gebiete aus allen Zweigen des Wissens, und das vorliegende Bändchen ist eine treffliche Probe dessen, was das neue Unternehmen zu leisten verspricht. Ein hervorragender wissenschaftlicher Theologe, Lehrer der Berliner Universität und praktischer Geistlicher, welcher Palästina durch eigenen Augenschein kennen gelernt hat, führt uns Land, Volk und Geschichte durch drei Jahrtausende vor — ein zusammengedrängtes Bild aus den Ergebnissen der gegenwärtigen historischen Forschung. — Die Sprache ist edel und gewählt, ohne der Verständlichkeit etwas zu vergeben. Der Inhalt führt von dem breiten Untergrunde der Geschichte zu den unmittelbaren Aufgaben des Deutschen Reiches und Volkes hinüber, welche — nach der Ansicht des Herrn Verfassers — in erster Reihe den Beruf zu einer Besiedelung Palästina's erfüllen können. Schon jetzt sind die einzigen mit dem Boden Palästina's verwachsenen Europäer die schwäbischen Templer mit ihren vier blühenden Colonien in Jaffa, Sarona, Jerusalem und Haifa. Sie besitzen die besten Weinberge, Obstgärten, Felder. In ihrer Hand liegen das Verkehrsgewerbe und der größte Theil des Handels, auch die meisten nennenswerthen gewerblichen Unternehmungen.

γ. **Vers Athènes et Jérusalem.** Par Gustave Larroumet. Paris, Hachette. 1898.

Der bekannte französische Literarhistoriker Larroumet, Mitglied des Instituts, hat in diesem Bande die Reisebriefe vereinigt, welche er 1896 und 1897 im „Temps" und „Figaro" erstmals hatte erscheinen lassen. Er hat Griechenland und Palästina in dem Gefühl besucht, „daß diese beiden Länder jedem modern civilisirten Menschen nächst dem eigenen Vaterland die theuersten sind, weil in ihnen die Quellen der Vernunft und der Religion sprudelten, in welchen wir unsere Kindheit und Jugend gebadet haben". Mit Recht rühmt er den Werth der classischen Bildung, „welche, zur Zeit in Frankreich so heftig angegriffen, weil sie unpraktisch mache, in England und Deutschland heute noch hochgehalten wird und diese Nationen nicht verhindert hat, in Handel, Gewerbfleiß und Colonisation Großartiges zu leisten". Larroumet war in Griechenland am Vorabend des türkischen Krieges, und als er die kleinen blauen Soldaten mit ihren schönen Gewehren und die Euzonen in ihrer romantischen Tracht sich brüsten sah, hielt er es nicht für möglich, daß sie vor Ablauf eines Jahres nach kurzem Kampf vernichtet sein würden. Aber entgegen Denen

welche über die Griechen den Stab brechen, ist er geneigt, ihnen mildernde Umstände zuzubilligen. In Syrien findet Larroumet den französischen Einfluß sehr zurückgegangen, und ohne es ganz offen zu sagen, mißt er die Schuld dem Verhalten Frankreichs seit 1870 zu. „Man will nur in Sicherheit leben und vergißt, daß ein Volk auch von der Ehre lebt und seine geschichtliche Rolle nicht verleugnen darf." Das ist richtig, aber es ist nicht die volle Wahrheit. Sie kommt nur zur Geltung, wenn man offen gesteht, daß über dem „hypnotisirten Hinstarren auf das Loch in den Vogesen" Frankreich auf allen Punkten seine höchsten Interessen geschädigt hat, und daß es hohe Zeit ist, den Hauptfeind anderswo zu suchen als in Deutschland.

ρσ. **Ernst Moritz Arndt.** Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Ernst Moritz Arndt ist sein Lebenlang ein rüstiger Briefschreiber gewesen. Die Feder fügte sich leicht und gern in seine Hand. Seine Briefe begleiten alle Wanderungen und Wandlungen seines Lebens, die Freuden und die Leiden, aus der Schülerzeit bis nahe an die letzte Grenze, die ihm gezogen war. Die Masse der im obigen Bande jetzt vereinigten Briefe gibt so, zumal mit den von den Herausgebern zum Verständnisse vorgeschickten Bemerkungen, wirklich in gewissem Sinne ein Lebensbild aus Arndt's eigner Hand. Seine Stellung als Politiker, Professor, Schriftsteller und Dichter ließ ihn Fühlung mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit gewinnen. Durch die Lectüre der Briefe unmittelbar an diesem Verkehr Theil zu nehmen, hat vielen Reiz und Genuß für den, der in das weite Stück Vergangenheit, das sie umspannen, sich vertiefen mag. Die beiden Herausgeber haben eine dankenswerthe Arbeit geleistet.

ρσ. **Die Brüder Grimm.** Ihr Leben und Wirken, in gemeinfaßlicher Weise dargestellt von Dr. Carl Franke. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1899.

Dem Verfasser schwebte die schöne Idee vor, ein volksthümliches Buch über das Leben und Wirken der Brüder Grimm zu liefern. Ansätze dazu sind gewiß vorhanden. Aber im Ganzen hat sich der Verfasser bei der Niederschrift noch nicht frei genug gefühlt von dem Einflusse derjenigen Schriften, die er zu seinem Zwecke studirte. Er nimmt noch zu viel Einzelheiten und Minderwerthiges mit, das den Eindruck des Großen stört. Er schließt fast jede Ausführung über die bahnbrechenden Werke der Brüder mit der unseligen Redensart: „Die neuere Forschung hat aber bewiesen, daß" 2c. — was natürlich in solcher Bestimmtheit gar nicht wahr ist. Die neuesten Arbeiten über die Thiersage und die Märchen z. B. nähern sich der Grimm'schen Auffassung sehr viel mehr, als der Verfasser denkt. Der chronologische und bibliographische Anhang hat weder als wissenschaftlich noch als gemeinfaßlich eine Berechtigung. Das Buch könnte wohl ein volksthümliches Buch werden. Es müßte aber von Neuem durch- und umgearbeitet werden. Wie jetzt zum Denkmal der Brüder Grimm in Hanau die schauenden Blicke jedes Mannes aufsteigen können, so sollte ein edles, volksthümliches Buch vorhanden sein, das das Vorbildliche und Bleibende im Wesen der Brüder dem lesenden Auge des Volkes in großen Zügen darstellte.

ρσ. **Edward von Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden.** Herausgegeben und durch ein Lebensbild eingeleitet von Alphons Maria von Steinle. In zwei Bänden. Mit vielen Lichtdrucken. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1897.

Zu den wichtigsten und inhaltsreichsten Correspondenzen, die die letzten Jahre uns gebracht haben, zählt gewiß des Malers Edward von Steinle Briefwechsel mit seinen Freunden. Steinle, geboren 1810, war Wiener von Geburt, fand aber in Rom den gesinnungsverwandten Anschluß an Overbeck und Cornelius, in deren Richtung seine katholisch-gläubige Kunst ihre Entwicklung nahm. Die Ausmalung der Burgcapelle zu Rheineck, die dem Bonner Professor Bethmann-Hollweg gehörte, machte ihn den Frankfurter und Münchener hohen katholischen Kreisen vortheilhaft bekannt. Namentlich mit Clemens Brentano und Emilie Linder in München schloß er die innigste Freundschaft. In Frankfurt fand er 1839, an der Seite Philipp Veit's, ein Heim und die Heimath, die ihm die alte Kaiserstadt bis an sein Lebensende (1886) bleiben sollte. Ein chronologisches Verzeichniß der Werke Steinle's beschließt das Buch, und Mancher wird sich noch der in Berlin veranstalteten Steinle-Ausstellung erinnern. Alle Phasen seines unermüdlichen Schaffens lassen sich in den Briefen mit seinen Freunden, unter denen wohl kein einflußreicher katholischer Name fehlt, bis ins Einzelne verfolgen. Welche schöpferische Phantasie, welche künstlerische Schaffenskraft offenbaren sich da! Es kommt darauf an, ob oder bis zu welchem Grade man sich in die Anschauungen dieser Kreise nachempfindend versetzen kann. Bewundern muß man die still-nachhaltige Macht Derer, welche der Hingabe an eine große Idee fähig sind. Man ahnt, gegen welche ungeheuren Widerstände in Deutschland der politische Culturkampf zu führen war. Insofern wächst der Inhalt des zweibändigen Werkes, dessen Anlage und Ausstattung der Pietät des Sohnes Ehre bringt, weit hinaus über die Person Steinle's und wird zu einem Culturbilde der gesammten Gemeinschaft gleichstrebender Männer, innerhalb deren Steinle stand, und zu denen er als der Besten einer gehörte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

ABC-Cursbuch. Der Fahrtfinder. Auskunftsbuch für das Deutsche Reich. Berlin, Verlag der Internationalen Fahrplan-Gesellschaft.

Andersen. — Bilderbuch ohne Bilder. Von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von M. Lengfeldt. Mit Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Arminius. — Der Weg zur Erkenntniß. Roman von Wilhelm Arminius. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Arnold. — Geschichte der deutschen Polenliteratur. Von Robert Arnold. Erster Band. Halle a. S., Max Niemeyer. 1900.

Bauer. — Friede auf Erden! Ein Weihnachtsspiel von Hermann Bauer. Mit einer Musikbeilage von Theodor Raillard. Leipzig, Friedrich Jansa. 1899.

Beck. — Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues. Von Theodor Beck. Mit 806 in den Text gedruckten Figuren. Zu beziehen durch Julius Springer in Berlin. 1899.

Bethusy-Huc. — Glückimwald. Roman von V. Gräfin Bethusy-Huc. Dresden, E. Pierson. 1899.

Biedermann. — Vorlesungen über Socialismus und Socialpolitik. Von Karl Biedermann. Breslau, S. Schottlaender. 1900.

Bourget. — Oeuvres complètes de Paul Bourget. Critique I. Essais de psychologie contemporaine. Paris, Librairie Plon. 1899.

Boy-Ed. — Zwei Männer. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Bulthaupt. — Durch Frost und Gluthen. Gedichte von Heinrich Bulthaupt. Dritte, vermehrte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Bunsen. — Udo in England. Eine Reiseerzählung von Marie von Bunsen. Illustrirt von M. von Bunsen und H. Hubner. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Busse-Palma. — Lieder eines Zigeuners. Von Georg Busse-Palma. Mit einer Einleitung von Carl Busse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Cornelius. — Historische Arbeiten vornehmlich zur Reformationszeit. Von C. A. Cornelius. Leipzig, Duncker & Humblot. 1899.

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1900. Herausgegeben von Otto Braun. Zehnter Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Das deutsche Kaiserpaar im heiligen Lande im Herbst 1898. Mit Allerhöchster Ermächtigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet nach authentischen Berichten und Acten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Dem neuen Jahrhundert. Musen-Almanach Berliner Studenten für das Jahr 1900. Berlin, Hermann Walther. 1900.

Drews und Hüppe. — Die Grundlagen der geistigen und materiellen Cultur der Gegenwart. Zwei Besprechungen von A. Drews und F. Hüppe. München, F. Bruckmann A.-G. 1899.

Dugast. — Les lois sociales devant le droit naturel. Par F. Dugast. Paris, Giard et Brière. 1900.

Eberstein. — Ueber die Revolution in Preußen und Deutschland 1848/49. Historische Studie von Alfred Freiherr von Eberstein. Leipzig, Julius Werner. O. J.

Einarsson. — Schwert und Krummstab. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Indridi Einarsson. Einzige autorisirte Uebertragung aus dem Neu-Isländischen von Carl Küchler. Berlin, E. Ebering. 1900.

Falke. — Der Mann im Nebel. Roman von Gustav Falke. Hamburg, Alfred Janssen. 1899.

Falke. — Mit dem Leben. Neue Gedichte von Gustav Falke. Buchschmuck und Einbandzeichnung von Arthur Illies. Hamburg, Alfred Janssen. 1899.

Fischer. — Opern und Concerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866. Von Dr. Georg Fischer. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1899.

Flachs. — Dragan Bratow. Ein Roman aus Bulgarien von Adolf Flachs. Berlin, Johannes Räde. O. J.

Fleischer. — Mozart. Von Oskar Fleischer. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900.

Florschütz. — Gelegentliche Kleinigkeiten. Von B. Florschütz. Wiesbaden, Gebrüder Petmecky. 1899.

Funck-Brentano. — Le drame des poisons. Par Frantz Funck-Brentano. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1899.

Geiger. — Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mittheilungen. Von Ludwig Geiger. Neue Sammlung. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

German. — Der fränkische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker Stephan Hauß. Ein Lebensbild von Wilhelm German. Schwäb. Hall, Wilhelm German's Verlag. O. J.

Hamel. — Hannoversche Dramaturgie. Kritische Studien und Essays von Richard Hamel. Hannover, M. & H. Schaper. 1900.

Hansjakob. — Abendläuten. Von Heinrich Hansjakob. Illustrirt von Kurt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Harnack. — Essays und Studien zur Literaturgeschichte. Von Dr. Otto Harnack. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Harzen-Müller. — Musikalisches und Musiker aus dem „Lieder-Verein Berlin 1829", zur Feier des siebzigsten Stiftungsfestes. Nach den Acten bearbeitet von A. Niko. Harzen-Müller. Mit elf Bildnissen. Berlin, Verlag des „Lieder-Verein Berlin 1829". 1899.

Hase. — Kirchengeschichte. Von Karl von Hase. Zwölfte Auflage. Bis zur achten Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Heine. — Sämmtliche Werke Heinrich Heine's. (In einem Bande.) Mit einem biographisch-literargeschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holthof und dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Henckel. — Sbornik. Russische Geschichten und Satiren. Uebersetzt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. Drei Bände. Berlin, Johannes Räde. O. J.

Hevesi. — Der zerbrochene Franz nebst anderen Humoresken und Geschichten. Von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Heyse. — Das literarische München. 25 Porträtskizzen von Paul Heyse. München, F. Bruckmann A.-G. O. J.

Heyse. — Die Macht der Stunde. — Vroni. Zwei Novellen von Paul Heyse. Illustrirt von Fritz Reiß. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Heyse. — Neue Märchen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1899.

Hinter der Mauer. Beiträge zur Schulreform, mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Ein Buch für Verzieher und Verbildete. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Hirsch. — Aus dem Tagebuch eines letzten Lebensjahrs. Von Ludwig Hirsch. Dresden, E. Pierson. 1899.

Hoffmann. — Sämmtliche Werke E. T. A. Hoffmanns' in fünfzehn Bänden. (In vier Bände gebunden.) Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach. Leipzig, Max Hesse. 1900.

Hönes. — Tante. Von Chr. Hönes. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Hübner. — Otto Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Achtundvierzigste Ausgabe für das Jahr 1899. Herausgegeben von Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Jäger. — Eine Orientreise. Von Max Jäger. Mit 4 Vollbildern und 3 Illustrationen im Text. Schwäb. Hall, Wilhelm German's Verlag. O. J.

Imelmann. — Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Zusammengestellt von J. Imelmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Jzerott. — Aglaia. Dramatisches Gedicht in drei Acten von Marie Jzerott. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Keibel. — Die Schlacht von Hohenfriedberg. Von Dr. Rudolf Keibel. Mit zwei Karten. Berlin, A. Bath. 1899.

Kontz. — Les drames de la jeunesse de Schiller. Étude historique et critique. Par Albert Kontz. Paris, Ernest Leroux. 1899.

Köstlin. — Candidatenfahrten. Von H. A. Köstlin. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Krauß. — Schwäbische Literaturgeschichte in zwei Bänden. Von Rudolf Krauß. Zweiter Band. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Langmann. — Verflogene Rufe. Novellen von Ph. Langmann. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Leander. — Sämmtliche Werke Richard Leander's. Bis zur zehnten Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lenburg. — Oberlehrer Müller. Von Wolfgang Lenburg. Mit Zeichnungen von Josef Sattler. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Ludwig Gabillon. — Tagebuchblätter — Briefe — Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Mit 6 Porträts und 7 Abbildungen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1900.

Maydorn. — Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen von Dr. Bernhard Maydorn. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900.

Mayer. — Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Culturleben. Von Franz Martin Mayer. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Erste Lieferung. Wien, Wilhelm Braumüller. 1900.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Neunzehnter Band. Jahres-Supplement. 1898/99. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Meyer. — Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts von Richard M. Meyer. Erstes bis viertes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Molden. — Das Opfer für Höheres. Eine Untersuchung über das Wesen des Ethischen von Berthold Molden. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Mollwo. — Hans Carl von Winterfeldt. Ein General Friedrich's des Großen. Von Ludwig Mollwo. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1899.

Nicati. — La philosophie naturelle par W. Nicati. Paris, Giard et Brière. 1900.

Niggli. — Adolf Jensen. Von Arnold Niggli. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft. 1900.

Pfister. — Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Eine Darstellung der culturgeschichtlichen und politischen Entwicklung, für das deutsche Volk geschrieben von Albert Pfister. Mit sechs Karten. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Quensel. — Menschenleid. Skizzen und Dichtungen von Paul Quensel. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1899.

Roloff. — Die Colonialpolitik Napoleon's I. Von Dr. Gustav Roloff. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1899.

Romanes. — Gedanken über Religion von George John Romanes. Autorisirte Uebersetzung nach der 7. Auflage des englischen Originals von E. Demert. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1899.

Rostand. — Das Weib von Samaria. Ein biblisches Drama in drei Bildern von Edmond Rostand. Deutsch von Lina Schneider. Köln a. Rh., Paul Neubner. O. J.

Rüttenauer. — Maler-Poeten von Benno Rüttenauer. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1899.

Salomon. — Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Erster Band. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Schäfer. — Pietro Aretino. Tragikomödie aus der Renaissancezeit Italiens in drei Aufzügen von Wilhelm Schäfer. Zürich, Buchdruckerei Emil Cotti's Wwe. 1899.

Schafheitlin. — Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatische Dichtung in drei Theilen von Adolf Schafheitlin. Berlin, S. Rosenbaum. 1900.

Schiefler. — Hamburgische Culturaufgaben. Von Gustav Schiefler. Hamburg, Alfred Janssen. 1899.

Schmidt. — Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Erich Schmidt. Zwei Bände. Zweite, veränderte Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Schmidt. — Valentin. — Festreden von Erich Schmidt und Veit Valentin bei der akademischen und der Goethe-Gesellschaft-Feier zu Frankfurt a. M. zu Goethe's 150. Geburtstag. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1899.

Scholz. — Der Gast. Ein deutsches Schauspiel in drei Aufzügen von Wilhelm von Scholz. München, Schimon & Burger. 1900.

Seidel. — Erzählende Schriften von Heinrich Seidel. Bis zur achten Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Senffleben. — Traute Weihnacht. Ein Weihnachtsfestspiel in sechs Bildern für Schulen und Vereine von Otto Senffleben. Leipzig, Friedrich Jansa. 1899.

Sienkiewicz. — Die Familie Polaniecki. Roman von H. Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung von E. und R. Ettlinger. Eingeleitet durch eine literarhistorische und biographische Skizze von Karl Muth. Mit dem Bildniß des Verfassers. Einsiedeln, Benziger & Co. A.-G. 1899.

Sienkiewicz. — „Quo vadis". Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Von Heinrich Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung von E. und R. Ettlinger. Mit 17 Originalillustrationen von Alexander Rothaug, 3 Ansichten, 2 Plänen und 2 Karten. Einsiedeln, Benziger & Co. A.-G. 1899.

Soldern. — Die Baudenkmale von Samarkand. Architektonischer Reisebericht von Prof. Zdenko Ritter Schubert von Soldern. Mit 19 in den Text gedruckten Abbildungen und 12 Tafeln. Wien, Spielhagen & Schurich. 1898.

Soldern. — Bochara. Architektonische Reiseskizzen von Prof. Zdenko Ritter Schubert von Soldern. Mit 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 12 Tafeln. Wien, Spielhagen & Schurich. 1899.

Sparagnapane. — Achtundvierzig Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdy's 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet von Gaudenz Sparagnapane. Dresden, E. Pierson. 1900.

Spielhagen. — Opfer. Roman von Friedrich Spielhagen. Drittes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1900.

Stegemann. — Stille Wasser. Roman von Hermann Stegemann. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Stein. — An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Culturphilosophie. Von Ludwig Stein. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Stevenson. — Robert Grosseteste. Bishop of Lincoln. By Francis S. Stevenson. London, Macmillan & Co. 1899.

Stieler. — Aus Fremde und Heimath. Vermischte Aufsätze von Karl Stieler. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Tauchnitz Edition. Collection of British authors. Vol. 3383. Reminiscences of the king of Roumania. Edited by Sidney Whitman. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1899.

Tomaseth. — Die vier Bücher des armen Thoms. Dichtung eines Auferstandenen von Heinz Tomaseth. Wien und Leipzig, Carl Konegen. 1900.

Uhl. — Das deutsche Lied. Acht Vorträge von Wilhelm Uhl. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900.

Villiers de l'Isle-Adam. — Histoires souveraines. Par le comte de Villiers de l'Isle-Adam. Bruxelles, Edm. Deman. 1899.

Villiers du Terrage. — Journal et souvenirs sur l'expédition d'Égypte (1798—1801) mis en ordre et publiés par le baron Marc de Villiers du Terrage. Avec portraits, cartes et gravures. Paris, Librairie Plon. 1899.

Villinger. — Kleine Lebensbilder. Geschichten von Hermine Villinger. Illustrirt von Curt Liebich. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Walcker. — Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse. Von Dr. Karl Walcker. Göttingen, Franz Wunder. 1900.

Walter. — Einleitende Worte zu Paul Friedrich's „Christus" an Kritik und Publicum von Curt L. Walter. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1899.

Weber. — Traumgestalten. Von Leopold Weber. Mit Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Weitbrecht. — Das deutsche Drama. Grundzüge seiner Aesthetik. Von Carl Weitbrecht. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft. 1900.

Wiese und Pèrcopo. — Geschichte der italienischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Berthold Wiese und Prof. Dr. Erasmo Pèrcopo. Mit 158 Abbildungen im Text und 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1899.

Wolzogen. — Die Gloriahose. — 's Meikatel und der Seradi. Zwei Geschichten von Ernst von Wolzogen. Illustrirt von Fritz Reiß. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Zabel. — Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater von Eugen Zabel. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.





PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
A000066663263